Die neue Rundschau

XXIIter Jahrgang der freien Bühne

1911

Band 2

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
MAR 3 1 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
N5
1911
Bd. 2

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Gedichte:

Herman Bang, Die Vaterlandsloſen . 1187, 1349, 1511, 1648
Henri Beyle de Stendhal, Zu viel Gunſt tötet 1693
Rudolf G. Binding, Geſpräche mit dem Tod 1597
Herbert Eulenberg, Zwei Deutſche Sonette 1131
Karl Federn, Mal Deſir 1564
Henriette Feuerbach, Briefe an ihren Bruder Chriſtian Heydenreich 956, 1110, 1274
Moritz Heimann, Die Heimat 1740
Ein ungedrucktes Gedicht Henrik Ibſens 988
Eduard Graf Keyſerling, Wellen 905, 1051
Franz Kugler, Briefe über die Geſchichte Friedrichs des Großen 1723
Aage Madelung, Fürſtin Monguſchko 950
Hans Reiſiger, Der Vielgewandte 1420
Arthur Schnitzler, Die Hirtenflöte 1249
Jakob Waſſermann, Aurora 1095

Aufſätze:

Martin Beradt, Der Muſterſchüler 1454
Oskar Bie, Wagner über ſich ſelbſt 977
Ludwig Brinkmann, Die Energiequellen der Technik . . . 1556
Arthur Eloeſſer, Zwei Fürſtinnen 1283
Arthur Eloeſſer, Zur Kleiſt-Feier 1591
Lucia Dora Froſt, Frauenſtudium 1177
Moritz Heimann, Carlyles Goetheporträt 1125
Graf Hoensbroech, Beichte und Beichtgeheimnis 1033

Arthur Holitscher, Reise durch den Staat Neuyork 1570
Sigurd Ibsen, Sozialismus 1641
Johannes V. Jensen, Weltauffassung 1078
Emil Ludwig, Lord Byron und Lassalle 931
Thomas Mann, Chamisso 1438
Max Maurenbrecher, Christusmythen 1497
Julius Meier-Gräfe, Auguste Renoir 1230
Friedrich Naumann, Kulturgeschichte und Kapitalismus . . 1337
Franz Oppenheimer, Die Juden und das Wirtschaftsleben . 889
Otto Pniower, Wilhelm Meisters Theatralische Sendung . 1681
Paul Rohrbach, Haran, die Abrahamsstadt 1237
Karl Scheffler, Der neue Stil 1388
Aus dem Tagebuch einer Reise nach Ostasien 1403

Rundschau:

Paul Barchan, Der enge Rock 1621
Oskar Bie, Ferdinand Hodler 1758
Arthur Bonus, Liberale Kirchenpolitik 1289
Max Burckhard, Der Staat und die heikle Frage 1462
Otto Corbach, Menschenschutz 994
Julius Elias, Ausstellungswesen und -Unwesen 1144
K. von Felner, Mehr Schiller! 1151
Max Friedeberg, Künstlerschaft und Gleichhändigkeit 1312
Lucia Dora Frost, Frauenhochschulen 1606
Alfred Grotjahn, Soziale Hygiene 1132
Moritz Heimann, Ein Katalog 1600
Robert Hessen, Zur Hygiene des Schülerselbstmords 1295
Karl Jentsch, Deutsche Soziologen 1745
Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch 1019, 1162, 1320, 1483, 1627
Junius, Chronik: Gerichtstag 1780
Alfred Kerr, Dramatiker 1771

Adolf Koelsch, Fernwirkung 1004
Oskar Loerke, Neue Bücher 1139
Emil Ludwig, Neue Bücher 1305
Carl Oppenheimer, Höhenklima 1157
Carl Oppenheimer, Vegetarismus 1610
Alfred Polgar, Vom neuen Schauspieler 1302
Felix Poppenberg, Gestalten und Erscheinungen 1614
Daniel Ricardo, Wachsender Reichtum 999
Daniel Ricardo, Börse und Politik 1458
Paul Rohrbach, Die Revolution in China 1751
Samuel Saenger, Nietzsche-Briefe 1479
Emil Schaeffer, Porträt-Ausstellung in Florenz 1467
Jakob Schaffner, Carl Spitteler 1011
Jakob Schaffner, Der Mondespfeil 1474
Jakob Schaffner, Neue Bücher 1763

Anmerkungen:

Julius Bab, Ost-östlicher Diwan 1172
Paul Barchan, Das neue Mädel 1031
Oskar Bie, Gustav Mahler 1025
Oskar Bie, Für Liszt 1785
Arthur Bonus, Italienischer Militarismus 1490
Felix Braun, Leben des Enea Silvio 1329
Max Brod, Die Gnadenwahl 1332
Franz Clement, Albert Samain 1788
Frederik van Eeden, Siderische Geburt 1173
Arthur Eloesser, Von der modernen Ehe 1027
Siegmund Feldmann, Rouvier 1169
Alfred Gold, Die Ex-Sozialistin 1327
Walter Hasenclever, Das keimende Leben 1493
Norbert Jacques, Die lächelnde Mona Lisa 1494
Junius, David Jayne Hill 1634
Alfred Kerr, Die Büchse der Pandora 1029

Adolf Koelsch, Der jüngere Darwin 1333
Emil Ludwig, Vorwort zu einem Buch über Bismarck 1640
L., Bonbon 1791
Max Mell, Die Seele des fernen Ostens 1786
Christian Morgenstern, Gelegentliches 1489
Franz Oppenheimer, „Anarchismus" 1326
Franz Oppenheimer, Übermarxismus 1633
S. Saenger, Jatho 1026
S. Saenger, „Rasse" 1325
S. Saenger, Wilhelm Dilthey 1636
Jakob Schaffner, Erziehung 1170
Emil Waldmann, Deutsche Maler und Zeichner 1637
Robert Walser, Blumentage 1175
Albrecht Wirth, Räubergeschichten 1334
Albrecht Wirth, Atlantis 1491
Albrecht Wirth, Das Rif 1790
Stefan Zweig, Soyka 1638

Die Juden und das Wirtschaftsleben / von Franz Oppenheimer

I.

Werner Sombart bildet unter den gelehrten Volkswirten unserer Zeit „eine Klasse für sich". Seine Schriften sind tiefer in Laienkreise eingedrungen als die seiner meisten Wettbewerber und haben, wohl jede, leidenschaftliches Interesse erweckt, das sich in lärmendem Beifall und zuweilen noch lauterem Widerspruch kundtat, von „Dennoch" und dem „Sozialismus und soziale Bewegung" an bis zum „Modernen Kapitalismus". Das macht: jedes seiner Bücher trägt den Stempel einer eigenartigen und kraftvollen Persönlichkeit. Es genügt Sombart nicht, ein Fachmann zu sein, der das Handwerkszeug seines Berufes mit Meisterschaft handhabt: im Gegenteil, er fürchtet nichts so sehr, wie daß man ihn als einen gewöhnlichen landläufigen „Professor" ansehen möchte. Er strebt bewußt nach dem Vollmenschentum hin, das neben dem Forschen und Denken auch dem künstlerischen Schauen sein Recht läßt — und er kokettiert sogar ein wenig mit diesem Streben. Daher seine Neigung, neue Worte zu prägen, zuweilen mit einem drastischen Witz, einem vulgären Argot-Wort „den Spießbürger zu verblüffen" (epater le bourgeois, sagt der Franzose). Das freut den einen und ärgert den andern; ich, der ich Werner Sombart von jeher für einen bedeutenden Kopf gehalten habe, will freimütig bekennen, daß es mich mehr ärgert als freut. Mir scheint, Wissenschaft soll zwar nicht feierlich, aber ernst sein; sie kann ihr letztes Ziel nur erreichen, wenn der Forscher ganz bei der Sache ist, wenn er nie, aber auch nie „ins Publikum schielt". Ich muß, ich bekenne es, mitlachen, aber es ist ein Schmerz dabei, daß ein Mann von diesen hohen, wissenschaftlichen Qualitäten zuweilen den Ernst verliert, der, nach Goethe, allein das Genie macht.

All das findet sich auch in seinem neuesten Werke: „Die Juden und das Wirtschaftsleben" (Leipzig 1911; bei Duncker und Humblot). Schon vor seinem Erscheinen hat es, dank vorläufigen Veröffentlichungen, starke Sensation gemacht und erregt zur Stunde Juden und Anti- wie Philosemiten leidenschaftlich. Es ist ein „echter Sombart": in seinen Eigenarten, vielleicht Unarten, aber auch in seinen großen Vorzügen. Ein ungeheueres Material ist aus allen möglichen Wissensgebieten zusammengebracht und in der vorbildlichen Weise geordnet und gegliedert worden, die Sombarts größte Begabung ist; und dieser Stoff ist in ein erquellenden, lebendigen Sprache dargestellt, die um so mehr und besser überredet, als sie von tausend glücklichen Nebengedanken und Ausblicken

sprüht, im besten Sinne des Wortes „geistreich" ist. Da ist nirgendeine Sandbank im schnellfließenden Strom dieser Darstellung.

Es wird kaum einen Zeitgenossen geben, der imstande wäre, dieses Werk auf seinen Tatsachengehalt hin zu kontrollieren. Dazu müßte man nicht nur Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker, sondern auch jüdischer Theologe, Anthropologe, Völkerpsychologe usw. sein. Wo ich zufällig kontrollieren kann, habe ich nicht allzu selten Widerspruch anzumelden, und gewiß werden andere Fachmänner in ihrem Spezialforschungsgebiet das gleiche tun können. Namentlich scheint mir, als wenn auch Sombart der Gefahr nicht immer entgangen ist, nur die Tatsachen zu sehen, die er brauchen konnte, aber die nicht zu sehen, die er nicht brauchen konnte. Aber es fällt mir nicht ein, ihm daraus einen Strick drehen zu wollen. Solange das innerhalb einer gewissen Fehlergrenze bleibt, kann nur ein „Fachmensch" im engsten und schlechtesten Sinne Henrik Ibsens daraus Vorwürfe gegen einen Forscher herleiten, der den Mut hat, zwischen verschiedenen Wissensgebieten die erste Notbrücke zu schlagen — denn dazu gehört mehr Geist, Wissen und Verstand, als der unfehlbare „Fachmann" überhaupt ahnt. Solche Bücher haben gar nicht den Zweck, „exaktes Wissen" zu vermitteln, sondern sie sollen und wollen (Sombart ist sich dessen ganz bewußt) Probleme künftiger exakter Forschung aufstellen; sie gehen mehr auf Möglichkeiten, als auf Wirklichkeiten, wollen Fragen eher stellen als beantworten. Wo die Könige baun, haben die Kärrner zu tun, und Sombarts neues Buch stellt Spezialprobleme für einige hundert exakter Doktordissertationen und Professorenbücher.

Im übrigen will ich für meine Person, unter Vorbehalt besserer Belehrung durch fachmännische Kritiker, bekennen, daß ich im großen und ganzen davon überzeugt bin, daß Sombart die Dinge richtig gesehen hat. Ich habe — immer abgesehen von nicht entscheidenden Einzelheiten — gegen die Darstellung selbst nur in einem wichtigen Punkte Widerspruch, und auch hier nur temperierten Widerspruch, anzumelden; es betrifft die „jüdische Eigenart", Sombarts Variante der Rassentheorie. Und das wiegt um so leichter, als Sombart selbst überall seine Deutungen mit größter Vorsicht als „Lösungsversuche" und „Anregungen" bezeichnet.

Völlig anderer Meinung bin ich nur in bezug auf das große volkswirtschaftliche Problem von der Entstehung und dem Wesen des Kapitalismus, von dem aber hier nur sozusagen zwischen den Zeilen die Rede ist. Man muß Sombarts Hauptwerk, den „modernen Kapitalismus", genau kennen, zu dessen Neubearbeitung diese Studie eine Vorarbeit darstellt, um es herauszufühlen, wie sehr sie dem einen Ziele gilt, die dort vorgetragene Grundanschauung zu beweisen. Davon zum Schluß!

II.

Der Inhalt des Buches läßt sich in kurzen Worten darstellen. Überall, wo der Kapitalismus aufblüht, finden sich reiche Juden als seine erfolgreichsten und vorgeschrittensten Vertreter und Vorkämpfer; — überall, wo die Juden

vertrieben werden, kümmert das Wirtschaftsleben dahin, verwelken die hoffnungsreichen Ansätze zum Welthandel und Verkehr, zur Großproduktion und rationellen Organisation der Volkswirtschaften. „Wie die Sonne geht Israel über Europa: wo es hinkommt, sprießt neues Leben empor, von wo es wegzieht, da modert alles, was bisher geblüht hatte" (S. 15). Die bisherigen Erklärungen dieses Auf und Ab, des Verfalls der spanischen und italienischen, der Blüte der belgischen, holländischen, englischen, Hamburger und Frankfurter Kaufmannschaft und Volkswirtschaft reichen nicht hin: weder die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, noch der Verfall der politischen Macht der Staaten: die Einwanderung jüdischen Geldes und jüdischer kapitalistischer Intelligenz scheint ein plausibler Erklärungsgrund — und viele aufgeklärte zeitgenössische Beobachter haben denn auch die Zusammenhänge so gesehen.

Eine nähere Prüfung des sich aufdrängenden Gedankens stützt ihn entschieden. Wo wir an die Quellen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung emporsteigen, finden wir Juden nicht nur der Zahl, sondern auch dem Einfluß nach in bedeutsamer, ja häufig in offenbar entscheidender Position beteiligt. Sie haben an der Belebung des internationalen Warenhandels, namentlich mit Kolonialprodukten (Zucker!) und Edelmetallen, einen überwiegenden Anteil gehabt; sie haben zu dem Zweck aktiv an der Begründung der modernen Kolonialwirtschaft den größten Anteil genommen; Amerika vor allem, dessen Boden als erster Europäer ein jüdischer Fahrtgenosse des Kolumbus betrat, ist, Süden wie Norden des Kontinents, ein „Judenland" geworden; spanische, holländische, portugiesische Judenchristen haben die westindische Zuckerindustrie und Plantagenkultur entwickelt; Juden sind in den Vereinigten Staaten mit den Farmern von der atlantischen Ostküste westwärts vorgerückt und haben gleich von Anbeginn an den Keim der modernen Kredit- und Handelswirtschaft in jede Ansiedlung gepflanzt. Juden haben schließlich als Lieferanten und Finanzmänner den modernen Staat, dieses „Gehäuse des Kapitalismus", entwickeln helfen.

Als nicht minder wichtig zeigt sich ihr Einfluß, wenn wir der Geschichte der einzelnen Institute nachgehen, die das Wirtschaftsleben „kommerzialisieren", das heißt, um mit Sombart zu sprechen, „versachlichen". Und in der Tat ist die Objektivierung, die Versachlichung aller Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, das charakteristische äußere Merkmal der kapitalistischen Wirtschaft, durch die sie sich auf das schärfste von der mittelalterlichen Wirtschaft, der „einfachen Warenproduktion", unterscheidet, in der kaum andere als persönliche Beziehungen bestehen. Nirgend tritt diese Entpersönlichung der Wirtschaftsbeziehungen klarer zutage als im Wertpapier, das Schuldverpflichtungen eines Schuldners gegen „Herrn Omnis" herstellt; und bei der Herausgestaltung aller Arten von Wertpapieren: bei dem indossablen Wechsel, der Aktie, der Banknote, der Partial-Obligation sind offenbar jüdische Bankiers überaus stark beteiligt;

ja, es ist sogar sicher, daß Inhaberpapiere („Mamrem“) schon in prähistorischer Zeit unter den Juden und ihren Kunden Zirkulation gehabt haben, und der Schluß ist nicht zu kühn, daß die Handelsgewohnheit hier eine ihrer Quellen gehabt habe.

Wie an der Schaffung, so haben sie auch am Handel mit den Wertpapieren den größten Anteil gehabt. Es ist bekannt, daß das jüdische Verkehrsrecht, namentlich in bezug auf die „Vindikation“ gestohlenen Eigentums gegenüber dem gutgläubigen Erwerber, in das europäische Recht übergefiltert ist (wie denn überhaupt in aller Welt das „jus gentium“ der fremden Kaufleute das „jus strictum“ der Volksrechte allmählich ummodelt). Auf der so geschaffenen Rechtsgrundlage konnten sich dann die Börsen, als die Märkte der „fungiblen“, „versachlichten“ Waren, emporbauen; und auch an ihrer Wiege stehen überall Juden als sehr einflußreiche Mitbegründer. Von den Anfängen der Produktenbörse wissen wir freilich wenig; aber die Effektenbörse stammt aus dem Wechselhandel, den die Juden fast überall beherrschen; sie sind die Erfinder oder Miterfinder des Terminhandels; sie stehen in erster Reihe bei der Emission der öffentlichen Anleihen, bei der Internationalisierung des Kreditverkehrs; hier liegt die Wurzel des Reichtums der Rotschilds. Und sie leiten auch die neuesten Phasen des Bank- und Börsenwesens ein; die erste große Spekulationsbank, der Crédit mobilier, ist eine Schöpfung der Péreire; und ebenso stehen die Juden mit in erster Reihe in dem grandiosen Prozeß, der jetzt vor unseren Augen die Industrie kommerzialisiert, „versachlicht“, indem er sie unter die Kontrolle des „Bankenkapitals“ bringt, ein Prozeß, den soeben Rudolf Hilferding in seiner glänzenden Untersuchung über das „Finanzkapital“ dargestellt hat.

Besonders wichtig ist aber für Sombart, der in der spezifischen „kapitalistischen Gesinnung“ die Hauptwurzel des Kapitalismus erblickt, die Tatsache, daß diese Gesinnung zuerst, notwendigerweise, bei den Juden auftreten mußte und aufgetreten ist. Die Wirtschaftsauffassung des Mittelalters ist die „feudal-handwerksmäßige“; sie ist, wie Sombart in prächtiger, psychologischer Analyse zeigt, ganz auf die Bauernwirtschaft abgestellt. Wie der kleine Grundbesitzer nicht mehr erstrebt und nicht mehr erstreben kann, als seine „anständige Nahrung“ auf dem ihm zu Eigentum gehörigen, rings gegen jeden fremden Eingriff umwehrten Grundstück, so sucht auch der Handwerker und Kaufmann dieser Zeit nur seine „Nahrung“ von einem ihm durch Recht und Gewohnheit abgegrenzten, einbruchsfreien Erwerbszweige. In diese Ordnung, in die sie nicht eingegliedert sind, müssen die Juden einbrechen, müssen alle Grenzen der einzelnen Erwerbsgebiete überschreiten, durch billigere Preise, durch Kundenfang der (bei der geschilderten Sachlage damals als höchst unanständig gelten mußte), durch Reklame, durch Verbilligung der Produktionskosten, durch Vergrößerung des Umsatzes: kurz alle Mittel der späteren kapitalistischen Konkurrenz, die heute, in ganz veränderten Verhältnissen, als erlaubt und ehrenhaft gelten, mußten sie,

um existieren zu können, als erste erfinden, und wurden so nicht nur zu ihrem Schaden und Verruf die verhaßten „Störer" der alten, satten, ausgeglichenen Ordnung, sondern auch die Väter der Idee der freien Konkurrenz, des Freihandels, der Gewerbefreiheit — und das heißt der kapitalistischen Gesellschaftsauffassung.

III.

Was hat die Juden zu dieser entscheidenden weltgeschichtlichen Rolle berufen? Worauf beruht ihre spezifische Fähigkeit zur kapitalistischen Beschäftigung? Sie kann in objektiven Umständen oder in subjektiver Eignung begründet sein.

Bei der Entscheidung dieser Unterfrage verfährt Sombart in methodologisch einwandfreier Weise. Die wissenschaftlichen Soziologen haben den rassechauvinistischen Fanatikern immer wieder entgegengehalten, daß es nur *ein* Mittel geben kann, um einwandfrei zu beweisen, daß die rassenhafte Eigenart der verschiedenen Nationen oder Völker universalgeschichtliche Bedeutung gehabt habe und noch habe; und zwar besteht dieses einzige Mittel darin, in einer vorläufigen Betrachtung *ganz von dem Einfluß der „Rasse" abzusehen!* Man muß versuchen, wie weit man mit der Ableitung der geschichtlichen Tatsachen aus der allmenschlichen Psychologie einerseits und dem Druck der Umwelt andererseits gelangen kann: erst wenn dann noch unerklärliche Reste bleiben, darf man auf die Hypothese der verschiedenen Rassenbegabung zurückkommen. Also ein Verfahren per exclusionem!

Sombart, der ein viel zu scharfer Kopf und nebenbei gesagt, ein viel zu „guter Europäer" ist, um sich nicht mit Hohn und Ekel von den „Leistungen" der landläufigen Germanomanen und Judenfresser abzuwenden, folgt dieser vorgeschriebenen Methodik und untersucht zunächst, in welchen objektiven Umständen ihrer Außenwelt die Erklärung für das Phänomen gefunden werden kann, daß gerade die Juden die Träger der kapitalistischen Entwicklung geworden sind.

Solcher Umstände gibt es eine ganze Reihe. Der erste, auf den ich meines Wissens zuerst aufmerksam gemacht habe, ist ihre räumliche Zerstreuung über den ganzen „Weltkreis" der antiken Geschichte. Solange hier die griechisch-lateinische Sprache die Weltsprache ist, also während der ganzen hellenistischen Periode, spielen die Juden als Händler und Geldmänner keine Rolle. Sie sind zumeist, wie Sombart richtig sagt, „kleine Packenträger", verachtete Hausierer. Sobald aber der Staub sich senkt, den der Niederbruch des weströmischen Reiches über die Wirtschaftsgeschichte gewirbelt hat, finden wir dieselben Juden als Beherrscher des internationalen Handels und namentlich des Geldhandels. Die Ursache scheint mir klar: in diesem neuen Babel, wo keiner den anderen mehr versteht, weil die alte Weltsprache durch hundert barbarische Sprachen verschüttet ist, gibt es nur noch eine Nation, die sicher ist, vom Indus bis zum Finis terrae und von den Oasen der Sahara bis nach Hochschottland überall nicht nur verstanden zu werden, sondern auch verläßliche Geschäftsfreunde zu

finden: die Juden, die sämtlich mindestens ihre Landessprache neben dem Hebräischen sprechen. So hat die Diaspora selbst das Netz der internationalen Beziehungen gespannt, mit dem sie die Welt überziehen. Das scheint mir das Problem zu erklären, warum von allen Völkern der Antike, die sämtlich aus den gleichen Ursachen ihrer inneren Entwicklung ihre Landeskinder in ungeheuerer Menge als Händler über alle Länder zerstreut hatten, gerade das kleinste und einflußloseste, die Juden, die Erbschaft der internationalen Verkehrsbeziehungen antreten durfte. Diaspora im Sinne der räumlichen Zerstreuung hatten alle: aber nur bei den Juden riß das verbindende Band, die Sprache, nicht ab, gerade weil das Hebräische damals schon eine tote, heilige Sprache, eine Kultsprache war, wie das Sanskrit und später das Kirchenlatein.

Dazu kommt ein zweiter Einfluß der Diaspora, den Sombart wieder mit feiner psychologischer Spürkraft darstellt, die „Fremdheit" zunächst im psychologisch-sozialen Sinne. Die Juden stehen „draußen in frischer Luft", außerhalb des Rahmenwerks von Rechten und Pflichten, das sonst in der mittelalterlichen Welt jede Personalwirtschaft und ihre „Nahrung" abgrenzt; daraus wächst zwar die Not, die zur rastlosen Tätigkeit treibt, aber auch die Fesselloſigkeit, die innere Freiheit, die auch nach solchen Mitteln zu greifen den Mut findet, die die gefestigten Existenzen kraft ihrer Gruppenpsychologie verschmähen. Alles in allem ist der Jude überall ein „Kolonist", der bekanntlich sich überall leicht entschließt, der neuen Umwelt mit neuen Mitteln zu Leibe zu gehen.

Verstärkt wird das durch die äußere Form, in der ihre „Fremdheit" sich äußert; Sombart bezeichnet sie glücklich als „Halbbürgertum". Er hat wahrscheinlich recht, wenn er dieses Moment weniger stark bewertet, als die meisten Vorgänger; vielfach hatten die Juden sehr weitgehende Rechte, ja, volles Bürgertum, und nahmen dennoch die gleiche Entwicklung wie die Halb- und Viertelsbürger ihres Stammes. Auch darin dürfte er richtig sehen, daß die Ghetti den Juden nicht nur von außen her aufgezwungen wurden: sie hatten stets selber die Tendenz, sich in ein Ghetto einzuschließen sozusagen als die räumlich-materielle Projektion ihrer innerlichen nationalen und vor allem religiös-kultlichen Absonderung. Alle fremden Kaufleute leben überall in eigenen Quartieren unter eigenem Recht, nicht nur im Staalhof in London, im Fondaco dei Tedeschi in Venedig, in der Tyske Brügge in Bergen, sondern auch in Insulindien, Afrika, China und Japan, selbst dort, wo sie unter Angehörigen der gleichen Religion hausen: um wie viel stärker mußten diese Motive auf die Juden wirken, die auch aus religiösen Gründen eine gewisse Absonderung durchführen mußten.

Immerhin ist ersichtlich, daß das Halbbürgertum, war es nun aufgezwungen oder freiwillig übernommen, auf die Berufswahl der Juden sehr stark einwirken mußte. Daß sie fast nirgend Vollbürgerrechte hatten, drängt alle ihre Kräfte in das Erwerbsleben, während die stärksten Energien ihrer Gastvölker sich dem

öffentlichen Leben zuwendeten; und, da sie keinen andern Weg zu Einfluß, ja zu Sicherheit hatten, als den Erwerb von Reichtum, so mußte ihre, wie in einen Dampfkessel eingeengte und überhitzte Energie mit vervielfachter Spannung durch jenes einzige Ventil hindurch ihre Welt zu bewegen streben. Das mußte ihrem Tun die Spitze geben namentlich gegen die genossenschaftlichen Verbände der Zünfte usw., von denen sie in der Regel ausgeschlossen waren, und die ihnen alle Wege zum Erfolge sperrten, weil sie den Anspruch erhoben, das ganze wirtschaftliche Leben zu umspannen. Und da die Juden schließlich, als Halbbürger, ihres Eigentums und Lebens niemals sicher waren, so mußten sie ihren Besitz in die unauffälligste, kompendiöseste und zugleich wertbeständigste Form zu verwandeln suchen, die sich denken läßt, in Geld und geldwerte Forderungen. Sombart macht es sehr plausibel, daß die Juden zur Ausbildung der Inhaberpapiere nicht zuletzt durch den Zwang gedrängt worden sind, ihre Schätze vor dem gierigen Zugriff der Machthaber und des Pöbels zu sichern. Dadurch kamen sie notgedrungen — das privilegium odiosum der den Christen nach kanonischem Recht verbotenen Geldleihe kam dazu — zu ihrer vorwiegenden Beschäftigung mit der Geldleihe und dem Geld- und Wechselhandel.

So wurden sie reich — wenigstens viele von ihnen, reich an dem mobilen Kapital, das den Embryo des Kapitalismus gebildet hat, und diese äußere Ausstattung befähigte sie nun als fernere objektive Ursache, den jungen Kapitalismus aus seinen Windeln zu entwickeln. Sombart trägt zahlreiche Belege für den großen Reichtum vieler, namentlich spanischer Juden, zusammen; er geht sogar so weit, anzunehmen, daß die Austreibung der Juden aus der Pyrenäen-Halbinsel diese von Geld „leergepumpt" und dafür Holland und England aufgefüllt hat. Und er ist der Meinung, daß heute noch der jüdische Reichtum relativ zum christlichen sehr groß ist. Für den westeuropäisch-amerikanischen Wirtschaftskreis mag das in bescheidenem Maße zutreffen; für Osteuropa mit seinem zahllosen entsetzlich armen Judenproletariat scheint es mir unwahrscheinlich: keinesfalls können die von Sombart hier versuchten statistischen Nachweise durchschlagen. Man kann zum Beispiel den Relativstand des jüdischen Reichtums nicht aus einer städtischen Statistik erkennen, da die reichsten Christen als Großgrundbesitzer auf dem Lande wohnen, während die reichen Juden sich in wenigen Städten zusammendrängen. Aber darüber lohnt es sich nicht zu streiten, weil es für den historischen Zusammenhang ganz gleichgültig ist, ob die Juden im Durchschnitt noch heute reicher sind als die Nicht-Juden. Sombarts allgemeine Schlüsse werden davon nicht berührt, um so mehr, als er selbst feststellt, daß augenscheinlich die Juden schon heute vielfach aus ihrer leitenden Stellung im kapitalistischen Leben verdrängt werden in dem Maße, wie die bureaukratische Großorganisation an die Stelle des einzelnen Unternehmer-Händlers tritt.

Eine Mittelstellung zwischen den objektiven und subjektiven Ursachen, die

die hervorragende Beteiligung der Juden am Kapitalismus erklären sollen, nimmt die jüdische Religion ein. Alle Religion gilt von jeher ihrer Wurzel und Hauptrichtung nach als Ausfluß einer bestimmten „Volksseele" und zählt insofern als „subjektiver" Faktor; andrerseits aber tritt sie in ihrer jeweiligen Gestalt dem Einzelnen als objektive Macht, dem Juden geradezu als stärkster Bestandteil seines „Milieu", gegenüber. Und sie ist ferner auch insofern objektiv, als sie selbst durch das Milieu umgewandelt, angepaßt ist. Die Juden der Diaspora stehen unmittelbar viel mehr unter dem Einfluß der Kommentare zur Bibel als unter dem der Bibel selbst; und diese Kommentare, vom Talmud bis zum Schulchan Aruch, mußten in Religions- und Rechtsentscheidungen notwendig das Leben eines Stammes von „Halbbürgern" widerspiegeln, die fast ausschließlich vom Geldhandel und Warenhandel lebten. Auch das kanonische Judenrecht mußte sich, wie alle kanonischen Rechte, wenn auch zögernd, der Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse, dem Druck der politischen Umstände anschmiegen.

So entwickelte die jüdische Religion aus dem Wirtschaftsleben die relativ vorgeschrittene Ordnung des Verkehrs- und Handelsrechtes, die, wie schon angeführt, dann in das andersartige Recht der damals noch vorwiegend agrarischen Gastvölker überfiltriert ist; sie entwickelte ferner aus dem politischen Milieu des Halbbürgertums heraus das ihr charakteristische „Fremdenrecht," das den Nicht-Juden grundsätzlich schlechter stellt als den Glaubensgenossen — übrigens ein Urrecht, das auf primitivster Stufe alle Nationen haben. Und sie entwickelte schließlich aus dem sozialen Milieu des Ghetto jene Tugenden der Mäßigkeit, Keuschheit und Selbstbeherrschung, die alle Pariahs üben müssen, weil ihnen die Möglichkeit abgeht, sie nicht zu üben, jenen „Puritanismus" der Lebensführung, den später in der Tat die schottischen Puritaner und die Quäker mit Bibelsprüchen begründet haben. Dieses „Leben gegen die Natur oder neben der Natur" war die letzte der objektiven Ursachen, die den Juden im kapitalistischen Wettkampf an die Spitze bringen mußte: denn Sparsamkeit, Nüchternheit, Umsicht sind die eigentlichen Kapitalistentugenden; ist doch nach den von puritanischem Geist beseelten schottischen Moral- und Wirtschaftsphilosophen der Kapitalprofit der gerechte Lohn der „Enthaltsamkeit" und nüchternen Vorsicht!

IV.

Damit wären die „objektiven Ursachen" aufgezählt. Sombart ist der Meinung, daß sie nicht ausreichen, um das Resultat völlig zu erklären. Denn, sagt er, und meines Erachtens mit Recht, es ist klar, daß ein Schicksal, wie es die Juden gehabt, erlitten und geschmiedet haben, doch eine bestimmte „Eigenart" voraussetzt. Zwar daß sie noch in der Zerstreuung, ungleich anderen Nationen der alten Welt, zusammenhielten, läßt sich meines Erachtens noch aus der Bindung durch ihre heilige Religion und ihre Sprache erklären, die sie ungleich stärker beeinflußte, als die anderen — wobei denn freilich die Frage sich gebieterisch stellt, ob nicht

vielleicht dieſe Religion eben aus ihrer „Eigenart" erwachſen iſt. Aber, daß ſie dem Druck der Stiefvaterländer nicht unterlagen, und vor allem, daß ſie auch dort den „kapitaliſtiſchen Berufen" ſich zuwendeten, wo ſie völlige Gleichberechtigung genoſſen — das deutet allerdings auf eine beſondere pſychologiſche Artung hin.

Vielleicht iſt an der Ausbildung des jüdiſchen Seelentypus, den Sombart, wie mir ſcheint, im großen ganzen richtig ſchildert, — wenn auch, wie ich zu begründen verſuchen werde, nicht richtig deutet, — noch ein Moment beteiligt, das er nicht in ſeiner ganzen Bedeutung einzuſchätzen ſcheint: die *Auslese* durch die Taufe! Wer nicht die Energie beſaß, dem Drucke Widerſtand zu leiſten, ging über, und ſo blieb eine dieſem beſonderen Milieu beſonders angepaßte „Art" übrig. Doch das nur als ein Hinweis auf Nebenumſtände; ich weiß nicht, inwieweit es möglich iſt, dieſe Ausleſe für frühere Zeiten, namentlich für das frühe und hohe Mittelalter, quantitativ zu erfaſſen.

Jedenfalls ſcheint mir, wie geſagt, Sombart die „Eigenart," den pſychologiſchen Typus der Juden im großen ganzen richtig erfaßt zu haben. Er ſpricht ihm zu: überragende Geiſtigkeit bei Zurücktreten der gefühlsmäßigen Stellung und Stimmung zur Welt, alſo einſeitige Ausbildung des „Intellektualismus" und Mangel an Anſchaulichkeit; damit im Zuſammenhang ſteht ihre Zweckbedachtheit, Beweglichkeit zum Ziele hin und Anpaſſungsfähigkeit.

Bis hierher ſtimme ich mit Sombart in den großen Zügen überein. Aber hier beginnt der Gegenſatz, den ich verſuchen will, zu begründen. Er betrifft zunächſt ſeine Theorie von der jüdiſchen Raſſe.

Es miſchen ſich nicht nur zwei Begriffe in dem Worte „Raſſe," wie Sombart ſagt, ſondern drei. Es bedeutet zum Beiſpiel in der Zuſammenſetzung „Raſſenhygiene" das Edelprodukt einer Züchtung: in dieſem Sinne hat es vorläufig geringe geſchichtsphiloſophiſche Bedeutung. Außerdem bedeutet „Raſſe" entweder einen *Anfang*, zum Beiſpiel bei Gobineau, oder, zum Beiſpiel bei Chamberlain, ein *Ende*. Für jenen, der noch in der vordarwiniſtiſchen Zeit lebte, gilt noch die Lehre von der „Konſtanz der Arten": ihm ſind die Menſchenraſſen „gute Arten" im Sinne der älteren Zoologie, fix und fertig mit allen leiblichen und geiſtigen *Kennzeichen* aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und unveränderlich, ſoweit ſie ſich nicht baſtardieren.

Für die Neueren aber iſt „Raſſe" ein *Ende*, das Produkt einer Zuchtwahl und Inzucht, bei ſtrenger Iſolierung der Produkte. Dieſe Auffaſſung iſt orientiert an der „künſtlichen Zuchtwahl" von Tier- und Pflanzenzüchtern. Hier gibt es nun nur einen variablen Faktor des Experiments, die Blutkreuzung, und darum ſpricht der Züchter von nichts anderem. Die Iſolierung verſteht ſich von ſelbſt und ebenſo das „Milieu," nämlich beſte Ernährung und Wartung der Zuchtergebniſſe. Chamberlain und die Seinen, die immer mit Züchtererfahrungen protzen, ſprechen daher gleichfalls immer nur von der Blutkreuzung. Sie über-

sehen dabei, daß die menschlichen „Rassen" nicht durch künstliche, sondern durch „natürliche" Zuchtwahl entstanden sind, und daß hier außer der Kreuzung auch das Milieu ein, und zwar im äußersten Grade variabler Faktor ist. Ernährung, Wartung und, im menschlichen, soziale Lage wirken daher im Historischen „rassebildend" neben der Blutkreuzung und vielleicht stärker als sie.

Darum ist es verkehrt, wie Sombart es tut, anzunehmen, daß Milieutheorie und Rassentheorie unvereinbare Gegensätze sind. Sie dürften in der rechten Synthese die Wahrheit ausmachen, nämlich, daß das Milieu mindestens als Mitbildner die Rasse (als Ende) formt. Und das scheint mir für die „jüdische Eigenart" wahrscheinlicher als Sombarts „Lösungsversuch".

Er glaubt, daß die Juden ein „Wüstenrandvolk," ein „heißes Volk" sind, das das Schicksal in „naßkalte, nordische Waldvölker" versprengte. Die Schlüsse, die er aus dieser Hypothese zieht, sind überaus geistreich. Als Herdenbesitzer haben sie zählen, als Sternbeobachter im grenzenlosen, ewig unbewölkten Wüstenbezirk rechnen lernen müssen; die Einflüsse der Seßhaftigkeit bleiben ihnen fremd wie das mystische Spiel der Wolken und Nebel im Wald- und Sumpfland des Nordens; Nomaden waren sie, ewig auf der Wanderung zu neuen Zielen: daher ihre Rastlosigkeit, ihre Zielstrebigkeit. Das alles hat sich zu erblichen Anlagen verdichtet; und so sind die Juden geblieben, wozu sie vor ungezählten Jahrtausenden die Wüste gebildet hat: Nomaden mit dem „Saharismus" im Blute: die geborenen „Kapitalisten," während der nordische Waldmensch, der Seßhafte, Naturgebundene der geborne Vertreter jener völlig andersartigen Wirtschaftsgestaltung war, die der Jude angriff und zerstörte!

Fabelhaft geistreich! Eine packende Antithese: Wüste und Wald! Alle Menschengeschichte in einem Bilde! Und vielleicht, wer kann es wissen, ist sogar etwas Wahres daran. Aber Sombart selbst hat sich ex professo streng methodisch erboten, so weit wie möglich alle uns interessierenden Phänomene „objektiv" zu erklären und nur für etwa unerklärbar bleibende Reste die Rassenhypothese heranziehen. Und ich meine, man kann mit dem Objektiven noch ein gutes Stück weiter kommen.

Sombart hält die Juden für eine konstante Rasse von Anfang an, zwar nicht vom Schöpfungstage an, wie Gobineau, sondern vom Anfang ihrer historischen Laufbahn bis heute. Mag sein, ich bin nicht in der Lage, das Gegenteil zu beweisen. Ihr äußerer Typus soll noch heute der gleiche sein, wie er uns vor drei bis vier Jahrtausenden auf ägyptischen Schildereien entgegentritt. Mag sein! Obgleich Sombart selbst mindestens drei Typen unterscheidet, den eleganten Spaniolen, den plumpen Aschkinaz und den blonden Juden. Er vermißt sich, trotzdem er zugibt, daß die Anthropologie konstante leibliche Artmerkmale nicht auffinden kann, dennoch, kraft der „Intuition," den Juden als solchen zu rekognoszieren. Mag sein, obgleich ich einer Prüfung dieser seiner vermeintlichen Fähigkeit mit einer gewissen heiteren Spannung entgegensehen würde. Ich

würde jede Wette auf mindestens 30 Prozent Fehldiagnosen zu halten wagen, wenn die Objekte nicht allzu ungeschickt ausgewählt würden. Aber das bleibe dahingestellt. Was Sombart aber als Beweis von der Konstanz des geistigen Typus anführt, ist ungeheuerlich!

Die Juden sollen von Anbeginn an ein Volk, nicht, wie zumeist behauptet, des Handels, sondern der Geldleihe gewesen seien. Beweise? Schon die Propheten geißeln den Wucher an den Volksgenossen! (S. 371.) Aber drei Seiten später weist Sombart selbst darauf hin, daß ganz das gleiche, Auswucherung der bäuerlichen Unterklasse durch die Oberklasse, sich überall findet: „Altertum, Mittelalter und Neuzeit sind gleichmäßig angefüllt mit Leihe und Wucher". Ich hebe hervor, daß der Wucher als schwere Volkskrankheit eines der Hauptsymptome der „kapitalistischen Sklavenwirtschaft" ist, die alle antiken Staaten zerstört hat und zerstören mußte.

Damit ist also nichts zu beweisen. Und ebensowenig mit den paar Quellenzeugnissen aus der Diaspora, aus denen nur hervorgeht, daß einzelne jüdische Bankiers Darlehnsgeschäfte machten, und daß hier und da die Juden im allgemeinen als Schacherer und Wucherer verschrien waren. In Südrußland schelten sie heute, leider mit Recht, die deutschen Kolonisten Wucherer! Beweist das etwas für die Deutschen im allgemeinen? Und waren die Tausende von jüdischen Seidenwebern und Seidenfärbern alle „nebenberuflich" Geldleiher, die, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, im byzantinischen Reiche lebten? Außerdem wirken ja in der Diaspora schon alle jene „objektiven" Ursachen!

Hier ist Sombart der Gaul durchgegangen. Er „wollte etwas beweisen, was vorher schon feststand". Die Beweise genügen auch den bescheidensten Ansprüchen nicht. Nichts scheint festzustehen, als daß die Juden der großen Masse nach sich in den späteren Zeiten der Diaspora, namentlich vom hohen Mittelalter an, immer ausschließlicher mit dem Geldleihgeschäft ernährt haben.

Um das aber zu erklären, dazu braucht man nicht die Hypothese einer Rassenbegabung „von Anfang an", sondern dazu reicht, wie mir scheint, die Hypothese einer bestimmten, gewordenen Gesamtpsychologie, meinetwegen einer geistigen „Rasse" im Sinne eines Endes aus, die durch das spezifische Milieu ausgebildet und erhalten, vielleicht sogar zu einer echten, auf lange hinaus vererblichen „Anlage" herangezüchtet worden ist. Alle jene aus dem „Objektiven" unerklärbaren Reste lassen sich, wie ich glaube, verstehen, wenn man die Juden begreift als eine vielsprachige verstädterte ehemalige Herrenklasse.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe für die Psychologie, einmal die Einflüsse der Mehrsprachigkeit auf das Seelenleben genauer zu betrachten. Ich kann hier nicht mehr als Andeutungen geben. Dem Menschen, der mehrere Sprachen spricht, muß sich der Begriff, der ja im Worte Gestalt hat, ganz anders vom Dinge, dem Objekte ablösen, als dem nur Einsprachigen, dem beide aufs engste

gekuppelt scheinen. Der Mehrsprachige hat eine freiere, höhere, abstraktere Stellung zum Objekt, er steht ihm „objektiver" gegenüber. Daraus mag ein Teil des jüdischen Rationalismus abzuleiten sein: denn die Juden beherrschen in der Diaspora immer mindestens zwei Sprachen (Landessprache und Hebräisch), die ehemals deutschen und spanischen Juden drei (Yiddisch beziehungsweise Spanisch) und viele mehr als drei Sprachen.

Ferner waren sie in der Diaspora Städter! Diesem Umstande hat Sombart versucht gerecht zu werden, aber meinem Empfinden nach nicht ausreichend. Hier hat seine sonst immer bewährte psychologische Spürkraft versagt. Ein Teil jener unerklärbaren Reste läßt sich erklären, wenn man den vollen, scharfen Kontrast zwischen der Weltanschauung und Weltstimmung des Bauern einerseits, des Städters andererseits erfaßt hat. Der Bauer ist in unmeßbarem Grade naturgebundener, naturabhängiger, naturvertrauter als der Städter; seine Existenz ist viel mehr geknüpft an unberechenbare, unkalkulierbare Naturtatsachen: darum ist er in aller Welt schwerfälliger, abergläubischer, als der Städter, aber auch ein besserer Beobachter und tieferer Sinnierer als dieser, dem das Leben viel mehr als ein regelmäßiger, auskalkulierbarer Mechanismus erscheinen muß, und der notwendig rationalistischer, beweglicher, rastloser, nervöser (denn ihn treffen unzählig mehr Reize), novarum rerum cupidior, das heißt: „revolutionärer" in jedem Sinne sein muß. Dieser Kontrast geht durch die ganze Welt, über alle Rassen und Erdteile, und entscheidet geradezu den großen Gang der Geschichte.

Bleibt nun nur noch die Frage, warum die Juden denn überall Städter und nicht Bauern geworden sind? Und darauf scheint mir als Antwort hinzureichen, daß sie augenscheinlich — Sombart selbst nimmt das an — ehemalige Herrenklasse gewesen sind. Denn auch das ist ein durchgehendes soziologisches Gesetz, daß keine Gruppe, die jemals von fremder Muskelarbeit — und das heißt im historischen Verlauf fast durchaus: Knechtsarbeit — gelebt hat, als Ganzes zur dauernden Knechtsarbeit herabgedrückt werden kann!

Kriegertum und Grundherrentum einerseits und Kaufmannschaft andererseits sind im soziologischen Betracht die zwei Seiten einer Münze. Auch die „naßkalten" Wikinge raubten und handelten, aber arbeiteten nicht. Zu Land- und Seeraub hatten die Juden in der Diaspora selten Gelegenheit, Kriege konnten sie nicht führen, weil sie keinen Staat hatten, Großgrundbesitzer waren sie vielfach am Anfang des Mittelalters, konnten es aber als Juden nicht bleiben, weil man ihnen verbot, christliche Arbeiter zu beschäftigen, während es jüdische nicht gab. Außerdem machte ihr „Halbbürgertum" sie unfähig, die staatlichen Funktionen zu übernehmen, die sich immer mehr auf das Grundeigentum häuften: so blieb ihnen, wenn sie ihre Klasse nicht ganz verlieren wollten (und das konnten sie nicht wollen!), nichts als die städtische Kopfarbeit, der Handel mit Waren und Geld, und die ärztliche Laufbahn. Daß man sie nicht zu Grundholden und

hörigen Handwerkern herabdrücken konnte, daß ihr Herrenblut sich trotzig aufbäumte gegen den Druck nach unten, daß sie sich unbeirrbar als „etwas besseres" betrachten, als die dumpfe Masse der Schwitzenden unten, — das hat man ihnen durch all die Jahrhunderte als „jüdische Halsstarrigkeit" bitter verdacht — und doch ist genau das das gemeinsame Kennzeichen aller einstigen Herrenklassen. Ratzel bringt für dieses Gesetz zahlreiche Belege, und unsere Beobachtung um uns herum zeigt es uns in voller Kraft. Fast ohne Ausnahme wird ein deklassierter Adliger oder Bourgeois lieber Zuhälter, Hochstapler, Heiratsschwindler als Arbeiter oder Kleinbauer, wenn er nicht als Agent oder dergleichen sein Leben fristen kann.

Ganz prinzipiell: die Rassentheoretik ist nach Spencer der dümmste Versuch eines geschichtsphilosophischen Hauptschlüssels; näher schon kommt man dem Problem mit der „Stufenpsychologie", wie Breysig es nennt: aber zum Kern der Dinge führt uns nur die Klassenpsychologie. Ober-, Unter- und Zwischenklassen haben, über alle Klimate und „Rassen" fort, erstaunlich gleiche Weltanschauung und Weltstimmung, zeigen erstaunlich verwandtes Denken und Handeln, sind, sozusagen, kollektivpsychologische „Rassen". Und Sombart hat hier, wie mir scheint, den Fehler gemacht, die, wie er sagt, „abgerahmte" Oberschicht eines Volkes mit einem anderen ganzen Volke, und hier gerade vorwiegend mit dessen Unterschicht zu vergleichen. Ich glaube, man braucht hier die Rassenkonstanz „von Anfang an" und das „Wüstenwandervolk" nicht heranzuziehen: das uns interessierende Problem läßt sich völlig auflösen, wenn man die objektiven Ursachen allein heranzieht, zu deren Wirkungen auch — und später dann freilich als sekundäre Ursachen weiterer Wirkungen — die „jüdische Eigenart" als Psychologie einer verstädterten Herrenklasse gehört.

V.

Lohnt es eigentlich, so wird man fragen dürfen, diese anscheinend doch nur geringfügige Verschiedenheit der Auffassung einer so gründlichen Betrachtung zu unterziehen? Schließlich spricht ja auch Sombart nicht von einer Rasse „von Anfang an" im Sinne Gobineaus. Ist es wirklich so wichtig, ob die jüdische Eigenart während 40000 Jahren in der Wüstenwanderung oder während 2000 Jahren im Exil entstanden ist? Ich glaube, daß die Erörterung sowohl praktisch als theoretisch von sehr großer Bedeutung ist.

Praktisch, weil antisemitische und nationaljüdische Rassenchauvinisten das Leben der Gegenwart mit ihren Perorationen von der inneren, dauernden Wesensverschiedenheit der Juden und Nichtjuden für Leute von Geschmack und namentlich für Juden von Kultur unerträglich machen. Wenn man sich dahin einigen kann, daß eine jüdische Eigenart zwar existiert, aber als Wirkung eines ganz bestimmten eigenartigen Milieus, nicht als dauernd vererblich gewordene „Anlage" des Blutes, dann darf man annehmen, daß in kürzerer oder längerer Zeit bei allgemeiner Ausgleichung der Existenzbedingungen auch eine Ausgleichung

des leiblichen und seelischen Typus stattfinden wird. Und dann bekäme wohl das Judenproblem in den Augen besorgter Patrioten ein anderes Aussehen.

Aber das würde dem ohrenzerreißenden Lärm, den der süße Pöbel macht, doch vorläufig noch kein Ende machen. Seit die Welt steht, klagt immer jedes Grüpplein über die schlechte „Eigenart" seiner Nachbarn. Tschechen und Deutsche in Böhmen behaupten auch, sich durch „Intuition" herauszuerkennen, und jeder sagt dem anderen einen spezifischen üblen Geruch nach! Das ist menschlich-allzumenschlich und muß ertragen werden.

Aber wichtiger ist die theoretische Tragweite der Entscheidung, die hier zu treffen ist. Die Soziologie kommt nicht eher über ihren betrüblichen Tiefstand empor, ehe nicht die Rassentheoretik in jeder Gestalt als Erklärungsversuch ausgeschaltet ist — *vorläufig*, wie ich schon sagte. Sie zertrampelt mit ihren plumpen Verallgemeinerungen jeden jungen Keim einer Problemstellung und Problembeantwortung. Kein Zweifel, daß es erbliche Volksanlagen gibt, und daß sie historisch wirksam sind: ich selber bin nicht abgeneigt, anzunehmen, daß die Neger durchschnittlich geringere Kulturfähigkeit haben als die Weißen — aber um diese Dinge wissenschaftlich, das heißt *quantitativ* zu fassen, dazu ist es eben notwendig, wie Sombart ja auch grundsätzlich anerkennt, im vorläufigen Betriebe der Wissenschaft ganz von allem Rassemäßigen abzusehen und die Dinge soweit wie irgend möglich aus der objektiven Verumständung der Menschengruppen abzuleiten. Das ist die unerläßliche Vorarbeit für jede wissenschaftliche Rassentheoretik.

Wenn Sombart seiner grundsätzlichen Forderung an der bezeichneten Stelle untreu wird, um den Salto zur Rassenerklärung zu machen, so geschieht das aus dem Grunde, weil er die „Milieutheorie" gerade für das Problem ablehnt, dem er hier vor allem dienen will, für die Frage *nach dem Wesen und der Entstehung des Kapitalismus*. Das ist die Auffassung, die, wie ich einleitend bemerkte, überall nicht nur zwischen den Zeilen zu lesen ist, sondern die Darstellung lenkt und beherrscht. Und das ist wichtig genug für unsere Theorie und Praxis, um ihr noch einige kurze Worte zu widmen.

Sombart verficht die These, daß der Kapitalismus entstand, weil in führenden Individuen die Absicht aufkam, einen Stamm von „Kapital" zu verwerten, das heißt profitbringend anzulegen. Die „kapitalistische Gesinnung" ist die Urwurzel des Kapitalismus, und man versteht, von welcher Bedeutung es für diese Auffassung ist, in den Juden das Volk der rassemäßigen Urkapitalisten entdeckt zu haben, in dem diese Gesinnung schon der Anlage nach seit Jahrtausenden vorherrschte.

Diese ganze Auffassung scheint mir nicht nur, sondern ist sicher durchaus falsch. Der Kapitalismus ist das Ergebnis nicht einer psychologischen Umwertung aller Werte, sondern einer ganz bestimmten, auf das genaueste bestimmbaren Umwälzung und Neugestaltung der politisch-sozialen Grundlage der Nationen. Das ist die Urwurzel: und aus ihr erwächst gleichzeitig zweierlei: *sozial* die kapi-

taliſtiſche Geſellſchaft (Staat und Wirtſchaft) und *pſychologiſch* die ſpezifiſche kapitaliſtiſche Geſinnung, die mithin nicht Urſache, ſondern lediglich begleitende Folge, pſychiſcher Reflex iſt. Sie iſt ein Teil des ideologiſchen Oberbaus, der ſich, nach Marx, geſetzmäßig mit dem materiellen Unterbau umwälzt.

Kapital iſt „Mehrwert heckender Wert". Ein Stamm von Produktionsmitteln iſt nicht in jeder Geſellſchaftsordnung „Kapital", ſondern nur dort, wo der „freie Arbeiter" (Sombarts „beſitzloſer Nurarbeiter" Seite 186) maſſenhaft auf dem Arbeitsmarkt vorhanden iſt und gezwungen iſt, ſich zu einem Lohn anzubieten, der ſeinem Anwender einen Mehrwert übrig läß. Und das wieder iſt nur da der Fall, *wo der Grund und Boden weithin durch Rechtstitel geſperrt* iſt. Wo er nämlich nicht geſperrt iſt, gibt es keine beſitzloſen Nurarbeiter, weil überall viel mehr Ackerland vorhanden iſt, als die Volksangehörigen bebauen können. Wer aber genug Land umſonſt haben kann, iſt nicht beſitzlos und hat nicht nötig, einen Teil ſeines Arbeitsertrages abzutreten.

Das ſagt die Deduktion, und die Induktion beſtätigt es völlig. Die ſtatiſtiſche Induktion zeigt, daß die Proletarier, die den Kapitalismus mäſten, in der Zahl, die die Erſcheinung allein erklären kann, aus den Bezirken der ärgſten Bodenſperrung, nämlich des Großgrundeigentums, in die Städte ſtrömen; — und die geſchichtliche Induktion zeigt klar und unwiderſprechlich, daß der Kapitalismus in Europa genau in dem Augenblick einſetzt, wo die Bodenſperrung im Slavengebiet beginnt, genau in dem Maße vorſchreitet, wie die Bodenſperrung ſich ausdehnt, und daß ſeine Phaſen davon abhängen, wie die Freizügigkeit der Landbevölkerung eingeengt oder entfeſſelt wird. *Wo Bodenſperrung und Freizügigkeit nebeneinander beſtehen, iſt Kapitalismus**. Um 1400 tritt zum Beiſpiel in Deutſchland zur Freizügigkeit die Bodenſperrung: und ſofort ſetzt die erſte Periode des Kapitalismus ein, die im Aufſchwung der Fugger (keine Juden, ſondern chriſtliche Weber von Hauſe aus) ihren Höhepunkt erreichte; dann wird die Freizügigkeit aufgehoben und der Kapitalismus welkt ab, bis er um 1800 mit ihrer Wiedereinführung erneut ſeine Bedingung findet. Und er wird beſtehen, ſolange die Bodenſperre beſteht. Unter genau den gleichen Bedingungen hat er ſich in England und Amerika entwickelt und entfaltet, und hat er zum Beiſpiel in Japan ſofort das öffentliche Leben überwachſen, als die alte Feudalordnung zerbrach. Da Sombart ſelbſt die Sage, daß die Japaner Abkömmlinge der verlorenen zehn Stämme Iſrael ſind, als „phantaſtiſche Hypotheſe" bezeichnet (S. 348), ſo kann er dieſe Entwicklung ohne Juden nur notdürftig aus der Übernahme fremder Wirtſchaftsformen, alſo durch „Akkulturation" erklären.

* Vergleiche zum hiſtoriſchen Teil mein „Großgrundeigentum und ſoziale Frage" (Berlin 1898) und zum theoretiſchen Teil meine „Theorie der reinen und politiſchen Ökonomie", ein Lehr- und Leſebuch für Studierende und Gebildete (Berlin 1910).

Wo diese objektiven Bedingungen des Kapitalismus gegeben sind, da entsteht die „kapitalistische Gesinnung" zwar nicht — die ist in der Anlage immer da — aber *da kann sie sich ausleben* und kommt infolgedessen den Menschen zum Bewußtsein. Virtuell ist sie immer da, denn von jeher hat der Mensch es vorgezogen, andere für sich arbeiten zu lassen statt selbst zu arbeiten. Wenn Menschen, deren Arbeitsertrag jährlich 100 Zentner Korn kauft, gezwungen sind, sich dem Besitzer von Produktionsmitteln für einen Jahreslohn von fünfzig Zentnern anzubieten, dann sind seine Produktionsmittel „Kapital", er mag wollen oder nicht. Und wenn er das erst merkt, dann kommt ihm der Appetit beim Essen, und er entwickelt die echte kapitalistische Gesinnung, das „Verwertungsstreben".

Moral: die Juden haben den Kapitalismus nicht *gemacht*, — er ist die Folge einer Revolution der agrarischen Eigentumsverhältnisse, an der sie völlig unbeteiligt waren, da sie vom Grundadel ausging, — aber sie waren durch ihre soziale Lage und ihre „Eigenart" in der Lage, ihn eher und gründlicher *auszunützen*, als die Nichtjuden. Daß sie ihn vielfach äußerlich ausgestaltet, ihm das Gepräge ihrer Sonderentwicklung gegeben haben, hat Sombart nachgewiesen: aber seinen *Inhalt* haben sie nicht beeinflußt, und es ist schwer auszudenken, daß das duftige Gewächs ganz andere Blätter, Blüten und Früchte getrieben hätte, wenn kein einziger Abkömmling eines „Wüstenwandervolkes" in Europa gelebt hätte. Die Grundlage einmal gegeben, entfalten sich solche Ordnungen nach ihrer eigenen inneren Dialektik.

Und so muß die allgemeine Geschichtsdeutung umgekehrt dargestellt werden. Sombart sagte: „Wohin die Juden kommen, da blüht der Kapitalismus auf". Ich sage: „*wo der Kapitalismus aufblüht, dahin kommen die Juden*".

Der Zusammenhang scheint mir klar. Der Kapitalismus verlangt als Existenzbasis einen gewissen Liberalismus des Staatswesens, einen bestimmten Grad von Bürgerfreiheit, Bewegungsfreiheit, Gewerbefreiheit usw. Wo eine politisch-klerikale Reaktion ein Land unterjocht, da verlieren die Juden die Existenzmöglichkeit — aber ebenso der Kapitalismus, dem die Lebensluft abgesperrt wird. Die Judenaustreibung aus Spanien ist nicht die Ursache des Verfalls der spanischen Volkswirtschaft, sondern die politisch-klerikale Reaktion ist die Ursache zweier parallel verlaufender Erscheinungsreihen: der Judenvertreibung hier, des Verfalls dort. Und die Blüte Antwerpens, später Hollands, Englands beruht nicht auf der Einwanderung der Juden, sondern auf der Emanzipation von der mittelalterlich-klerikalen Bindung — und dieser Freiheitshauch öffnete gleichzeitig ein neues Asyl für die vertriebenen Juden. Daß dann ihr Geld und ihre Geschäftskunst dort fehlten und den Verfall beschleunigten, hier wirkten und die Blüte verstärkten, das freilich glaube ich mit Sombart.

Die Juden haben danach keine Ursache, in Größenwahnsinn zu verfallen. Auch sie sind nicht Schöpfer, sondern Geschöpfe ihrer Zeit. —

Wellen/ Roman von Eduard Grafen Keyſerling

(Fortſetzung)

Der Geheimrat von Knoſpelius kam zum Fünfuhrkaffee in den Bullenkrug. Behaglich ſaß er an dem langen Tiſch auf der Veranda, über dem die Blätterſchatten der rankenden Bohnen flirrten. Es duftete nach den Sträußen von Erbſenblüten und nach friſchem Brot. Schmunzelnd ſchaute Knoſpelius auf die Reihe der jungen Geſichter am untern Ende des Tiſches. „Familienmahlzeit, Familientiſch", ſagte er zur Generalin und ſein langer Mund ſprach dieſe Worte aus, als ſchlürfte er eine Auſter. „Das iſt für mich ein ſeltener, aber exquiſierter Genuß. Bei meiner Schweſter in Türingen habe ich zuweilen dieſen Genuß. Eine Familienmahlzeit hat etwas Sakramentales. Sie iſt, möchte ich ſagen, das Fundament der Familie. Solange es mit der Familienmahlzeit gut ſteht, kann es mit der Familie nicht ſchlecht ſtehen."

„Nun," meinte die Baronin Buttlär, „wir haben Gott ſei Dank noch andere Fundamente."

„Mein Schwager," fuhr der Geheimrat fort, „ſagte zu meiner Schweſter: „Karoline, ſollte ich vormittags ſterben, ſo iſt gar kein Grund, daß an dem Tage nicht ebenſo pünktlich gegeſſen wird wie ſonſt, ſonſt wird die Verwirrung nur erhöht." Nicht wahr, ganz wie auf den großen Paſſagierdampfern, denen was zugeſtoßen iſt und auf denen bis zum äußerſten Augenblick das Diner regelrecht ſerviert wird. Es iſt gleichſam das Symbol der moraliſchen Ordnung." Der Baron Buttlär nickte ernſt und ſagte: „Ja die Familie überhaupt ſei doch die Grundlage des Staates, die Familie und der Grundbeſitz", und er brachte das Geſpräch allmählich auf Steuern und auf Branntwein. Allein der Geheimrat ging nicht darauf ein, er wollte heute ſeinen Erfolg am untern Ende des Tiſches bei der Jugend haben. Er erzählte Anekdoten und ſchaute dabei zu den jungen Leuten hinüber, ob ſie auch lachten. Später dann kam er mit ſeinem Anliegen heraus. Er wollte morgen ein kleines ländliches Feſt feiern und hoffte, die Herrſchaften würden vollzählig dazu erſcheinen. „Die Veranlaſſung dieſes Feſtes," ſagte er, „iſt mein Geburtstag. Na ja, das Älterwerden mag ja ſeine guten Seiten haben, aber zum Feiern wäre ja ſchließlich keine Veranlaſſung. Dieſe Welt hier zwar iſt recht fragwürdig, allein beſondere Eile herauszukommen hat man nicht, denn erſtens iſt das Programm deſſen, was nachher kommt, nicht recht klar, und zweitens bleibt es uns ja ohnehin. Nein, ich feiere das Datum meiner Geburt, denn das Geborenwerden iſt doch der merkwürdigſte Augenblick unſres Lebens von unüberſehbaren Folgen. Sehen Sie, eine Welt ohne Knoſpelius und eine Welt mit Knoſpelius, das iſt für mich ein gewaltiger Unterſchied."

Zufrieden über ſeine Auseinanderſetzung ſchaute er Nini an, die darüber errötete.

„Was Sie da sagen, liebe Exzellenz," bemerkte die Generalin, „ist gewiß sehr klug, aber mit der Religion scheint es dabei denn doch auch ein wenig unklar zu stehen."

Knospelius zuckte mit seinen zu hohen Schultern: „Nun, deshalb hat der Staat mich vielleicht zum Rechnen und nicht zum Predigen eingesetzt. Aber ich komme auf mein Fest zurück, da ist nämlich ein kleiner Umstand zu erwähnen. Da ist das Ehepaar Grill. Ich kann es nicht vermeiden, dieses Ehepaar einzuladen. Ich hoffe, es wird niemanden stören."

„Allerdings," meinte die Baronin Buttlär und zog die Augenbrauen empor, „dieses Ehepaar scheint für uns unvermeidlich zu sein, unser unvermeidliches Schicksal."

Knospelius lachte. „Schicksal, sehr gut. Nun, diese kleine Frau ist kein grausames Schicksal. Und dann, wenn wir die Vergangenheit auf sich beruhen lassen, jetzt sind die Verhältnisse ja korrekt. Sie haben sich in London trauen lassen."

„So? in London," bemerkte die Generalin, „davon hört man jetzt oft, eine neue Erfindung. Es scheint, daß in London die Trauungen schneller gemacht werden, auch so moderne Fabrikware."

Knospelius zuckte die Achseln. „Hausarbeit, meine Gnädige, wird eben selten. Ich darf also annehmen, daß mir meine Grills zugestanden sind."

Die Baronin Buttlär lehnte sich in ihren Stuhl zurück und seufzte: „Ich sage nichts. Achtung vor der Londoner Trauung habe ich nicht und die Vergangenheit kann ich nicht auf sich beruhen lassen. Aber es scheint, daß das altmodische Ansichten sind."

Der Baron Buttlär ärgerte sich darüber. „Liebe Bella," sagte er gereizt, „Du mußt zugestehen, daß diese Leute uns bisher nicht belästigt haben, einen Gruß, einmal ein freundliches Wort und dann schließlich so ein Landpartienverkehr —"

„Landpartienverkehr, bravo!" rief der Geheimrat, „das ist das Wort, da haben wir die Formel. Die Hauptsache ist, für jede Lebenslage eine Formel zu finden, das andere findet sich dann schon. Also mein Fest ist gesichert. Ich darf die Herrschaften morgen nachmittag erwarten. Im Birkenwäldchen, bei der Zibbe Waldhüterei. Das Meer ist ausgeschlossen, denn das Meer ist nicht gemütlich. Sie werden sehen, es wird alles sehr harmonisch verlaufen." Und vergnügt rieb er sich die langen bleichen Hände.

Am Nachmittage des folgenden Tages zogen die Einwohner des Bullenkruges zur Zibbe Waldhüterei hinauf. Voran die Generalin im weitläufigen weißen Piquékleide und einem großen Strohhute über dem erhitzten Gesicht. Lolo und Nini trugen weiße Kleider und meergrüne Bänder. Der Sonnenschein vergoldete die weißen Birkenstämmchen, die vom Seewinde alle landeinwärts

gebogen daſtanden wie Jungfrauen, die nach vorn geneigt ihre grünen Schleier über das Geſicht wallen laſſen. Der Geheimrat empfing ſeine Gäſte, für die Generalin und die Baronin waren Korbſtühle da, für die Anderen lagen Polſter auf der Erde und ein weißes Tiſchtuch war über das Haidekraut gebreitet worden. „Nehmen Sie Platz," ſagte der Geheimrat und rieb ſich die Hände, „der Kaffee kommt gleich, die jungen Damen helfen mir ein wenig bei der Bewirtung, meine Colombinen, ha, ha!"

Klaus ſervierte den Kaffee, ſehr korrekt in einen ſchwarzen Rock geknöpft, ernſt und traurig. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen; man ſprach von Birken im allgemeinen, dann ſprach der Baron Buttlär von Branntwein und Monopol; Hilmar ſaß einſilbig und zerſtreut neben Lolo und machte Ringe aus dem Rauch ſeiner Zigarette. Mücken tanzten im roten Sonnenſtrahl und der Duft des warmen Haidekrautes und der warmen Birkenblätter machte die Menſchen ſchläfrig. Wedig gähnte und äußerte zu Nini: „Nun könnten ſie auch kommen."

„Wen erwarteſt Du?" fragte die Baronin Buttlär ſtreng. Allein es war klar, alle empfanden dies Beiſammenſitzen nur als Vorſpiel. Nun und dann kamen ſie den Hügel herauf, Hans voran, gefolgt von Doralice, die bleich und ernſt war. Sie hatte nicht kommen wollen, aber Hans war heftig geworden. „Wenn ſich die Leute vor uns fürchten, bitte, bitte, wir brauchen uns vor niemandem zu fürchten." So hatte ſie denn ihr blaßviolettes Muſſelinkleid angezogen, das Zeitloſenkleid, wie ſie es nannte, hatte die rote Korallenſchnur um den Hals gelegt, den großen ſchwarzen Hut aufgeſetzt und war mitgekommen. Der Geheimrat war ein wenig aufgeregt, als er ſeine neuen Gäſte empfing, ſie vorſtellte, ihnen Plätze anwies, nach Kaffee rief. Doralice ſaß neben der Generalin noch immer ſehr bleich und ſtill wie ein junges Mädchen, das ruhig wartet, bis ſie von den älteren Leuten angeſprochen wird.

„Schönes Wetter," ſagte die Generalin, „es iſt gut, daß Sie ſich auch herausgemacht haben. Wir ſehen Sie immer baden, Sie ſchwimmen mir ein bißchen zu kühn." Während die Generalin mit ihrer mütterlichen Stimme unbefangen fortplauderte, ſchwiegen die andern, die Baronin Buttlär errötete, Fräulein Bork lächelte verzückt und die beiden Mädchen richteten ihre grellen braunen Augen unverwandt auf Doralice, öffneten die Lippen, man ſah es, die Bewunderung für die ſchöne Frau benahm ihnen ein wenig den Atem. Dann miſchte der Baron Buttlär ſich plötzlich in die Unterhaltung, munter und galant. Er wandte ſich ausſchließlich an Doralice und ſprach ziemlich unvermittelt von Paris und dem Bois de Boulogne. Auch Hilmar wurde lebhafter, er erzählte Nini und Lolo etwas, machte ſie lachen; er legte Wert darauf, daß es an ſeiner Ecke luſtig zuging. Der Geheimrat, der ſich mit Hans unterhielt, blickte zufrieden auf die Geſellſchaft, in die jetzt Leben zu kommen ſchien.

Hinter den Birken erscholl eine dünne hüpfende Musik. Der Strandwächter spielte Harmonika und der lahme Schneider des Dorfes die Geige. Der Geheimrat sprang auf und rief: „Ich bitte mit dem Tanz zu beginnen. Baron Buttlär, ich bitte, den Ball, die fête champetre zu eröffnen. Die Sonne geht unter, also richtige Beleuchtung. Baron Hamm, bitte nicht zu vergessen, daß die Geselligkeit des Deutschen Reichs auf dem Leutnant beruht." Baron Buttlär führte seine Frau zum Tanz, die sich ein wenig sträubte. „Aber Buttlär, wir, die Alten." Hilmar tanzte mit Lolo und Wedig dunkelrot im Gesicht und so erregt, daß es aussah, als wollte er weinen, bat Doralice um einen Tanz. Die Paare drehten sich dort auf einem freien Platz; rotes, sachte zitterndes Licht drang durch die Bäume und überflutete sie. Hinter den Birken aber schien etwas zu brennen, es war das Meer im Glanze des Sonnenuntergangs.

„Sehr hübsch," sagte Knospelius zur Generalin, während er das Bild vor sich mit einer fast gierigen Aufmerksamkeit betrachtete; „das muß Stimmung in die Gesellschaft bringen. Nichts taugt besser dazu als der Tanz. Man spricht nicht, man denkt nicht, man verständigt sich mit den Füßen, das löst die richtige Elektrizität aus."

„Was für eine Verständigung, was für Elektrizität?" meinte die Generalin. „Ich freue mich, wenn die Jugend heiter ist, aber Ihre Verständigungen und Elektrizität brauchen wir nicht."

„Und dann", fuhr der Geheimrat sinnend fort, „ich habe bemerkt, daß, wenn in unsre Gesellschaft mal ein fremdes Element kommt, ein outsider, das erregend wirkt wie Zitronensäure auf Soda. Ein jeder sieht im Fremden ein Publikum. Aha! der Baron tanzt mit unsrer Frau Gräfin. Wie siegesgewiß er lächelt. Und unser Maler macht sich an die Frau Baronin, bravo! Das Brausepulver ist komplett."

„Ihre kleine Köhne", versetzte die Generalin, „ist so weit ein liebes und nettes Ding. Schade um sie."

„Wieso schade?" fragte Knospelius. „Es wird jetzt vielleicht etwas Wertvolleres aus ihr, als der alte Köhne je gemacht hätte." Aber die Generalin wollte davon nichts wissen. „Ach, liebe Exzellenz, unsere Frauen, wenn die mal so ganz offen aus Reih und Glied treten, dann finden sie auch keinen Halt mehr. Das ist so wie bei dem Kettenstich auf der Nähmaschine; trennen Sie einen Stich auf, dann geht die ganze Naht los."

Der Geheimrat lächelte: „Das spricht nicht für den Kettenstich. Aha! es kommt zur Quadrille, sehr gut. Der Walzer hat Stimmung gemacht. Sehen Sie doch, wie ausdrucksvoll, wie vielsagend die Beine der Herren geworden sind."

Die Quadrille war allerdings sehr lebhaft. Hilmar tanzte mit Doralice, ihnen gegenüber Lolo mit ihrem Vater. Doralicens Gesicht war ganz rosa und sie lachte, wenn sie mit Hilmar im carrière, wie er sagte, über den rotbeschienenen

Sand hinliefen. Das Tanzen, dieſe Menſchen, all das gab Doralice das Gefühl, als ſtünde ſie wieder in jener Welt, die ſie jetzt ein Jahr ſchon nur noch aus ihren Träumen kannte. Sie vergaß, daß ſie hier fremd war und genoß es gedankenlos luſtig zu ſein wie einſt auf den Geſellſchaften, wenn ſie ſich von ihrem Gemahl nicht beaufſichtigt fühlte. Und welch ein handlicher, bequemer Kamerad der Luſtigkeit war doch ſo ein Leutnant, man tanzte mit ihm ſo ſelbſtverſtändlich bequem, als hätte man das ganze Leben ſchon miteinander getanzt. Man ſprach und lachte mit ihm ſo mühelos, als hätte man ſchon ein ganzes Leben miteinander geſprochen und gelacht.

„Grand rond, s'il vous plaît", ſchnarrte Hilmar. Man faßte ſich bei den Händen, in der Abendſonne ſchien es, als erröteten alle Geſichter, dann kam die Promenade von Hilmar angeführt, eine wilde Promenade zwiſchen den Birkenſtämmen hindurch, über das Haidekraut hin.

„Unſer Leutnant ſteht auf der Höhe ſeiner Aufgabe," ſagte Knoſpelius, „aber die Stimmung darf nicht verrauchen. Jetzt muß gleich geſungen werden, ein Volkslied, etwas ganz Herzbrechendes natürlich."

Als die Quadrille zu Ende war und alle wieder auf den Polſtern ſaßen, war die Sonne untergegangen, unter den Bäumen begann es ſchnell zu dämmern, von der Seeſeite kam ein Wehen, fuhr in die Birken und ließ ſie erregt flüſtern. Unten aber rauſchte das Meer jetzt lauter. Knoſpelius erhob ſich, ſtreckte ſeinen langen Arm aus, ſchlug den Takt und ſtimmte mit lauter gefühlvoller Stimme an:

„Mei Mutter mag mi nit
„Und kei Schatz hab' i nit
„Ei, warum ſterb' i nit
„Was tu i da".

Alle ſangen mit, ſelbſt die Generalin, die Mädchen falteten die Hände im Schoß, ſchauten mit den blanken Augen gerade vor ſich hin und ließen ihre ſcharfen Sopranſtimmen klagend in die Dämmerung hinausſchallen. Doralice tat es auch wohl, ſich von der eigenen Stimme in ein weiches gedankenloſes Behagen wiegen zu laſſen. Ja gedankenlos, denn ſie ſpürte es wohl, da waren ſo einige kleine widerwärtige Gedanken, die nur darauf lauerten hervorzukriechen. So der Gedanke an die verlegene und herablaſſende Art, mit der die Baronin Buttlär zu ihr geſprochen hatte, die Art, mit der Familienmütter auf Wohltätigkeitsfeſten zu fremden Schauſpielerinnen zu ſprechen pflegten, oder der Gedanke daran, daß der Baron Buttlär während des Tanzes die Augen rollte, wie Herren ſonſt nicht die Augen rollen, wenn ſie mit fremden Damen tanzen. Nein, daran wollte ſie nicht denken, ſie wollte ſingen. Sie ſchaute zu Hans hinüber. Der ſaß ruhig da, öffnete den Mund weit, ganz damit beſchäftigt, ſeinen ſchönen Tenor recht laut erklingen zu laſſen. Als das Lied zu Ende war, ſchwiegen alle eine Weile, träumten in die Dämmerung hinein, als fürchteten

sie etwas zu wecken, das sie eben sich in Schlaf gesungen hatten. Endlich verkündete der Geheimrat, die Uhr in der Hand: „Jetzt bitte zum Feuerwerk, künstliches Feuerwerk habe ich nicht. Mein Feuerwerk ist der Mond, der gerade jetzt aufgeht. Bitte also mit mir dort hinaufzugehen."

„Meine Tochter und mich lassen Sie hier," meinte die Generalin, „ich bin alt und habe daher häufig gesehen, wie der Mond aufgeht."

„Wie's beliebt," erwiderte der Geheimrat, „obgleich ich glaube, daß mein Mond etwas Besonderes ist. Also wenn ich bitten darf, meine Herrschaften." Er übernahm die Führung mit Fräulein Bork. Sie mußten einen Hügel hinansteigen. Der Baron Buttlär ging neben Doralice her, er sprach mit weicher singender Stimme von dem Frieden der abendlichen Natur, von den Mühen und Sorgen der Landwirtschaft. Ach die Landwirtschaft war ja jetzt eine Industrie und die Poesie hatte in ihr jetzt wenig Raum. Aber wenn er, Buttlär, zuweilen abends auf seine Felder hinausging, mit seinen Feldfrüchten allein war, dann fühlte er doch wieder etwas von der Poesie der Natur. Leider sind im heutigen Kampfe des Lebens die Augenblicke so selten, in denen man sein Herz sprechen lassen darf. Oben auf dem Hügel stellten sich alle auf und schauten zu dem schwarzen Waldrande hinüber, über den jetzt der Mond groß und rot emporstieg. „Meine Leuchtkugel", sagte der Geheimrat nnd Fräulein Bork meinte, die Natur sei doch schöner als alles Künstliche. Als man dort eine Weile gestanden hatte und über den Mond doch nichts Besonderes zu sagen wußte, trat man den Heimweg an. Hilmar nahm entschlossen Doralice in Beschlag. Der Weg führte an feuchtem Weidenklee vorüber, der süß duftete. Nebelstreifen lagen über dem Felde, Pferde weideten da, große dunkle Gestalten in der Dämmerung, und von allen Seiten lockten die Rebhühner.

Doralice und Hilmar sprachen von gleichgültigen Dingen, sie sprachen von Pferden, vom Reiten, aber ihre Stimmen nahmen einen ruhevollen vertraulichen Klang an, wie es Stimmen an Sommerabenden gern tun. „Und bei dem letzten Rennen sind Sie gestürzt, nicht wahr?" fragte Doralice, „der Baron Buttlär sprach davon."

„Ja, ach ja," erwiderte Hilmar, „die, welche es verstehen, stürzen nicht, die kennen die Leistungsfähigkeit ihrer Pferde, nehmen vorsichtig die Hindernisse, gehen sicher durchs Ziel. Natürlich war es meine Schuld. Aber ich muß gestehen, der Genuß, das Erhebende an der ganzen Chose ist gerade der Augenblick, in dem ich merke, daß alles Vernünftige von mir abfällt, das Blut singt einem in den Ohren, alles in einem ist kochend heiß und zittert, etwas in uns, das sonst offenbar in einem Käfige eingesperrt zu sein pflegt, kommt dann los. Sehen Sie, in solchen Augenblicken ist mir alles gleich, ich würde jedes Hindernis nehmen, ich würde dem Gaule und mir den Hals brechen. Ich sehe dann nur eines, ich will dann nur eines, das Ziel. Ich will es so stark, ich will es so

einzig, ich bin so voll davon bis in jeden Nerv, daß ich mich wundere, daß das Ziel mir nicht entgegenkommt. So nur eins wollen, nur eins sehen und darauf zujagen, das ist eigentlich die einzige Art wirklich zu leben."

Sie waren stehen geblieben, Doralice schaute vor sich nieder und dachte: „Wovon spricht er denn mit dieser leisen heißen Stimme, ja so, er spricht von Pferden" und plötzlich mußte sie an Hans Grill denken, wie er einmal drüben im Schlosse zu ihr so begeistert von seiner Kunst gesprochen hatte, daß sie sich sagte: „Jetzt spricht er nicht mehr von seiner Kunst, jetzt spricht er von mir." Hinter ihnen lachte jemand, es waren Nini und Wedig, die den Hügel heraufkamen. Doralice wandte sich lebhaft ihnen zu. „Ach," sagte sie, „kommen Sie, wollen wir zusammen den Abhang hinunterlaufen."

Sie legte den einen Arm auf Wedigs Schultern, den andern auf Ninis und so liefen alle drei den Hügel hinab. Hilmar schaute ihnen nach, dann blickte er zum Monde auf und verzog seltsam sein Gesicht. Als dann auch die anderen kamen, trat er ein wenig zur Seite, um sie vorüberzulassen, um sich nicht ihnen anzuschließen. Lolo ging zwischen ihrem Vater und Hans Grill einher; sie schienen von Malerei zu sprechen, denn der Baron Buttlär sagte: „Nein, die moderne Malerei läßt mich kalt. Es mag altmodisch sein, aber ich bin für Raffael."

Ihnen folgten der Geheimrat und Fräulein Bork. Fräulein Borks Stimme klang sehr lyrisch in die Dämmerung hinaus. „Was ich an Ihnen, Exzellenz, am meisten bewundere, ist Ihr Humor, Ihr stets gleichbleibender Humor."

„Meine Gnädige!" erwiderte Knospelius, „Trübsal blasen wir wohl alle mitunter, aber Konzerte damit zu geben ist nicht empfehlenswert."

Hilmar blieb zurück, Lolo hatte sich nach ihm umgeschaut, aber hatte nichts gesagt. Er wartete eine Weile, dann ging er ihnen langsam und sinnend nach. Unten im Wäldchen fand er die Birken voll bunter Papierlaternen, viel farbige sich sachte wiegende Lichter. Klaus reichte Sandwichs umher, trug eine Bowle auf und füllte die Gläser. Hilmar sah sich im Kreise um, ging gerade auf Doralice zu und setzte sich neben sie. Sein Gesicht hatte dabei einen düsteren eigensinnigen Ausdruck. Knospelius rief nach seinen Colombinen, dann saß er zwischen den beiden Mädchen, schüttelte behaglich seine Schultern wie ein Frierender, der sich eine warme Decke über die Knie zieht. „Meine lieben Gäste," rief er und erhob sein Glas, „auf Ihr Wohl! Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, jetzt bitte ich zu trinken, dann wollen wir noch die Loreley singen und endlich eine Mondscheinquadrille tanzen."

„Wie wissenschaftlich er uns behandelt," sagte Hilmar zu Doralice. „Er kandiert uns nach allen Regeln."

Doralice wollte etwas erwidern, aber der gespannte, fast zornige Ausdruck auf seinem Gesichte überraschte sie und sie schwieg. „Ach," fuhr Hilmar fort,

„bei mir hat er es leicht, ich bin gegen die Wirkungen einer Sommernacht wehrlos. Nun, Soldaten sind immer sentimental, aber bei mir war es von jeher so. Ich erinnere mich, daß, wenn ich als Kind aus der Sommernacht hereingeholt wurde, um zu Bett zu gehen, ich wie toll heulte. Wenn meine Mutter mich fragte, warum ich weine, wußte ich es nicht; ich konnte nur sagen, ich weine, weil Müller heute so häßlich ist. Müller war meine Kinderfrau, die ich sonst liebte."

„Das verstehe ich," meinte Doralice, „so geht es mir jetzt noch, wenn wir abends vom Spaziergange nach Hause kommen und Agnes steht da mit der Lampe, dann ist mir auch zuweilen so, als könnte ich weinen." Hilmar lachte grimmig: „Ich begreife, daß man in solchen Augenblicken diese Agnes erwürgen könnte."

„O nein," wehrte Doralice, „Agnes ist eine gute alte Frau, aber in solchen Augenblicken steht deutlich auf ihrem Gesichte zu lesen: was sind Sie denn so glücklich, es wird gleich wieder alles unangenehm und widerwärtig sein." Hilmar beugte sich vor, um Doralice in das Gesicht zu sehen mit Augen, auf deren pechschwarzem Grunde ganz winzig sich eine rote Laterne spiegelte, ein blutroter Punkt.

„Und diese Agnesen haben recht," sagte er leise, „es wird gleich wieder alles unangenehm und widerwärtig und daher ist es eine Dummheit, wenn wir wissen, daß da irgendwo ein kleiner glücklicher Augenblick zu haben ist und wir irgend etwas anderes tun, als diesem Augenblicke nachzujagen."

Doralice lehnte sich in den Schatten zurück, um aus dem Bereich der schwarzen Augen zu kommen, die ihr wehtaten, und fragte, um etwas zu sagen: „Sie waren als Kind allein?"

„Ja," erwiderte Hilmar, „ich bin das einzige Kind meiner Eltern. Es hätte melancholisch sein können. Vor dem Schlosse ging ein Fluß vorüber, der immer sehr voll von einem trüben sehr grünlichen Wasser war; dort schnalzten in der Dämmerung die Fische und fangen die Erdkrebse. Aber an Sommerabenden lief ich in die Dorfstraße hinunter und dort kamen dann meine Kameraden auf ihren nackten Füßen, mit ihren grauen Leinwandhosen und fliegenden blonden Haaren, kleine lustige Teufel der Sommerdämmerung, und dann war es köstlich."

„Das muß köstlich gewesen sein," wiederholte Doralice sinnend. „Ich war an Sommerabenden in unserm Garten immer allein."

„Schade," rief Hilmar, „daß ich damals nicht zu Ihnen kommen konnte, auch so als kleiner Dämmerungsteufel."

— „Das wäre lustig gewesen," meinte Doralice, „ich glaube, ich wartete damals immer auf so etwas."

Jetzt stimmte Knospelius die Loreley an. Er nahm das Tempo sehr getragen, als wollte er, daß die Seelen seiner Gäste ganz hinschmölzen in den klagenden Tönen. Kaum war das Lied zu Ende, trieb er zur Quadrille; die Harmonika

und die Geige begannen zu spielen; Hilmar bot, als verstünde es sich von selbst, Doralice den Arm; der Tanz begann auf dem freien Platz unter den Bäumen. Die hellen Frauengestalten aus dem unsicheren Lichte der bunten Laternen in einem Streifen hellen Mondscheins hinein wurden plötzlich durch einen tiefen Schatten ausgelöscht, um dann wieder aufzutauchen. Knospelius hatte seinen Kneifer aufgesetzt und betrachtete aufmerksam, als säße er in seiner Theaterloge, das Schauspiel.

„Bitte zu beachten," sagte er zu der Generalin, „eine Mondscheinquadrille wird anders getanzt als eine Sonnenuntergangsquadrille. Die Bewegungen der Damen sind weicher; da ist so was von angenehmer Mattigkeit drin, ganz wie die Musselinkleider, die auch abends so eine angenehme Weltheit bekommen."

„Ach gehen Sie," entgegnete die Generalin ärgerlich, „Sie sehen unsere Mädchen an, wie man Käfer ansieht, die man sammelt. Oder ist es besonders der eine fremde Käfer, der Sie interessiert?"

„Nein, nein, alle," meinte Knospelius, „ich muß eben die Stimmung meiner Gäste studieren. Auf einem Feste darf nie der Augenblick kommen, in dem die Gäste fühlen: bei allem, was wir hier tun, ist doch nichts dahinter."

„Was soll denn dahinter sein?" rief die Generalin; „das liebe ich gar nicht, wenn hinter allem etwas stecken soll, wozu? ich hatte eine Tante, die war verrückt. Wenn man gemütlich beisammensaß, pflegte sie zu sagen: Es ist aber doch noch einer im Zimmer, von dem Ihr nichts wißt; das war sehr unheimlich."

„Nein, es steckt nichts dahinter," sagte der Geheimrat beruhigend, „ich meine nur, es ist nicht sehr unterhaltend, gerade daran zu denken. Aber was ist denn das? Eine Stockung."

Er sprang auf, um zum Tanzplatz zu eilen; dort drängten sich alle auf einem Flecke zusammen und am Boden, hell vom Monde beschienen, lag Lolo bleich mit geschlossenen Augen. Man rief nach Wasser, Fräulein Bork brachte Riechsalz. Was war geschehen? Eine Ohnmacht. Lolo hatte mit Hans Grill getanzt und war ganz still umgesunken. Als sie wieder ein wenig schwankend, sehr weiß im Gesichte, dastand auf ihren Vater und Hilmar gestützt, organisierte die Generalin sehr eilig den Rückzug, Lolo, von den beiden Herren geführt, voran, die anderen folgten, man nahm sich kaum Zeit, ein Abschiedswort an den Geheimrat zu richten und die Baronin Buttlär konnte es nicht lassen, halblaut vor sich hin zu schelten: „Ich habe mir gleich gedacht, daß nichts Gutes dabei herauskommt. Wenn ein alter Herr sich amüsieren will, so laß er doch wo anders hingehen; wozu sind meine Kinder dazu nötig."

„Fatal," sagte der Geheimrat, als er mit Hans und Doralice allein war, „nun, es wird nichts zu bedeuten haben. Hübsch sah es übrigens aus, wie die Kleine da so weiß im Mondschein lag. Nerven. Eine Familienverlobung ist immer etwas Gewaltsames. Ein streng behütetes Mädchen, das nicht einmal

einen Roman leſen darf, wird eines ſchönen Tages einem Leutnant ausgeliefert. Studiere die Liebe, heißt es. Ja, das richtet aber in der Seele ſolch einer kleinen Familiencolombine zuweilen merkwürdige Verwirrungen an. Na, gleichviel, c'est la vie. Ich danke Ihnen, meine Herrſchaften, daß Sie gekommen ſind, Sie waren die Königin des Feſtes, gnädige Frau, natürlich." Er küßte Doralicens Hand und man trennte ſich.

Auf dem Heimwege ſprach Hans heiter und eifrig auf die ſchweigſame Doralice ein. Er freute ſich, daß ſie ſich unterhalten hatte; denn ſie hatte ſich unterhalten, das hatte er wohl geſehen. „Schön, ſchön. Teufel, hatten die Herren um ſie her Mondſcheinaugen gemacht, alle, vom Familienvater bis zum Gymnaſiaſten. O bitte, bitte." Sie blieben einen Augenblick ſtehen, um auf das mondbeſchienene Meer hinauszublicken. Hans öffnete ſeinen Mund, atmete tief. „Weite einatmen," meinte er, „dort unter den Bäumen war es ein wenig eng, auch die Leute dort ein wenig eng, nicht?"

Zu Hauſe ging Hans in ſein Zimmer. Doralice hörte ihn hin und her gehen, den Kaſten aufſchließen, Stiefel werfen. Sie ſaß in ihrem Seſſel und ſtarrte in das Licht, lebte in Gedanken mechaniſch das eben Erlebte weiter, die Glieder ein wenig matt von der Bewegung, der Luft und all den Männeraugen, die ſie begehrend angeſehen hatten. Endlich kam Hans heraus, in ſeinen Mantel gehüllt, den Filzhut auf dem Kopfe, die hohen Stiefel an den Füßen.

„Ich fahre noch mit Wardein auf den Fiſchfang hinaus," ſagte er, „für dich iſt das nichts, du biſt zu müde." Er küßte Doralice auf die Stirn. „Gute Nacht."

„Gute Nacht, Hans." Doch als er ſchon an der Türe war, ſagte Doralice: „Du, Hans!" Er wandte ſich um: „Was gibt es?"

„Du, Hans, biſt du eigentlich böſe?"

„Nein, warum?" erwiderte er. Dann kam er wieder an den Tiſch heran. Im Schein der Lampe ſah Doralice, daß er errötete. „Nein, ich bin nicht böſe. Warum ſollte ich böſe ſein? Vielleicht weil die da ſich möglicherweiſe in dich verlieben? Das iſt ihr Recht. Das iſt erklärlich. Aber das kann doch an uns nicht heran." Und er klopfte mit den Knöcheln ſeiner Hand auf den Tiſch. „Nein, das wirſt du nicht erleben, daß ich knurrend um dich herumgehe. Mir würde vor mir ſelber ekeln. Wenn du mein biſt, weil ich jedem, der dir nahekommt, die Zähne zeige oder weil ein anderer mir nicht beizeiten die Zähne gezeigt hat, dann biſt du überhaupt nicht mein — und ich will eine Frau, die mich liebt und nicht eine Beute — und — ich denke, wir gehorchen reineren Geſetzen — und — es iſt auch gar nichts geſchehen, warum ſollte ich böſe ſein?"

Doralice zog die Augenbrauen empor, ſie machte, wie Hans Grill es nannte, ihr Damengeſicht und ſagte leichthin: „O, dann iſt es gut, ich wollte nur wiſſen, gute Nacht alſo, Hans."

„Gute Nacht," erwiderte er und ging hinaus, ſtark mit den ſchweren Stiefeln auftretend.

Doralice ſchaute noch immer in das Licht. Alſo, er war doch böſe, dachte ſie, ſonſt wäre er nicht ſo beredt geweſen. Und es war gut ſo, es beruhigte ſie. Wenn man geliebt wird, will man feſtgehalten, will man bewacht werden. Dieſe reinen Geſetze, was iſt das? Wahrſcheinlich wieder dieſe ewige Freiheit, von der Hans zu ſprechen liebte. Jetzt wollte ſie ſchlafen gehen, wollte in der Dunkelheit noch ein wenig von all dem träumen, was der heutige Abend in ihr aufgeregt hatte. Das war vielleicht etwas wie ein Verrat an Hans, aber warum ließ er ſie mit ihren Träumen allein?

Knoſpelius ſtand im Strandwächterhäuschen am Fenſter, ein Opernglas vor den Augen, und ſchaute auf den Strand hinab. Er liebte es zu beobachten, wie dort auf dem gelben Sande die bunten Figürchen hin- und hergingen, ſich ſuchten, ſich trafen, beieinander ſtanden, ſich wieder trennten. „Wo die Skorpionen gehen und die Feldteufel ſich begegnen", zitierte er den Propheten. Der Himmel hing voller Wolken, die das Morgenlicht dämpften und verſilberten. Das graue Meer ſchillerte wie die Bruſt eines Täuberichs. Mitten in dem farbigen Waſſer ſtand Ninis ſchmale, rote Geſtalt und die Baronin Buttlär ging am Strande auf und ab und beobachtete das Bad ihrer Tochter. „Ei, ei!" dachte Knoſpelius, „da erſcheint ja die Generalin im weißen Piquékleide, wie ein Schiff, das alle Segel aufgezogen hat, neben ihr die gute Bork, eine beſcheidene, nichtsſagende Schaluppe. Wedig, der Schlingel, treibt ſich natürlich an der Wardeinſchen Tür herum und wartet. Aber auch der Baron ſteht dort einſam herum und ſtochert im Sande, ſollte er auch warten? Ah, das Brautpaar Arm in Arm. Die kleine Lolo noch etwas bleich, der Bräutigam ſehr lebhaft, zu liebenswürdig, hat vielleicht ein ſchlechtes Gewiſſen wegen geſtern. So, nun begegnen ſie der Generalin. Man bleibt ſtehen, man ſpricht. Endlich, da iſt unſre Doralice, ſehr fein im Matroſenkoſtüm blau und weiß, den engliſchen Roman in der Hand. Natürlich, der Baron iſt ſchon bei ihr. Wie kühl ſie nickt. Wie grade und wohlerzogen ſie daſteht, jede Linie höfliche Abweiſung. Wie ſie langſam weiter geht und ihn ſtehen läßt. Teufel! aber das iſt ſtark. Der Leutnant läßt den Arm ſeiner Braut fahren und ſchießt auf Doralice zu, wie der Hecht auf die Angel. An Hemmungen leidet dieſer junge Mann nicht. Wo iſt denn der Maler? Dort ſteht er ja unten bei den Booten und ſpricht mit Stibbe. Warum iſt er nicht auf ſeinem Poſten? Der dumme Kerl will den Grandſeigneur in der Liebe ſpielen."

Jetzt aber litt es Knoſpelius nicht mehr an ſeinem Fenſter; er mußte hinunter, mußte mittun. Hinter ihm ſtand Klaus und hielt ſchon Hut und Stock. Als der Geheimrat ſeinen Hut nahm, ſchaute er zu Klaus' ernſtem Geſicht hinauf und ſagte: „Sie denken wohl, die da unten ſind alles Sünder."

„Wir sind alle Sünder, wenn Exzellenz gestatten," erwiderte Klaus, ohne die Miene zu verziehen.

„Aber da sind doch Unterschiede," warf Knospelius ein.

Klaus zuckte kaum merklich mit den Schultern: „Die einen fürchten sich nicht davor Sünder zu sein und wir anderen fürchten uns davor."

„So, so, ich verstehe," versetzte der Geheimrat und ging zum Strande hinab.

Unten machte er sich eifrig an das Begrüßen der Anwesenden, ging zu der Gruppe der Generalin, fragte, wie man geschlafen hatte, nannte Lolo „unsere tragische Colombine", wandte sich dann zu Hilmar und Doralice, die noch beieinander standen, rieb sich die Hände, tat, als sei er der Hausherr des Meeres und habe seine Gäste zu begrüßen. Er winkte Hans Grill zu, der langsam heranschlenderte. „Guten Morgen, Meister, was? heute nacht auf Fischfang und jetzt wieder bei den Booten, das heißt ja im Schweiße seines Angesichts leben." Ja, Hans Grill wollte hinausrudern, er lachte: „Das Meeer hat mich jetzt, wenn ich nicht was mit ihm zu tun habe, werde ich unruhig. So was wie Säuferdurst. Fährst du mit, Doralice?"

Nein, Doralice wollte nicht mitfahren, das Meer war ihr heute zu grau, sie wollte zu den Birken hinaufgehen und im Haidekraut liegen.

„Aha," meinte Knospelius, „ich verstehe, graues Meer ist für Ihre Seele heute sozusagen nicht die richtige Toilette. Nehmen Sie mich mit, Meister, meine Seele paßt zu jedem Meer."

Aus den anderen Gruppen wurde nach Hilmar gerufen, Nini hatte ihr Bad beendet und man wollte nach Hause gehen. Aber Lolo winkte ihm zu. „Bleibe nur, du willst segeln, auf Wiedersehen." Etwas unschlüssig blieb Hilmar zurück, schaute der abziehenden Familie nach, sah, wie Doralice die Düne hinaufstieg zu den Birken und wie Hans und der Geheimrat zu den Booten hinabgingen. Nachdenklich nahm er Kieselsteine auf und begann sie über die Wellen springen zu lassen. Sein Gesicht hatte wieder den eigensinnig entschlossenen Ausdruck, der ihm eine finstere Schönheit gab. Plötzlich wandte er sich um und ging schnell mit leichtem wiegenden Schritt die Düne hinan, mit jenem lustigen unternehmungsvollen Schritt, den wohl der kleine Hilmar gehabt haben mochte, wenn er der Kinderstube entronnen in der Sommerdämmerung zu der Dorfstraße hinabflüchtete. Er schlug den graden Weg zum Birkenwäldchen ein.

Er fand Doralice im Haidekraute sitzend, den Rücken gegen den Stamm einer Birke gelehnt, das Buch lag aufgeschlagen auf ihrem Schoß, sie schaute nicht hinein, sondern bog den Kopf zurück und blinzelte mit halbgeschlossenen Augen zu den Wipfeln der Birken hinauf, das Gesicht ruhig wie das Gesicht eines Menschen, der einem Schlummerliede lauscht und darauf wartet, daß der Schlaf komme. Und rings um sie her klang das unablässige und eifrige Schrillen der Feldgrillen. Hilmar räusperte sich leise. Doralice schaute auf. Sie war

nicht besonders überrascht, sie zog nur leicht die Augenbrauen empor und sagte: „O, Sie sind es. Sind Sie mir hierher nachgekommen? Sie wollten ja segeln."

Hilmar war etwas befangen. „Ja, — hm, ich bin Ihnen hierher nachgekommen. Sie gestatten doch" und er setzte sich auf einen Baumstumpf Doralice gegenüber. „Mit dem Segeln war es nichts. Da Sie nicht auf dem Meere waren, schien das Meer mir so sinnlos."

„Ah," sagte Doralice, die wieder in ihre ruhevolle Stellung zurückgesunken war. „Mir sagte einmal ein junger Attaché, er halte es für unhöflich, einen Augenblick mit einer jungen Frau allein zu sein, ohne ihr eine Liebeserklärung zu machen."

Hilmar errötete. „Unsinn," meinte er. „Mir ist gewiß nicht höflich zu Mute, aber gleichviel, ich kam herauf, weil ich glaubte, daß Sie sich langweilen würden."

„Ja, warum glaubten Sie, daß ich mich langweilen würde?" fragte Doralice.

„Nun, weil," sagte Hilmar, „weil ich sah, daß Sie nur dieses Buch da mit hatten und ich annahm, daß an diesem schwülen, etwas traurigen Tage das Schicksal der Miß mit den zu rosa Wangen und zu goldenen Haaren, die sich einen ganzen Band darüber kränkt, daß sie sich in einem Park von einem Herrn hat küssen lassen, Sie auch traurig stimmen würde."

Doralice lächelte matt.

„Sollen wir nicht eine Zigarette rauchen?" schlug Hilmar vor. Ja, Doralice nahm eine Zigarette an, ließ sich Feuer geben und dann rauchten beide und schwiegen und hörten dem Schrillen der Feldgrillen zu. Endlich bemerkte Doralice: „Sie wollten mich ja unterhalten?"

„Ja, ach ja," erwiderte Hilmar zögernd, als ließe er sich nur ungern im ruhigen Betrachten der hellen Gestalt vor sich stören. „Aber es gibt Lebenslagen, die so wohltuend sind, daß man sie mit Sprechen nur verdirbt. So hätte ich es als Knabe für eine Entweihung gehalten zu sprechen, während ich einen Kirschkuchen aß."

Doralice lächelte nicht darüber. Eine seltsame Erregung machte plötzlich ihre Augen klar und bog die schmalen roten Linien ihrer Lippen und ihre Stimme wurde tiefer und zitterte ein wenig, als sie sagte: „Es ist wohl auch, weil es für Sie nicht leicht ist, mit mir zu sprechen. Wovon sollen Sie sprechen? Hinter mir sind alle Fäden abgerissen. Da können Sie nur entweder vom Wetter sprechen, oder mir eine Liebeserklärung machen."

Hilmar schlug sich mit der flachen Hand auf das Knie: „Ich sagte es gleich, an solch einem verdächtig grauen Tage allein im Haidekraut zu liegen tut nicht gut. Zu sagen? Eine Welt habe ich Ihnen zu sagen, die unerhörtesten Dinge. Da brauchen wir nicht davon zu sprechen, wie es der Baronin Marowitz geht

und welche Liaiſon die Gräfin Patky jetzt hat, aber, wenn Sie wollen, können wir auch davon ſprechen."

Doralice ſchien ihm nicht recht zuzuhören, ſie blickte an ihm vorüber, lauſchte ihrem eigenen quälenden Gedanken. „Und," begann ſie „was ſagen ſie dort von mir — die anderen."

„Nichts!" rief Hilmar ungeduldig. „Was ſollen ſie ſagen? Sie ſprechen nicht mehr davon."

„Sie ſprechen nicht mehr davon," wiederholte Doralic. „Ich bin alſo wie eine, die geſtorben iſt und die vergeſſen wird."

„Wie man das macht Sie zu vergeſſen," höhnte Hilmar.

Doralice ſann einen Augenblick vor ſich hin, bleich und kummervoll, dann fragte ſie leiſe: „Kennen Sie den Friedhof am Meer?"

Nein, Hilmar kannte ihn nicht, er intereſſierte ſich nicht beſonders für Friedhöfe. „Der Geheimrat hat ihn mir gezeigt," fuhr Doralice fort, „ein Friedhof, von dem das Meer große Stücke fortſpült. Die Särge und die Toten ragen aus dem Sande heraus. Der Geheimrat ſagt, in Sturmnächten holt das Meer die Särge ab. Die ſtillen Herren gehen auf die Reiſe, ſagte er."

„Das kleine Ungeheuer," rief Hilmar, „warum zeigte er Ihnen das? Er will, daß Sie ſich fürchten."

„Vor dem Totſein würde ich mich ſonſt nicht fürchten," meinte Doralice, „man braucht ja vielleicht nicht da zu ſein. Nur daß das Totſein ſo furchtbar nach Alleinſein klingt, und — ich kann nicht allein ſein." Sie ſaß da ein wenig aufgerichtet, die eine Hand in das Heidekraut geſtützt, ihr Geſicht war ernſt, obgleich die Lippen jetzt lächelten; ein unendlich einſames, frierendes Lächeln und die Augen füllten ſich mit Tränen.

„Sie weinen," ſtieß Hilmar hervor. Eine plötzliche Ergriffenheit würgte ihn wie ein Schmerz: „Sie dürfen nicht allein ſein." Er glitt von ſeinem Sitz in das Gras nieder, lag ausgeſtreckt da, wie einer am Bachrande ſich ausſtreckt um zu trinken und drückte ſeine Lippen auf Doralicens Hand, die im Haidekraut ruhte. Einen Augenblick blieb dieſe Hand unbeweglich, dann wurde ſie fortgezogen, eine leichte Röte ſtieg in Doralicens Geſicht und ihre Stimme war wieder wach und lebensvoll, als ſie ſagte: „Was tun Sie da, ſtehen Sie doch auf. Ich bin ja gar nicht allein."

Hilmar richtete ſich auf, er kniete jetzt im Heidekraute, jede Linie ſeines Geſichts und ſeines Körpers ſchien geſpannt von übergroßer Erregung. „Sie und allein ſein. Jeder Augenblick, den Sie allein ſind, iſt eine furchtbare Verſchwendung für einen — für einen von uns anderen. Das weiß ich jetzt. Aber das Leben iſt ja reich an ſolch wahnſinniger Verſchwendung. Was iſt denn unſer Leben anders, als ein beſtändig dummes Verſäumen der ganz koſtbaren Augenblicke."

Doralice hörte ihm zu, ſie hörte ihm wohlwollend zu, die Leidenſchaft ſeiner

Worte erwärmte sie angenehm. Dann sagte sie in einem mütterlichen Tone: „Stehen Sie auf, gehen Sie nach Hause. Ich muß auch gehen; Hans erwartet mich.“ Hilmar gehorchte. Er stand einen Augenblick unschlüssig da, etwas arbeitete und kämpfte in ihm, dann wandte er sich kurz um und lief den Abhang hinab. Doralice lächelte, als sie ihm nachschaute. Sie erhob sich, fuhr sich mit der Hand über die Augen und trat den Heimweg an, jetzt wieder ruhig und getröstet.

Hans wartete schon ungeduldig auf Doralice. Mit großen Schritten ging er um den gedeckten Mittagstisch herum und schalt leise vor sich hin. . . . „Ich komme zu spät, bist du böse?“ sagte sie, als sie eintrat. Er lächelte gutmütig: „Ja, ich war sehr böse, aber jetzt, wo du da bist, hat das keinen Sinn mehr. Agnes! die Suppe. Ich habe einen Hunger, komm, setzen wir uns.“ Agnes brachte die Suppe, sehr ernst, denn sie hatte Doralicens Zuspätkommen nicht verziehen. Sie füllte die Teller und stellte sich dann wie jeden Tag neben dem Tische auf, um aufmerksam zuzusehen, wie Hans aß.

„Nun also,“ begann Hans gut gelaunt die Unterhaltung, „wie war deine Einsamkeit oben im Haidekraute?“

„Hübsch war es dort,“ antwortete Doralice, „der Baron Hamm kam vorüber und plauderte einen Augenblick.“

— „Ah!“ Hans schien ganz von seiner Suppe hingenommen. „Was sagte er denn?“

„O nichts!“ meinte Doralice, sie könnte ja erzählen, was sich dort droben zugetragen, dachte sie, aber wozu, Hans würde doch nur sagen, das reiche nicht an sie heran und würde von reineren Gesetzen und von Freiheit sprechen. Hans lehnte sich in seinen Stuhl zurück und begann: „Ja, das verstehen diese Leute, zu sprechen und nichts zu sagen. Das ist mir auch gestern aufgefallen. Einmal ein guter Witz, eine gute Bemerkung, aber meist nur Füllnis, wie bei jungen Taubenbraten, wenig Fleisch und viel Farce.“

„Ja belehrend sind sie natürlich nicht,“ bemerkte Doralice ein wenig gereizt.

„Nein, das verlange ich auch nicht,“ sagte Hans beruhigend. „Ich greife die Leute übrigens nicht an. In ihrer Art sind sie gewiß nette, kluge Leute, man muß sich vielleicht an ihre Art gewöhnen.“

Doralice erwiderte nichts; es ärgerte sie, daß er plötzlich den Abgeklärten und Gerechten spielte. Warum schalt er nicht drauflos wie früher? Agnes nahm die Teller und ging hinaus, um das Brathuhn zu holen.

„Muß Agnes hier stehen und bewachen, wie du ißt?“ fragte Doralice.

„Stört dich das?“ sagte Hans. „Ich müßte vielleicht sagen, daß sie es läßt, aber ich fürchte, es ist die größte Freude ihres Lebens, mich essen zu sehen.“ — „O dann,“ meinte Doralice und nachdenklich fügte sie hinzu: „Mich liebt sie nicht, sie sieht nie hin, wie ich esse.“ Hans lachte: „Die arme Agnes braucht

eben ihre ganze Liebesfähigkeit für mich auf, aber sie wird doch fest zu dir halten, wie zu allem, was mir gehört. Sie ist wie ein Hund, dem der Stock seines Herrn auch nicht sympathisch ist und der ihn doch bewacht und verteidigt."

„Es ist nicht besonders angenehm, dein Stock zu sein," bemerkte Doralice. Dann kam Agnes zurück und brachte das Huhn. Die Unterhaltung geriet ins Stocken. Doralice fragte nach der Bootfahrt und was der Geheimrat gesagt hatte. „Der Geheimrat sprach von mir," erwiderte Hans. „Er sagte mir, wie ich bin."

„Wie bist du denn?" Doralice schaute neugierig auf.

„Es scheint, ich bin sehr gut," berichtete Hans, „aber wie alle sehr guten Menschen lebe ich von Mißverständnissen."

„Ach was, der Knirps," meinte Doralice ungeduldig. Als dann beim Kaffee Hans sich eine Zigarette anzündete, wurde er schläfrig. Er reckte sich, gähnte diskret, die Nacht auf dem Meere lag ihm doch noch in den Knochen. Endlich stand er auf. Es sei doch das Beste, er lege sich noch ein wenig nieder, meinte er.

Doralice rückte ihren Sessel an das geöffnete Fenster. Draußen hatte es zu regnen begonnen, ein feiner, dichter Regen, der einen bleifarbenen Vorhang vor das Fenster zog. Das Zimmer füllte sich mit einem grauen, nüchternen Lichte. Agnes räumte das Geschirr ab, stapfte ab und zu, schlug die Türen, dann war auch sie fort. Doralice bewegte ihren Kopf langsam auf der Rücklehne des Stuhles hin und her, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie sich einsam fühlte. Gewiß, dieser Regen, dieses graue Licht im engen Zimmer, dieses Mittagsessen bewacht von Agnes freudlosen Blicken, diese ganze aussichtslose Alltäglichkeit, all das war traurig und Doralice wußte, daß sie auch gleich traurig werden würde, noch aber fühlte sie sich von alledem seltsam losgelöst. Es war eine Traurigkeit und Alltäglichkeit, die nicht zu ihr gehörten, die an ihr vorübergingen. Sie kam sich vor wie ein Reisender, der auf irgendeiner kleinen verschollenen Station liegen bleibt und nun in dem häßlichen Stationszimmer sitzt und sich für eine Weile von der Melancholie eines Lebens eingefangen sieht, das nicht zu ihm gehört. Denn der Zug würde kommen und die kleine Station mit ihrer grauen Langeweile würde hinter ihm versinken und vergessen werden. Und doch, was sollte kommen! In Doralice klangen die Worte wieder, die sie heute Morgen gehört: Jeder Augenblick, den Sie allein sind, „ist für einen von uns anderen eine wahnsinnige Verschwendung". Hans fürchtete sich vor dieser Verschwendung nicht, er fürchtete nicht etwas zu versäumen, er ging schlafen. Wie sicher er ihrer war! wie sicher, daß er ein ganzes Leben vor sich hatte, um mit ihr zusammen zu sein, ein ganzes Leben. Ein ganzes Leben! klang es eintönig in ihr wieder nach dem Takte des Regens, der da draußen mit seinem flachen Plätschern eifrig in die große, schicksalsvolle Stimme des Meeres hineinplauderte. Wie er dort oben vor ihr gekniet hatte. Wie hatte er doch von seinem Reiten gesagt? „Man

denkt nur eins, man will nur eins, so stark, daß man sich wundert, daß das Ziel einem nicht entgegenkommt". Es war doch ein seltsam starkes Leben, wenn man fühlte, wie ein fremdes Begehren und Wollen wild an einem zog. Das hatte sie auch bei Hans dort auf dem Schlosse empfunden, damals, als er noch nicht abgeklärt war, als er über sie kam wie ein Sturm und wie ein unwahrscheinliches, köstliches Wagnis. Und jetzt war wieder so etwas nahe. Aber nein, das konnte sie nicht wollen, sie würde sich sehr wundern, wenn sie so wäre, daß sie das wollen konnte. Jetzt plötzlich quälte sie das Alleinsein, der graue Tag mit seiner Ereignislosigkeit und die fremden Möglichkeiten, die sie in sich empfand. Etwas tun, dachte sie, und dann sprang sie auf, sie wußte schon, was sie zu tun hatte. Sie ging in ihr Schlafzimmer hinüber, wo die großen Koffer standen, die Graf Köhne ihr nachgesandt hatte. Sie öffnete einen derselben, ein schwüler Jasminduft strömte ihr entgegen, das war das Parfüm gewesen, das der Graf Köhne an ihr geliebt hatte. „Je mehr ich in Jahren vorrücke," pflegte er zu sagen, „um so mehr gehe ich in meiner Vorliebe für Düfte in den Jahreszeiten zurück. Jetzt bin ich beim Frühsommer angelangt." Da lagen nun all die Kleider, an die Doralice seit einem Jahre nicht mehr gedacht hatte. Sie blätterte nachdenklich in ihnen, strich mit der Hand über den Sammet, den Krepp, die Seide und diese Berührung erregte so etwas wie ein festliches Gefühl in ihr. Da war das blaue Kleid, das sie so geliebt hatte. Sie nahm es heraus, weiche pfauenblaue Seide, eine alte Stickerei als Brusteinsatz, grünliche und rötliche Goldfäden auf rahmfarbenem Grunde. Doralice breitete es auf einem Stuhle aus, betrachtete es, dann begann sie langsam sich auszukleiden, legte das Kleid, das sie trug, ab und legte das pfauenblaue an. Jetzt war sie fertig, stand da in dem grauen Lichte und das sanfte Schimmern der Seide, des Goldes an ihr gab ihr eine angenehme Erregung. Sie ging wieder in das Wohnzimmer hinüber, setzte sich auf ihren Sessel und wartete auf Hans. Das mußte auch auf ihn wirken, das mußte auch ihm etwas von früheren Tagen zurückgeben. Sie wartete lange, Hans nahm es gründlich mit seiner Nachmittagsruhe und es begann bereits zu dämmern, als Doralice hörte, daß er sich im Schlafzimmer regte. Endlich kam er. Er machte einige Schritte und fragte: „Warum duftet es hier so süß? so schwül nach Schlössern?" Als er sie dann anschaute, meinte er: „Oh! Du hast dich schön gemacht. Dieses Kleid kenne ich." Das klang ein wenig trocken und Doralice wurde befangen. Sie entschuldigte sich: „Es war hier so grau und häßlich und da zog ich es an, ich dachte, es würde dir auch gefallen."

Hans setzte sich auf einen Stuhl, zerrte an seinem Bart und schaute an Doralice vorüber zum Fenster hinaus. „O gewiß, sehr schön, sehr schön," sagte er zerstreut. „Nur, sag mal, willst du die Erinnerungen, von denen dieses Kleid voll ist?"

„Ich will überhaupt keine Erinnerungen," erwiderte Doralice und das Weinen war ihr nahe. Hans sann noch vor sich hin: „Ja, ja," murmelte er „dir war es hier grau und häßlich und du wolltest etwas Schönes haben, natürlich, ich verstehe. Schön, schön."

Beide schwiegen nun eine Weile und Doralice empfand, daß das bißchen Festlichkeit, welche das Kleid ihr gegeben hatte, fort war. Hans erhob sich und ging nervös im Zimmer auf und ab, dann blieb er stehen und fragte:

„Wirst du das Kleid anbehalten?"

„Ich kann es ja wieder ausziehen," erwiderte Doralice kleinlaut.

„Ja," fuhr Hans fort, „es ist nämlich hier in diesen Zimmer etwas fremd. Ich habe das Gefühl, als ob ein Modell bei mir wäre."

„Ein Modell," wiederholte Doralice gekränkt.

„Nein, nein, nicht ein Modell," beruhigte Hans sie, „es war dumm, daß ich das sagte. Höre, ich werde es dir erklären. Es war in München, ich wohnte im vierten Stock, in einem sehr häßlichen Zimmer natürlich. Da verliebe ich mich beim Kunsthändler in eine französische Glasschale, ein hübsches Ding wie aus rosa und grünem Eis, für mich viel zu teuer. Gut. Aber ich bin verliebt und als ich für ein Bild etwas Geld bekomme, kaufe ich sie und trage sie nach Hause. Ich stelle sie auf meinen Tisch. Der Tisch hat eine scheußlich gelbe Decke mit blauen Blumen. Nein, das geht nicht. Ich stelle sie auf den Kasten, einen plumpgebeizten, gelben Kasten. Aber das geht noch weniger. Ich stelle sie auf den Waschtisch, auf das Fenster — na, was soll ich dir sagen, wo diese Schale auch steht, überall gibt es einen falschen Ton, quält mich wie Zahnweh. Ich bin glücklich, als das Ding wieder beim Kunsthändler ist. Siehst du, so".

„Bin ich diese Schale?" fragte Doralice. — „Nicht du, dein Kleid, dein Kleid". Hans stand vor Doralice und wartete gespannt, was sie sagen würde. Sie jedoch sagte nichts, erhob sich und ging in ihr Schlafzimmer hinüber, um sich umzukleiden. Er aber begann wieder im Zimmer auf- und abzurennen, er war wütend. Also er hatte sie wieder einmal gekränkt, aber das schien jetzt nicht anders sein zu können. Sah es nicht aus, als sei die Liebe eine Einrichtung, die zwei Menschen aneinander bindet, damit sie einander quälen? Wahrhaftig, so sah es aus. Aber es sollte anders werden und als Doralice in ihrem dunkelen Kleide zurückkehrte, um sich wieder still in ihren Sessel zu setzen, brach er los: „Du bist gekränkt, ich weiß, ich weiß. Aber du wirst sehen, ich werde dir einen Rahmen schaffen, in dem du dich anziehen kannst wie eine Königin."

„Ah, das kleine Häuschen," warf Doralice hin.

„Nun, etwas viel Schöneres," fuhr Hans ungeduldig fort. „In München läßt sich jetzt viel machen. Ich werde eine Malschule gründen und dann werde ich arbeiten, ich bin voller Ideen, ich habe ja so viel in mir aufgespeichert, ich bin geladen wie eine Bombe, und wenn ich da einschlage in diese Welt abgelebter

Großſtadtleute, die werden Augen machen. Ich freue mich ſchon drauf. Wir wollen die Lampe anſtecken und gleich zuſammen einige Briefe nach München ſchreiben." Er rieb ſich die Hände und lachte, er war ganz Eifer, ganz Tatendurſt. Aber Doralice ſagte müde: „Ach nein, nur nicht die Lampe."

Hans ſtand einen Augenblick da und ſann, dann ſetzte er ſich langſam auf einen Stuhl, zündete ſich eine Zigarette an und rauchte. Beide ſchwiegen, es dunkelte immer mehr, die Dämmerung ſchien mit dem Regen auf das Land niederzufließen, der Wind verfing ſich irgendwo im Hauſe und es gab einen Ton wie ein trauriges Lachen. Doralice fühlte wohl, daß Hans dort neben ihr in der Dämmerung mit ſich kämpfte, das Bewußtſein dieſer Erregung, die Erwartung, daß es vielleicht einen leidenſchaftlichen Auftritt geben würde, tröſtete ſie in der Melancholie dieſer Stunde. Da begann Hans wieder ruhig, freundlich: „Sieh, das kommt daher."

„Was denn?" fragte Doralice. — „Daß wir hier ſo zuſammenſitzen und nicht zueinander ſprechen, als ſeien wir verfeindet. Wir ſind nicht miteinander verfeindet und wir haben uns ſehr viel zu ſagen, aber das kommt daher, daß etwas in unſerer Liebe zu Ende iſt und etwas Neues anfangen muß. Jetzt haben ſich die feinſten empfindlichſten Teile unſerer Seelen auseinanderzuſetzen, jetzt fängt die ganz komplizierte Rechnung an, ſo eine Art Ausziehen von Kubikwurzeln, das iſt immer ſo, das muß ſo ſein.

Ich kann nicht immer wie damals ein Ereignis ſein."

„Ich habe gar nicht verlangt von dir immer ein Ereignis zu ſein," meinte Doralice.

— „Ich weiß, ich weiß, und ich weiß auch, was wir zu tun haben, um jetzt dieſer jämmerlichen Stunde ein Ende zu machen. Wir müſſen hinausgehen ans Meer. Es iſt dunkel und es regnet, das macht nichts, das Meer wird uns kurieren, das Meer kann immer ein Ereignis ſein und da wollen wir uns anſchließen und du wirſt ſehen, dort werden wir uns wieder einander befreundet fühlen und dann wirſt du auch wieder die Lampe ertragen können."

Er holte Doralicens Mantel, hüllte ſie feſt ein, nahm ſie und zog ſie mit ſich hinaus.

Draußen mußten ſie gegen einen ſtarken Wind ankämpfen, das Meer rauſchte ſehr laut, ein Durcheinander großer Stimmen, die ſich überſchrien und einander ins Wort fielen. Und in der Dämmerung hoben ſich die Wellen wie große weiße Geſtalten, die ſich aufrecken, ſich neigen, niederfallen. Zuweilen ſtanden Hans und Doralice plötzlich wie auf einem weißen, kalten Tuche, das war dann eine brandende Welle, die bis zu ihnen heraufgelaufen war. Beide lachten, drückten ſich feſt aneinander und Hans fragte laut in das Rauſchen hinein: „Fühlſt du es, fühlſt du es ſchon, wie wir einander wieder befreundeter werden?"

„Ja, ja," erwiderte Doralice atemlos von all der mächtig bewegten Luft, die ſie atmen mußte. — — —

Im Bullenkrug drückte der Regennachmittag auch auf die Stimmung. Es lag ohnehin eine Spannung in der Luft, welche die Menschen mit einer gereizten und freudlosen Unruhe in den engen Räumen herumtrieb. „Meine Schar," sagte die Generalin zu Fräulein Bork, „geht hier heute umher wie die Eisbären im Käfig. Lassen Sie alle Lampen anstecken, nur keine Dämmerung, die ist gefährlich. Und dann viel und gutes Essen. So kommen wir am leichtesten über die Schwierigkeiten hinweg." Das Haus wurde sehr hell, die Generalin setzte sich mit Fräulein Bork auf das Sofa und legte Patience. Sie sprach mit ihrer lauten, beruhigenden Stimme, lachte über ihre Patience. Das Brautpaar zwang sie miteinander Pikett zu spielen. „Nichts Besseres für nervöse Liebe," meinte sie, „als Karten." Wedig und Nini spielten Dame und stritten sich und Herr von Buttlär ging mit kleinen nervösen Schritten im Zimmer auf und ab und sah immer wieder nach dem Barometer. Da erschien seine Frau in der Eßzimmertür und sagte: „Bitte, Buttlär, auf ein Wort."

„Gewiß, meine Liebe," erwiderte er und richtete sich mit einem Ruck strammer auf, „was gibt es denn?" Er folgte seiner Frau ins Eßzimmer und die Tür fiel hinter ihnen ins Schloß. Die Generalin schüttelte unzufrieden den Kopf und bemerkte: „Bella überschätzt von jeher die Wirkung von Auseinandersetzungen." Das Gespräch des Ehepaares dauerte ziemlich lange. Man hörte die Stimme des Barons, die pathetisch wurde und Wedig flüsterte Nini zu: „Hör, eben hat der Papa gesagt: poetisches Bedürfnis."

Hilmar und Lolo wurden sehr zerstreut bei ihrem Spiel. Endlich ging die Eßzimmertür wieder auf, Frau von Buttlär kam in das Wohnzimmer, setzte sich schweigend an den Tisch und nahm ihre Häkelarbeit auf. Sie war blaß, man sah es ihr an, daß sie geweint hatte. Der Baron aber war in der Tür stehen geblieben und sagte feierlich: „Hilmar, bitte auf ein Wort."

„Zu Befehl," erwiderte Hilmar und sprang auf. Er zog dabei die Augenbraunen zusammen und sein Gesicht nahm einen Augenblick einen so zornigen Ausdruck an, daß Lolo ihn erschrocken anschaute. Dann verschwanden die beiden Herren hinter der Eßzimmertür. Die Generalin zog die Augenbrauen hinauf und sagte: „Wozu diese Konferenzen gut sind, weiß ich nicht, zur Gemütlichkeit tragen sie nicht bei." — „Nein, liebe Mutter," erwiderte die Baronin, indem sie eifrig forthäkelte, „ich bin ungemütlich und prosaisch, das habe ich eben gehört. Andere können gemütlich und poetisch sein, ich nicht. Ich bin wie der Gendarm, den jeder braucht und den keiner mag."

„Aber Bella," wandte die Generalin ein. Fräulein Bork jedoch fand das schön. Sie fand das schön, die Mutterliebe als die Polizei für das Glück der anderen.

„Sie haben gut reden, liebe Bork," meinte die Baronin und die Generalin wurde ärgerlich: „Ich sage nicht, daß einmal tüchtig dreinfahren ganz nützlich sein kann, aber immer besser kurz und scharf, als lang und sauer."

„Wer ist denn sauer?“ fragte die Baronin, worauf die Generalin nichts erwiderte. Lolo ging währenddessen im Zimmer unruhig auf und ab, blieb an der Glastür stehen und schaute in die Dunkelheit hinein, dann öffnete sie die Tür und trat auf die Veranda hinaus. Der Wind, als hätte er auf sie gewartet, fiel sie sofort an, zerrte an ihrem Kleide, wühlte in ihrem Haar. Lautes Tönen flog durch die Finsternis wie Sausen großer, hastiger Flügel, ein hastiges ausgelassenes Leben trieb hier in der Nacht sein Wesen und Lolo stand da und atmete tief und angestrengt. Sie litt, aber da drinnen im Schein der Lampe war ihr Schmerz eine unerträglich nagende Qual gewesen, hier draußen konnte sie ihn als groß, fast als schön empfinden. Als sie dann hörte, daß die Eßzimmertür ging und die beiden Herren wieder in das Wohnzimmer gekommen waren, öffnete sie ein wenig die Glastür und rief Hilmar. Hilmar trat zu ihr auf die Veranda hinaus. Sie standen einen Augenblick im Dunkelen still beieinander, Lolo hatte Hilmars Arm genommen und lehnte sich fest an ihn. Endlich sagte sie leise: „Hat er dir meinetwegen Vorwürfe gemacht?“

„Ach, er hat ja recht,“ erwiderte Hilmar und seine Stimme klang gepreßt und mutlos. „Alle haben sie recht, wenn du um meinetwillen leidest, dann bin ich ein gemeiner Hund. Ich durfte nicht zu dir kommen, du mußt sicher und glücklich sein.“

Lolo begann jetzt wieder zu sprechen ganz sanft und tröstend: „Nein, du kannst nichts dafür, wir können beide nichts dafür. Es gibt manches in der Welt, das stärker ist als wir beide. Ich habe das jetzt verstanden. O, ich habe jetzt sehr viel verstanden. Früher glaubte ich, sich lieben ist Hand in Hand sitzen und sich lange Briefe schreiben. Aber jetzt weiß ich, sich lieben ist eine furchtbar große Sache und da muß man auch die ganz großen Dinge tun können und — warum soll ich nicht auch leiden? Du leidest auch und so viele, viele leiden. Nein, mein armer Hilmar, wenn ich auch keinen schicksalsvollen Mund habe, mit dem blauen Sonntagskittel ist es doch nichts. Aber sei ruhig, wir werden schon den richtigen Weg finden.“ Und sie strich sanft mit der Hand über seinen Ärmel hin.

„Lolo! Lolo!“ rief die Baronin und der Baron klopfte an die Fensterscheiben. „Sie rufen, wir müssen hinein,“ sagte Lolo.

„Da hinein kann ich jetzt nicht,“ stöhnte Hilmar „aber du, du mußt sicher und glücklich sein und ich — ich bin ein gemeiner Hund.“ Dann beugte er sich über sie und drückte seine heißen, trockenen Lippen fest auf ihre Augen, schob sie dann von sich und lief in die Dunkelheit hinaus. Lolo stand noch einen Augenblick da, sie legte beide Hände auf ihre Brust und schaute mit heißen fanatischen Augen in die Nacht hinein und berauschte sich an ihrem großen Schmerz.

Aus der Küchentür an der Schmalseite des Hauses schlichen drei in Mäntel gehüllte Gestalten dem Strande zu. Es waren Nini und Wedig, die sich aus dem Wohnzimmer fortgestohlen hatten und nun unter Ernestinens Führung ihrem Lieblingsabenteuer nachgingen, die Gräfin sehen. Dazu mußten sie die

Düne hinaufsteigen, um auf der Rückseite des Wardeinschen Anwesens an das rechte Fenster zu gelangen. Es war ein Genuß aus der dumpfen Luft der Wohnstube herauszukommen, die heute ohnehin schwer von Mißstimmung und Langeweile war und sich mit dem Winde herumzuschlagen, die steilen Sandwände hinanzuklettern, mitten durch die nassen Wachholderbüsche hindurch und sich vor allem zu fürchten, was ihnen in der Dunkelheit begegnen könnte. Jetzt sahen sie schon das kleine helle Viereck des Fensters, sie brauchten nur noch vorsichtig die Sandlehne herunterzusteigen, um dann leise heranzuschleichen, als Ernestine Alarm zischte. Sofort duckten alle drei hinter einem Wachholderbusche nieder. Dort vor dem kleinen hellen Viereck stand schon einer, eine kleine, schiefe Gestalt und ein langes, regelmäßiges Profil hob sich scharf von den gelbbeleuchteten Fensterscheiben ab. „Exzellenz", flüsterte Ernestine. Sie wagten sich nicht zu regen. Dieser kleine Mann dort in der Dunkelheit vor dem Fenster stehend erschien ihnen entsetzlich unheimlich. Dann plötzlich war er nicht mehr da, war in die Nacht untergetaucht. Aber die drei Kinder wagten sich noch nicht vor, sondern kauerten still hinter ihrem Wachholderbusch. Und wieder tauchte eine Gestalt aus der Nacht auf und stand vor dem Fenster, eine schmale Gestalt, ein dunkeler Kopf, ein feines Profil, das wie ein Schattenriß gegen die helle Scheibe stand. „Hilmar", erklärte Wedig. Es schien ihnen, daß sie dieses Mal lange warten mußten, bis auch diese Gestalt in der Dunkelheit verschwand. Da erst trauten sie sich aus ihrem Verstecke heraus, an das Fenster heran und sahen Hans Grill am Tische sitzen und einen Brief schreiben, sahen Doralice in ihrem Sessel, den Kopf zurückgelehnt, mit weit offenen Augen verträumt vor sich hinsehend. Als Nini später oben in ihrem Schlafzimmer im Bett Lolo ihre Erlebnisse erzählte, sagte sie: „Weißt du, sie sah aus, als machte es sie furchtbar müde so schön zu sein."

„Ja, weil es eine furchtbare Verantwortung ist so schön zu sein," klang es feierlich und weise aus Lolos Bett zurück.

Um Mitternacht war ein Gewitter niedergegangen und ein plötzlicher Sturm hatte sich erhoben, stoßweise sich um sich selber drehend, als käme er von allen Seiten zugleich, so daß die Wellen sich hoch aufreckten und wie betrunken taumelten. Allein es dauerte nicht lange. So plötzlich wie er gekommen war, ließ der Sturm nach; von Westen her kam ein sanftes Wehen, das die Wellen streichelte und beruhigte. Ein wolkenloser Tag brach an, die Sonne schien auf ein prächtig grünes Meer nieder, der Strand war von dem ausgeworfenen Seetang überdeckt wie von schwarzer Seide und die Luft war ganz voll vom scharfen salzigen Dufte des Meeres.

Hans und Doralice waren schon zeitig am Vormittage zu ihrem Platz auf der Düne hinaufgezogen. Doralice lag dort auf ihrer Decke im Sande und sah auf das Meer hinaus. Hans malte, und zwar malte er die Großmutter

Wardein, die regungslos auf einem Stuhle daſaß, die Hände im Schoße gefaltet. Die harte, runzelige Haut des Geſichts glänzte in der Sonne, als ſei noch eine Spur alter Vergoldung an ihr haften geblieben, und die trüben, gelben Augen ſchauten in die Weite mit einem Blick, der ſtarr auf eine ſehr große gleichgültige Ferne hinausſieht. Hans ſprach während des Malens über ſeine Kunſt. Seit geſtern ſprach er viel und eifrig über ſeine Kunſt und ihre praktiſchen Ausſichten: „Es geht famos. Sie ſind ein glänzendes Modell, Mutter Wardein. Einleuchtender kann ein Menſchenſchickſal nicht in Linien aufgehen, als in ihrem Geſicht. Na ja, natürlich, ein Porträt muß in uns die Vorſtellung eines individuellen Lebens hervorbringen. Deshalb muß man auch Menſchen malen, die man nicht kennt, ſonſt will man da zu viel hineinlegen. So zum Beiſpiel iſt es mir deshalb ſchwer, dich zu malen, weil ich zu gut in dir Beſcheid weiß."

„Du weißt in mir Beſcheid?" fragte Doralice. — „Natürlich."

„Da weißt du mehr als ich," meinte Doralice.

Hans legte ſeinen Pinſel fort und ſchaute Doralice verwundert an: „Sag' mal, ſeit einiger Zeit jetzt haſt du zuweilen ſolche Ausſprüche unangenehmer Lebensweisheit wie der Geheimrat."

Doralice ſeufzte: „Ach ja, angenehm iſt es nicht, wenn man in ſich die Ähnlichkeit mit dem Geheimrat wachſen fühlt."

Hans zuckte mit den Achſeln und griff nach dem Pinſel. Jetzt ſchwiegen ſie. Doralice ſpähte aufmerkſam zum Strande hinunter, als könnte dort unten etwas ſich ereignen, das ſie anginge. Karren ſtanden dort unten und kleine ſtruppige Pferde und Fiſcher, die den Seetang aufluden, um ihn auf ihre Äcker zu führen. Und eine kleine graue Geſtalt mit wehendem Kopftuche ging ruhelos am Meere hin und her, zuweilen ſtehen bleibend, um auf die See hinaus zu ſchauen. „Unſer Steege iſt noch nicht zurück?" fragte Hans. „Ich ſehe die Frau dort unten noch immer hin und her laufen."

„Ob der nun auch kommen wird," antwortete die Alte mit einer Stimme, die tief wie eine Männerſtimme klang, „ob er nun mit dem Boot kommen wird oder ob er ohne Boot kommen wird, das kann man nicht wiſſen. Der Matthies, mein Mann, kam am zweiten Tage dort nicht weit vom Friedhofe ohne Boot heraus. Der Ernſt, mein Sohn, kam gar nicht heraus. Na ja, ſo iſt der Steege, wenn keiner fahren will, dann fährt er, dann glaubt er, daß er alle Fiſche allein haben wird. Häßlich blies es ſchon, als ich um Mitternacht nachſehen ging. Ich gehe immer um Mitternacht nachſehen, das iſt noch von der Zeit, als ich auf Meine wartete." Die tiefe heiſere Stimme ſprach ruhig vor ſich hin, nicht, als ſpräche ſie für die andern, ſondern als könnte ſie einmal in Schwung gebracht nicht ſogleich wieder verſtummen. Doralice richtete ſich ein wenig auf, um die Fiſchersfrau am Strande beſſer ſehen zu können, die raſtlos an dem Saum der brandenden Wellen entlang irrte und wartete, auf das Schreckliche

wartete, und was die Mutter Wardein da erzählte, war es nicht auch ein endlos langes Leben, in dem sie immer wieder auf das Schreckliche gewartet hatte? Doralice zog die Augenbrauen zusammen, sie hätte weinen können, nicht aus Mitleid, sondern weil all dieses Dunkele plötzlich so nah an sie herankam. Der Morgen mit seinem Licht, seinem Duft, seinem Wehen hatte ihr voller Versprechungen geschienen. Das war vielleicht sinnlos, aber es tat wohl. Nun war all das vorüber. Mutlos warf sie sich zurück, sie mochte nicht mehr sehen und hören. Dennoch trieb es sie bald wieder die Augen zu öffnen, um zu sehen, ob die graue Gestalt unten noch da sei. Sie war da. Aber etwas anderes kam noch durch den Sonnenschein, Hilmar, im blauen Flanellanzuge, die rote Kravatte leuchtete von weitem; er ging schnell mit wippendem Schritt, wiegte sich leicht in den Schultern und jede Linie in der blauen Gestalt, die sich lustig gegen das grüne Meer abhob, war so voll unternehmenden Leichtsinns, daß Doralice lächeln mußte. Hilmar ging zu den Booten hinab, wo er den jungen Stibbe fand. Er befahl, ihm das Segelboot herzurichten, heute mußte gesegelt werden, solch ein Wetter kommt nicht wieder. Hilmar wollte segeln, aber es war noch ein anderer Wunsch, der heute mit ihm aufgestanden war, einer jener Wünsche, die wie ein Fieber in ihm brannten, er wollte mit Doralice segeln. Ganz gleich, ob das wahrscheinlich, ob das möglich war, er wußte nur das eine, er mußte mit Doralice segeln. So ging er denn geradesweges die Düne zum Ehepaar Grill hinauf.

„Er kommt geradesweges zu uns," dachte Doralice, „ein toller Junge." Auch Hans sah ihn kommen und das Blut stieg ihm heiß in die Schläfen. Als jedoch Hilmar vor ihnen stand und grüßte, sagte Hans ruhig und freundlich: „Guten Morgen, Herr Baron, schöner Morgen."

„Guten Morgen," erwiderte Hilmar, ein wenig atemlos vor Erregung, „die Herrschaften sind schon fleißig. Ah, Mutter Wardein, ja, die würde ich auch malen, wenn ich könnte. Es muß sein, als ob man die Ewigkeit malt."

„Gutes Segelwetter," bemerkte Hans. — „Glänzend!" beteuerte Hilmar, „das Meer ist heute wie eine Wiege. Ja, und da wollte ich fragen," er wandte sich an Doralice, „ob Sie, gnädige Frau, nicht mitfahren wollen? Für drei ist im Boote Platz und Stibbe und ich sind sichere Segeler."

Doralice schaute überrascht zu ihm auf und dann mußte sie über den eigensinnigen, entschlossenen Ausdruck seines Gesichts lächeln. „O, ich," sagte sie, „ich glaube nicht, daß mein Mann das gestattet."

Hans hatte mit dem Pinsel voll Zinnober einen so kräftigen Hieb gegen das Bild geführt, daß die Wange der Mutter Wardein eine breite rote Schramme erhielt und es wunderte ihn, als er seine eigene Stimme ruhig und überredend sagen hörte: „Warum nicht? heute ist wohl keine Gefahr dabei. Wenn es dir Vergnügen macht, der Baron ist ja ein sicherer Segeler."

Es war ein seltsam erstaunter und kalter Blick, mit dem Doralice Hans ansah:

„Das ist etwas anderes," sagte sie, „dann also wollen wir fahren. Kommen Sie, Baron." Sie erhob sich, nickte Hans kurz zu, dann gingen sie die Dünen hinab.

Hans saß noch einige Augenblicke da und kratzte den roten Strich vom Gesicht der Mutter Wardein ab. Plötzlich warf er alles fort, stellte sich auf den Rand der Düne und schaute den beiden nach. Die waren schon bei den Booten, er sah Doralice einsteigen, sah Stibbe und Hilmar das Boot flott machen, nun saßen sie alle drei darin und wunderbar leicht klomm das Fahrzeug die ersten grünen Wellenberge hinauf. Ohne sich um die Mutter Wardein zu kümmern, stürmte Hans die Düne hinab an das Meer, dort begann er auf und ab zu gehen, zuweilen stehen bleibend dem Segel nachzuschauen und, wenn er da stand und an seinem Barte zauste, sah er aus wie ein schöner gewalttätiger Bauernbursche. Am liebsten hätte er auf das Meer hinausgebrüllt und ihn fror hier in der heißen Mittagssonne. Für wen spielte er denn diese dumme Komödie des Vertrauens und der großmütigen Gelassenheit? Vertrauen? was wußte er denn von dieser Frau? Er wußte nur, daß gegen den Gedanken sie zu verlieren sich jeder Tropfe seines Blutes sträubte. Er war ja keine buckelige Erzellenz, um abgeklärt und skeptisch zu sein. Aber das war es, diese Eifersucht schmerzte ihn wie eine Schande, sie demütigte ihn, zerbrach den Stolz und die Selbständigkeit, ohne die er nicht leben zu können meinte. Nein, das mußte anders werden, sonst war es aus mit ihm, sonst war er sein ganzes Leben hindurch nichts weiter mehr, als der Herr, der die Gräfin Köhne entführt hat und sie nun bewacht. „Ich sehe immer noch nichts", hörte er eine klagende Stimme neben sich. Die Frau des Fischers Steege stand neben ihm und schaute mit müden Augen in das Flimmern des Meeres. Weiter fort aber auf der Düne erschienen Frauengestalten, das weiße Piquékleid der Generalin wehte im Winde, Fräulein Bork war dort und die Baronin Buttlär. Sie hielten sich Operngläser vor die Augen und schauten auf das Meer, dem weißen Segel nach, das lustig in das Mittagglitzern der Sonne hinausglitt. Dort aber bei dem weißen Segel saß Hilmar Doralice gegenüber und schaute sie an. Doralice war ernst, sie hatte die unklare Empfindung, als sei sie von Hans gekränkt worden; als sei es treulos von ihm, daß er sie so ruhig fahren ließ. Aber Hilmars Gesicht lachte ein so glückliches, so ausgelassenes Lachen, das Lachen eines Knaben, der der Schule entlaufen ist, um sich einen unerlaubten Feiertag zu machen, so daß sie mitlachen mußte und plötzlich auch die ausgelassene Ferienlustigkeit in sich aufsteigen fühlte. Und der junge Stibbe, der an der andern Seite des Bootes saß, um das Segel zu bedienen, verzog auch sein braunes mit weißblondem Flaume bedecktes Gesicht zu einem breiten Lachen. „Sehen Sie," sagte Hilmar, „wenn Sie nicht gefahren wären, wenn Sie nicht hier säßen, ich weiß nicht, was ich getan hätte. Aber ich wußte, es muß geschehen."

„Gut, gut, ich sitze ja hier," antwortete Doralice, „aber sprechen Sie jetzt nicht solche — — solche heiße Sachen."

„O nein! gewiß nicht," rief Hilmar begeistert, „es ist auch gar nicht nötig, es ist gar nichts mehr zu sagen. Sie sitzen da, Worte können da nicht mehr heran. Gespräche haben überhaupt für mich in letzter Zeit etwas Fatales. Miteinander sprechen, das kann jeder, miteinander sein, das ist die Kunst. Also, wenn Sie vielleicht müde sind, hier ist eine Decke, hier ist ein Polster, Sie können ein wenig schlafen. Es würde doch die unterhaltendste Stunde meines Lebens sein. Sie wollen nicht? Nun, legen Sie sich dieses Polster in den Rücken und dieses hier unter die Füße, so — nun wäre nichts mehr zu bemerken, außer vielleicht, daß Sie noch ein wenig zufriedener aussehen könnten. Haben Sie bemerkt, wenn ein Kind etwas ganz Süßes ißt, dann wird es ernst und die Augen werden groß und füllen sich etwas mit Tränen. So sollten Sie aussehen."

„Ach," meinte Doralice ungeduldig, „wollen Sie mir auch sagen, wie ich bin?"

„Nein, nein," versicherte Hilmar, „ich meine nur, in ihren Augen ist noch ein ganz klein wenig von dem Blick von gestern abend zurückgeblieben."

„Was ist das für ein Blick?" fragte Doralice.

— „Nun, als Sie gestern abend bei der Lampe auf Ihrem Sessel saßen und vor sich hinsahen," erklärte Hilmar. „Ja, ich habe durch Ihr Fenster zu Ihnen hineingeschaut; ich tue das immer, natürlich, was soll ich anders tun? Sie finden das unerhört. Es ist vielleicht unerhört, aber ich würde noch viel unerhörtere Dinge tun. Sind Sie böse?"

„Ach ja," sagte Doralice langsam und träge, „gewiß bin ich böse, aber später, nicht jetzt."

— „Gut, später," schloß Hilmar die Unterhaltung. „Rauchen wir eine Zigarette." Die Sonne schien heiß auf das Meer nieder, ihr gelber Glanz floß wie Öl an den Wellen herab, Möven flogen ganz niedrig und langsam über das Wasser und wie leichtes Flügelschlagen klang das Segel in dem schwächer werdenden Winde.

Als die Fahrt zu Ende war, als Doralice und Hilmar am Strande niedergeschlagen einander gegenüberstanden, reichte Doralice Hilmar die Hand und sagte: „Danke". Hilmar zog die Augenbrauen zusammen. „Das Land," versetzte er grimmig, „das Land ist eine Gemeinheit." Dann trennten sie sich. Doralice ging lässig und zögernd nach Hause. Der Gedanke an das Mittagessen, an den Dampf der großen Kartoffeln, an Agnes' strengen, wachsamen Blick und etwas anderes noch kam unerwartet, um sie zu quälen, ein Gefühl des Mitleids für Hans. Sie war die ganze Zeit über so weit fort von ihm gewesen, mit keinem Gedanken war sie zu ihm zurückgekehrt. Nun, wenn sie ihn jetzt zu Hause traurig oder böse oder unangenehm finden würde, so wollte sie liebenswürdig sein und diese gute Regung tat ihr wohl.

(Schluß folgt)

Lord Byron und Laſſalle/ von Emil Ludwig

„Ich begreife den Apollon, Bogenſchütze iſt der Gott und der Tonkunſt Meiſter, und ich liebe ſeine Harmonie, aber ich fürchte ſeine Schützenkunſt.“

Genau ein Jahr, nachdem die Kanonen von Miſſolunghi über der Leiche Lord Byrons, Peers von England und Dichters von überſeeiſchem Ruhm, ſiebenunddreißig Schüſſe gelöſt hatten, öffnete Ferdinand Laſſalle im Bette einer deutſchen Jüdin zum erſten Male die Augen. Die Geſchicke einer Harfe und die Geſchicke einer Trompete.

Dieſe beiden Männer waren Meiſter und Sklaven des egozentriſchen Prinzipes, Phänomene, deren Wirken nur zur Entwickelung ihrer Perſönlichkeiten beſtimmt, die ihr eigener Zweck waren; zwei Leben von leidenſchaftlicher Intenſität, verſetzt mit einer gewiſſen vitalen Skepſis; große Schauſpieler des Lebens durch Übertreibung eingeborener Ideen, der eine den Optimiſten, der andere den Melancholiker ſpielend.

Über die Brücke des Unmöglichen ſchreitet der Nachgeborene von jenem Grabe zu dieſer Wiege, er vertraut auf die Verzeihung der abgeſchiedenen Geiſter, wenn tiefe Ähnlichkeiten und prägnante Antitheſen ihn zum Irrtum verleiteten. Doch die Geſchichten dieſer beiden Seelen fluten ineinander, wie die ewig ſich anders erneuende Welle.

I.

Laſſalles mythologiſche Ahnen fühlten ſich von Gott auserwählt unter den Völkern der Erde, Byron führte ſein Geſchlecht auf die nordiſchen Götter zurück. Aber Byrons hiſtoriſche Väter raubten auf abenteuernden Schiffen die Dinge, mit denen Laſſalles Vorfahren Handel trieben, und der Vater des einen ging noch halb erblindet im Alter den gewohnten Weg zur Börſe, der des anderen ſchnitt ſich nach tauſend Tollheiten in guten Jahren die Kehle durch. Mit zehn Jahren war Byron Peer von England, Laſſalle ſchloß ſich mit fünfzehn heimlich ein, um zum Examen zu ſtudieren.

Aber, als nähme die Entfernung erſt mit den Jahren zu, wie bei der Verlängerung der Schenkel eines Winkels, ſind ſich beide Geiſter in den Knabenjahren am ähnlichſten, beide frech, ſchnippiſch, herrſchſüchtig, ehrgeizig, kaltblütig.

Mit zwanzig Jahren war dann Laſſalle etwas viel Glänzenderes, Stupenderes als Byron. Damals ſchrieb Heine von ihm: „Er will nichts wiſſen von jener Entſagung und Beſcheidenheit, womit wir uns mehr oder minder heuchleriſch hindurchgelungert. Dies neue Geſchlecht will genießen und ſich geltend machen im Sichtbaren. Wir die Alten beugten uns demütig vor dem Unſichtbaren, haſchten nach Schattenküſſen und blauen Blumengerüchen, entſagten und

flennten, und waren doch vielleicht glücklicher." Aber diese peinlichen Worte, die der Jude zum Juden spricht, geben nicht für eine Antithese zu Byron die Basis.

Dieser war vielmehr in jenen Jahren nichts als ein originelles Tier im Salon. Im gleichen Alter, als Lassalle mit Entzücken die Affäre der Gräfin Hatzfeld ergriffen hatte, um nun seinen Genius spielen zu lassen, als er wegen Verleitung zum Raube und politischer Vergehen angeklagt saß und in vierstündiger Verteidigungsrede sich selbst befreite, zugleich aber als ersten Redner Deutschlands legitimierte, war Byron nur einer, den man um die eleganteste Form einer Krawatte befragte, der Trinkgelage mit Hungerkuren abwechselte und dem ein Mädchen in Pagentracht auf seinen Ausflügen folgte.

Mit Zähigkeit und Leidenschaft stürzte sich Lassalle an die gedruckten Quellen der Macht, studierte drei Wissenschaften, und bei aller Extravaganz als Jüngling war er doch ein recht zielbewußter Abenteurer. Byron tut nichts, lernt nichts —, weiß doch alles, dichtet wenig, spielt den Luzifer im Fauteuil. Sein erstes Werk hieß: Stunden des Müßiggangs, Lassalles — war jene Verteidigungsrede.

Beide erkannten früh ihre Art, begannen zeitig sich zu stilisieren und gelangten daher früh zu einer vollkommenen Ausbildung ihres Typus.

Aber wäre Lassalle in Lord Byrons Wiege erwacht, er hätte, mittels der Macht, die er als Demokrat nie erlangte, Unendliches leisten können, — Byron, aus Lassalles Wiege steigend, hätte höchstens einen toll gewordenen Heinrich Heine abgegeben.

Doch die Jugend trägt doppelte Masken.

II.

Byron hatte die bestimmte Absicht Politiker zu werden. Er wurde ein romantischer Politiker, Lassalle Realpolitiker mit romantischem Pathos. Der große Zug ihrer Ähnlichkeit wird sogleich kund: die zentripetale Monomanie.

Aus dem Gegenspiel ihrer Eigenliebe und Heldenverehrung mit der wässerigen Politik ihrer nationalen Gegenwart entwickelten sich beide zu Scheinrevolutionären.

Keiner von beiden entstammte der revolutionären Sphäre, jener war Peer von England, dieser semitischer Bürgersohn. Lassalle nannte sich gern Revolutionär aus Prinzip, Byron war Revolutionär von Temperament: aber beide wünschten in Wahrheit die höchste Macht, es war die tyrannische, zumindest die absolutistische Ekstase, die ihnen vor Augen zitterte.

Byron sah, wie er sagte, durch Bonaparte den ersten Platz besetzt, deshalb wandte er sein Auge auf jenen andern ersten Platz. Lassalle träumte von seinem Einzug durchs Brandenburger Tor. Er war „ehrgeizig im großen Stile," sagte

Bismarck, „durchaus nicht Republikaner. Er hatte eine ausgeprägt nationale und monarchiſche Geſinnung, ſeine Idee, der er zuſtrebte, war das deutſche Kaiſertum, — ob gerade mit der Dynaſtie Hohenzollern oder mit der Dynaſtie Laſſalle, war freilich zweifelhaft."

Aber Laſſalle wollte Diktator werden, Byron „Waſhington oder Ariſtides, der erſte an Talent und Ehrenhaftigkeit, Franklin, Penn und dann entweder Brutus oder Caſſius, ja ſogar Mirabeau oder St. Juſt." Sie trafen ſich auf dem Namen Sulla. Lord Byrons Dämon aber hätte es ihm immer verwehrt den Agitator zu ſpielen, mit welcher Rolle Laſſalle ſich doch begnügen mußte.

So paradox es erſcheint, dem Dichter eine vollkommenere Realität in ſeinem Streben zu unterſchieben als dem Politiker: Byron *wollte* das Ganze, wovon Laſſalle träumte: „Wer wird wohl ſchreiben, ſobald er nur etwas beſſeres zu tun hat? Handlung, Handlung, ſagte Demoſthenes." Laſſalle aber ſchrieb und ſprach, und erſchöpfte darin ſein Handeln.

Byron hatte es freilich leicht, denn er dichtete politiſche Dithyramben: „Ich hatte gehofft, wenn Napoleon das Schickſal erreichte, er würde nur fallen, si fractus illabatur orbis, ich hoffte, dies alles wäre nur ein Spiel der Götter, — aber wir kommen nur wieder zu dem öden verrotteten Syſtem vom Gleichgewicht Europas zurück. Wir ſpielen wieder mit Strohhalmen auf den Naſen der Könige, ſtatt ſie ſelbſt an den Naſen zu zupfen."

Laſſalle zögerte bis zuletzt ſich Sozialiſt zu nennen und ſelbſt im Jahre Achtundvierzig beſchwor er die Arbeiter, nicht die Republik zu proklamieren.

Beide waren vaterlandslos, Laſſalle im tiefen Sinne des Juden, Byron Spötter über ſein Vaterland, ſo lange, bis es ihn verbannte und er, vollendeter Kosmopolit, vergebens ſuchte England zu vergeſſen.

III.

Ihr Stil gibt die Proben für den tieferen Grund ihrer politiſchen Anſchauung.

Dies iſt die dunkle Brandung Byrons, die an unſer Ohr ſchlägt: „Die Zeit der Könige neigt ſich ſchnell ihrem Ende zu, Blut wird fließen wie Waſſer und Tränen werden fallen wie Nebel, aber am letzten Ende werden die Völker Sieger bleiben."

Und nach dieſer bibliſchen Rhapſodie die Wendungen des franzöſierenden Advokaten und Volksmannes: „Nun wohl, meine Herren, ich will nicht nur die Verfaſſung ſtürzen, ſondern es vergeht vielleicht nicht mehr ein Jahr, und ich habe ſie geſtürzt! Die ſtarken Spiele, meine Herren, können geſpielt werden, Karten auf den Tiſch! Und ſo verkündige ich Ihnen denn an dieſem feierlichen Orte (im Gerichtsſaal): es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen, und Herr von Bismarck hat das allgemeine Wahlrecht eingeführt!"

Wie? Aber iſt es der nämliche rhapſodierende Lord, der in ſeiner erſten Parlamentsrede ausruft: „Das große Allheilmittel, das unfehlbare Rezept aller Staatsärzte war immer: erſt fühlen wir dem Kranken den Puls und ſchütteln weiſe den Kopf, dann verordnen wir warmes Waſſer und einen tüchtigen Aderlaß, das warme Waſſer Ihrer flauen Politik und die Aderlaßlanzette der Soldateska, und dann müſſen natürlich die Zuckungen mit Tod enden, dem ſicheren Ergebnis der Heilmethode aller politiſchen Blutärzte!“

Und iſt es der nämliche Volksmann, der ausruft: „Wie? Jemand hat ſich in ſeinem fauſtiſchen Triebe . . . von der Philoſophie der Griechen zur modernen Statiſtik durchgearbeitet, und Sie können im Ernſte glauben, er wolle dieſe lange Bildung damit ſchließen, dem Proletarier die Brandfackel in die Hand zu drücken? Hat man ſo wenig Einſicht in die ſittliche Macht der Wiſſenſchaft?“

Man bemerkt die Annäherung, ja Anziehung jener ſcheinbar unverſöhnlichen Temperamente: die Skepſis iſt die Küſte, der ſie beide zuſchwimmen.

Und ſind es Laſſalles Worte, wenn wir hören: „Gebt mir eine Republik oder die offene Gewalt eines Einzigen, alles eher als dieſes gemiſchte Regiment! Ja, was haben wir in Rom, Griechenland, Venedig und — eheu! unſerer allzu kurzen engliſchen Republik vollbracht, im Vergleich mit ihren Fortſchritten unter Monarchen!“ Daß das Byrons Worte ſind, gibt über Laſſalle zu denken.

Aber freilich wird Niemand des engliſchen Ariſtokraten denken, wenn er lieſt, was der deutſche Emporkömmling ſeinen Richtern zuruft: „Danken Sie den Männern, die auf Koſten ihrer eigenen geiſtigen Anſtrengung eine Arbeit übernommen haben, deren Reſultate Ihnen allen einſt zugute kommen! Speiſen Sie dieſe Männer im Prytaneion, aber ſtellen Sie ſie nicht unter Anklage!“

Es iſt etwas ſtark Polemiſches in Byrons Temperament, und er ſcheut nicht die Unſchönheit, Noten zu ſeinen poetiſchen Werken zu fügen, in denen er literariſche Feinde vernichtet. An einem Abend ſendet er vier Boten einem Freunde, um, in Italien, eine engliſche Zeitung zu bekommen, in der er angegriffen wird. In Laſſalle wiederum iſt zuweilen jene unagitatoriſche Ruhe, die er vielleicht dem tiefen Studium Hegels dankt.

Beide lieben den Superlativ, bei Byron wirkt er dithyrambiſch, bei Laſſalle häufig wie eines Gascogners.

Ihre Monomanie richtet den Blick ſtets gegen den Spiegel. Laſſalle porträtiert ſich in Hutten, ſeinem dramatiſchen Helden, Byron ſtellt ſich häufiger dar als ſelbſt Rembrandt, denn alle ſeine Helden, von Childe Harold bis Lucifer, tragen ſeine Züge.

Die Zwieſpältigkeit ihres Temperamentes, die hohe Bildung ihrer Kunſt ſchützt beide vor Improviſationen. Byron improviſierte nie, trug nur gelegentlich ein eben gemachtes Lied oder Gedicht vor; Laſſalle, Diktator wie er ſein

wollte, hätte es leidenſchaftlich gern getan, — doch ſchrieb er ſeine Reden ſorgfältig auf, war aber Schauſpieler genug, um ſie dann wie Eingebungen der Stunde wirken zu laſſen.

Der Stil dieſer beiden Autoren ſcheint dennoch auf eine Unverſöhnlichkeit der Charaktere zu deuten.

Aber der Stil iſt eine der dichteſten Masken.

IV.

Klarer wird das Antlitz durch die zartere Maske, die wir Stil des Lebens, Haltung nennen.

Laſſalle, immer zum Volke blickend, iſt dennoch hochmütiger Emporkömmling, — Byron, den Adel verachtend, dennoch ein Abkömmling. Seine Geburt und Stellung laſſen ihn federleicht in einer Welt ſchweben, in die Laſſalle wie von Stahlſchrauben ſich losſchnellte.

Beide achten die Kreiſe gering, denen ſie entſtammen, Beide hängen an ihnen dennoch, jener aus Sentimentalität, dieſer mit der Bitternis des Ausgeſtoßenen.

Der Emporkömmling und der Abkömmling, ſo gleich ſie ſich zu kleiden pflegen, werden dennoch immer durch die gewiſſe Abſichtlichkeit des einen unterſcheidbar ſein. Laſſalle ſprach zu rußigen Arbeitern in übertrieben eleganten Oberhemden, Weſten, Lackſtiefeln. Byron war, zumal in der Jugend, ein Dandy wie jener, aber natürlicher, läſſiger.

Sie waren, wie die Zeitgenoſſen berichten, hinreißende Wirte, Byron in Piccadilly, Laſſalle in der Bellevue-Straße, und wenn er ſich ein Haus im Tiergarten bauen und mit Fresken aus der Edda ſchmücken wollte, ſo ſchmeichelte es ſeiner Lebensgläubigkeit, Führer des Vierten Standes zu ſein und zugleich die exquiſiteſten Diners an der Seite einer Gräfin in apartem Milieu zu geben. Immer aber bleibt der Eindruck: Laſſalle lebte wie ein extravaganter Volksmann, Byron wie ein phantaſtiſcher Lord.

Überdies hatte Byron unendlich viel mehr Zeit. „Heute wieder eine Stunde gebort, eine Ode auf Napoleon geſchrieben, ſie ins Reine geſchrieben, vier Flaſchen Sodawaſſer getrunken, ſechs Biskuits gegeſſen, bis in die Nacht geleſen, nebenbei dem armen A. einen Arm voll guter Lehren gegeben, wie er es mit ſeiner Geliebten machen ſoll.“ Dies ſind die Tagebuchſeiten, die kein Emporkömmling kopieren kann.

Die Lordſchaft war ein Teil von Byrons Seele, aber ſie gab ihm auch ſo großen faktiſchen Gewinn, daß er es leicht hatte ſie zu verachten. Er iſt der Liebhaber der Gräfin Guiccoli in Ravenna, der öſterreichiſchen Behörde ſcheinen Komplikationen aus ſeinem Aufenthalt zu drohen: da verbannt ſie die gräfliche Familie, um den Lord zu veranlaſſen ihr zu folgen. Laſſalle iſt der Freund

der Gräfin Hatzfeld, ihren Verwandten scheinen Komplikationen daraus zu drohen: da bewirken sie Lassalles Ausweisung aus Berlin.

Daß dem Lord dergleichen nie begegnen konnte, ließ manche Kräfte in ihm ruhen, die sich sonst in wütender Gebärde getürmt hätten.

War Lassalle auch geistig ein Usurpator, so macht das seine schauspielerische Art um so sinnfälliger. Le grand oseur et le grand poseur. Er begegnet in den Bergen plötzlich seiner Geliebten: „Bei allen Göttern Griechenlands, sie ist's!" Dergleichen Fanfaren tönen nur aus dem Munde der Dilettanten. Byron dagegen amüsiert sich über die Enttäuschung, die er einem jungen Schwärmer durch seine unpoetische Haltung bereitet. Er war ein geborener, deshalb ein vollkommener Weltmann, jener war einer aus Selbstzucht, deshalb nicht immer vollkommen.

Lassalle gelang es nicht immer, jene angeborne Frechheit zu meistern, die Byron nur als Knaben anhaftete. „Sie haben das Recht frech zu sein, wir andern usurpieren nur dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium." Der ihm diese geistreichen Sätze schrieb, war freilich auch kein geborner Weltmann, sondern Heinrich Heine.

Der Rückschlag war, daß er zuweilen die Haltung verlor. „Ich bin sehr sehr unglücklich, was noch nie jemand von mir gehört hat. Haben Sie Mitleid!"

Haben Sie Mitleid? Man setze daneben jene ideal schöne Haltung, die Byron im Abschiedsbrief an seine Gattin bewahrt, wenn er schreibt: „Der Ring hat keinen Wert durch den Edelstein, aber er birgt die Locke eines Königs und eines Vorfahren, ich wünsche ihn für meine Tochter aufgespart zu sehen." —

Natürlich hätte Byron niemals mit Lassalle verkehrt, denn er besaß grade so viel Standesvorurteil, als angemessen: mit jedermann gleichmäßig umzugehen, nur den Emporkömmling mittleren Formats abzulehnen. Dies aber wäre Lassalle ihm gegenüber gewesen, denn er spielte den aufgeklärten Aristokraten, und er spielte ihn gut.

Aber auch Lord Byron war durchaus von dieser Welt, wenn er mit ihr zusammenstieß. Er war ein glänzender Geschäftsmann. Er zählt die Stanzen eines Gesanges ab und feilscht gründlich mit dem Verleger um tausend Guineen. Ja, er erbietet sich, wenn er viel bekommt, „noch allerlei Kleinigkeiten mit in den Sack zu werfen, Übersetzungen und kleinere Originale." Dann wieder kommen die Sprünge: Heute verringert er plötzlich seinen Marstall, morgen nimmt er eine zahlreiche Familie unter Dach, gibt tausend Pfund für eine Jacht, speist für ein paar Paoli, verschwendet, wenn Freunde bei ihm speisen.

Auch Lassalle war Abenteurer in Geldsachen, aber auch er wußte sehr wohl, wo er blieb.

Überhaupt machte sich Byron, der immer zu ruhen schien, während Lassalle in steter Bewegung kreiste, Bewegung auf seine Art, und man lacht über

die paradoxe Wendung: „Was hätte ich vom Leben erfahren, wäre ich ein ruhiger, auf seinen Vorteil bedachter Politiker geworden! Ein Mann muß reisen und kämpfen, — ohne das kein wahres Leben!" Die Wahrheit ist, daß Lassalle gekämpft hat, Byron aber gereist ist.

Dafür war es diesem auch unendlich schwerer, den Stil der Bewegung in der Ruhe zu gewinnen. Als er sehr jung war, sprach er im Oberhause so, daß einige Lords meinten, dieser Ton passe besser für das Unterhaus. Dennoch verließen sie ihre Sitze und hörten ihm in der Nähe zu, wie einem fremdfarbigen Vogel, und er äußerte später: „Es war, glaube ich, eine Don-Juan-artige Rede!" Aber je älter und berühmter er wurde, desto mehr verstand er Lordschaft und Dichterschaft zu einem Stile zu vereinigen. Er ging hierin in gewissem Sinne den umgekehrten Weg wie Goethe.

Man darf nicht vergessen, daß Lassalle erst am Ende seines Lebens, Ende der Dreißiger, Byron schon Ende der Zwanziger wirklich europäischen Ruhm genoß. Daß Byron verwöhnt wurde, erhöht die Schönheit seines Anstandes. Es ist höchst treffend, wie man die Beiden belohnte: Lassalle prügelte einige Herren, die ihm nach Ablehnung eines Duells aufgelauert, so glänzend durch, daß ihm ein Historiker — Robespierres Stock schenkte. Lord Byron erhielt — ohne Prügelei — zum Geschenk eine Locke Napoleons.

In der Haltung dieser Männer ist das merkwürdigste Phänomen die Unselbständigkeit im Urteil über sich selbst.

Wir lesen „Kain" als Mysterium. Der Dichter sitzt beim Erscheinen des Werkes auf seinem italienischen Schlosse wie in einer Redaktion: in einer Woche empfängt er hundert briefliche Meinungen, horcht auf die Liberalen, korrespondiert über die kirchlichen und Hof-Ansichten von dem Werke, hält über Luzifers Selbstverteidigung ein Plaidoyer und zählt ab, wie viele Verse Miltons Satan mehr als sein eigener spricht.

Von jeder Kritik ist er aufs äußerste influenziert. Als Jüngling entflammt ihn die Ablehnung seines ersten Werkes durch ein großes Blatt zu einer bösen satirischen Streitschrift, und noch auf dem Gipfel seines Ruhmes beobachtet ihn ein Freund, wie er beim Lesen einer abfälligen Kritik die Farbe wechselt, wie seine Lippen erbleichen, wie er das Papier zu Boden wirft und daran denkt, nach England zu gehen und wie ein Edelmann Genugtuung zu fordern.

Er sendet neue Dichtungen nach England, fragt Thomas Moore und die andern, „ob sie schön seien, wo nicht, solle man sie verbrennen." In Pisa fragt er Shelley über eine neue Dichtung, erhält ein abfälliges Urteil und die Mitteilung, zwei Verse daraus seien von seinem Feinde Southey: Byron wird bleich, erkennt die beiden Verse, wirft das Gedicht „lachend" ins Feuer. Nachspiel: Zwei Jahre später erscheint das Gedicht im Druck, ohne die beiden Verse, und

es bleibt nur ungewiß, ob er damals eine Abſchrift beſeſſen oder ſofort aus dem Kopf das Werk nochmals niedergeſchrieben!)

Ja, er beruft ſich auf andere, beweiſt bei jedem Vorwurf gegen ſein Werk, Milton, Goethe, Dante, Äſchylos, Scott hätten in dieſem oder jenem Punkte noch mehr geſündigt. Es gibt ſogar eine Szene, die beſſer unbekannt geblieben wäre. An ſeiner Tafel bezweifelt jemand die Möglichkeit, den Hellespont zu überſchwimmen, wiewohl Byrons mutige Ausführung dieſer Tat aller Welt bekannt war. Da wendet ſich der Lord, bei Tiſche, zu ſeinem Diener um: „Fletcher, wie weit ſchwammen Mr. Ekenhaad und ich?" — Dreiundeinhalb Meilen, Mylord. — „Die Breite des Hellespontes beträgt nicht viel über eine Meile!"

Laſſalle, in deſſen Seele dieſer Schatten der Eitelkeit um vieles deutlicher auftauchte, ſuchte überall Stützpunkte für ſeinen eigenen Wert, beruft ſich auf andere, ja er rühmt ſich ſogar vor tauſend Arbeitern, er habe einen Gegner angegriffen „unter dem rauſchenden Beifall der größten Gelehrten, die mir dafür mündlich und ſchriftlich die Hand ſchüttelten."

Die innere Unſicherheit über ſich ſelbſt und ſein Werk, die ſich in ſolchen Anrufungen preisgibt, erklärt ſich bei ſo ſtolzen und bedachten Charakteren nur aus der allzu einſeitigen Spiegelung des eignen Ich. Es iſt eine Art ungewollter Autoſuggeſtion: wer alle Kreiſe um ſich als Mittelpunkt ſchlägt, dem laufen dieſe Kreiſe ſo lange in einförmiger Diſtanz und Schnelligkeit vor dem Auge, bis er ſich ſelbſt zu drehen glaubt. Das iſt Rache. —

Zuweilen wurde durch grauſame Gedanken ihre Haltung tief erſchüttert. Iſt es Laſſalle oder iſt es Lord Byron, der dem Freunde ſchreibt: „Ich weiß ganz genau, was der Beifall des Volkes wert iſt. Aber ich liebe euch nicht und ich fürchte euch nicht, und wenn ich mit euch Handel treibe, ſo eſſe ich doch nicht mit euch, ich trinke nicht mit euch, ich bete nicht mit euch!"

Sprach dies Laſſalle oder Byron? Enthüllen ſie ihr Spiel? Sie ſpielten gut, der eine den Strahlenden, der andere den Dunklen, aber Beide wußten wohl, daß man nicht das eine iſt noch das andere, ſondern eine Miſchung.

Doch auch die Haltung iſt noch eine Maske.

V.

Laſſalles Seele war wie ein Spiegel, der ſtärker glänzt, je ſtärker ihn das Licht beſtrahlt, Byrons wie ein metalliſcher Schild, mehr und mehr von den unſichtbaren Schlägen des Dämon gehämmert und ſomit immer weniger geſonnen Licht zurückzuwerfen.

Byron war im Anfang ehrgeizig, wurde aber mit ſteigendem Ruhm und zunehmenden Jahren immer ſtolzer. Laſſalle machten ſeine Erfolge eitler.

Als Jüngling freut ſich Byron, daß er mit großen Autoren zuſammen

genannt wird, und bewundert sein Buch in den Schaufenstern. Dann, mit zweiundzwanzig Jahren: „Von der Schriftstellerei habe ich genug, und habe ich durch mein letztes Werk die Welt überzeugt, daß ich etwas mehr wert sei als sie meinte, genügt mir das und ich will diesen Ruhm nicht durch ein neues Wagnis aufs Spiel setzen. Ich habe allerdings etwas im Manuskript bei mir, aber das hinterlasse ich meinen Nachkommen!"

In diesen Sätzen ist ein Edelstein von einer Lava glühender Schlacken übergossen.

Für Lassalle ist alles im Gegenteil nur prophetisches Vorspiel. Er war fast vierzig Jahre, da apostrophiert er seine Braut: „Bist du ehrgeizig? Was würde mein Goldkind sagen, wenn ich es einmal im Triumphe in Berlin einführen wollte, von sechs Schimmeln durchs Brandenburger Tor gezogen, die erste Frau Deutschlands, hoch erhaben über allen? . . . Seh ich aus, als wollte ich mich mit einer zweiten Rolle im Staate begnügen? Sieht ein politischer Märtyrer so aus?"

In diesen Sätzen ist ein Strom von glänzendem Gestein ausgeschüttet, — der verrieselt wie Blendwerk.

Dergleichen stolze Eitelkeiten sagt keiner ungestraft, — er mache sie denn wahr! Wehe dem, der sie wenige Wochen vor seinem Ende ausruft. —

Daß Lassalle ein Drama schrieb, war an sich ein viel dilettantischeres Unternehmen, als daß Lord Byron im Parlamente sprach. Daß er dieses Drama, in vorgerückten Jahren, druckt und publiziert, kann ihm kein Schwärmer verzeihen. Das Schlimmste aber ist, daß seine Verse nicht schlecht genug waren, um ein Genie von göttlicher Naivetät als ihren Schöpfer lachend zu verehren. Es gibt in seinem Drama „Franz von Sickingen" Stellen, die ihren Autor mit einem Male von vielen Seiten beleuchten; so, wenn Hutten ausruft:

„Wenn ein Gemüt mir eingegeben ward,
dem der gemeine Schmerz weher als andern tut,
dem mehr als andern die gemeine Not
zu Herzen geht, — ich kann's nicht ändern, Herr!"

Schreiben Männer der Tat schlechte Tragödien, so scheint sich das an ihrem Los auf höchst eigene Weise zu rächen: das Tragische in ihrem Leben gestaltet sich dann ebenso zweitklassig. Das hat Lassalle erfahren.

VI.

Den Glanz dieser Eitelkeiten und den Kummer über ihre Grenzen deuten ihre Porträts.

Als Byron zweiundzwanzigjährig von einem türkischen Pascha empfangen wurde, sagte ihm dieser, er sei von der hohen Abkunft des Gastes überzeugt, denn er habe kleine Ohren, lockiges Haar und kleine weiße Zähne. Und sein

Leben lang war der Lord stolz auf die Gedankenlinie, die mittlere von drei Horizontalen auf seiner Stirn.

„Laß mich mit jenem Geisteslob zufrieden," rief Lassalle, „aber ‚der schönste Mann', das gilt, das soll man einst auf meinen Grabstein setzen!"

Auch hierin zeigt sich die größere Primitivität bei Lassalle: Byron hätte dergleichen nie — gesagt!

Lassalle hatte ein etwas irritiertes Cäsarenprofil, Byron das eines alexandrinischen Lord. Bei jenem bestimmten Stirn und Nase, bei diesen Augen und Mund die Erscheinung. Beide liebten ihre schönen Hände.

Aber in Beiden wurmte eine Kränkung über das Unvollkommene: Byron weinte eine tiefe Wut sein Leben lang in sich hinein, weil er einen lahmen Fuß hatte. Lassalle mußte lange Liegekuren im Bett durchmachen; zudem war seine Stimme im Alltag hoch und kreischend, er stotterte ein wenig; trat er aber öffentlich auf, so überwand er die Mängel und sprach stark und schön.

Natürlich sind Männer von solcher Erscheinung hommes aux femmes. Das Prätentiöse bei Lassalle, das naiv Strömende bei Byron tritt aber auch hierin sogleich zu Tage, wenn man erst jenen hört: „Unter Erholung verstehe ich absolut nur einen Kreis schöner Frauen," — dann diesen: „Ich drille mich jetzt eifrig um zu lernen, wie man einen Shawl zusammenlegt, und ich machte es vorzüglich, wenn ich nur nicht immer die falsche Seite nach außen legte."

Lassalle war den Frauen gegenüber unbeständig, eroberungssüchtig, mehr eitel als sinnlich. Byron läßt sich „von Weibern leicht beherrschen, ich unterwerfe mich lange ihrer Sklaverei, denn ich hasse Szenen und besitze ein phlegmatisches Naturell." Mit einem Worte: zu den Frauen trieb Lassalle sein Lebensdurst, Byron seine Dämonie. So geschah es, daß des einen sich aufdrückende Siegel seine Braut ihm so ähnlich machten, daß alle Welt in ihr einen weiblichen Lassalle sah — wozu natürlich Angeborenes kam —; daß des andern dunkle Triebe ihn zum Geliebten seiner Schwester machten.

VII.

Diese beiden Männer waren zur Ehe untauglich, dennoch belasteten sich Beide mit ihr, fanden Beide nicht ebenbürtige Frauen und gingen, von außen gesehen, Beide daran zugrunde.

Wer die Braut des Dichters war, ehe sie Lady Byron wurde, bezeugen diese Sätze an ihre Freundin: „Ich habe mich mit Lord Byron verlobt. Durch genaue Kenntnis und eingehende Erwägung überzeugt, daß er meine höchste Achtung verdient, während er zugleich meine stärkste Neigung besitzt, fühle ich mich durch seine Werbung geehrt, und ich erwarte, daß auch du nicht auf die leeren Vorurteile der Welt achtest." Das ist nicht mehr zeremoniöser Stil, sondern Beschränktheit. Wie! Lord Byrons Gattin? Sie war nicht reich genug, um so zu

verſagen, ſich ſo zu developpieren, wie es bald geſchah. Man weiß, wie ſie und die Ihren die öffentliche Meinung gegen ihn ſo einzunehmen wußten, bis ſie ihn verbannte. Denn nur weil ihn dieſe, — und nicht politiſche Feindſchaft, Geldnot oder ein Urteil der Geſetze verfolgte, war jene Verbannung ohne Rückkehr, unerbittlich, ewig.

Dieſe Verbannung, die ſein ganzes Schickſal aus ſeiner Ehe entwickelte, ſchenkte ihm Unendliches. Wäre Byron in England „mit Weib und Kind, Haus und Hof und ſeinem Namen" geblieben, ſo wäre er freilich nicht am Schluſſe und in jungen Jahren in jene rotierende Bewegung gekommen, die raſch zur Kataſtrophe drängt. Aber es war ein Geſchenk der Muſe, daß man ihn vertrieb: hieraus entſprang ſeine reichſte Quelle, denn ſein dichteriſcher Genius brauchte einen realen Galgen, um ſeine Melancholie daran aufzuhängen.

So unrecht man nun Helene von Dönniges täte, ſie mit der Lady zuſammenzuhalten, gewiß iſt, daß ſie ihrem Gatten nichts zu geben hatte, als was er an ihr fand, und nicht einmal Namen und Rang wie jene, da dieſe ihre ererbten Qualitäten ihm hinderlich ſein mußten. Aber je mehr ihr ſchönes Temperament, ihre prangende Geſtalt, die ſchnelle Anmut ihrer Jugend ihm bedeutete, um ſo weniger verzeiht man ihr, in den zwei entſcheidenden Momenten ihres und ſeines Lebens ganz verſagt und durch die ſchlimmſten Torheiten alles verdorben zu haben. Er feuert ſie an, mit ihr nach Frankreich zu entfliehen und dort zu heiraten, um fruchtloſen Komplikationen mit ihrer adligen Familie auszuweichen: da lehnt ſie ab „in eine ſolche romantiſche Entführung zu willigen". Und ſpäter, als alles auf einen plötzlichen Vorſtoß in der Familie angelegt und ſie von ihm verpflichtet worden war durchaus noch zu ſchweigen, läßt ſich die Schwache vom allgemeinen Jubel über die Verlobung einer Schweſter zu einer „Beichte" an die Mutter hinreißen, zerſtört alle Manöver, veranlaßt indirekt ſeinen Tod.

Das ſind Mädchenmanieren — dort Wohlerzogenheit, hier Tochterſentiment —, die der Braut Ferdinand Laſſalles nicht nachgeſagt werden dürften.

Dieſe beiden Geiſter waren — Byron wie Laſſalle — zur Ehe untauglich, aber gewiß begannen ſie auch das Unternehmen ſchlecht. Laſſalle verliebt ſich in wenigen Augenblicken, trägt die dame du coeur ſogleich drei Stiegen hoch die Treppe herunter, — läßt dann aber, mit der Gebärde eines Mannes, deſſen Intellekt zu feucht auf ſeine Flamme drückt, die ganze Geſchichte ruhen, und hätte ihn nicht ein Zufall mit ihr in den Alpen nach anderthalb Jahren zuſammengeführt, wären die Entſcheidungen wohl noch um Jahre hinausgeſchoben worden. Schließlich ſchreibt er einer alten Freundin die kühlen Sätze: „Erſtens kann ich jetzt nicht mehr zurück, und dann wüßte ich wirklich nicht, warum ich nun zurück ſollte."

Wie? Drei Stiegen hoch? Warum keine Entführung, Verführung, die heftigere Pulſe in ihm angeregt hätte? Und man fragt: warum eine Ariſtokratin,

die er als ſolche behandelt? Man blickt in ſeine Seele, und vor den Augen breitet ſich eine Stalaktitenhöhle.

Byron ſuchte zu ſeiner Zeit eine Frau, die „ihr Geld gegen ſein Wappen tauſchen" wollte, und man erfriſcht ſich an der Reinheit des ehrlichen Tones. Aber er begeht den ſchweren Fehler eine Frau zu nehmen, die erſtens nicht reich genug iſt, die er zweitens zu hoch achtet, die drittens ihn zu lieben beginnt.

Hätte Lord Byron eine unendlich reiche, ihm unendlich fremde Dame, hätte Laſſalle ein Mädchen, das ihm mit Entzücken ſich hingab, ohne Zögern zur Frau genommen, es wären zwar nicht zwei Ehen entſtanden, aber doch zwei ſtilvollere, fruchtbarere und weniger halsbrecheriſche Zuſammenſchlüſſe.

Ihre monomane Blindheit, der Wille der Natur hinderte ſie. Denn dann wären ſie auch Väter zahlreicher Kinder geworden, was zu ſein nicht ihre Berufung war. Laſſalle ſtarb vor der Ehe, und hätte er Kinder gehabt, er hätte ſie trefflich erzogen, aber niemals in ihnen ſeine Unſterblichkeit gefühlt. Byron kam zu ſeiner legitimen und zu ſeiner natürlichen Tochter, er wußte ſelbſt nicht recht, wie. Die Natur rächte ſich, indem ſie Allegra, die er generös, doch von ferne verſorgte, früh ſterben, Ada aber, für die der mehr und mehr Vereinſamte eine wachſende Neigung aus der Verbannung zu faſſen begann, in Haß wider den Vater aufgezogen werden ließ, vor deſſen Bild ein grüner Vorhang hing und mit deſſen Namen ſie einen Elenden zu bezeichnen lernte, während Europa ihn von Mund zu Munde vergötterte.

Es iſt nicht der Sinn ſolcher Naturen, Fruchtbarkeit. Nur zentrifugale Kräfte ſchleudern einen Kreis aus ſich heraus.

VIII.

Wie die Saumpfade nahe beieinander laufen, und auf dem einen ziehen die beladenen Tiere zum Hafen, auf dem andern aber ſchreiten die Befreiten neuen Belaſtungen zu: ſo wandeln manche Seelen die Straßen der Romantik und der Skepſis unabläſſig auf und ab.

„Der große Zweck des Lebens iſt Gefühlserregung: zu fühlen, daß wir da ſind," rief Byron und hätte Laſſalle rufen können.

Aber es iſt nur der äußere Romantizismus, wenn man hervorheben hört, Laſſalle habe ſeine Gäſte mit Haſchiſch berauſcht, Byron aus einem Totenſchädel getrunken.

In Wahrheit ſuchte jener die Romantik, um ſich zu ſteigern, zu erkennen, — dieſer, um ſich zu vergeſſen. Es iſt das Geſchick des urſprünglichen Romantikers, ſich ſogleich zu langweilen, wenn er aufhört ſich zu verlieren. Laſſalle konnte ſich niemals langweilen, dazu war er zu tätig und zu eitel, deshalb iſt ſeine Romantik auch viel primitiver: „Soll ich nicht alles aufgeben, und wir ziehen fort und leben nur unſerm Glück, unſeren Studien und einigen Freun-

den?" Oder in weniger elegiſcher Stimmung, zu ſeiner Braut: „Handeln und kämpfen will ich, aber den Kampfpreis auch genießen und dir das Siegesdiadem auf die Stirne drücken. Glaube mir, es iſt ein ebenſo ſtolzes Gefühl, volkserwählter Präſident zu ſein, als König von Gottes Gnaden. Komm an meine Seite vor den Spiegel! — Iſt es nicht ein ſtolzes, ein königliches Paar? Hat dieſe Menſchen da nicht die Natur in übermütigſter Sonntagslaune geſchaffen? Und glaubſt du nicht, daß die höchſte Gewalt uns gut kleiden wird? Es lebe die Republik und ihre goldlockige Präſidentin!" In dieſen unſagbar peinlichen Sätzen iſt Laſſalles ganze Seele offenbart: ſimple Romantik, naive Schauſpielerei, glitzernder Zukunftstraum und eine wahrhaft populäre Dämonie.

Man halte daneben Byrons romantiſche Geſten, — zuerſt des edlen Romantikers: „In unſerer Familie ſind alle einzige Kinder geweſen, und es ſind die wildeſten Tiere, die Löwen, Tiger, Elefanten, die nur wenige Junge werfen." Dann den entzückenden Einfall des ſchmeichelnden Romantikers, der Goethe apoſtrophiert: „Sir, Sie ſind glücklich, nicht nur in den Werken, die Ihren Namen unſterblich machen, auch in Ihrem Namen ſelbſt, der muſikaliſch genug für die Nachwelt klingt!" Oder den Trieb des ſinnenden Romantikers, der ihn auf der eiligen Fahrt zum Befreiungskampfe Griechenlands am Stromboli Halt machen und einen Tag ſäumen läßt, um den Vulkan ausbrechen zu ſehen. Oder die Emotionen des galanten Romantikers, mit denen er während einer wahrhaft forzierten Luſtigkeit den Abenteurer des venezianiſchen Karneval ſpielt. Oder den Ernſt des königlichen Romantikers, mit dem er, der tiefſte Haſſer Englands, er, der keine Söhne hat, ausdrücklich anordnet, jeden Anſpruch des Peer bei der Krönung des neuen Königs aufrecht zu erhalten, „damit das nicht verjähre, ſondern durch Geltendmachung meinen Nachfolgern bewahrt bleibe." Ja, endlich die naive, kecke Ironie des Romantikers, um Mitternacht im Koloſſeum die Nemeſis anzurufen, daß ſie ihn an Lady Byron räche und an deren Mutter. —

Die äquivalente Skepſis, die in dieſen beiden Geiſtern lebte, iſt nun ihre höchſt gemeinſame Qualität.

Lord Byron trug genau ſoviel Skepſis in ſich, als einem melancholiſchen Romantiker geziemt, Laſſalle ſoviel, als einem programmatiſchen Enthuſiaſten als Korrelativ nötig iſt. Auf dieſe Quelle mag man die ergreifende Mitteilung eines Freundes zurückleiten, daß Byron, als er den „Sturm" vorlas, „in ſich hineinlachte, wie er oft tat."

Laſſalle wiederum wurde zuweilen von einer tief ſkeptiſchen Niedergeſchlagenheit befallen: „Ich bin todmüde, und ſo ſtark die Organiſation iſt, ſo wankt ſie doch bis in das Mark hinein. Die wahnſinnige Anſtrengung, die tiefen und ſchmerzlichen Enttäuſchungen, der freſſende innere Ärger, den mir die Apathie des Arbeiterſtandes in ſeiner Maſſe genommen einflößt, das war ſelbſt für mich zuviel: ich treibe ein métier de dupe und ärgere mich innerlich zu Tode, umſo-

mehr, als ich dieſem Ärger nicht Luft machen kann und ihn nach innen behaupten muß."

Das Medaillon auf ſeinem Grabe* (das ein liſtiges Geſchick verſchloſſen hält!) zeigt die Züge des Mannes, der da ſprach. Es ſtellt ihn in den letzten Jahren dar, erſt Ende der Dreißig, doch eine tiefe Falte, faſt wie von Miſanthropie, hat ſich um ſeinen Mund gebogen. Viele Masken ſind abgelegt.

IX.

Lord Byron war Melancholiker von Temperament, Laſſalle war nur zuweilen von empiriſcher Verzagtheit. Worunter jener litt, das war ſein Stern, dieſer litt unter Realitäten. Denn ſeine Seele war wie ein breiter See, Byrons wie ein tiefer Brunnen.

Laſſalle beſaß jenen Optimismus und jene Vitalität ohne Grenzen, die allein genügten, ſeine Raſſe erraten zu laſſen. Er wünſchte ſehr lange zu leben. „Ich weiß genau, daß wir unſer Schickſal ſind, deshalb will ich unſere Sache nicht mit Eile betreiben, ein langes Leben gehört uns, alſo Geduld," ſchreibt er ſeiner Braut ein paar Monate vor ſeinem Ende. Immer war er in Bewegung und faſt immer glaubt er an die Nützlichkeit dieſer Bewegung. So ſehr Optimiſt als Hegelianer, zerlegt er die Weltgeſchichte in drei Teile, deren beiden erſte Gegenſätze bilden, der letzte aber die dauernden Elemente der vorhergehenden vereinigt: natürlich geht die neue Zeit, die „Syntheſis" 1848 an. Hier ſpricht aber nicht nur die kurioſe Arroganz eines fortſchrittlichen Prinzipes, ſondern auch eine perſönliche ſtrahlende Blindheit.

Er verſtand die große Kunſt des Lebens, Zufälle zu Notwendigkeiten in ſich umzuformen. So wurde er durch Gelegenheiten juriſtiſcher Forſcher, Philolog, Anwalt, Dichter. „Sein äußeres Agitieren," ſagt Brandes äußerſt geiſtvoll, „war nur das Symptom der ununterbrochenen, inneren Agitation, in welcher ſein Wille gelebt hat." Aber dieſer Wille vergiftete ſich, weil er nicht zur Macht kam.

Lord Byron hatte die Macht (den Ruhm) im Nu, — und rief doch aus: „Das Höchſte, was ich hoffen kann, iſt etwa, daß jemand von mir ſagt: er hätte vielleicht gekonnt, hätte er nur gewollt." So ironiſiert das Geſchick Sinn und Pfad erlauchter Geiſter.

Bei Byrons Anblick überkommt einen die Überzeugung von der Enge des mephiſtopheliſchen Wortes: „Hör auf mit deinem Gram zu ſpielen." Daß dieſer Edelmann mit ſeinem Grame — ſpielte, machte ihn zu jenem wunderbaren Dichter, und man verſöhnt ſich vielleicht mit dem anderen Goethe-Wort: „Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß."

---

* Von überlebenden Bekannten Laſſalles dem Verfaſſer als äußerſt ähnlich bezeichnet.

Das ganze Kolorit seines Temperamentes stellt Byron mit Erkenntnis und Fassung dar, wenn er schreibt: „Ich leide an einer Art erblicher Schwermut, die ich natürlich in Gesellschaft unterdrücke, die aber wider meinen Willen in meinen Schriften, und, wenn ich allein bin, zum Ausbruch kommt."

Lassalle war nie allein, ihn umgaben immer Menschen oder handgreifliche Ideen, — Byron war von Schattenbildern umgeben, die nicht einmal aus seiner Phantasie stammten. Auf die Zukunft war der Blick jenes Volksmannes, auf die Vergangenheit war mit einer Art von Trotz das Auge dieses Sängers gerichtet. Als daher Lassalle sich an traditioneller Vergangenheit (dem Adel) rieb und als sich Byron an idealer Zukunft entzündete, gingen beide unter.

X.

Es ist ganz oberflächlich, was alle Welt von dem Ende dieser Männer sagt: Byron sei für die griechische Freiheit, Lassalle für seine Eitelkeit gefallen.

Die Wahrheit ist, sie standen Beide an jenem Punkte, von dem aus es nicht weiter geht. Der höchstgespannte Bogen sehnt sich überspannt zu werden. Sie gingen Beide am Ende der dreißiger Jahre — zu jener Zeit also, an der die wohlgegründete Existenz zur Blüte, die abenteuerliche meist zum Zerplatzen kommt — Unternehmungen ein, die ihnen eine neue, äußerste Sensation bieten konnten, aber in beiden schlummerte oder wachte der Gedanke, daß es nun rasch zu Ende ginge. Lassalles hochmütiger Optimismus übertäubte diesen Gedanken, Byron war viel zu sehr Dichter, um nicht das Vorbewußtsein und Vollbewußtsein jeder Zukunft in sich zu tragen. „Ich werde nach Griechenland gehen und dort sterben." Die Form freilich mußte ihre Anlage verschieden gestalten, denn Lassalle, der sich ewig steigen fühlte, preßte am Ende das eminente Lebensgefühl noch einmal zusammen und sprühte es hoch empor, — Byron, der sich ewig sinken fühlte, senkte seinen Leib auf ein Schiff, das zu den griechischen Inseln fuhr.

Bei Lassalle kündigte sich dies in den letzten zwei Jahren an. Seine Agilität verwandelt sich in ein nervöses Zittern, er arbeitet wie einer, der das Leben will und den Tod ahnt. Eine ungeheure Produktivität, die ihm das Geschick böse lächelnd grade jetzt verlieh, läßt ihn tiefer im Schleier der Maja versinken.

Er verfaßt nun zwanzig Schriften, hält Reden über Reden, konferiert mit unzähligen Deputationen, führt ein Dutzend politischer Prozesse, gründet den Deutschen Arbeiterverein. Ein letzter Triumphzug ist ihm gegönnt: als er zum ersten Stiftungsfest des Vereins den Rhein herunterfährt, empfangen ihn allenthalben Tausende von Arbeitern, bekränzen ihm Wagen und Wohnung, überreichen Ehrengaben, — Girlanden, Fahnen, Ehrenpforten, Serenaden, ein Blumenregen auf den Präsidentenwagen: dies alles dürfen seine Sinne trinken. Die Zeit steht für Sekunden still.

Aber gleich darauf schreibt er: „Ich wünsche nichts sehnlicher, als die ganze Politik los zu sein, um mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen, ich bin der Politik müde und satt. Zwar ich würde so leidenschaftlich wie je für sie entflammen, wenn ich die Macht hätte oder ein Mittel sähe, sie zu erobern . . . Zum Kinderspiel aber bin ich zu alt und zu groß." Man fühlt, es geht nicht weiter, aber es ist ein barocker Einfall seiner Parze, ihn das Schlußgefecht in jener bekannten Affäre kämpfen zu lassen.

Nach allen Verwirrungen hat er die Braut in seiner Gewalt, sie ist bei ihm und nun bereit, mit ihm zu fliehen. Es erscheint die rasende Mutter der Braut, beschimpft und bespeit ihn, er habe ihr Kind gestohlen. Da springt noch einmal der Advokat und Schauspieler aus seiner Schale, „lächelnd" läßt er sich von seiner Braut versichern, zu tun, was immer er verlange, dann führt er sie der Mutter zu, heißt sie zurückkehren, — „und jetzt, meine gnädige Frau, gebe ich Ihnen Ihr Kind zurück! Aus Ihren Händen werde ich sie empfangen, Sie werden uns zum Traualtare folgen. Sie geht mit Ihnen, weil ich es will, vergessen Sie das nie, und nun leben Sie wohl!" Ja! Er erlangte den glänzenden Abgang des Demagogen, des französischen Akteurs, die forensisch-theatralische Geste, seine egozentrische, kurzatmige Romantik sonnte sich in ihrem eigenen Widerschein, — aber drei Tage darauf war er kalt.

Sofort sieht er ein, was er getan. „Ich war der Dummkopf die Großmuts- und Anstandskomödie zu spielen! Ich bin so unglücklich, daß ich weine, zum ersten Male seit fünfzehn Jahren. . . . Was mich noch mehr zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit! Wohin bin ich gekommen! Der Gewissensbiß frißt mich auf! Aber wenn ich diese Dummheit nicht wieder gutmachen kann, will ich mein Haupt scheeren und Mönch werden! Wenn ich meine Sache nicht durchsetze, und ich zweifle sehr daran, so bin ich für immer gebrochen und fertig mit allem!"

Findet ein Mann von fast vierzig Jahren, eine Person des bewegten Lebens, die alle Zusammenstöße mit der Welt überwunden hat, ein Schauspieler wie Lassalle so ergreifende Töne, — das ist nicht um eines Mädchens, nicht einmal um eines durch Widerstand zur Manie gesteigerten Wunsches willen, sondern das Dokument des Gefühles: ich habe mein Gesetz verletzt, ich eile zum Ende.

Unmittelbar vor dem nun folgenden Duell mit dem offiziellen Verlobten der Braut bietet Lassalle das Phänomen eines unbewußten Moriturus und zugleich eines bewußten, unverbesserlichen Optimisten. Er, der Duellfeind, veranlaßt das Duell, und daß er seine Gereiztheit nicht überwindet, geschieht nicht etwa, um sich dem Schicksal auszuliefern, sondern im Gegenteil aus metaphysischer Blindheit: er vertraut bestimmt auf den Sieg! Sein Freund rät ihm, sich im Pistolenschießen zu üben; er erklärt das für „dummes Zeug", während sein Gegner, obwohl Offizier, tags zuvor hundertundfünfzig Probeschüsse abgibt.

Seine Vitalität, wenige Stunden vor ihrem natürlichen Ende, weitet sich zur Hybris aus, und ihr Träger verliert alle contenance. Zu allen anderen unlogischen und daher tödlichen Umständen kam, daß Lassalle zwar in einem Duell mit dem aristokratischen Prinzip sinnvoll sein Leben hätte lassen können, daß aber dieses Duell höchst unpathetisch und prinzipienlos war, daß die Ursache nicht eigentlich Affekt, daß der Anlaß nicht auch der Preis und daß der Gegner ein unpolitischer junger Herr war.

Lassalle fiel, aber man darf von seinem Anblick nicht scheiden, ohne zu erzählen, daß er, zu Tode getroffen, dennoch hochaufgerichtet die Hoteltreppe emporstieg, um seine Freundin, die Gräfin Hatzfeld nicht zu erschrecken. —

Mit Lord Byron ereignete sich alles kühner und stiller. Hatte sich Lassalles Beweglichkeit in den letzten Jahren zur Hast gesteigert, so steigerte sich Byrons Ruhe zuletzt zur Trägheit, er ritt kaum mehr, trank mehr als früher, — aber zugleich taumelte seine Phantasie dem Ende zu: er dachte zum Beispiel daran, in Südamerika Farmer zu werden. (Dies ist der nämliche Punkt, an dem Oscar Wilde sich den Gerichten stellte.)

Daß Byron in jenem griechischen Freiheitskampfe eine letzte Sensation für sich erblickte, läßt manche meinen, er sei nicht wahrhaft entflammt gewesen. Dergleichen pflegen die Schlüsse der Deutschen zu sein, als welche mit beschränktem Ernst die bunten Schmetterlinge rubrizieren.

Dieser Dichter gehörte nach Griechenland. Dort war es, wo seine poetische Phantasie zuerst erblühte, dort sprach Vergangenheit, Landschaft, Stamm und Sitte ihn an. Aber sein Intellekt gab ihm auf, zuvor genau zu überlegen, welche Vorteile er bringen konnte, Erkundigungen einzuziehen, sich in Wahrheit als Praktiker zu versuchen. Nicht ein Kreuzfahrer oder Fanatiker schiffte sich in Genua ein. „Ich bin endlich entschlossen, Griechenland ist der einzige Ort, wo ich mich immer wohl gefühlt habe, ich spreche im Ernst. Alle sagen, ich könne in Griechenland von großem Nutzen sein. Ich weiß nicht, wie, aber auf jeden Fall will ich es versuchen." Bemerkt man das Schaukeln der Seele in diesen ergreifenden Zeilen? Der Dichter wird zum romantischen Helden. Lassalle, der „Held", war zum verteufelten Romantiker geworden.

Die „Taten" des kriegerisch gewordenen Lords, die nun folgten, sind beweinenswert. Er mußte sich begnügen, vierzig Sulioten zu bewaffnen und nach der Schlacht Verbände und Arzeneien zu senden. Wochenlang liegt er unschlüssig vor Kefalonia, geht schließlich an Land, zieht sich in ein Dorf zurück. Das alles läßt sich politisch begründen. Aber der Nachgeborene seufzt unter melancholischen Gedanken. Dann nimmt Byron „die Verhandlungen beobachtend" auf der Insel seine gewohnten Beschäftigungen auf, empfängt einen, mit einer theologischen Handbibliothek beladenen kleinen methodistischen Arzt wiederholt zum Disput, — während die Geschicke Griechenlands sich zu enthüllen beginnen.

Als endlich die Stunde naht, in der er aus seinem Zelte treten, zu Pferde steigen und eine Fahne ergreifen könnte, — erkältet er sich bei einem Ritt und erkrankt tödlich.

Er konnte geheilt werden, aber er widersteht mit der Hartnäckigkeit des dem Tode Hingegebenen dem Aderlaß, den die Ärzte fordern, unter der misanthropischen Begründung: „Sie wünschen den Ruhm zu haben, daß Sie mich geheilt hätten, darum machen Sie die Krankheit so gefährlich, — aber ich erlaube nicht mich zur Ader zu lassen." Wer nicht allein auf die Motive fahndete, könnte meinen, das sind Worte, die einen Lassalle hätten zugrunde richten können.

Als der sterbende Dichter deliriert, steigt aus dem Dust seine Tochter hernieder. Er klagt und seufzt. Der Diener soll die wirren Worte verstehen. Der stockt. Byron ruft: „Jetzt ist es zu spät, alles ist vorbei, — mein Kind — meine Schwester — Griechenland, — du weißt alles, — ich muß nun schlafen."

Er stirbt. Athen verlangt nach seiner Asche. Sie wird zu seinen Feinden, nach England gebracht.

Es scheint das rächende Geschick pathetischer Naturen zu sein, daß der starke Wille zu einem großartigen Ende ins Lächerliche umgebogen wird. So sinnlos war Lassalles Duell. Und so stirbt Byron an einer Erkältung, Hirnhautentzündung, was man will, — vor der Schlacht, in der er fallen wollte. Und doch hatte er an seinem letzten Geburtstage jene idealen Zeilen gedichtet, die ihm ein gnädigerer Weltwille wohl hätte verwirklichen dürfen:

„Wozu noch leben? Sprich, was blieb?
Hier ist das Land, wo Tod Gewinn
und Ehre ist! Zum Kampf! Und gib
den Atem hin.
Wohlauf, — wie Hellas auferstehn,
wach auf, mein Sinn . . . ."

XI.

Lord Byron und Lassalle: das waren amoralische, egozentrische Idealisten, aber Byron pflegte einen pathetischen, Lassalle einen gewissen hedonistischen Idealismus.

Eine großartige Zentripetalität wuchs in Lassalle, während sie in Byron abnahm, doch jener entwickelte sich vom Enthusiasmus zur Skepsis, dieser von der Skepsis zu dichterischer Melancholie.

Das tragische Epigramm, das die Nachwelt auf ihren Stirnen sieht, war Byron von Anbeginn aufgeprägt, Lassalle empfing es wider Willen am Ende.

Byron ist als Politiker, Lassalle als Dichter hervorgetreten, und ob auch in jenem ein Mehr an Gefühl, in diesem an Intellekt lebte, so findet sich in Byrons Werk doch ebensoviel Schärfe als in Lassalles Reden romantisches Pathos.

Beide waren große Schauspieler des Lebens, aber Byron nur so weit, als die Dissonanz in den Geschehnissen der Realität den Dichter zur Maskierung zwingt; während Lassalle so glänzend spielte, daß er es zu Zeiten selbst vergaß. Es war der metaphysische Wille eines unsichtbaren Regisseurs, diesen Lord und Dichter Thanatos spielen zu lassen, doch eine einfältige Empirie drängte ihm die Rolle des Luzifer auf. Der Volksmann hätte Alkibiades spielen wollen, aber eine harte Jugend, eine allzu dominierende Intelligenz und ein unharmonisches Jahrhundert gaben ihm auf, einen Hutten darzustellen, der keinem Luther die Bahn bereitete.

Lassalle hatte das Zeug und den Zug zum Franzosen, wie auch sein Stil und seine Namensabwandlung andeuten, zu einem großen ecrivain, aber er versuchte als Jude ganz ein Deutscher zu sein. Byron gleicht in allem der Stadt, die er so sehr geliebt und über deren Brücken und Kanäle die Blicke seiner Seele zogen. Doch wäre jener in Paris, dieser als Venezianer geboren, sie wären vollkommenere, aber minder interessante Phänomene.

Anekdote und Biographik haben ihren Ruhm weiter getragen und länger erhalten, als ihre Werke, die schon heute wenige lesen. Die großen Erfolge beider Geister aber kamen aus einer seltsamen Quelle: in beiden war nämlich zuweilen jene Verwegenheit des naiven Mystikers, der an die Küsten des Lebens verschlagen ward.

Beide waren so sehr Künstler des Lebens, daß sie auch noch durch ihren romantischen Tod gewannen. So groß war die Kultur ihres Ich.

Aber Lord Byron liebte seinen Dämon, Lassalle nur sich selbst.

Fürſtin Monguſchko/ Novelle von Aage Madelung

Wer er in Wirklichkeit war, iſt nicht von Belang. Jedenfalls ſaß er im Norderpreß und las in „L'Auto“. Zwar beſaß er kein nennenswertes Verſtändnis für die edleren Teile eines Autos; doch beherrſchte er in der Unterhaltung den Gegenſtand überraſchend gut. Im übrigen war er ziemlich viel mit den verſchiedenſten Autotypen gefahren; weniger zum Vergnügen als aus andern Gründen. Aber auch das iſt nicht von Belang. . . . Der D-Zug ſpielte ſeine ſauſende Melodie auf vielen Kilometern in der Stunde, ſtieg über Brücken, ſank unter Felſen . . .

Ab und zu ſchlug ein Gleiswechſel zwei harte Takte mitten in das lange Sauſen. Eine Station flog vorüber, ein Eiſenbahnbeamter und ein par vergeſſene Menſchen ſahen der Dampfviſion lange nach und verloren ſich blitzgleich wieder in ihren Eigenbewegungen. . . .

Dann wechſelte der Ton wieder, und ſilberblaue Flüſſe wanden ſich in Fabrikturbinen und reckten ſich in glitzernden Wehren. Einſame Schlöſſer ſtanden in geſprenkelten Wieſen und gehegten, einſamen Gärten, fern von der Hölle der Fäuſte, aus denen ſie in Schweiß und Verwünſchungen erſtanden . . .

Der Reiſende legte „L'Auto“ beiſeite und maß mit einem harten Blick den Abſtand zwiſchen einem der Schlöſſer und der Fabrik mit ihren niedrigen Arbeiterhütten unter der Felswand. . . .

Es iſt kein Gerechtigkeitsgefühl im Menſchen. Nur die Macht erkennt er an, die harte Hand, — dachte er, und ein kalter Schatten ging über ſein Geſicht. — Darum gebrauchen wir die Macht! Darum ſchleudern wir unſer flammendes Todesmal in die kalte Schrift der Geſchichte! . . . Die gekränkte Gerechtigkeit iſt unſre Mutter, das dumpfe Murren der Völker unſer Urquell. Namenlos leben wir, und namenlos laſſen wir unſer Leben, wie der Räuber auf der Richtſtatt. . . . Er ſchloß die Augen!

Hab ich vielleicht geraubt? Nein! Ich habe nur gemordet, gemordet um des Lebens willen, im Namen der Vielen und des Menſchenglücks. Und ich werde weiter morden, werde verhaßte Namen auslöſchen, bis ich ſelber ausgelöſcht ſein werde! . . .

Plötzlich blickte er auf nach den beiden Mitreiſenden im Coupé; aber ſein Ausdruck ward ſofort wieder teilnahmlos. Sie waren ihm vollkommen gleichgültig! . . . Er lehnte ſich, einſam in ſich ſelbſt, in ſeine Ecke zurück.

Etwas Müdes kam über ſein Geſicht. Die ſcharfen Linien um den Mund wurden ſchlaff. Er war in ein dumpfes Ruhen verfallen und ſchlief mit offenen Sinnen.

So ſchlafen alle lebenden Weſen, deren Daſein einer ununterbrochenen, drohenden Gefahr ausgeſetzt iſt. Sie haben einen eignen Inſtinkt, der in die Entfernung wirkt und ihnen das Vergangene und das Kommende gegenwärtig

macht. Ein Fernſinn iſt es, der witternd die Linie der Zeit bewacht, eine gefahrdrohende Spur in die Zukunft verfolgt oder ſie zurückleitet zu dem Fuß, der ſie unausbleiblich treten wird. . . .

So ſaß er alſo und ſchlief, während ſeine losgelöſten Sinne über der Verbindung der Dinge wachten. . . .

Seit einer Woche bereiſte er in den verſchiedenſten Geſtalten die Lande. Er hatte ſämtliche Verkehrsmittel erprobt und mit ihnen manövriert — einzeln oder in geſamter Summe. Bei einer Gelegenheit hatte er nämlich das Unglück gehabt, ſein Inkognito zu verraten und war dadurch Gegenſtand eines internationalen Keſſeltreibens geworden.

Denn er trug einen Namen, mit dem man in gewiſſen Familien den großen und kleinen Schreck einjagt. Überall, auf der ganzen Erde, beſaßen Ausſendlinge ſeiner Regierung ſeine Photographie und genaueſte Inſtruktionen, wie ſie vorzugehen hätten, wenn beſagte Perſönlichkeit geſehen würde. Reichtum und Ruhm waren auf ſeinen Kopf geſetzt. Alſo ganz genug Gründe, ihn zu jagen, nicht ſo?

Aber er war ihnen entkommen, wie ſchon ſo oft. Noch war augenſcheinlich der Strick für ſeinen Hals nicht gedreht. Und er ſaß im Norderpreß, als wäre nichts geſchehen, überhaupt, als könnte ihm hier gar nichts geſchehen. Und das iſt juſt das Denkwürdigſte. . . .

Er wachte daran auf, daß der Kellner vom Speiſewagen fragte: „Wünſchen der Herr zu dinieren?“ „Jawohl!“

Nachdem er ſorgfältig Toilette gemacht hatte, ging er durch den Zug nach dem Speiſewagen. Alle Tiſche waren beſetzt; aber an einem ſaßen bloß zwei Kinder. Es war alſo noch ein Platz frei.

Mit leichter Verbeugung ſetzte er ſich den Kindern gegenüber. Es war ein Knabe von dreizehn und ein Mädchen von elf Jahren. Sie blickten ihn an, und er erſchien ihnen ſo gleichgültig, als wäre er überhaupt nicht vorhanden.

Draußen wirbelte ein aſchgraues, von elektriſchen Lichtern — großen und kleinen weißglühenden Flecken — durchſprenkeltes Dämmer vorüber. Es ſah aus, als verſenge der Expreß in ſeinem ſtöhnenden Lauf die Erde mit ſeinem heißen Atem und huſte Feuer aus ſeiner kochenden, abgehetzten Bruſt. Und die Erde duckte ſich unter dieſem unerbittlichen Vorwärtsbohren der Feuerſchlange mit den freſſenden Stahlrädern. Die Erdkruſte ſchweißte. Ihre Poren quollen auf in Schornſteinen und ſpien Rauch und gelbe Flammen aus. Wie eine Fieberviſion leuchteten ſie über Haufen von Schlacken, verrußten Schmelzhütten und ſtöhnenden Amboſſen.

Es waren die Eiſenlande am Rhein, die rauchenden Gelände der ſchmiedenden Hämmer und ewigen Eſſen!

Drin im Speiſewagen brannten die Glühlampen mit einem ſeltſam flackernden Schein, als erzitterte der Strom in der Fahrt. Alles ſah man da drinnen

zugleich, ohne doch etwas bestimmt zu sehen. Die polierten Wände schwangen gleichsam auswärts und einwärts, die Glastüren federten leicht im Takt mit dem fernen Sang der Räder. Gläser und Teller klirrten auf den Tischen, als rührten körperlose Hände daran, und die Menschen tranken und aßen daraus, mit einem insichgekehrten, gesammelten Ausdruck, in dem man ein Staunen, vielleicht eine unklare Beängstigung über die unmerkliche Drehung der Erde unter ihnen las. Und es geschah häufig, daß der oder jener Reisende prüfend nach dem großen Ventilator an der Decke emporblickte, als suche er in dessen stummem, unaufhörlichem Kreisen einen festen Punkt, etwas, was außerhalb seiner eigenen willenlosen Flucht über die Erdkruste hin stand. . . .

Plötzlich kam ein anderer Schnellzug und sauste vorüber mit einem Knattern, als ob man einem ein Stück Sandpapier im Gehörgang riebe. Aber der Reisende, der mit den beiden Kindern zusammen saß und speiste, sah keinen Zug. Er sah bloß ein langes Blitzen, das verschlungen ward von einer Rauchwolke, die alles umfaßte, und zerrissen von einer Sprengung, die die Welt zerfetzte und ein schweres und blutiges Schweigen hinterließ . . . Auch in ihm selbst. . . .

Und mitten in dies Schweigen hinein, das — er wußte nicht wie lange gewährt hatte — klang ganz unerwartet eine Stimme: „Niemand glaubt, daß wir miteinander verheiratet sind. Niemand glaubt das", wiederholte die Stimme in dem feinen, internationalen Französisch, das vielleicht von zwanzig Familien der Welt so rein gesprochen wird, daß von der ursprünglichen Nationalität nichts durchklingt.

„Du mußt eine Sprache sprechen, die man nicht versteht", antwortete eine andere Stimme im selben Französisch, und der Klang war so weich und licht, daß der Reisende zu den Kindern aufblickte und merkte, sie waren es, die da gesprochen hatten.

„Niemand glaubt, daß wir verheiratet sind", sagte der Knabe auf polnisch, und man sah gut, daß es ihm Spaß machte, diesen Satz zu wiederholen, und daß er absichtlich nicht die stumme Sprache verstehen wollte, die ihn das kleine Mädchen zu sprechen bat.

„Du mußt eine Sprache sprechen, die man nicht versteht", sagte sie errötend und bemühte sich, ihre Verwirrung zu verbergen. Aber als der Knabe nun dasselbe auf russisch wiederholte, vermochte sie sich nicht mehr zu beherrschen und ihr ganzes kleines goldlockiges Köpfchen ward glühend rot. Sie wandte sich rasch um und sagte zu einer Dame, die Rücken gegen Rücken mit ihr am nächsten Tisch saß: „Er neckt mich, Mutter, und sagt etwas, was mich kompromittiert." Die Mutter wandte sich um:

„Ein Kavalier bringt seine Dame nie in Verlegenheit." Sie wollte noch etwas sagen, unterließ es aber und setzte ihr Gespräch am eigenen Tisch fort. An der ruhigen Art, in der sie sprach, konnte man sehen, daß der große, blasse Herr mit den dunkeln, weltfremden Augen ihr Gatte war, und daß die beiden

älteren Damen am selben Tisch zu ihrer Familie gehörten. Ihre Unterhaltung war so ruhig verbindlich, wie es nur zwischen Familienangehörigen vornehmer Geburt ist. Sie saßen in einem Luruszug — wie im eigenen Speisezimmer einander gegenüber — ebenso beherrscht und ebenso gleichgültig gegen Außenstehende.

Aber die Kinder waren noch Kinder, obgleich sie in ihrer Art zu fein erwachsener waren als die meisten Erwachsenen. . . .

Erzürnt saßen sie da und taten, als sähen sie einander überhaupt nicht. Das elfjährige Mädchen schmollte noch ein bißchen und bemühte sich, steif und unzugänglich auszusehen in ihrem kurzen, weißen Spitzenröckchen.

Und der Knabe in seinem englischen Matrosenanzug tat so kühl und gleichmütig, daß er ab und zu sein Gesicht zur Ruhe bringen mußte, indem er an dem Mineralwasser in seinem Glas nippte. . . .

Aber als das Schweigen zwischen ihnen gar zu drückend ward und sich dem Punkt näherte, wo zwei Menschen, die aus Trotz schweigen, sich nicht länger beherrschen können, sagte der Knabe langsam und höflich-versöhnend:

„Als Graf Samojlesky dir den Hof machte, hab ich dich nicht geneckt!" Das Mädchen fand nicht Zeit zum Antworten; denn der Reisende, der nicht Zeuge der Vertraulichkeit der Kinder sein mochte, unterbrach plötzlich auf polnisch:

„O, entschuldigen Sie, möchten Sie mir nicht das Salz reichen?"

Sie blickten rasch und prüfend nach ihm hin, und das Mädchen wurde so glühend rot, daß sie das ganze Gesicht im Taschentuch versteckte. Aber der Knabe reichte dem Fremden die Pfefferdose und war sofort wieder Herr seiner Verlegenheit. Er verbeugte sich fast unmerklich und sagte mit einem feinen, liebenswürdigen Lächeln: „Ich hoffe, wir haben Sie nicht allzusehr gelangweilt mit unserem kindischen Gescherze."

„Kindisch" hob er mit einer eigentümlich ironischen Betonung hervor, und ohne auf Antwort zu warten, fuhr er im gleichen höflichen Ton fort:

„Wie angenehm, in der Fremde Landsleute zu treffen! . . . Sie kommen von Paris? Wir ebenfalls. . . . Steigen Sie nicht auch am liebsten im Continental ab? Nun ja, das Grand Hotel ist ja auch nicht übel. . . ."

„Ich habe meine eigene Wohnung," antwortete der Fremde ernsthaft . . .

„So? Wir haben auch nicht lang im Continental gewohnt. Sie werden natürlich wissen, daß meine Tante ein Palais an der Avenue de la grande Armée hat . . ."

Der Fremde blickte den Knaben fragend an, der sich sofort vollständig selbst vergaß, um sich ganz ihm und seinem Interesse zu widmen.

„Liegen Ihre Besitzungen im Kronland oder in Lithauen?"* fragte er. Und aus dieser Frage ging hervor, daß er den schwachen Akzent bemerkt hatte, mit dem der Fremde das Polnische sprach.

* Das Kronland ist das unabhängige Königreich Polen-Lithauen, ist eine „polnische" Provinz — also keine russische — meint er! —

„Ich habe keine Besitzungen, weder dort noch anderswo . . .“

„Ach so . . .“

„Nein. Ich bin Ingenieur bei einer Motorwagenfabrik im Ausland . . .“

„Das ist sehr interessant. Wir bewundern und pflegen den Autosport auch, trotzdem wir unsern eigenen Rennstall haben. Natürlich sind Ihnen die französischen Autotypen die liebsten?“

„Ja, meiner Ansicht nach sind sie die besten . . .“

„Wir fahren auch nur damit . . .“

Der Fremde nickte beifällig, und da der Knabe anzunehmen schien, daß er ihm soviel Interesse gewidmet hatte, als die Höflichkeit erforderte, kehrte er durch eine neutrale Bemerkung wieder zu sich selbst zurück:

„Der letzte Winter in Paris war nicht einmal so besonders langweilig. Wir leben immer im Winter in Paris und im Sommer bei uns zu Hause, im Fürstentum Posen. Ich begleite jetzt eben meine Tante nach unsern Stammgütern . . .“

„Mein Name ist Lewinsky,“ schob der Fremde ein. „Mit wem habe ich die Ehre?“

„Fürst Radziwill,“ antwortete der Knabe mit einer fast unmerklichen Verbeugung.

„Entschuldigen Sie,“ fuhr der Fremde fort, der sich soeben als Lewinsky vorgestellt hatte — „entschuldigen Sie meine Frage: Sind Sie schon verheiratet?“

Der Knabe schwieg einen Augenblick und wies dann mit einer ausgesucht ehrerbietigen Handbewegung auf seine Dame: „Fürstin Monguschko“.

Der Reisende verbeugte sich ebenso ehrerbietig vor der kleinen Fürstin, die so vollendet damenhaft lächelte, als wäre sie eine gefeierte Schönheit an einem Kaiserhof: und keins der Kinder bemerkte den Schatten, der über das gefurchte Antlitz des Fremden glitt:

„Wenn ich nicht irre, so stand vor ein paar Jahren ein Fürst Monguschko als Gouverneur im Dienste des Herrn,“ sagte er kühl und ernst, als die Bemerkung gefallen war, begriff er, wohin sie führen mußte. Denn die Kinder wurden so blaß und ernst, daß kein Zweifel mehr möglich war. Trotzdem konnte er es nicht unterlassen, fortzufahren, nachdem er nun einmal begonnen hatte:

„Verzeihen Sie, wenn ich einen peinlichen Gegenstand berührt habe. Aber war der Fürst vielleicht ein naher Verwandter von Ihnen?“

Der Knabe sah dem Fremden grade und hart in die Augen:

„Haben Sie den Fürsten gekannt?“

„Ja — mir fällt eben ein — ich hatte einmal mit ihm zu tun — im Interesse der Fabrik — und — sonderbar genug — starb er ganz kurz darauf . . . Übrigens wunderte es mich, daß ein Monguschko den Russen diente.“

Der Knabe sah teilnahmsvoll auf das kleine Mädchen, das vor Erregung zitterte und sich hoch aufrichtete: „Die ganze Familie des Fürsten hat sich darum auch von ihm losgesagt — auch die Fürstin und seine Tochter.“

„Hatte er Kinder?“

Der Knabe ſchwieg und ſah vor ſich nieder. Aber plötzlich erhob die junge Fürſtin ihr blaſſes Geſicht: „Ich war ſeine Tochter.“

Ein bitterer Zug legte ſich um den Mund des Fremden; ſeine Augen wurden merkwürdig klein und beobachtend:

„Es tut mir ſehr leid, daß ich ſo ſchmerzliche Erinnerungen bei Ihnen hervorgerufen habe; aber ich dachte natürlich nicht an die Möglichkeit, daß ich Fürſt Monguſchkos Tochter vor mir haben könnte. Ich ahnte nicht einmal, daß er Kinder hatte . . . und . . .“

„Die, die meinen Vater ermordet haben, haben gewiß auch nicht daran gedacht. Sonſt hätten ſie es vielleicht nicht getan . . .“

„Das iſt ſchwer zu beurteilen. Soweit ich mich entſinne, ſind die näheren Umſtände ſeines Todes nie völlig aufgeklärt und die Täter auch nicht ergriffen worden?“

„Nein. Man hat uns bloß von Petersburg ein Bild des vermutlichen Urhebers des Attentats geſchickt. Meine Mutter wünſchte es zu ſehen . . .“

„So müſſen Sie alſo den Mann erkennen, wenn Sie ihm begegnen, und ihn verhaften laſſen! Das iſt ſeltſam — und ſehr traurig! . . .“

Das kleine Mädchen erhob ihr blaſſes Geſicht und blickte den Fremden an, als wolle ſie etwas ſagen; aber ſie vergaß es gleich wieder und fuhr fort, ihn ſtarr anzublicken. Ihrer beider Augen lagen feſt und ſaugend ineinander, und nach und nach, je mehr ein Ausdruck des Entſetzens in die ihren kam, ward er bleicher und bleicher. Ihre Lippen zitterten leiſe, und plötzlich begann ſie zu ſchluchzen, erſt ganz ſachte, dann immer heftiger und heftiger, bis ihr Kopf auf den Tiſch ſank . . .

Der Knabe und ihre Angehörigen eilten ihr zu Hilfe, und der Fremde erhob ſich auch, langſam und zögernd, als möchte er etwas tun, etwas ſagen, um das weinende Kind zu tröſten. Aber es fiel ihm nichts ein, und ſo ging er aus dem Speiſewagen und auf ſeinen Platz zurück.

Kurz darauf hielt der Expreß an einer großen Station. Der Reiſende ſprang mit ſeinem Handkoffer heraus und ging dem Perronausgang zu. Schon von weitem ſah er zwei Herren neben dem Kontrolleur ſtehen. Aufmerkſam und forſchend ſtarrten ſie jedem, der vorbeiging, ins Geſicht. Aber der Reiſende kümmerte ſich gar nicht um ſie. Er ſah ſie nicht einmal an, als er ſein Billett vorwies, und tat, als intereſſierte ihn ihre Gegenwart ſo wenig, daß auch ſie kein Intereſſe für ihn zeigten. Eine Kälte, eine Unzugänglichkeit umgaben ihn, in deren Nähe niemand ſich wagte . . .

Die Fürſtin Monguſchko hatte ihn nicht verraten.

Henriette Feuerbach, Briefe an ihren Bruder Chriſtian Heydenreich

den 23. Mai 1836.

Lange lange habe ich Euch nicht geſchrieben, Ihr Geliebten meines Herzens, es ging und geht noch eine unruhige Zeit an mir vorüber, und ich bin von allen Seiten ſo in Anſpruch genommen, daß mir kaum Zeit zu einem Gedanken bleibt, der ſich nicht auf meine nächſte Umgebung bezieht. In kurzer Zeit werden wir nun Speyer verlaſſen und mit ihm das liebe bairiſche Vaterland, von dem mir der Abſchied doch recht ſchwer wird — ich gehe gern über den Gedanken hinweg, weil er meinem Herzen wehe thut. Von allen Seiten wird uns unſer künftiger Wohnort* als ein Paradies geſchildert. Gebe Gott, daß es uns auch ein Ort des Friedens wird — ich verlange, ich wünſche ja wenig und bin genügſam und ergeben. Eigen iſt es mit dem menſchlichen Sinn. Es war mein heißeſtes Gebet, deſſen Erfüllung nun endlich vollendet wurde, und doch kann ich mich nicht ſo freuen, wie ich mir wohl dachte. Warum, das weiß ich ſelber nicht recht, aber recht ruhig und friedlich iſt es in mir, und ich ſchaue getroſt und vertrauend in die Ferne, iſt doch die Erde überall des Herrn. Der Glaube iſt eine ſtarke Stütze, die uns nimmer ſinken läßt, wenn wir ſie nicht laſſen. Ein freundlicher Empfang wird mir jedenfalls werden, von mehreren dortigen Frauen habe ich bereits ſchon Beweiſe der herzlichſten Zuvorkommenheit erhalten, und wenn gleich meine hieſigen Freunde mir ſchwerlich je erſetzt werden können, ſo werde ich doch mich mit all der mir angebotenen Hülfe und Unterſtützung bald in einem kleinen Kreiſe heimiſch fühlen. Anſelm hat ſeine Schule ſchon zum Theil aufgegeben, und bereitet ſich allen Ernſtes auf die akademiſche Laufbahn vor. Das koſtet viel Arbeit und viel Sorge, wie er überhaupt jederzeit ein Virtuoſe in der Selbſtquälerei iſt. Gott laſſe ihn finden, was er ſucht, ſonſt will ich ja gar nichts wünſchen und verlangen. Oft machen wir Pläne — und dann kommſt Du lieber Chriſtian zu uns in den Schwarzwald, Anſelm meint Ihr würdet Euch ſchnell wieder verſtehen und die Jahre vergeſſen, die dazwiſchen liegen — ich glaube es auch — Gott, wenn ich noch ſo glücklich werden ſollte! Manchmal denk ich, wenn ich Euch Alle einmal beiſammen hätte, da müßte ich an der Freude ſterben. Nun wir wollen Gott vertrauen und jedes den Weg gehen, auf den er berufen iſt, Treue und Ausdauer wird ja doch endlich belohnt.

Wie ich für Euch den Himmel um eine günſtigere Wendung Eures Schickſals bitte, mit tauſend Sorgen denke ich und die Mutter an Euch. Aber Ihr Lieben, verliert nur den Muth nicht. Seht, ich habe in dieſen 2—3 Jahren viel gelitten, oft gezagt, tauſend und abertauſend Thränen des Schmerzes und

* Freiburg im Breisgau, wohin Henriette Feuerbachs Gatte Anſelm als Univerſitätsprofeſſor der Archäologie berufen worden war.

der Sehnſucht geweint. Endlich hat Gott geholfen, und ich ſehe mit Zuverſicht einer freundlichen und helleren Zukunft entgegen. Es wird ja bei Euch auch noch zu rechter Zeit Hülfe kommen. Seid nur getroſt, und Du, lieber Chriſtian, bewahre Dir Deinen feſten, heitern, männlichen Sinn, er iſt Dein beſtes Gut auf Erden. Für Eure lieben Kinder wird der Himmel Euch auch noch ſorgen helfen, kümmere Dich nicht zu ſehr ab, liebe Karoline — es iſt auch Pflicht — was iſts, wenn Du durch allzu vieles Sorgen Deine Geſundheit zerſtörſt — ich meine und hoffe immer, der Himmel hilft mir einmal, daß ich Euch helfen kann. Dann ſind Eure Kinder auch die meinigen — Eigene werd ich nie haben — ich darf nichts beſitzen, was ganz mein eigen, mich zu eng an die Welt feſſelt; ich lebe nur für andre — aber mein Innerſtes iſt ganz unabhängig und ſelbſtſtändig, das hat nur ſeinen Gott. Bildet Euch fein nicht ein, daß das traurige Gedanken ſind, im Gegentheil, ich bin jetzt immer heiter und oft recht munter und ſeh die Welt mit ganz freundlichen Augen an, wenn ſie gleich nicht zu mir gehört.

Mein kleines Pärchen wächſt nun ſchon ziemlich heran und macht mir damit größere Freude aber auch ſchon größere Sorge. Emilie wird ſchon ein kleines zierliches Dämchen. Das Feuerbachſche Blut wird viel zu ſchaffen machen. Der kleine Anſelm iſt ein lieber, guter, kleiner Engel, auf den ich all meine Hoffnung baue, möge der Himmel ſie nicht zu Schanden werden laſſen. Bei mir iſt es nun ſchon recht unruhig und wird noch unruhiger werden. Doch habe ich viele Unterſtützung, beſonders ſteht mir unſere erfahrene und liebenswürdige Frau Präſidentin, die mich mit beſonderer Liebe zu ſich zieht, mit Rath und That bei, ſo daß ich die Entfernung meiner Freundin Reidhardt weniger ſchmerzlich fühle.

Und nun iſts wahrhaftig Zeit zum Schließen. So lebt denn wohl, zum letzten Mal von Speyer aus. Möchte ich Euch bald recht frohe Grüße von den ſchönen Bergen aus ſchicken können. Küßt Eure Kinder, nennt ihnen oft meinen Namen und bleibt immer gut Eurer Jette.

Die herzlichſten Grüße von Anſelm, auch die Kinder wollen nicht vergeſſen ſein.

Mein liebſter Bruder. Den 8. November 1839.

Mein Erſtaunen über Deine ungewohnte Schreibſeligkeit konnte nur der Freude gleichkommen, die mir Dein lieber Brief machte, bei dem es mir iſt, als hätte er mir ein Stück von Deiner wirklichen wahrhaftigen Gegenwart mitgebracht. Mit welcher Freude mich Deine Nachrichten erfüllt haben, kann ich garnicht beſchreiben. Es iſt mir eine wahre Lebensfrage, daß Du einen Schritt vorwärts thuſt, und ich meine, nicht eher das Haupt ruhig niederlegen zu können, eh' dies geſchehen. — —

Und nun, wenn Dus nicht übel nimmſt, ſo will ich, weil es mir gerade bequem iſt, Deinen Brief von hinten anfangen zu beantworten. — — Die Charakteriſtik, die Du von Dir ſelbſt machſt, hat mich auf das höchſte angeſprochen

und ergriffen. Es war mir Alles, was Du ſagſt, ganz klar und ich muß Dir nur ſagen, daß eben dieſe Richtung uns nicht nur zu leiblichen, ſondern auch zu geiſtigen Geſchwiſtern macht. In gewiſſer Art nämlich, denn Gott ſoll mich bewahren, daß ich mich Dir mit prahleriſchem Dünkel an die Seite ſetzen wollte. Auch bei mir iſt dies Schwanken zwiſchen Verſtand und Gefühl, ich möchte ſagen ein ewiger Kampf, bei dem zwar immer der erſtere ſiegt, aber der Sieg wird gar zu ſchwer — könnt ich auf eine Seite mich ganz neigen, ſo wäre ich viel glücklicher. Auch ich kann nichts ins Breite ziehen. Ich denke einen Gedanken. Das iſt dann ein fertiges Ganzes, und nicht um die Welt könnt ich ihn dann wieder auseinander ziehen, 'ſiſt grad wie ein Tropfen Waſſer, wenn man ihn ausbreiten will, ſo zerplatzt er und wird ein ſchmieriger Fleck. Bei Dir iſt nun was ganz anders. Da ſchwebt der Genius über allen ſtreitenden Partheien und zügelt und beherrſcht ſie. Bei mir iſt ein ewiges Schwanken nach allen Seiten, weil keine alles ausſchließende Kraft mich beherrſcht, und ich von jedem ein wenig bin, aber nichts ganz. Könnte ſich meine Kraft conzentriren, dann würde ich etwas erkleckliches leiſten können. Doch das iſt eben meinem Geſchlechte nicht beſchieden. Eine immerwährende Sehnſucht treibt mich etwas zu ergreifen, was mich ganz erfüllt, aber es geht nicht, und ſo ſchwimme ich auf der Oberfläche herum, wie jeder Luftzug nun eben das Schifflein treiben will. In meinem tiefſten Innern iſt eine große ſchöpferiſche Kraft, aber ſie kommt nicht herauf, ſie zerſplittert und zerfährt gleich beim erſten Auftauchen, wie eben ein Tropfen, wenn man mit dem Finger hineinpatſcht. —

Deine Ideen über die Kunſtgeſchichte ſind ſehr ſchön, ich muß aber erſt mehr ſtudiren, bis mir alles ſo klar iſt, als hätte ich es ſelbſt gedacht. Denn ſo muß es immer bei mir ſein, wenn ich etwas begreifen ſoll. Ich bin zu wenig unterrichtet. Hinter einen Aufſatz der Art wage ich mich garnicht, da fehlt noch viel, ſo nahe mir auch die Sache am Herzen liegt, daß ich Alles mit dem Verſtand aus dem Gefühl herausfiſchen kann, wo alles bunt durcheinander ſchwimmt.

Den 15. November. Ich will heute meinen Brief fortſetzen. Unterdeſſen traf eine lange Epiſtel von A. ein — aus Neapel. Ach es muß wohl göttlich ſein und das Sprichwort hat Recht ſieh Neapel und ſtirb. Von ſeinem Fenſter aus ſieht er das Meer, den Veſuv und die Stadt. In Pompeji und Päſtum iſt er auch ſchon geweſen und ſomit das entfernteſte Ziel ſeiner Reiſe ſchon erreicht. Jetzt geht er nach Rom, wo er bis über die Charwoche bleibt und dann langſam durch das alte Etrurien zurück. Es iſt bis jetzt alles ſo gut gegangen, daß mir der Muth auf den Beiſtand Gottes recht gewachſen iſt und ich kann in vielen Kleinigkeiten, die ſeltſam zuſammentreffen, um es mir und ihm zu erleichtern, nichts Anderes als die ſichtbare Gnade des Himmels erkennen. — — Noch manches hab' ich auf Deinen Brief zu erwidern, doch wills mir nicht aus

dem Kopf d. h. deutlich aufs Papier. Die Ideen zur Kunstgeschichte werden mir nach und nach klarer. Händel mit Luther zu vergleichen finde ich sehr richtig. — Doch Beethoven kann ich nicht mit ihm unter eine Decke bringen. Händel war, mein ich, mehr in sich selbst abgeschlossen, completter, wie Du sagst großartig genug, um ein Kapitel der Weltgeschichte zu eröffnen. Beethoven ebenso großartig aber (ich weiß nicht obs deutlich ist) mehr für sich allein individuell. Aber er bezeichnet in sich selbst eine Schöpfungs- und Vollendungsgeschichte. Händel mein ich ist in seiner Kunst immer sich selbst bewußt in gewissen Grenzen geblieben, über die er sich selbst nicht hinausgelassen hat, Beethoven sprengte besonders in der letzten Zeit alle Bande und stürmte Himmel und Hölle. Er ist mir für einen Reformator wohl kraftvoll und männlich genug, aber zu leidenschaftlich — das Genie ist mächtiger als er, drum mag ich ihn auch nicht zu Goethe vergleichen, wie so viele thun, aber für alle andern ist er wieder zu gut. Kurz meinem Gefühl nach ist er immer einzig. Indessen sag ich nicht, daß Du Unrecht hast. — ich versteh das nicht so — Eine Stelle muß er freilich einnehmen in der Kunstgeschichte, und so wirst Du ihm wohl die Rechte angewiesen haben —

Adieu, Herr Ritter von Nostral* Gott bewahre nur, daß Du im Feuereifer des Fugirens nicht Deine Waffe in der mächtigen Faust um anderer Leute Köpfe sausen läßt. Ich ließe mir aber doch gern einige Kopfnüsse gefallen von einem guten Fugister. Du bist ein rechter Herr und König, und die Tiefen und Höhen gehorchen Dir, und wenn Du gebeust, so stehts da. Es muß recht hübsch sein, seine Kraft zu fühlen. Ach — ich sag Dirs und beherzig es nur recht — Es geht nichts über das Genie.

Daß Dirs nur mit dem Wort Genie nicht geht wie mir neulich — ich kriegte einen Brief von meinem Nachbar und Verehrer Hrn. von G., der unterschrieb er sich Geh. Universal-Schenie, und ich las immerfort Universal-Schwein —. Ich wollt, ich hätte auch was abgekriegt. Aber bei mir ists bloß Talent und der pure langweilige dumme Verstand. Jetzt übrigens stehen die Persönchen meiner kleinen Einbildungskraft auch wieder auf den Brettern und manöveriren, ich bin selber begierig, was draus wird**. Der Schriftstellerin hast Du große Ehre erwiesen ich bildete mir nicht einmal ein, daß Dus lesen würdest, viel weniger merken. Mir ist eine einzige Note von Dir mehr werth, als ein ganzes Riß verschmiertes Papier von mir. Ubrigens ist das kleine Ding in der Allgemeinen Zeitung gräulich gelobt — ich hatte gerade Besuch, als die Zeitung kam und biß mir fast die Zunge ab vor Lachen. . . . . .

* Anspielung auf eine musikalische Komposition des Bruders, der ein vorzüglicher Musiker gewesen ist.

** Bezieht sich auf das Puppenteater der Feuerbachschen Kinder, für dessen Aufführungen Henriette Feuerbach Märchentexte schrieb, die auch veröffentlicht wurden.

Ich habe gestern Abend Euren lieben Brief erhalten und auch Ihr werdet indessen meine Zeilen erhalten haben, die euch versichern, daß von Stuttgart aus noch nichts an mich gekommen ist, eine Versicherung, die ich auch heute wiederholen kann. — Bei uns steht alles gut. Ich habe immer gute Nachrichten von Anselm, er schreibt mir alle seine Erlebnisse so lieb und ausführlich, daß seine Briefe mir ein wahrer Genuß sind. Er ist heiter und gesund, und ich hoffe, daß diese Reise ersprießliche Folgen für unser ganzes Leben haben werde. Die Kinderchen sind sehr brav und meine Herzensfreude. Der Kleine ist der Liebling seiner Lehrer, in seiner Klasse der erste und immer lustig und munter, besonders seit er Gymnasiast ist. Aber eitel, wie ich noch nichts gesehen. Ich hab immer mit ihm zu kämpfen, und bald kann ihm Schneider und Schuster nichts mehr recht machen. Dennoch ist er das liebenswürdigste Kind, das man sehen kann. Emilie fängt jetzt an zu erwachsen. Sie wird ein wenig ein serieuses Dämchen, aber herzensgut ist sie auch und lernt sehr gern und fleißig. Ich werde bald an ihr eine recht tüchtige Clavierspielerin erzogen haben. Was mich selbst betrifft, so bin ich den Winter wohl und ruhig und finde mich in meiner Unabhängigkeit ganz behaglich.

Ich wollte, ich hätte heute Abend einen vernünftigen Kopf, um Euch recht ordentlich zu schreiben, aber ich bin ganz dumm und taub von einer sonderbaren Scene, die ich heut erlebt habe. Ich hoffte auf einen stillen Sonntag Nachmittag und las eben in der Bibel. Da kamen nach einander 2 Franzosen mich zu besuchen, die einzeln wohl jeder gut zu leiden ist. Die kamen in Streit, da gings vom Wetter auf die Bewegung der Erde, von da auf Physik und Chemie, dann endlich auf Mythologie und das Alterthum, der eine ein ganzer Materialist, der andere ein Romantiker aus der Lamartineschen Schule. Beide wurden immer hitziger und fuhren entsetzlich über einander her mit einer Heftigkeit und einem Wortschwall, von dem ich stille Deutsche keine Idee gehabt hatte. — Das Ding dauerte beinahe 2 Stunden. Ich saß ganz geruhig auf meinem Kanapee und lachte sie alle 2 aus, wozu mein Canarienvogel mörderlich schrie und der Wind heulte. Meine Kinder und die Magd guckten durchs Schlüsselloch herein und ergötzten sich sehr. Ich hatte nur immer Angst, daß Jemand käme und auf der Stiege den Spectakel hörte und das Geschrei oder gar die Vorübergehenden auf der Straße. Endlich sagte der Romantiker C'est vous Madame, qui devez juger entre nous, car vous êtes femme, et encore plus, vous êtes Madame Feuerbach. Ich hielt mich so indifferent, als ich nur konnte, darauf lachten sie und sagten, sie seyen die Extremitäten der beiden französischen Schulen und jeder blieb bei seiner Meinung. Es war eine echt charakteristische Scene, doch brummt mir noch der Kopf von dem greulichen Lärm. Den Sommer wird es schon etwas lebhaft bei mir werden. Ich weiß nicht, ob ich schon geschrieben habe, daß Helene Dobeneck kommt. Ich bin etwas ängstlich. Doch

wird mir ja Gott Kraft und Verſtand geben, um Allem und Jedem zu genügen. Jetzt hab ichs freilich ſehr bequem, ich lebe zwar grenzenlos ſparſam, aber doch wie eine Dame, und wenn Ihr ſähet wie ich auf ſo gute Weltmanier meine Beſuche zu empfangen weiß, Ihr müßtet über Eure Jette lachen. Ich thus oft ſelbſt, doch fühle ich, daß es mir garnicht ſchlecht anſteht. Ich bin hier ſehr geachtet, und das macht mir bei aller Beſcheidenheit doch Freude. Ach könntet Ihr doch nur einmal kommen und zu meinem Fenſter auf die herrlichen Berge hinausſchauen. Wir hatten gar keinen Winter und die Veilchen gingen nie aus. Gott bewahre Euch und erhalte Euch in ſeiner Gnade, ich bete für Euch mehr als für mich.

Mein lieber Bruder. 16. Februar 1840.

Du haſt mir einen ſo ſchönen Brief geſchrieben, daß ich Dir recht von ganzer Seele dafür danken muß und das bald. Es iſt heute ein ſehr ſtiller Sonntag Nachmittag, ich hoffe von keinem Beſuch geſtört zu werden. Ein großer Veilchenſtrauß duftet vor mir, und mein liebenswürdiger Vogel hüpft auf dem Papier herum und hilft ſchreiben. Kann es eine glücklichere Dispoſition zum Beantworten eines Briefes wie den Deinigen geben? Du biſt wohl ein Geſegneter des Herrn zu nennen, trotz all Deinen Übeln. Ich lege auf Dich, wie auf ein geweihtes Haupt all meine Hoffnungen und Wünſche nieder, und ſie werden Dir Segen bringen, und Gott wird mir die Freude gönnen, Dich, Du Märtyrer der Kunſt, mit dem Kranze der Unſterblichkeit gekrönt zu ſehen .....

— — Ich pflege einen ſchönen Lorbeerbaum, von dem ſollſt Du einſt einen ſchönen Kranz kriegen, wenn er größer gewachſen iſt. Für heute ſchicke ich Dir ein Blatt, laß es in einer Bratenſauce mitkochen und laſſe Dir dann die mit dem Zeichen Deines Ruhmes gewürzte Brühe gut ſchmecken. Du thuſt dazu überdieß nur, was der meiſten unſerer neueren Künſtler letztes und höchſtes Streben iſt.

Von mir weiß ich garnichts zu ſagen, ich bin recht dumm, habe gar keine Gedanken und bin verdrießlich. Ich wollte, ich könnte nur einen einzigen Abend der Wetterableiter Deiner Begeiſterung ſein, das würde mich für lange Zeit mit Electricität verſehen. Ach, ich bin ein armes Ding. Ich möchte Alles und kann nichts, ich ahne viel und denke doch nichts. Es iſt in mir wie eine ungeborne Welt. Gott geb ein fröhliches Erwachen. Die Kinder ſind ſehr fröhlich und munter und Gott ſei Dank, immer geſund. Sie machen mir viele Freude, und ich möchte ſie nicht entbehren. Eure Schweſter Jette.

1840. (Frühjahr)

Mein lieber Bruder! Es iſt Oſterſonntag Nachmittags. Ich bin ganz allein in meinem ſonnigen Zimmer und ſchaue durchs Fenſter in die ſchöne Frühlingswelt hinaus und zuweilen auch auf die langweilige ſpazierende zu meinen Füßen. Dabei leſe ich Jean Pauls Briefe an ſeinen Freund und es wurde mir wieder

einmal recht lebendig, was es für ein Glück ist um den Besitz des freien schaffenden Genius. — Ich dachte an Dich — und nun will ich Dir schreiben, weil ich gar verlassen und allein bin und nichts habe als die Sehnsucht nach einem regeren geistigen Leben, nach einem Etwas, was ich selber nicht weiß — sei es nun Kunst oder Wissenschaft, oder was sonst — so klammere ich mich an Dein Genie, und Du sollst mich nicht abschütteln. Es ist das einzige Verhältniß, welches ich rein und ungetrübt habe auf der Welt, ausgenommen das mit den Kindern, und ohne Ausnahme das Einzige, welches mir völlige geistige Befriedigung giebt. Ich habe auch an den stillen Feiertagen eine unendliche Sehnsucht nach der Mutter — doch ist sie stille nnd wohlthätig. Es ist sehr schön hier, und von meiner Wohnung aus ruht das Auge auf den langen wellenförmigen Bergreihen und dem freundlichen Thal voll blinkender Dörfern, von reichen Lichtern in allen Farben schattirt. Warum macht mich nur immer die Schönheit so wehmütig? Nehmts mir nicht übel, daß ich meine Launen an Euch auslasse. Aber hab ich denn . . .

29. April 1840.

— — — Von Mendelssohn kenn ich wenig. Kirchenmusik gar nicht. Die Ouvertüre zum Sommernachtstraum die mir nicht besonders gefällt und die Lieder ohne Worte, worin ich eine große Force habe, es spielt sie mir Niemand nach, und ich kann damit die Schnupftücher aus den Beuteln locken, doch ist hie und da ein wenig Charlatanerie darunter.

Mondtag Ende April 1840.

Es ist doch was edles herrliches um die Musik, sie ist die reinste Kunst, im eigentlichen Sinne des Worts eine Tochter des Himmels, eine übersinnliche unmittelbare Offenbarung des Geistes, während alle andern Künste Umwege durch Begriff und Gedanken brauchen, und dadurch schon menschlich werden. Die Musik ist verwirklichtes Ideal, die übrigen Künste nur idealisirte Wirklichkeit. Lezten Charfreitag haben sie Abends im Münster ein paar alte Psalmen gesungen ohne Begleitung, ich weiß nicht von wem, das hat mich doch recht durchgerüttelt, und als nachher im Chor das flammende Kreuz herabkam, und als es durch die Öffnung war, die Arme ausbreitete, da wurde mir ganz wunderbar zu Muth, und ich hätte Respect bekommen vor der katholischen Kirche, wenn die Priester nicht nachher noch geplärrt hätten. Es wandelte mich der ganzen Zeit noch kein Neid an wegen Anselms Reise aber selbigen Abend war die Sehnsucht nach dem Miserere stark in mir, besonders weil A. wie er mir schrieb, sich sehr von den italienischen Operntrillern gefangen hat nehmen lassen. Ich mag gar keine weltliche Musik mehr hören den Winter, sie schmeckt mir wie laues Zuckerwasser. Im Münster machen sie manchmal schöne Musik beim Hochamt,

aber oft kommt auch so neues Zeug zum Vorschein und da kann mich der neue Oratorienstil à la Schneider, Spohr pp. ganz zur Verzweiflung bringen. Das Münster übrigens ist selber halbe Musik, wenigstens wirkt der Anblick ein ähnliches Gefühl, so von außen als von innen. Der Thurm steigt mit aller Pracht seiner Verzierungen so leicht und schwebend in die Höhe, daß man kaum begreifen kann, wie von diesem wundervollen Geschöpf Menschenhände einen Stein an den andern gefügt haben, besonders Abends, wenn die untergehende Sonne durch die durchbrochene Pyramide schimmert, zu deren Füßen die dunkle Kirche wie ein schlummernder Koloß ruht, da hat der Bau etwas überirdisches — oder auch wenns mondhell ist in der Nacht und man leise in dem Schatten hingeht, den die Kirche auf den großen einsamen Platz wirft, da dacht ich neulich: So wandeln auch ganze Völker in dem Schatten, den ein großer Mensch auf sein Jahrhundert wirft. — Gute Nacht, ich will mich in den Schatten meines Kopfkissens begeben.

den 7 ten Sept. 1840.

Ihr könnt meine Freude über Eure Briefe am besten aus meinen schnellen Antworten erkennen, denn kaum habe ich gestern den vom 2. erhalten, so sitze ich heute schon wieder und stehle meiner Flickerei die Zeit vor der Nase weg. Ich habe es schon oft gesagt und muß es immer sagen, daß sie eine frische Luft mitbringen. Man holt ganz anders Athem in der Atmosphäre Deines urkräftigen genialen Geistes, wogegen einen die matten schweren Dünste eines ausgebrannten Vulkans fast zu Boden drücken. Gestern schlich ich mich in aller Stille fort mit dem Brief, spazierte auf das Lorettoberglan̈d und schaute abwechselnd die duftigen kräftigen Berge und dann wieder deine Worte an, lieber Christian, da vermischten sich auf wunderliche Weise Natur und Kunst in mir und ich begriff so recht ihre innere Einheit und die ewige Wahrheit in dieser Vereinigung — könnt ichs ausdrücken, so wäre es gut, aber es bleibt alles im Gefühl sitzen, und kein Mensch kann aus dem Gewühl klug werden, am wenigsten ich selbst. Das fliegt und stäubt durcheinander wie eilendes Gewölke vom Winde gejagt, dazwischen will sich ein Gebilde formen und kräftig fühlbar sich aufrichten — hilft nichts — ein neuer Stoß und der Gedanke purzelt kopfüber kopfunter, wie das andere kleine Volk von Gefühl und Empfindungs-Schattenbildern. — Natur und Kunst, das sitzt mir fest im Kopfe, und ich kanns nicht losbringen und auch nicht lösen, bis der Geist in einer glücklichen Minute das dunkle Räthsel mit einem Blitzstrahl erhellt. Dabei fällt mir ein, die lezten Werke von Beethoven haben mir immer den Eindruck gemacht (besonders die lezten Quartetten) wie Naturlaute. Ich bin in der Stille, höre das Rauschen der Blätter, die leisen Stimmen der Insekten, ich fühle das Regen und das geheimnißvolle Bewegen der Gräser und Blumen, keine Vögel, nicht viel lebendiges. Es ist das Horchen auf die Stimme der Natur selber. Lach nicht aber mir ists

so, was kann ich dafür? Neulich war ein Gewitter, es ging aus E moll, Anselm lachte mich aus, dann schlug er aber doch den Akkord an, als es wieder die mächtige Skale herabdonnerte. Ich habe oft eine brennende Sehnsucht, die Rätsel zu lösen, die der Geist mir aufgiebt, aber ich bin zu schwach, es geht nicht. Alles Schöne, alles Große möchte ich der innersten Idee nach zurückführen, bis alles sich in Einem Punkt vereinigt, und da zappelt und müht das arme Tierchen sich ab, bis es endlich ermattet von dem vergeblichen Versuch ohne Flügel zu fliegen absteht und still und gelassen die Augen zu macht, um nur nichts mehr zu sehen und zu hören. Gar zu gern möchte ich nur vierzehn Tage allein auf dem Lande sein und mir selber und dem lieben Gott zuhorchen, wie er in der freien Natur spricht, aber ich kann nicht fort. — Diese Zeilen habe ich zuerst beim Flicken, nachher bei der Unterrichtsstunde der Kleinen geschrieben, wobei ich immer recht hübsch gerade liniiren mußte, und der kleine Welker ein Geschichtchen vom zerbrochenen Blumentopf dictirte — das ist ein Diminutivvergleich zu deinen Schulmeistern. — — Vielleicht nehme ich den Winter noch ein 14jähriges Mädchen, um sie auszupülten, weil ich doch so halb und halb zur Schulmeisterin geboren bin, die trägt mir dann 350 Thlr. ein. Ich weiß aber noch nicht, was draus wird. — Schreiben kann ich und darf ich einmal nicht, weil die Zeit und Ruhe fehlt, so will ich wenigstens auf der andern Seite etwas schaffen, damit doch etwas gethan wird. — Wenn ich mich recht durchschaue, so liegen in mir viel Gaben und Fähigkeiten, aber es fehlt die Kraft, sie zur Reife zu bringen, ich bin wie eine südliche Pflanze im nordischen Klima, es fehlt mir die Sonne, die Wärme, und so fallen die Früchte unreif ab und verdorren am Boden — so die Musik die Poesie — das Denken und kurz — Alles. Mein Trost ist, daß Gott mich aufnimmt, so wie ich unter günstigeren Verhältnissen hätte werden können und nicht über Vermögen fordert, und so will ich denn auch nicht gar zu ungenügsam sein. — Gott befohlen für heute; ich will meinen Brief mit Rosenwasser parfümiren, als Pendant zum Rauchtaback, den ich aber immer mit höchster Ergebenheit hinnehme, obschon er mir manchmal die oft gerühmte Atmosphäre etwas umnebelt. — Doch ist die Pfeife und dein Bild so in meinem Herzen vereinigt, daß beide in meinem Sinne so schwer als in der Wirklichkeit zu trennen sind — — und dabei will ich mich denn auch mit dem modernen rauchenden Apoll versöhnen. — Den 8ten. Heute ist Maria Geburt und folglich ein lustiger Feiertag in unserem lustigen Freiburg. — Obgleich gute Protestantin, muß ich ihn doch mithalten, worüber ich übrigens nicht ungehalten bin. Ein Rasttag thut mir zuweilen noth. Und doch — hab' ich denn einen? Ich wundere mich eigentlich, wie ich doch so leidlich fortlebe, unter dem Druck widerlicher Verhältnisse. Soll ich einmal offen sein? Nun ich wills. Was ist zu machen mit einem Manne, der oft Wochen, Monde lang kaum seine mürrische Laune zu einem Worte des Verlangens oder des Tadels bringen kann — viel weniger

zu einem freundlichen — Einem Manne, dem ich mein Glück, meine Ruhe, meine Gesundheit und jezt meine lezte einzige kleine Habe geopfert habe, ohne Hoffnung auf Lohn, auf Anerkennung, ja, so lang ich lebe, auf keinen Dank. Nun, das ist nun so und will getragen sein — Er ist mehr zu bedauern als ich. Ich bin nicht unglücklich, weil ich nicht glücklich sein will, nehmlich was die Welt so nennt, und darum gehe ich in mich selber zurück und lasse alles äußere abfallen von mir wie ein Kleid. — Die Kinder sinds, die mich recht ans Leben fesseln, sie gedeihen gut und lohnen mir durch reiche Liebe. — Nun bitte ich aber diesen Ausbruch nicht falsch zu deuten, nicht ärger zu nehmen als er gemeint ist. Ich bin gerade heute nicht besonders gestimmt, da sieht auch alles schwärzer aus. Jedenfalls aber dürft ihr über mich ruhig sein, es geht mir gerade wie Dir, lieber Christian, und wie sich dein Talent in diesen Kämpfen um so reicher und siegender entwickelt, und du dich über die Miserabilitäten hoch empor schwingen kannst, so ringt sich auch mein Gemüth immer freier und geläuterter von allen Banden und Fesseln los. Und so wollen wir nur fest glauben, daß Alles, wie es ist, zu unserm Besten geschieht. — — — — Hast Du Bettinens Briefwechsel mit Goethe noch nicht gelesen? Ich bitte Dich, laß Dirs gleich kommen, da wirst Du einen Strom von Begeisterung einsaugen, der wieder zur lebendigen Quelle wird. Das ganze Buch ist selber Musik. Siehe zweiter Theil (Bekanntschaft mit Beethoven). Kannst Du das Werk nicht bekommen, so will ich Dir einiges abschreiben — hauptsächlich Beethovens Ideen über sich selbst und die Musik.

Für den Auszug aus dem Aufsatz danke ich schönstens, ich finde den Gedanken höchst treffend nnd werd ihn mit Deiner Erlaubniß näher ausführen. Gieb mir manchmal solche Abschnitzel Deines Genius, ich will mich damit noch aufputzen wie die Kinder mit den Hobelspähnlocken. Doch thust Du eigentlich der neusten Musik noch zu viel Ehre an, sie ist nicht einmal eine Puppe mehr, das Ebenbild eines menschlichen Wesens, sondern eine Affencarikatur, die statt dem menschlichen Sinn und Geist in ihren Bewegungen nichts als die Schlechtigkeit und die Lächerlichkeit zeigt. Neulich hört ich ein Potpourri aus Stücken von Mozart, Gluck, Beethoven, Strauß, Bellini, Rossini usw. unter einander gemengselt und mit rührenden Violin oder Flötencadenzen verbunden. Die Ankündigung auf dem Concertzettel war: musikalischer Blumenstrauß, gewunden von Hr. Schrameck. Wenn der leibhaftige Satan mit seinen höllischen Geistern Musik macht, so führen sie gewiß so ein Potpourri auf, dem lieben Gott zum Verdruß und zum Hohn der heiligen Musica. Shakespeare lese ich freilich und erquicke mich an dem köstlichen Kraftgenie, dem Fürsten aller Dichter. Wie mich immer Heinrich der 4te ergötzt! Ueberhaupt da darf ich nicht anfangen zu reden, sonst wird der 3te Bogen voll. — Geist — Geist und wieder Geist — nun Gott verleihe ihn uns in aller Fülle, dann mag die erbärmliche Prosa sagen, was sie will — was

thut es uns? Diesmal hab ich einen ganz gelehrten Brief geschrieben. Gelehrt? Nein! sondern ich habe nur meine Phantasie spazieren laufen lassen, und wie gut dieser Bewegung in freier Luft tut, das glaubt ihr gar nicht. Gott erhalte Euch gesund und froh — und — geduldig in Trübsal und fröhlich in Hoffnung, das ist mein Losungswort. Lebt wohl Ihr Lieben, küßt die Kinder und bleibt mir gut — doch zu was schwätz ich — kann denn das anders sein? — —

Liebste Karoline, heb meine Briefe etwas in Ordnung auf. Nicht als ob ich einen Werth drauf legte, aber es könnte mir später vielleicht einmal Freude machen. —

Mein lieber Freund und Bruder, Ende Novbr. 40.

Ich bin innig vergnügt, daß Du, wenn ich nach deinem lezten Brief urtheilen darf, wieder auf der höchsten Spitze des Musenberg sitzest und das Getriebe unten hoch überschaust. Wollte Gott, ich könnte auf dem beschwerlichen Weg da hinauf Dir meine Hände unterlegen, damit Dein Fuß sich an keinen Stein stoße, aber leider sind die Arme zu kurz, im leiblichen und im geistigen Sinne. Ich kann nichts als dumm genug schreiben, das ist Alles, und ich würde dies auch früher gethan haben, wenn nicht seit mehreren Tagen Feuerbach an einem Rheumatismus im Bett liegt, der ihn des Gebrauchs seiner Beine nicht nur beraubt, sondern ihn sogar überflüssig macht, denn freilich ist einem ein schmerzendes Glied immer zu viel. Heute geht es aber doch wieder besser, und ich benütze die stille Nachmittagsstunde, um Deinen Brief zu beantworten, so gut ich kann, das heißt erbärmlich, denn Du bist so überreich, daß man Dir nichts geben, nichts erwidern kann, sondern nur annehmen, was Du aus deinem Füllhorn über einen ausschüttelst. Dein Gedanke über den Generalbaß ist so klar und reif und fertig, wie eine Pomeranze, die vom Baum fällt. Du hast ganz Recht, da sitzt der Knoten. Das Gebanntsein in die Form ist das Wahrzeichen unsres irdischen Lebens. Nur wenige Menschen, die Gott mit dem Siegel des Geistes gestempelt hat, dürfen die Gränze überschreiten, und weh dem, der es unberufen thut und sich voreilig zur verbotenen Pforte hinauswagt, dem geht es wie des Fischers Frau Marzebill, die nachdem sie Kaiser und Papst geworden war, sein wollte wie der liebe Gott, und dann saß sie wieder in ihrer Dreckhütte. Die Heiligkeit eines solchen Grundgesetzes beweist sich schon dadurch, daß es durch das ganze Gebiet des menschlichen Treibens und Handels sich gleichmäßig und als ganz dasselbe hindurchzieht, so in der Kunst wie in der Weltregierung und so auch in dem Leben im Einzelnen. Ich bin streng in der Form, und Gott behüte mich, daß ich je über die Schnur hauen wollte, dann wär ich garnichts mehr. Ueberhaupt hat Gott auch dem Begabtesten nur jedem eine Thür geöffnet, Dir zum Beispiel schließt sich ein Pförtchen auf, durch das Du durch die Generalbaßmauer ins Freie spazieren kannst. Andre brechen sich selbst ein Loch,

durch das ſie aber dann gar nicht mehr nach Hauſe kommen. Da ſind die neuen Komponiſten und Victor Hugo und Rotteck (Gott hab ihn ſelig) und Wülker einer wie der andere. Nichts als Schlageffekt, daran geht die Kunſt und das Leben verloren. Daß ich Deine Gedanken für mich benütze, denke ja nicht, Du biſt ja ſehr gütig und ſplendid und könnteſt mich leicht in Verſuchung führen, wenn ich nicht mich ſelber nur als Schatzmeiſter betrachtete, dem die Pflicht obliegt, alles zu ſammeln und unter Schloß und Riegel zu halten, bis die rechte Zeit kommt. Ueberhaupt hat meine Schriftſtellerei den Rheumatismus in beiden Beinen und hinkt ſo erbärmlich, daß garnicht ans Fortkommen zu denken iſt. Daß Du ſagſt, Du könnteſt nicht ſchreiben, darüber muß ich lachen. Du haſt an mich ſchon ein Büchlein geſchrieben, was ſich gewaſchen hat. Mach nur ſo zu, Du wirſt einmal Freude dran haben. Meine Antworten betracht' ich als eine Art von Löſchblättern, in denen ſich deine Buchſtaben ſo etwas undeutlich, aber doch etwas abdrücken, drum heb ſie doch auch auf. — — —

Vom Rheinlied hab ich noch nichts geſehen, will mich aber erkundigen. Die Eſel, jetzt weil die Gefahr vorbei iſt, reißen ſie die Mäuler auf und ſchreien, ſie ſollen ihn nicht haben. Und wenn ſie eben wollten, ſo hätten ſie ihn doch gekriegt, wenigſtens vor der Hand. Das wußt ich wohl, daß Du kein (Gott ſei Dank) begeiſterter Patriotenkomponiſt biſt. Die Kunſt iſt dein Vaterland, ſonſt haſt Du keins, das dich begeiſtert, und kämen die Franzoſen und Mahomed Ali mit ſeinen Aegyptern zu Hauf. Ach wie gut lebt ſichs in der Kunſt, wie elendiglich müſſen ſich die Politiker abquälen, bis ſie den bittern Trank, der aus der Dummheit und Schlechtigkeit der Menſchen en gros gebraut wird, herunterwürgen und verdauen. Wir leſen eben Börnes Briefe — der arme Menſch iſt an ſeiner eigenen Gabe erſtickt . . . . . .

Freiburg, d. 1. Januar 1841.

Ich will die Zahl zum Erſtenmal an Euch ſchreiben, Ihr Lieben, vielleicht bringt dies Segen. Auch will ich mich erholen von einer Menge Viſiten, die mich belagerten, und mir die Zeit lang machten. Der Jahreswechſel hat mich zwar nicht unruhig aber trüb geſtimmt, wie das immer iſt, wenn Vergangenheit und Zukunft in ein graues Bild zuſammenfließen, und ſo das Leben einem in die Runde wie eine Mauer umzieht. Nun ich kratze mir nicht die Finger daran blutig und will auch nicht darüber hinweg klettern, ſondern ſchaue bloß geduldig in die Höhe, wo der blaue Himmel hereinſchaut und grüne Bäume mir zunicken. Wir kommen ja alle einmal darüber hinaus. Ich habe einen guten Freund im Geheimen, das weiß kein Menſch, der flüſtert mir oft ſüße Worte zu, die in einem Augenblick die Schmerzenstränen in Freudenthränen verwandeln können. Und das iſt Gott. Es iſt dieſer Umgang ein undurchdringliches Geheimniß für die, die ihn nicht haben. Wie Du die unmittelbare Be-

rührung des Urgeiſtes in der Kunſt fühlſt, ſo geſchieht mirs manchmal im Gebet, und dann ſind alle Erdenſorgen und Erdenſchmerzen nur ein Stäubchen, das man vom Kleid ſchüttelt. Was mich aber doch oft peinigt, iſt meine Halbheit, ſo daß ich von allem Etwas bin, aber nichts ganz, halb Verſtandes-, halb Gefühlsmenſch, halb in der Poeſie, halb in der Muſik webend, halbe Hausfrau, und wenn ichs dem Gefühl nach bei Licht betrachte, halbe Gattin — halb ſanguiniſch, halb melancholiſch, halb philoſophiſch und halb myſtiſch, kurz, alles bin ich halb — nur ganze Erzieherin. Der Miſchmaſch ängſtigt mich oft und macht mir viel zu ſchaffen, nach allen Seiten ziehts mich, deshalb komme ich garnicht vom Fleck, und habe nirgends rechte Befriedigung, als wenn ich mich ganz allein zu dem Mittelpunkt und Urſprung alles Seyns und Weſens wende dann verfließen die ſtreitenden Elemente in eins und es giebt auf eine Zeit lang Waffenſtillſtand.

Geſtern Abend waren wir bei Arnolds, ich hatte Schlaf und war nicht recht aufgelegt, lieber wäre ich in Ruhe zu Hauſe geblieben. Es gab einen Streit zwiſchen einem Buch, Hrn. Arnold und mir. Das Buch war Hegels Aeſthetik und der ſtrittige Punkt die Muſik. Hegel ſagt, die Muſik ſtände unter der Poeſie, indem ſie, zwar vom Raum befreit, doch noch auf einem ſinnlichen Material beruhe, deſſen zitternde Schwingung den Ton hervorbrächte. Hr. Arnold ſagt, ſie ſtünde der Poeſie zur Seite und ſei die zuſammenfaſſende Kunſt, während die Poeſie die zergliedernde ſei — und ich ſage, ſie ſteht höher als die Poeſie, weil ſie die Brücke des Begriffs überſpringen kann und unmittelbar von Geiſt zu Geiſt ſpricht, das heißt durch das Gefühl, welches dem tiefſten Selbſt doch gewiß näher liegt als der Verſtand. Und weil ſie den Ausdruck des Geiſtes auf eine Weiſe wieder zu geben vermag, wie es Worte nie im Stande ſind. Sag, wer hat Recht?

Eure beiderſeitigen lieben und ſchönen Briefe zu beantworten, bin ich heute viel zu dumm. Gute Nacht.

1841 5ten Morgens

Geſtern Abend hab ich halb zwiſchen Wachen und Schlafen ſo hingefaſelt, und ich bitte deshalb um Verzeihung, wenn ich was Dummes geſchrieben habe; dann iſt mir in der Nacht noch etwas eingefallen was ich wohl oder übel mittheilen will. Du darfſt mich auslachen und ſagen, daß es einfältig ſey, ich nehme es nicht im mindeſten übel, und nach dieſen Präliminarien will ich mit meinen ſublimen Gedanken herausrücken. Du willſt Deine Ideen über Kunſt und Leben ſammeln, und ich möchte auch meinen kleinen Kram ausladen. Meine Tagebücher ſprudeln vor Material, und ich dürfte ſie nur mit einem gehörig feſten und durchſichtigen Kleiſter zuſammenpappen. Aber es iſt ſchwer, für ſo allgemeine Bemerkungen eine andere als die Briefform zu finden, für ein

Frauenzimmer, das leider Gottes nicht im Stande ist den kleinsten Roman zu schreiben. Nun meinte ich, Deine Sachen sind so kernig reich und tief, daß Du dazwischen schon leichtere Ware brauchen könntest. — Wir könnten die schon vorhandenen Briefe benutzen. Du könntest Deine künstlerischen und philosophischen Bemerkungen in der zwangloseſten Weise hinwerfen, und ich wollte darauf antworten, so gut ich kann, und dabei kleine Ergötzlichkeiten, Züge aus dem Leben, Naturskizzen pp. einfließen lassen, wie sie mein Vorrath und mein Kopf eben darbietet. Kurz, wir sprächen uns ganz aus. Und das müßte doch närrisch zugehen, wenn wir nicht was ordentliches zusammen brächten. Das müßte dann jemand übergeben werden, der nebst einer Vorrede die Correspondenz in die Welt spedirte. Nun bitte ich aber gar schön, mach keine Umstände, wenn Du Deine Sache allein haben willst. Man muß da gerade heraus reden. Gefällt Dir aber der Vorschlag, so mache Du mir ihn noch einmal, damit ich ihn Anselm als von Dir ausgehend mittheilen kann und dann schick mir meine Briefe, so weit ihr sie nicht s. v. auf den Abtritt spedirt habt. Dann will ich sie als Gerippe benützen und mit Hilfe meiner Tagebücher stattlich ausstaffiren. Ist das geschehen, so leg ich gleich deine, der Ordnung nach, dazwischen, und Du setzest dann an, was Du noch willst, antwortest mir auf das Hinzugekommene und läßt Deine unterdeß gesammelten Bemerkungen, so wie das, was Du bis jetzt in Zeitungen geschrieben, einfließen. Dann geben wir Musikbeilagen, den Spatziergang, Lieder pp. Kurz, wir garnieren den schweren Atlas, Deine Kunstideen, recht zierlich mit Flor und Blumen aus, damit er zum modernen Ballkleid taugt, wie man es heut zu Tage will, ohne von seinem Werth doch zu verlieren. Ich achte meine Schreibereien im Vergleich zu Deinen nur als Fließblätter, aber sie sind auch gut manchmal, da wo die Schriftzüge so nah und dicht neben einander stehen und so schwer, wie es Deine Gedanken sind, denn jeder macht dem Hörer und Leser erst noch Raum zu einem paar Duzend, die Du alle mit einem Griff angabst. Adieu Gott sey mit Dir und gebe Dir Segen.

Die fertigen Briefe müßten nach und nach hin und her geschickt werden, immer so 4 bis 6 mit einander, damit man gehörig Herr drüber werden kann. Meine aber wünschte ich denn gleich allzusammen, um sie kopfüber durch einander schmeißen zu können. Du müßtest denn auch sagen, in wie weit in den Briefen über Deine Werke gesprochen werden darf.

Wäre nicht der Sturm von Shakespeare zu einem Operntext zu verbrauchen?

Charfreitag. Das was ich Dir in diesen Blättern geschrieben liegt mir nun ganz fern. So ist der Mensch! Der Spielball seiner eigenen Phantasien und augenblicklichen Einfälle. Doch will ich mich deren nicht schämen und unbefangen fortfahren, als wenn sie garnicht dastünden . . . . . .

Mein geliebter Bruder, 1sten April 1841.

Dein gestern erhaltener Brief hat mich mit Sorge und Betrübniß um Dein geistiges und leibliches Wohl erfüllt, deshalb geh ich auch gleich ans Antworten, obschon ich an einem kleinen Unwohlsein im Bett liege. Desto ungestörter bin ich an Dich zu denken. Was aber kann, was soll ich sagen! Ach, ich weiß es wohl — Du hast ein Recht so zu sprechen, Du hast Recht, die Menschen anzuklagen, und doch sind es nicht allein die Menschen, es ist die Zeit, in der wir leben, die schlammige, faulige, die alles geistige Leben erstickt in ihrem Mischmasch vom Eigennutz, Schlechtigkeit und listiger Koketterie. Aber doch — lieber Christian, bleib Dir noch getreu, laß den Muth nicht ganz sinken, lästre nicht das heilige Feuer, das dich im Innern beseelt. Und im allerschlimmsten Fall — doch lieber von Feuer verzehrt als verfaulen und den Würmern zur Speise — nicht? Aber so weit sind wir noch nicht. Du kannst, Du darfst nicht untergehen. Eine heilige Stimme sagt das in mir, sie hat mich noch nicht betrogen. Lächle nicht über meinen Glauben. Es steckt ein tiefes Geheimniß darin. Manchmal mein ich, ich müßte Dein Glück vom Himmel herunterholen — Gott läßt sich zwingen, man muß es nur recht anfangen. Ich will ringen wie Jacob mit dem Herrn, und wenn ich auch lahm werden sollte wie er — Du Armer — Du Gequälter — wie selig wollt' ich den letzten Blutstropfen hergeben, um Dir zu helfen. Ach ich verstehe Alles, ich begreife Dich wohl und doch bitte ich Dich, ja ich flehe Dich an bei allem was Dir heilig ist bei den Andenken unserer verklärten Mutter laß den Muth nicht sinken. Halte noch eine Zeit lang aus. Wenn Du nicht mit aller Gewalt leben willst, freilich dann muß es abwärts gehen, denn ohne die strebende Kraft des Geistes, wer kann ohne die aushalten, was Du mußt. Und doch bei all diesem tiefen seelenverzehrenden inneren Leiden möchtest Du tauschen mit einem dieser kleinen ameisen und spinnenfüßigen krappelnden und zappelnden Geschäftsmenschen? Möchtest Du Deinen großartigen Schmerz geben um die nichtige Behaglichkeit eines solchen Bornirten, der weder Geist noch Herz noch Bewußtsein hat? Gewiß nicht — Ach, zu was hilft das Schwatzen, das Unglück ist, daß Du die große Schuld, die das Genie immer der Alltagswelt zu zahlen hat, in Kreuzern und Pfennigen zahlen mußt, das macht so müde und die Hände schmutzig. Ich wasche Dir sie mit meinen Thränen, Ach gewiß, ich habe noch keine heißeren geweint als über Dein Schicksal. Sollten die vor Gott garnichts gelten? —

Wir wollen nun an alle Welt schreiben Nicht? Man probiert es bei allen Regierungen und wärs selbst die Königin Victoria. Händel hat seine Oratorien in seinen 60ger Jahren componirt, willst Du früher alt werden? Alles muß probirt, alles muß aufgeboten werden, und so lange noch ein Balken auf dem Meer schwimmt, darf der Mensch nicht verzweifeln an der Rettung. Nur eins bitte ich. Warte nicht so schmerzlich von einem Tag zum andern, das ist der

zerstörendste Zustand den es giebt. Thue alles, was Du kannst und dann erwarte aber warte nicht. Bei Deinen Arbeiten laß Dich ganz gehen, ringe nicht zu viel, laß es nur laufen, wie's kommt, ich meine immer, Du arbeitest zu viel an Deinen Arbeiten —

Ich bin nun sehr müde von Schreiben und Denken was beides immer meine Thränen verdunkeln wollen. Gott sey mit Dir und gebe Dir Kraft und Muth, und er allein stärke Deine Körperkräfte, daß sie nicht erliegen in den Stürmen der Seele. Lebt wohl. Ich schließe mit schwerem Herzen. Könnt ich nur was thun! —

26. Mai 1841.

Schon lange hätte ich wieder einen Brief angefangen, wäre ich nicht seit längerer Zeit mit heftigem Zahnweh und Gesichtsschmerz behaftet gewesen. Jetzt geht es zwar etwas besser, doch bin ich heut oder morgen in Erwartung des Arztes, der mich von zwei Zähnen auf einmal befreien soll. Die dumme Zwischenzeit, in welcher ich etwas hasenfußartiges verspüre, kann ich nicht besser vertreiben, als wenn ich, euch schreibend, mich selbst vergesse. Mit welcher Sehnsucht ich schon seit einigen Tagen einem Briefe von Euch entgegen sehe, kann ich nicht beschreiben. Meine Seele ist so zu sagen hungrig danach, zumal da der böse Erbfeind Sorge sich hie und da wieder bei mir einschleichen will. Ihr werdet indessen die Bettina erhalten haben und in ihrem reichen Geistesborn schwelgen. Ich weiß kein Buch, welches auf mich wenigstens einen so wohlthätig anregenden Eindruck gemacht hätte. In diesem beweglichen Leben fühlt man erst wieder, daß man selbst eines hat. Sie hat neuerdings ein zweites Werk herausgegeben, den Briefwechsel mit der Günderode, wobei auch der alte Geheimrath Kreutzer in Heidelberg, den ich wohl kenne, als Liebhaber der Günderode, dessentwegen sie sich tödtet, seine Rolle spielt. — Das Ganze soll aber durchaus der Geistesfrische entbehren, welche die Goethesche Correspondenz so unwiderstehlich macht. Auch hat Bettina nach ihrer Art viele selbstgemachte falsche Briefe mit unterlaufen lassen, worin sie falsche Namen und verkehrte geschichtliche Daten in der Eil handhabt, was ihr von den Kritikern hoch aufgemuzt wird. Mir wär das all eins, denn der Geist bleibt doch die Hauptsache. An der gedruckten Bettina sind ich aber Ungezogenheiten liebenswürdig. an der wirklichen würde sich's wahrscheinlich anders verhalten. Ja, so! Erinnerst Du Dich noch des in der allgemeinen Zeitung abgedruckten Briefes von Beethoven an Bettina? Den hat sie auch selber gemacht und damit in der muthwilligen Laune ihrem eigenen Gotte eine Ohrfeige gegeben. Doch genug von der Bettina! — — Mein Leben geht so still seinen Alltagszug fort, äußerlich bin ich fleißig, innerlich aber will sich wenig regen. Ach, ich kann es wohl sagen, Glücklich ist der, welcher einen geliebten Todten im Grab betrauert, gegen denjenigen zu

nennen, der einen bei lebendigem Leibe Todten beklagen muß! So geht mir's. Anſelm iſt — ach, ich weiß ſelbſt nicht wie — ein ausgebrannter Vulcan. Ob es bloße Krankheit iſt, ob Gewohnheit, kann ich nicht beurtheilen — ich fürchte beides und habe wenig Hoffnung für die Zukunft. Er hält ſeine Kollegien, ſizt den ganzen Tag am Arbeitstiſch, bringt aber leider nichts zuſammen. Gegen Fremde verſteht er ſich zuſammen zu nehmen und etwas vorzuſtellen; zu Hauſe aber iſt er völlig in ſich verſunken ſtumm, theilnahmlos, oft können mehrere Tage vergehen, ohne daß es nur möglich iſt, eine Antwort aus ihm heraus zu bringen Ach — das iſt ein betrübtes Leben, und wär ichs nicht gewöhnt, ſo würd ich mich unglücklich fühlen. So ſind Deine Briefe, lieber Chriſtian, meine einzige geiſtige Nahrung. Ich trage ſo alles ſtill in mir, denke, handle, genieße und leide für mich allein, das geht dann wohl eine Zeit lang aber doch nicht immer — und eben jetzt will der Quell verſiegen, und ich haſche wehmüthig nach dem einzelnen letzten Tropfen. — In der Zahnwehzeit habe ich einen Aufſatz geſchrieben über weibliche Bildung, vielleicht bring ich ihn, nebſt Auszügen aus Deinen Briefen in ein Journal. Wenn Du wirklich glaubſt, daß wir etwas zuſammenſchreiben können, ſo gieb Nachricht, damit ich einen feſten Gedanken in den Kopf kriege. — —

Wegen A's Befinden antworte mir nichts, es nützt ja doch zu nichts Gott ſey mit uns allen. Schreib bald. unſre Correſpondenz iſt mein einziges Labſal auf dieſer dummen verkehrten Welt. Ich wollt, ich wär' draus fort!

Den 14. Juni 1841.

So unerſättlich und ungeduldig bin ich, daß ich ſchon wieder ſehnſuchtsvoll nach Briefen ſchmachte. Die Sorge um Euer Schickſal wacht mit mir auf und geht mit mir ſchlafen; ſo viel iſt richtig, wenns Dir, lieber Chriſtian, nicht gelingt, ſo geh ich per compagnie mit kaput. Und das iſt mir auch ganz recht, weil ich die feſte Überzeugung habe, daß weder eins noch das andere bevorſteht. Nur nicht verzagen. Was iſt es denn mit dem geſchnittene Nudeln Eſſer, hat er nicht geantwortet? Wir ſchreiben eben an Gott und die Welt, und wollen nicht müde werden, aus Grundſatz, wenn auch nicht aus ſanguiniſchen Hoffnungen. Das nächſte wäre, dünkt mich, der König von Preußen; und ich gebe Dirs zu bedenken, ob man nicht einen närriſchen Streich machen ſollte und ihn gradezu um eine Stelle bitten. Die geſchickten Streiche fallen ohnehin immer dumm aus. Freilich müßte das wegen Bayern mit großer Vorſicht geſchehen, doch ließe es ſich vielleicht unter Vermittlung des Hrn. Prof. Kugler auf eine Weiſe machen, die Dich nicht compromettirt. Freilich werden wir erſt von dem eine Antwort abwarten müſſen. Bleibe nur ſtark; wenn ich das erleben müßte, daß Du Muth und Thatkraft verlörſt, dann wäre es um meine Ruhe und meinen Lebensfrieden geſchehen, ſo feſt und ſicher er auch bis jetzt ſtehen

blieb trotz Allem, was daran rüttelte. Mein Aufsatz wird jetzt in ein paar Tagen fertig, dann leg ich noch einiges von Dir bei so wirds ohngefähr zusammen an 3 Druckbogen machen, die wir redlich theilen wollen. Es ist heute der 16te, ich hab wieder den ganzen Nachmittag auf einen Brief gehofft. Statt von Euch ist einer von Nürnberg gekommen, der mir mitteilt, daß Helene plötzlich sich auf die Malerei geworfen hat und nun ihren Beruf darin zu finden glaubt. Der bekannte Erzing Müller Kupferstecher hat sie zur Schülerin angenommen. Wie lange wird das dauern? Ich weiß garnicht, ob ich schrieb, das Eduard sich vorigen Herbst verheirathet hat mit einer Nichte von Ludwigs Frau. Dieses Letzteren Schicksal ist ein pendant zu dem Deinigen. Der für den ersten Philosophen Deutschlands anerkannte L. sitzt in Bruckberg mit seiner Frau, welche ein kleines Vermögen in der Fabrik stecken hat, dessen Erträgniß sammt seiner Pension, die alle unversorgten Feuerbachschen Kinder haben, vielleicht 700 bis 800 Thaler ausmacht. Seine Bücher tragen ihm etwas, aber man weiß wohl, wie schlecht einer daran ist, der sich mit seiner litterarischen Feder nähren muß. Dieser Ludwig also sitzt seit Jahren in dem Nestchen, von Gott und aller Welt geschieden, weil er am wohlfeilsten leben kann und in der Fabrik freie Wohnung hat. Keine Reise, keine Zerstreuung, und dies Alles, weil er den Theologen zu nahe getreten ist. Es ist eine traurige Zeit. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich das Gegenstück hermale, denn es ist ein schlechter Trost zu wissen, daß andre auch nicht besser dran sind als wir, und doch ist es einer! Aus welchem Grund, darüber will ich mich garnicht besinnen, denn am Ende bleibts am Egoismus hängen.

In den letzten Wochen bin ich über Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Otto gerathen, und dann über den Schiller und Goetheschen. Sie gefallen mir beide nicht besonders, der eine ist mir zu warm, der andere zu kalt. Wenn man diese Götter beim Licht betrachtet, so sind sie eben auch wie andere Menschen. Bei Jean Paul ersäuft man fast in einem beständigen Gefühlssturm, und in dem andern überfliegt einen ein Frösteln, wie in einem uneingeheizten, prächtig möblirten und gewichsten Visitenzimmer. Es ist was Großes, Herrliches um den Geist, aber das Gemüth ist doch auch nicht zu verachten, was hilft mir der Glanz, wo die Wärme fehlt. Und doch glaub ich ist Goethe ein so großer Dichter, weil er ganz nüchtern war und immer die lenkenden Zügel in der Hand behielt und sein Werk nur objectiv behandelte. So ist mirs auch aufgefallen, daß in den Schillerschen Briefen, gerade von solchen poetischen Charaktern mit wärmerer Theilnahme die Rede ist, die nachher schlecht gerathen sind. So sagt S. er sei im Wallenstein einzig und allein für Max P. persönlich warm, alle andern Personen seien ihm an sich gleichgültig und nur durch die Arbeit interessant und gerade dieser Max ist die schwächste Personage im ganzen Drama mit seiner sentimentalen Tobsucht. Ich weiß keinen Dichter,

der Geiſt und Gemüth im höchſten Grade verbindet als Shakeſpeare. Ich meine, Mozart läßt ſich mit ihm vergleichen. Dumm iſt es wenn man Goethe und Beethoven in ein Joch zuſammenbringen will. Eher Gluck, doch iſt der noch zu gebunden. Für Beethoven weiß ich keinen Dichter, denn Schiller iſt mir für ihn zu matt. Byron kenne ich nicht. Es wäre intereſſant, eine ſolche charakteriſtiſche Zuſammenſtellung zu machen. Verſuche es einmal. Vielleicht käme auch ein Gleichgewicht in den verſchiedenen Kunſtperioden heraus. Haben nicht Schiller und Weber einige Verwandſchaft? Aber ich muß aufhören. Ich habe ſo viel andere Briefe zu ſchreiben, und ehe ich michs verſehe, ſitze ich wieder vor Eurem Papier.

Guten Morgen. Denn früh iſt mir eingefallen, lieber Bruder, Dich zu bitten, mir weil ich doch von jetzt an ordentliche Briefe ſchreiben möchte, zu ſagen, was ich beſonders dabei zu beobachten habe. Auf den äußeren Stil kommt es gerade nicht an, ſondern auf das Weſen der Sache. Einen Fehler weiß ich ſelbſt, der mir beſonders im Gegenſatz zu Deinen Briefen ſehr auffällt. Du hebſt alle Gedanken mit der Wurzel aus und pflanzeſt ſie vor einem hin, daß ſie erſt hintennach noch grünen und blühen und Frucht tragen, ich faſele ſo obenhin darüber weg und pflücke nur hie und da ein paar Blumen am Stengel ab, die vielleicht verwelkt ſind, ehe ſie an Ort und Stelle kommen. Doch iſt das vielleicht eben weiblich? — Ich habe übrigens geiſtig eine kurioſe Stellung im Leben. Ich befinde mich grade auf der Grenzſcheide des eigentlich weiblichen Wirkungskreiſes feſtgebannt zwiſchen 2 reichen Feldern, deren ich keins erreichen kann. Auf der einen Seite zieht das Häusliche, Geſchäft, zu dem ich keine rechte Liebe, auf der andern Kunſt und Wiſſen, zu dem ich keinen Beruf habe. So bin ich in beiden nichts. Dann quält mich wieder mein thätiger, praktiſcher Sinn, da muß ich denn flicken und ſtricken, Stunden geben, ſchriftſtellern, es iſt mir aber trotz meinem Eifer doch nicht recht Ernſt. All dieſe äußern Dinge ſind nicht der unmittelbare Ausdruck meines Weſens. Den finde ich nur, wenn ich vor Gott im Gebet auf den Knien liege. Drin liegt das ganze Geheimniß meines Glaubens und Weſens eben, weil ſich dann alles, was ſonſt in mir ſtreitet, zu ſeliger Einigkeit auflöſt.

Einen ſchönen Titel hab ich zu unſerer Correſpondenz gefunden: Briefwechſel zweier von den Muſen beſeſſenen Geſchwiſter!

Den 1. Juli 41.

— — Was Schnyders Urtheil betrifft, ſo geht das was Dich vielleicht entmuthigen könnte, nicht Dich, ſondern die ganze Kunſtperiode des ſtrengen antiken Styles an, von welchem er kein Freund zu ſein ſcheint. Er mag Paläſtrina, den Repräſentanten derſelben, nicht recht und zieht die Übergangsperiode zur Profanmuſik vor. Das iſt nun individuell, und es läßt ſich darüber nichts ſagen.

Du haſt darin eine andere Anſicht, und er läßt trotz ſeiner Abneigung in deinem einmal gewählten Styl Deinem Werk volle Gerechtigkeit widerfahren, damit kann man, mein ich, dennoch zufrieden ſein. Ich für meine Perſon finde S's Anſicht nach meinem Gefühl unrichtig. Als Kirchenſtyl kann nur der alte gelten. Überall wo die Melodie vorherrſchend wird z. B. Händel, iſt die Wirkung der Muſik zugleich eine ſinnliche, es ergreift uns eine poetiſche Bewunderung der Kunſt als ſolcher, und wo die Kirchen-Muſik durch Anwendung affect machender Wendungen an das theatraliſche ſtreift, ſo ſchweift auch die Empfindung ab von dem Einen zu welchem ſie ſich ohne Um- und Abwege feſt und gerade richten ſoll. Solche Muſik gehört in den Konzertſaal. In der Kirche ſoll ſie nur der Träger der Andacht ſein, und darum iſt eben dies feſt gebannte in ſich ſelber Wogen ihr rechtes und einziges Element. Andacht heißt, ſich abſchließen. Die herrlichſte Profanmuſik kann nicht Andacht obſchon Begeiſterung erwecken, weil ſie vielmehr eine weite reiche Welt aufſchließt, in die man ſich verſenkt und verliert. Kirchenmuſik ſoll den Geiſt in ſich ſelber zurückführen. In ihrem Verhältniß zum Gottesdienſt erſcheint ſie gleichſam als bewegter Hintergrund (wie denn alles Menſchliche begrenzt ſein muß) durch welchen uns ein Schimmer der damit verhüllten Unendlichkeit entgegen leuchtet. Die Profanmuſik hingegen ſtellt ſich ſelbſt als Tableau vor die Augen, rückt uns deshalb auch ſinnlich näher und weiſt die Empfindung als Hintergrund zurück. So ungefähr erkläre ich mir den Gegenſatz der gebundenen und freien Bewegung. Und deshalb möcht ich ſelbſt Händel, den ich ſo hoch verehre, nicht in der Kirche hören, weil er ſich mit der melodiſchen Bewegung in den Vordergrund drängt, und ſo das ganze Verhältniß verändert und ſtört. Ich möchte alles noch viel klarer auseinander ſetzen, aber das würde zu lange dauern, weil es viel Beſinnen koſtet. Ich kann meine Gedanken nur ſo gar mühſam zu Tage fördern. In der Regel weiß ich nur, was ich fühle, und dies eben kann ich nicht ausſprechen, ohne lange Vorbereitung und große Anſtrengung, weil das Gefühl, welches ſich anfangs nur in dichten Wolken auf und ab bewegt, bald ſich ſammelnd, bald zerfließend nur mit einem wahrhaft eiſernen Willenszwang dazu gebracht werden kann, ſich zu verdichten, und als Gedanken conſiſtente Geſtalt zu gewinnen. Manchmal bring ichs garnicht zu Wege, und trotz dem Bewußtſein des Vermögens, welches ich immer habe, läuft mir alles unter den Händen auseinander. Der Menſch iſt ein curioſes Ding. Hätt' ich nur Zeit recht in mich hineinzuhorchen, ich brächte mancherlei heraus und zum Bewußtſein, was jezt einen guten dicken Schlaf ſchläft. Den rechten und wahren unmittelbaren Ausdruck für ſein Weſen finden, das iſt wohl die Hauptſache. Du haſt ihn in der Kunſt. Ich nicht, ſo wenig als im Denken und Fühlen, nur im Beten und Handeln und drum wollt ich oft, ich hätte was Großes zu ſchaffen, wo ich hie und da auf einen Moment all meine Kraft zuſammen raffen könnte. Heut ſchwatz ich auch wieder. Ginge

der Brief an Jemand anders als an Euch, so würden sie wieder sagen, ich sei überspannt, aufgeregt verwirrt. Von dem Allen ist aber nichts wahr, ich bin ganz ruhig und denke nur nach.

10. Juli 1841.

Ich bin sehr müde und kann nicht mehr schreiben. Noch wollt ich Euch, in der Voraussetzung, daß Ihr den Roman Notre Dame de Paris nicht gelesen habt, ein Resümé geben, nun bin ich aber zu faul. Denkt Euch ein unter der verworfensten Diebsklasse aufgewachsenes und in reinster Unschuld und Unwissenheit aufgeblühtes Zigeunermädchen als Heldin. Einen bis zum höchsten Grad sinnlicher Raserei in dies Mädchen verliebten Priester. Eine in höchster Reinheit platonischer Liebe schmachtende Mißgeburt, der Glöckner von Notre Dame, welcher so fürchterlich beschrieben ist, daß einem schon von der Schilderung dieser Mißgestalt die Haare zu Berge stehen. Das Mädchen selbst zweimal unter dem Galgen, den Strick um den Hals und zum dritten mal doch gehängt — noch eine Menge ebenso piquanter Nebenpersonen. am Ende der Priester vom Thurm gestürzt, der Glöckner nach Jahren als Gerippe im Beinhaus gefunden, wo er das Gerippe der Gehängten umfaßt hält. Dies sind so einige Hauptzüge, aus welchen man sich einen schwachen Begriff dieses Werkes machen [kann], welches eigentlich so zu sagen ganz von Verwesung durchduftet und durchwühlt ist. Ich flog es durch, lesen konnt ich es nicht, am Abend nach der Zahnoperation. Jezt hab ich eine andere Lectüre, die wunderlich genug neben Victor Hugo sich ausnimmt, nehmlich das Leben und die Bekenntnisse des heiligen Augustin. Das war einmal ein geistreicher frommer Mensch — ich habe noch nie eine solche durchdringende Schärfe des Gedankens angetroffen, er zerlegt den Menschen mit seinen widerstreitenden Empfindungen bis ins kleinste, faßt alles an der lezten Spitze, nirgend ein pietisches Geschwätz, lauter Klarheit, nur hie und da ein wenig zu philosophisch gehalten für mich. Dabei aber eine Gluth und einen Strom der Begeisterung, die unwiderstehlich mit sich fortreißt. Das nächste mal mehr und Proben. Die Adrastea will ich künftige Woche beginnen, wenn es ruhiger in meinem Haus wird geworden sein. Ich brauche wohl nothwendig eine erhebende Lectüre, da das Leben tief genug niederdrückt. Hör ich doch in Monaten oft kein gutes freundliches Wort, ich die gewohnt war, von Kindheit an von Liebe getragen und ernährt zu sein. Und doch ists nicht böse gemeint, und man kann nicht zürnen, sondern nur bemitleiden. Das Mitleid aber für einen Mann ist schlechte Arznei für Hochachtung und Liebe. Wen man bemitleiden muß, hört auf, Mann zu sein.

(Wird fortgesetzt)

Wagner über ſich ſelbſt/ von Oskar Bie

Die Autobiographie Richard Wagners iſt bei Bruckmann herausgekommen und damit ein Dokument öffentlich geworden, das bisher als ſeltenes, heimliches Geſchenk, als ein Orden von Bayreuth an wenige Würdige verteilt wurde. Sie reicht bis 1864, bis zu dem Tage, da König Ludwig den Heimat- und Mittelloſen zu ſich beruft und ihm die dringendſten äußeren Sorgen nimmt. Es ſind etwa 900 große Seiten, alſo ein reichliches Werk, das den vorhandenen Muſiker-Autobiographien an Umfang nicht nachſteht, obwohl es nur die Hälfte ſeines Lebens behandelt. Steht es ihnen an Wert auch gleich? Die Autobiographie Gretrys iſt an Geiſt kaum zu übertreffen, Berlioz und Moſcheles ſind voll von kleinen Erzählungen und treffenden Charakteriſtiken, Dittersdorf gibt ein reizendes allgemeines Bild der Zeitzuſtände — wie iſt es mit den beſonders dramatiſchen Komponiſten? Zeigt ſich ihre Ader auch in den Aufzeichnungen, die ſie über ſich ſelbſt gemacht? Sehen ſie ihr Leben an, wie ſie die Szenen und Geſtalten ihrer Kunſt anſehen? Um in dieſer Zeit zu bleiben, ſo käme es auf zwei Komponiſten an, die faſt ganz Opernmenſchen waren: Verdi und Wagner. Aber in den Äußerungen über ſich ſelbſt ſind ſie ſo grundverſchieden, wie in ihren Werken. Verdi, der geniale Muſiker, der ſtille, gütige, feine Menſch, ſchweigt. Er ſchweigt in Büchern und ſchweigt beinahe auch in Briefen, die ſelten zu einer verſchämten Eruption ſeines Innern führen. Wagner, der Revolutionär, der ewig Unruhige, aus dem Großen geſtaltende, Welten zuſammenraffende Schöpfer, hat von Beginn an das Bedürfnis, ſich auszuſprechen, mit dem Worte zu wirken, in Erklärungen ſeiner Dramen, in Mitteilungen an Freunde, in einer Unzahl von Briefen, die drängend, quälend, ausholend, erweiternd und in unendlichen Ketten von Illuſionen und Geſtändniſſen für ſeine Exiſtenz und ſeine Werke arbeiten. Schon dieſe Briefe haben oft eine unheimliche Gewalt des nach außen gewendeten Inneren, ſie decken verborgene Faſern auf, ſie weiden ſich in einem Pathos der Anatomie, das in der Gefahr iſt, uns abzuſtoßen, während es doch gleichzeitig in einer dämoniſchen Macht uns an dieſe Perſönlichkeit heftet und ihrer Energie uns unterwirft. Dieſe Briefe ſind, weil ſie nicht in das Öffentliche gewendet waren, die eigentliche Autoſkizze ſeines Lebens. Die Autobiographie war für eine etwaige ſpätere Veröffentlichung gedacht und iſt die ausgeſchriebene und aufführungsbereite Partitur. Er hat ſie Ende der ſechziger Jahre bis 1873 mit Benutzung alter Tagebücher Frau Coſima diktiert und ſie wurde, um jede Veruntreuung zu vermeiden, fremdländiſchen Setzern für den Manuſkriptdruck übergeben. Es iſt eine pſychologiſche Aufgabe von ganz beſonderem Reize, ſeine Briefe mit dieſer Darſtellung zu vergleichen und die Wandlungen in Anſicht und Geſinnung, die notwendigen, direkten Einſtellungen, die Überſchüſſe

an Gefühl, die Intimitäten der Täuschungen vor sich und anderen, die hier alle instrumentiert sind, in ihrer augenblicklichen Konzeption zu verfolgen: es ist gerade bei diesem reichen Material die Analyse einer Art Lebensoper, wo der Einfall zu einem Gebilde, die Not zu einem Kunstwerk wird. Sind die Briefe und die früheren Mitteilungen das, was ihn an sich selbst interessierte und was ihn stark bewegte, so ist diese Autobiographie die Gestaltung dessen, was er rückblickend in seinem Leben sah und was er von seiner Umgebung und seiner Erfahrung objektiv für bemerkenswert hielt. Man erwartet zu viel und findet zu wenig, wenn man es anders nimmt. Dieses sorgsame gesetzte und gekühlte Buch steht zwischen seinen Briefen und — seiner Musik.

Es gibt soviele Biographien Wagners, daß man nicht erwarten durfte, sonderlich viel Neues zu hören. In zahlreichen Fällen sind diese Biographien ausführlicher und geben Einzelheiten von Interesse, die Wagner selbst übergeht. Glasenapp, der offizielle Biograph, erzählt von den wichtigen Äußerungen Dionys Webers zu Wagner, der Mozart noch den „Figaro" dirigieren sah, von seinen Tempi, wie er die Ouvertüre nicht schnell genug bekam — solche peripherischen Mitteilungen übergeht Wagner, um vielmehr aus seinen persönlichen Erlebnissen allerlei zu erzählen, was wieder die Biographen nicht so wissen konnten. Glasenapp machte schon seine Andeutungen, daß man aus der Leipziger Studentenzeit, oder aus seinen Beziehungen zu den Laussots in Bordeaux einst von ihm selber den endgültigen Tatbestand hören würde, und diese Lücken sind nun gefüllt. Es sind nicht Kleinigkeiten. Denn das Leipziger Studentenleben griff mächtig in seine Jugend ein, die Notwendigkeit manches schlechten Umgangs, die Spielwut als letzte und nun auch heilende „Ausschweifung" sind in seiner Darstellung sehr interessant als erste Kraftüberschüsse. Und die Episode in Bordeaux, die bisher wenig bekannt war, scheint mir unter den Romanen seines Lebens nicht der langweiligste, so daß ich dann später noch davon erzählen möchte. Zunächst: nicht als Material im allgemeinen, sondern als Form gewinnt dieses Buch unsere erste Aufmerksamkeit, als die Einrichtung eines Lebenstheaters, auf dem ohne viel Zwang und Urteil gespielt wird, eine Bühne mit ausgeführten Landschaften, manchen lyrischen Intermezzi und einer Reihe von Figuren, die lebendig, aktiv gesehen sind und um den Schreiber, der von ungefähr in diese Welt gesetzt ist, ihr von seinem Schicksal geleitetes Stück aufführen. Etwas von dieser Verwunderung über alle seine Erlebnisse liegt im Stil. Es ist nicht der gewöhnliche Musikerstil, der so leicht in kontrapunktische Verschnörkelung gerät und Wagners Abhandlungen oft anhaftet, es ist auch nicht der Stil des französischen Esprit, der Gretrys und Berlioz' Feder führte, es ist ein bewußter Klang deutschen Erzählerstils — er bildet eben aus jener Verwunderung über dieses ganze Leben seinen Standpunkt, um im Schreiben dieses Gefühl des Staunens, Schreckens

oder lauten Lachens zu beruhigen und in den Fluß einer neutralen, scheinbar unbeteiligten Darstellung zu projizieren, die ihr letztes, gänzlich unerreichtes Muster an Goethe findet. Wagners Stil ist nämlich nicht ganz in diesem Sinne gelungen, er ist auf der einen Seite ein wenig in die kanzleimäßige Abwicklungs-Schreibart geraten, die so benachbart ist, auf der anderen wieder etwas zu primitiv geblieben, wie zum Beispiel als er vom Tode des geliebten Schopenhauer spricht, gerade als er sich am Rhein niederläßt: „was mich zu einem selbstvorwurfsvollen Nachdenken über die Unberechenbarkeit des Schicksals stimmte". Gleichviel, ich habe diese Memoiren in langen Zügen mit steigendem Wohlbehagen gelesen und, wenn auch die unzerstörbare Dankbarkeit gegen unsere Jugendliebe ein starkes Wort dabei mitreden mag, es wäre diese Spannung nicht möglich ohne Vorzüge der Darstellung, die uns dauernd fesseln. Ich finde, bei allem furchtbaren Unglück und Elend, das da erzählt werden mußte, doch eine gewisse heitere Gesinnungsart, lange nicht die lächelnde Skepsis Ruskins in seinen Präterita, aber doch eine stille Vergnüglichkeit und einen guten deutschen Humor, der mich als Tonart festhält und kräftigt. Und ich finde eine merkwürdige, großzügige Klarheit, die keiner seiner Biographen gehabt hat, eine scharfe und auf das Wesentliche gerichtete Dispositionskunst, die aus dem verwickelten Leben die reine und ausdrucksvolle Linie findet, die seine Kontur ist. Die Regungen der Jugend in Sachsen, die ersten dichterischen und kompositorischen Versuche, die verschiedenen Kapellmeisterstellen bis Riga, die romantische Fahrt nach Paris, die Dresdener Zeit bis zur Revolution, die Flucht, die Züricher Epoche, die Londoner Konzerte, der Pariser Krach mit dem „Tannhäuser", die Biebericher Zeit der „Meistersinger", die Wiener „Tristan"-Proben bis zur Berufung nach München, dies mit allen Landschaften, allen Menschen, allen Sorgen und allen Werken zieht einprägsam an uns vorüber, wie in fest umschriebene Akte geteilt, in die die vielen Reisen und Details der Lebensführung nur leicht eingezeichnet sind.

Sehr gelungene, drastische Szenen sind die humorvoll behandelte Epoche der Magdeburger Kapellmeisterzeit oder der Aufenthalt Spontinis in Dresden, ein Kapitel, das Wagner ja in einer Erinnerungsschrift noch besonders behandelt hat. Reizend ist die Schilderung der ersten Hoffnungen auf Paris, wie er in Riga von seinem Schwager Avenarius die Nachricht erhält, Scribe, der große Librettist Scribe hätte sich wirklich mit seinem „Liebesverbot" beschäftigt und erinnere sich, daß eine joueuse de harpe darin vorkäme, und habe sich etwas von einem Konservatoristen daraus vorspielen lassen: welche Illusionen eröffnet dieser nichtssagende Brief aus der Dunstsphäre Meyerbeers. Eine feine Episode ist auch der Roman der Londoner philharmonischen Konzerte. Ein Londoner Geiger, Sainton, trifft auf einer Virtuosenreise zufällig in Helsingfors einen Deutschen, Lüders, der ihm so zusagt, daß er mit ihm Freundschaft schließt

und sein Geld teilt. Nun wohnt der feurige Südfranzose Sainton mit dem trocknen Hamburger Lüders in London zusammen, wie ein Ehepaar. Lüders liest zufällig einige Wagnersche Schriften und ruft aus: „Donnerwetter, da ist was dahinter". Der Musiktyrann von London, der bekannte Costa, überwirft sich in diesem Momente mit der Philharmonie und es fehlt der Dirigent. Sainton lügt: er habe Wagner mal in Dresden vortrefflich dirigieren sehn. Anderson, der Schatzmeister, in seiner Verlegenheit greift den Namen Wagner auf, fährt in einem stattlichen Pelze, den ihm Sainton leiht, zu diesem nach Zürich und engagiert ihn. Wagner kommt hin, Costa erklärt, er habe gar nicht ernstlich gekündigt, und arbeitet gegen die Stimmung der Konzerte, die Wagner mit großen Qualen zu Ende führt — immer verwundert über alle diese merkwürdigen Schicksalsfügungen und die Männer in Pelzen, die ihn holen kommen, wie später auch nach Petersburg und Moskau. Die sonderbaren Gedanken schleichen über ihn, wenn er einmal mitten im Getriebe seines Lebens sich allein und so verlassen findet, wie es wenige Menschen waren. Das sind die lyrischen Zwischenstücke in dieser Folge grüner und grauer Szenen. Er versteckt sich einmal, müde der Welt, in Montmorency. Draußen bei einem marchand de vin läßt er sich Brot und Käse geben. Ein Heer von Hühnern frißt es ihm weg. Er muß laut lachen und sieht sich nach dem Schilde des Wirtes um: Homo. Der Name lockt ihn. Er mietet sich dort ein elendes Zimmerchen mit einem Bett, einem Tisch und zwei Strohsesseln. Auf dem Tisch breitet er seine Schriften aus, darunter die Partitur des Lohengrin, den er einst geschrieben, aber nie gehört hat. Er blättert und der „alte Kunsttrieb" erwacht in ihm. Schnell entschlossen sendet er die Partitur an Liszt: und wirklich, ohne ihn, den Verbannten, findet in Weimar dann die erste vielumstrittene Aufführung statt. Wir sind ihm in solchen Momenten wunderbar nahe, weil wir etwas vom Flügelschlag des Schicksals fühlen. Wir begleiten ihn zu einer anderen schweren, ratlosen Zeit mit dem jungen Karl Ritter, der verehrend vor ihm auf die Knie fällt, in die damals noch unwirtlichen Gegenden des Vispertals: er weiß nicht, was werden wird, wohin er gehen wird, er steht fragend vor dem Matterhorn, aber dem jungen Begleiter wird es zu finster dort, zu schreckhaft, und wieder gehen sie auf die Wanderschaft. Wir sehn ihn dann in Dresden im Marcolinischen Garten, in Paris im Gesandtschaftspark als Gast vor seltenen Bäumen und schwarzen Schwänen sein Leben nachbrütend, wieder umhergeworfen, in aussichtsloser Verbannung von jeder Art Heimat, abgewiesen von Metternichs, die ihm geholfen hatten, soviel sie durften, abgewiesen von manchen anderen, die seine Angst um sein Leben und seine Berufung nicht mehr auszuhalten schienen, und plötzlich fällt ein Lichtstrahl wie in einer Vision auf eine Stelle, die Verheißung wird: er sieht auf einer Reise plötzlich das Städtchen Bayreuth in mildem Abendglanze vor sich liegen (während er dies diktiert, ahnt er noch nicht

die Bedeutung dieſer Erſcheinung), oder er ſteht lange betrachtend vor dem Bilde des neuen bayriſchen Königs in den Münchener Schaufenſtern, und es dauert nicht lange und das Bild wird Perſon.

Mit einer gleichen Gelaſſenheit, wie auf die Ereigniſſe, blickt er auf die Menſchen zurück, die durch ſein Leben gingen. Immer noch heftig nach Neuerungen, unruhig aus Temperament, während er dies diktiert, noch vor den größten Ereigniſſen ſeines Lebens, hat er, der jedes ſeiner Werke wie eine abgeſchloſſene Welt hinter ſich betrachtet und jedes neue zu einer neuen Welt macht, auch die revolutionäre Epoche ſeiner Jugend in ein blaſſes und idealiſiertes Licht gerückt. Die Dresdener Vorgänge, bei denen er ſich nur eine unbedeutende wirkliche Schuld beimißt, werden nicht ohne den Humor des Überlegenen, Gereiften nacherzählt, die Nacht auf dem Kreuzturm, der ſchön anbrechende Morgen, der Zug der Erzgebirgler, die Typen dieſer ſonderbar fanatiſchen Menſchen, des Röckel, des Heubner, vor dem Bakunin in Ehrfurcht verſinkt, alles das wird ein behagliches, blutloſes, aber mit guter Erinnerungskraft nacherzähltes Stückchen, — es iſt ihm Muſik geworden, nachdem das Schießen vorbei war, das wie einſt das furchtbare Segeln nach London ſeine Nerven eine Zeitlang erſchüttert hat, um ihnen nun eine wohlige Anregung zurückzulaſſen. Es iſt keine Entſtellung, keine Ableugnung, es iſt die natürliche Rückbildung vom Politiſchen, die in der Perſönlichkeit des Weltbürgers vor ſich gehen mußte. Röckel und Bakunin werden ihm faſt zu harmloſen Erinnerungen und alle dieſe Menſchen ſtehen ganz ruhig in den ausgezeichnet gewahrten Bildern dieſer maleriſchen Tage: Hiſtorienbilder von einer geſetzten Farbe, wie die Huſſitengemälde des Leſſing.

In gleicher Reihe, meiſt als Typen, wie ſie gerade auf der Szene ſeines Lebens ſtehen, nicht als die Dramatiker ihres eignen Lebens, wie ſich der Autor dieſer Memoiren ſchildert, erſcheinen alle anderen Perſonen, denen wir in ſeiner Peripherie begegnen. Am ruhigſten die Freunde, ſeine ſteten Helfer, die Kalergis, die Alwine Frommann, der ewig lächelnde Laube, ganz feſt auch der ſtarke und opferbereite Bülow, königlich und hieratiſch erhaben die Geſtalt Liſzts, und die Wittgenſtein, in einer europäiſchen Ekſtaſe, eine Menſchenſammlerin, reizend von der Ferne der gute Uhlig, mit dem er aus Portogründen immer als Beigabe zu einer ewig hin- und herwandernden alten Beaumarchaisausgabe korreſpondiert, und immer wieder als treuer Statiſt der Maler Kietz, der ſich niemals mit ſeinen Pinſeln zurechtfindet, aber für Wagner ſo ſchwärmt, daß er an allen ſeinen Freitiſchen für die von ihm gänzlich unverſtandene Muſik der Zukunft Propaganda macht. Ein wenig beweglicher die Schröder-Devrient, einer der Lebensmotoren ſeiner Kunſt, die durch ihre wechſelnden Neigungen ſo oft die Maſche verliert, die ſie ſelbſt aufgenommen hat, und Eduard Devrient, der von ſeiner Karlsruher Zeit eine einſt perſönliche Freundſchaft nach den Ge-

ſetzen des Theaterlebens, denen jeder Angehörige unterworfen zu ſein ſcheint, in berufliche Mißgunſt umſchaltet. Unter Umſtänden wird dieſe Beleuchtung eine tendenziöſe. Halevy ſteht als ein beſcheidener Skeptiker da, der nicht mehr recht an die Gegenwart glaubt. „In ihm traf ich zum erſten Mal das naiv ausgeſprochene Bekenntnis des Unglaubens an den wahren Wert aller unſerer modernen Kunſtleiſtungen auf dieſem bedenklichen Kunſtgebiete an, welcher, nur leider nicht mit ſolcher Beſcheidenheit ausgedrückt, ſeitdem mir als Vorwand zur Berechtigung ihrer Mitwirkung an unſeren Kunſtweſen bei allen Juden aufgegangen iſt.“ Alſo, halten wir einen Augenblick an, die Juden komponieren mit, weil doch nichts los ſei? Oder unterſtützen die Muſik, weil nichts los ſei? Ein unlösbarer Widerſpruch, oder nur lösbar durch die Annahme eines vollſtändig hart und foſſil gewordenen Antiſemitismus, der die Logik verwirrt. Es iſt eine ſächſiſche Enklave in dieſem Weltbürger, den kein Beſonnener für den ſpezifiſchen Ausdruck des deutſchen Weſens nehmen wird. Es färbt die Beleuchtung mancher Freundſchaft und manches Urteil über gleichzeitige Künſtler, obwohl er ſelbſt in einer Unterhaltung mit Auerbach, der durchaus Gottfried Keller eine bäuriſche Joppe und Kappe zurechtrücken will, in einer überraſchenden Freiheit des Vorurteils gebeten hatte, „doch die ganze Judenfrage einfach fahren zu laſſen; es wären denn doch noch andere Geſichtspunkte für die Beurteilung der Welt zu gewinnen.“ Mag ſein, daß trotzdem Meyerbeers zuerſt freundliches, dann verlegenes, endlich feindliches Benehmen gegen ihn, ob jüdiſch oder nichtjüdiſch, zu verurteilen iſt. Das iſt die Angſt um die Perſönlichkeit, die keinen Unſicheren verläßt. Wagner erzählt eine hierfür charakteriſtiſche Begegnung in dieſer Weiſe. Meyerbeer kommt ihm in einem Pariſer Muſikgeſchäft ſehr verlegen entgegen. „Er nahm an, ich würde jetzt neuerdings verſuchen, in Paris mein Glück zu machen, und ſchien ſehr verwundert, als ich im Gegenteil verſicherte, daß mich der Gedanke, hier etwas zu ſuchen zu haben, anekele. „Aber Liſzt hat doch ein brillantes Feuilleton über Sie im Journal des Debats veröffentlicht.“ „Ah ſo,“ ſagte ich, „daran hatte ich nicht gedacht, daß die enthuſiaſtiſche Ergebenheit eines Freundes ſogleich als gemeinſame Spekulation aufgefaßt werden müßte.“ „Der Artikel hat aber viel Aufſehen gemacht. Es iſt doch undenklich, daß Sie hieraus keinen Vorteil zu ziehen ſuchen ſollten.“ Dieſe widerliche Vermengung reizte mich zu einiger Heftigkeit, mit welcher ich Meyerbeer nun beteuerte, daß ich namentlich bei dem Laufe der Dinge, welchen jetzt die Welt unter der Herrſchaft der Reaktion zu nehmen ſchien, an alles Mögliche, nur nicht an öffentliche Kunſtproduktion dachte. „Aber was verhoffen Sie ſich denn von der Revolution,“ erwiderte er, „wollen Sie die Partituren für die Barrikaden ſchreiben?“, worauf ich ihm verſicherte, daß ich ja überhaupt an Partiturſchreiben gar nicht dächte.“ In dieſem Augenblicke waren beide nicht ganz aufrichtig und es iſt beſſer, ſie ſehen ſich nicht mehr. Meyerbeer lag ja längſt erſchlagen unter dem Rienzi.

Ein ſtetes und treues Verhältnis, ſtetiger als zu allen gehaßten Preſſeleuten, treuer als zu allen Frauen, ergiebiger als zu allen Künſtlern, waltet zwiſchen Wagner und ſeinen Tieren. Sie begleiten ihn auf ſeinen wildeſten Seefahrten, ſie ſind das Lieblingsmotiv ſeiner dauernden Einrichtungsſucht, ſie ſind oft ſeine einzigen Verſteher. Der große Hund Roller dürfte ſeine Rigaer und Londoner Erinnerungen ſchreiben, der kleine Hund Peps ſeine Dresdener. Der Papagei Papo pfeift dazu die Themen aus den Opern und bereitet ihm zu Hauſe eine Popularität, die er draußen erſt viel ſpäter findet, als einer im Bade neben ihm den Pilgerchor pfeift. Er weiß es beſtimmt: Peps und Papo ſind die Surrogate der Kinder, die ihm Minna nicht ſchenkt. Minna aber, die erſte Frau, iſt die beweglichſte und wandelbarſte Figur unter all dieſen, die da vorbeigeführt werden. Der Minna-Roman nimmt eine bedeutende Stelle ein und, bei aller Ausführlichkeit, er iſt mit Takt, Liebe und Nachſicht geſchrieben, wie er gelebt worden war. Minna, die haushälteriſche und beſchränkte, eiferſüchtig auf alles Unwichtige und nicht eiferſüchtig auf alles Wichtige, treu und untreu je nach der Konſtellation ſeiner Wechſel, ſeiner Penſionen, ſeiner Enttäuſchungen, ſeiner Ausſichten, lockt ihn, zieht ihn, beläſtigt ihn und ſtört ihn durch das halbe Leben. Sie ſteht unter der Tür, da Wagner als junger Muſikdirektor in Magdeburg ſeine Wohnung mieten will, er mietet ſie und die Entſcheidung iſt gefallen, ein Zufall und ein Schickſal. Wagner durchſchaut ſie, wie keinen zweiten Menſchen. „Ihr Benehmen hatte ſich eine beſondere Klugheit angeeignet, die einerſeits auf die Vermeidung des üblen Anſcheins gerichtet war, andrerſeits aber Entſchuldigung ſelbſt für das Auffällige fand, woraus ein Gemiſch von Widerſprüchen entſtand, deren bedenklichen Sinn zu faſſen ſie unfähig blieb. Erſichtlich war, daß ihr der eigentliche Zartſinn abging; ſie zeigte dafür nur Schicklichkeitsgefühl, mit welchem ſie das ſogenannte „Anſtändige" in das Auge faßte, ohne die Nichtigkeit desſelben begreifen zu können, ſobald der Zartſinn dabei verletzt wurde." Die Differenz, die ſchon vor der Trauungstür eintritt, wiederholt ſich periodiſch, ihre ausſchweifende Flucht führt zur Reue, die Reue zur Weichheit, die Weichheit von neuem zur Szene und ſo folgt Szene auf Szene, in kleinlichem Eifer von ihr, in müder Ergebung von ihm genährt, bis zu der endlichen Entfernung. Die Geſtalt von Frau Weſendonk ſteht an den Anfängen der Kataſtrophe, nicht nach dem Geſchmack der Senſationellen auf Intimitäten enthüllt, ſondern in der Ruhe, Klarheit und bedeutſamen Schönheit, die ein ſelbſtverſtändlicher Takt dem Schreibenden befahl und die dem wahren Gefühl der Erinnerung entſprach. Frau Coſima ſteht am Ende, nur mit wenigen, aber ſchweren Strichen eingeführt, lachend, bald ſchweigend, wartend, träumend, weinend und ein einziges Mal in dem heftigen Verlangen nach eingeſtandener Wahrheit ausbrechend. Der Schöpfer des Triſtan ſchreibt: „Nötigte damals das ahnungsvoll Unverſtandene zum Schweigen, ſo war es nicht minder unmöglich, dem jetzt unaus-

gesprochen Erkannten Worte zu geben." Frau Cosima schrieb dann nach seinem Diktat diese Worte. Und sie schrieb von der Vorgängerin Mathildes, der wenig gekannten Jessie Laussot aus Bordeaux, deren Geschichte diese ist. Sie ist die junge Frau eines Bordeauxer Geschäftsmannes, die Tochter eines englischen Advokaten, gebildet, musikalisch und sehr anschlußbedürftig. In ihrer Umgebung wird sie nicht verstanden, mit ihrem Manne lebt sie nicht in Zufriedenheit. Sie interessiert sich, durch die Ritterschе Familie hingeleitet, für Wagner und besucht ihn in Dresden. Nach seiner Vertreibung führen ihre Bestrebungen, seine Lage zu verbessern, zu einer jährlich zugestandenen Pension, in die sich die verschiedenen Familien teilen. Er besucht sie in Bordeaux und sie verstehen sich. Er will die Hälfte der Pension seiner Frau zuwenden, mit der andern, müde der Dinge, irgendwo verschwinden, in Griechenland, in Kleinasien. Sie korrespondieren und es entzündet sich in ihr eine heftige Neigung, auch ihrer Häuslichkeit zu entfliehen. Sie fleht seinen Schutz an, er warnt sie. Sie entdeckt sich ihrer Mutter, Herr Laussot droht Wagner niederzuschießen, wo er ihn finde. Jessie schreibt ihm das und er beschließt sofort die Reise nach Bordeaux. Er richtet einen Brief an Herrn Laussot, worin er unter Darlegung des Sachverhalts, allerdings verwundert darüber, daß er seine Frau mit Gewalt bei sich halten wolle, seine Ankunft in Bordeaux ankündigt. An Jessie schreibt er gleichzeitig beruhigend, ohne seine Reise zu verraten. (Liszt sagte später: das war dumm. Nun, es war mindestens ritterlich.) Er fährt in der Diligence drei Tage und zwei Nächte durch die Auvergne nach Bordeaux, meldet sein Hotel Herrn Laussot und erwartet dessen Besuch. Statt dessen erscheint eine Vorladung zur Polizei, die Wagner benachrichtigt, er habe auf Veranlassung der abgereisten Familie Laussot Bordeaux sofort zu verlassen. Er lacht und dankt. Er schreibt an Jessie, bevor sie sich von diesem gewalttätigen Manne nicht getrennt habe, könne er nicht weiter mit ihr verkehren. Wohin aber den Brief adressieren? Er geht in ihr Haus, tritt ein, erblickt niemanden, geht hinauf in ihr Zimmer, legt den Brief in ihren Arbeitskorb, kehrt um und reist ab. Man hat sie auseinandergebracht, er hat sie nicht wieder gesehen. Wagner mußte dreimal unter Zwang Städte verlassen, Dresden wegen der Politik, Wien wegen der Schulden und Bordeaux wegen einer Frau.

Sagte ich, daß die Briefe Wagners den augenblicklichen Ausdruck seiner Erlebnisse wiedergeben, die hier in der Biographie Partitur geworden sind, so ist die Musik, die er geschaffen hat, ein weiterer Ausdruck seiner innersten Stimmungen, den man niemals zu vergessen hat, wenn man sich sein ganzes Bild malt. Sie geht aus einem geheimen Quell hervor, den man nicht kontrollieren, kaum auffinden, niemals vollkommen erklären kann. Vergleicht man die heißen Briefe an Mathilde mit der kühlen Perspektive der Memoiren, so vergleiche

man auch die „Triſtan"-Muſik. Wer ſie ſchrieb, erlebte ſie, aber über dies Erlebnis zu ſchreiben, iſt ihm darum nicht gegeben. Wie kommt die Muſik über ihn? Er hört die „Freiſchütz"-Ouverture und klimpert ſie nach, ſobald er ein bißchen Klavier ſpielen kann. Er dichtet ein Schauerdrama und meint, erſt ſeine Muſik könne es zur rechten Wirkung bringen. Die Muſik ſpringt nicht aus ihm wie aus Mozart, als ein junger, göttlicher Strom, der alle Ufer befruchtet und mit Blumen überſät, ſie drängt ſchwer und trübe heraus, in großen Serpentinen von Bellini bis zum eigenen Wagner, andersfarbig in jedem Werk, oft Jahre unterbrochen, vulkaniſch geſtoßen, immer mit einer unheimlichen Kraft und in einer Originalität, die man dem Autor dieſer Memoiren nicht anmerken würde, wenn man nicht ihretwegen eben die Memoiren läſe. Was kann er ſelbſt darüber ſagen? Der „Freiſchütz" und der Fidelio der Schröder-Devrient löſen es in ihm aus. Theaterphantaſien auf Puppenbühnen geben die dramatiſche Richtung. Er ſchreibt ab, erſt Webers „Lützows Jagd", ſpäter die Neunte. Das Quintenſtimmen des Orcheſters, ihre Dämonie im Anfang der Neunten reizen ſeine Nerven: die Linien des „Holländer" zeigen ſich. Er komponiert, Stücke, Symphonien, Opern. Die Ouvertüre, die er zum „Columbus" ſeines Freundes Apel ſchreibt, hat in dem Sechstrompeteneffekt ſchon ſeine Züge. In Nürnberg beobachtet er eine Prügelei um einen verhöhnten Sänger: eine berühmte Szene ſteigt in Umriſſen auf. Auf der romantiſchen Segelfahrt durch Norwegen verdichtet ſich ein Schifferruf zum Matroſenlied, ein ſtarkes Erlebnis zur Atmoſphäre des „Holländers": eine Idee, die er dann in Paris als Opernſtoff verkauft, um von dem Erlös die Ruhe zu finden, die Oper ſelbſt zu ſchreiben. Er lieſt im Jahrbuch der Königsberger deutſchen Geſellſchaft über den Wartburgkrieg, der „Tannhäuſer" findet ſeine Geſtalt, in demſelben Heft ſteht zufällig etwas über die Lohengrinſage. Irgendwo im Böhmiſchen Walde wird der „Tannhäuſer" ſkizziert, ein Hirt pfeift auf der Woſtrai eine luſtige Tanzweiſe, er vergißt ſie und ſchreibt die ſeine — ſo wurde die traurige Weiſe Triſtans aus Venezianer Gondelrufen, das Waldvöglein aus lauſchigen Spaziergängen, ſelbſt Mime aus dem Hämmern eines Blechſchmieds, der ihn dauernd im Arbeiten ſtörte. Was iſt das alles? Aus der Lektüre von Gervinus' Deutſcher Literatur ſteigt ſchon in den vierziger Jahren das Drama der „Meiſterſinger" in ihm auf, plötzlich erſchaut, es droht die Kompoſition des „Lohengrin" zu hindern, da, ebenſo plötzlich, im Bade, ſteht der Plan des „Lohengrin" ſo drängend vor ihm, daß er nach Hauſe ſtürzt und aufſchreibt: bei der Kompoſition, wohl zu beachten, nimmt er den dritten Akt zuerſt vor. Er erzählt, es kamen ihm die Zweifel, dieſelben, die wir heut haben. Er dachte daran, Elſa mit Lohengrin fortziehen zu laſſen — Liſzt ſcheint ihn im erſten Entwurf, der unter der unverſtändlichen Kälte dieſes pathetiſchen Gralsritters leidet, beſtärkt zu haben. Auch am „Tannhäuſer" kritiſiert er: die

Venus ist zu schwach. Er hat sie dann in der Pariser Bearbeitung, die er mit vollem Namen unterschreibt, stärker zu machen versucht: aber ist sie stärker, weil sie pariserischer ist? Während der Komposition der beiden ersten Lohengrinakte steigt schon der Wälsung auf, der noch in Dresden die Dichtung von Siegfrieds Tod erzeugt, die — unter Zureden von Eduard Devrient — dann nach vorn zum jungen Siegfried, endlich zur Tetralogie sich auswächst. Einmal — in Spezia — träumt er, als sei er in ein stark fließendes Wasser eingeschlossen, das wachsend und schwellend den immer gleichen Es-Dur-Akkord umspielt, und er beginnt diesen Anfang von „Rheingold" zu fixieren. Er schreibt, nach geringen Bleistiftskizzen, sofort die ganze Partitur dieses Werkes nieder. Während der Komposition der „Walküre" lernt er Schopenhauer kennen und entwirft unter diesem ernsten Eindrucke sofort den ganzen „Tristan": im dritten Akt besuchte damals noch der nach dem Gral umherirrende Parsifal den siechen Tristan. Er ward herausgehoben und sein letztes Werk: an einem Charfreitage, in einer stillen, frohen Stunde, in grüner Aue, unter Vogelgesang entworfen. Der erste Akt „Tristan" wird in drei Monaten geschrieben. Was sagt er von sich in dieser Zeit? „Es bildete sich bei mir eine träumerisch bange Zurückgezogenheit aus." Er skizziert den zweiten Akt. Was sagt er? Daß der schöne neue Erardsche Flügel ihn ganz von selbst auf die „weichen Nachtklänge" führte. Nur wenig erfunden, mehr ausgearbeitet wird am „Tristan" in Venedig (man stellt sich das so gern vor), in Luzern wird er 1859 vollendet — Zustand: „eine geistig behagliche Ekstase." Wir hören von den intimen Wirkungen des „Tristan". Bei einer Vorlesung freut Gottfried Keller die knappe Form (?), Semper tadelt den pathetischen Ernst (!) „Das gerade gefalle ihm so an Mozarts ‚Don Juan', daß man die tragischen Typen dort nur wie auf der Maskerade anträfe, und dann selbst der Domino der Charaktermaske noch vorzuziehen sei. — Ich gab zu, daß ich es mir in vielem bequemer machen würde, wenn ich es mit dem Leben ernster, mit der Kunst dagegen etwas leichter nähme, nur würde es bei mir für jetzt wohl bei dem umgekehrten Verhältnis bleiben. Im Grunde schüttelte wohl jeder den Kopf." Später gibt es eine intime Audition einiger Tristanstücke, bei der Viardot, die mit Wagner die Gesangspartien übernimmt, Klindworth sitzt am Klavier, Berlioz ist eingeladen, Madame Kalergis die Protektorin. „Madame Kalergis blieb stumm. Berlioz äußerte sich einzig anerkennend über die ‚Chaleur' meines Vortrags, der sich allerdings von dem meiner Assistentin, welche alles meist nur mit halber Stimme andeutete, merklich genug unterscheiden mochte."

November 1861. „Ich beschloß die Ausführung der ‚Meistersinger'." Während der kombinierten Eisenbahnfahrt von Venedig nach Wien erfindet er sofort mit größter Deutlichkeit den C-Dur-Teil der Ouvertüre. Im Gasthofe macht er sich die Auszüge aus der Nürnberger Chronik. Er reist, von Metter-

nichs gelockt, nach Paris und „läßt sein Gedicht in massenhaften Reimen anschwellen", mit dem Blick auf den Verkehr der Quais und Brücken, im Hotel Quai Voltaire, wo sie alle gewohnt haben. In dreißig Tagen schreibt er das ganze Gedicht. Auf dem Wege zur Taverne Anglaise, in den Galerien des Palais Royal kommt ihm die Melodie „Wach' auf". Nuitter erwartet ihn, er schreibt schnell die Noten auf, und der Archivar ruft: „Mais quelle gaité d'esprit, cher maître." Im Frühjahr 62 ist er in Bieberich, heimatlos, asylfroh: Bei einem schönen Sonnenuntergange tritt ihm das „Meistersinger"-Vorspiel vor die Seele, er schreibt es ohne Zögern glatt so herunter, wie es geworden ist. Er fährt fort, mit den ersten Szenen. Eines Abends, im Bett, beschleicht ihn gerade Pogners schönes Johannistagthema, als sein Dienstmädchen in der Kammer über ihm hysterische Zustände bekommt, die vom Lachen ins fürchterlichste Weinen und Schreien übergehn. „Als sich das Übel einigermaßen beruhigte, legte ich mich wieder zu Bett, und nun erschien von neuem der Johannistag Pogners, welcher allmählich die vorher empfangenen gräßlichen Eindrücke verbannte." Der Schluß der Memoiren findet die „Meistersinger" unvollendet, wie auch Jungsiegfried im Walde ihm verloren gegangen ist.

Dies ist alles und nichts, was er über seine Musik sagen konnte, sagen wollte — zu sagen brauchte.

Ein ungedrucktes Gedicht Henrik Ibsens/

deutsch von Ludwig Fulda

Es gab eine Zeit in seinem Leben, da Henrik Ibsen für „Norwegertum" wehrhaft in die Schranken ritt. Als er die „Helden auf Helgeland" (1857) schrieb, machte er sich selbst zu einem streitbaren Helden nationaler Forderungen, und in den darauffolgenden Jahren kämpfte er in Vers und Prosa für jene Forderungen, — vor allem aber auch in seinem täglichen Beruf, denn gerade in dieser Periode (1857—1862) war er künstlerischer Leiter des „Norwegischen Theaters" in der Möllergade: die Konkurrenz mit dem dänisch geführten „Christianiaer Theater" hat unzweifelhaft seinen Eifer für die norwegische Sache noch verstärkt und verschärft. Frühling 1861 hatte er in „Aftenbladet" eine heftige Polemik mit „Christiania-Posten" über die beiden Theater. In jenen Tagen, bezeichnet er sich selbst auch in einem politischen Gedicht mit skandinavischer Tendenz als „norwegischen Nordländer" und in einem 17. Mai-Gedicht vom selben Jahre ruft er zum Schutz des alten Norwegererbes auf; der Literatur schreibt er das Programm vor: der „Väter holdes Lied soll donnern wieder mit alter Kraft". (Nachgelassene Schriften I, Seite 125, 126 und 127). In seinem „Offenen Brief" an H. Ö. Blom vom Dezember 1859 (Sämtliche Werke I, Seite 50—54) hatte Ibsen in drei Versen, die er übrigens für die spätere Sammlung der Gedichte gestrichen hat, lebhaft beklagt, daß seine eigene Sprache dänisch sei:

„Lies, wie du willst, nimm diese Strophe mit;
Dänische Sprachform füllt ja jede Linie,
Dänischer Stil ist Hemmschuh selbst bei Vinje."

Im selben Jahr 1859 hatte er in seiner Fragment gebliebenen Oper „Das Schneehuhn" (abgedruckt in den Nachgelassenen Schriften) sprachreformerische Tendenzen verfolgt und im November 1859 sich sogar an der Gründung einer „Norwegischen Gesellschaft" beteiligt, die für die Förderung nationaler Ideen in Literatur und Kunst wirken sollte, — einer Gesellschaft, deren Vorsitz Björnstjerne Björnson übernahm. So trat Ibsen unter Björnsons und Wergelands Fahnen.

Da erschien plötzlich in „Morgenbladet" vom 7. Dezember 1859 ein Angriff auf das „Norwegische Theater": von einem alten Wergelandianer, dem Schriftsteller Hans Örn Blom, der im Jahre 1840 Welhaven den Vorwurf antinationaler Gesinnung gemacht (in der Komödie „Die Heimkehr des Sohnes oder Ein Jean de France der Gegenwart") und 1847 ein kraftpatriotisches Singspiel „Tordenskjold" geschrieben hatte, das übrigens noch 1901 auf dem Spielplan einer christianiaer Bühne stand. Jetzt richtete Blom an den dänischen

Schauspieler Wiehe, der vom „Christianiaer Theater" zurücktrat, einen Abschiedsgruß in Versen. Blom hielt den Verlust Wiehes für etwas Unersetzliches; wenn ein dänischer Künstler nach dem andern die norwegische Szene verlasse, wie sollte sich da in Christiania ein anständiges Theater behaupten können. Wo sollte man denn

„. . . nur das erste Fundament des Ganzen,
Der Haltung Würde und die edle Sprache"

hernehmen? Das würde das „Ragnarok" der norwegischen Schauspielkunst bedeuten. Und als Zeugnis des elenden Verfalls, der kommen müsse, führte Blom das „Norwegische Theater" an, das Ibsen leitete:

„Es steht zwar in der Möllergade noch
Ein Tempel; manches schien mir leidlich drinnen.
Dort gibts wohl Verve, gibts auch Künstlerinnen,
Die mit Genuß man hören mag. Jedoch
O Sprache, Sprache! Himmlisch Frauenzimmer,
Das auf Thalias Posten steht so dreist,
Beschränkt man uns auf deinesgleichen immer,
Dann, mein' ich, sind wir kärglich abgespeist."

Blom schildert, wie hier von der Bühne „schmalzige Posaunenstöße" und „Gegreine" und viele andere Mißlaute sich vernehmbar machten, und hält es für eine ausgemachte Sache, daß die Norweger keine Begabung fürs Theater haben, daß „Komus sie wie manche andern Völker links hat liegen lassen." Das Gereimsel schließt daher mit dem kategorischen Urteil:

„Denn für den Norden wird im Reich der Bühne
Das Vorbild lang noch Kopenhagen sein."

Ibsen empfand dies als einen ganz persönlichen Angriff, und bereits drei Tage darauf erschien seine Antwort in dem Blatt, dessen Redakteur Björnson eben geworden war, in „Aftenbladet" vom 10. Dezember. Die dichterische Erwiderung ist bis auf wenige Verse in Ibsens „Werken" abgedruckt, also wohl allgemein bekannt. Nur dank diesem Gedicht ist der Name Blom der Nachwelt überliefert. Es ist in einem jugendlich überlegenen Ton gehalten (Ibsen war damals einunddreißig Jahr alt), einem Ton, der den um zehn Jahr älteren Poeten reizen mußte, und nun zog Blom abermals vom Leder, mit einem Poem, das in „Morgenbladet" vom 13. Dezember stand. Es war so lang und grob wie inhaltlich mager und fadenscheinig. Blom hatte einen höchst glücklichen Moment, als er hinausschmetterte:

„Doch ich bin H. Ö. Blom, das ist die Sache!
Und du bist Henrik Ibsen — weiter nichts!"

Während Ibsen in altnorwegischen Bildern von Walhall und Gimle, Andhrimner, den Einheriern usw. gesprochen hatte, brüstete Blom sich mit griechi-

schen und lateinischen Zitaten und tischte seinem Widersacher Leckerbissen wie „Faselei", „blauer Dunst" auf, — er erklärte, Ibsen rede „dumm und platt" daher und reime wie ein „Schmierfink": „die Jungfische, die du uns bietest, sind Stinte".

Auf diese fürchterliche Lektion schwieg Ibsen — anscheinend. In Wirklichkeit aber nahm er abermals den Fehdehandschuh auf. Er geriet in hellste Kriegshumore und brachte flott ein zweites „Sendschreiben an H. Ö. Blom" zu Papier oder „Flüchtige Zeilen", wie der spätere Titel heißt. Doch als er mit dieser Replik beim Redakteur Björnson erschien, wurde sie erbarmungslos kassiert. Wenigstens scheint die Sache so gewesen zu sein, da sich das Manuskript jetzt unter Björnsons Papieren vorgefunden hat. Dort habe ich es entdeckt; es sei nachträglich abgedruckt.

Der Leser wird verstehen, warum Björnson seinerzeit die Veröffentlichung ablehnte: es handelt sich, ebenso wie bei Bloms Erwiderung, um ein pures Schmähgedicht. Gleichwohl hat die frisch-fröhliche Invektive ihre Bedeutung. Sie ist ein sehr amüsantes Zeugnis von Ibsens leichter Reimkunst; sie bringt einen neuen Beitrag zu Ibsens späterem Selbstbekenntnis: „Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen" (Brief an G. Brandes vom 30. Oktober 1888), und — was das wesentliche ist — sie bietet die ganz unmittelbare Entladung jenes bohrenden, kochenden Ingrimms, der ein so starkes Lebenselement werden sollte in kommenden dramatischen Dichtungen, von „Brand" bis „Rosmersholm." Diese Verse haben einen psychologischen Wert, der über die rein literarische Bedeutung hinausreicht. Und deshalb halte ich die Wiedergabe für gerechtfertigt. Halvdan Koht.

Flüchtige Zeilen
An H. Ö. Blom.

Brand im Dach und Not vorm Tor
Wecken manch erschlaffte Gaben,
Locken den, der schlief zuvor,
In Gefahr und Schlacht zu traben.
Alter Garnisonskumpan,
Dich auch schreckte die Fanfare
Von der Pritsche, wo du Jahre
Lagst wie ein geknickter Spahn.

Not vorm Tor und Brand im Dach
Kann die trägste Tugend wecken;
Leicht macht arges Ungemach
Helden aus Kaffeehausgecken;

Selbſt der alte Gaul im Stall
Wiehert beim Trompetenſchall;
Alſo griffſt auch du zum Degen,
Willſt auch du im Kampf dich regen!

Hieß auf däniſch nicht verrückt,
Wer bisher den Sagennebel
Aufgerührt, dein roſtiger Säbel
Werde jemals noch gezückt?
O welch lange Naſe haben
Viele jetzt von dem Verſuch,
Auszuſtreun, du lägſt begraben
Längſt in Thue's Leſebuch!

Doch ſo ſicher leer und ſchal
Uns nun vorkommt all dies Raunen,
Sehen wir mit hellem Staunen:
Du biſt wach und — national.
Denn ſo nordiſch um ſich ſchlagen
Und mit Ringkampfgeſten drohn
Aus den guten alten Tagen
Kann nur Norges echter Sohn.

Du, der ſtarr gehockt im Tale,
Wo die Tat im Schlummer ruht,
Schießeſt voll Berſerkerwut
In die Luft mit einem Male!
Weißt auch Munition zu finden
Für den gegenwärtigen Streit:
Pulver aus den Käſerinden,
Kugeln aus der Fuſelzeit.

„Stint" und alle Sorten Schufte —
Wie das knattert, wie das kracht!
Glaubt' ich doch, der Reſt verpuffte
Schon in der Campbellerſchlacht.
Trotzend meiner Gegenwehr
Schweift im Fjord der „Schwarm" in Rudeln,
Und die Narrenwale ſprudeln
In des Morgenblattes Meer.

Ha, wenn unſerm jungen Lager
Solch ein Kämpe würd' zuteil,
Vorn, wo regnet Pfeil auf Pfeil, —
Unſre Beute wär' nicht mager!
Drum voll Klage ſehn wir zu;
Sehr begreiflich iſt die Träne,
Wenn ſich ſolch ein Mann wie du
Auftut als freiwilliger Däne.

Möge nur Gewinn dir tragen
Dieſer Kampf in Feindesreihn!
Mög' dir Lohn dafür verleihn
Unſer nordiſch Kopenhagen!
Zwar dein Sold ſteht unbeglichen
Noch auf Zinſen vorderhand;
Käm', bevor das Jahr verſtrichen,
Doch der Danebrog ins Land! —

Ich vergaß beim jüngſten Reim
Etwas über Meiſter Komus;
Des Geſchmackes Majordomus,
War er nie bei uns daheim.
Nun iſt's überflüſſig worden:
Deiner Dichtergrube Schacht
Hat ja ſelbſt zu Tag gebracht
Komiſch Golderz für den Norden.

Grad wie Tyboe ſangſt du ſchnelle
Von dir ſelbſt und von Brabant,
Spielteſt Meiſter Gert gewandt, —
Mehr davon an andrer Stelle;
In des Verſes Hoſen geht
Hagrer Witz; antike Brocken
Aus des Küſters Alphabet
Werden doch die Plebs verlocken!

Hahnenſchrei iſt dir zu ſchrille;
Anders könnt' es ſchwerlich ſein:
Hahnenſchrei in nächtiger Stille
Schließt ja Prophezeiung ein.

Beſſer wär's, den Satz zu ſtreichen;
Wenn ſich die Kapaune blähn
Im Parkett, ſo darf desgleichen
Wohl der Hahn auf Bühnen krähn! —

Eh du's hönend warfſt beiſeit,
War dein völkiſch Wams zerſchliſſen!
Wirſt vom kühnen Sagaſtreit
Mit dem Bären wohl noch wiſſen?
Das war Sprache, voll und ſaftig; —
Mach ſie däniſch nur und ſchau',
Wie ſogleich der Petz leibhaftig
Umgewandelt wird zur Sau.

Der war nordiſch; ſolch ein Petz
Macht den Ruhm auch Helden ſtreitig;
Stützen wir uns gegenſeitig
Drum in Sturz und Sturmgehetz!
Nur den Sumpf mußt du vermeiden;
Deinen Pelz halt rein und hell;
Lieber mag im Kampf das Fell
Als die Ehre Schaden leiden!

Wirſt nicht lang in blindem Lauf
Eignem Volkstum widerſtreben;
Volksgeſchichte, Volkserleben
Rufen dich zum Dolmetſch auf!
Statt zu heulen wie ein Kater
Über unſern jungen Staat,
Heul' ein Schauſpiel fürs Theater
Als ein Doppel-Renegat!

Menſchenſchutz/ von Otto Corbach

Die Schutzzollbewegung flaut faſt allerwärts ab. Der Ruf nach Schutz für die „nationale" Arbeit übertönt als Forderung des Tages jeden Lärm um alten oder neuen Warenſchutz. Im britiſchen Weltreich iſt dieſe Tendenz deutlich bei den Vorbereitungen zur Reichskonferenz wahrzunehmen, die am 22. Mai zuſammentreten ſoll. Unter den Männern, die Mutterland und Kolonien vertreten, finden ſich keine markanten Imperialiſten mehr wie Balfour, Jameſon und Deakin, vielmehr Antipoden von dieſen wie Asquith, General Botha und der Führer der auſtraliſchen Arbeiter Fiſher. Demgemäß wird das Wort Tarifreform auf der Tagesordnung ängſtlich vermieden. In der auf die Konferenz bezüglichen Korreſpondenz des Mutterlandes mit den Kolonien war nur einmal in einem ſpäter zurückgezogenen Vorſchlage der ſüdafrikaniſchen Regierung davon die Rede. Hingegen ſoll eingehend erörtert werden, wie die Auswanderung aus dem Mutterlande nach den Kolonien zu regeln ſei, das heißt inwiefern die Kolonien bereit wären, bei ihren Einwanderungsbeſchränkungen auf das Mutterland, das dort beſchäftigungsloſe Arbeiter abladen möchte, Rückſicht zu nehmen. Mit der Zurückweiſung europäiſcher „Undesirables" ſind die engliſchen Kolonien nur dem Beiſpiel der Vereinigten Staaten gefolgt, die ſchon längſt alle „moral and physical unfit" unter überſeeiſchen Auswanderern bei der Ankunft in ihren Häfen zurückweiſen. Nun ſchlägt die United States Immigration Commission, die 1907 aus je drei vom Bundespräſidenten, Senatspräſidenten und Sprecher des Kongreſſes ernannten Mitgliedern gebildet wurde, vor, die Einwanderung gelernter Arbeiter zwar zu begünſtigen, dafür aber alle Ankömmlinge auszuſchließen, die ſich auf Grund einer Prüfung (litery test) als unfähig erweiſen, in einer Sprache gut zu leſen und zu ſchreiben. Da heute 81 vom Hundert aller amerikaniſchen Einwanderer aus ſüdlichen und öſtlichen Gegenden Europas kommen, während noch vor 25 Jahren 87 vom Hundert aus Weſt- und Nordeuropa ſtammten, ſo würde, nimmt man an, faſt der dritte Teil der Einwanderungsanwärter abgewieſen werden können. — In Indien will Lord Hardinge am 1. Juli ein Verbot der Ausfuhr indiſcher Kontraktarbeiter nach Natal in Kraft treten laſſen, weil ſolche dort menſchenunwürdig behandelt werden. — In England ſinnt man auf eine Verſchärfung des Fremdengeſetzes. — In Deutſchland fordern die unter der Flagge „national" ſegelnden Politiker von der Regierung Maßnahmen gegen eine unbeſchränkte Einfuhr öſterreichiſcher oder ruſſiſcher ſlaviſcher Arbeiter, während öſterreichiſche Behörden wegen preußiſcher fremdenpolizeilicher Härten gegen eingewanderte ſlaviſche

Arbeiter ihre Schutzbefohlenen davon abzuhalten suchen, den Lockrufen der im Dienste der deutschen Feldarbeiterzentrale oder westdeutscher Bergherren stehenden Werbern zu folgen. Und wie im britischen Weltreich die Idee des allbritischen Zollvereins verblaßt, so steigen in den Vereinigten Staaten, Deutschland und Österreich-Ungarn, wo bislang der Schutzzollgedanke Trumpf war, die Kurse der Freihandelsaktien. Überall nimmt also die Bedeutung des Schutzes der Warenerzeugung in dem Maße ab, als die Bedeutung des Schutzes der Erzeugung von Arbeitskräften, Menschen zunimmt. Das will heißen, daß dem Kapital die Zügel der Herrschaft entgleiten und die Arbeit sie an sich reißt; denn die modernen Einwanderungsbeschränkungen dienen in gleicher Weise der Erhaltung eines Monopollohnes einer bestimmten Arbeiterschaft, wie die schwindenden Schutzzölle der Erhaltung eines Monopolprofits für bestimmte Kapitalistenkreise dienten. Ist dem aber so, so gilt es aufzupassen, daß aus der heraufkommenden Herrschaft der Arbeit keine schlimmere Tyrannei werde, wie sie jemals unter der sinkenden Herrschaft des Kapitals ausgeübt worden ist.

Die Freizügigkeit gehört zur Herrschaft des beweglichen Kapitals „moneyd interest", wie die Leibeigenschaft zur Herrschaft des unbeweglichen Kapitals „landed interest" gehörte. Der moderne Kapitalismus mußte den Landarbeiter von den Fesseln des feudalen Zeitalters befreien, um Eigentumsrechte an ihm überhaupt erwerben zu können. Das Los des Arbeiters wurde dadurch zunächst eher verschlechtert als verbessert. Die Berufung auf die Menschenrechte diente den Befreiern nur als Feigenblatt für ihren Eigennutz. Der mit dem Freiheitsideal geschmückte „Lohn" war für den vom Lande in die Stadt Abwandernden lange nichts anderes, als was der Köder am Angelhaken für den Fisch ist. Der Kapitalismus hat wie die Leibeeigenn und noch früher die Sklavenwirtschaft mit Menschenkräften gewüstet, solange sie ihm im Überfluß zu Gebote standen, und er hat sich wie die ihm voraufgehenden Wirtschaftsarten zu deren pfleglicher Verwaltung mit der Zeit in dem Maße bequemt, als die Nachfrage das Angebot ein- und überholte. Solange in der Sklavenwirtschaft des Altertums die Sklavenmärkte noch überreichlich versorgt wurden, kam es den Sklavenbesitzern nicht darauf an, ihr menschliches Arbeitsvieh in kurzer Zeit zu Tode zu arbeiten. Als aber das Mittelmeergebiet erst einmal gründlich ausgeleert war, stieg der Preis des Sklaven zu einer Höhe, die seine pflegliche Verwaltung und seine Reproduktion durch Fortpflanzung erheischte. So wurde der Sklave auf den großen Possessorenvillen zum verheirateten Hörigen auf eigener Scholle. In der Blütezeit der Hörigenwirtschaft war das Schicksal des untertänigen Bauern grauenhaft. La Bruyères bezeichnet die französischen Bauern am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts als „eine Art menschenscheuer Tiere, Männchen und Weibchen, schwarz, fahl und sonnenverbrannt . . ., die sich des nachts in Löcher zurückziehen, wo sie von Schwarzbrot, Wasser und Wurzeln leben." Aus Irland

berichtet um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der englische Reisende Young, ein Gutsherr könne dort kaum einen Befehl erfinden, den seine Grundsassen zu vollziehen sich weigern dürften; vom Erschlagen eines Landmannes durch Bediente eines Edelmannes rede man als von der gleichgültigsten Sache. Friedrich dem Großen erschien der untertänige Bauer in seinem Lande als „de toutes les conditions la plus malheureuse et celle qui revolte le plus l'humanité". G. Fr. Knapp schildert in seinem Buche die „Bauernbefreiung in Preußen", den Bauern des mittleren achtzehnten Jahrhunderts als „verworren in sich, finster, unzufrieden, grob, knechtisch, nur dem Vogt gehorchend; ein unglückliches Mittelding zwischen Lasttier und Mensch". Als aber in der Leibeigenenbevölkerung eine rasche Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit und eine Zunahme der Kindersterblichkeit eine Zeitlang zusammen auf einen Mangel an Arbeitskräften hingewirkt hatten, besserte sich die Lage des Leibeigenen zusehends und die Kosten seiner Unterhaltung stiegen derart, daß die Einrichtung der Leibeigenschaft schließlich jeden Wert für den Arbeitgeber verlor und reif wurde, vom Lohnsystem abgelöst zu werden. Es kam die Ära des modernen Kapitalismus. Die Freizügigkeit wurde zum Mittel, ein Überangebot von Arbeitskräften für die Eigentümer der Produktionsmittel zu erzeugen, nachdem Sklaverei und Hörigkeit dazu nicht mehr ausreichten. „Der freie Zug der Bevölkerung setzte ein, erst tröpfelnd, dann, in dem Maße, wie die städtischen Gewerbe Brotstellen erschlossen, immer mächtiger. Die Hungerkonkurrenz riß die Löhne und Arbeitseinkommen der alten städtischen Handwerker und Arbeiter in die Tiefe, und alle Pforten der Hölle schienen sich aufgetan zu haben." (Franz Oppenheimer in „Theorie der reinen und politischen Ökonomie".) Längst sind in den Kulturstaaten Westeuropas und Amerikas diese Zustände überwunden; von einer Ausbeutung der Arbeitskräfte kann hier kaum mehr die Rede sein. Aber in Rußland und vor allem in Japan wiederholen sich, weil dort der Kapitalismus noch im ersten Entwickelungsstadium steckt, Vorgänge, wie sie Marx im ersten Bande seines „Kapitals" an englischen Zuständen schilderte. Dr. Robert Schachner erzählt uns von Stätten japanischer Industrie, die er besuchte: er sah dumpfe Hütten ohne Luft und Licht, verfinstert durch giftige Dämpfe, die den Atem beengen; er beschreibt den Raum einer Zündholzfabrik in Osaka: „Aus Holz gebaut, die Balken schlecht gefügt, so daß die widerliche Luft über die Arbeitenden zog, ein bläulich weißer Qualm auf dem Ganzen; hunderte von zarten Mädchen und jungen Frauen sitzen mit knieend eingezogenen Beinen vor ihrer Arbeit, die Mütter die Säuglinge an der Brust, die ein- und zweijährigen Kinder in Hürden verwahrt; die älteren drei- und vierjährigen, neben der Mutter bei der Arbeit mühsam die winzigen Finger quälend, Zündhölzer in die Schachtel zu zwängen". Man vergleiche mit diesen Bildern, was man von manchem amerikanischen Industrieunternehmen hört, dessen Arbeitern bei hohen Löhnen gesunde Arbeitsräume,

Badegelegenheiten, Sport- und Spielplätze, Bibliotheken usw. zur Verfügung stehen, die die Kapitalisten, von denen sie abhängen, aus freien Stücken für sie schaffen ließen.

Freizügigkeit ist im Grunde nichts als eine bestimmte Art Freihandel, Freihandel mit Menschenkräften. In der Sklavenwirtschaft gab es den Sklaven als Ware, den Sklavenhändler als ihren Verkäufer und den Sklavenmarkt als den Ort, wo sie an den Mann gebracht wurde. Zur Freiheit des Sklavenhandels gehörte die Freizügigkeit des Sklavenhändlers. In der modernen kapitalistischen Wirtschaft gibt es die Arbeitskraft als Ware, den Arbeiter als ihren Verkäufer und den Arbeitsmarkt als den Ort, wo die Ware an den Mann gebracht wird, sei es im wörtlichen oder, wie beim Vermittelungsdienst des Zeitungsinserats, im übertragenen Sinne. Oft ist oder war freilich der moderne Lohnarbeiter nur ein vermummter Sklave, der Arbeitsvermittler ein vermummter Sklavenhändler und der Arbeitgeber ein vermummter Sklavenbesitzer. Zur Freiheit des Kaufs und Verkaufs der Arbeitskräfte gehört natürlich heute die Freizügigkeit ihrer Träger, wie in der Sklavenwirtschaft die Freizügigkeit des Sklavenhändlers zur Freiheit des Sklavenhandels gehörte.

Man könnte Lists System der nationalen Ökonomie leicht vom Gebiet des Handels mit Arbeitserzeugnissen auf das Gebiet des Handels mit Arbeitskräften übertragen; es würde dabei dasselbe herauskommen, was die modernen Fürsprecher von Einwanderungsbeschränkungen heischen. Wie List Aufhebung aller Zollschranken im Inlande, dagegen Zollschutz gegen die Einfuhr aus dem Auslande forderte, so fordern die Freunde eines nationalen Arbeiterschutzsystems volle Freizügigkeit im Inlande, dagegen Beschränkung der Freiheit des Imports von Lohndrückern aus dem Auslande. Großgrundbesitzer und Großindustrielle oder Großbankiers erstreben gerade umgekehrt Beschränkung der Freizügigkeit im Inlande, aber freie Arbeiterzufuhr aus dem Auslande. In Westeuropa, englischen Kolonien und Nordamerika gewinnen offensichtlich die nationalen Arbeitspolitiker mehr und mehr die Oberhand, und wenn auch in Deutschland die sozialdemokratischen Arbeiterführer in ihrer großen Mehrheit noch unentwegt dem Prinzip der „internationalen Solidarität des Proletariats" zu Ehren auf unbedingte Freizügigkeit schwören, so hat doch Max Schippel in den Sozialistischen Monatsheften öfter an zahlreichen Beispielen gezeigt, daß die Praxis der Arbeiterbewegung dieselben Wege geht, die jene bürgerlichen Politiker einschlagen, die für das Wörtchen „national" schwärmen. Auf internationalen Arbeiterkongressen standen bisher auch immer die Vertreter von Auswanderungsländern schroff den Vertretern von Einwanderungsländern in der Frage der Freizügigkeit gegenüber. Amerikanische wie australische Sozialisten legten sich regelmäßig für gesetzliche Maßnahmen gegen den „Import von Lohndrückern" ins Zeug, und wenn die Entwicklung Deutschlands von einem Auswanderungslande zu einem Einwan-

derungslande noch lange in dem Tempo der letzten Jahre fortschreitet, dann werden es sich die deutschen Arbeiter nicht mehr lange gefallen lassen, daß ihre Führer bei solchen Gelegenheiten mit den Vertretern ihrer süd- und osteuropäischen Konkurrenten an einem Strange ziehen, die massenhaft in ihre Arbeitsgebiete einbrechen, dort die Löhne drücken und hungern und darben, um alles, was sie von ihrem Lohne erübrigen können, in ihre Heimat zu schicken oder später mitzunehmen.

Die Sklaven- wie die Hörigenwirtschaft endeten mit der Ausbeutung des Arbeitgebers durch den Arbeitnehmer, während sie umgekehrt mit der Ausbeutung des Arbeiters durch den Arbeitnehmer begannen. Sollte die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft ebenso verlaufen? In Australien gibt es schon fast ein Lohnmonopol. Es ist längst das gelobte Land der Staatssozialisten. Alles mögliche wird staatlich betrieben. Die Einwanderung ist stark beschränkt, und auf der Einfuhr von Erzeugnissen fremder Truste und Schwitzindustrien ruhen hohe Zölle. Die Rechtsverhältnisse für das Grundeigentum sind stark von den Singletaxern beeinflußt. Seit einem Jahre verfügt die Arbeiterpartei in beiden Häusern des Commonwealth über die Mehrheit. Und die Folgen? Australien leidet an Arbeiter- und Kapitalmangel. Die Einwanderung ist ganz gering, die Geburtsrate der australischen Bevölkerung ungemein niedrig. Englische Finanzleute ziehen ihr Geld vom australischen Markt zurück, um es außerhalb des britischen Weltreiches unterzubringen, wo es Konkurrenten der englischen Kolonien, wie Argentinien, zugute kommt. Viktoria zählt fünf Einwohner auf ein Quadratkilometer und entvölkert sich. Unendliche Strecken, die ungeheure Reichtümer produzieren können, bleiben unkultiviert und verlassen, weil die arbeitenden Arme fehlen. In Argentinien dagegen, dem sozialpolitisch rückständigsten Lande des europäisch-amerikanischen Kulturkreises, stürmt die wirtschaftliche Entwicklung noch mit Riesenschritten vorwärts.

Lohnmonopole wie Profitmonopole führen zu wirtschaftlicher Stagnation. Auf die Dauer läßt sich die Absonderung nicht aufrecht erhalten. Wer weiß, ob nicht gerade das sozialistische Ideal der internationalen Solidarität der Arbeiter aller Länder in Zukunft berufen sein wird, als Lockmittel zu dienen, um die sich leerenden Arbeitsmärkte der europäisch-amerikanischen Kulturwelt aufs neue zu füllen und zu überfüllen? Zur bittersten Enttäuschung unserer zivilisierten Proletarier, denen immer noch eingeredet wird, daß sie nichts zu verlieren hätten, als ihre Ketten. Die Durchsetzung ungehinderter Freizügigkeit zwischen den Ländern Osteuropas und Asiens, wo bald ungeheure Massen kulturloser Handarbeiter aus ihrer bisherigen Gebundenheit in Geschlechtsverbänden oder Hörigkeitsverhältnissen befreit werden dürften, und der europäisch-amerikanischen Zone höchster moderner materieller Kultur, kann nur zu einem neuen Raubbau an Menschenkräften führen, der wilder und ungezügelter sein wird, wie irgendeiner der Vergangenheit. Selbst die Einrichtung sozialistischer Zukunftsstaaten könnte daran nichts ändern.

Wachsender Reichtum/ von Daniel Ricardo

Seit der berühmten Untersuchung, die Adam Smith über Natur und Ursachen des Reichtums der Nationen angestellt hat, pflegt man den Begriff des Reichtums als einen aprioristischen, das heißt in sich gegebenen und erklärten, anzusehen. Und ferner pflegt man die Zunahme des Reichtums als eine unbestreitbare Tatsache gelten lassen, weil in den Kulturstaaten die Voraussetzungen zur Mehrung des Besitztums, zur Häufung des Kapitals, vorhanden sind. Nämlich: die Produktivität des Arbeiters und die natürliche Beschaffenheit des Bereiches der Arbeit. Ein Volk gilt als um so reicher, je mehr produktive Kräfte es in sich vereinigt und je günstiger die Bedingungen sind, unter denen es die Erzeugnisse der Arbeit in Geldkapital umwandeln kann. Nimmt die Zahl der Menschen zu, ohne daß gleichzeitig die Möglichkeiten ihrer Erhaltung sich steigern, so droht Verarmung. Ein französischer Nationalökonom prägte das Wort: „Jede große Nation trägt die Kraft der Selbsttheilung in sich." Darin liegt die Erklärung für den Ausgleich zwischen den positiven und negativen Einwirkungen auf den Reichtum; der Schlüssel zum Geheimnis der Entwicklung des Nationalvermögens. Frankreich ist mit seinen 39 Millionen Bewohnern ein reiches Land. Diese Eigenschaft behält es aber nur so lange, wie die Zunahme der Bevölkerung im richtigen Verhältnis zum Umfang der Chancen seiner ökonomischen Bedingungen bleibt. Daß die Franzosen aus der Lehre des Malthus streng logische Schlüsse gezogen haben, wurde ihnen mit satirischen Randglossen angekreidet. Dabei entsprach ihr Handeln (oder Unterlassen!) nur dem Prinzip der „Selbsttheilung". Was ihnen an wirtschaftlicher Produktivität fehlte, ersetzten sie durch Enthaltsamkeit auf einem anderen Gebiete fruchtbarer Arbeit. Und so dürfen sie sich des Vorzuges freuen, unter den Favoriten ums „blaue Band" der Nationen an erster Stelle genannt zu werden. Der französische Wirtschaftskörper besitzt nicht die ungeheuere Schwungkraft, die den Koloß Amerika, den Titanen England und den jugendlichen Riesen Deutschland zu staunenswerten Leistungen befähigt. Aber in ihm wohnt das richtige Savoir vivre; und dem dankt Frankreich seinen Reichtum trotz Mängeln in den ökonomischen Eigenschaften des Volkes und des Bodens.

Die Tendenz der Verstärkung des wirtschaftlichen Fundus findet sich in allen Ländern, die nicht auf dem Aussterbeetat stehen. Man bemüht sich, festzustellen, welches Land das reichste sei, vergißt aber, daß es keine absolute Bestimmung dieser Art geben kann, weil die Zahl der schaffenden und zu ernährenden Bevölkerung überall eine andere ist. Wenn man sagt (wie es gebräuchlich ist), Frankreich sei reicher als Deutschland, so läßt man das wesentlichste Moment des Vergleiches aus: 39 Millionen Menschen dort und 65 Millionen hier. Wenn diese den gleichen Vermögensüberschuß im Jahr hervorbringen wie jene,

so haben sie damit fast das Doppelte geleistet; denn vor der Erlangung des Plus im Einkommen mußten im Deutschen Reich 26 Millionen Menschen mehr erhalten werden als in Frankreich. Das Wachstum der Bevölkerung ist mehr Wirkung als Ursache der wirtschaftlichen Ergiebigkeit eines Landes. Das überzeugendste Beispiel dafür sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Im Laufe von zwei Jahrzehnten sind aus 70 Millionen Dollarmännern 92 Millionen geworden. Und die Union hat nicht nur dem Zuwachs an Autochthonen, sondern auch der Invasion eines, jährlich in die Hunderttausende zählenden, Einwandererheeres standgehalten. Der Überschuß europäischen „Volkstums", der Jahr vor Jahr nach Amerika geschwemmt wird, trägt aber nur zum Teil zur Vermehrung des amerikanischen Gesamteinkommens bei. Am Kapital baut jeder Arbeiter mit; am Überschuß des Vermögens aber nur dann, wenn er die eigenen Ersparnisse im Lande läßt. Das ist bei den Einwanderern nicht die Regel. Sie kehren vielmehr in die Heimat zurück, wenn sie sich bestimmte Mittel geschafft haben. Ein Prozentsatz nur bleibt in der Neuen Welt. Es fragt sich, ob die Summe an Besitz, die der Union auf diese Weise wieder verloren geht, größer oder kleiner ist, als das Vermögen, das die Alte Welt, in Gestalt produktiver Kräfte, an Amerika abgegeben hat. Die Vereinigten Staaten haben als wirtschaftliche Pièce de résistance nicht wenig dazu beigetragen, die „Selbstheilung" unter den Nationen zu fördern! In den Jahren 1908 bis 1910 wanderten $2^1/_2$ Millionen Menschen in die nordamerikanische Union ein, während $1^1/_2$ Millionen nach der alten Heimat zurückkehrten. Seit dem Jahre 1820 nahmen die weiten Grenzen Nordamerikas fast 28 Millionen Sendlinge der östlichen Hemisphäre in sich auf.

In diesem Material steckte ein wertvollerer Bestandteil der wirtschaftlichen Kraft als in den Gehirnen der Multimillionäre und Trustkrösusse. Die verwerten automatisch, was der Hand- und Kopfarbeiter produziert hat. Die Gesamtleistung der sogenannten „Hände", die man geringschätzig in Kontrast zum Denkapparat der Geldmacher stellt, ist eine glaubhaftere und erfreulichere als das Produkt der Rechenkunst, Kombinationsgabe und der unbehinderten Entfaltung des Willens. Die Überlegenheit derer, die das, was wir Reichtum nennen, hervorbringen, besteht nicht in der stärkeren Intelligenz oder in reicherer Phantasie, sondern in der Kunst, ohne Ballast zu manövrieren. Wer mit einem moralischen Sicherheitsventil arbeitet, bleibt hinter den Freifliegern zurück. Man muß den Zusammenhang in der Entstehung des Reichtums, im Wachstum der Milliarde, ohne die übliche Begeisterung für große Zahlen sehen, um zu erkennen, daß eine Verehrung der kommerziellen Eigenschaften des „Vermögens" nicht gerechtfertigt ist. Man darf der rein arithmetischen Leistung Bewunderung zollen; kann mit ähnlichen Gefühlen, wie sie der gigantische Aufbau des Hochgebirges erweckt, auf die Riesenquadern der chinesischen Mauer des Kapitals

blicken — und muß doch nicht zu bedingungsloſer Begeiſterung für die Erzeugniſſe einer rein materiellen Leiſtung kommen. In der kritikloſen Anbetung des Milliardengötzen liegt eine Gefahr, die den kommenden Generationen eine Kulturarmut ſondergleichen in Ausſicht ſtellt. Der Anhängerſchaft des Kapitals von heute kommt der drohende Verluſt von Kulturwerten nicht zum Bewußtſein. Sie ſind in noch zu naher Diſtanz zur Allgewalt der gigantiſchen Vermögen, um den leeren Raum, der hinter dieſem Eindruck liegt, ſehen zu können. Der horror vacui wird erſt die Nachfahren überkommen. Die Statiſtik hat alle ihre Reize entfaltet, um für die Größe und Bedeutung des Reichtums das „richtige Verſtändnis" anzuwerben. Betrachtet man ſie als ein abſtraktes Werkzeug zur Herſtellung beſtimmter Zahlenbilder, ſo ſieht man darin ihren begrenzten Zweck und hat ihrem Wert Genüge getan. Erhebt man ſie aber zur Auslegerin der Märchenwunder des Reichtums, ſo tut man ihr Gewalt an und beraubt ſie des bißchen Kredits, auf das ſie Anſpruch hat. Die Doppelſeitigkeit der produktiven Eigenſchaften des Kapitals mußte hier erwähnt werden, damit die Auffaſſung vom faktiſchen Niederſchlag der Milliarde, vom ſogenannten „Milliardenſegen", reinlich geſchieden werde von der Schätzung des Reichtums an ſich.

Die Wirtſchaftsſtaaten werden auf einem beſtimmten Wege zur Erfüllung ihrer „Pflichten" gegen das Geſetz des Kapitalismus vorwärts gedrängt. Sie müſſen den Schwerpunkt ihrer Werte ſchaffenden Tätigkeit mehr und mehr aus dem Bereich des eigenen Bodens auf fremdes Gebiet ſchieben. Das iſt die Folge der Entwicklung vom Agrar- zum Induſtrieſtaat, die ihren ſtärkſten Ausdruck in der Pflege des „internationalen Geſchäftsverkehrs" findet. An die Stelle der Agrarpolitik iſt die Handelspolitik getreten; und das Verſtändnis für die Notwendigkeiten des modernen Wirtſchaftsbetriebes wirkt durch nichts ſo überzeugend, wie durch den Hinweis auf die Summe des Kapitals, das ein Staat im Ausland angelegt hat. Im Liberal Colonial Club in London ſprach kürzlich Sir Edgar Speyer, der Chef des bekannten Bankhauſes, über den engliſchen Nationalreichtum. Er ſagte, daß Großbritannien die „ſchlummernden Reichtümer der Welt zum Leben geweckt" habe; denn es hat dem Ausland $3^1/_2$ Milliarden Pfund (70000 Millionen Mark) zufließen laſſen. Dieſes Kapital hat England der Welt geſpendet, um den Reichtum zur Blüte zu bringen! Hatten die anweſenden engliſchen Staatsmänner unrecht, über Britanniens Leiſtung Stolz zu empfinden? Gewiß nicht. Denn es iſt nicht ihre Sache, die Pſychologie des Reichtums und ſeine Tragweite für die Entwicklung der Kultur zu unterſuchen. Aber die Äußerungen des engliſchen Finanzmannes zeigten deutlich die ſchwache Stelle im Urteil über den Wert des modernen Kapitalismus. Neben der Anerkennung einer Taktik, die für das Einſenken kräftiger Wurzeln des Reichtums in fremden Boden iſt, findet ſich das Lob der „Bodenſtändigkeit". Die Begeiſterung für die Folgen der Induſtrialiſierung

à côté eines Hymnus auf den eigenen Acker! Sollte damit die pia anima salviert werden? Wollte Sir Edgar sagen: „Ich erkenne zwar die starken Seiten des Kapitalreichtums, mißbillige sie aber"? — Wie auch immer; seine Worte lauteten etwa: „Das Hauptproblem, das ständig eine Lösung verlangt, besteht nicht im Auffinden von Märkten für Getreide und Rohprodukte, sondern darin, genug von beiden zu erzeugen, um die wachsende Bevölkerung zu nähren und zu kleiden." Von der Möglichkeit, diese Aufgabe zu lösen, entfernt sich aber die Linie der rein kapitalistischen Entwicklung immer mehr. Man fragt nicht nach den Beziehungen der produzierten Werte in der Landwirtschaft und Industrie zur Glückseligkeit der Bevölkerung, sondern nach ihrem Verhältnis zur Handelsbilanz. Welche Stellung hat das Heimatland, dank seinem Reichtum, zu fremden Ländern? Ist es ihnen überlegen, oder von ihnen abhängig? Man nimmt an, daß sich die Ausfuhr von Waren im gleichen Verhältnis zum Export von Geld entwickelt. Das heißt: je mehr Kapital draußen angelegt ist, desto günstiger sind die Chancen für die Ausfuhr. Wenn das unbedingt richtig wäre, so müßten die Länder, deren Export die Einfuhr übersteigt, mehr Forderungen als Verpflichtungen gegen das Ausland haben. Das trifft nicht auf alle zu: Rußland ist trotz aktiver Handelsbilanz ein starker Schuldner; umgekehrt hat das Deutsche Reich, mit einer passiven Handelsbilanz, das Gleichgewicht zwischen Schulden und Guthaben erreicht. Einzelne Statistiker behaupten sogar, es sei bereits auf der Bahn der aktiven Zahlungsbilanz. Das sind die Probleme, die im „Reichtum" stecken. Und daß sie eine Behandlung verdienen, läßt sich an der Größe der Werte des internationalen Handels erkennen. An der Spitze marschiert das Weltemporium Großbritannien, das im Jahre 1910 etwa 22½ Milliarden Mark im Außenhandel umsetzte. Ihm folgt (sehr zum Kummer John Bulls) das Deutsche Reich mit 16½ Milliarden; und den dritten Platz besetzen die Vereinigten Staaten mit 14½ Milliarden. An vierter Stelle folgt Frankreich mit beinahe 12 Milliarden. Das sind die Repräsentanten elfstelliger Zahlen. Je nach der Veranlagung der Länder überwiegen im internationalen Handel Industrieprodukte (Rohmaterialien oder Fabrikate) oder landwirtschaftliche Erzeugnisse. Daß die Abhängigkeit des Inlandes von fremdem Getreide durch die Politik des Schutzzolles künstlich gesteigert worden ist, weiß man. Auch eine Quelle des Reichtums, die nichts weniger als kristallklares Wasser gibt! Aber der Schlamm ist stark goldhaltig. Damit hat er seinen Wert bewiesen. Die in ferne Weiten reichenden Weizenfelder Kanadas und Argentiniens nennt der poetisch empfindende Statistiker „Schatzkammern". Diese Schätze aber gehören nicht dem Volk, sondern ein paar tüchtigen Unternehmern, die wissen, wie man aus einer Gabe der Natur ein wundervolles Spekulationsobjekt herstellt. Ihnen bleibt der Reichtum aus diesen „Naturwundern"; die Plebs kann sich an der Statistik begeistern.

Daß zwiſchen Produzenten und Konſumenten ein Unterſchied in der Diſtanz zum Wirtſchaftskapital beſteht, iſt am Ende erklärlich. Die Werte, die, zum Beiſpiel, den Niederſchlag der induſtriellen Produktion bilden, wirken verſchieden auf den Aktionär und auf den Arbeiter. Es iſt ſehr ſchön, zu wiſſen, daß Deutſchland im verfloſſenen Jahre 153 Millionen Tonnen Kohle hervorgebracht hat, die einen Geldwert von 1500 bis 1600 Millionen Mark darſtellen; oder daß 15 Millionen Tonnen Roheiſen und 12 Millionen Tonnen verarbeitete Eiſenmengen in Geld ausgedrückt vielleicht 2000 Millionen Mark repräſentieren. Aber die Schätzung ſolcher Faktoren des nationalen Reichtums bleibt dem Kenner überlaſſen. Das Volk ſchöpft aus derartigem Anſchauungsunterricht Stoff zur Unzufriedenheit. Und wer auf höherer Warte ſteht, der glaubt wieder, daß nur in der Milliarde das Glück reſtlos enthalten ſei. Man darf dabei nicht überſehen, daß die Reichtümer nicht nur Erfolge der Hemmungsloſigkeit darſtellen. Sie ſind, in nicht geringem Maße, das wirtſchaftliche Ergebnis höchſter techniſcher und intellektueller Leiſtung. Die Wurzel des Reichtums führt auf die Tätigkeit des menſchlichen Gehirns zurück. Dieſe Anfänge werden aber überwuchert durch das Produkt der ſtarken Zeugungsfähigkeit des Kapitals ſelbſt. Das beſitzt die Kraft der Fortpflanzung und bedarf nur geringer Nachhilfe durch eine mäßige Kombinationsarbeit. So iſt der Grund zum Vermögen der Nationen durch die Arbeit des Denkapparats gelegt. Der wußte mit den natürlichen Bedingungen, welche die Beſchaffenheit des Bodens zur Verfügung ſtellte, fertig zu werden. Nehmen wir, zum Beiſpiel, die Banken, die eigentlichen Geldfabriken. Die Leute, die an ihrer Spitze ſtehen, ſind tüchtige und kluge Taktiker (Strategen brauchen ſie nicht zu ſein, da ihnen ihre Operationen durch beſtimmte äußere Umſtände vorgezeichnet werden). Sie haben eine Verantwortung zu tragen, der ein gewöhnlicher Nervenmenſch erliegen würde. Aber man käme in Verlegenheit, ſollte man aus den geſchäftlichen Ergebniſſen die Produkte der Hirnarbeit deſtillieren. Das Reſultat des Experiments wäre kein erſchütterndes. Die Milliarden (die Summe der fremden Gelder, die in den deutſchen Groß- und Mittelbanken verarbeitet wird, hat im letzten Jahre etwa 8000 Millionen betragen und war um 1000 Millionen, gegen das Vorjahr, gewachſen), die durch die Konten der Finanzinſtitute laufen, bewegen ſich beinahe automatiſch den Stellen zu, wo ſie die beſten Chancen finden. Natürlich hängt die Verwertung ſolcher Nachrichten von der Qualität der einzelnen Aſpiranten ab. Wer das meiſte Geld und den weiteſten Kredit hat, darf die Hand nach jeder Krone ausſtrecken. Der Engbrüſtige muß nähere Ziele ſuchen.

Die Entwicklung des Nationalvermögens vollzieht ſich auf glatter Bahn und beinahe ſchematiſch, ſo daß die Statiſtik keine Schwierigkeiten bei der Erfaſſung des Reichtums und ſeiner Fortſchritte findet. Fürs Deutſche Reich nennt man eine Summe von 320 Milliarden und berechnet die Zunahme des Einkommens

im Jahr auf 9 bis 10 Milliarden. In diesem Überschuß arbeitet die Plusmaschine. Das verfügbare Geld sucht Unterkunft, wo ihm die Ergiebigkeit gesichert ist. Jahr für Jahr werden neue Wertpapiere produziert (im Jahre 1910 betrug ihr Kurswert 2600 Millionen), die Sparkassen ziehen erhebliche Summen an sich (die Spareinlagen im Deutschen Reich stellen sich auf rund 16000 Millionen), die Versicherungsgesellschaften absorbieren einen Teil des Überschusses (ihr in Hypotheken und Wertpapieren angelegtes Vermögen reicht an 7000 Millionen heran), der Boden saugt alljährlich Hunderte von Millionen auf (das Hypothekengebirge, das den deutschen Grundbesitz bedeckt, ist gut 50000 Millionen Mark schwer). Und der größte Teil des neuen Vermögens erzeugt sich aus sich selbst; denn der Schlüssel zum Reichtum, das Gold, würde nicht reichen, um alle Quellen zu öffnen (die gesamte Neuproduktion von Gold war im letzten Jahre nicht größer als 1900 Millionen Mark). — — — Bleibt die Frage, ob eine Zeit kommen wird, wo der Geist die suggestive Kraft der Milliarde überwunden hat!

Fernwirkung/ von Adolf Koelsch

An der biologischen Versuchsanstalt Wien geschehen Taten und Wunder: fortgesetzt. Die Taten tun Männer, die dort ihre Arbeitsplätze haben, die Wunder tut die Natur, indem sie Schranken durchbricht. Nicht als ob sie den irdischen Wandel, den sie seit Ewigkeit geführt hat, plötzlich verleugnete, — aber sie tut doch Dinge, die wider die Ordnung jener Gesetze sind, die Menschen in ihr gefunden und als unumstößlich verkündet haben. In solchen Augenblicken erwacht im Zeitgenossen der Grävlingersinn. In Wahrheit wird ja eine Naturerfahrung niemals durch eine andere umgebracht. Jede ist aus tiefen Gründen eine Sache für sich. Aber wenn die Wissenschaft hundertmal an die Natur eine bestimmte Frage gestellt hat, jedesmal an ein anderes Tier, eine andere Pflanze, und es wurde dem Forscher hundertmal die gleiche Antwort zu teil, so ist er geneigt anzunehmen, daß auch beim zehntausendsten Interwiev der Bescheid nicht anders lauten werde, als in den hundert durchprobten Fällen. Mit einem Wort: er erwartet, daß das, was vielmal sich als ausnahmslose Regel ergab, in allen noch unbekannten Fällen gleichfalls zutreffen werde . . .

Bis dahin ist wider das Verfahren nichts einzuwenden. Ja es gäbe ohne diese Methode nicht einmal Wissenschaft. Das Unglück beginnt erst, wenn unter Beiseitelassung der Vorsicht, welche bis dahin gewaltet hat, die in jener Regel konzentrierte Erfahrung von irgendeinem Menschlein sozusagen geadelt und zum „Naturgesetz" erhoben wird. Naturgesetz — ! Es gibt in der gesamten biologischen Terminologie kein heuchlerischeres Wort als dieses. Es ist gradezu ein

meineidiges Wort. Denn es ſetzt an die Stelle der Erwartung, daß die Majorität der unbekannten Fälle einer beſtimmten Regel ſich einfügen werde, die Behauptung, daß dies der Fall ſei: tut ſomit, als ob das Unbekannte von ihr bis in den letzten Winkel durchforſcht worden ſei und täuſcht dadurch die Laienwelt und ſich ſelber über den Wert ihrer Arbeit . . . In einem abgelegenen Erdenwinkel ſitzt vielleicht einer, dem zornige Funken aus den Haaren fahren, wenn er ſieht, wie wiſſenshungrige Menſchen aus allen Kreiſen der Intelligenz wieder einmal eingeſeift werden; denn er kennt zufällig die Grundlagen, auf denen jenes . . . Naturgeſetz aufgebaut iſt. Aber er weiß, daß nichts gefährlicher iſt als einen Menſchen, der viele ſatt gemacht hat, vor denen zu tadeln, die bei ihm zu Tiſche geweſen, und ſchweigt . . . Derweilen kriegt das Geſetz ſeine akademiſche Weihe, weil einer zeigen konnte, daß es nicht nur in hundert Fällen ſtimmt, ſondern tatſächlich weitere zehn beliebig herausgegriffene Organismen ihm ohne Ausnahme ſich unterordnen . . . Von da ab iſt es eine geheiligte Sache, und bis wieder eine Generation herangewachſen iſt, kennt man überhaupt nur noch die Behauptung, die in dem betreffenden „Naturgeſetze" aufbewahrt iſt. Auf welcher Erfahrung ſie beruht, kann keiner mehr ſagen, und es weiß drum auch keiner der Nachgeborenen, wie klein die ausgepreßte Tatſachenmaſſe geweſen iſt und wie beſchränkt die Erfahrung war, auf der ſo weittragende Schlüſſe aufgebaut wurden.

Muß es da den Menſchen nicht vorkommen, als führe über ihre Köpfe weg die Natur im Flammenwagen plötzlich zum Himmel auf, wie Obadja, der Prophet, wenn einer eines Tages daherkommt und zeigt, daß ſie, — nachdem es ihr gefallen hat, hundert Jahre in den Bahnen des „Geſetzes" zu wandeln, — nun plötzlich einen Seitenſprung macht? beweiſt, daß ſie auch anders kann, als man erwartet hatte? und daß ſie während der Jahrmillionen, da man ſie untertan glaubte dem Geſetz, ſicherlich immer wieder einmal abſeitige Wege gegangen iſt, ohne daß man es merkte? . . . Man ſollte glauben, der Eindruck könne nicht kleiner ſein und es müſſe ein großer Jubel anbrechen unter denen, die ſich mit dem Studium der Natur befaſſen: ein Jubel darüber, daß endlich die Gedanken ſich in einer neuen Bahn werden bewegen dürfen und daß die Sphäre der Vorſtellungen, mit denen wir eine beſtimmte Naturerſcheinung begleiten, doch nicht ſo horizonteng zu ſein braucht, wie jenes „Geſetz" es gewollt hat. Jeder Laie fühlt es ja in den Fingerſpitzen, daß ſogenannte Einſchränkungen, die ſich ein Lebensgeſetz gefallen laſſen muß, in Wahrheit den Wert von Erweiterungen unſerer Einſichten haben, und iſt deswegen von einem Buch oder Aufſatz, die ihm Merkwürdigkeiten aus dem Leben der Tiere oder Pflanzen berichteten, viel mehr entzückt, als von Werken, die ihm die Lehrſätze einer Wiſſenſchaft vortragen und tauſend Beſonderheiten letzten Endes auf einer Formel unterzubringen verſtehn. Aber man täuſcht ſich. Kein Jubel dringt aus Fachkollegenkreiſen hervor, kein

Freudenfeuerschein flitzt durch die Nacht. Da wird nur verspürt, daß ein Gesetz, das zum sogenannten eisernen Bestand unserer Erkenntnisse zählt, eine gewichtige vierstöckige Sache, die Vorlesungsstoff für acht Tage gibt, plötzlich ein Loch bekommen haben soll. Es will irgendwie nicht mehr alles beim Alten bleiben ... Und die Entsetzten spalten sich in zwei Lager auf: in einem rottet sich die kapitolinische Zunft der Eingeweidedeuter zusammen, die bei täglichen Versuchen, aus dem Zustand eines Kalbsgekröses den Sinn des Daseins und die Beschaffenheit des Weltgekröses zu erkunden, längsthin zu einem klaren Resultat gekommen ist. Sie geben zu, daß der aufsehenerregende Mann ganz richtig beobachtet haben mag, und daß die Befunde wahrscheinlich genau so sind, wie er sie beschreibt. Aber — die Tatsachen müßten anders ausgelegt werden. So ... (beispielsweise). Und sie machen es vor bis zu Ende. Wenn sie mit ihrer Deuterarbeit dann fertig sind, sind sie überzeugt, daß das Loch gar kein wirkliches Loch sei, sondern nur ein vermeintliches ... Wenn sie fertig sind mit ihrer Arbeit? Ach nein, sagt ein Skeptiker, sie wußten schon im vornherein, daß es nichts sei mit der Bresche.

Im andern Lager treten die an, die bereit sind, das Loch als solches anzuerkennen, sobald es ihnen gelingt, gleichfalls einen Pfeil durch die Lucke zu schießen. Und sie prüfen die Experimente des anderen nach. Sie nehmen die gleiche Tierart wie er, ordnen die Versuche so an wie er, wiederholen ihn (kurz gesagt) genau bis ins letzte, aber ihr Geschoß findet keine Passage: dem andern wurden — um ein Beispiel aus der Wirklichkeit zu zitieren — Mauereidechsen bei konstantem Verbleiben in 25° Celsius „wie angerußt", der Nachfahre sah (unter gleichen Bedingungen) nichts an ihrer Farbe sich ändern. Das Nächstliegende ist natürlich die Vermutung, daß beide recht haben, und in 50 Jahren weist es auch einer nach, indem er zeigt, daß die niederösterreichischen Mauereidechsen sich so verhalten, wie der erste sagt, und daß oberitalienische Mauereidechsen, das Material, mit dem der zweite gearbeitet hat, sich benehmen, wie der zweite entdeckt hat, daß somit beide (letzten Endes) doch nicht mit gleichen Bedingungen gearbeitet haben, — aber vorderhand ist für den andern eben die Hauptsache, daß *sein* Pfeil mit verbogener Spitze von der Mauer niedergerasselt war. Daraus zieht er den Schluß, daß die Bresche, von welcher der andere sprach, nicht existiere. In dem zitierten Eidechsenbeispiel hat es zwar keine 50 Jahre gebraucht, bis der Fall aufgeklärt war, weil der Experimentator gleichzeitig mit österreichischen *und* oberitalienischen Tieren gearbeitet hat und sofort die verschiedene Herkunft der Tiere, ihren unmerklich verschiedenen Blutzustand, als Ursache der verschiedenen Versuchsergebnisse erkannt hat. Aber in wie vielen Fällen haben scheinbare Widersprüche sich nicht gelöst, weil man die botanische oder zoologische Art als eine Natureinheit auffaßte, während sie doch eine Fiktion ist und nur das Individuum wirklich? Wie viele Naturgesetze stehen unversehrt da, bloß weil keiner

mehr seinen Pfeil durch das eine Loch, das jedes von ihnen seit jeher besitzt, hat hinausschwirren sehen?

Abgemacht: wir sind nicht Filze, noch Dogmenschieber. Und drum wollen wir jauchzen, weil wieder eines der vermeintlichen „Naturgesetze" eine Bresche empfing, durch die wir aus enger Luft und Eingeschränktheit in die Freiheit neuer Gedankenwelten entschlüpfen können. Wie schon angedeutet, wurde die Bresche in Wien gelegt, und der sie schlug, war der unermüdliche Dr. Paul Kammerer, dem in jüngster Zeit Erfolg über Erfolg sich häuft. Es handelt sich diesmal um die Frage, ob es eine physiologische Fernwirkung körperlicher Eigenschaften gibt oder nicht, ob also (beispielsweise) die durch Pfropfung miteinander vereinten Leiblichkeiten zweier Tiere, von denen jedes mit bestimmten Form- und Farbenmerkmalen versehen ist, während der Zeit ihrer Vereinigung sich gegenseitig mit ihren Eigenschaften so durchdringen können, daß in der Nachkommenschaft (der Chimäre) Merkmale der beiden Wesen, die an der Pfropfung beteiligt gewesen sind, zum Vorschein kommen. Ich schlage eins der neusten Handbücher über experimentelle Zoologie auf, in dem alle früheren Pfropfversuche kritisch besprochen werden, und finde die Versicherung, es gäbe etwas derartiges nicht. Es seien ... zwar ... Fälle beschrieben worden, in denen die als Trag-Amme für einen fremden Eierstock verwendete Form bestimmte Eigenschaften ihrer Leiblichkeit auf die eingesetzte Eierstockmasse (angeblich) hinüberprojiziert habe, so daß an den Produkten dieses Eierstocks Merkmale der Tragamme als neuer Erwerb erschienen seien, — (ich bitte: das Loch!) —, aber ... und nun kommt das ganze Lamento des Grävlingersinns, von dem ich eingangs gesprochen habe; das Schlußwort heißt (ich zitiere abermals): Mythe.

Aber Loch ist Loch und mit Kanonen wird nicht nach Spatzen geschossen, auch von Grävlingern nicht. Was ein Feuersalamander ist, wissen Sie gleichfalls. Im Wiener Wald sind sie schwarz mit unregelmäßigen orangefarbigen Flecken. Dieses rassenreine Naturkleid läßt sich verwandeln. Werden die Tiere Jahre lang auf gelber Lehmerde gehalten, so vermehrt sich das Gelb der Haut auf Kosten des Schwarzen, und zieht man die Jungen der Gelblinge wiederum über gelber Lehmerde auf, so nimmt der Orangeteil weiterhin derart zu, daß aus den gelbgefleckten Tieren schließlich solche mit breiten gelben Längsbinden werden. Züchtet man die Tiere dagegen auf schwarzer Gartenerde, so verlieren sie viel von dem Gelb und erscheinen nach Jahren (vorwiegend) schwarz. Das neue Merkmal zeigt sich auch bei den Kindern, wird also vererbt.

Aber es läßt sich durch äußere Eingriffe nicht nur die Zeichnung verändern, sondern auch die Fortpflanzungsweise. Normalerweise setzt das Salamanderweibchen bis 70 kiemenatmende Larven ins Wasser, die dort sich allmählich zu luftatmenden Volltieren entwickeln. Kammerer schuf nun insofern außergewöhnliche Außenbedingungen, als er den Weibchen das Bassin ihres Wohnbehälters

entzog, so daß ihnen nichts übrig blieb als die Brut dem Festlande zu übergeben. Hier gingen die aufs Wasserleben eingerichteten Larven natürlich ein. Aber allmählich schickten sich die Weibchen in die neuen Verhältnisse und setzten die Jungen (etwa von der vierten Trächtigkeitsperiode an) erst ab, wenn die Entwicklung soweit fortgeschrittten war, daß die Larven bereits als lungenatmende und zum Landleben befähigte Vollsalamander zur Welt kamen. Statt vieler Jungen brachten die umgestimmten Weibchen jedoch konstant nur noch zwei.

Nachdem so eine Salamanderform mit vollständig neuartigen Fortpflanzungsgewohnheiten herangezüchtet war, kam Kammerer auf den Einfall, die Eierstöcke larvengebärender (normaler) und vollmolchgebärender Weibchen gegeneinander abzutauschen. Er pfropfte also einem vollmolchgebärenden erprobten Weibchen Monate vor Beginn der neuen Brunstperiode den Eierstock eines larvengebärenden Tieres ein und brachte es mit einem larvengeborenen Männchen zusammen. Da die väterlichen und mütterlichen Keimzellen, die auf diese Art zur Vereinigung kamen, beiderseits von normalen Tieren stammten, so wäre auf Grund der Anschauung, daß die Tragamme das Pfropfstück nicht beeinflusse, zu erwarten gewesen, daß die Nachkommenschaft aus zahlreichen kiemenatmenden Larven bestehe. Statt dessen brachte das eine Weibchen nur 9 Junge, das andre 7, „die eine kontinuirliche Reihe aller Entwicklungsstadien von der normalen bis zur verwandlungsreifen Form bildeten" . . . Dieses Ergebnis ist nur dann zu begreifen, wenn man annimmt, daß vom Körper der Tragamme, die zwei Vollsalamander zu gebären gewohnt war, die Tendenz zur Verminderung der Jungenzahl auf den eingesetzten Eierstock ausgestrahlt ist und ihn derart beeinflußte, daß er statt vieler larvalen Jungen nur wenige teils larvale, teils verwandlungsfertige von sich gab.

Ein ähnliches Resultat wurde bei Pfropfbehandlung der künstlich herangezüchteten Farbenrassen erzielt. Ein gelbgebändertes Weibchen der Lehmzucht, dem der Eierstock eines unregelmäßig fleckigen Wienerwaldweibchens eingesetzt wurde, brachte mit einem unregelmäßig fleckigen Wildmännchen nicht eine rein elternfarbige Nachkommenschaft, wie man hätte erwarten sollen, sondern nur ein Drittel der Brut war unregelmäßig gescheckt; zwei Drittel schlugen der Amme nach, in deren Leibeshöhle sie ihre Embryonalentwicklung durchgemacht hatten. Und so noch mehr Fälle verschiedener Kombination, in denen vom tragenden Weibchen der eingesetzte Eierstock umgestimmt wurde, indem die Amme ihre Haut in der fremden Eimasse gewissermaßen abfärben ließ.

In aller Welt wäre indessen mit der bloßen Feststellung der Tatsache, daß bestimmte Eigenschaften einer Körperlichkeit von fernher einen gleichsinnigen Gestaltungsreiz auf die unterliegenden Keimstätten ausüben können, — wenig gewonnen, wenn Kammerer an seinen Salamandern nicht auch Fälle erlebt hätte, in denen von einer Beeinflussung der Eierstöcke durch die Tragamme nichts

zu entdecken war. Immer nämlich, wenn das als Amme verwendete Tier einer Naturrasse angehörte, das heißt entweder gefleckt oder larvengebärend war, sah man nichts von dem Merkmale der Amme auf ihre Zöglingschaft übergehen. Die Brut schlug in diesen Fällen regelmäßig den Tieren nach, von denen der Eierstock herrührte. Sobald aber die Tragamme der künstlich veränderten vollmolchgebärenden Formengruppe oder der gelbgebänderten Lehmkulturrasse angehörte, drückte sie den unterlegten Embryonen etwas von jenen Merkmalen auf, die sie selber erst vor kurzem unter dem Druck bestimmter Umweltfaktoren erworben hatte. . . . Das heißt, daß eine eben erst in den festen Besitzstand des Individuums übergegangene Eigentümlichkeit viel virulenter, beweglicher, explosiver, temperamentvoller, herrschsüchtiger ist, als ein Merkmal, das im Erbgut der Rasse vielleicht schon seit Jahrtausenden als Teil des Kronschatzes festsitzt. Wie eine frischgeladene Batterie verhält sich die neue Eigenschaft, wie ein frischhergerichtetes Radiumpräparat im Vergleich zu einem abgenützten. Es hat bewegliche Energie, drum kann es siegen, oder doch wenigstens hindrängen zur Dominanz. Unbedingt siegt es, wenn es in Form einer Anlage bereits mit dem Eierstock ins Ammentier kommt; Beweis: ein Weibchen, das Zeit seines Lebens siebzig kiemenatmende Larven gebar, bringt mit dem Eierstock eines vollmolchgebärenden Tieres im Leib, plötzlich zwei luftatmende Vollsalamander. Der alte Körper fügt sich somit ohne Widerstand dem neuartigen Fortpflanzungsrhythmus, den die eingesetzte Keimstätte ihm aufzwingt. Aber auch in jenem ungünstigsten Fall, wo das neue Merkmal als Gelbbändrigkeit im peripheren Fleischteil des Ammenkörpers seine Wohnstätte hat, weiß es sich wirksam zu machen: es durchdringt wie ein strahlendes Fluidum — das Wort Hormon fällt einem ein — den zwischenliegenden Gewebeteil, schleicht sich ein in die Keimstattregion, unterdrückt in den Eiern ganz oder teilweise die alte Färbungstendenz und kommt, geradeso als ob die neue Eigenschaft nicht vom Fleischteil herkäme, sondern mit dem Sperma eines Männchens in die Eimasse hereingetragen wäre — in der Nachkommenschaft (mendelnd) zum Vorschein.

Und so ist endlich, endlich jene Reizkette, die vom umgestaltend wirkenden Zufallsfaktor der Außenwelt über das Soma (oder Fleisch) als vermittelnde Zwischenstation zur tiefverborgenen Keimsubstanz führt, experimentell soweit bloßgelegt, daß wir den Weg, auf dem die Einverleibung der Außenwelt sich vollzieht, mit unsern Gedanken wenigstens nachtappen können. Ist die Einverleibung erfolgt, „so kann die Eigenschaft nicht mehr untergehen, auch wenn jetzt der (bewirkende) Außenreiz abnimmt" (Kammerer), — — es hat sich, möchte man sagen, die neue Eigenschaft zum Reiter gemacht und nur ein Umweltfaktor, der neu ins Leben ihres Trägers träte, könnte in gleicher Weise, wie sie mit ihrer Vorgängerin tat, sie degradieren zu Reittier und Bügel. . . . So häuft ein Neues sich auf den Trümmern des Alten an wie ein Troja sich auf den Ruinen

des vorigen ansetzt: es gibt ein Untergehn ohne letztes Verschwinden. In Urewigkeit fing es so an, es wird fortgehen so bis wieder in Ewigkeit, und dieses eben wird nicht allein die Ursache des Wandels sein, sondern auch die Ursache des Steigens und die Ursache des Falls: daß alles, was die Umwelt an Erregungen, Brandungen und Wellengängen in der empfindsamen Protoplosmamasse auslösen mag, bei genügender Stärke des Seegangs immer durch das Fleisch einzieht in die Heimstätten der Keime und sich dort registriert. Dabei wird nicht gefragt, ob das, was ausgelöst wird, biologisch nützlich sei oder schädlich. Es wird einfach erzeugt und das Erzeugte wird bei jeder Begattung (mendelnd) weitergetragen, kommt an den Jungen zum Vorschein und damit abermals auf vielen Beinen hinein ins Gedränge der Außenwelt. Jetzt erst wird (vor dem Forum der Außenwelt) entschieden, ob das Neue erhalten bleibt: es wird der Erzeuger zum Richter über sein Werk. Wird das neue Merkmal in Kombination mit den vorhandenen Eigenschaften seinen Träger tauglicher machen für die augenblickliche Form des Daseinskampfes oder zumindest seine Lebenslage nicht verschlechtern, so wird er überleben und die neue Errungenschaft breitet sich rasend aus, weil die geschlechtliche Vermehrungsweise den Originalartikel sofort gewerbsmäßig herzustellen beginnt. Wird die Errungenschaft dagegen der Tüchtigkeit des Besitzers Eintrag tun, so wird er verworfen sein, und das Sturmlied, das die Umwelt in einer katastrophenvollen Erdenstunde dem alten Instrumente abgerungen hat, wird spurlos verwehen. . . . So reichen sich über den Salamander hinweg letzten Zieles Darwins, Lamarcks und Mendels Lehre die Hand.

Jenseits dieses ausguckweiten Resultates, das durch ältere Beobachtungen Unterstützung erhält, erhebt ein anderes steinaltes Problem den eisgrauen Schädel. Wenn der Leib der Amme den Uterus beeinflussen kann, fragt man sich, warum sollte nicht auch der Uterus, sofern er etwa durch einen blutfremden Vater im Paarungsakt unvermutet ein neues sieghaftes Merkmal zugetragen erhält, formgestaltend auf die Amme einwirken können? . . . Und man erinnert sich, was Darwin erzählt: daß eine arabische Stute mit einem Quagga gepaart worden sei und einen Mischling zur Welt gebracht habe. In der nächsten Fohlperiode erhielt die Stute als Partner einen reinrassigen Araberhengst. Sie lud jetzt ein Pferdefüllen ab, aber es war an den Beinen wie ein Quagga gestreift! Darwin war fest überzeugt, daß die Stute während ihrer ersten Trächtigkeitsperiode durch den Mischlingsembryo physiologisch beeinflußt worden sei, daß diese Beeinflussung auf unbekanntem Weg dem Pferdekind sich übermittelt habe und in seiner Zeichnung zum Ausdruck kam. . . .

Die Grävlinger haben 50 Jahre auch hierzu Mythe gesagt. Seit wir aber von Semon, Kammerer und Tower wissen, daß es tatsächlich eine sensible

Periode der Keimzellen gibt, in der ſie jeden fremdartigen oder ungewöhnlichen Reizſtrom, der mit einiger Heftigkeit auftritt, aufzunehmen bereit ſind, darf man ſich getroſt für aufgeklärt halten, wenn man die Mythe als Faktum anſieht. Denn ſchon als der Quaggabaſtard noch als Embryo im Mutterleibe lag, wurde ja die zweite Eizelle, aus der das Hengſtfohlen entſtand, in den Mutterzellen des benachbarten Eierſtocks vorbereitet. . . . Man ſetze an die Stelle von Pferd und Quagga Menſch und Menſch, und manchem Ehemann mag grauſen. . . . (Auch mancher Frau.)

Und noch weiter draußen, wohin die Augen kaum mehr reichen, geſpenſterts auf all dieſe neuen Entdeckungen hin am hellichten Tag. Wer kennt nicht das entſetzliche Wort vom Verſehen? Die Erzählungen von der ſchwangeren Frau, die der Schrecken einer Feuersbrunſt phyſiſch und ſeeliſch derart überwältigte, daß ein Kind mit roten Haaren zur Welt kam? . . . Jenſen, herrlicher Jenſen, warum haſt Du Dir das entgehen laſſen! Warum hat deine ſchwarze, bewegliche Moa an dem Feuerbrand, den der göttliche Dreng aus dem gelben Stein herausſchlug, ſich nicht ſo geblendet, daß ſie das nächſte Mal einen roten Buben gebar? — Das hätte viele ſchneller überzeugt als all mein Gerede, Dreng hätte über den Fuchs geſtaunt, hätte ſicher auch eine wunderſchöne Erklärung für die Erſcheinung gefunden, und wir hätten dann nicht nur gewußt, wie Reinlichkeit, Monogamie, Kunſt und Literatur in die Welt gekommen ſind, ſondern wären auch über die Entſtehung der Wiſſenſchaft im Reinen geweſen.

Sicher kommt ſie ja eines Tages auf all das zurück.

Carl Spitteler/ von Jakob Schaffner

Das Sprichwort ſucht gewiſſe Zuſtände im menſchlichen Leben kenntlich zu machen, indem es von ihnen ſagt, ſie ſeien zu Tugenden gewandelte Nöte. Es hat, wie ſeine ganze liebenswürdige Sippe, nur halb recht. Alle unſere Tugenden ſind gewandelte Nöte. Durch Haltung kommen ſie zu moraliſchem Anſehen. Durch das halbe Bewußtſein gewinnen ſie dynamiſchen Auftrieb. Die volle Erkenntnis tötet ſie, indem ſie ſie zur voll erkannten Not zurückwandelt. Auch die Religionen ſind zu Tugenden gewandelte Nöte. Die Poſe verleiht ihnen Geltung. Das halbe Bewußtſein organiſiert ſie zu Kirchen. Die volle Erkenntnis wandelt ſie zur voll erkannten Not der Gottloſigkeit zurück und löſt ſie auf; die voll erkennende Geſellſchaft tritt das Erbe der halbbewußten Religionsgemeinde an. Zu dieſer Erbſchaft gehören die Nöte, ſo wie jene von den Religionen im halben Bewußtſein zu Symbolen gemachten Mittel zu ihrer Bekämpfung: die Werkzeuge der Erkenntnis. Der Menſch verehrt, was er nicht kennt, und ſymboliſiert, was er nicht definieren kann. Die Definition und die Anbetung

sind die beiden Gebärden, mit denen er auf das Leben antwortet. Die Definition beschränkt unaufhaltsam das Gebiet der Anbetung, indem sie es durch Erkenntnis vergesellschaftlicht und zugänglich macht.

Das reinste religiöse Verhältnis des Menschen ist die Gotteskindschaft: er macht sich zum Kind der erwünschten Gewalt, die seine unbekannte Not besiegen soll. Wer in der Finsternis der Erkenntnislosigkeit besonders tröstliche oder hilfreiche Worte zu sprechen vermag, ist ein bevorzugter Gottessohn. Diese Würde setzt jenes einzelne Halbbewußtsein voraus, auf welches eine neue halbbewußte Massenorganisation gegen das Übel gegründet werden kann. Die Seele des im Dunkel tönenden Wortes ist Mitleid. Die Seele der Erkenntnis ist die Analyse; sie braucht keine Organisation; nur die Stimmung organisiert sich. Das unkritische Mitleid steht zur Zeit noch höher im Wert als die mitleidlose Kritik. Die Welt des Geistes liegt in der allerersten Dämmerung; sie träumt noch von ihren Nöten und von den Gottessöhnen, die sie dagegen organisieren sollen.

Besonders geschätzte Gottessöhne waren zu allen Zeiten die Dichter, denen ein Gott zu sagen gab, was alle litten. Sie waren so geschätzt, daß man sie zu Symbolen machte und außerhalb der Gesellschaft stellte. Man konnte sie nicht definieren und verehrte sie, die ihrerseits die undefinierbare Not verehrten und durch ihr mitleidvolles Halbbewußtsein zwischen dieser und der Menschheit vermittelten. Das war ihre Mission und ihre Gebärde. Sie symbolisierten die profane Not der Welt, wie die Priester die geistliche Not symbolisierten. Je weiter die Definition der Gesamtnot vordringt, desto seltener wird auch für die dichtenden Gottessöhne die Gelegenheit, Nöte zu symbolisieren; desto beschränkter wird ihre Mission. Ihre Gebärde stirbt aus. Die Gottessöhne werden in spätern Zeiten so historisch sein, wie die Mammute und der Vogel Archäopteryx. Die Dichter werden bleiben, weil sie eine natürliche Kraft sind. Sie werden in der vollen Erkenntnis fortfahren, auszusagen und anschaulich mitzuteilen, wie sie im halben Bewußtsein aussagten und anschaulich mitteilten. Es wird sich bei ihnen nichts ändern, als daß sie sich von Symbolen zu Mitmenschen wandeln. Nachdem sie selber definiert und vergesellschaftet sind, werden sie ihrerseits sich bestreben, die Weltnot zu definieren und zu vergesellschaften. Der soziale Dichter wird den halbgöttlich individualen verdrängen. Er wird seinen ganzen Stolz darein setzen, sich selber anzuwenden, statt Gleichnisse von sich zu machen. Er wird zwischen Naturforschern, Industriellen, Ärzten, Regierungspersonen und Weltreisenden gehen, statt zwischen Priestern, Philosophen und Zauberern. Seine Gebärde wird sich von der Gebärde der Arbeit durch nichts unterscheiden, als daß sie anschaulicher und verständlicher ist. Er wird ein Praktiker sein, ein Mann der Tat, ein Mensch der Gegenwart. Seine Werke werden blitzblanke Augen haben, Augen von heute, Glieder von morgen und das Lächeln von übermorgen. Es wird keine Werke mehr geben, die man dem Schöpfer nicht

verzeiht, weil jedermann weiß, daß er daran mitgearbeitet hat, wie die Griechen wußten, daß ſie Mitarbeiter an der Odyſſee waren. Es wird nicht mehr vorkommen, daß ein Dichter abſeits geht, wenn er einen Roman ſchaffen will, dann mit übernächtigen Augen übernächtige Geſichte in den hellen Tageslauf der Menſchheit trägt, an denen niemand einen Anteil hat, und nun haben will, daß man ihn bewundere. Der neue Dichter will nicht bewundert ſein, er will erkannt ſein. Er trägt keine Maske mehr, auch nicht, wenn er Epen ſchreibt; er tritt immer mit ſeinem eigenen Geſicht auf, welches das nur leicht individualiſierte Geſicht aller Menſchen iſt.

Auf der Grenze zwiſchen dieſer definierenden und erkenntnisreichen Zeit und jener ſymboliſierenden, in der es noch Prieſter, Dichter und Helden gab, liegt das Werk Carl Spittelers. Seine Spannung ſchwebt zwiſchen dem Traum des Prometheus-Epos und dem Hahnenſchrei des Olympiſchen Frühlings. Seine Gebärde iſt individualiſtiſch; er ſetzt ſich als die Ziffer Eins gegen das ungezählte Maſſenhafte. Sein Wille erſcheint analytiſch, und das iſt ſein Widerſpruch: er ſtrebt in der Wirkung bewußt zu ebendieſem maſſenhaften Unbewußten, von dem ihn ſeine Gebärde iſoliert. Aber ſein Widerſpruch iſt kein Widerſpruch von Haus aus. Im Prometheus-Epos findet er ſich nicht, oder er ſchläft, wie er in jeder Exiſtenz ſchläft. Er iſt die Folge eines unvermeidlichen Zufalls, der uns alle in dieſer oder jener Form einmal entſcheidend beſtimmt. Wäre es dem Ungezählten möglich geweſen, die Ziffer Eins zur Zeit ihrer Willigkeit, als ſie im Prometheus-Epos ſymboliſiert erſchien, zu erkennen, ſo hätte ſie ſich an deſſen Spitze geſetzt, um eine runde Summe mit ihm zu bilden. Das Ungezählte erkannte nicht. Die Willigkeit blieb unbeachtet, die runde Summe ungebildet, und der Dichter ſuchte Stütze beim Helden, der heute als Individualiſt erſcheint: Epimetheus zog ſich mit Prometheus in das Tal der enttäuſchten Jugend zurück. Da es ein rein heidniſches Naturtal iſt, fehlt auch der Prieſter, der noch vermitteln könnte. So klingt grollend in Sturmnächten das Altmännergebrüll des Löwen und das Schluchzen des Hündchens darin auf. Die Zeit wandert, das Rad des Schickſals mahlt quer über die Wege der Ungezählten, und die Definition erobert der Menſchheit das Land der Menſchheit, das der halbbewußte und gewiſſensbedürftige Epimetheus verriet, und in dem das Symbol Prometheus litt. Der Verrat war unnötig, wie das Leiden. Das Maſſenhafte iſt unverantwortlich; der Vereinzelte wandelt ſich heute aus dem Sohn Gottes in den Sohn des Mißgeſchicks. Es verſchlägt nichts, ihm den Kultus zu gewähren oder zu verſagen: ſeine Seligkeit und Verdammnis beruht darin, daß er unter der wechſelvollen und immer verräteriſchen Witterung des Schickſals allein ſteht. Der individualiſtiſche Schöpfer ſollte nach vollbrachtem Werk ſeine Vernichtung anſtreben, wie Chriſtus, oder die Wahrſcheinlichkeit ſeiner leiblichen Exiſtenz zerſtören, wie Lykurg. Tolſtojs

Flucht war ein Versuch, sein Werk von seiner Leiblichkeit zu erlösen, nachdem er diese vom Werk erlöst hatte. Ich will heute von Carl Spitteler reden, als ob er vor hundert Jahren gestorben und eben heute zum erstenmal entdeckt worden sei. Er kann dies Experiment aushalten; er muß auch seine eigene Zeitlosigkeit bei lebendigem Leibe ertragen.

Man hat sich unter dem Epos „Prometheus und Epimetheus" einen ausbündig belebten, farbigen und spannenden Roman vorzustellen, den man in einem Zug liest. Es ist keine Nachdichtung der viel-mißhandelten Prometheussage, hat mit dieser glücklicherweise überhaupt nichts zu tun, und seine beiden Helden könnten ebensogut Mensch und Mitmensch oder der Große und der Kleine heißen. Es ist einmal Spittelers Idee, daß ein Erkenntnisgehalt durchaus projiziert werden müsse, um zur Sichtbarkeit zu kommen. Das ist am Ende seine Sache; aber ich halte es für möglich, daß der klassizistische Titel Generationen von Mitlesern abschreckt, denen ihre gute Gegenwart zu lieb ist, um sich bei ausgedroschenem Philologenstroh aufzuhalten, und betrachte es als eine verdienstliche Aufgabe, einmal öffentlich zu verkünden, daß das Epos Prometheus zunächst eine fesselnde Erzählung, dann ein bilderreiches, anschauliches Schicksal, und endlich ein hochmodernes, elegantes Kunstwerk ist, das nicht in die Reihe Homer, Dante und wohin schlechtberatene Leute Spitteler schon eingepuppt haben, gehört, sondern in die gegenwärtige Front der Weltliteratur, die von Gustav Flaubert, Oskar Wilde, Hebbel und Ibsen gestellt wird. Es hat die wohlerzogene schriftstellerische Tugend der ersten drei und den kalten Dämonismus des Dithmarschen im Leib, und setzt wie die Würfe des jungen Ibsen sittlich-soziale Leiden in gewaltige Visionen um, ohne einem einzigen von diesen oder sonst einer Erscheinung zu gleichen. Spitteler ist ein Finder in jeder Zeile. Das Glück der Gesundheit und der Manneskraft verklärt jedes Wort. Der Einfall glänzt und bebt, wie die frisch aus der Scheide gefahrene Klinge. Aus seinem Pessimismus blüht Schönheit um Schönheit auf, wie aus der Nutzlosigkeit des Daseins. Philosophie ist ja Sache des Temperamentes; leidenschaftliche Menschen sind immer Pessimisten. Diese in aller Macht der Erscheinung verneinende Gestalt ist ein auffälliges und bis jetzt einziges Phänomen zwischen dem wohlgefälligen Optimismus unsrer schweizerischen Demokratie. Spittelers geistige Wurzeln stecken in dem heiligen Boden des alten Indien, nicht dem liberalen Indien Buddhas, sondern dem konservativen gestaltenwuchtigen des großen Brahma. Nun liegt aber vielleicht gerade in diesem mannhaften Pessimismus die Hemmung des Erfolges, den man der reinen dichterischen Kraft wenigstens unter unserer Jugend zusprechen müßte. Ein pessimistisches Werk, das hat Schopenhauer erfahren, braucht eine pessimistische Zeit, um im Weiten wirken zu können. Man spricht dann von Zeitstimmung; man hat ein starkes fremdes Temperament durch gefühlsmäßige und sentimentale Kalkulationen sich

angeeignet, wie eine Influenza. Wir aber schwimmen heute auf der lauen Woge des Optimismus. Mit allen unsern übrigen Findelkindern profitiert auch das Christentum von dieser Hochkonjunktur; man ist zur Zeit rechtgläubiger, als man zugeben will. Spittelers Werk ist entschlossen heidnisch. Wie es nun mit dem Ungezählten bestellt ist, kann es nur glauben oder nicht glauben. Es will auch ein philosophisches Bekenntnis glauben und weiß nicht, daß es zum Anschauen und Erkennen da ist, wie ein Bild, ein Gedicht, ein Bach, ein Nachthimmel. Es will gar zu gern mitempfinden und sich etwas bei einer Sache denken können. Das ist Wagners Glück geworden; für andere Künstler war es immer ein Unglück. Auch für Spitteler war es ein Unglück. Er wollte das Ungezählte nicht zu hoch einschätzen, und es ist sein Ruhmestitel, daß er es immer noch um das hundertfache überschätzte. Es gehört eine Roheit dazu, die größer ist, als die aufsummierte Gesamtroheit des Ungezählten, bei Heller und Pfennig seinen wirklichen Unwert auszurechnen.

Die Landschaft des Spittelerschen Lebenswerkes ist räumlich eins in sich; zeitlich verhält sie sich in Anfang und Ende wie das Diluvium zum Alluvium des gleichen geographischen Quadrats. Die Landschaft des romantischen Prometheus ist stark und freudig; es ist eine vollkommene, wohlgeschaffene Landschaft, in der es Mütter und Kinder gibt, und wo auf die schönste Weise gelacht wird. Sie besteht aus dem ungebeugten Hochgebirg des Prometheus, dem eingefangenen Strom Epimetheus, und der menschlichen Ebene. Darüber ziehen die Sterne und Gewitter der überirdischen Mächte hin, und zu höchst erscheint einmal die unwandelbare Schwermut des Gottes. Die Handlung ist einzig, das Schicksal von allgemeiner Bedeutung. Es gehen Aufzüge von unvergleichlicher Großartigkeit und Herrlichkeit der Ironie durch den Raum. Das Volk ist breit und prachtvoll in seiner Torheit. Spitteler hat in unserer mit guten Gründen nüchternen Zeit die überschüssige Wucht zum grandiosen Auftritt. Am Ende ist der Mensch nicht kleiner als der Gott, und die Geschichte Gottes ist die Geschichte der Menschheit. Aber die Geschichte der Menschheit ist überall die Geschichte ihrer Unzulänglichkeit, die im Kampf des einzelnen Gewissens mit der allgemeinen Not beschlossen liegt. Diese heroische Unzulänglichkeit bildet auch den Stoff und Gehalt der Dichtung Prometheus, von deren sozusagen physischer Konstitution weiter nichts zu melden ist, als daß sie eine sehr gute Handlung hat; von ihrem Leben und Sterben kann man mit Nachworten keinen Begriff geben. Ein geweckes Auge erkennt zwar die Bedeutung einer Form; weil das geweckte Auge aber selten ist, muß man sich an das Gehör der Menschen wenden, durch das zum schwierigsten Kopf ein Weg führt. Warum lesen wir Romane? Weil wir erschüttert oder erfreut werden wollen. Ich weiß keinen deutschen Roman, der großmütiger erschüttert und freigebiger erfreut, als Spittelers Prometheus-Epos. Viele lesen auch Romane, um belehrt zu werden

und etwas zum Nachdenken zu bekommen; die reine Philoſophie iſt ihnen zu ſchwierig; ſie habens gern gefällig eingekleidet. Auch dieſen reſpektablen Leuten kann gedient werden; Spittelers Prometheus-Epos iſt voll allerhöchſter Beziehung und allertiefſter Weisheit. Jede Gebärde ſpricht das Weltganze aus. In jedem Finger pulſt das heiße, rote Blut des Lebens. Jedes Herz zuckt unter der ſittlichen Not des bewußten Seins. Ich errichte einen Berg auf dem vielteiligen Weg des ungezählten Leſers, den Berg Prometheus. Der ungezählte Leſer erſteigt ſo viele unnütze Hügel und kahle Felſen das Jahr hindurch, die ihm nichts einbringen als Mühe, Hunger und Langeweile, daß es in ſeinem eigenen Intereſſe liegt, wenn ich ihm anbefehle, bevor er eine neue Langeweile anfängt, einmal dieſem dunklen Sohn Gottes die erwünſchte Gelegenheit zu geben, ihn mit ſeinem holdeſten Werk unterhalten, ſpannen, rühren, erſchüttern, bewegen und beglücken zu dürfen.

Dafür will ich dann verſtehen, daß der Olympiſche Frühling keine Lektüre für den ungezählten Leſer iſt, obgleich ſie ihm nur nützen könnte. Er bekäme dabei Dinge zu ſehen, von denen er noch nicht einmal geträumt hat. Das Werk zeigt weder für einen Vogel noch für einen andern Fetiſch Talent, und iſt auch viel zu wuchtig für auf die allgemeine Stange. Wir haben es wieder mit dem geographiſchen Quadrat des Prometheus zu ſchaffen, nur in einem ſpätern Weltalter. Es braucht jetzt keine geologiſche Erfahrung mehr, um zu ſehen, daß Spittelers Phantaſie die Phantaſie eines Vulkans und ſeine Kunſt Vulkanismus iſt. Der Prometheus iſt Jugendland, das eben das Meer verließ und die Vegetation im Beſitz nahm. Man ahnt nur leiſe das Fundament, auf dem der Weltteil ruht. Nun fangen die Regen an zu waſchen. Quellen beginnen zu nagen. Bäche wühlen. Ströme brechen Pforten und Klüfte in vertraute Zuſammenhänge. Der Olympiſche Frühling geht über einer total veränderten Landſchaft auf. Reihe hinter Reihe erheben ſich nun gigantiſch die bloßgelegten Granitfelſen. Gegenüber graben ſich zeilenweiſe die Baſaltgüſſe aus dem Erdreich. Orgelgebirge ziehen in erſtarrtem Schmerz vorbei. Unüberbrückbare Abgründe klaffen. Seen, Waſſerfälle, niederſteigende ſpäte Wälder, auffliehende Bergwieſen, firnbedeckte Höhen, heilig wandernde Wolken, tief verſteckte bange Lieblichkeiten: das ſind die Geſichtszüge der neuen Landſchaft.

Spitteler mußte den Wurf des Prometheus ein zweites Mal tun, weil der erſte nicht einſchlug. Vielleicht wartete er zu lange. Inzwiſchen wurde das Ungezählte ihm und er dem Ungezählten fremd. Nachdem er die Veſte des Himmels und das Fundament der Erde gebaut hatte, fuhr er fort, zu ſchaffen. Er machte Kräuter und Bäume, deren Früchte gut zu eſſen, und Tiere, die vergnüglich anzuſehen ſind. Eine Reihe von Werken bekannterer Geſtalt ging unter ſeinen Händen hervor; alle traten mehr oder weniger mit den Zügen heftigen Schrecks ans Licht, auch wenn ſie zu lachen ſchienen, und ſprachen von einem

unerlöſten, wartenden Leben. Es gibt eine Erlöſung, die dem Künſtler von außen kommen muß. Als ſie immer nicht kam, kehrte Spitteler zur großen Gebärde zurück und achtete nicht darauf, daß zur Unerbittlichkeit geſteigerte Bitternis ihm Härte und Brüchigkeit in das neue Werk brachte. In dem Bund des Dichters mit den Helden überwog nun der Held, weil die Selbſtbehauptung vor dem latenten Nichts die verfügbaren Kräfte des Gemütes forderte; der wiſſende Individualiſt organiſierte ſich angeſichts der neuen Tat entſchloſſen zum Einzelausdruck ſeiner ſelbſt. Der Stil der Perſönlichkeit iſt der Stil des Werkes. Im „Olympiſchen Frühling" herrſcht die einſame Heftigkeit, der Individualismus des Teils. Die Sonderſchönheit hat es hier zu ganz unvergleichlichen Geſtaltungen gebracht. Die Schöpferwut ſteigt empor zu den rarſten und furchtbarſten Geſichten, zu Viſionen von unentrinnbarer Wahrheit und Souveränität. Die weitgeſpannte Harmonie der Körperlichkeit, das aderverzweigte Glück des atmenden Leibes, die innige und ahnungsvolle Beziehung des hundertſten zum tauſendſten ſcheint zerriſſen, durchbrochen von der überheftigen Empfindung, die ſich rückſichtslos dem Einzelfall hingibt. Der Weg zum ſozialen Künſtler iſt nicht beſchritten. Die Stimmung des Werkes iſt jetzt ein titaniſcher Anarchismus, der Gott und Tier in den Strudel ſeines peinvollen Übermuts reißt.

Am Anfang iſt das Kind und die wahlloſe Liebe des Kindes. Unſere zweite Epoche iſt das Erwachen zum Ich, die Entdeckung des Individuums, die Differenz. Unſere Entwicklung ſchließt, wenn ſie poſitiv und glücklich war, mit der wiſſenden Liebe des Erkenntnisreichen zum Ganzen, aus dem unſer Wohl und Wehe fließt. Dieſe Liebe iſt weiſe geworden; ſie glaubt nicht mehr an den einzelnen. Ihre Seele iſt Demut, die in der Epoche der überheblichen Abſonderung gelernt wurde. Der Dichter des eben vergangenen Zeitalters, der Symboldichter, gelangte zu dieſer Harmonie durch die Verbindung mit dem Prieſter; der neue Dichter gewinnt ſie aus der ſozialen Erkenntnis. Spitteler iſt der letzte Symboldichter; nach ihm wird es nur noch Schriftſteller geben, wie es nach Kaiſer Maximilian, dem letzten Ritter, nur noch Offiziere und Soldaten gab. Sie werden nicht weniger Mut und Genie haben, als die alten Dichter; aber ſie werden durch Erkenntnis (der Naturwiſſenſchaft) vergeſellſchaftet ſein. Die Definition gliedert ſie in den ſozialen Organismus ein; ſie erſetzen das Symbol durch das erkannte Objekt. Die Symbolprieſter werden ihnen folgen. Die Symbolrichter müſſen ſich auch moderniſieren.

Der „Olympiſche Frühling" iſt am bequemſten äſthetiſch zugänglich; die Auseinanderſetzung mit ihm vollzieht ſich allgemein auch auf dieſem Gebiet. Rein äußerlich leidet er an einer Stilzweiheit. Die erſten beiden Teile ſind horizontal gegliedert; im dritten, vierten und faſt dem ganzen fünften Teil erſcheint die Bauart vertikal: die Epiſode herrſcht. Dann ſtürzt die Handlung plötzlich und heftig zum Ende. Man ſagt, Spitteler habe eine neue Mythologie geſchaffen,

glaubt ihn damit zu rühmen, und weiß nicht, wie unrühmlich das Wort klingt. Ein Mythos ist das dichterische Produkt eines Glaubens und muß geglaubt werden, vom Dichter und vom Nachdichter, dem Hörer. Eine Mythologie ist nur in einer halbbewußten Gesellschaft möglich; sie ist der Ersatz für die mangelnde Erkenntnis, vom Erklärungsdrang des Menschen geschaffen. Dieser Erklärungsdrang brachte die moderne Naturwissenschaft hervor mit ihren sichern Definitionen und austastenden Hypothesen; ein Mythos ist uns höchstens die prähistorische Genealogie des Menschen, weil nur sie in Frage kommen kann, von uns geglaubt zu werden oder nicht; in der Prähistorie sind wir halbwissend. Man soll doch die alten Formen und Begriffe endlich ruhen lassen; sie sind Werte versunkener Tage; uns verlangt, das erkannte Objekt anzuschauen, in diesem Fall die Wirklichkeit der Spittelerschen Wortkunst. Das späte Vorwerk der symbolischen Dichtung ragt noch einmal urgewaltig auf an den Grenzen unserer von horizontalen Energien donnernden Ebene. Spittelers Hochbauten sind auf Dauer eingerichtet. Die räumlichen Visionen des Erebos, der Uranosfeste, der Sonnenreise des Apoll, der Geistermühle, des unterirdischen Maschinenraums mit dem Weltenklagebuch, der Kapelle unter dem Baum Thateron, und schließlich, um nicht alles nennen zu müssen, des Automaten gehören schlechthin zu den Prunkstücken der Universalliteratur. Im Verlauf der von Zeus verkündeten Anarchie werden tiefgründig schöne und tragische Einzelerzählungen manchmal höchst glücklich vorgetragen; sie haben in unserm nur kleinen Novellenschatz ihr gutes Gewicht. (Vielleicht wären sie doch etwas mehr ans allgemeine Interesse gebunden worden, wenn Spitteler frühzeitig die Figur des Herakles eingeführt und die Episoden zu seiner Entwicklung benützt hätte. Die horizontale Bindung wäre hergestellt; Herakles täte den architektonischen Dienst des Architravs, der nun ganz fehlt, und würde so seiner eigenen Episodenhaftigkeit entrissen.) Der „Olympische Frühling" wird nie den ungezählten Leser, aber zu allen Zeiten ein Volk haben, nämlich jene, die einen großen Gegenstand der Phantasie anzuschauen wissen und dabei Kraft und Einsicht besitzen, die fürchterlichen Züge einer vereinsamten Wahrheit mit Teilnahme zu betrachten und ihrer zur Tugend gewordenen Not Ehrfurcht zu entrichten. Die Haltung, durch die sie sich zu Ansehen bringt, ist der trotzige und unbesiegbare Selbstwert unserer unabwendbaren endlichen Gesamtniederlage vor dem Schicksal. Ihre Gebärde erscheint als die heldenhafte und einzige Gebärde des Übergangs: schwermutsvoll als Parodie definierte Anbetung des entschleierten und entlassenen Symboles. Alle Anbetung ist Parodie; aber sie ist es nicht immer bewußt. Der „Olympische Frühling" ist das Werk eines erschütterten Dichters und eines skeptischen Helden: also zweier Männer.

Die neue reichsländiſche Verfaſſung iſt Geſetz, Elſaß-Lothringen Kaiſerland und Bundesſtaat geworden.

Halten wir uns bei dem ſtaatsrechtlichen Zwitter — weder reiner Bundesſtaat, noch reines Kronland — heute nicht auf. Der demokratiſche Strom, der ihn ins Daſein gehoben, unerwartet und wie durch ein Wunder, wird ihn ins grünende Leben hineintreiben. Zerfetzt iſt jedenfalls die Vorſtellung, als ob dieſes reiche und lebenſtrotzende alemanniſche Kernland, die Heimat deutſcher Sänger und die Nährmutter deutſcheſter Geiſter, in alle Ewigkeit verurteilt ſei, Feſtungsglacis zu bleiben; als ob es, in unmittelbarer Lebensgemeinſchaft mit demokratiſchen Nachbarn und von demokratiſchen Stimmungen bis auf die Knochen durchwühlt, in alle Ewigkeit von Notabeln und Beamten bevormundet werden könnte. Wird man ſchließen dürfen, daß hinfort das auf der Angſt vor dem zahmſten aller Völker beruhende Mißtrauen als oberſte Maxime preußiſcher Staatskunſt aufgegeben werden ſolle? Wie ein Geſpenſt am hellen lichten Tage ſahen wir den viel beſpöttelten Block von Bebel bis Baſſermann einen Augenblick in die Erſcheinung treten. Es iſt wahr: gleich bei der Reichsverſicherungsordnung verſchwand es wieder. Und die eben noch in demokratiſcher Geſinnung — oder aus Furcht vor der demokratiſchen Flut — Geeinten trennten ſich wieder. Die Sozialiſten durften die Bürgerlichen wieder eine unverbeſſerliche reaktionäre Maſſe ſchimpfen und in den kapitaliſtiſch verſeuchten Topf ihre lauteſten Flüche ſenden. Und die Bürgerlichen ſtimmten, auch die Liberalen, in allerhand vom Unternehmerintereſſe oder agrariſchen Egoismus geforderten Vorbehalte, erhoben das Mißtrauen vor dem organiſierten Proletariat zum Prinzip, boten die Hand zur Bureaukratiſierung des Syſtems ſozialer Fürſorge, das einen ſchönen Anlauf zur Selbſtverwaltung genommen hatte, und konnten ſich nicht entſchließen, der Altersverſorgung einen Sinn zu geben, indem ſie fünfundſechzigjährige Arbeiter für verbraucht und penſionsbedürftig erklärten. Überhaupt: der Zug zur Verbeamtung des geſamten Volkes geht unaufhaltſam weiter, der Kreis der Verſicherungspflichtigen erweitert ſich unaufhaltſam, Witwen und Waiſen ſoll es nicht nur von Staatspfründnern geben, aber die Großmut und der Geiſt der Liebe und der raſſenhygieniſchen Einſicht, die die Anfänge der ſozialen Bewegung verklärten, haben der Enge und kleinlichen Koſtenberechnung wieder Platz gemacht. Trotzdem — welke Hoffnungen blühen wieder auf, man ſpürt einen ſtillen Jubel die Reihen des jungen Geſchlechts durchbeben, als ob nun der liberale Geiſt und der Wille zur Selbſt- oder wenigſtens Mitbeſtimmung erſtarkt genug ſeien, um die Tore zur konſervativ-klerikalen Zwingburg zu ſprengen. Und die demokratiſche Preſſe beginnt, verſchämt natürlich, aber durch das Gehege der Wenn und Aber deutlich merk-

bar, Herrn von Bethmann Hollweg auf seinen bislang dornigen Weg Rosen zu streuen.

Dazu ist, scheint mir, kein Anlaß. Schon die Schnelligkeit des Gesinnungswechsels ist so plötzlich und unvermittelt, daß man wohl an einen Zwang, sich vor dem kaiserlichen Herrn endlich durch einen Erfolg zu legitimieren, aber keineswegs an einen organisch zusammenhängenden Grundplan denken muß. Gestern noch mit Nachdruck agrarisch. Gestern noch in Preußen antidemokratisch und das von Bismarck gegebene Reichstagswahlrecht in Grund und Boden kritisierend. Gestern noch ein treuer Diener seines Herrn und die Initiative des Gottesgnadentums bis in alle Abgründe verteidigend. Liberalisierende Wendungen laufen nebenher, auf Handelstagsjubiläen und im Verkehr mit Hansabündlern. Natürlich. Der Mann ist ja durchaus gescheit und lebenserfahren genug, um Technik und Unternehmertum und den Primat des Kommerzialismus für den modernen Staat zu erkennen und anzuerkennen; politisch geschult genug, um zu sehen, daß alle Wege der auswärtigen Politik von diesen Mächten bestimmt werden. Aber für seine praktische Politik wurde diese vage Modernität in keinem Punkte bestimmend, sie war unsicher und schwankend vom ersten Tage, von dem Willen der regierenden Parteien hin- und hergeworfen — in den Steuerfragen, in der Behandlung von Polen und Dänen, der preußischen Wahlreform, der Reichsversicherung —; er war ihr Werkzeug eher als ihr Führer und zufrieden, mit zusammengewürfelten Mehrheiten und gräulich geflickten Gesetzen das Dasein zu fristen. Vergebens suchte (und sucht) man nach Einheit, Zusammenhang, Linie in diesem Allerlei von Meinungen; wie bisher noch kein Mensch in diesem gewiß vornehmen und grundernsten Manne den Griff und den Tritt, das Wort und den Tonfall des politischen Genius, den suggestiven Willen des schöpferischen Politikers entdeckt hat. Und nun soll ich Hosianna rufen, weil er — ja weil er unerwartet und ohne durch die dringendste Not gestachelt zu sein den Reichsländern gegeben hat, was er den Preußen glaubt weigern zu müssen! Der Ruck nach links wird kommen, weil er unvermeidlich ist, weil Millionen Menschen, die Masse, die Mehrheit ihn will und erzwingen kann — das Plebiszit steht vor der Tür. Aber daß Herr von Bethmann Hollweg berufen ist, dabei Hebammendienste zu leisten, werde ich erst glauben, wenn er den Mut bewiesen haben wird, den demokratischen Stier nicht nur in Straßburg bei den Hörnern zu packen.

Theodore Roosevelt benutzt seine Muße, um in seinem Outlook an der Politik seines Amtsnachfolgers Kritik zu üben und wenigstens mit dem Federkiel Geschichte zu machen. Er kann nicht an sich halten; irgendwie muß er „expressiv" werden: durch Agieren, Reden oder Schreiben. Aber diese Art zu schreiben, diese mäkelnde, verärgerte, krittelige, besserwisserische Art, dieser von Überhebung

geblähte Ton, welcher die mit Werturteilen hantierenden Rezenſenten ſo übel umduftet: ſie ſtimmen ſo gar nicht zu dem Sonnengott der germaniſchen Zukunft, als der Rooſevelt mit hartnäckiger Blindheit beſonders in Europa beweihräuchert wurde. Er tadelt, der mit dem Friedenspreis Nobels Ausgezeichnete, Tafts Schiedsgerichtsidee, tadelt alſo eine aus tauſend politiſchen Gründen angeratene oder gar aufgezwungene Humanität. Den Reziprozitätsvertrag mit Kanada, eine der beſten Leiſtungen vorausſchauender Staatskunſt, bewillkommnet er ſo lauwarm, als ob er im Dunſtkreis des natürlich widerſtrebenden Holztruſts atmete, — der den Einbruch des kanadiſchen Holzes in die Union und eine Entwertung ſeiner auf ſechstauſend Millionen Dollars geſchätzten Beſtände zu fürchten hat. Und für die klug abwartende Haltung der Regierung gegenüber Mexiko fällt ihm kein Lob ein, wie wenn er für die Wühlarbeit der unauflöslich verbündeten Genoſſen: Exportkapitalismus und Imperialismus ein Syſtem der moraliſchen Ablenkung erfunden hätte: er, der an der Eroberung der Philippinen und Antillen perſönlich beteiligt war, den Ausbau der amerikaniſchen Flotte und des Panamakanals mit allen zuläſſigen Mitteln beſchleunigt und den machtſtaatlichen Ehrbegriff mit ungeſtümer Beredſamkeit ſeinen „puritaniſchen" Landsleuten eingeſchärft hat. Fühlt Rooſevelt die Zukunft ſich entgleiten, ſeine Popularität verblaſſen, ſeinen Nachruhm vor der ſtrengen Richterin Hiſtoria in Frage geſtellt? Er verliert allmählich das große, welthiſtoriſche Format, das er ſich zu geben trachtete und das auch wir ihm, allzu willig und durch den Lärm und die Schwärmerei blinder Heroenanbeter fortgeriſſen, zuerkannten. Schämen wir uns. Die große Gebärde, die Attitüde des Gerechtigkeitsfanatikers hatte uns betört; und hätte nicht die verunglückte europäiſche Rednerei vor akademiſchen Auditorien ſeinen rieſengroßen Dilettantismus und ſeine kindiſche Eitelkeit enthüllt: wer weiß, wie lange wir noch an ſeine weltgeſchichtliche Miſſion geglaubt hätten.

In einer der verbreitetſten deutſchen Zeitungen, die ſich das Ideal einer lückenloſen Berichterſtattung jährlich ein Vermögen koſten läßt, leſe ich das folgende Kabeltelegramm, das mit beſonderem Stolz als privates bezeichnet wird: „New York, 5. Juni. Der Gouverneur von New Jerſey, Woodrow Wilſon, vollendete eine Reiſe von neuntauſend Meilen durch den Weſten und kam in Waſhington an. Er billigt die Stellungnahme der Demokraten gegen die vollkommene Zollbefreiung der Wolle und betont damit den Gegenſatz zu Bryan. Er erſcheint bisher als ausſichtsvollſter Kandidat der Demokraten für die Präſidentenwahl von 1912." Es gibt ſchwerlich eine ſträflichere Geldvergeudung, eine ſinnloſere Art, den Vollſtändigkeitsſport philologiſcher Pedanten nachzuahmen. Wie viele Leſer wiſſen, worum es ſich handelt? Ich machte mir den Spaß, über Woodrow Wilſon zwei ſehr tüchtige Journaliſten und einen politiſchen Alleswiſſer auszu-

fragen. Der eine bekannte ohne Zaudern seine Unwissenheit. Der zweite will dem Namen in amerikanischen Zeitungen zuweilen begegnet sein, und zwar in ernsten Zusammenhängen. Der Alleswisser umschrieb geschickt die Meldung: Woodrow Wilson gelte schon seit Jahren als Hoffnung der demokratischen Partei, an Stelle des verblassenden Bryan. Dieses „seit Jahren" ist falsch: erst seit dem letzten Kampf um die Präsidentschaft ist Wilson Favorit, noch nicht allgemein, sondern bei den Intellektuellen der Partei. Er soll erst noch populär und zum household word gemacht werden. Was weiß der Zeitungsleser, der gebildete und aufmerksame sogar, von allem dem. Sein Leibblatt hat, ich wette, nichts getan, um über die Persönlichkeit des so plötzlich mit Sternchen umkränzten Namens aufzuklären: gehören doch die ausgefragten Journalisten zu seinem Redaktionsstab!

Wir sollen uns allerdings die Worte: Woodrow Wilson merken, den Mann und sein Werk. Wer alle americana mit dem Interesse des Nächstbeteiligten betrachtet und in das transatlantische Gebrodel der neuen demokratischen Ideale oft den bösen Blick des Ungläubigen, des Nochnichtüberzeugten wirft, dem ist Wilson wirklich „seit lange" in gutem Gedenken. Er hat in seinem oft angeführten Congressional Government die Schwerfälligkeit, ja die auffallend verbaute Verfassung des Bundesstaates ohne die stereotype amerikanische Schönfärberei dargestellt. Er hat vor allem die Politikmacher, auch die offiziellen Kongreßleute, die das System handhaben und in Leben umsetzen, als geistig und nicht selten auch moralisch minderwertig charakterisiert und alle Zweifel bestärkt, die Tocquevilles Analyse der amerikanischen Demokratie schon vor achtzig Jahren geweckt hat. Er begründet sehr ausführlich das wachsende Mißtrauen, das die Arbeit des Kongresses begleitet. Er beleuchtet das labyrinthische Dunkel der Kommissionen, in dem hinter verschlossenen Türen, abseiten aller Öffentlichkeit und gar zu oft gegen das wohl verstandene öffentliche Interesse, die Gesetze zugunsten der einflußreichsten Wirtschaftsgruppen und Privatcliquen gemacht werden. Es sei lächerlich, in dem Repräsentantenhause etwa die Wiederholung oder gar die verbesserte Ausgabe des Hauses der Gemeinen zu suchen. Und von dem Senat heißt es: er enthalte vermutlich das beste Menschenmaterial, welches das amerikanische System für die Politik mobil mache; aber diese besten Menschen seien nicht gut, weil der öffentliche Dienst die Tendenz angenommen habe, die echten staatsmännischen Begabungen matt zu setzen und Demagogen zu züchten. Wenn man Wilson liest, hat man den Eindruck, als ob in keinem der führenden Länder der Welt die Gesetzgeber geringeren Kalibers seien, in keinem die öffentliche Meinung so wirr und vergeßlich sei, in keinem Wahlversprechen und Wahlprogramm so schamlos unbeachtet blieben. Und dieser so mitleidlose Kritiker konnte vom Staatsrechtslehrer zum Gouverneur eines Staates aufsteigen und scheint auf dem kürzesten Wege zur Präsidentschaft. Hinter solchen

Männern ſteht offenbar die kompakte Maſſe der Millionen, für die die wirtſchaftliche Baſis ihrer Exiſtenz zu europäiſcher Enge verkümmert und denen das freie Schalten der Börſen- und Truſtmagnaten und ihrer politiſchen Puppen kein Ideal iſt, dem ſie ihr Daſein zu opfern und das Schickſal des ſo begnadeten Landes auszuliefern hätten. Es verriet früher vielleicht den unbegrenzten Reichtum des Landes, daß ſeine beſten Bürger ſich um Politik nicht zu kümmern brauchten; und es gehört heute vielleicht zu den ſchönſten amerikaniſchen Hoffnungen, daß die beſten Köpfe und freieſten Geiſter Ausſicht haben, in der Politik Führer zu werden.

Die vierte größerbritiſche Reichskonferenz hat in London getagt. Ginge es nach ihrer glänzenden dekorativen Umhüllung, nach der Fülle imperialiſtiſcher Feſträuſche und Feſtreden, zu denen ſie Anlaß gab: ſo hätte die heiß erſehnte Reichsverfaſſung, mit Reichsparlament oder Reichsrat, endlich Ereignis werden müſſen. Denn die Aufgabe dieſer Konferenzen iſt nichts Geringeres, als den mündigen Tochterſtaaten neben der Stammutter Rang, Pflicht, Recht und Funktion innerhalb des Bundes zuzuweiſen. Aber man kam keinen Schritt vorwärts, klebte an Nebenſächlichkeiten (wie Einheitsmarke) und weiß heute ſo wenig wie 1907, wie man für die verſchiedenen natürlichen Standpunkte in der Auslandspolitik und die Gegenſätze der Wirtſchaftsintereſſen Formeln der Solidarität und der Einigung finden ſolle. Es wird geſagt: ſchöpferiſche Geiſter fehlen, um Joſeph Chamberlains Syſtem innerbritiſcher Vorzugszölle mit mäßigen Schutzzöllen gegen das Ausland zu verwirklichen. Aber dem widerſpricht das Verhalten der allerwichtigſten Tochterrepublik Kanada, das zum unwiderbringlichen Schaden Englands mit den Vereinigten Staaten ſoeben einen Gegenſeitigkeitsvertrag abgeſchloſſen hat, der als erſter Schritt zu einem einzigen und einigen — auch politiſch einigen — Wirtſchaftsgebiet anzuſehen iſt. Kein Chamberlain (ich ſprach früher ſchon davon) kann dieſe Entwicklung nach dem Prinzip des größeren wirtſchaftlichen Nutzens, der größeren Affinität des Bodens, der Raſſe, der Kultur, des Erlebniſſes aufhalten, kann eine Verdunkelung der bonds of interests erzielen, zumal unter Völkern, die durch den Stachel nimmerſatten ökonomiſchen Ehrgeizes zur Mündigkeit geweckt und unter der Obhut der lange Zeit wirtſchaftlich rührigſten Raſſe großgezogen wurden. Auch das Commonwealth von Südafrika wird bald eigene Wege gehen: vor dem Transvaalkriege war das Engliſche nahe daran, die Alleinherrſchaft zu erobern; heute iſt das, wie ſich zeigt, über Erwarten fruchtbare und von Schätzen ſtrotzende Land, zur Siedelung, aber auch zur Induſtrialiſierung gleich ſehr lockend, zweiſprachig und das Burenelement ſtellt ſich ſelbſtbewußt und Ziele gebend neben den ſcheinbaren Sieger. Ja, ſelbſt Auſtralien und

Neuſeeland, bisher noch die treueſten und am wenigſten bedingten ‚Britishers‘, haben ihren eigenen wirtſchaftlichen Ehrgeiz, ſtellen ſich, aus gemeinem Eigennutz, ſelbſt gegen die Verwendung von engliſchen Gewerkvereinlern feindlich und blinzeln, als Schutzwehr gegen die Mongolenflut, zum großen weißen Bruder in Waſhington, dem ſo viel näheren, hinüber. Nein, der größerbritiſche Imperialismus macht ſeit Jahren keinen Schritt vorwärts, er drückt nur die Not Altenglands aus, ſich von der Peripherie her neue Kräfte und Säfte zuzuführen.

Die Franzoſen halten Fez beſetzt und werden „die unbezähmbarſte Raſſe der Welt“, die Berber, bezähmen. Nach dem franzöſiſch-engliſchen Abkommen im März 1904, das Deutſchland zur Verwunderung gewiſſer rheiniſcher Großinduſtrieller mit abſoluter Gelaſſenheit hinnahm, waren Zweifel daran vielleicht noch erlaubt. Nach Algeſiras und der deutſch-franzöſiſchen Ausſöhnung (Februar 1909) hat ſelbſt die unbezähmbare Raſſe der Alldeutſchen zu hoffen aufgehört. Auch die Spanier werden die pénétration pacifique nicht zu hindern vermögen, trotz älterer Beſitzrechte und ihrer Stellung am Rif: ihnen fehlen Menſchen, unerſchöpfliche Kapitalien, geordnete Zuſtände im Innern. Wir haben alſo einen neuen Erfolg der großkapitaliſtiſchen Kreiſe Frankreichs zu buchen, die dort wie überall Weltpolitik machen: des Eiſenkönigs Schneider-Creuzot, der Aynard, Etienne, Jonnart und ihrer Gruppe. Sie begannen damit, die Uenza-Mine an der Grenze von Südtunis und Tripolis auszubeuten und warten nun auf die Gelegenheit, das jungfräuliche Land durch Eiſenbahnen und Automobilſtraßen zu öffnen und die unerſchöpflichen Mineralſchätze, die Milliardenwerte Kupfer, Gold, Antimon, Eiſen für die Weltwirtſchaft flott zu machen. Die Koſten? Die Beſitzergreifung Algiers ſoll an viereinhalb Milliarden Franken gekoſtet haben; und da über viermalhunderttauſend franzöſiſche Koloniſten angeſiedelt ſind, wurden für jeden einzelnen zehntauſend Franken aufgewendet. Frankreich hat ſeit 1870 für Kolonien und Kolonialerwerb Milliarden geopfert. Iſt damit die Okkupation zu teuer erkauft, das Land darum ärmer geworden? Wer mit ſo plumper Rechnung dem Imperialismus den Prozeß zu machen trachtet, wendet ſich an Narren und Kinder. . . Wir ſprechen viel von franzöſiſcher Erſchlaffung, von dem Mangel an Unternehmungsgeiſt, von décadence und décrépitude. Mag ſein. Aber das Kapitel franzöſiſcher Ausbreitung in Aſien und Afrika iſt verblüffend inhaltsreich: Tunis, die außerordentliche Erweiterung Indochinas, die Verdrängung der Engländer aus Madagaskar, Stücke vom Sudan und vom Kongo, die Tſchadländer, nun Marokko. Ich weiß nicht, ob man ſolche Leiſtungen — Leiſtungen des Kopfes und der gepanzerten Fauſt —, verglichen mit unſren Kümmerlichkeiten auf gleichem Gebiet, mit dem Dogma unaufhaltſamen Verfalls in Einklang bringen kann.

Guſtav Mahler

Bei Gelegenheit ſeiner achten Symphonie habe ich hier verſucht, das tragiſche Schickſal in den Werken, in der Kompoſitionsart Mahlers zu zeigen, und nun iſt mir die grauſamſte Beſtätigung geworden, die ſein Dämon erfinden konnte: ſein Leben hat denſelben tragiſchen Schluß gefunden. Es erſcheint mir zu billig, dieſe Konſequenz des Tragiſchen durchzuführen. Sie iſt plötzlich ſo zur Tatſache geworden, daß man das Gefühl hat: hier iſt zu ſchweigen. Hier iſt jedes Wort eine Banalität vor dem wirklichen Erlebnis. Hier iſt jede Deduktion eine beſchämende Kinderei vor der einſamen Größe des wirklich Geſchehenen, Vorhandenen. Und doch rede ich? Und doch bleiben die Lippen nicht geſchloſſen? Wozu? Er hatte ſich die Reden verbeten, Muſik verbeten. Es ſoll auch keine Rede ſein und noch weniger die Himmelsmuſik, die er ſich bei Lebzeiten ſo gern und ſo glücklich ſelbſt vormachte. Es ſoll nur der Ausdruck einer Stimmung ſein, die niemand zu leſen braucht, die ich für mich ſo hinſchreibe, weil es ein unerklärliches Bedürfnis bleibt, in dieſem Momente wenigſtens zu ſagen, daß man das Eine zu ſagen hat. Das Eine ſoll wenigſtens auf dieſem Papier ſtehn, daß er unſer war und daß wir das nicht vergeſſen. Er war von den wenigen, die einen Glauben hatten. Einen Glauben an die Möglichkeit ernſter Kunſt, ohne jede Schmeichelei. Man kann ſie an den Fingern her zählen. Ehrfurcht fühlte ich vor ihm. Durch ſeine Güte, ſeinen Blick, ſeinen Händedruck fühlte ich mich auserwählt und dünkte mich nicht ſo nutzlos, daß ich einem ſolchen Menſchen etwas bedeute. Hatte ich Zweifel, ſo dachte ich an ihn. Ich dachte: was hätte er in dieſem oder jenem Falle gemacht? Als ich kritiſch, analytiſch, offen zerſetzend, ehrlich bekennend über ihn ſchrieb, dachte ich, das hätte er auch ſo getan. Und dies war eine große Beruhigung. Denn wir brauchen ſolche Reinen, um an ihnen das Schwankende und Unlösbare abzumeſſen und ſtark und klar zu machen.

Von all ſeinem Weſen wird mir dieſer Zorn über das Unechte ewig in Erinnerung bleiben. Es iſt ſein Charakterbild. Aber es war ſchwierig genug fundamentiert. In ſeinen Werken, ſagte ich, war er unkeuſch. Als Dirigent wußte er wie keiner zu faſſen und zu geſtalten. Er hatte eine Offenbachſche Heiterkeit in ſich, aber die Probleme überſchwemmten ſie. Dies ſind vier Züge, aus denen man das Bild des Zornigen zuſammenzuſetzen hat. Eine Organiſationskraft, die ſich an den Hinderniſſen blutig ſtößt. Wäre er nur Offenbachſch oder nur ein Dirigent, ſo ginge das gut durch, wie bei manchen Operettenkomponiſten oder Theaterleitern. Aber der Offenbach zerſchlug ſich den Schädel an der Philoſophie und der Dirigent an der Ehrlichkeit. Zorn iſt die Folge. Maßloſer Zorn über die Einbildung von Sängern, Konzertunternehmern, Publikum, die etwas bedeuten wollen und nicht dem reinen Ideal dienen. Ich ſah ihn in ſeinem Wiener Bureau arbeiten, als er, der einen Muſterzyklus ſämtlicher großen Opern den Wienern geben wollte, wenigſtens einen Teil davon zuſammenſtellte, mit dem Rollerſchen ſtiliſierten Mozart, dem wundervollen Fidelio (den Weingartner als ſeine Antrittsrolle zerſtörte), mit all ſeinen Willkürlichkeiten der in den II. Akt eingelegten Leonoren-Ouvertüre, der hinzukomponierten Figarorezitative, der verſchwiegenen Orcheſteränderungen, und dazu all dem Wirrwarr der Zu- und Abſagen der Sänger, der Defizitzettel der Kaſſe, den Überfällen der Journaliſten, das alles vor dem großen Repertoirebuch, in das er, in liebliche Ge-

danken versunken, reizend schwülstige Ornamente einzeichnete — vielleicht das einzig Wienerische, das an ihm war. Amerikanisches aber war gar nicht an ihm. Ein Jahr wollte er diesen Geldkrieg noch mitmachen, dann genug. Das eine Jahr holte ihn. Keine Angina hat ihn getötet, sage ich mir, Amerika hat ihn getötet. Diese vier Damen, die das New Yorker Orchester verwalteten und das Defizit ihm vorrechneten, die haben ihn heruntergebracht, die vier Parzen, drei sind gar nicht genug.

Die erste Dame sagte ihm: es gibt heut nur noch Operetten, mache sinnige Walzer und rühre sentimentale Instinkte auf, dann hast du die Leute. Die zweite sagte: schreib große Bücher über das Problem vom Leben und Tod, schließe dich einer der hergebrachten Sekten an, aber verrate nicht, daß du die Sache nicht ernst nimmst. Die dritte sagte: deine Kompositionen locken keinen Hund vor den Ofen, denn sie sagen, was du empfindest, und nicht was in der Musikgeschichte als klassisch eingeschrieben steht, ein Berliner Kritiker hat bewiesen, daß Schönheit Keuschheit ist, das heißt Distanz. Die Vierte sagte: du bist ein lebendiger Beweis für die Überschätzung der Regie, dein Dirigententalent mag ungeheuer sein, aber die Leute wollen von einem Regisseur nicht erzogen, sondern erheitert sein. Als Mahler, ein sterbender Mann, zurückfuhr, saß er mit bleichem Antlitz auf dem Schiff und starrte schweigend in den Himmel, zerrissen von diesen vier Martyrien. Er sprach mit niemandem. Die herrliche Frau sagte: wenn es das Herz nur aushält. Sie sagte es zu seinen Mitreisenden: Max Friedländer, dem Musikhistoriker, und Busoni, dem einzigen Erben seines Sinnes.

Nun steht es da, und soll bleiben. Es gibt so wenig Gelegenheit zu Ernst und, das sage ich ruhig, zu Pathos. Ich bin ein Kind, oder gar ich bin ein Sünder, wenn ich zu diesem Zornigen aufblicke. Es ist schön.

Oskar Bie

Jatho

Was gehen uns Pfarrer Jatho und seine „rabenschwarzen" Probleme an? Seine Not und seine Leiden sind nicht unsre Not und unsre Leiden. Wir leben abseits von Erkenntnisnorm und Lehrzwang; und für den Mann, der durch falsche Berufswahl in eine seinem Gewissen unerträgliche Lage geraten ist, haben wir menschlich zwar Sympathie, aber wir betrachten sein Geschick als ein Privatschicksal und keinesfalls typisch ... So höre ich manchen Klugen reden; meine aber doch, daß in diesem Falle Klugheit an Blindheit grenzt. Wir leben in einem protestantischen Lande, mitten in protestantisch gefärbter Geistigkeit und dürfen, nach Goethe, nie aufhören, in Kunst und Wissenschaft und Gewissensdingen „immerfort zu protestieren", das heißt: an der Gesamtheit des geistigen Lebens, bis hinauf in seine Höhen und hinab in seine Niederungen, teilzunehmen. Es ist nicht gleichgültig, welchen Ausdruck die letzte, feinste, sublimierste Form des Christentums innerhalb einer unter den außerordentlichsten Geburtswehen organisierten Glaubensgemeinschaft annimmt, welches Maß von Freiheit in dieser Gebundenheit erlaubt ist. Carlyle, der große Puritaner, dem es nie gelang, sein Chaos zu organisieren und die Metaphysik des Christentums mit seinen rationalistischen Trieben zu harmonisieren, — Carlyle erkannte doch eines mit schärfster Deutlichkeit: daß Luthers Tat erst der Auftakt, das Präludium der europäischen Revolution sei. Er fühlte mit Goethe, mit Kant, mit Fichte, daß der Protestantismus ein Gefäß mit elastischen Wänden sei, ein Behälter, bestimmt, den ganzen wechselnden Inhalt unsrer sittlichen Imperative und metaphysischen Vorstellungen aufzunehmen, wofern nur der überindividuelle Ausgang festgehalten und die Heiligkeit immaterieller Ziele anerkannt werde. Gibt es für solchen Inhalt, der jenseits von Richtig oder Falsch steht, aber der Bezug hat auf den fernsten Nebel alles fühlbaren Lebens: gibt es für

ihn objektive, kritische Maßstäbe, Richter, Spruchkollegien, Pensionierungen, Degradierungen, Ausstoßung aus der christlichen Brüderschaft?

Der Protestantismus durchschneidet seinen Lebensnerv, seinen Urwillen, alles Denkbare als sekundär zu betrachten und die Kultur und die Selbstwürde der Persönlichkeit als höchste Aufgabe zu fördern und zu pflegen, wenn er diese Fragen pharisäisch bejaht. Männer wie Jatho fordern von ihm seine letzten Konsequenzen, sie zeigen, bis zu welcher Feinheit die intellektuelle und sittliche Sauberkeit im protestantischen Rahmen gedeihen kann. Und wir alle fühlen, ob direkt beteiligt oder auf pietätloseren Wegen unsre Seligkeit erstrebend, daß Hunderttausende hinter ihm stehen und Millionen mit tiefster Ergriffenheit dem Kampfe zuschauen, den der protestantische Modernismus um sein Daseinsrecht kämpft. Und das soll uns kälter lassen als eine Bankbilanz oder das erstbeste ästhetische Geschwätz?

S. Saenger

Von der modernen Ehe

Gibt es eine moderne Ehe? Lest den Aristophanes, den Euripides, so werdet ihr finden, daß die Fragen damals schon genau so gestellt waren wie heute, und daß kein weiser Mann auf Antwort wartete. Mrs. Maud Ch. Braby hat ein Büchlein geschrieben „Die moderne Ehe und wie man sie ertragen soll" (Erich Reiß, Berlin 1911). Die Dame ist weder Philosophin noch Moralistin, und wenn man die Anspruchslosigkeit und Geschwindigkeit ihrer Plaudereien anerkannt hat, auch keine Schriftstellerin von irgend welchem Rang. Aber ihre leichten Ausführungen haben mich eine Stunde interessiert, weil sie eine Stimme aus einem etwas geläuterten Durchschnitt bedeuten, eine Kundgebung des intelligenteren Publikums der Ehe, und weil ich aus ihnen wie aus anderen Dokumenten gleicher Art entnehmen kann, daß die von den Blaustrümpfen entfesselte Empörung gegen die Schmach der Ehe und die Gewalt des Mannes sich durchaus besänftigt hat. John Stuart Mills „Hörigkeit der Frau" scheint dieser vernünftigen Engländerin von heute, die auch ein guter Kamerad ist, überhaupt nicht mehr bekannt oder erwähnenswert zu sein. Ungehörige Prätensionen findet sie höchstens auf Seite der Frauen. Nachdem Mrs. Braby der Mode und der Fortgeschrittenheit zu Ehren die Möglichkeiten einer Reform bis zur Versuchsehe, zur Vielweiberei und Vielmännerei erwogen hat, läßt sie alles, wie es ist, um die bewährten Hausmittel zu empfehlen: Seid duldsam, erwartet wenig, und wenn ihr euch nicht lieben könnt, behandelt euch trotzdem noch anständig und nehmt Rücksicht auf die Kinder, für die die Ehe eigentlich gemacht ist.

Mrs. Braby amüsiert mich durch den praktischen Handgriff, mit dem sie als Frau und als Engländer das Problem anfaßt. Von der höheren Literatur kennt sie nur Schopenhauers gezwungene Einseitigkeiten, sonst pflückt sie irgendeine passende Bemerkung aus modernen englischen Romanen und Lustspielen. In der Hauptsache aber beruft sie sich auf die Briefkästen der Zeitungen, wo die Märtyrer der Ehe sich mit der traditionellen Frage ausstöhnen: ist es wo anders ebenso wie bei uns? Diese dilettantischen oder vielmehr privaten Denkmäler der Literatur sollte man besser beobachten; es ist keine verlorene Zeit, besonders an einem Sonntagvormittag, wenn man sich ein paar Zeitungen kauft, weil die Tennispartie verregnet ist. In solchem Briefkasten fand ich einmal ein Gutachten von einer lapidaren Gewalt, das ich zu einem klassischen erheben will. Es war die Preisfrage gestellt, wie der Mann an das Haus zu fesseln sei. Da die Zeitung meist vom kleinen Mittelstande gehalten wird, so empfahlen die Abonnentinnen „vor allem" Ruhe im Heim, gute Behandlung, gutes

Essen. Eine aber schrieb: Vor allem muß die Frau darauf achten, daß der Haß des Mannes nicht in Gleichgültigkeit ausartet.

So denkt eine deutsche Frau, der wahrscheinlich nicht entgangen ist, daß der deutsche Bürger eine ihm sonst nicht eigene politische Schlauheit und Zähigkeit gebraucht hat, um gegen die Frau seine Souveränität zu erhalten. Fremde werfen ihm häufig Heuchelei vor. Aber mit der poetischen Verklärung des reinen und anspruchslosen Frauengemüts hat es dieser macchiavellistische Philister erreicht, daß er das herrliche Wesen, dem seine innigsten Lieder erschallen, im Praktischen und Ästhetischen am tiefsten in Europa halten konnte. Wenn „Frauchen" dreißig Jahre alt ist, wird sie als „Olle" zu einer sittlichen Würde der Selbstlosigkeit erhoben, an die keine Huldigung der Höflichkeit und Galanterie mehr heranreichen darf. Als ich einmal in der Eisenbahn die Frau eines Agrariers um Raucherlaubnis anging, wurde ich von ihrem ehelichen Inhaber oder Vorgesetzten sehr böse angesehen. Wenn man die Ehegenossin solchen Aufmerksamkeiten aussetzte, würde sie schließlich noch von dem eigenen Manne als Dame behandelt sein wollen. Aber ich fürchte, daß auch in Deutschland bei zunehmendem Luxus und Verweichlichung der Sitten diese starken Männer von ehedem aussterben, und bevor diese große Rasse der unantastbaren Dickhäuter zu den antediluvianischen versammelt wird, möchte ich noch einen anderen Ausspruch zu einem klassischen erheben. Als im Jahre 1866 die hannoversche Armee aufgelöst wurde, unterhielten sich zwei Offiziere über ihre Zukunft. Der eine wollte zu den Preußen gehen, der andere hielt es für minder hart zu heiraten, reich natürlich, und die schwersten Bedenken des Kameraden konnten seine Selbstsicherheit nicht erschüttern. Wenn ein Mann zwei Zentner wiegt, zum Frühstück zwei Flaschen Rotwein trinkt und seiner Frau auf drei Fragen kaum eine Antwort geben wird, hat er von der Ehe nichts zu fürchten!

Unter den starken Männern verstehe ich diejenigen, die vom wunderlichen Wesen der Weiber nichts wissen und nichts wissen wollen. Nur die Ignoranz erhält die Sicherheit. Wer sich auf die weibliche Psyche überhaupt einläßt und die „Zustände" bemerkt hat, aus denen eine richtige Frau besteht, der wird nicht anders können als sie respektieren. Weshalb Don Juan vielleicht kein treuer, wohl aber ein rücksichtsvoller Ehemann wird, weshalb gesalbte Idealisten, weitsichtige Demokraten und Volksbeglücker mit unempfindlichen Schaftstiefeln die delikatesten und interessantesten Schwierigkeiten zertreten. Nun hat sich die Lage auch der deutschen Frauen zweifellos gebessert, weil der selbstgenügsame Idealismus sich durch einen feineren Realismus der vergleichenden Beobachtung anfechten ließ. Die Ehe ist etwas freier geworden, man hat ein par Fenster aufgemacht, sie ist auch interessanter geworden. Einige Weise sind darauf gekommen, daß jedes einzelne Beispiel, wie zwei entwickelte Menschen es ein Leben lang zusammen aushalten, ein unheimliches Rätsel bedeutet, und in diesem Zusammenwachsen durch Liebe oder Gewohnheit, Egoismus oder Feindschaft entdecken sie eine so tiefe Verwurzelung, von anfänglicher Primitivität und gerissenster Raffiniertheit, daß die ehedem gepriesene Romantik der freien Verhältnisse in ihrer Übersehbarkeit neben diesem Problem der Probleme kläglich zusammenschrumpft.

Trotz angeblicher Zerrüttung und Ehescheu kann man von einer Renaissance der Ehe sprechen; sie muß nicht mehr langweilig sein. Als langweilig werden häufig illegitime Verhältnisse empfunden, wenigstens in den Kreisen, wo man sie überhaupt öffentlich duldet. Weil sie besondere Anerkennung und Schonung verlangen, weil hervorragende und vielseitige Kräfte unter den Frauen durch das Privileg der Freiheit zu bourgeoiser Mustergültigkeit angehalten werden. Man wagt nicht ihnen den Hof zu machen, und eine Frau, die nicht von Galanterie umzärtelt ist, pflegt

ihren Teint zu verlieren. Die ſchöne X hatte, wie Hamlet, alle Munterkeit und Friſche des Gemüts eingebüßt; ſie begann ſich zu vernachläſſigen, ſie zeigte ſogar Spuren von nicht ganz ſelbſtverſtändlicher Gewaſchenheit und Gekämmtheit. Eines Tages hatte ſie ihren Teint wieder, Duft in den Haaren, Glanz in den Augen, ihr kindlich gluckſendes Lachen und auch von ihrem Geiſt ſo viel, wie ſie ehedem beſeſſen hatte. Sie ermunterte drei Verehrer zugleich, ließ ſie an ſich herankommen wie jemand, der ſich ſicher fühlt, und dem Kundigen war damit geſagt, daß der Geliebte ſie in den Ferien mit einem Trauſchein ausgeſtattet hatte. Man geſteht das nicht offen ein, es gibt jetzt verſchämte Ehen.

Mrs. Braby findet gar keine Gründe mehr zu einem Sklavenaufſtand der Weiber; ſie glaubt an keinen Schrei, nicht einmal an den nach Mutterſchaft. Sie kennt natürlich die Tragik der zur Unfruchtbarkeit Verdammten, aber ſie findet mit großem Recht, daß die Mütter trotz lateiniſchen Studien und körperlichen Ubungen gegen ihre Kinder nicht ſtärker geworden ſind. Es gibt reſolute Frauen, die mit einem Einbrecher verhandeln können, aber es gibt kaum eine, die nicht eine Eiſenbahnfahrt mit ihrem Kinde als nervenzerſtörendes Experiment anſieht. Alles, was die heute freier gehaltenen Mädchen lernen, haben ſie am Tage nach der Ehe vergeſſen. Wozu hilft ihnen das zu Sport und Flirt bewilligte akademiſche Triennium, das namentlich in wohlhabenden Kreiſen zu einem ſelbſtändigen und vornehmen Zölibat verlängert wird? Wenn dieſe hohe Schule der erlaubten Libertinage, der beaufſichtigten Triebe einigen zugute gekommen iſt, ſo waren es nach meiner Erfahrung Naturen von prüfender Überlegung, von feſtem Inſtinkt, die dann den richtigen Mann an den richtigen Platz zu ſtellen wußten. Dieſe Jungfrauen, die ihr Öl bewahrt haben, ſind häufig ſchon ſo klug, daß ſie nicht mehr den Reichſten, ſondern den Paſſendſten wählen, vielleicht nicht zu ſeinem Glück, ganz gewiß aber zu dem ihren. Die Männer pflegen jedenfalls ſchlechter zu wählen, wenn die Angelegenheit ihnen allein überlaſſen wird.

Mrs. Braby hat viel für ſie übrig; ſie ſchätzt ihre müde Tapferkeit, ihre loyale Ratloſigkeit und ſie plädiert für lockere Feſſeln, für die Politik der offenen Tür, damit ſie nicht heimlich ausbrechen. Wenn ihr Nationalökonomie näher läge, würde ſie das eheliche Verhältnis als einen ungemein komplicierten und unendlich variablen Handelsvertrag mit Meiſtbegünſtigungsklauſel definieren. Es kommt darauf an, ſich dieſe zu erhalten. Die Frauen wiſſen darin beſſer Beſcheid, ſie ſchieben die Poſten hin und her und mogeln unaufhörlich. Sie ſind ja auch den ganzen Tag verheiratet, und die Männer nur während der Stunden, die ſie zu Hauſe verbringen. Und ſie möchten dann zu rechnen aufhören, wie ſie auch aufgeſtachelt werden. Mrs. Braby vergißt, daß ſie ein großes Gut haben, den Sinn für den Feierabend, die Möglichkeit der innerlichen Unabhängigkeit. Die Frau, die von Natur keinen Rang hat, kann nicht aufhören, ſich mit anderen zu vergleichen, und ſie wird ſich auf der mittleren Stufe zwiſchen Neid und Überheblichkeit nie ausruhen können. Der Urzuſtand des Krieges aller gegen alle wird von ihr allein noch vertreten. Der Mann kann von heute ſein, die Frau iſt von geſtern und immer, weshalb der Mann nichts Beſſeres tun kann, als ſich mit einer reizenden Gefährtin in dieſe wilden Urzuſtände hineinſtürzen. Der Menſch muß aber verbraucht werden; darauf kommt es an. Sollte der Krieg ſich wirklich abſchaffen laſſen, ſo muß der Zweikampf der Ehe erhalten werden. Die Menſchheit verliert ſonſt alle Spannkraft und Rüſtigkeit.

Arthur Eloesser

Die Büchſe der Pandora

I.

Was lebt nach zwei Wochen im Gedächtnis?

Die Berliner Aufführung war kein Ende, sondern ein Anfang.

Aus dem ersten Akt ... am stärksten ein Nebeneinander-Hinhallen getrennter Seelen. Alwa redet vor sich, als ob die übrigen auf einem andren Stern säßen.

Jeder fliegt auf seinem Stern. Das Begegnen ihrer Bahnen ist zugleich ein Hang, ... zugleich ein Widerstand.

Im Gedächtnis lebt manchmal eine Kreuzung von Bahnen. Ewiges Abweichen: zwischen der geschlechtsvoll unschuldigen Gemeinheit ... und dem erkennenden Ernst (Alwa; die Geschwitz). Zwischen Begehrten und Begehrenden. Zwischen Triebmenschen ... und glücklosen Hochmenschen.

Im Gedächtnis lebt auch etwa, wodurch das Ulkige des Kraftmanns und Gewichtstemmers (das er im Buch hat) vom Schauspieler stark ermäßigt wurde: weil er, statt der impassibilité, fast ein Plakat bot.

Weil der Schauspieler das sagte, was über ihn der Zuschauer hätte sagen sollen. Ecco.

II.

Zweiter Akt. Auf die Darstellung besehn. Es lebt im Gedächtnis: Lulus halb scharrende, halb streichelnde Geberde nach der Frackbrust eines Lumpen hin; eines Mädchenhändlers. (Sonst gab die Schauspielerin Terwin Leistungen, statt Eigenschaften. Lulus begriffenes Wesen ... statt: Lulu).

Der Mädchenhändler. Phantastische Ruhe des Worts. Die Rede: Weltstadt; die Maske: Vorstadt. Etwas im Äußeren, das nicht auf die Mattbuntheit einer weiten Welt, sondern auf die Theatergarderobe weist.

Im Gedächtnis bleiben böse Damen. Bei ihnen eine sehr gute Nutte, mit kurzem Kleid ... Vor allem ein gradhin von Pascin gestrichelter Bankier. Nicht weniger als von Pascin.

III.

Der große Schlußakt. In der früheren Form des Buchs schlagdunkel; mit tappenden Wuchten von Shakespeareſcher Gewalt ...: von einer Gewalt, wie sie Shakespeare heute nicht übt. Im Buch.

Rhythmus, Hammerschlag, Dämmerung versunkener Menschen: das alles ist beispiellos an dem Werk. Der Zielsetzer, der Stummmacher, der letzte Liebhaber kommt. Wedekind gab ihn. Doch nicht tappend, einsilbig, schwarz, wie er geschrieben ist: sondern mit Hin und Her. Mit einer Aufgeregtheit im Belauern, — die beinahe sprang.

Eine rasche Schreckensbegebenheit: statt eines letzten Pochens unaufhaltsam.

Inmitten dieses Schwarms, durchnagt von Liebe, durchnagt von Hunger, steht als etwas nicht zu Vergessendes in der Geschichte des Dramas ein Zwitterwesen; die Freundin; unterhalb (oberhalb?) ... außerhalb des Geschlechtsüblichen. Sie läßt aus der Einsamkeit ihres Körperbaus, ein andrer Hamlet, Rufe schallen; Fragen pilgern.

Alwa. Der Sohn. Ein Hamlet, welcher seines Vaters Mörderin in der Gegend ihrer Schuhe liebt. Beispiellos, wie einer hier sein Widerbild wird; wie ein Mensch aus dem „Verein Ehemaliger" das Letzte der Zuhälterei durchbebt, an der Türe lauschend mit noch einem — währenddessen. Humore zwischendurch; „Es ist nichts hier in London. Die Nation hat ihre Glanzzeit hinter sich ... Nicht mal ein seidnes Halstuch hat der Kerl! Und dabei kriechen wir in Deutschland vor diesem Lumpenpack auf dem Bauch! ..." Ja: dieser Akt hat seinesgleichen in der uns bekannten Literatur nicht.

IV.

Bloß in zwei Gestalten war die Berliner Aufführung ein Ende. In jenem Bankier; wie von Pascin gestrichelt; nicht weniger als von Pascin. Und im Vater Schigolch; (denn der Schauspieler Steinrück erschien zugleich flimmrig, zugleich wirklich. Zwischen dem Linearen und dem Naturalistischen).

Ein guter Anfang, nur das, war die Geschwitz. (Denn die Schauspielerin gab meisterhaft einen runden Vollmenschen: aber ich denke die Gestalt in schwirrenderen Linien.)

V.

Ich denke das Ganze . . . witternd und zerfeint. Eine Phantasma-Kunſt. Mehr flimmrig als wirklich.

Gaukeln und Halbtierwahnſinn; geiles Licht und verhangene Schädelſtätten; Tupfen, Meckerrhythmen, kalte Zucktakte; Menſchenrufe, Menſchenrufe; . . . (und die Poſaunen des Untergangs).

Hinterher, wenn alles geſchlachtet iſt, etwas wie ein Scheideklang an die Schönheit... Das Nachhallen an Eine, die nun ein duftender Fetzen iſt . . . Der unausſprechliche Gruß: Sie ſei, wie ſie wolle, ſie war doch ſo ſchön . . .

Alfred Kerr

Das neue Mädel

(Modell 1911)

Auf den Promenaden, bei den öffentlichen Nachmittagtees, auf der Grunewalder Rennbahn und wo man ſonſt in Steifheit ſich gehn und ſehn laſſen kann, begegnet man ſeit einiger Zeit einem Mädchentypus, den man in der erſten Entdeckungsfreude nicht unterzubringen weiß. Sind es akklimatiſierte Fremde oder internationalierte Berlinerinnen. Raſſenvermiſchungen vollziehn ſich jetzt nicht erſt im Blut, ſondern baldigſt in Kleidung und Gebahren. Und wenn man ein paar Worte aufgefangen und ob der Unverkennbarkeit ſich beruhigt: gemacht in Deutſchland, — fragt man ſich wieder: ſind es Sproſſen aus gutem Hauſe, die Abenteuerinnen ſcheinen wollen, oder ſind es Abenteuerinnen, die als gute Töchter locken wollen? oder verwiſchen ſich ſchon auch in Berlin die Grenzen? — —

Sie pendelt um die neunzehn und hat die nichtswiſſende Überlegenheit, die ſchnippiſche Sprödigkeit der Fünfzehnjährigen überwunden. Die äußere Frühlingslinde und die innere Frühlingsſchwüle hat ſie hinausgetrieben. Sie liebäugelt mit der Abenteuerluſt und Neugierde, aber in den Augen bittet die nicht totzukriegende Sehnſucht: der Ring am Finger!

Unter einem verteufelt kecken, ſchief aufgeſtülpten, topfigen Hütchen, das die Kopfform rundet und hebt, andeutet und vollendet, ſo zahm und doch ſo voller vogelleichter, vogelfreier Gedanken erſcheinen läßt — necken die Stirnhärchen, Stirnponnys, Stirnmähne. Wie ſüß, und dumm dieſe ſind! Sie machen die Stirn frauenhaft ſchmäler, dünner und leichtgläubig einfältiger. Zutunlich unerfahren und voller ſprunghafter Unberechenbarkeit. Selten hat die Frau eine ſo entſchuldigende Maske für ihre perfiden Ungereimtheiten gefunden, wie dieſe amüſant abgezirkelte, dünne, animaliſierende Haarfranſung. Halb bübiſch halb püppiſch. Alle Verantwortung von ſich wälzend — das Streben der Frau ſeit Menſchengeſchlechtern. Welch ein Hohn allen Frauenemanzipationen!

Schuhe trägt ſie, den Pariſerinnen entlehnt, nach amerikaniſcher Art kurz zugeſpitzt; knapp und aus Wildleder. Und dieſe Schuhchen haben etwas dem Stirnhaar Korreſpondierendes. Sie machen den Fuß ſo ulkig klein und ſchier unbeholfen, den Spann höher und das Ausſchreiten launiſch. Es iſt bald kein deutſcher Fuß mehr, jener beleumdete deutſche Frauenfuß, der ſo treu und bieder war, geſchaffen, ohne Irre und ſonder Wank an der Seite des Herrn und Gebieters auszuharren, und den die leichtfüßigen fremdländiſchen Rivalinnen ſo gern und voller Eifer bemerkten . . . Und durch die Übung des engen Rockes hat ſie es beinahe verlernt die Füße nachzuſchleifen und auf den Abſatz aufzutreten. Sie hebt ein winzig bißchen die Knie; ja, ja, faſt eine Pariſerin.

Sie trägt ein dunkelblaues Straßenkoſtüm, deſſen Rock an den Hüften und ſonſtwo knapp iſt und nach unten ſich verengt. Das Jackett iſt in der Taille ein kleines bißchen weit, aber ſo, daß dieſe bei der Bewegung durch die Faltenwellung geſchmeidiger erſcheint und enger gewähnt wird. Man

glaubt zu ahnen. Über der hintern Rundung, die für so manche Vorgeschrittene den Gipfel der Weiblichkeit bedeutet, hört das Jackett an der kritischen Stelle auf, und der Saum erscheint verengt. Mit wieviel Wissen erklügelt, daß sie sich also, mit der Miene der Nichtsahnenden preisgibt.

Mit all diesen Herrlichkeiten angetan (die Strümpfe nicht zu vergessen!) wandelt sie umher, ein Mannequin des Parisertums. Sie hat müßig und emsig die modernen deutschen Witzblätter studiert, wo Gosé, Nitzky, Gestwicki zu Pariser Modellen die französischen Witze für die Deutschen ins Berlinische übersetzen, und ihr kleines, verbohrtes Frauenhirnchen hat sich gemerkt, was sie gebrauchen und was sie verdauen kann. Ein Mannequin des Parisertums.

Und doch, und doch, und doch . . .

Wenn sie so in all ihre Herrlichkeiten angetan auszieht, ihren Ruf aufs Spiel setzend, um den Schwestern einen Ruf zu erobern, sieht man es ihr bald an, wie knapp ihr zumute ist in diesem Kostüm der Je-m'en-fiche'rien. Wo, in aller Welt, treibt sie die ahnungslose Selbstverständlichkeit, die sorglose Überhebung, das animalische Sich-Herrin-Fühlen im Mittelpunkt der Welt und der Interessen auf, die dem Pariser Mädel jene Knattrigkeit, jene Knistrigkeit, jenes Rackertum verleiht? Wo die Schmuddlichkeit, die Schmatzigkeit, den Humor, und wo die Skrupellosigkeit.

Wenn sie neben ihrem Jüngling einhergeht, der sich so krampfhaft amerikanisiert, sich wund-amerikanisiert, im vollen atavistischen Bewußtsein seiner Herrenschaft, ist sie, wie sie sich auch windet und wendet, ganz Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, ganz Ergebenheit. Und ihr liebes, gutes deutsches Schrippenherz blutet, wenn er (im Anfangsstadium) ein Auto springen läßt; wie süß es auch ist, ach, wie weltlich-damisch so einzusteigen! Das Gefühl der Untergeordnetheit, der Pflicht und Sparsamkeit, das durch Generationen hindurch in reinen, stillen Stuben gezüchtet wurde, wurzelt bis in die Füße hinein und läßt sich nicht durch das Wehen der Pleureusen mit Windeseile wegblasen. Und zu den hohen, selbststolzen Reihern steigt die Seele nicht mit.

Gott Lob!

Am liebsten möchte sie (es ist ein Brauch von altersher, eine Symbolik fast, ein schier biblischer Zug) — möchte sie ihm die Strümpfe stopfen. Aber er trägt jetzt so furchtbar feine, dünne; sie ja auch; aber —

Bisweilen geschieht es, daß wir nicht wenig Angst bekommen; ihr entfällt ein Wörtchen, ein Sätzchen; Sächelchen sagt sie, Sprünglein vollführt sie — der Text zu den vorbildlichen Zeichnungen wird lebendig. Es krabbelt in ihr; sie macht Anläufe: kanaillig zu werden.

Gebärde dich nur, wie du willst, ich laß mich nicht beirren. Noch schlägt fest und treu unter den Perfidien französischer Moden das gute deutsche Herz, das Mutterherz; noch winkt einfältig und zuverlässig aus dem Winden tückischer, französischer Katzen das liebe, deutsche Gemüt, die Frauenschwere. Noch ist dies kein leerer Wahn, und daran halte ich.

Denn ich habe es stets gesagt:

Grattez la canaille et vous trouverez die Gans.

Die liebe, gute, treue, feste, deutsche Gans.

Ma foi, und das ist gut!

Paul Barchan

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Beichte und Beichtgeheimnis/ von Graf Hoensbroech

Jüngſt begegnete man in großen politiſchen Tageszeitungen zahlreichen Artikeln über das Beichtgeheimnis, ſeine Bewahrung, ſeine Verletzung uſw. Den Anlaß bot ein in Rom ſich abſpielender Prozeß. Der moderniſtiſche Geiſtliche Verdeſi hatte ſeinen Beichtvater, den Jeſuiten Bricarelli beſchuldigt, das Beichtgeheimnis verletzt zu haben. Bricarelli habe ihn (Verdeſi) unter Verweigerung der Losſprechung gezwungen, die Namen von Moderniſten, mit denen er (Verdeſi) verkehre, anzugeben; dann habe Bricarelli die in der Beichte erfahrenen Namen dem Papſt übermittelt, damit der Papſt gegen die ihm auf dieſe Weiſe bekannt gewordenen Übeltäter einſchreiten könne.

Die ultramontane Preſſe zeterte über Verleumdung: Verletzung des Beichtgeheimniſſes habe es nie gegeben, könne es nie geben, Gott ſelbſt behüte dies Geheimnis durch Wunder uſw. Die nichtultramontane Preſſe erwiderte entſprechend.

Laſſen wir den aus dem Prozeſſe Verdeſi-Bricarelli (der übrigens zu Ungunſten Verdeſis ſoeben entſchieden iſt) entſtandenen Zeitungsſtreit beiſeite. Beichte und Beichtgeheimnis an ſich, losgelöſt von Einzelfällen, ſind wichtig und auch intereſſant genug, ausführlich behandelt zu werden. Denn die Beichte und alles, was zu ihr gehört, bildet im politiſchen und kulturellen Leben der Katholiken einen gewaltigen und dabei von der übrigen Welt viel zu wenig beachteten Machtfaktor.

Aus der urſprünglichen, altchriſtlichen Beichte, das heißt dem Bekenntniſſe der Todſünden zum Zwecke der Losſprechung durch den Prieſter (von Chriſtus ſtammt auch dieſe Beichte nicht; ſie iſt ſpätern, teils religiös-myſtiſchen, teils hierarchiſch-autokratiſchen Quellen entſpringende menſchliche Zutat), hat im Laufe der Jahrhunderte der Ultramontanismus ſich eine Einrichtung geſchaffen, die recht eigentlich das Machtzentrum ſeines ganzen Syſtems geworden iſt.

Das Bekenntnis der Todſünden iſt auch in der ultramontaniſierten Beichte nicht aufgehoben, aber ihr Schwerpunkt liegt, zum Unterſchiede von der altkatholiſchen Beichte, darin, daß das geſamte bürgerliche Leben des Beichtenden mit allen ſeinen Ausſtrahlungen, Tätigkeitsformen und Beziehungen in der Beichte zur Sprache und Beurteilung kommt.

Die innerſten Familienangelegenheiten, das Eheleben nach ſeiner geſchlechtlichen und ethiſchen Seite, die Erziehung der Kinder, die politiſche Stellung des

Mannes, seine gesamte geschäftlich-berufliche Tätigkeit werden im Beichtstuhle verhandelt, werden vom Beichtvater geregelt und geleitet.

Der Arzt, der Rechtsanwalt, der Richter, der Staatsbeamte, bis hinauf zum Minister, der Kaufmann, der Abgeordnete, der Journalist, der Universitätsprofessor: sie alle knien im Beichtstuhle vor dem Vertreter des internationalen Rom und empfangen von ihm Weisung und Richtung. Prozesse, Testamente, Kaufverträge, geschäftliche Dinge jeder Art, Reden und Abstimmungen in politischen und kommunalen Parlamenten, Staatshandlungen, Familienfreundschaften und Familienfeindschaften, zu schreibende Zeitungsartikel und herauszugebende Bücher werden in der Beichte dem endgültigen Urteile des beichthörenden Priesters unterbreitet.

Und erst das Frauenleben! Da ist nichts, was der Beichtvater nicht beherrscht. Jede Regung des Gemütes, der Seele, ja des Leibes nach seiner geschlechtlichen Seite hin wird dem Priester bloßgelegt. Die Frau ist vom Beichtstuhle aus das Werkzeug zur Beeinflussung des Mannes, ihres engern und weitern Familienkreises.

Hinzu kommt die ungeheure Zahl der jährlich stattfindenden Beichten. Das Kirchengebot, wenigstens einmal im Jahre zu beichten, ist längst veraltet. Monatliche, wöchentliche, ja tägliche Beichten sind das Gewöhnliche geworden.

Zumal der Jesuitenorden hat, entsprechend seinem Streben, die Welt zu beherrschen, nach diesen Richtungen hin die Beichte ausgestaltet.

Durchblättert man die jesuitischen „Lehrbücher der Moraltheologie", die „Gewissensfälle", das heißt die an Hand fingierter „Fälle" zusammengestellten Anweisungen, wie der Beichtvater sich zu verhalten habe, so findet man, daß buchstäblich alles, was im privaten und öffentlichen Leben des Menschen vorkommen kann, in den Bereich der Beichte gezogen ist. Der Jesuit Lehmkuhl, der offizielle Beirat des Zentrums, bietet in seiner „Moraltheologie" und in seinen „Gewissensfällen" (Freiburg i. B. 1903 und 1910) das klassische und typische Beispiel dafür.

Soldaten, die den Fahneneid, Beamte, die den Beamteneid leisten; Dienstmädchen, die Geschirre und Vasen zerbrechen; Buchdrucker, die „schlechte" Bücher drucken; Wähler, die „schlechte" Abgeordnete wählen; Richter, die Urteile fällen; Rechtsanwälte, die Prozesse führen; Ehefrauen und Ehemänner, welche die eheliche Beiwohnung verweigern oder über sie im unklaren sind; gerichtlich Verurteilte, die sich der Verurteilung entziehen wollen; Entscheidungen über Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit von Kriegen, von richterlichen Urteilen, über Gültigkeit oder Ungültigkeit von Staatsgesetzen; Ärzte in medizinischen, Politiker in politischen Schwierigkeiten; das Verhalten eines Heeres in Feindesland, erlaubte und unerlaubte Kriegslisten; liberale und sozialistische Abgeordnete; geistige Vorbehalte bei gerichtlichen Eiden; Abfassung von Testamenten; Arbeitgeber und Arbeit-

nehmer; Löhne und Arbeitsausſtände; Halten und Leſen „ſchlechter" Zeitungen; Handels- und Kaufverträge und tauſend andere Sachen des täglichen Lebens zieht der Jeſuit Lehmkuhl vor den beichtväterlichen Richterſtuhl.

Dies alles läßt das Gewicht der Beichte als ein ungeheures, läßt ihren Einfluß auf unſere Kulturentwicklung, auf die Geſtaltung privater und öffentlicher Verhältniſſe als rieſengroß erſcheinen. Denn die Zahl der auf dieſe Weiſe beichtenden Katholiken beläuft ſich, niedrig geſchätzt, auf zweihundert Millionen. Das Fühlen, Denken und Handeln einer ſolchen Menſchenmaſſe — des vierten Teiles aller Menſchen! —, beſtimmt durch die in der Beichte erhaltenen Weiſungen, greift mit phyſiſcher und pſychologiſcher Notwendigkeit in Leben und Treiben des Weltgeſchehens, in alle häuslichen, politiſchen und kulturellen Angelegenheiten gewaltig und zwar gewaltig hemmend ein.

Der Beichtvater weiß alles über ſein Beichtkind, und von ihm weiß er alles über deſſen Beziehungen, über deſſen Freunde, Nachbarn, Verwandte. Verborgenes gibt es für ihn nicht. Die Gemeinde, der Bezirk, in denen er wirkt, liegen aufgedeckt wie ein offenes Buch vor ihm. Und ſo ſind die vielen Tauſende von Beichtvätern in Wahrheit Auge und Ohr der Welt, ſie ſind die Wiſſenden im eminenten und prägnanten Sinne des Wortes.

Daß dies ungeheuere Wiſſen, das in ſich die Möglichkeit bietet zur Kompromittierung von Millionen, zum Ruin zahlloſer Familien, kein völlig freies ſein darf, liegt auf der Hand. Der Beichtende muß ſich geſchützt fühlen vor Mißbrauch ſeiner Entblößung. Außerdem verlangt der auch trotz der Ultramontaniſierung der Beichte noch immer feſtgehaltene religiöſe Grundcharakter dieſes „Sakraments" (das Bekenntnis der Todſünden zum Zwecke der durch prieſterliche Losſprechung erzielten Ausſöhnung mit Gott), daß das Wiſſen des Beichtvaters ein gebundenes, ein durch Amtsgeheimnis gleichſam verſchloſſenes ſei. So iſt die Lehre vom Beichtgeheimnis weſentlicher Beſtandteil des Dogmas von der Beichte geworden.

Das „Beichtſiegel" (sigillum confessionis) muß unverletzt, ja unverletzlich ſein. Nichts, nicht Erhaltung eigenen oder fremden Lebens, nicht Verluſt eigener oder fremder Ehre, nicht Wohl oder Wehe einer Familie, einer Gemeinde, eines Staates, ja der ganzen Menſchheit darf den Beichtvater beſtimmen, irgend etwas, was er in der Beichte erfahren hat, und ſei es in ſich auch noch ſo geringfügig, zu verraten. Auch mit dem Beichtkinde ſelbſt darf er, ohne deſſen Erlaubnis, niemals über das in der Beichte von ihm Gehörte, auch nur andeutungsweiſe ſprechen.

Ja, die ultramontane Theorie vom Schutze des Beichtgeheimniſſes geht ſo weit, daß ſie dem Beichtvater in bezug auf das in der Beichte gehörte gröbſte, fauſtdicke, durch Eide bekräftigte Lügen geſtattet.

„Wenn der Beichtvater", schreibt die gegenwärtig größte moraltheologische Autorität des Jesuitenordens, der Jesuit Lehmkuhl, „einen Frager nicht anders von sich weisen oder nicht anders einen Verdacht gegen ein Beichtkind beseitigen kann: so kann und muß er, auch unter einem Eide, versichern, das Beichtkind habe ihm das und das nicht gesagt (obwohl es in Wirklichkeit das Betreffende doch gesagt hat). Und das kann und muß vom Beichtvater gesagt werden, ohne den leisesten Schatten einer Lüge (Theologia moralis II, 588, 2, Freiburg 1910).

Allein wie in allen wichtigen Punkten der ultramontanen Moral, so gibt es auch hier neben der Theorie eine Praxis. Und die hat ein wesentlich anderes Gesicht.* Die laut ausposaunte Theorie ist für die beichtende Masse; die in lateinisch geschriebenen Handbüchern der Moraltheologie gelehrte Praxis ist für das im beichthörenden Priester verkörperte System.

Es wäre auch zu merkwürdig, wenn der Ultramontanismus gerade diejenige Einrichtung, die Beichte, die er in der oben gekennzeichneten Form zu Herrschaftszwecken sich geschaffen hat, durch absolute, auch sich selbst gegenüber zu beobachtende Geheimhaltung, für ihren Zweck wieder untauglich machen würde. So inkonsequent ist er wirklich nicht! Und Weichherzigkeit — man denke an die von ihm jahrhundertelang, auch aus Herrschaftszwecken geschwungene Inquisitionsgeißel — hat sein Tun noch nie bestimmt. Nein, auch das „Beichtsiegel" weiß der Ultramontanismus für sich selbst geschickt zu lockern und zu lösen. Und zwar, wie sich das beim ultramontanen System, diesem raffinierten Gemisch von Religion und Politik, von naiver Frömmigkeit und intensiver Verbrecherschlauheit, von Natur und Unnatur, von selbst versteht, er lockert und löst das „unverletzliche" Siegel, das der einzelne Priester, unter Preisgabe von Blut, Leben und Ehre, verteidigen muß und in den meisten Fällen auch verteidigen würde, mit „religiöser" und „seelsorgerischer" Hand.

* Die Verschiedenheit von ultramontaner Theorie und Praxis tritt besonders lehrreich auch beim wichtigen Kapitel der Ehescheidung auf. Theoretisch kennt der Ultramontanismus keine Ehescheidung; er allein unter allen religiösen Systemen ist der unbestechliche Hüter der Unlöslichkeit der Ehe. Praktisch hat er aber einen sehr einfachen Weg, Ehen, auch wenn sie schon Jahre und Jahrzehnte bestanden haben, auch wenn Kinder da sind, zu lösen. Er erklärt einfach: aus dem und dem Grunde (und das kirchliche Eherecht hält viele Gründe in Bereitschaft) sei die betreffende Ehe von Anfang an überhaupt keine Ehe gewesen. Er „scheidet" also nicht eine Ehe — das darf ja nach der Theorie nie geschehen — sondern er erklärt nur das Nichtbestehen einer „Scheinehe", mit der sehr praktischen Wirkung, daß beide Teile vollständig frei werden, jetzt mit anderen Personen eine neue Ehe einzugehen. Hochgestellten und einflußreichen Personen gegenüber wendet der Ultramontanismus dies Mittel besonders gern an. Er weiß, warum. Erkenntlichkeit in dieser oder jener Form ist die Folge.

Schon in der älteſten konziliaren Erwähnung des Beichtgeheimniſſes, in der des 4. Laterankonzils vom Jahre 1215, heißt es (Kap. 21):

„Es hüte ſich aber der Beichtvater durchaus, weder durch Wort, noch durch Zeichen, noch auf irgendeine andere Weiſe, den Sünder irgendwie zu verraten; bedarf er (der Beichtvater) aber (wegen einer in der Beichte entſtandenen Schwierigkeit) eines klügeren Rates, ſo hole er ihn vorſichtig, ohne irgendwelche Bezeichnung der Perſon (des Beichtenden) ein.“ (Denzinger, Enchiridion, n. 363, Edit. 9).

Die hier als erlaubt erklärte „Einholung eines klügeren Rates“ zur Erledigung von Beichtſchwierigkeiten, iſt ein nicht undeutlicher Hinweis auf Vorgeſetzte des Beichtvaters, welche ja — und zumal kirchliche Vorgeſetzte — die Klugheit im Komparativ beſitzen.

Auch iſt nicht zu leugnen, daß in der Erlaubniß, „Rat“ einzuholen — es kann bei beliebig vielen Perſonen geſchehen — eine ſtarke Abſchwächung des theoretiſch als abſolut geſichert hingeſtellten Beichtgeheimniſſes liegt. Denn, wenn auch der Name des Beichtenden, wegen deſſen der Beichtvater „Rat“ einholt, dabei nicht erwähnt werden darf, ſo iſt, allein durch das Rateinholen, die Möglichkeit, daß auch die Perſon erkannt werde, bedenklich nahe gerückt. Und um ſo näher liegt die Möglichkeit, je ſchwieriger und eigenartiger der „Fall“ iſt, der durch „Rat“ dritter aufgeklärt werden ſoll. Denn gerade ſolche ſchwierige und eigenartigen „Fälle“ (nicht das in der Beichte alltäglich Vorkommende) ſind es, die „beraten“ werden müſſen.

Jedenfalls iſt aber dadurch, daß ein Beichtvater einem andern oder gar mehreren einen „Fall“ aus der Beichte erzählt, das dem Beichtvater in der Beichte Anvertraute nicht mehr, wie es die Theorie über das Beichtgeheimnis fordert, Alleinbeſitz des Beichtvaters. Auch der oder die „Berater“ wiſſen von jetzt an den „Fall“, und lediglich dem nicht in der Gewalt des Beichtvaters liegenden Zufalle bleibt es überlaſſen, ob nicht auch der Name des Beichtenden bekannt wird.

Man muß es, wie ich ſelbſt oft und oft, erlebt haben, wie leichtherzig ſolcher „Rat eingeholt“ wird und beſonders, wie wenig es beim Rateinholen bleibt.

Da ſitzen in den Tagen größerer kirchlicher Feſte, bei Volksmiſſionen, Wallfahrten uſw. die Geiſtlichen beim Eſſen und Kaffeetrinken, bei Pfeife und Zigarre beiſammen; ſie kommen gerade aus den dicht umlagerten Beichtſtühlen und erzählen ſich die „Fälle“, die ſie wenige Minuten oder Stunden früher im Beichtſtuhle erlebt haben. Gewiß, ohne Nennung der Namen und gewiß auch ohne die Abſicht, irgend etwas aus der Beichte zu „verraten“. Aber, wie das bei Menſchen nun einmal ſo iſt — und Beichtväter ſind einſtweilen auch noch Menſchen — ein Wort gibt das andere, und der intereſſanten „Fälle“ kommen viele aufs Tapet und das Gerede über ſie nimmt kein Ende. Und was ſehr häufig dabei herauskommt, mag folgende Tatſache veranſchaulichen:

In einer Mittelstadt Deutschlands war große Volksmission. Zahlreiche Geistliche saßen während einer Pause im ermüdenden Geschäfte des Beichthörens in der oben geschilderten Weise mit den Ortsgeistlichen zusammen. Einer der letzteren, begeistert von der eben gehörten Missionspredigt über die Sünde, spricht die Hoffnung aus, daß sie auch einen großen Sünder bekehrt haben möge. Die ganze Stadt nähme nämlich Anteil an dem Geschick einer jungen, bei ihrem verwitweten Vater lebenden Dame (er nennt ihren Namen), die vor kurzem einem Mädchen das Leben geschenkt habe; der Verführer melde sich aber nicht, ihr die Ehre durch Heirat wiederzugeben; die Dame selbst schweige, sei aber vor Leid dem Wahnsinn nahe. In diesem Augenblicke tritt, aus dem Beichtstuhle kommend, ein auch zur Aushilfe beim Beichthören eingeladener Ordenspriester ein. „Gut, daß ich Sie alle beisammen treffe," sagt er, „was raten Sie mir? Soeben hat sich ein Vater als Verführer seines eigenen Kindes bei mir bekannt, sie hat eine Tochter von ihm!" Das war die Bewahrung des Beichtgeheimnisses!

Und ob wohl die Beichtkinder, welche die „Fälle" gebeichtet haben unter Zittern und Zagen, in Angst und Zerknirschung, und vor allem im festesten Glauben, daß nur der Beichtvater sie zur Kenntnis nehme, angenehm davon berührt sein würden, wenn sie hörten, wie ihre geheimsten Sünden bei Teller- und Tassengeklapper und im Rauche von Pfeifen und Zigarren Gesprächsstoffe weitläufiger Erörterungen bilden? Ob das ihrem Begriffe vom Beichtgeheimnisse entspräche?

Mit äußerster Strenge schärft die Theorie über das Beichtgeheimnis ein, daß bei Sünden, bei denen Mitschuldige beteiligt waren, der Beichtvater unter keinen Umständen nach den Namen des oder der Mitschuldigen fragen dürfe. Zumal Benedikt XIV konnte sich nicht genug tun, gegen das Forschen nach Mitschuldigen vorzugehen. Die härtesten Kirchenstrafen (Exkommunikation, Verbot des Beichthörens) verhängt er über alle, welche die Ansicht vertreten, Fragen nach den Namen der Mitschuldigen sei erlaubt. Und Pius IX. im neunzehnten Jahrhundert bestätigte die strengen Maßnahmen seines Amtsvorgängers aus dem achtzehnten Jahrhundert. Die Praxis redet aber auch hier wieder eine andere Sprache.

Der Jesuit Lehmkuhl schreibt in seiner für den praktischen Gebrauch der Beichtväter bestimmten „Moraltheologie", nachdem er die theoretischen Verbote der Namenserforschung und die Strafandrohungen Benedikts XIV. und Pius IX. aufgezählt hat, mit größter Seelenruhe:

„Aber, obwohl es an und für sich [Theorie!] unerlaubt ist, nach dem Namen des Mitschuldigen zu forschen, so können doch Umstände vorhanden sein [Praxis!] unter denen es erlaubt und sogar, bei Strafe der Absolutionsverweigerung, Pflicht ist, die Namensnennung des Mitschuldigen zu fordern. Nämlich, wenn der Beichtvater zugleich das Amt eines Obern bekleidet, und so das Beichtkind

verpflichtet iſt, ihm die dem öffentlichen Wohle feindlichen Urheber und Mitſchuldigen ſeiner Sünde, zum Zwecke ihrer Beſſerung oder Beſtrafung, zu nennen. In dieſem Falle fordert der Beichtvater nicht als Beichtvater, ſondern als Oberer die Namensnennung des Mitſchuldigen mit Recht. Ja, wenn das Beichtkind wegen des allgemeinen Wohles die Denunziation des Mitſchuldigen machen muß, ſo muß jeder Beichtvater fordern, daß die Denunziation nicht ihm als Beichtvater, ſondern ihm als Obern gemacht werde. Wenn alſo das Beichtkind aus gerechter Urſache die Denunziation lieber durch den Beichtvater machen will, ſo kann dieſer zweifellos den Namen des Mitſchuldigen entgegennehmen: ja er muß, unter Androhung der Abſolutionsverweigerung, verlangen, daß die Denunziation entweder durch ihn oder durch einen andern, oder unmittelbar [durch das Beichtkind] geſchehe." (Theolog. mor. II, 445, Freiburg 1910).

Hier iſt im Intereſſe des Kirchenregiments das Beichtgeheimnis rückſichtslos beiſeite geſchoben. Der „Obere" ſoll die Namen der Mitſchuldigen erfahren, „um ſie zu beſſern oder zu beſtrafen", und der Beichtvater darf, ja muß den äußerſten Zwang — Verweigerung der Losſprechung — gegen das Beichtkind anwenden, um die Namen der Mitſünder vom Beichtkinde herauszubekommen. Dieſe Namen werden dem inquiſitoriſch drohenden Beichtvater nicht als Beichtvater genannt — bei Leibe nicht, das wäre gegen die Theorie von der „abſoluten Geheimhaltung des Beichtinhaltes" —, ſondern er erfährt ſie als Oberer!

Wie nützlich ſind doch Unterſcheidungen, zumal wenn die beichtende Menge über ſie ahnungslos iſt. Denn ſo etwas weiß die Menge nicht.

Nur ſo iſt es möglich geweſen, daß im Falle Bricarelli-Verdeſi ſelbſt die führenden Zentrumsblätter („Germania" und „Kölniſche Volkszeitung") mit Entrüſtung die „Verleumdung" „des elenden Moderniſten Verdeſi" zurückwieſen, der Beichtvater Bricarelli habe das Beichtkind Verdeſi, unter Androhung der Abſolutionsverweigerung, gezwungen, die Namen ſeiner Mitmoderniſten zu nennen, um ſie „zur Beſſerung und Beſtrafung" dem Papſte zu denunzieren.

Und doch hätte, wenn Verdeſi ſich mit dieſer Beſchuldigung begnügt hätte, das Beichtkind Verdeſi ſeinem Beichtvater Bricarelli nur vorgeworfen, was die ultramontane Moraltheologie von jedem „gewiſſenhaften" Beichtvater klar und deutlich „als heilige Pflicht" fordert. Freilich: dieſe Forderung ſteht nur in lateiniſch geſchriebenen, ausſchließlich für Beichtväter beſtimmten „praktiſchen" Lehrbüchern.

Zwang zur Denunziation aus dem Bekenntniſſe des Beichtkindes heraus iſt auch die unter der Strafe der Exkommunikation aufgeſtellte Vorſchrift: jedes Beichtkind, das von ſeinem Beichtvater während der Beichte zu Unzuchtsſünden gereizt („ſollizitiert") worden iſt, muß dieſen Beichtvater innerhalb eines Monats der vorgeſetzten kirchlichen Behörde denunzieren (Gregor XV. in der

Konstitution Universi vom 20. August 1622 und Benedikt XIV in der Konstitution Sacramentum poenitentiae vom 1. Juni 1741). Gewiß liegt in der „Sollizitation" ein schändliches Vergehen des Beichtvaters. Aber mit der Theorie des „unter allen Umständen" heilig und unverletzlich zu haltenden Beichtgeheimnisses verträgt sich diese unter Androhung einer der schwersten Kirchenstrafen aufgenötigte Denunziationspflicht nicht. Man vergegenwärtige sich die Sachlage: eine Frau, ein Mädchen haben nach hartem Kampfe die brennende Scham überwunden und bekennen, was zwischen ihnen und einem andern Beichtvater vorgefallen ist; sie glauben befreit und der Sache endgültig ledig zu sein: das unverletzliche Beichtgeheimnis hat alles zugedeckt. Da tönt ihnen das Gebot entgegen: du mußt, wenn du nicht aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden willst, den Beichtvater, der dich zur Sünde verleiten wollte oder verleitet hat, denunzieren!

Also: den schweren Kampf mit der Scham müssen sie noch einmal kämpfen, und diesmal in viel härterer Form, weil diesmal das Bekenntnis nicht vor einem Beichtvater, sondern vor einem kirchlichen Richter abzulegen ist. Ihre eigene Schande, falls sie der „Sollizitation" nachgegeben, und wenn sie nicht nachgegeben hat, immerhin peinlichste, die Schamröte ins Antlitz treibende Vorgänge muß also das Beichtkind enthüllen und zwar ohne Schutz des „Beichtsiegels", ja mit dem Bewußtsein, daß diese Dinge zu Protokoll genommen und darüber Disziplinarprozesse geführt werden. Kurz, sie muß ein in der Beichte abgelegtes, mit dem Beichtsiegel versiegeltes Bekenntnis außerhalb der Beichte wiederholen.

Auch hier stößt die Praxis, zugunsten des Kirchenregiments, die Theorie vom „unverletzlichen Beichtsiegel" kaltblütig über den Haufen: Rom will seine Priesterschar genau kennen, will wissen, wer in ihr gut, wer schlecht ist. Daß diesem Polizeiwillen gegenüber kein noch so „heiliges" Beichtsiegel, keine noch so brennende Scham der Beichtkinder auf Rücksicht zu rechnen hat, ist beim robusten Egoismus Roms selbstverständlich. Hervorgehoben muß aber werden, daß diese egoistische Rücksichtslosigkeit sich gerade hier in besonders brutaler Gestalt zeigt. So sehr auch der Ultramontanismus das Innerste seiner Priester, ihre Schwächen und Sünden durchschauen will, und, um dies zu erreichen, vor nichts Halt macht, so sehr sucht er doch die durchschauten vor den schlimmsten Folgen ihrer Vergehen zu schützen. Während nämlich das zur Unzucht „sollizitierte" Beichtkind, wie wir gesehen haben, von der ultramontanen Moraltheologie mit grausamer Härte behandelt wird, gibt die gleiche „Theologie" dem „sollizitierenden" Beichtvater zahlreiche Mittel und Wege, kniffliche Unterscheidungen hier, Wortklaubereien dort zur Hand, damit er beweisen könne, daß eine „Sollizitation" „im formalen Sinne des Wortes" nicht vorliegt, daß somit die für „Sollizitation" verhängten Kirchenstrafen ihn nicht treffen (vgl. mein Werk: Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit, Leipzig, Breitkopf und Härtel, 3. Auflage, II 551—562).

Auch die tridentiniſche Lehre (sess. 14, cp. 7) „von der Vorbehaltung der Sünden" gehört hierher. Mit Rückſicht auf den wichtigen folgenden Abſchnitt ſei nur das Weſentlichſte kurz erwähnt.

Der Papſt beſitzt das Recht, ſich die Losſprechung von gewiſſen, beſonders ſchweren Sünden vorzubehalten; dies Recht kann er auch den Biſchöfen und den Ordensoberen übertragen. Tatſächlich ſind denn auch eine große Menge von Sünden „vorbehalten", von denen nicht der gewöhnliche Beichtvater, ſondern nur der Biſchof, der Ordensobere, der Papſt oder derjenige Prieſter losſprechen kann, der dazu die „delegierte Vollmacht" vom Papſt, Biſchof oder Ordensobern erhalten hat. Für die Beichtpraxis ergibt ſich daraus, daß das Beichtkind, das eine „vorbehaltene" Sünde gebeichtet hat, ſie demjenigen noch einmal beichten, oder auch außerhalb der Beichte bekennen muß, der die Losſprechungsvollmacht beſitzt. Oder auch: der gewöhnliche Beichtvater, dem die „vorbehaltene" Sünde gebeichtet worden iſt, läßt ſich, unter Nennung der „vorbehaltenen" Sünde (nicht aber unter Nennung des Namens des Beichtkindes) von Papſt, Biſchof oder Ordensobern die fehlende Vollmacht zur Losſprechung geben. Die „vorbehaltene" Sünde kommt alſo, trotz Beichtſiegels, außerhalb der Beichte zur Sprache; oder aber: das Beichtkind wird gezwungen, die ſchon einmal gebeichtete Sünde zu wiederholen.

Wie ſtark der Jeſuitenorden auf Ultramontaniſierung der Beichte, das heißt auf ihre Ausnutzung zu Herrſchaftszwecken eingewirkt hat, iſt im allgemeinen ſchon erwähnt worden. Einzelnes muß aber noch hervorgehoben werden. Denn es dient zur Charakteriſierung des Jeſuitismus, dieſer den Katholizismus immer mächtiger beeinfluſſenden Richtung; und es dient weiter zur Charakteriſierung des römiſchen Papſttums ſelbſt, das ja den Jeſuitenorden und ſeine Einrichtungen gutheißt.*

Selbſt die ultramontaniſierte römiſche Kirche, die zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts anfing, die Beichte für hierarchiſche Zwecke zu mißbrauchen und deshalb einen gewiſſen Beichtzwang (jährliche Pflichtbeichte) einführte, hat den Zwang nicht auszudehnen gewagt auf die Wahl des Beichtvaters. Hier herrſcht bis zur Stunde abſolute Freiheit: der Katholik kann ſeiner jährlichen Beichtpflicht bei jedem Beichtvater genügen. Daß dies ſo ſein muß, daß ein Zwang in bezug auf Ort, Zeit, Zahl der Beichten und vor allem in bezug auf die Perſon des Beichtvaters das Weſen der Beichte, natürlich und religiös aufgefaßt, zerſtört, bedarf des Beweiſes nicht. Was ſchert ſich aber der Jeſuitismus um Natur und Religion, wenn es gilt, ſeine Zwecke zu verfolgen?

* Im folgenden iſt Manches (in gekürzter und veränderter Form) entnommen meinem Werke: 14 Jahre Jeſuit. Perſönliches und Grundſätzliches, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 3. Auflage. Für Einzelheiten ſei auf dieſes Werk verwieſen.

Alle Freiheit wird dem beichtenden Jesuiten genommen, und was, richtig aufgefaßt, Wohltat sein kann für ein schuldbeladenes oder zweifelndes Gewissen: die vertrauliche Eröffnung des Innern unter religiösen Formen, wird im asketischen System des Jesuitenordens zum Zwange, der den Untergebenen auch im „Sakrament der Beichte" den beobachtenden Augen des Obern ganz ausliefert. Das, nach katholischer Lehre, von Christus eingesetzte Versöhnungsmittel zwischen der Menschenseele und Gott entkleiden die jesuitischen Satzungen seines Charakters und machen es zur Polizeimaßregel:

„Alle sollen wenigstens jeden achten Tag zu den Sakramenten der Beichte und Kommunion hinzutreten, es sei denn, daß aus irgendeiner Ursache es dem Oberen anders für gut scheine. Ein vom Oberen Bestimmter soll Beichtvater aller sein; wenn dies nicht geschehen kann, so soll doch jeder seinen festen Beichtvater haben, dem das ganze Gewissen aufgeschlossen sein soll . . . Außer der Art zu beichten soll allen auch eine bestimmte Zeit dafür festgesetzt werden . . . Wer einem andern als seinem bestimmten Beichtvater gebeichtet hätte, muß nachher (soviel er sich erinnern kann) seinem bestimmten Beichtvater sein ganzes Gewissen eröffnen, damit dieser, alles, was sein (des Beichtenden) Gewissen betrifft, kennend, ihm besser im Herrn helfen kann. Alle sollen ihrem bezeichneten Beichtvater, gemäß der vom Oberen vorgeschriebenen Ordnung, beichten" (Constit. III, 1, 11, Declar. Q ; VI 3, 2; Summar. Constit. 7).

„Alle sollen an dem festgesetzten Tage bei ihrem bestimmten Beichtvater beichten und nicht bei einem andern ohne Erlaubnis des Obern" (Regul. comm. 3).

„Nicht-Priester sollen alle acht Tage beichten und kommunizieren; Priester mindestens ebensooft oder noch öfter. Beim Eintritt in den Orden muß jeder eine Generalbeichte über sein ganzes Leben ablegen" (Exam. gener. 4, 25. 41).

Ist es nicht, als ob der Orden sich nicht genugtun könnte an Verfügungen und Vorschriften, welche die Beichte seinen Überwachungszwecken dienstbar machen?

Aber er geht noch weiter. Zunächst setzt er die Hungerstrafe fest für alle, die sich seinen Beichtgesetzen nicht fügen:

„Denen, die innerhalb dieser (vom Oberen bestimmten) Zeit nicht zur Beichte gehen, soll die leibliche Speise entzogen werden, bis sie die geistliche nehmen . . . Wenn einer innerhalb der bestimmten Zeit nicht zur Kommunion oder Beichte geht, so erfahre er (der „Minister") vom Oberen, ob dem Betreffenden die Nahrung des Körpers zu entziehen sei, bis er die Speise des Geistes genommen hat" (Constit. III 1, Decl. Q; Regel 10 des Ministers. Der Pater „Minister" hat unter Oberaufsicht des Rektors für die Hausordnung zu sorgen).

Dann werden zahlreiche Sünden als „Reservatfälle" erklärt, von denen nur der Obere lossprechen kann; und neunter in der Reihe der „vorbehaltenen" Sünden ist bezeichnenderweise der Fall, daß ein Jesuit „einem auswärtigen Priester", einem Nicht-Jesuiten, gebeichtet hat (Congreg. 2., Decret. 60).

Da nach allgemeiner Lehre der ultramontanen Moraltheologie nur schwere Sünden, sogenannte Todsünden, „reserviert", das heißt der Lossprechung durch den Oberen vorbehalten werden können, so haben wir also hier die auch vom katholisch-religiösen Standpunkte aus moral-theologische Ungeheuerlichkeit, daß der Jesuitenorden eine Beichte, die ein Jesuit einem Priester, der sonst alle von der Kirche geforderten Voraussetzungen zum Beichthören besitzt, der aber nicht Jesuit ist, für Todsünde erklärt, nur, um die Ordensglieder zu verhindern, das eng gezogene Gehege seiner Beichtvorschriften zu verlassen.

Die übrigen nicht minder charakteristischen Bestimmungen über die „Reservatfälle" lauten:

„Der Beichtvater soll die Fälle (Sünden) kennen, die der Obere sich selbst (zur Lossprechung) vorbehält. Solche Fälle sollen vorbehalten sein, die der Obere notwendiger oder nützlicher Weise kennen muß, um das Heilmittel desto besser anwenden und die seiner Sorge Übergebenen von allen Schädlichkeiten bewahren zu können."

„Der Obere hat das Recht, dem Beichtvater, der um die Vollmacht bittet, von einem Reservatfall loszusprechen, die Vollmacht zu verweigern. Die Verweigerung soll allerdings nur mit Überlegung geschehen; sie hat aber dann zu geschehen, wenn ein Ärgernis, die Schädigung des Rufes des Kollegiums oder eines anderen zu besorgen ist. In diesen Fällen soll der Sündigende sich selbst dem Oberen offenbaren" (Constit. III 1, 11; Ordinationes Generalium c 6, 2).

„Wer auf der Reise einem andern Jesuiten einen Reservatfall gebeichtet hat und von ihm gültig losgesprochen worden ist, muß dennoch, wenn er in sein Ordenshaus zurückgekehrt ist, die ganze Sache noch einmal dem Oberen des Hauses beichten, und zwar ist ihm dies als Bedingung für die Lossprechung aufzulegen" (Ordinationes Generalium c. 6, 6).

Kaum läßt sich ausdrücken, welcher Zwang in der letzten Bestimmung liegt: eine Beichte muß wiederholt werden, und zwar dem Oberen desjenigen, der gültig gebeichtet hat, einzig zu dem Zwecke, damit der Obere, das heißt der Orden, über das Innenleben seines Untergebenen lückenlos unterrichtet bleibt. Eine Reise mit ihren Vorgängen, das heißt eine kürzere Abwesenheit des Untergebenen, könnte die Kenntnis des Oberen über ihn unvollständig machen, und deshalb das weder vom religiös-christlichen noch vom dogmatisch-theologischen Standpunkte aus irgendwie zu rechtfertigende Machtgebot: die Rechnung, die du in der Beichte zwar mit deinem Gotte beglichen hast, ist mit dem Jesuitenorden aber noch nicht beglichen, also: beichte noch einmal!

Welche Folgen aus den jesuitischen Reservationsvorschriften entstehen, beweist eine Denkschrift, die dem Papste und der siebenten Generalkongregation des Jesuitenordens vom Jesuiten Hernando de Mendoza, einem Teilnehmer an der Kongregation, überreicht wurde:

„Weil die Oberen sich gewisse Sünden (zur Lossprechung) vorbehalten, verbleiben einige jahrelang in der Todsünde und begehen Tausende von Sakrilegien, ohne daß sie es wagen, dem Oberem oder dem gewöhnlichen Beichtvater zu beichten, weil der Obere nicht die Erlaubnis (zur Lossprechung) gibt oder, wenn er sie gibt, nur mit großen Schwierigkeiten und mit so vielen Fragen, daß das Beichtsiegel Gefahr läuft, verletzt zu werden. (Es muß abgeschafft werden), daß die Oberen die Untergebenen durch die Beichte regieren . . ., daß man verpflichtet ist, alle sechs Monate eine Generalbeichte abzulegen; denn ist die Sünde einmal gut gebeichtet, so ist man nicht verpflichtet, sie noch einmal zu beichten . . . Das Beichtsiegel muß beobachtet werden" (Avis de ce qu'il y a à reformer en la Compagnie de Jesus, p. 13 f.).

Erfolg hatte die Denkschrift nicht. Der in ihr ertönende Notschrei verhallte wirkungslos. Unbeirrt schritt und schreitet der Jesuitenorden weiter über Sakrilegien, Todsünden und Gewissensqualen. Die Ehre Gottes (Sakrilegien) und das Heil der einzelnen (Todsünden, Gewissensqualen) kümmern ihn nicht, sobald sein Wohl und Wehe in Frage kommt, und es käme in Frage, wenn die Beichte nicht mehr das gewaltige Polizei- und Spionagemittel bliebe, zu dem er es gemacht hat.

Das ist auch eine Anwendung des jesuitischen Grundsatzes: Omnia ad majorem Dei gloriam, alles zur größeren Ehre Gottes. Dieser „Gott" ist nicht der Christengott, sondern der Jesuitenorden selbst: der Moloch-Götze seiner eigenen Macht, seines brutalen Egoismus.

Bemerkenswert sind auch die Schlußworte der angeführten Stelle der Mendozaschen Denkschrift gegen die Verletzung des Beichtgeheimnisses.

Schon an und für sich ist es ein Ding der Unmöglichkeit, daß bei einer so auf den Oberen und seine Regierungstätigkeit zugespitzten Beichte das Beichtgeheimnis gewahrt bleibt. Auch die der Beichte parallel laufende „Gewissensrechenschaft" (von der gleich die Rede sein wird), in welcher der Untergebene, ohne Schutz des Beichtgeheimnisses, alles dem Oberen mitteilen muß, was er auch in der Beichte zu bekennen hat, macht das Beichtgeheimnis illusorisch: der Obere weiß ja die ganze Beichte aus der Gewissensrechenschaft und kann satzungsgemäß diese Kenntnis zum Besten des Ordens benutzen.

Neben diesen indirekten, aber zwingenden Beweisen für die Mißachtung des Beichtgeheimnisses finden sich in den Ordenssatzungen aber auch positive Hinweise auf die Mißachtung.

Gleich im ersten Teile der Satzungen (c. 4, Declar. D) heißt es:

„Es ist nützlich, daß außer dem Examinator auch noch andere mit dem Aufzunehmenden verkehren (um ihn kennen zu lernen); dazu trägt auch bei, daß er häufig in unserer Kirche beichte, bevor er aufgenommen wird . . ., damit man über ihn zu der Klarheit komme, die zu Ehren unseres Herrn und Gottes erforderlich ist."

Alſo: die Beichte ſoll dazu dienen, über den Aufzunehmenden zur Klarheit zu kommen. Was würde aber die „Klarheit" nützen, wenn der Beichtvater ſie nicht verwerten, ſie dem Oberen nicht vermitteln, das heißt wenn er das Beichtſiegel nicht lockern dürfte?

Die hier in den Ordensſatzungen enthaltenen Möglichkeiten zur Verletzung des Beichtgeheimniſſes werden in der Geſchichte des Ordens zu Tatſachen. Nur weniges ſei angeführt.

Der franzöſiſche Geſandte in Venedig, M. de Canaye, berichtet am 6. Juni 1606 an König Heinrich IV.:

„Durch jeſuitiſche Schriftſtücke, die man in Bergamo und Padua aufgegriffen hat, iſt erwieſen, daß die Jeſuiten die Beichten dazu benutzen, um ſich über die Fähigkeiten, die Gemütsart und die Lebensweiſe der Beichtenden, über die wichtigſten Angelegenheiten der Städte, in denen ſie wohnen, Kenntnis zu verſchaffen, und daß ſie ein ſo genaues Verzeichnis von allem haben, daß ſie die Kräfte, die Mittel, die Verhältniſſe von jedem Staate und von allen Familien kennen" (bei J. J. Friedrich, Beiträge zur Geſchichte des Jeſuitenordens, München 1881, S. 49).

Die Ordensgenerale Goswin Nickel (ein Deutſcher) und Mutius Vitelleschi verordneten in offiziellen Schreiben vom 23. Februar 1641 und 28. November 1654 (beide Schreiben ſind an den Provinzialoberen der oberdeutſchen „Provinz" gerichtet):

„Wenn Fürſten von einem Jeſuiten Gutachten über irgendeinen Punkt verlangen, ſo hat der Betreffende die Sache ſeinem Oberen mitzuteilen, der ſie zur Beratung mehreren Jeſuiten vorlegen ſoll. Der aus der Beratung hervorgehende Beſchluß wird dem Jeſuiten, den der Fürſt befragt hat, zugeſtellt" (aus den handſchriftlichen Jeſuitenpapieren des Münchener Archivs veröffentlicht bei Döllinger-Reuſch, Moralſtreitigkeiten, I 650 f.).

Dieſe Verordnung, die ſich in erſter Linie auf die Beichtväter der Fürſten erſtreckt, mußte die Folge haben, und ſie war ebenſo zweifellos von den Ordensgeneralen beabſichtigt, daß gerade die wichtigſten Dinge (Dinge, welche ein „Gutachten" erforderten) zwiſchen Fürſt und Beichtvater nicht geheim blieben, ſondern zur Kenntnis des Ordensgenerals kamen und ſo von ihm in ſeinen allgemeinen Berechnungen und Maßnahmen verwertet werden konnten.

Das kommt zu klarem Ausdrucke in Briefen des Jeſuiten Cauſſin, Beichtvaters Ludwigs XIII. von Frankreich, an den Ordensgeneral Vitelleschi. Cauſſin, der ein freimütiger Mann geweſen zu ſein ſcheint, wehrt ſich gegen die Zumutung, den Ordensoberen mitzuteilen, was der König ihm anvertraue:

„Man wirft mir vor, daß ich mir nicht bei meinen Oberen Rats erhole über das, was ich mit dem Könige verhandle . . . Aber ich weiß aus Thomas (von Aquin), daß, nach natürlichem, menſchlichem und göttlichem Rechte, die Dinge

der Beichte geheim zu halten sind . . . Soll das Gewissen des Königs für so viele offen stehen, als es Konsultoren (Jesuiten in besonderer Vertrauensstellung) in unseren Häusern gibt?" (Der ganze Brief abgedruckt bei Liberius Candidus, Tuba magna. Edit. 4. Straßburg 1760, II, 329 f.; teilweise bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 651).

Caussin war also der Ansicht — und er mußte es doch eigentlich wissen —, daß die Zumutung seiner Ordensoberen die unzweideutige Aufforderung zum Bruche des Beichtgeheimnisses enthielt.

Der Jesuit Kampmiller, der Beichtvater der Kaiserin Maria Theresia, bewies nicht die gleiche Stärke seinen Oberen gegenüber. Als Tatsache scheint festzustehen, daß Kampmiller, sei es eine eigentliche Beichte, sei es streng vertrauliche, ihm als Seelenführer gemachte Mitteilungen der Kaiserin an seine Ordensoberen in Rom eingeschickt hat. Positive Zeugnisse, deren Kraft nicht aus der Welt zu schaffen ist, beweisen das.

Der Leitmeritzer Domkapitular Ginzel, ein durchaus kirchlicher Mann, schreibt (Kirchenhistorische Schriften. Wien 1872, 2, 231):

„Dr. Jakob Stern, k. k. Hofkaplan zur Zeit Maria Theresias, der als Titularpropst von Ivanzia zu Hetzendorf bei Wien in Pension lebte und sich einer sehr ausgebreiteten Kenntnis der Tagesgeschichte erfreute, erzählte dem Verfasser (1830) über diese Angelegenheit folgendes: ‚Die dringenden Vorstellungen der bourbonischen Höfe an Theresia wegen der Aufhebung der Jesuiten hatten bei derselben nicht alle Wirkung verfehlt . . . Da kam eines Tages der Abt von St. Dorothea — sein Name ist mir entfallen — zu Theresia und händigte ihr einen von ihrem Beichtvater, dem Jesuiten Kampmiller, geschriebenen Zettel ein, welcher eine ihrer letzten Beichten enthielt. Der Hauptinhalt sollen Gewissensskrupel über die unlängst stattgefundene Teilung Polens gewesen sein. Theresia gab nun ihre Stimme zur Aufhebung der Gesellschaft und soll an Ganganelli diesen Vorfall des verletzten Beichtsiegels als Grund berichtet haben, warum sie die Jesuiten in ihren Staaten nicht mehr wolle bestehen lassen.'"

Diese Ginzel selbst mitgeteilte Erinnerung eines Hofkaplans Maria Theresias, „der sich, wie Ginzel hervorhebt, einer ausgebreiteten Kenntnis der Tagesgeschichte erfreute", also noch durchaus geistesfrisch war, ist ohne Zweifel von bedeutendem Gewichte.

Nicht minder beweiskräftig ist das Zeugnis des kaiserlich-russischen Professors und Generalsuperintendenten der lutherischen Gemeinden zu St. Petersburg, Dr. Ignaz Feßlers. Feßler ist eine der merkwürdigsten und lautersten Persönlichkeiten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. In seinem Buche: „Rückblicke auf eine siebzigjährige Pilgerschaft. Breslau 1824" heißt es:

„Der von mir verehrteste und mich väterlich liebende Professor (an der

Wiener Universität) war Josephus Julianus Monsperger, neunundsiebzigjähriger, kräftiger Greis, ehemals tertiae professionis (der Gesellschaft Jesu), folglich in die Geheimnisse seines Ordens eingeweihter Jesuit. Der Rektor des Profeßhauses (der Jesuiten) in Wien hatte verreisen müssen und ihm aufgetragen, das Rektorat aufzuräumen und es reinigen zu lassen. Da hatte ein Gemälde seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; er nahm es von der Wand, um es unter besserer Beleuchtung zu betrachten. Inzwischen bemerkt er dort, wo das Bild gehangen hatte, ein Wandschränkchen; es scheint ihm verdächtig; ein Druck auf eine entdeckte Springfeder und die Tür springt auf. Unter einer Menge Papiere fällt sein Blick auf ein Futteral mit der Aufschrift: ‚Beichten der Großen und Mächtigen.' Er öffnet es, findet darin Beichten der Kaiserin, der Erzherzoge, der Erzherzoginnen, einiger Minister und anderer hoher Herrschaften . . . So hat es mir Monsperger mehrmals erzählt" (a. a. O. S. 166—168).

Auch Voltaire berichtet in einem Briefe an den Herzog von Richelieu von einer „verratenen Beichte":

„Der Jesuit d'Aubanton, Beichtvater Philipps V. von Spanien, habe den Inhalt einer Beichte des Königs dem Herzoge von Orleans mitgeteilt; der Graf von Fuentes und der Herzog von Villa-Hermosa hätten die Beweise dafür in Händen" (Oeuvres. Edit. Beaumarchais, 6, 79).

Voltaire legt die Beweise leider nicht vor. Dem Bilde, das der Herzog von Saint-Simon, auf Grund langer Bekanntschaft, in seinen „Memoiren" von d'Aubanton entwirft, entspricht aber die Tat.

Mit dieser Beichtpraxis und „Heilighaltung" des Beichtgeheimnisses als Grundlage ist es erklärlich, daß der Jesuit Cordara mit Rücksicht auf die zahlreichen jesuitischen Fürstenbeichtväter die stolzen Worte schrieb:

„Fast alle Könige und Fürsten Europas hatten nur Jesuiten als Lenker ihrer Gewissen, so daß ganz Europa nur von Jesuiten beherrscht zu sein schien" (Döllinger, Beiträge 3, 72).

Doch der Jesuitenorden ging mit Gutheißung Roms noch weiter.

Beichte und Beichtgeheimnis hatte er für seine Weltherrschaftszwecke sich dienstbar gemacht. Aber da trotz alledem der Beichtschleier doch nur gelegentlich und vorübergehend gelüftet und das Beichtsiegel doch nur unter vielen Vorsichtsmaßregeln gelockert werden konnte, er aber vollkommen freie Bahn für seinen Polizei- und Machtwillen haben wollte, so schuf er sich neben der Beichte eine andere Einrichtung, bei der jede Rücksicht auf „sakramentale" Geheimhaltung aufhörte.

Die Ordenssatzungen schreiben vor:

„Die Untergebenen sollen den Oberen durchsichtig sein, damit sie besser gelenkt und geleitet und durch sie [die Oberen] auf dem Wege des Herrn geführt werden

können. Je genauer überdies die Oberen alle inneren und äußeren Angelegenheiten der ihrigen kennen, mit um so größerer Befliſſenheit, Liebe und Sorgfalt können ſie ihre Seelen vor verſchiedenen Übeln und Gefahren, die vorkommen können, bewahren . . . Damit dem Willen Gottes gemäß ſolche Sendungen [von Mitgliedern der Geſellſchaft zu beſtimmten Zwecken] beſſer geſchehen, indem dieſe und nicht jene geſchickt, dieſe zu dieſen, jene zu jenen Ämtern verwendet werden, trägt nicht nur ſehr, ſondern überaus ſehr bei, daß der Obere eine umfaſſende Kenntnis der Neigungen und Regungen [der Untergebenen] beſitze und wiſſe, zu welchen Fehlern oder Sünden ſie mehr geneigt und angereizt waren oder ſind" (Exam. gen. 4, 34. 35). „Alle ſollen ermahnt werden, daß ſie keine Verſuchung geheim halten, die ſie nicht dem Beichtvater oder dem Oberen offenbaren; ſie ſollen es vielmehr gern haben, daß ihre ganze Seele ihnen ganz offenbar iſt; auch ſollen ſie nicht bloß die Fehler offenbaren, ſondern auch die Bußen und Abtötungen, die Andachten und Tugenden; indem ſie mit reinem Willen wünſchen von ihnen geleitet zu werden, wenn ſie vom rechten Weg abweichen; indem ſie nicht vom eigenen Sinne geführt werden wollen, außer er ſtimme überein mit dem Urteile jener, die für ſie an Chriſti Stelle ſtehen" (Const. III 1, 12).

„Nichts Inneres oder Äußeres ſollen ſie [die Untergebenen] den Oberen verheimlichen, vielmehr ſollen ſie wünſchen, daß die Oberen alles genau kennen, damit ſie auf dem Wege des Heils und der Vollkommenheit beſſer geleitet werden können" (Constit. VI 1, 2; Summarium 40).

„Wer immer alſo dieſer Geſellſchaft im Herrn folgen und in ihr zur größeren Ehre Gottes bleiben will, ſoll . . . unter dem Siegel der Beichte, des Geheimniſſes oder auf welche Weiſe es ihm gefällt und zu ſeinem größeren Troſte gereicht, ſein Gewiſſen mit großer Demut, Reinheit und Liebe offenbaren, indem er nichts verheimlicht, wodurch er den Herrn des Alls beleidigt hat, und er ſoll ſein ganzes vorheriges Leben oder doch gewiß die Dinge größeren Gewichts dem Oberen der Geſellſchaft oder wem aus den Oberen oder den anderen dieſer es aufträgt, offenbaren, damit er in allem mit reichlicherer Gnade zur größeren Ehre der göttlichen Güte voranſchreite" (Exam. gen. 4, 36).

Aus dieſen Vorſchriften iſt die ſogenannte „Gewiſſensrechenſchaft" hervorgegangen. Sie findet regelmäßig und oft ſtatt: der Novize hat ſie wöchentlich, der Scholaſtiker monatlich und außerdem noch zweimal jährlich dem Rektor und einmal jährlich dem Provinzial abzulegen; die formierten Koadjutoren und Profeſſen legen ſie mindeſtens jährlich einmal dem Provinzial ab, und bedeutungsvoll fügen die Satzungen hinzu: „und ſo oft es überdies dem Oberen gut ſcheint" (Constit. VI 1, 2; Exam. gen. 4, 40; Summar. Constit. 40).

So iſt es denn vollkommen in die Willkür des Oberen geſtellt, wann, wie, wo und wie oft er in das innerſte Innere der Untergebenen eindringen will, um dies Innere mit allen ſeinen Regungen zu durchforſchen, es der Individualität

zu berauben und jeder seiner Falten und seinen geheimsten Winkeln den Ordensstempel aufzudrücken.

Ausgesprochener Zweck der Gewissensrechenschaft ist, dem Oberen die Möglichkeit zu geben, alles, was den sich eröffnenden Untergebenen betrifft, „so zu ordnen und einzurichten, wie es dem Gesamtkörper der Gesellschaft [Jesu] entspricht" (Exam. gen. IV 35).

Leere Redensart ist es deshalb, wenn die Geheimhaltung der Gewissensrechenschaft und ihre Nichtbenutzung durch den Oberen betont wird. Der Betonung widerspricht die eben mitgeteilte Stelle aus den Satzungen, die als Zweck der Eröffnungen, welche die Untergebenen zu machen haben, das Wohl des „Gesamtkörpers" hinstellt.

Auch ein „Responsum" des Ordensgenerals Oliva vom 13. Mai 1675 an die „oberdeutsche Ordensprovinz" läßt deutlich erkennen, wie es mit der Geheimhaltung in Wirklichkeit bestellt ist. Das nicht für die Öffentlichkeit bestimmte „Responsum" lautet:

„Trotz des Gesetzes der Geheimhaltung können Vorteile für die äußere Leitung aus der Gewissensrechenschaft gewonnen werden. Denn obwohl es dem Oberen nicht erlaubt ist, einem anderen etwas von dem mitzuteilen, was die Untergebenen ihm in der Gewissensrechenschaft offenbart haben, so kann der Obere doch, wenn ihm die Mitteilungen nicht unter dem Beichtsiegel gemacht worden sind, einige äußere Heilmittel anwenden, um die Krankheiten zu heilen oder zu verhüten. Auch kann der Obere, wenn es die Sache erfordert, den Untergebenen veranlassen, daß er etwas von dem, was er in der Beichte bekannt hat, auch außerhalb der Beichte mitteilt, oder doch, daß er sich damit zufrieden gibt, daß der Obere seine in der Gewissensrechenschaft erworbene Kenntnis benutzt zu seiner (des Untergebenen) äußeren Leitung, ohne daß aber vom Oberen irgend jemandem offenbart wird, warum der Obere so handelt" (aus den Jesuitenpapieren des Münchener Staatsarchivs, mitgeteilt von J. Friedrich, a. a. O. S. 83).

Schein ist es gleichfalls, wenn, wie hier und auch in den Satzungen (VI 1, 2), die Ablegung der Gewissensrechenschaft in Form einer Beichte, also „unter dem Schutze des Beichtsiegels", gestattet wird. Denn der ausdrücklich angegebene Zweck der Gewissensrechenschaft würde, unter Voraussetzung der Unverletztheit des Beichtsiegels, vereitelt werden. Aus eigener Erfahrung kann ich mitteilen, daß bei den mindestens 350 Gewissensrechenschaften, die ich als Jesuit abgelegt habe, auch nicht ein einziges Mal davon die Rede gewesen ist, ich könne sie als Beichte ablegen. Und wie bei mir, so bei den anderen.

Man begreift, daß der Orden die Gewissensrechenschaft unter die „Wesensbestandteile" seiner Satzungen (substantialia Instituti) aufgenommen hat (Congregat. V, Decret. 58). Man begreift aber auch, daß die Gewissensrechenschaft ebenfalls Wesensbestandteil des harten Vernichtungskampfes bildet den der

einzelne Jesuit mit seinem Ich zu führen hat. Die schmerzhaftesten und peinlichsten äußeren Bußübungen sind Kinderspiel, verglichen mit der Gewissensrechenschaft. Denn instinktiv fühlt das Individuum — die klare Erkenntnis fehlt —, daß es die Axt legt an die Wurzel des eigenen Seins.

Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß ein dumpfes Bewußtsein von der Schmach und Last der Gewissensrechenschaft — denn auch im Jesuitenorden bleibt, wenigstens eine Zeit lang, Natur Natur — im Orden großes Widerstreben gegen sie hervorgerufen hat. Den Widerstand läßt ahnen eine „Instruktion" des Ordensgenerals Aquaviva aus dem Jahre 1600, in der das Widerstreben gegen Ablegung der Gewissensrechenschaft als „sehr gefährliche Seelenkrankheit" (morbus plane periculosus) behandelt wird (Industriae ad curandos animae morbos, c. 13: Instit. Societat. Jesu. Romae 1870, II 351). Aber mit eiserner Faust hielt und hält der Orden nieder, was sich gegen die Gewissensrechenschaft in seinen Reihen regt, und Jahr um Jahr vernichtet er durch sie Hunderte von Menschenexistenzen.

Diese Gewissensrechenschaft nun, die dem sie entgegennehmenden Jesuiten buchstäblich alles bloßlegt, was im inneren und äußeren Leben des sie Ablegenden vorkommt, hat der Jesuitenorden auch seiner gesamten, alle Stände und Berufe umfassenden „Seelenführung" zugrunde gelegt. So sitzt der jesuitische „Seelenführer" im Mittelpunkte eines Netzes, das nicht bloß die ganze jesuitische Welt umspannt, sondern dessen zarte, kaum sicht- und fühlbare Maschen sich um jede Regung, jeden Gedanken, jede Tätigkeit der auch außerhalb des Jesuitenordens von ihm Geführten legen.

Ahnen, auf Grund meiner, wenn auch eingehenden, so doch im Verhältnisse zum Gegenstande immerhin kurzen Ausführungen, die Leser dieser Zeitschrift, welche geradezu ungeheure Macht der römischen Kirche und dem Jesuitenorden in Beichte und Gewissensrechenschaft zu Gebote steht? Eins der gewaltigsten und schwierigsten kulturpolitischen Probleme ist, das jesuitisch-ultramontane Machtsystem zu brechen. Denn, wohl wissend, was er tat, hat der Ultramontanismus seine Wurzeln sorgfältig eingebettet in religiösen Grund, der unangreifbares Gebiet ist. Auch die Ultramontanisierung und Jesuitierung der Beichte hat auf religiösem Boden sich vollzogen und birgt religiösen Kern: das Bußsakrament!

Dennoch spreche ich die Hoffnung aus, daß zunehmende Aufklärung über den Mißbrauch, den der Ultramontanismus mit Religion und Herzensfrömmigkeit treibt, mählich und mählich auch in katholischen Kreisen zur Erkenntnis führen wird, daß, unbeschadet der Religion, die Axt gelegt werden kann und muß an die antireligiösen und antikulturellen ultramontanen Wurzeln. Zum Segen wahrer Religion, zum Heile freiheitlicher Kulturentwicklung!

Wellen/ Roman von Eduard Grafen Keyſerling

(Schluß)

Hans ſaß am gedeckten Mittagstiſch und las. Als Doralice eintrat, ſchaute er auf und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen, ruhigen Stimme: „Nun, haſt du dich gut unterhalten?“

— „Ja, ſehr gut!“ erwiderte ſie.

„Das iſt ja ſchön,“ meinte Hans, „ich werde auch das Segeln lernen, damit du dieſes Vergnügen auch ohne fremde Leutnants haben kannſt. Aber jetzt wollen wir eſſen.“

Während der Mahlzeit ſchien Hans ſich behaglich zu fühlen, er ſprach wieder viel von ſeinen Plänen, er hatte einen Brief aus München bekommen, die Ausſichten ſchienen gut. Es war dort der rechte Augenblick, um etwas zu unternehmen. Zuweilen ſah er Doralice an und erwartete eine Antwort, und ſie gab dieſe Antwort, allein ſie klang abweiſend und gereizt. Doralice glitt immer mehr in die Stimmung des Gekränktſeins hinein. Hans ſchien das nicht zu bemerken, er war nur beſonders rückſichtsvoll, ſtimmte ihr eifrig zu und behandelte ſie wie jemanden, der geſchont werden muß. Der Nachmittag kam dann und füllte das Zimmer mit ſeinem gelben Sonnenſchein. Hans ſprach noch immer weiter von all dieſen Dingen, die, wie es Doralice ſchien, nichts mit ihr zu tun hatten. Immer wieder hieß es: „wenn wir in München ſein werden“, ſo daß Doralice ungeduldig ihn unterbrach: „In München? aber das wird noch lange nicht ſein.“ Hans blieb vor ihr ſtehen: „Nicht? So, hm. Gut alſo, dann bleiben wir hier.“

Nachdenklich zerrte er an ſeinem Barte und nahm wieder ſeinen Gang durch das Zimmer auf. „Das iſt nur,“ begann er endlich, „etwas muß der Menſch zu tun haben. Ich fürchte, wenn wir länger hier bleiben, werde ich noch ganz zum Fiſcher. Ich träume des Nachts ſchon von Fiſchen.“

„Das iſt ja gut,“ meinte Doralice.

— „Vielleicht!“ fuhr Hans fort. „Fährſt du heute Nacht mit uns aufs Meer hinaus?“

Nein, ſie mochte nicht. „Dann etwas anderes,“ ſchlug Hans vor. „Es würde dich vielleicht unterhalten, bei Agnes ein wenig kochen zu lernen.“

— „Bei Agnes?“ Nein, dazu hatte Doralice gar keine Luſt. Nun ja, das fand er am Ende verſtändlich, aber da hatte dieſes Fräulein Bork ihm von den Fiſcherkindern vorgeſprochen. Sie hatte gemeint, ſo eine Art Unterricht könnte viel Segen ſtiften; man könnte ſich liebevoll mit dieſen Armen beſchäftigen.

„Willſt du mich beſchäftigen?“ fragte Doralice.

„Ich ſuche nach etwas, das dir gut tut,“ erwiderte Hans, aber ſie fuhr gereizt fort: „Soll das ſo etwas wie der Anfang einer Erziehung für mich ſein?“

Hans errötete: „Nein, nein, gar nichts ſoll es ſein.“ Er wandte Doralice den Rücken und ſchaute zum Fenſter hinaus. Draußen von der Düne her

kamen ein Mann und eine Frau herauf, der Fischer Steege, der endlich doch heimgekommen war und seine Frau. Er ging breitbeinig und gemächlich einher, als sei nichts geschehen und die kleine Frau trottete hinter ihm her, alle Aufregung war von ihr gewichen und wie sonst schaute sie mit mürrischer Geduld vor sich nieder auf ihre nackten Füße, um die großen Kieselsteine zu vermeiden. Dieser Anblick gab Hans wieder ein wenig guter Laune zurück. „Der Steege ist doch wieder heimgekommen," meldete er, „und die Frau, wie sie hinter ihm hergeht. Sie macht ein Gesicht wie ein verdrießlicher Gläubiger, dem ein säumiger Schuldner endlich doch seine Schuld bezahlt hat. Sie kassiert ihren Mann ein." Dann wandte er sich zu Doralice um, lächelte gutmütig und sagte: „Ich denke, wir machen einen Spaziergang. Draußen werden wir vielleicht auch wieder so selbstverständlich nebeneinander hergehen, wie die Steeges da."

Sie machten den Spaziergang landeinwärts an der Zibbul Waldhüterei vorüber zur Föhrenschonung hinauf. Die jungen Bäume standen dort in gleichen Abständen voneinander da, rosa Stämme und blaugrüne Schöpfe, schnurgrade gelbe Wege durchschnitten den Bestand. Hier war die Luft heiß und schwer von Harzduft. Hans versuchte sich zu begeistern: „Wunderbar! Farbe, Farbe! und was für eine! Daraus kann man hunderttausend Mäntel für venezianische Madonnen schneiden."

— „Ich finde, es sieht hier aus wie in einer Schulstube während der Nachmittagsstunde," sagte Doralice abweisend. Hans lachte darüber sehr laut, denn er hoffte, Doralice würde mitlachen: „Schulstube! sehr gut, aber was für eine. Grünblaue Wände und goldener Fußboden und der Duft. Wenn wir in solchen Schulstuben gesessen hätten, dann wären wir andere Kerle." Doralice lachte nicht mit. Es fiel sie hier plötzlich ein unerträglich starkes Verlangen nach dem Meere im Mittagsonnenschein, nach dem Seegelboot, nach Hilmar, nach dem jungen Stibbe an, wie es ja zuweilen geschieht, daß die Sehnsucht nach einer vergangenen, glücklichen Stunde uns so stark anpackt, daß es schmerzt und sie mußte davon sprechen: „Der Baron Hamm sagt," begann sie, „das Meer sei heute grün, durchsichtig und süß wie russische Marmelade."

„So, sagte er das? "meinte Hans wegwerfend. „Ja so ein Leutnant hat immer was mit Süßigkeiten zu tun. Und dann ißt er sie und dann schenkt er sie und dann sagt er sie und er ist nicht eher zufrieden, als bis er das ganze Meer zu Marmelade gemacht hat."

Doralice erwiderte nichts und schweigend gingen sie eine Weile nebeneinander die graden Wege entlang. Als die Sonne rot durch die Birkenstämme schien, schlugen sie den Heimweg ein. Sie begegneten Arbeitern vom Felde zurückkehrend, Männer in weißen Leinwandhosen, hinter ihnen her die Frauen mit dem Grützespann in der Hand. Hie und da blieb ein Paar an einer der kleinen Katen stehen; der Mann öffnete die Tür, bückte sich, um hindurch zu gehen,

die Frau folgte ihm; so verschwanden sie in dem schwarzen Loche und mit einem knarrenden Ton fiel die Türe ins Schloß. Und als Hans und Doralice an ihrer Wohnung angekommen waren und er voran durch die Tür ging, sich ein wenig bückend, seufzte Doralice und dachte: „Das ist so wie bei den kleinen Katen; man verschwindet still in dem schwarzen Loch, die Türe knarrt, die Welt voll schöner, erregender Möglichkeiten bleibt draußen."

Das Abendessen kam mit seinen Flundern und großen Kartoffeln, Hans aß eilig und viel, er sprach aufgeräumt mit Agnes und schien sich auf das Hinausfahren zum Fischfang zu freuen. Bald stand er vom Tische auf um sich umzukleiden und ging dann fort. „Gute Nacht, schlafe wohl," sagte er und küßte Doralice auf die Stirn. Agnes brummte etwas von „in der Nacht fortrennen" und daß das keine Manier sei.

Die Nacht brach herein, Agnes hatte die Lampe gebracht und sich mit einem mürrischen Gute Nacht entfernt. Doralice rückte den Sessel näher nach dem dem Meere geöffneten Fenster und streckte sich behaglich in ihm aus. Es schien ihr, daß da Bilder und Träume waren, die den ganzen Nachmittag über schon auf sie gewartet hatten, nun konnten sie kommen. Draußen war es sternhell, ein sanfter Landwind brachte von den Kleefeldern und Föhrenwäldern Düfte herüber. Das Meer hatte heute ein seltsam zögerndes, lässiges Rauschen. Zeitweise schien es zu schweigen, dann fuhr eine Welle auf und murmelte etwas und nach einer Weile erst erwachte eine andere und antwortete verträumt und auf den Kieseln des Strandes klapperten die schweren Schritte der stillen Liebespaare. Doralice hatte die Augen geschlossen und wollte ihren Gedanken nachhängen, allein aus den Gedanken wurde ein Traum und sie schlief ein. Sie träumte von dem Garten des Schlosses, sie ging mit Hilmar einen der geraden, endlosen Wege entlang und zu beiden Seiten auf den Beeten standen Gladiolen, ganz hohe, feuerrote Gladiolen. Und plötzlich stand der alte Graf da mitten in einem der Beete, knietief in den Gladiolen. Sein Gesicht war klein, grau und kraus von Fältchen. Er stand da und schaute auf seine Uhr, die er in der Hand hielt. „Nun sieht er uns," sagte Hilmar, „nun ist es gleich" und er beugte sich über sie und küßte sie. Und dann wußte Doralice, daß sie nicht mehr schlief, daß Hilmar da war, daß sie die ganze Zeit über auf ihn gewartet hatte und daß er sie küßte. Sie hielt die Augen noch geschlossen, erst als Hilmar ihre Hände nahm und sagte: „Wie kalt Ihre Hände sind, Sie frieren vor Einsamkeit," da öffnete sie die Augen. Hilmar kniete neben ihr und seine Augen ruhten wieder auf ihr mit jenem eigensinnigen, gewaltsamen Begehren, das sie schwach machte, sie fast schmerzte. „Warum sind Sie hier?" fragte sie.

„Warum?" erwiderte Hilmar ungeduldig, „wo soll ich denn anders sein? Zu den anderen gehöre ich nicht mehr, das wissen Sie ganz gut, Doralice."

— „Nein, das ist schlecht," erwiderte Doralice.

„Schlecht, vielleicht," erwiderte Hilmar, „aber unſere Schlechtigkeit, Ihre und meine. Und wenn die anderen verfluchen und verfehmen, dann ſind wir erſt miteinander allein, ſo wie heute mittag auf dem Meer. Dann können wir uns ein Leben erfinden, das ganz unſer Leben iſt. Es iſt ja zu dumm immer das Leben zu leben, das die anderen ſich für uns ausdenken. Nein, hören Sie, Sie können nicht das Leben des Herrn Grill leben, und ich kann nicht der Bräutigam meiner kleinen Heiligen ſein, das iſt doch verſtändlich. Alſo, morgen ſoll ich zu meinem Regiment zurück, um mich zu beſſern. Aber Sie werden ſagen, daß ich bleiben ſoll und ich bleibe und das Regiment und die Uniform und alles, alles zählt nicht. Und Sie, Doralice, werden Herrn Grill entlaſſen."

— „Sprechen Sie nicht ſo," unterbrach ihn Doralice. „Er iſt gut."

„Gut! gut!" rief Hilmar, „natürlich iſt er gut, alle ſind ſie gut, die anderen, nur wir ſind nicht gut, wir können nicht gut ſein, daher ſollen ſie uns unſeren eigenen Weg gehen laſſen."

Doralice ſeufzte, ſeufzte ganz tief und ſagte dann leiſe: „Jetzt müſſen Sie gehen."

„Ja, jetzt, jetzt," wiederholte Hilmar. Er ſchüttelte Doralicens Hände, die er feſt in den ſeinen hielt und ein ausgelaſſener Triumph leuchtete aus ſeinen Augen: „Sie ſagen jetzt, aber ich kann kommen und dann — dann —"

Am Fenſter, das nach der Düne hinausging, ſtand einen Augenblick Lolo und das weiße Geſicht ſchaute ernſt in das Zimmer hinein.

Lolo war, wie jeden Abend, mit Nini in ihre Giebelſtube hinaufgeſtiegen und hatte ſich zu Bett gelegt. Dort lag ſie wach da und ſchaute mit weitoffenen Augen in das Dunkel hinein. Sie dachte ihren einen großen, unklaren Gedanken, den ſie all dieſe Tage über mit ſich herumgetragen hatte, der in ihr gewachſen und mächtig geworden war. Ein Opfer, ein Opfer wollte ſie bringen. Die wirren Qualen und Enttäuſchungen ihrer Liebesgeſchichte ertrug ſie nicht länger, ſo flüchtete ſie ſich denn in den Rauſch, wie ihn ſo ſtark nur der Wille zum Opfer einem Frauenherzen gibt. Das war jetzt ihr Erlebnis und es erfüllte ſie ganz mit Andacht vor der eigenen Seele. Sterben war leicht. Sie wollte in das Meer hinausſchwimmen weit, weit über die Sandbank hinaus. Sie wollte ſchwimmen, bis dieſe Müdigkeit kam, die ſie kannte, in der wir nichts anderes wünſchen, als uns willenlos und untätig auf dem Waſſer auszuſtrecken. Ja, und dann würde es ſich vollziehen, das dunkele Ruhevolle und all die furchtbare Spannung des Fühlens und Wollens würde ſich löſen. Sobald es im Hauſe ſtille war, ſtand Lolo auf. Sie kleidete ſich in ihren Badeanzug, hüllte ſich in ihren Mantel und ſchlich hinaus. Draußen die Nacht ſchwarz und warm, am Himmel große, ſehr helle Sterne. So hatte ſie es erwartet, das war in Ordnung. Als ſie in Wardeins Anweſen noch Licht im Fenſter ſah, wollte ſie herangehen und hineinſchauen aus unklarem Verlangen nach noch mehr Bitterkeit und

Schmerz. Sie sah Doralice im Sessel sitzen und Hilmar neben ihr knieen, allein das erschütterte sie nicht stark, sie hatte das erwartet, auch das mußte so sein. Ruhig stieg sie zum Meere hinunter. Dort legte sie ihren Regenmantel, ihre Schuhe ab und ging in das Wasser. Kleine laue Wellen sprangen an ihr empor. Sie begann zu schwimmen, ein unendliches Wohlbehagen durchrieselte ihren Körper. Schwarze Wellenhügel, in denen die Sterne sich spiegelten, wie rege goldene Pünktchen, hoben sie sanft empor und ließen sie wieder sanft in schwarze, goldbestirnte Wellentiefen gleiten. All das Heiße, Enge, Drückende fiel von ihr ab, sie wußte nicht mehr, warum sie hier war, sie wußte nur, daß sie glücklich war und daß sie weiter hinaus mußte. Zuweilen legte sie sich auf den Rücken und schaute hinauf und es war ihr dann, als fiele sie in einen schwarzen Abgrund, in dem goldene Sterne durcheinander wirbelten. Und weiter ging es, einmal schien es ihr, als stünde dort schwarz in all dem Schwarzen wie eine Vision ein Boot regungslos auf dem Wasser. Ihr Schwimmen wurde eiliger, angestrengter, als gäbe es ein Ziel für sie, das sie zu erreichen hatte. Und dann plötzlich lähmend überkam sie das Bewußtsein der furchtbaren Weite um sie her, der furchtbaren Tiefe unter sich. Angst benahm ihr den Atem, alles wurde feindlich, alles war gegen sie und sie mußte kämpfen mit diesen Wellenhügeln, die ihr jetzt hart und kalt wie schwarzes Metall erschienen. Sie rief einige Male in die Nacht hinein und arbeitete dann weiter, schlug sich herum mit etwas, das sie niederdrücken und niederziehen wollte und dann schien alles fort.

„Nu haben wir den kuriosen Nachtfisch," sagte Stibbe und hob Lolo in sein Boot hinein; „dachts mir, das ist die Marjell vom Bullenkruge. Wasser hat sie schon geschluckt. Nimm du sie, André, du weißt ja mit Marjellen umzugehen."

André nahm Lolo in Empfang, die wie leblos dalag, hüllte sie in seinen Mantel, redete ihr zu: „Immer nur das Wasser ausspucken, Fräuleinchen, immer nur ausspucken." Ärgerlich machte Stibbe sich ans Rudern: „Jetzt schnell nach Hause," brummte er, „sonst verfriert sie uns. Das sind so die städtischen Dummheiten, ins Wasser zu gehen! Wen es will, den holt es sich schon selber. Wir wollen die Marjell zu Wardein bringen, dahin ist es näher. Laß die Städter dann ihre Dummheiten miteinander ausmachen."

Doralice war wieder allein in ihrem Zimmer, als die Männer zu ihr eintraten. Sie verstand nicht gleich. Da stand der Fischer Stibbe und noch einer und Stibbe trug jemand, er trug Lolo, die ganz bleich war und die Augen geschlossen hielt, ihr Haar schwer und feucht hing lang über den Arm des Fischers herab.

„Die haben wir nun aufgefischt," sagte Stibbe, „da weit draußen, die wollte nicht mehr zurück. Was ist denn das für ein Nachtfisch, sagte ich zu André,

und wir sind ihr nachgefahren. Ach, die lebt schon, die lebt ganz gut. Nur Wasser hat sie geschluckt. Wo soll ich sie hinlegen? aha, da drin aufs Bett. André ist zum Bullenkrug hinauf es der Mamsell zu sagen, damit sie sie holt."

Lolo wurde auf das Bett gelegt, Stibbe wiederholte noch einmal: „die lebt ganz gut," dann gingen die Männer. Der Lärm hatte Agnes herbeigerufen und sie übersah sofort die Lage, machte sich über Lolo her, entkleidete sie, hüllte sie in Decken, rieb sie, immer schweigsam und mürrisch, nur einmal bemerkte sie: „Sie macht die Augen nicht auf, nicht weil sie nicht kann, sondern weil sie nicht will." Endlich beschloß sie einen heißen Tee zu kochen, Doralice sollte nur weiter reiben.

Doralice kniete am Bett und rieb die Glieder des regungslos daliegenden Mädchens. Lolo seufzte, schlug die Augen auf und schaute Doralice ernst an. Das schmale Gesicht hatte in seiner Ruhe etwas Strenges, Ältliches.

„Wie — wie ist Ihnen jetzt?" fragte Doralice.

— „Gut," sagte Lolo mit einer Stimme, als antworte sie auf eine müßige, gleichgültige Frage. Aber Doralice beugte sich leidenschaftlich über sie, als wollte sie sie erwärmen und beschützen. „Wie konnten Sie das tun?" flüsterte sie.

Lolo zog ein wenig die Augenbrauen empor und sagte in demselben kühlen, überlegenen Tone: „Er kann nichts dafür. Das wußte ich, als ich Sie sah, er wird nicht anders können und Sie — Sie können nichts dafür, daß Sie so schön sind."

„Nein, das will ich nicht," rief Doralice fast zornig. „Er soll bei Ihnen bleiben, er soll Sie lieben, er soll, soll."

Lolo wandte den Kopf zur Seite und schloß die Augen, als wollte sie Ruhe haben und sagte kummervoll und müde: „Ja jetzt, jetzt weiß ich nicht."

Doralice wagte nicht mehr zu sprechen. Sie kniete dort vor dem Bett und ein unerträgliches Gefühl der Demütigung machte sie elend. Im Nebenzimmer wurde es wieder lebhaft. Die laute Stimme der Generalin ließ sich vernehmen: „Wo ist sie? wo liegt sie? Heißen Tee haben Sie da, liebe Frau, das ist gut." Dann erschien die Generalin in der Schlafzimmertür, sie hatte ihren Strohhut über ihre Nachthaube aufgesetzt und ihren Regenmantel über ihr Nachtkleid angezogen. Sie war rot und atemlos: „Kind! Kind!" rief sie, „was sind das für Geschichten! Hat man je so was gehört! Daß ich so was erleben muß. Wo ist der heiße Tee, liebe Frau?"

Fräulein Bork und Ernestine waren auch da mit Tüchern und Mänteln beladen und nun begann ein Kommandieren und Hin- und Hergehen und dazwischen schalt die Generalin immer weiter: „Das ist die Buttlärsche Übertriebenheit, die dummen Buttlärschen Herzen. Von mir habt Ihr das nicht. Liebe Köhne, geben Sie ein Handtuch her, wir müssen das Haar noch trocknen. Zu meiner

Zeit verlobte man sich auch und verliebte sich auch und war eifersüchtig, denn die Männer taugten damals auch nicht viel, aber gestorben sind wir daran nicht. Aber die heutige Jugend, die ist ja wie betrunken!"

Lolo ließ alles willenlos wie eine Puppe mit sich geschehen. Endlich stand sie in Tücher und Mäntel gehüllt da, von Fräulein Bork und Ernestine gestützt. „Geht jetzt nach Hause," befahl die Generalin, „aber leise, daß meine Tochter nicht aufwacht, es ist genug, wenn morgen das Gerede anfängt. Steckt das Kind ins Bett, eine Wärmflasche und Baldriantee, also vorwärts, ich bleibe noch einen Augenblick hier. Sie erlauben schon, meine Liebe," wandte sie sich an Doralice.

So wurde Lolo fortgeführt.

„Kommen Sie, liebe Köhne," sagte die Generalin, nahm Doralicens Arm und führte sie in das Wohnzimmer; „setzen Sie sich, Sie sind ja weiß wie ein Tuch. Ich will mich auch ein bißchen hersetzen, so was fährt einem in die alten Knochen." Seufzend nahm sie in einem Sessel Platz und sann eine Weile schweigend vor sich hin. Das große Gesicht war jetzt bleich und sah alt und kummervoll aus.

„Nein!" begann sie dann wieder, „das habe ich nicht vorausgesehen. Ich bin sonst nicht dumm, aber das habe ich nicht erwartet. Mit unserem Aufenthalte hier wird es wohl nun zu Ende sein. Schade. Sie, meine Liebe, habe ich immer verteidigt. Meine Tochter tat so, als seien Sie ein reißendes Tier, aber ich habe Sie verteidigt. Nun ja, Sie sind Ihrem alten Grafen davongelaufen. Das muß man nicht tun, schon wegen der Moral, aber es war eine dumme Heirat und Sie haben sich von Ihrem Maler entführen lassen, nun gut. Aber jetzt, meine Liebe, ist es doch genug, man kann sich doch nicht immerfort entführen lassen. Von Sichentführenlassen kann doch keiner leben. Und dann, die Kleine hat nun mal diesen Bräutigam, ich habe ihn ihr nicht ausgesucht, aber er ist ihr gegeben worden und sie hat sich in ihn verliebt. Die Buttlärs besorgen so etwas immer gründlich. Sie können ihn ihr doch lassen." Die Generalin hielt einen Augenblick inne, um Atem zu schöpfen, Doralice saß regungslos da und über ihr bleiches Gesicht rannen unablässig Tränen herab. „Sie sind bildhübsch, meine Liebe," fuhr die Generalin fort, „aber was hilft das? Versuchen Sie doch mit Ihrem Maler ordentlich zu leben, er scheint ja ein ganz guter Mensch zu sein. Sich entführen lassen, das geht schnell. Mich hat zwar nie jemand entführt, ich hatte es auch nicht nötig, ich war mit meinem Pallikow immer recht zufrieden, aber ich denke mir das so nach dem, was ich um mich sehe. Aber mit dem Herrn, der einen entführt, leben, das ist die Kunst. Glauben Sie mir, man kann sehr gut leben auch ohne daß ein Mannsbild immer vor einem auf den Knien liegt. Und dann noch eins. Wenn der junge Mensch morgen zu Ihnen herrennt, sagen Sie ihm ein vernünftiges Wort.

Sie haben ihn unvernünftig gemacht, machen Sie ihn auch wieder vernünftig. So, und nun will ich gehen. Sie, meine Liebe müssen schlafen, sonst werden Sie krank und davon hat auch keiner was."

Die Generalin erhob sich, streichelte mütterlich Doralicens tränenfeuchte Wangen und ging hinaus. Doralice blieb auf ihrem Platze sitzen und starrte mit angstvollen Augen vor sich hin. Sie zog die Füße auf den Sessel hinauf, umschlang ihre Knie mit den Armen, kroch ganz in sich zusammen. War sie das, von der die alte Frau so gesprochen hatte? Sahen die Leute sie so? Sah sie so aus? Widerwille und Furcht stiegen in ihr auf, es war als klebe etwas Unreines und Häßliches ihr an, das sie verzerrte und gespenstisch machte.

Agnes kam herein und brachte Tee: „Den müssen Sie jetzt trinken," sagte sie barsch. Doralice gehorchte, Agnes stand dabei schaute, aufmerksam zu und murmelte: „Das kommt davon, Hans ist auch schuld. Ich habe es ihm gesagt, was rennt er immer fort. Man paßt doch auf, wenn man eine hat, die schon einmal einem fortgelaufen ist. Na, aber die alte Frau hat hier bei uns auch nichts zu predigen. Sie soll ihre Marjellen und Jungherrn strammer halten. Und jetzt müssen wir schlafen gehen."

Sie faßte Doralice an beide Arme, um sie aus dem Sessel zu heben, führte sie in das Schlafzimmer, kleidete sie aus, wie man ein Kind auskleidet, half ihr in das Bett hinein und deckte sie fest zu. „Jetzt schlafen," sagte sie, „das kann nie schaden" und löschte das Licht aus.

Als Doralice erwachte, hörte sie, daß im Nebenzimmer gesprochen wurde. Hans mußte von seiner Nachtfahrt zurück sein und Agnes erzählte ihm etwas flüsternd, so daß es wie ein fortgesetztes Zischen klang. Nur selten warf Hans' tiefe Stimme ein Wort hinein. Das dauerte ziemlich lange, plötzlich brach das Gespräch ab, eine Tür ging und es wurde ganz still. Draußen war es sonnig und ein Wind schien zu gehen, denn die Netze, welche vor Doralicens Fenster zum Trocknen aufgehängt waren, wiegten sich hin und her. Auf dem Zaun saßen zwei Kinder, trommelten mit den nackten Füßchen an die Bretter und sangen mit den schrillen Stimmen in den Wind hinein: „Henne, henne, helle, helle, ho, ho!" Doralice drückte sich fest in ihre Kissen. In ihren Gedanken begann die peinvolle Arbeit den vergangenen Tag an den beginnenden zu knüpfen. Die Ereignisse der Nacht kamen, sie meldeten sich wie Gläubiger, die ihre Rechnung präsentieren. Vor allem aber meldete sich jene unheimliche gespenstische Doralice, von der die Leute wie von einem reißenden Tiere sprachen die davon lebte sich entführen zu lassen und die junge Mädchen in den Tod trieb. Zum ersten Male in ihrem Leben empfand Doralice sich selbst als eine Qual.

Agnes kam herein und brachte den Tee, Doralice sollte ihn heute im Bett trinken. Agnes stand dabei und berichtete, Hans war zurück, sie hatten viele

Fische gefangen. Vom Bullenkruge war zum Strandwächter geschickt worden nach den Pferden, sie sollten das Gepäck zur Bahn bringen. Ja, und dann war der junge Herr vom Bullenkruge dagewesen, er wollte die Gnädige sprechen: „Was soll ich ihm sagen, wenn er wiederkommt?“ schloß Agnes ihren Bericht und in den trüben Augen der alten Frau entzündeten sich grünliche Funken wie in den Augen böser Hunde. Doralice errötete unter diesem Blicke und es klang gequält und zornig, als sie hervorstieß: „Ich will ihn nicht sehen. Sag ihm, er soll abreisen. Ich will ihn nicht sehen, nie.“

„Werd' es ausrichten,“ brummte Agnes und ging.

Eine Weile später, als Doralice gerade vor dem Spiegel saß, ihr Haar kämmte und ihr Gesicht im Spiegel aufmerksam betrachtete, als wäre es ihr neu, da wurden im Nebenzimmer Stimmen laut. Agnes sprach mit tiefer Stimme deutlich und langsam, wie sie am Sonntagmorgen sich selbst ihre Bibel vorzulesen pflegte: „Die Gnädige sagt, sie will den Herrn nicht sehen. Der Herr soll nur abreisen. Sie sagt, sie will ihn nicht sehen, nie. So sagte sie.“

Hilmars ein wenig schnarrende Stimme ließ sich vernehmen und Agnes begann wieder: „Die Gnädige sagt, sie will den Herrn nicht sehen, der Herr soll nur abreisen. Sie sagt, sie will ihn nicht sehen, nie, so sagte sie.“

Einen Augenblick wurde es ganz still, dann klirrten Sporen, eine Tür ward zugeschlagen. Doralice trat an das Fenster, sie sah Hilmar die Düne hinabsteigen. Er war in Uniform. Anfangs ging er langsam und zögernd den Kopf ein wenig gebeugt. Unten am Strande jedoch kam in seinen Gang wieder das hübsche leichtsinnige Sichwiegen. Die Sonne erweckte in den Sporen, in den Knöpfen und Schnüren der Uniform helle Funken, überstreute die ganze Gestalt mit kleinen, unruhigen Lichtern: „O nein!“ dachte Doralice, „es ergreift mich nicht das zu sehen.“ Allein eine ferne Kindererinnerung kam, Doralice konnte nichts dafür, die Erinnerung kam, wie Träume ohne unser Zutun kommen und uns rühren. Ein Frühlingsabend im alten Garten zu Hause, die kleine Doralice steht einsam auf dem breiten Kieswege und sieht trübselig in den gelben Abendhimmel hinein. Da kommt eine Schar wandernder Musikanten, Männer mit blanken Hörnern und Tromperen. Sie stellen sich vor der Treppe auf und beginnen zu blasen, und sofort erfüllt sich der ganze stille Garten mit so köstlich lustiger Ausgelassenheit, daß Doralice mitsingen möchte und auf dem Kieswege zu tanzen beginnt. Da erscheint Miß Plummers auf der Treppe und winkt den Musikanten ab, sie sollen nicht spielen, die gnädige Frau hat Migräne. Es wird still, die Männer packen ihre Hörner und Tromperen ein und ziehen ab, ziehen die Landstraße hinunter dem schwefelgelben Abendhimmel entgegen und die Strahlen der untergehenden Sonne funkeln in den großen Hörnern. Die kleine Doralice steht am Gartengitter und schaut ihnen mit schwerem Herzen nach. Ungeduldig wandte sich Doralice vom Fenster ab und kleidete sich an. Etwas

Schweres und Wichtiges mußte sich heute noch begeben, sie mußte Hans begegnen. Unruhig schritt sie im Wohnzimmer auf und ab, allein es schien ihr, als sei es hier kalt. Sie wollte sich erwärmen. Sie ging hinaus und setzte sich auf die Bank, auf der die Wardeins am Abend zu sitzen pflegten. Jetzt saß nur die alte Mutter Wardein da, sonnte sich und schaute auf das Meer hinaus. Sie rückte ein wenig um Doralice Platz zu machen und murmelte nur ein „Warm". So saßen sie nebeneinander und Doralice wartete. Sie tat nichts als warten, denn es gibt Ereignisse, die erst gekommen sein müssen, damit wir weiter denken können.

Endlich kam Hans die Landstraße herauf. Er ging langsam und sah müde und angegriffen aus, als hätte er einen weiten Weg gemacht. Als er an der Bank vorüberging, nickte er: „Guten Morgen, Mutter! Guten Morgen, Doralice!" und ging gerade in das Haus. Doralice folgte ihm. Im Wohnzimmer lehnte sie sich mit dem Rücken gegen die Wand, legte auch die Flächen der Hände an die Wand, als ob sie sie kühlen wollte. Hans war zu seinen Malgeräten gegangen und beschäftigte sich mit den Pinseln. Beide schwiegen eine Weile, bis es wie ein Stöhnen aus Doralice hervorbrach: „Mein Gott, so sprich! so sage doch etwas."

Hans wandte sich ihr zu, er steckte beide Hände in die Rocktaschen, stand ein wenig gebeugt da. Wenn ihn etwas drückte oder stark hinnahm, dann konnte seine schöne Gestalt zuweilen das Schwere, Ungelenke eines Dorfburschen bekommen, der müde von der Feldarbeit ist. „Was kann ich sagen," versetzte er, „was habe ich für ein Recht? Das Recht, das du mir gegeben hast, kannst du mir nehmen und dem anderen geben. Wie du es dem alten Herrn genommen und es mir gegeben hast, anders ist es nicht. Wir Bauern können gut rechnen."

Doralice hob die Arme empor und legte die ineinander gerungenen Hände auf ihren Scheitel: „Du bist sehr gerecht," stieß sie hervor und es klang wie Zorn, „aber so ist es nicht. Da ist kein anderer. Er ist fort, ganz fort. Er hat kein Recht. Ich brauche keinen, der vor mir kniet," sie brach ab und die aufsteigenden Tränen machten ihre Stimme unsicher und leise, als sie hinzufügte: „Was hilft das? Was soll ich jetzt tun?"

Hans wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus. Einen Augenblick war es wieder ganz still im Zimmer. Draußen auf dem Zaune sangen noch immer die Kinder ihr: „henne, henne, helle, helle, ho, ho!" in den Wind hinein. Endlich wandte er sich um, ging langsam zu Doralice hin, strich vorsichtig mit der Hand über ihr Haar und sagte: „Was kannst du tun? Jetzt wird es hier wohl einsam werden. Wir können ja eine Weile still nebeneinander hergehen. Hier tut keiner dir was. Und dann vielleicht besinnen wir uns wieder aufeinander."

Doralice antwortete nicht, stumm und verschüchtert stand sie da. Das „stille

Einhergehen" neben dieſem ſtarken, ſanften Manne erſchien ihr jetzt wie Geborgenheit und in der Angſt ihrer Seele, in der Angſt vor ſich und den anderen glaubte ſie, Geborgenheit ſei es, was ihr nottat.

Die Septembertage waren hell, dabei wehte ein friſcher Nordoſt. Die Wolken ballten ſich zu großen weißen Inſeln zuſammen und zogen ſchnell über den Himmel und ihre Schatten liefen dunkelgrün über das grüngraue Meer. Am Ufer war alles in beſtändiger Bewegung, die harten Halme auf den Dünen zitterten, die zum Trocknen aufgehängten Netze und Fiſche wiegten ſich und die Röcke und Tücher der Fiſchersfrauen flatterten.

„Ich habe, wie Sie wiſſen, meinen Abſchied genommen," ſagte der Geheimrat Knoſpelius zu Hans, während ſie langſam dem Winde entgegen am Meere ſpazieren gingen, „ich habe genug gerechnet, und ich finde, daß meine Tage vollkommen befriedigend mit dem Kämpfen gegen den Wind ausgefüllt werden."

„Mich ärgert dieſer Wind," meinte Hans. „Sie wiſſen, ich male das Meer, ich male es den ganzen Tag, wenn ich es nicht gerade ſtudiere. Nun, bei dieſem Winde ſitzt das Meer ſchlecht, es hat alle fünf Minuten ein anderes Geſicht."

„Das kann ich mir denken," bemerkte Knoſpelius. „Die Mutter Wardein iſt bequemer, die ſitzt da wie eine aus Holz geſchnittene heilige Anna."

Hans, von ſeinen Gedanken hingenommen, fuhr eifrig fort: „Überhaupt eine verteufelte Geſchichte mit dieſem Meere, es läßt ſich nicht faſſen, ich kriege die Logik ſeiner Linien und Bewegungen nicht heraus, ſein Durchſchnittsgeſicht, wiſſen Sie, denn bei jedem Porträt muß ich mir bei dem Modell ein Durchſchnittsgeſicht konſtruieren, das die Möglichkeit aller Augenblicksgeſichter in ſich ſchließt. Nun, bei dem Meere bringe ich es nicht fertig, und ich ſtudiere es doch in- und auswendig. Ich ſchwimme Stunden in ihm herum, ich fahre auf ihm bei Tag und bei Nacht, ich beſchleiche es zu allen Tageszeiten. Wahrhaftig, es wird für mich zu einer Art Beſeſſenheit."

„So, ſo," murmelte Knoſpelius und ſah Hans ſchlau von der Seite an, „das alſo iſt jetzt Ihre Beſeſſenheit. Na ja, es iſt ganz bequem, eine Beſeſſenheit zu haben. Man braucht da nicht nachzudenken, was man tun ſoll, man muß etwas tun, ob man will oder nicht. Das iſt ſo wie bei einer Staatsanſtellung, man muß in das Bureau, ob man will oder nicht. Ich habe meiner Beſeſſenheit jetzt den Abſchied gegeben."

Sie mußten ſtehen bleiben und nach ihren Hüten greifen, die ein Windſtoß ihnen vom Kopfe reißen wollte. Dann wies Knoſpelius zur Düne hinüber und ſagte: „Ihre Frau Gemahlin ſitzt dort oben ſchon neben der Staffelei und näht, glaube ich."

„Ja, ſie näht Hemden für Fiſcherkinder," erwiderte Hans zerſtreut. Aber Knoſpelius' großes, bleiches Knabengeſicht ſchaute forſchend und aufmerkſam zu ihm auf: „So, das iſt neu."

„Ja, das ist neu," bestätigte Hans obenhin. „Übrigens gehe ich auch jetzt arbeiten; auf Wiedersehen," und er stieg die Dünen hinauf.

Knospelius stand noch da, schaute zu Doralice hinüber und murmelte: „Ja, das ist neu." —

Doralice saß da und nähte. Das tat sie jetzt gern, denn es sah beruhigt aus, sah aus, als sei alles in Ordnung. Nur hielt sie es nicht lange aus, das Säumen der Leinwand machte ihre Finger nervös. Bald warf sie die Arbeit fort und streckte sich auf ihrer Decke aus, um zu den Wolken hinaufzustarren. Sie hörte Hans zuweilen zu seiner Malerei sprechen. „Was ist denn das?" rief er plötzlich, „etwas ganz Neues." — „Was denn?" fragte Doralice. — „Sehr merkwürdig," sagte Hans, „mit einem Male auf jeder Welle ein kleiner Heiligenschein. Es sieht aus, als ob jeder Wellenkamm mit einem Lichtstifte übergangen worden wäre."

„Ja, da kommt alles Mögliche vor," bemerkte Doralice, ohne sich aufzurichten.

„Sehr merkwürdig," fuhr Hans fort, „einmal habe ich schon etwas Ähnliches gesehen, als ich als Knabe einmal die Schafe hütete, da hatten all die kleinen Hügel plötzlich diese Heiligenscheine."

Ach, dachte Doralice, jetzt hat er noch die Schafe gehütet. In letzter Zeit kamen in Hans' Bemerkungen immer wieder das Dorf und das Bauernblut und die Feldarbeit vor. Das klang fast wie ein Vorwurf gegen sie und als Hans hinzufügte: „Ja, auf der Schafweide lernt man manches," konnte sie sich nicht enthalten, gereizt zu antworten: „Ich kann doch nichts dafür, daß ich nicht die Schafe gehütet habe."

Hans machte sofort sein förmlich freundliches Gesicht, mit dem er in letzter Zeit ihr zu begegnen pflegte, und sagte höflich: „Gewiß, das verlangt niemand von dir. Du hast auch sicherlich in deinen Verhältnissen manches Wertvolle gelernt, das man auf der Schafweide nicht lernen kann."

Doralice seufzte und es entstand wieder eines dieser langen Schweigen, das jetzt häufig zwischen ihnen herrschte. Sie hatte nicht gewußt, daß zwei Menschen so viel miteinander schweigen könnten, wie Hans und sie es taten. Plötzlich warf Hans seinen Pinsel fort und meinte, diese Erscheinung müsse er näher beobachten, er wolle auf das Meer hinausfahren. Dann lief er zum Meere hinab. Doralice blieb ruhig liegen, bei diesem Winde nahm er sie ja doch nicht mit. Das war also das stille Nebeneinanderhergehen. Anfangs war es Doralice wie Friede und Sicherheit erschienen. Sie war ja ganz verlassen inmitten einer feindlichen, unheimlichen Welt, nun aber wurde es zu einer sehr erregenden Sache. Wenn Hans da schweigend vor seiner Staffelei stand, dann wußte Doralice doch, daß er innerlich mit ihr sprach, daß er ihr Vorwürfe machte, daß seine stolze und verwundete Liebe sich mit der ganzen heißen Beredsamkeit über

sie ergoß, die Hans eigen war. Sie war dessen so gewiß, als sähe sie, wie einer zu ihr sprach, nur daß er noch zu fern war, daß sie ihn hörte. Sie sprach ja auch beständig in Gedanken zu Hans, rechtfertigte sich, beschuldigte ihn, demütigte sich. Einmal jedoch mußte der Augenblick kommen, daß sie beide zu voll von dem, das sie einander zu sagen hatten, waren, und es herausſagten, dann kam die Stunde der großen Aussprache, der Versöhnung. Das gab es doch, das stand doch in allen Büchern, das sah man auf allen Theatern, das mußte kommen. Auf diese Stunde zu warten war Doralices Beschäftigung in den langen ereignislosen Tagen. So viel sie konnte, war sie bei Hans, um den richtigen Augenblick nicht zu versäumen, bei jedem seiner Worte horchte sie auf, ob es nicht der Beginn der Aussprache sei. Genau wußte sie, was sie dann sagen würde, und fühlte schon im voraus den Schmerz und die Wonne des unendlich starken Empfindens. Aber auch Ungeduld quälte sie dann, warum kam es nicht? Wie lange sollte es noch dauern? Sie konnte nicht mehr ruhig auf der Düne liegen, sie wollte hinuntergehen und vor dem Hause sitzen, auf das Meer hinaussehen und sich vorstellen, was Hans dort in dem Boot zu ihr sprach.

Heiß schien die Sonne auf die Bank. Die Mutter Wardein nickte und rückte zur Seite, als Doralice sich zu ihr setzte. Vor ihnen auf dem Sande trieben sich magere Hennen umher und piepten freudlos und ergeben. Durch das geöffnete Fenster hörte man das Klappern von Löffeln, die Familie Wardein saß dort schweigend bei ihrem Mittagsmahl. Auch aus den Schornsteinen der anderen kleinen Katen stieg der Rauch und auch dort wurde geschwiegen. Diese Häuschen standen ja meist schwarz und still da, höchstens daß sich einmal bei Steeges eine gellende Frauenstimme vernehmen ließ, wenn Steege betrunken nach Hause kam, oder daß oben beim Strandwächter Lärm entstand, wenn der Strandwächter seine Frau schlug. „Die schlagen sich," hätte der Geheimrat gesagt, „weil sie ineinander verliebt sind." Nun, dachte Doralice, das mochte ja eine bequeme Art sein, eine Aussprache herbeizuführen, allein Hans und sie verstanden das nicht. Doralice schaute auf das Meer hinaus, um Hans' Boot zu entdecken. Sie liebte das Meer nicht mit seinem stetigen, schläfrigen Glitzern. Immer war es da, von überall her sah man es, überall hörte man es, ein jeder sprach von ihm; die einsilbigen Fischer, wenn sie sprachen, sprachen sie vom Meere, der einsilbige Hans, wenn er sprach, sprach er vom Meere. Für sie aber schien es eine unendliche, erdrückende Einsamkeit auszuatmen. Und unten am Strande ging noch immer in seinem grauen Paletot mit seinem grauen Hut der Geheimrat Knospelius auf und ab wie das kleine Gespenst der Einsamkeit. Das alles war freudlos, schläfrig und alltäglich und dennoch, wenn Hans jetzt nach Hause käme, konnte es ja geschehen, konnte es plötzlich alles anders werden und das legte für Doralice in alle Schläfrigkeit und Alltäglichkeit etwas wie das geheime Fieber einer Erwartung.

Zum Mittageſſen kehrte Hans nach Hauſe zurück. Bei Tiſche ſprach er wieder vom Meere, ſprach von Zibbe Waldhüter, der von einem Wilddiebe einen Schrotſchuß in das Bein bekommen hatte, und vom Bilde der Mutter Wardein, das zu einer Ausſtellung geſchickt werden ſollte. Sobald er mit dem Eſſen fertig war, ſtand er auf, er behauptete viel zu tun zu haben, die Bilderkiſte mußte zugenagelt werden und dann wollte er mit einer Anweiſung zur Poſt gehen.

„Haſt du Bilder verkauft?“ fragte Doralice. Ja, er hatte Bilder verkauft, das Geſchäft ging gut. In der Tür wandte er ſich noch einmal um und fügte hinzu: „Wenn du etwas nötig haſt, brauchſt du es nur zu ſagen, ich komme ſchon dafür auf.“ Damit ging er.

Er kam dafür auf. Immer gerecht und billig, allein Doralice fand, daß mit dieſer Gerechtigkeit und Billigkeit ſie noch ſehr weit vom großen Geſpräche entfernt war, welches ſie ſo ſehnſüchtig erwartete. Jetzt hallte das Haus von lauten Hammerſchlägen wieder. Hans ſchien den Hammer mit rechter Begeiſterung zu führen. Doralice glaubte aus dieſen Schlägen etwas wie Zorn und Leidenſchaft herauszuhören, ſie ſprachen mit ihr, ſie machten ihr Vorwürfe, ſie ſchienen ihr zu verraten, was in Hans' Seele vorging, und ſie war enttäuſcht, als es plötzlich ſtille wurde und Hans fort war. Sie nahm den engliſchen Roman und eine Zigarette und beſchloß zu ruhen, wirklich zu ruhen, wie ſie es einſt im Schloſſe konnte, wenn die Zimmerflucht ſtill wurde, die Düfte des Gartens heiß und ſüß durchs Fenſter hereinſtrömten und ſie ſich in dem großen Voltaire-Seſſel zuſammenkauerte und gedankenlos und wunſchlos dort verharrte. Glücklich war ſie damals nicht geweſen, aber zu Hauſe. Warum kam dieſes Gefühl nie mehr über ſie? Vielleicht wenn alles klar zwiſchen ihr und Hans ſein wird, wenn Hans geſprochen haben wird, vielleicht wird ſie dann wieder zu Hauſe ſein. Ungeduldig warf ſie das Buch und die Zigarette fort und lief zum Meere hinab. Sie konnte Hans ja entgegengehen und im Gehen arbeiteten ihre Gedanken wieder an der großen Szene der Rechtfertigung, der Demütigung und der Verſöhnung; ohne daß ſie es wußte, ſprach ſie laut, redete die Wellen an, welche weiß und ziſchend den Strand hinaufliefen bis zu Doralicens Füßen: „Ich dachte, du wirſt mir tragen helfen an der Verantwortung, aber du wollteſt immer nur gerecht und abgeklärt ſein. Ich war allein in meiner Not, und dann dieſe Freiheit, das mit der Freiheit klingt ſo ſchrecklich nach Alleinſein.“ Im Sprechen war ſie an die Stelle gelangt, wo die Düne in ſcharfer Spitze nah an das Meer heranrückt, hinter ihr führte der Weg zum Dorf hinauf und dort, vom Dünenvorſprung verdeckt, hörte Doralice eine Männerſtimme, die laut und eifrig etwas ſprach. Es war Hans' Stimme. Doralice blieb ſtehen und lauſchte, da bog er ſchon um die Ecke. „O, du biſt es,“ ſagte Hans. Doralice errötete: „Ja, ich wollte dir entgegengehen,“ erwiderte ſie, „mit wem ſprachſt du eben?“

Hans zuckte die Achseln: „Mit niemand; ich rezitierte nur so für mich den Homer."

Das war natürlich gelogen, dachte Doralice, sie glaubte wohl zu wissen, was und zu wem er da gesprochen hatte. „Machen wir noch einen Spaziergang?" fragte sie. Sie bogen um die Dünenspitze die Dorfstraße hinauf, gingen an den Kartoffelfeldern und Stoppelfeldern entlang und gelangten endlich auf die geraden Wege der Föhrenschonung. Hans sprach wieder von Farben und von Licht, behauptete, daß die jungen Föhren in den rötlichen Sonnenstrahlen violett würden. Das alles war Doralice unendlich gleichgültig, sie wünschte einen Gesprächsstoff, in dem sie vorkam, sie und Hans. Der beste Ausweg waren dann in letzter Zeit gemeinsame Reiseerinnerungen gewesen. „Erinnerst du dich", fragte sie, „der Engländerin in den Uffizien, die zwei Kneifer auf der Nase hatte, einen hinter dem anderen?"

Ja, Hans erinnerte sich ihrer, „und", meinte er, „war es nicht der Tag, an dem wir nach Fiesole hinaufstiegen, und auf den Ziegelsteinstufen saßen, die zu dem antiken Theater hinabführen? Ich glaube, es war der heißeste Sitz, auf dem ich je gesessen habe."

„O nein," sagte Doralice, „wir haben einmal noch heißer gesessen. Das war in Padua auf dem Rasenplatz vor der Arena-Kirche, wir aßen Kirschen, der Rasen war heiß wie ein Bügeleisen, du fingst einen Zitronenfalter und behauptetest, seine Flügel seien warm wie frische Semmeln."

Hans lachte, diese Erinnerungen erheiterten ihn stets. „Ach ja, und ich übte mich, ein Gesicht zu machen wie Giottos Verzweiflung drinnen in der Kirche."

Mit Sonnenuntergang traten sie den Rückweg an und an einem geschützten Plätzchen an der Düne erwarteten sie die Dunkelheit. Hans schwieg und Doralice dachte über Hans' Schweigen nach. Dann tauchte wohl in der Finsternis der rote Punkt einer brennenden Zigarre nicht eben hoch über dem Erdboden auf und Knospelius' tiefe Stimme sagte: „Guten Abend." Der Geheimrat setzte sich zu den beiden und sprach in seiner langsamen Weise von fernen beruhigenden Dingen. Er sprach von alten Ministern, die lächerliche Angewohnheiten gehabt hatten, oder von einem stillen Cafe in Konstantinopel, in dem er mit schweigenden Türken gesessen hatte und geraucht, während sie durch die geöffnete Tür alle die weißen turbangeschmückten Grabsteine eines kleinen türkischen Friedhofes nachdenklich betrachteten. Oder er sprach von einer ganz rosa Wüste und von Arabern, die alle geistvolle, ernste Gesichter hatten und doch Dummköpfe waren. Wenn das Licht des fernen Leuchtturmes deutlich zu sehen war, trennte man sich.

Da der Nordostwind das Hinausfahren zum Fischfang verhinderte, mußte Hans zu Hause bleiben, Doralice und er saßen bei der Lampe, sie versuchte zu nähen, er las. „Willst du nicht laut lesen?" fragte Doralice.

„O gewiß, wenn dir das angenehm iſt," erwiderte Hans höflich, „aber es iſt Homer."

„Das tut nichts," meinte Doralice.

Hans las die Beſchreibung von Alkinoos' Garten:

„Birnen reifen auf Birnen, auf Äpfel röten ſich Äpfel,
Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen ſchrumpfen auf Feigen."

Er gab dem Klang der Verſe ein eintöniges Rollen, ein wellenhaftes Auf- und Abſchwellen, das Doralice in eine köſtliche Ruhe wiegte. Sie warf ihre Arbeit fort, lehnte ſich in den Seſſel zurück und ſchloß die Augen. Sie erwachte davon, daß Hans ihr leicht über das Haar ſtrich. „Du biſt müde, Kind, du mußt ſchlafen," ſagte er. Seine Stimme klang ſeltſam weich und ergriff Doralice ſo ſtark, daß ihre Augen ſich mit Tränen füllten. Hans bemerkte es nicht, er zündete die Kerzen an, löſchte die Lampe aus und ſagte gute Nacht.

Doralicens Nächte waren in letzter Zeit unruhig. Sie lag lange wach und horchte auf all die Töne, die durch das Haus liefen, und wenn dann eine Tür knarrte, wenn ſie Schritte vernahm, dann wußte ſie, daß Hans hinausging an das Meer. Er tat das jetzt öfters des Nachts, er wolle das Meer ſtudieren, allein Doralice wußte es wohl, auch er konnte nicht ſchlafen, auch er litt und darin lag etwas, das ſie ganz heiß und unruhig vor Freude machte.

Am Morgen flaute der Nordoſtwind ab und um die Mittagzeit legte er ſich ganz. Gegen Abend friſchte ein leichter Weſtwind auf, der große weiße Wolken herantrieb.

Hans und Doralice kehrten von ihrem Abendſpaziergange zurück und ſahen am Horizonte rieſige, kupferfarbene Wolkenberge ſich aufbauen. Das Meer war voll roter und violetter Wellen. Hans und Doralice ſetzten ſich auf ihren gewohnten Platz auf der Düne und ſtarrten in das Flackern und Verlöſchen der Farben hinein. Die bunten Wolkenberge wurden allmählich grau, über dem Lande dunkelte es und das Meer glich endlich nur noch einer bewegten Dämmerung. Am Himmel hing ein Stück Mond weiß und ſtrahlenlos. Vor der Hütte des Fiſchers Stibbe ſaßen Frauen, reinigten Fiſche und ſangen eine träg ſich wiegende Melodie:

„Sonnchen wollt im Meere ſchlafen,
Schwarze Waſſer ſind die Decken,
Hecht, du grüner Offizier,
Laufe ſchnell, es aufzuwecken.
Raderi, raderi, raderidira."

Der Geheimrat Knoſpelius erſchien auch wie gewöhnlich, klein und grau, die große Zigarre zwiſchen den Lippen. „Guten Abend," ſagte er, „alſo wir kriegen ein Gewitter." Hans proteſtierte eifrig: „Nicht vor morgen früh. Stibbe weiß

das ganz genau, er fährt daher heute nacht hinaus. Ich fahre mit Steege; weit da draußen soll es eine Stelle geben, an der bei solchem Wetter die Butten so fest liegen, daß man sie im Netz wie Kartoffeln aus dem Sande pflügen kann."

„So, so," meinte Knospelius, „also Tatendurst, Tatendurst." Sie schwiegen eine Weile und hörten dem klagenden Gesange der Fischersfrauen zu:

„Hecht, du grüner Offizier,
Laufe schnell, es aufzuwecken."

„Wie diese Melodie sich Zeit nimmt," bemerkte Doralice.

„Wer nimmt sich hier nicht Zeit?" sagte Knospelius. Er liebte es, langsam und sinnend in die Dunkelheit hineinzusprechen, mit seiner tiefen Stimme die Worte klingen zu lassen; „aber die Zeit ist hier auch sozusagen langsamer, die Tage und die Stunden und die Minuten sind hier länger. Wie fern erscheint es mir, daß ich heute morgen geweckt wurde von dem Gesangbuchvers, den mein Wiedertäufer jeden Morgen im Nebenzimmer zu singen pflegt."

„Ach ja," seufzte Doralice, „hier geht alles langsam, langsam."

„Dafür werden wir gründlich, meine Gnädige," meinte Knospelius. „In der Stadt, da lebte ich von zerhackten Erlebnissen, von zerhackten Geschichten und Gedanken, hier erzählt man jede Geschichte ganz bis zu Ende, denkt jeden Gedanken bis in seine letzten Tiefen."

„Und wird nie mit ihm fertig," warf Hans ein.

„Das kommt vor," bestätigte Knospelius, „sehen Sie unsere Liebespaare, die da im Dunkeln so still nebeneinander hergehen; sie sprechen am Abend vielleicht drei Worte miteinander; sie haben eben Zeit, sich auszusprechen. Temposachen. Der Inhalt der Liebesgeschichten ist ja immer derselbe, sie verteilen ihn auf einige Jahre, andere müssen in wenig Tagen fertig werden. Temposache, nichts weiter. Da gibt es so ein indisches Märchen von einer seligen Insel; den Leuten dort geht es gut, wie das auf solchen Inseln zu sein pflegt; sie haben alles, was sie wünschen können. Charakteristisch für die Natur dieser schönen Insel ist es, daß die Bäume Mädchen tragen, schöne Mädchen, die am Morgen erblühen und am Abend welken und sterben. Jetzt sage ich mir, pflückt ein Insulaner sich am Morgen solch eine schöne Frucht, so hat er für seine Liebesgeschichte bis zum Abend Zeit, und doch glaube ich, daß diese Liebesgeschichte ebenso reich sein wird, wie zum Beispiel die Liebesgeschichte des Zibbulsohnes mit der Stibbetochter, die bereits sieben Jahre jeden Abend am Strande schweigend nebeneinander hergehen. Und dabei wird mein Inselliebespaar kaum das Gefühl haben, als würde es zu besonderer Hast getrieben. Temposache." Der Geheimrat hielt inne und sog stark an seiner Zigarre.

Da ließ Doralice sich vernehmen, klagend und zugleich gereizt, als stritte sie mit jemand: „Ach ja, die Mädchen, die werden es ja wohl verstehen, ihre ganze

Liebe in einen Tag zu legen, aber die Männer verstehen so schrecklich langsam. Wenn da am Morgen etwas vorkommt zwischen ihnen, dann werden diese armen Mädchen sterben müssen, ohne daß die Männer sich ausgesprochen haben."

Knospelius kicherte und Hans meinte: „Auf seligen Inseln kommt vielleicht nie etwas zwischen Liebenden vor."

„Doch, doch," widersprach Knospelius, „das ist unvermeidlich. Ich bin zwar in diesen Sachen keine Autorität, in mich hat sich nie jemand verliebt. Ich meine aber, das muß eine verantwortungsvolle Lebenslage sein. Jemand also verliebt sich in mich, sieht in mir sein Ideal und ich bin gleichsam das Depot für diesen idealen, herrlichen Knospelius, ich verwalte ihn. Da ist es dann natürlich, daß beständig Mißgriffe vorkommen. Ich würde ein Gefühl haben, als hätte mir jemand einen selten kostbaren Prachtband geliehen, und ich müßte in steter Sorge leben, daß dem wertvollen Buche nicht etwas passiert. Aber es ist immerhin möglich, daß die Männer auf der seligen Insel schneller von Begriff sind und die Mädchen weniger durstig nach Aussprachen. Das wäre dann, was man ein abgekürztes Verfahren nennt."

Das Licht des Leuchtturms war in der Ferne schon deutlich zu sehen und Hans trieb zum Heimgehen, da er ja noch mit Steege hinausfahren wollte. Zu Hause hatte Agnes schon die Mahlzeit bereitgestellt. Hans nahm sich kaum die Zeit zum Essen und eilte in sein Zimmer, um sich umzukleiden. Doralice stand am Fenster und schaute in das weiße Aufdämmern des Mondes hinaus. Sie hörte, daß Hans wieder in das Zimmer kam; er trat an sie heran, umfaßte mit seinen Händen ihre beiden Schultern: „Verstehe ich so langsam?" fragte er. Das klang weich, fast schüchtern. Doralice bog ihren Kopf zurück, so daß er sich gegen Hans' Brust lehnte. Ihr Herz klopfte sehr stark und die Augen wurden ihr heiß von Tränen. „Du verstehst nicht," sagte sie kummervoll, „du sprichst nicht, du sagst nicht."

„Ach Kind," erwiderte Hans, „mit dem Sprechen ist es so eine Sache, man spricht und es klingt hart und sauer und häßlich und ist ungerecht und rücksichtslos und ist doch nicht das, was man sagen wollte."

„Es kann hart sein, es kann ungerecht und rücksichtslos sein," rief Doralice leidenschaftlich, „nur nicht so, nur nicht so! An dieser Gerechtigkeit und an dieser Rücksicht stirbt man."

Hans beugte sich über sie und küßte sie fest auf die Lippen: „Gut, gut," sagte er in seinem gewohnten, freundlichen, eifrigen Ton, „so wollen wir uns denn morgen alles sagen, was wir heute dem Meere zugeschrieen haben. Für heute gute Nacht."

Doralice stand noch lange am Fenster und die Tränen, die warm über ihre Wangen niederrannen, taten ihr wohl wie eine gütige Liebkosung. Endlich

beſchloß ſie ſchlafen zu gehen; ſie freute ſich auf den Schlaf, ſie war müde, als läge eine ſchwere, glücklich vollbrachte Arbeit hinter ihr.

Um Mitternacht erwachte Doralice von einem ſtarken Geräuſch, das im Zimmer um ſie her ſich vernehmen ließ. Das Meer rauſchte ſtark, ſo ſtark, als ſtünde das Häuschen mitten in den Wellen. Dazu war es, als ob alle Gegenſtände im Zimmer ſich bewegten, die Sachen auf der Toilette klirrten, der Waſchkrug ſchnurrte leiſe vor ſich hin, die Tür klapperte. Draußen aber über dem Dache ſchienen ſchwere Gegenſtände ſauſend durch die Luft zu fahren, zuweilen kam ein Pfeifen, ein ausgelaſſenes, höhniſches Pfeifen, als jagte dort irgendwo ein Gaſſenbube durch die Luft. Oder ein Klagelaut kam ſchrill und verzweifelt, und plötzlich wurde all das übertönt von dem mächtigen Rollen und Krachen des Donners. Doralice ſprang aus dem Bett und lief an das Fenſter des Wohnzimmers. Die Nacht war ganz ſchwarz und ſchien voll wilden Getümmels, ein Blitz zuckte auf und zeigte für einen Augenblick in einem blauen Lichte das ſeltſam veränderte Meer. Es erhob ſich dort wie große ſchwarze Mauern, Mauern, die ſchwankten und ſtürzten und überall lag es auf ihnen wie bläulicher Schnee. Doralice hatte Angſt, nur das, keinen anderen Gedanken, als nur dieſe Angſt, die uns treibt uns zu verbergen, zu verkriechen, nach Hilfe zu rufen. Das Zimmer wurde hell, Agnes ſtand da, die Lampe in der Hand und die gelben Augen der alten Frau ſahen Doralice ſtarr und böſe an. Da begriff Doralice. „Hans", murmelte ſie.

„Ja, bei dieſem Wetter auf dem Waſſer zu ſein," ſagte Agnes ſcheltend, „hat man ſo was gehört, und mit dieſem Saufhaus von Steege, der zu faul iſt, um ſein Boot ordentlich zu halten." Agnes wurde dann ſehr geſchäftig, leiſe fortſcheltend ging ſie ab und zu, holte einen Mantel, hüllte Doralice in ihn ein, zwang ſie ſich in einen Seſſel zu ſetzen, holte eine Decke, um ſie damit zu bedecken, und als das getan war, ſetzte ſie ſich ſelbſt auf einen Stuhl, faltete die Hände im Schoß, ſchaute ſtarr und böſe in das Licht der Lampe und wiegte den Oberkörper ſachte hin und her. Zuweilen murmelte ſie vor ſich hin: „Nun muß er gleich kommen, der tolle Junge. Als ob wir nicht Fiſche genug hätten, und noch mit dem Steege."

So ſtill zu ſitzen und hinauszuhorchen war furchtbar qualvoll, Doralice ertrug das nicht, ſie mußte etwas tun. „Ich gehe zu Wardeins," ſagte ſie. Agnes zuckte die Achſeln. „Was können die tun?" meinte ſie. Aber Doralice ging doch hinaus, ſchlich ſich an der Mauer hin, um von dem Sturm nicht umgeworfen zu werden und trat in die Stube der Wardeins. Die Wardeinin hatte eine kleine Lampe angeſteckt und ging nur mit einem kurzen Rocke bekleidet im Zimmer umher, feſtigte die Fenſterläden, löſchte die letzte Glut auf dem Herde, rückte an den klappernden und ſchnurrenden Geräten auf dem Bord. Als Doralice eintrat, ſchaute die Wardein ſie ruhig und ernſt an und wandte

sich wieder schweigend ihrer Hantierung zu. Doralice stand da, atemlos von dem Gang durch den Sturm und sagte leise: „Ach, Frau Wardein, dieser Wind."

„Der ist nicht gut," antwortete die Wardeinin, „aber was kann man machen?"

Doralice setzte sich auf einen Stuhl und wartete, daß die Frau noch etwas sagen würde, etwas, das wie Trost klang. Da ließ sich von dem großen Bett her Wardeins tiefe Stimme vernehmen: „Ich hab's gesagt, aber die wollen ja klüger als der Wardein sein. Nun, der Stibbe hat das neue, große Boot, der schlägt sich wohl durch, und der Steege — na ja, dem hat mit seinem alten Kasten von Boot der Teufel schon früher mal herausgeholfen."

Diese rauhe Stimme, die grob und vertraulich von dem Furchtbaren da draußen sprach, tat Doralice wohl. Die Kinder begannen im Bett zu weinen und die Mutter mußte sie schelten und schlagen. Die Großmutter hatte sich in ihren Kissen aufgerichtet und starrte auf das Fenster, als könnten ihre Augen sehr weit in diese Dunkelheit hineinsehen. „Schlechter Wind, schlechter Wind", murmelte sie. Doralice saß noch immer da, sie konnte sich nicht entschließen zu gehen. Die enge Stube mit ihrem alltäglichen Leben mitten in all dem Furchtbaren da draußen war etwas wie Geborgenheit. Allein die Wardeinin schien mit ihren Geschäften fertig zu sein, sie stand vor ihrem Bett, gähnte und sah Doralice an. Doralice mußte gehen, hier wollte man sie nicht mehr. Und sie ging wieder in das Wohnzimmer hinüber, wo Agnes vor der Lampe saß und den Oberkörper sachte hin und her wiegte.

Fröstelnd drückte sich Doralice wieder in den Sessel und hüllte sich in ihre Decken. Es war qualvoll und furchtbar anstrengend, beständig auf die wirren Töne da draußen zu hören, diese Töne, die je länger sie ihnen lauschte, um so ausdrucksvoller wurden, sich in gespenstische Gestalten wandelten. Wenn das höhnische Gassenjungenpfeifen erscholl, sah sie deutlich ein kleines Ungetüm mit gelbem Gesicht voller Sommersprossen, mit rotem Haar, in grauen, zu weiten Kleidern, das die Hände in den Hosentaschen unendlich frech durch die dunkle Luft hinschlenderte. Die lauten Klagelaute gehörten einer großen Frau mit lang niederhängendem grauen Haar. Die Augen waren hellgelb wie Meersand, den Mund öffnete sie weit — ein großes schwarzes Loch in dem weißen Gesicht. Und mitten in allem diesen Spuk und Schrecken, in dieser Finsternis und diesem Geheul war Hans, dort mußten ihr Denken und ihr Warten ihn suchen. Doralice fuhr empor, als wollte sie eine unerträgliche Last von sich abschütteln. Auch Agnes wurde unruhig, sie begann auf dem Spirituskocher Tee zu kochen. Das interessierte beide. Und das Teetrinken dann, das Anzünden einer Zigarette gaben einen kleinen flüchtigen Augenblick des Vergessens und sehr durchdringenden Behagens. Aber die schwere Arbeit des Wartens und Bangens mußte

gleich wieder aufgenommen werden. Wenn Doralicens Gedanken der Spannung müde, kraftlos wurden, waren sofort Bilder da, farbige, belebte Traumbilder. Sie sah den Strand gelb von Sonnenschein, die Generalin im weißen Piquékleide kämpfte mit dem Winde, Lolo stand, ein schmaler, roter Strich, in einem grünblauen Meere und Hans kam langsam durch den Sonnenschein auf Doralice zu. „Schön, schön," sagte er in seiner herzlichen, eifrigen Weise, „du hast auf mich gewartet, schön, schön." Und Doralice fühlte, daß nun alles wieder gut sei, fühlte das mit einer so starken und heißen Erschütterung der Freude, daß sie mit einem Ruck aus ihrem Sessel auffuhr und das bleiche sich sachte hin und her wiegende Gesicht Agnes' verständnislos anschaute. Nein, diese Traumbilder waren Leben und dieses Zimmer mit der bleichen Agnes und der heulenden schwarzen Nacht draußen, das waren nur die Schrecken eines unbegreiflichen Traums. Und sie flüchtete wieder zu den Traumbildern, lebte mit ihnen, bis die Freude, die sie brachten, sie wieder weckte.

Der Tag graute, zögernd und schäbig. Ein heftiger Gewitterregen ging nieder; er hüllte das Land und das Haus wie in undurchdringliche staubgraue Spinnweben ein. Da hatte das Licht einen schweren Stand. War das überhaupt ein Tag, dachte Doralice, dieses müde, kummervolle Hindämmern, unterbrochen von dem jähen Aufschrecken, wenn das deutliche Bewußtsein des jammervollen unfaßbaren Wartens kam. Sie kleidete sich an wie sonst, Agnes kochte wieder Tee, später machte sie Spiegeleier, denn sie meinte, des Sturmes wegen würde man nicht so leicht Feuer auf dem Herde machen können. Leute kamen, die Wardeins und die Steege; sie standen da im Zimmer und sprachen laut miteinander. Die Steegin mit rotverweinten Augen, ungekämmtem Haar, bleich und übernächtig, weinte ganz laut: „Hu, hu, hu" und redete wie im Fieber. Natürlich, wenn man alles Geld ins Wirtshaus trägt, kann man sich kein neues Boot kaufen, dann kann man kaum das alte in stand halten. Aber auf sie hörte er ja nicht. Noch gestern morgen hatte sie ihm gesagt, daß sie einen schlechten Traum gehabt hatte; ihr hatte geträumt, Steege stünde in seinem Boot und das Boot war ganz voll mit Dorschen gewesen, bis zum Rande voll. Von Dorschen aber zu träumen ist schlecht, von Butten gut. Aber auf sie hörte er ja nicht.

„Von Dorschen zu träumen ist schlecht und von Butten gut," wiederholte die Mutter Wardein ernst, „das ist richtig." — Als die Frauen gegangen waren, kam der Geheimrat; er war steif und offiziell, dabei hatten seine Züge etwas Gekniffenes und Verzerrtes, als schmerze ihn sein Gesicht. Er sagte, Doralice könne sich auf ihn verlassen, alles Nötige würde geschehen. Sobald es möglich wäre, würden Leute hinausfahren. Einen Mann zu Pferde hatte er den Strand hinab, dem Leuchtturme zugeschickt. Dann saß er da, trommelte mit den Fingern auf sein Knie, suchte nach etwas, das er sagen könnte, etwas,

das zu Herzen geht, er fand jedoch nichts. So bemerkte er nur: „Sie sollten sich einen Pelzmantel umnehmen, in solchen Zeiten friert man." Nachdem er schweigend eine Weile gesessen, ging er.

Gegen Abend verbreitete sich das Gerücht, der Fischer Stibbe sei zurück. Wieder war das Zimmer voller Frauen; die Stibbin erzählte, ihr Mann habe sich bald von Steege getrennt, da ihm das Wetter verdächtig erschienen sei. Unterwegs habe das Gewitter ihn noch erwischt, es sei dunkel geworden, daß er nicht die Hand vor Augen sah, und der Sturm! Es war noch gut gewesen, daß er bald in die Bucht hinter den Leuchtturm geraten war und dann, — ein gutes Boot war eben ein gutes Boot. Wenn er das neue Boot nicht gehabt hätte, wer weiß, wie es ihm dann ergangen wäre. Von Steege und Hans wußte er nichts. Die Frauen sprachen alle zu gleicher Zeit, die Steegin weinte wieder: „Hu, hu, hu," endlich schickte Agnes sie alle hinaus.

Der Abend brach herein; Doralice und Agnes saßen sich gegenüber; Agnes wiegte sich sachte und jammerte leise; Doralice versuchte es mit ihren Gedanken sich in irgendwelche ferne, friedliche Erinnerungswinkel zu flüchten, oder sie hörte gedankenlos dem Sturm und dem Meere zu. Die Nacht kam, Agnes brachte Doralice zu Bett und Doralice versank in einen schweren Schlaf; durch den tiefen Schlaf ging zuweilen etwas, das zu schwer zu tragen war, und das Erwachen wurde dann zur einzigen Zuflucht. Doralice schlug die Augen auf. Das Zimmer war hell; auf dem Stuhl am Fußende des Bettes saß Agnes in Tüchern gewickelt; das kleine, gelbe Gesicht schaute seltsam friedlich, fast heiter drein, die weiche Linie des zahnlosen Mundes zuckte in einem verhaltenen Lächeln. Als Agnes sah, daß Doralice wach wurde, fing sie an zu sprechen. Sie sprach so, als fahre sie in einer begonnenen Erzählung fort: „Und damals, als wir die Hochzeit für die Base Anne ausrichteten, nein, dieser Schlingel! Also wir hatten eine schöne, große Gans, die war in das Rohr geschoben und briet dort. Unterdessen war vieles andere zu tun und als wir nun denken, die Gans muß fertig sein und nachschauen, da ist die Gans fort. Das war nun ein Geschrei und Suchen, aber fort war fort, wie ein Wunder kam es uns vor. Mir fiel es wohl einen Augenblick auf, daß der Hans und die anderen Jungen für eine Weile nicht zu sehen waren, rein zu verschwunden, wie der Jude zu Michaelis. Nun aber ich dachte mir nichts dabei. Erst später, lange hernach, hat der Hans es mir gesagt, hat der verfluchte Schlingel die Gans aus dem Rohr gestohlen und zusammen mit den anderen Jungen oben auf dem Heuboden aufgefressen. Ich habe ihm versprechen müssen, es keinem zu sagen und bis heute habe ich es keinem gesagt. Aber so was, die Gans aus dem Rohr zu stehlen und aufzufressen!"

Agnes' Lachen klang herzlich und behaglich in das Pfeifen und Stöhnen des Windes hinein. —

In der Nacht hatte sich der Sturm gelegt. Der Regen dauerte noch den ganzen Vormittag des nächsten Tages an, erst am Nachmittage hörte er auf. Doralice ging zum Strande hinab, eilig, als warte dort jemand auf sie, die Wellen hatten den Sand aufgepflügt, ihr Fuß sank tief in Algen und Seetang ein. Unter dem eisengrauen Himmel lag das Meer weiß von Schaum wie kochende Milch. Sehr aufgeregt waren die Möwen, sie schossen hin und her und stritten sich mit ihren schrillen, keifenden Stimmen. Das war wild und grausam, aber man konnte hier wenigstens atmen. Doralice hörte hinter sich eilige Schritte nackter Füße über den Seetang laufen. Die Steegin war es, die sie einholte und sich ihr anschloß. Sie sprach und klagte unausgesetzt: „Nein, die kommen nicht mehr heraus, die Mutter Wardein sagt das auch. Dort weit muß eine Stelle sein, von der sie nicht mehr zurückkommen. Dort unten müssen Spalten und Höhlen sein oder, was kann man wissen, was sie dort hält. Der Wardein Mathis kam auch nicht heraus.“ Und während die beiden bleichen Frauen eilig am Strande hingingen, schauten sie mit weitoffenen Augen suchend und angstvoll auf das Meer hinaus. Mit einbrechender Dunkelheit mußte die Steegin heim zu ihren Kindern. Doralice entschloß sich nur schwer ins Haus zu gehen, das Gewaltsame hier draußen erdrückte die Gedanken, dort drinnen wartete das Vermissen auf sie, die Enttäuschung jeden Augenblickes, wenn sie immer wieder aufhorchte und meinte, die bekannte Stimme, der bekannte Schritt müßten sich vernehmen lassen. Und immer wieder war es ihr, als griffe sie nach einer verträumten warmen Hand und mußte es mit Entsetzen fühlen, daß diese Hand kalt und fremd geworden war.

Agnes trug das Essen auf, stand dabei und sah zu, wie Doralice aß und beiden rannen dabei die Tränen über die Wangen. Spät am Abend kam noch der Geheimrat, dem sein Diener Klaus mit einer großen Stallaterne leuchtete. Knospelius saß Doralice gegenüber, er wußte nicht viel zu sagen. Von alten Ministern und türkischen Cafés durfte er hier nicht sprechen. Aber Doralice konnte dann klagen und weinen und das tat ihr wohl: „Auf morgen also, sagte er mir, als er fortging, alles wollte er mir dann sagen, alles, was er mir die ganze Zeit über verschwiegen hatte — und nun —“

„Mein Gott,“ sagte Knospelius und zog die Augenbrauen empor: „was wir auch sagen, wir nehmen unser Geheimnis ja doch mit.“

„Welches Geheimnis?“ fragte Doralice und ihre Augen wurden groß und rund vor Erstaunen.

Knospelius verzog ärgerlich sein Gesicht: „Nichts, nichts, das war nur so ein Ausspruch, und Sie wissen, wenn man nichts rechtes zu sagen weiß, so tut man einen Ausspruch. Übrigens,“ fuhr er zögernd fort, er war es nicht gewohnt zu trösten und auch nicht gewohnt so starkes Mitleid zu empfinden „übrigens“ fuhr er fort: „von denen, die uns nahe stehen, wollen wir doch nichts Neues

erfahren, sie sollen sich immer wieder so bestätigen, wie wir sie kennen. Wir wollen nichts bei ihnen entdecken, was wir nicht schon wissen."

„Ich wollte wissen, ob er mich noch so liebt wie früher?" sagte Doralice einfach. Darauf fand der Geheimrat keine Antwort. Er bog den Kopf zurück und schloß die Augen, das schöne tränenüberströmte Gesicht ihm gegenüber ergriff ihn zu stark.

Von der Küche her klang Klaus' laute, predigende Stimme herüber, er las Agnes aus der Bibel vor.

Am vierten Tage nach der Sturmnacht kam die Nachricht, bei dem Fischerdorf hinter dem Leuchtturm sei ein Boot an das Ufer gespült worden. Die Steegin zog ihr Sonntagskleid an und fuhr mit dem Strandwächter hin. Spät am Nachmittag kehrte sie zurück und berichtete, es sei ihr Boot gewesen, übel zugerichtet, sie habe es dort gleich an einen Fischer verkauft. Sie wischte sich mit dem Zeigefinger die Tränen aus den Augenwinkeln, war aber ruhig und sachlich. Da sie nun mal ihr gutes Kleid anhatte, wollte sie zum Schullehrer hinaufgehen, um die Glocke für ihren Mann läuten zu lassen und weil morgen Sonntag war, konnte der Schullehrer in der Kirche die Totenpredigt lesen, denn der Pastor war für eine Woche in die Stadt verreist. Agnes sagte, sie würde sie begleiten.

Der Sonntagmorgen war sonnig und der sandige Weg, der zur Kirche führte, belebt von Kirchengängern. Als Doralice und Agnes die kleine Kirche betraten, fanden sie alle Bänke dicht besetzt. An den teilnahmvollen Blicken, die auf sie gerichtet waren, merkten sie, daß auf sie gewartet worden war und auf der vordersten Bank neben der Steegin und ihren drei Kindern waren für sie Plätze frei gehalten worden. Der weißgetünchte Raum war voller Sonnenschein und das Altarbild, Christus Petrus über das Wasser geleitend, mit seinen giftgrünen Wellen, seinen rot und gelben Gewändern schrie ordentlich in die weiße Helligkeit hinein. Ein Choral wurde gesungen von lauten, heiseren Frauenstimmen, dann las der Schullehrer eine Predigt vor, sein bleiches, gedunsenes Gesicht verzog sich zu einer traurigen Miene, sein Tonfall war singend und eintönig. Auf allen Bänken begannen die Frauen zu seufzen, die Steegin und ihre Kinder weinten laut, auch Agnes weinte. Doralice jedoch konnte nicht weinen und weil sie fühlte, daß die Frauen sie deshalb verwundert und mißbilligend ansahen, zog sie sich ihren Schleier vor das Gesicht. Sie hatte nicht die Empfindung, daß diese singenden und seufzenden Frauen, daß die Worte, die dieser häßliche Mann dort auf der Kanzel vorlas, irgend etwas mit ihr und ihrem Schmerze zu tun haben könnten. Der Gottesdienst war zu Ende, die Fischersfrauen standen noch auf dem sonnigen Kirchenplatz beisammen und sprachen. Die Steegin war sehr umringt, man versprach ihr bei der Kartoffelernte zu helfen, doch die Stibbin meinte, sie solle zum Fischreinigen zu ihr herüber-

kommen, dafür würde sie dann einige Fische kriegen. Der Steegin schien die allgemeine Teilnahme wohlzutun und sie machte fast ein zufriedenes Gesicht, als sie mit ihren drei Kindern durch die niedrige Tür in ihrer Kate verschwand. Ihr Unglück war von heute ab eine Einrichtung ihres Lebens geworden, mit der sie sich abzufinden hatte. Von nun ab irrte sie auch nicht mehr am Strande umher.

Doralice ging jetzt allein am Strande hin, sie ging täglich stundenlang, das war der Inhalt ihres Lebens. Sie wollte Hans dienen, wollte bei ihm sein, wollte ihm treu sein. Dort auch vermochte sie ihren Schmerz tief zu fühlen, konnte um ihre Liebe trauern, konnte unglücklich sein, denn, wenn sie das nicht konnte, was hatte sie dann, was war sie dann? Und dann war um sie und in ihr alles leer. Etwas anderes noch war es, was sie auf ihren Wanderungen begleitete. Wenn sie so an den Wellen entlang ging, die weiß mit leisem Prickeln über den Sand bis zu ihr hinaufliefen, da schien es ihr, als wollte das Meer sie zu etwas überreden, zu etwas, gegen das sie sich sträubte, gegen das sie stritt, zuweilen so heftig stritt, daß sie laut vor sich hin ein „nein, nein" in das Rauschen der Wellen hineinsprach. Allein dieser Streit mit dem Meere hatte für sie eine furchtbar erregende Anziehung. Zu Zeiten jedoch entglitt ihr all das, dann versank sie gedankenlos in die Betrachtung der feinen Linien, die das Wasser auf den Sand geschrieben hatte, in den Anblick der zitronengelben, hellblauen und hellrosa Muscheln, welche wie kleine Blumen über das Ufer gestreut waren. Oder sie folgte mit den Blicken den Wellen, die eilig hintereinander herliefen, ohne daß je eine die andere erreichte. Der zu Ende gehende September hatte sommerwarme Tage gebracht, Doralice ging weit weit hinaus dem Leuchtturme zu, sie ging, bis ihr die Füße schwer vor Müdigkeit wurden. Dort weiter fort trat der Hochwald bis dicht an den Dünenrand heran, riesige, rote Föhrenstämme mit wirren dunkelen Schöpfen, hier und da stand eine Birke oder eine Espe zwischen ihnen, das Laub, schon herbstlich gelb, stand da wie ein goldenes Geräte in einer großen Säulenhalle. Die Moosdecke des Bodens war bunt von Herbstschwämmen und Preiselbeeren, Sonnenschein und die Schatten der Baumzweige trieben dort ihr stummes Spiel. Das mußte gut tun dort auszuruhen, dachte Doralice. Sie stieg hinauf und streckte sich auf einem Mooshügel aus.

Wir können einen sehr großen Schmerz haben, wir können sehr unglücklich sein und doch hält all das nicht stand vor der Wonne nach einer langen ermüdenden Wanderung wohlig die Beine von sich zu strecken. Sie sah hinauf in die Wipfel der Föhren, hoch oben revierte ein Falke metallblank in all dem Blau. Neben ihr stand eine Espe und flüsterte unablässig. Wie war es hier gut, über alles Wünschen hinaus gut. Doralice fielen die Augen zu, das letzte, was sie mit halbgeschlossenen Lidern noch sah, war ein Sprung Rehe, der von der Höhe niederstieg. Vorsichtig hoben die Tiere ihre dünnen Läufe über das hohe Farn-

kraut. Sie gingen bis an den Rand der Düne vor, blieben dort stehen und äugten regungslos auf das Meer hinaus.

Doralice schlief so süß, daß, als der Schlaf vorüber war, sie doch noch da lag ohne sich zu bewegen, in der Hoffnung, noch ein wenig dieses gedankenlose Glück halten zu können. Allein dann war das Erwachen endlich unwiderruflich da, sie richtete sich auf, saß da und dachte nach. Wie wohl sie sich gefühlt hatte, wie wohl sie sich immer noch fühlte; wie war das? sie hatte doch ihren großen Schmerz, ihr Unglück. Wo waren sie? Hatte sie sie verloren? Nein nein, das nicht. Angstvoll sprang sie auf und eilte zum Meere hinab, dort ihren Schmerz wiederzufinden.

Die Nächte waren wieder mondhell. Knospelius und Doralice saßen an dem gewohnten Platz auf der Düne, ihnen zu Füßen schlief Karo der Hühnerhund. Das Meer war tief beruhigt, sachte wiegte sich der Mondglanz auf dem Wasser, nur an der Brandung schnurrten kleine silberne Wellen behaglich vor sich hin. Vor Stibbes Hütte wurden wieder Fische gereinigt und die Frauen sangen ihr altes klagendes Lied:

„Sonnchen wollt im Meere schlafen,
Schwarze Wasser sind die Decken,
Hecht, du grüner Offizier,
Laufe schnell es aufzuwecken,
Raderi raderi raderira!
Sonnchen wollt im Meere schlafen,
Wo mein Junge schlafen muß.
Butte, kleines braunes Frauchen,
Bringe beiden meinen Gruß.
Raderi, raderi, raderira.',

„Karo schläft jetzt viel," sagte der Geheimrat, „er ist verstimmt, das Meer interessiert ihn nicht, daher will er träumen, er jagt im Traum, seine Träume sind grün oder korngelb."

„Ja," meinte Doralice, „ich habe es bisher auch nicht gewußt, wie wichtig Träume werden können."

Der Geheimrat zog eine Weile sinnend an seiner Zigarre: „Ich weiß, ich weiß," begann er dann wieder, „hab' auch solche Zeiten gehabt, an der Wirklichkeit liegt einem dann nichts und die Träume werden einem dann wichtig. In solchen Zeiten muß man den Träumen entgegenkommen; man muß Orte aufsuchen, die den Träumen förderlich sind oder sie nicht stören. Solche Orte gibt es, dort unten in Italien oder auf den griechischen Inseln. Ich habe gedacht, wenn Sie von hier fortgehen"

— „Wohin soll ich gehen?" unterbrach ihn Doralice leidenschaftlich. „Sie wissen doch, der einzige Ort, an dem mein Leben einen Sinn hat, ist hier."

„Natürlich, natürlich," brummte Knospelius, „ich sage nur, wenn Sie fortgehen. Schließlich kommt der Winter, dann ist das Land hier auch nicht mehr dasselbe; dann wäre so eine stille südliche Bucht empfehlenswert, blau, Sonnenschein, die Luft weich wie eine Puderquaste; das Leben so selbstverständlich, daß man nicht darüber nachdenkt, ob man es leben soll oder nicht. Man denkt überhaupt nicht nach, oder wenn man denkt, so komponiert man an seiner Vergangenheit, denn unsre Gegenwart können wir wohl verachten, aber von seiner Vergangenheit will jeder etwas haben. Ich meine also, wenn Sie von hier fort können, so sollten wir an solch eine stille Bucht gehen."

— „Wir?" fragte Doralice.

„Ja, ich sage wir," erwiderte Knospelius, „denn Sie müssen einen haben, der Sie begleitet und beschützt und, sehen Sie, ich bin der geborne Begleiter, der geborne Beschützer, sozusagen der geborne Vormund, ich kompromittiere niemand, mein Wiedertäufer von Diener sagte mir einmal: „Exzellenz haben es leichter, der Welt zu entsagen, denn Gott gab Exzellenz ein Extrakreuz." Knospelius kicherte leise in sich hinein. „Solch eine Zeit würde Ihnen gut tun," fuhr er dann fort, „ruhig abwarten, wie das Leben weiter geht, denn bei Ihnen wird es weiter gehen. Sehen Sie die Wellchen dort, jetzt ist die eine oben im Licht, dann geht's herunter in den Schatten — gut gut — ich bin der geborne Kamerad des Wellentals. Wenn es dann wieder aufwärts geht, können Sie mich stehen lassen, daraus mache ich mir nichts, das bin ich gewohnt. Man hat mich mein ganzes Leben hindurch stehen lassen. Ein netter interessanter Herr, sagten die Menschen von mir und ließen mich stehen. Aber das ist ganz gleich. Es ist auch ganz gleich, daß das Zusammensein mit Ihnen für mich ein Erlebnis wäre; es hätte auch nicht das geringste zu bedeuten, wenn ich Ihnen eine Liebeserklärung machte; man kann ein gekrümmtes Rückgrat und doch feine Sentiments haben, aber die gehen einen dann ganz allein etwas an. Ich sage das nur, damit Sie nicht glauben, ich bin ein Opfer, im Gegenteil — aber wie gesagt, das ist egal. Die Hauptsache ist, daß es für Sie das Richtige wäre."

„Ich danke Ihnen," sagte Doralice leise, „aber ich kann jetzt von hier nicht fort."

„Freilich, freilich," sagte Knospelius heiter, „wir haben Zeit, wir haben hier gelernt Zeit zu haben, wir warten, wir warten ruhig ab, bis das Meer uns frei gibt." —

So kam es denn, daß, als der Oktoberwind die gelben Birkenblätter von der Zibbelhöhe auf das Meer hinaustrieb und das blassere Gold der Oktobersonne über den Wellen lag, das wunderliche Paar noch immer Tag für Tag am Strande entlang ging, die schöne bleiche Frau mit den wehenden Trauerschleiern und der kleine verbogene Herr im langen grauen Paletot, gefolgt von seinem Hühnerhunde, der mißmutig und gelangweilt auf das Meer hinausgähnte. Sie warteten alle drei darauf, daß das Meer sie freigäbe.

***

Weltauffassung/ von Johannes V. Jensen

I.

Hier soll der Versuch gemacht werden, im Umriß ein Bild von dem zu geben, was wir gegenwärtig unter uns selbst als Menschen verstehen und welchen allgemeinen Eindruck wir vom Dasein haben; nicht in der Hoffnung auf ein endgültiges Ergebnis, aber — so weit es möglich ist — auf eine persönliche Rechenschaft der Art, die jeder sich und seiner Zeit schuldet, bevor er mit geordnetem Kopfe und der vollen Kraft der Überzeugung seinem Leben und seinem Tode entgegengeht.

Versuche, einen zusammenfassenden Überblick zu gewinnen, um einen „Sinn des Daseins" zu finden, sind früher gemacht worden, ja, man kann sagen, daß solche Bemühungen ihre beste Zeit hinter sich haben; der Glaube an die Möglichkeit, das Dasein in einem Begriff zu erschöpfen, ist nämlich im gleichen Maße geschwunden, wie die Untersuchung in bezug auf Material und Gesichtskreis fortgeschritten ist. Hier wird von den Religionen abgesehen, die noch nicht ein Ausdruck der menschlichen Natur innerhalb ihrer eigenen Voraussetzungen geworden sind, sondern in ihrer Projektion. Die ältesten Versuche mit dem Ziele einer vernunftgemäßen Lösung schufen verschiedene metaphysische und philosophische Systeme, die jetzt nur noch Kuriositätsinteresse haben und wohl am ersten unter die Philologie gehören; unter einem „Philosophen" muß man zur Zeit einen Kenner alter Literatur innerhalb dieses besonderen Rahmens verstehen. Die Naturwissenschaft hat schon längst jedwede Erklärung übernommen, die überhaupt gegeben werden kann. Nicht als ob ein Ziel erreicht wäre; aber das, was wir wissen, haben wir von der Physik und der Chemie, durch Beobachtung, nicht durch freie Spekulation. Hier soll versucht werden, eine Gesamtübersicht über Umfang und Tiefe unseres physischen Wissens zu geben. Sollte die folgende Skizze auch keine andere Bedeutung als die haben, einmal in der Zukunft eine Vorstellung von der sonderbaren Lebensauffassung um das Jahr 1910 zu geben und damit auch eine Art Antiquitätswert zu bekommen, würde ich darin eine Entschuldigung sehen, die Aufmerksamkeit in einer Zeit in Anspruch genommen zu haben, wo die meisten gewiß so glücklich sind, den Mangel einer Lebensauffassung gar nicht zu empfinden.

Das Material zum folgenden habe ich aus dem allgemeinen, modernen Wissen, so wie es in der aufgeklärten Allgemeinheit verbreitet ist; von den Zügen ist keiner neu oder mein eigen, sie sind aber nicht einem Vorstellungskreis entnommen, sondern vielen, und in ihrer Anordnung ist der Versuch zur Zusammenfassung zu einem Gesamtbilde gemacht, etwas, was ich bei andern nicht gefunden habe.

Es war mit geistigem Unbehagen verbunden, diese Übersicht zustande zu

bringen. Aber trotz eines gewissen Widerwillens gegen den Gegenstand habe ich es für notwendig angesehen, wenn nicht aus anderem Grunde, so deshalb, um mich ein für allemal von Studien loszumachen, die sonst zu verschiedenen Spezialfächern gehören. Ebenso wie das Stehenbleiben im Denken trostlos und erbärmlich ist, so gehört es zum allgemeinen Wachstum gedacht zu haben. Der Mensch soll fertig werden und gehn! Welchen Dank schulden wir nicht den Forschern, die in langer und geduldiger Arbeit, Tag für Tag den Menschen sozusagen an die Natur genietet haben, nachdem sie ihr Tempo entdeckt hatten: Linné, Lamarck, Darwin. Ohne sie würden wir in einer Welt von Licht blind wie Maulwürfe sein.

Der Mensch? Ja, was nun .... Heraus mit einem Exemplar! Müßte ich mir zum Ausgangspunkt einen Typus wählen, der im höchsten Grade die Forderungen gerade an einen Menschen erfüllt und der außerdem so bekannt ist, daß eine Definition von Grund aus überflüssig ist, kann kein anderer in Betracht kommen als Björnstjerne Björnson.

Seine Gestalt ist noch frisch in Erinnerung; es gibt wohl nur wenige, die so wie er ihre Person zum Allgemeingut gemacht haben, und außerdem haben wir Gelegenheit zu Einblicken in seine Seele durch eine reiche Dichtung, die immer zur Verfügung stehen wird, auch jetzt, wo er tot ist. Es sah eine Zeitlang so aus, als ob der Alte es zweifelhaft machen würde, daß man stirbt, etwas, was sonst festzustehen scheint, obschon die Ausnahme immer willkommen wäre: aber als er dann starb, als auch er starb, wußten wir: ja wir sterben. Im Leben und Tode Björnsons kehrte das Menschlich-allgemeingültige zu sich selbst zurück: man hat keinen festeren Punkt zur Bestimmung des Daseins, als ihn.

Ich will damit beginnen, mir Björnson in einem Bilde vorzustellen, das ihn im Vollbesitze seiner ganzen Kraft gibt, so wie er am Gipfel seiner selbst war — wenn er badete. Während er auf Aulestad wohnte, in seinen besten Jahren, pflegte er bekanntlich ein Sturzbad unter einem kleinem Wasserfalle zu nehmen, einem Gebirgsbache, den er in einer Rinne zum Hofe hatte leiten lassen. Damals gab es keine Vergänglichkeit in ihm, alles, was er unternahm, trug noch das Gepräge des schwellenden Augenblicks, der Fähigkeit, immer in der Gegenwart lebendig zu sein, jener Fähigkeit, die in so hohem Grade sein eigen war. Dort kommt Björnson nackt mit dem Handtuch in starken Morgengedanken, um den Tag mit einem Schauer kalten Wassers zu beginnen!

So wollen wir ihn sehen, nicht lyrisch und nicht, indem wir ihn als Symbol für irgendwelche Abstrakta setzen, sondern einfach als das Stück Alltäglichkeit, das es ist, solange es andauert: Björnson, der ein Sturzbad unter seinem eignen, dazu eingedämmten und regulierten, kleinen Wasserfall nimmt. Es wird sich zeigen, daß in der schlichten Alltäglichkeit Mythus genug liegt.

Denn schon, wenn sich ein Maler an dieses Sujet heranwagte, müßte er sich

mit den sieben Wundern des Lichtes herumschlagen, und zwei, drei Oberflächen als Zugabe, die alle gleich wahr wären, der nackten Form des Körpers, der „Lokalfarbe", eingekleidet in das durchsichtige, aber höchst reale Wasser, in dem die Sonne Regenbogen bildet, und das Licht und Luft wieder in ihren flüchtigen Farbenschleier einhüllen.

Wenn der Badende ein junges Weib mit aufgelöstem Haar wäre, würden sich noch einige herrliche Glorien des Lichts in unserem Bilde ergeben: das Spektrum der eigenen üppigen Jugend des Mädchens und der Atmosphäre von schwindelnder Gottesverehrung, die wir selbst zu allem Überflusse in ihre Offenbarung legten, eine Fiktion, die aber nicht fehlen würde. Björnson eignete sich aber am allerwenigsten dazu, als solch eine Art Aslaug zu posieren; er wird sich im Bade recht derb ausgenommen haben, eine starke und gesunde Mannesgestalt mit einem kräftigen Embonpoint, die solideste und dabei verfeinertste Physik in der Welt, aber durchaus nicht „jungfräulich". Wenn sich jemand aufgestellt hätte, um ihn anzusehen, hätte er den Betreffenden veranlaßt, sich zu entfernen.

Indessen wagen wir, ihn uns als Aufgabe für einen Maler zu denken, in seinem Gewande nur aus Freiluft und Wasser. Sollte es wirklich jemand gelingen, dieses zusammengesetzte Spiel von Licht und Farben auf mehreren durchsichtigen Oberflächen unbeschädigt auf die Leinwand zu bringen, so wäre das doch nur Björnsons Äußeres in einer schönen und für ihn bezeichnenden Einfassung, Norwegens Sohn sich in einem Bade frisch vom Berge und unter offenem Himmel verjüngend.

Das ist noch immer nur Oberfläche. Unter der Haut geht das Blut! Man stelle sich vor, daß man außer Licht und Wasser und dem entblößten Körper das Adernetz erkennen könnte, den purpurroten Baum, der mit seiner Wurzel im Herzen nach allen Teilen des Körpers Verzweigungen ausschießt und das Gewebe mit seiner Krone einhüllt, plastisch zusammengedrängt und innerhalb der Form abgerundet, und das ein Baum, der lebt, strömt, pulsiert, und man denke sich den andern Baum, der mit ihm verwebt ist, das Nervennetz, den sonderbaren, grauen Baum ohne Farbenpracht, aber in aller Unansehnlichkeit mit der Lebensspannung geladen, die von seiner Wurzel, dem menschlichen Gehirn, ausgeht. Zu innerst steht das Knochengerüst, an allen Ecken in die Muskulatur eingesponnen, dem organischen Dynamo, und in der Bauchhöhle arbeiten die lebendigen Werkstätten, Herz, Lunge, Niere und die Verdauungsorgane. Ich sage „arbeiten", denn ich will nicht die üblichen unangenehmen, und mit Recht unangenehmen, Vorstellungen von unseren „Eingeweiden" erwecken, die an den Tod geknüpft sind, sondern im Gegenteil einen verstärkten Eindruck davon geben, daß wir leben, von einem Organismus in voller und farbenreicher Funktion. Dies soll keine anatomische Vorlesung sein, obgleich ich nicht einsehe, weshalb

Ärzte und Wiſſenſchaftler allein das Recht haben ſollen, die Topographie unſeres Körpers zu kennen, ſondern möchte anheimſtellen, ſich den Organismus in Bewegung vorzuſtellen, in lebendigem, kombiniertem Zuſammenſpiel. Die Röntgenſtrahlen haben uns inſtand geſetzt, dieſes innere, verborgene Leben ſchwach zu ſehen, aber nur im Schattenbild, das doch etwas vom Rhythmus wiedergibt, von den Konvulſionen des Herzens mit dem abwechſelnden Austauſch der Kammern, den Lungen, die beim Atemzuge anſchwellen und wieder zuſammenfallen; ja, wenn man Glück hat, kann man ſogar den Blutſtrom in den großen Adern ſehen, wie die eine Welle die andere jagt. Aber die doch klare Wirklichkeit, den ganzen Organismus in verdichteter Harmonie, in geſunder und exakter Funktion, kann man, wie er iſt, ſich nur in der Phantaſie wiederſchaffen. Unſere angewöhnten Vorſtellungen ſtammen nicht von Beobachtungen am lebenden, ſondern nur am toten Menſchenkörper, und außerdem haben wir eine angeborene Scheu vor dem Vegetativen in uns, die erſt überwunden werden muß. Gewöhnliche Leute „können kein Blut ſehen", ſchaudern bei der bloßen Beſprechung unſerer inneren Teile, und das, obgleich jeder Lebende doch den Knochenmann, den „Tod", ſelbſt in ſich herumträgt. Es trägt vermutlich die jahrhundertelange Einwirkung geiſtiger Gewohnheiten auf den Geſchmack, eine Art „Tabu" innerhalb der weißen Religionen, die Schuld daran, daß die urſprüngliche, heidniſche Empfindung, oder der Mangel an Empfindung, für Leben und Tod verloren gegangen iſt. Die alten Bewohner des Nordens blinzelten nicht vor den Gedärmen, ebenſowenig die Mongolen unſerer Zeit. Aber bei den Durchſchnittseuropäern iſt dieſe Art Schwachſinn ſo durch Variation anerworben, daß ſie praktiſche Gültigkeit hat; die Abweichung davon hat den Charakter von Atavismus und iſt eine gewiſſe Abnormität, Geiſteskranken und Verbrechern eigentümlich, bei Ärzten und Forſchern hingegen eine neue Erwerbung, wenn auch alleinſtehend. Und doch hat es eine Periode in der europäiſchen Kulturgeſchichte gegeben, wo eine heidniſche und eine äſthetiſche Lebensauffaſſung Hand in Hand gingen: im klaſſiſchen Griechenland. Weshalb ſollte es unmöglich ſein, ſich dieſe allgemein wieder anzueignen? Für eine Betrachtung, die unter dem Hochdruck des Daſeins als einer fleiſchlichen Angelegenheit ſteht, iſt der Gedanke an das vielfarbige, harmoniſche Interieur des Körpers ein großes und naheliegendes Wunder mehr.

Ich ſehe Björnſon alſo in Licht und Waſſer gebadet und eingekleidet in ſein regenbogenfarbiges Fleiſch, eingehüllt von dem Purpurbaum des Blutkreislaufs und dem grauen Baume, in dem der Blitz wohnt; ich ſehe, wie ſchön jedes Organ in ſein Lager paßt und ſichtbar oder in aller Stille arbeitet. Aber jetzt ſeine Gedanken! Was da durch Björnſons Kopf geht, ſeine Gedanken und Stimmungen, von denen wir ein ſchwaches Spiegelbild in ſeinen Werken ſehen — ach, ein Buch verhält ſich zum innern Leben eines Mannes wie der Mond zu den Waſſerſtofferuptionen auf der Sonne; das Erſtarrte und Geformte wird nie mehr

zum Feuermeer — Björnsons Bewußtsein, das ist wie ein Gewand, eine Hülle für die Individualität, die noch tiefer liegt, die persönliche Abgestimmtheit; das, daß es gerade Björnstjerne Björnsons Bewußtsein ist, bedeutet nicht mehr im Vergleich zu dem persönlichen Inhalt, als der Schatten, den Björnson auf die Erde wirft, die schwarze, flache Form, die ihm ähnelt und ihm so treulich in allen Bewegungen folgt, ja, die in einem gewissen physiognomischen Sinne fast lebendiger aussieht als das Original, aber nicht das Original ist. Das Bewußtsein hat nicht mehr von dem, was wir sind, als der Schatten von unserem Leben hat.

Nun kann man nicht gerade sehen, was Björnson denkt; das aber auch nur als eine Einkleidung betrachtend, kann ich nicht umhin, mir Björnsons Geistesleben als ein Gaukelspiel von Bildern vorzustellen, die in den Raum gemischt sind, den er ausfüllt, dort wo er steht und sein Bad nimmt. Ich sehe Norwegens Geschichte wie eine blitzschnelle Prozession im Regenbogen, den der Sonnenschein im Wasserfalle über seinem Kopfe bildet. Norwegens Geschichte, die ihn immer erfüllte, mit der er sich identifiziert hatte, bildet den Glorienschein über seinem Kopfe und ist seine Krone. Ich sehe das Geschlecht in seinen mächtigen Gesichtszügen spielen, zuerst vereinigt in einer mystischen Versöhnung von Vater und Mutter, dann ein gleichsam tieferer Schimmer von den vier Großeltern, die, vielleicht ohne jemals einander gekannt zu haben, zu einem Wesen in seinem Gesicht verschmolzen sind. Jeder von ihnen hat wieder vier Großeltern, die alle zum Mienenspiel des Urenkels beitragen, und hinter ihnen verliert sich das Geschlecht tief und weit und breit im nordischen Volksstamm. Ein Häuptling erhebt sich in seinem Blick, dem felsenfesten Björnsonschen Auge, ich muß annehmen, daß er es von irgendeinem freigeborenen Krieger aus der Zeit Olaf Tryggvasons hat, keiner Sagenfigur, sondern einem Mann, einem ganz bestimmten Mann, der vielleicht bei Svolder im Pfeilregen gestanden hat und den Mund voll Blut das Salzwasser schmeckte, als sie über Bord gingen. Von ihm ist das Temperament, der Blick durch neun mal drei Generationen gesprungen, jetzt sichtbar und jetzt unter der Oberfläche ruhend, aber immer imstande wiederzukommen, bis er im Sproß des neunzehnten Jahrhunderts auftaucht, ewigfrisch und wie beim verschwundenen Stammvater selbst. Denn so gehn die Anlagen im Stamme wieder um. Woher sollte Björnson sonst seine Natur haben, wenn nicht gerade von seinen Vorfahren? Seine Stimme, die so gewaltig und so weich war, weil die Alten auf den Schiffen durch den Sturm einander zugerufen hatten und in der Heimat die Mädchen unter den Birken betörten. Ich sehe seine Gestalt, die unvergleichlichen, schönen Hände, sehe Formen darin tönen, einander ablösend wie die Musik der tausend Formen, die zu diesem Einen beigetragen haben.

Zuletzt stelle ich mir die ganze Menschheit vor, die von Urzeit her, aus einem Geschlecht vom selben Blute sein muß; wenn auch sehr weit draußen, würden

wir uns doch vor dem Tier treffen. Jeder, der lebt, und jeder einzelne der zahllosen Heerscharen, die starben, jedes Wesen auf der Erde ist dein Verwandter, steht dir nahe. Aber dieses letzte Bild kann nicht mehr gesehen werden, es ist eine Vision, ein Gefühl, das tiefste in Björnsons Natur, das wir alle erbten und wie einen Ton bewahren müssen, wenn die Menschenfreundlichkeit das stärkste in uns ist, so wie sie es bei ihm war.

Das ist der Mensch, ohne Zuflucht zum Symbol erklärt, nur mit Hilfe der lebendigen Sinneswahrnehmung und ihrer Fortsetzung durch Überlieferung und Aneignung in der Phantasie.

II.

Kann man sich jetzt vor dem Auge und dem Schönheitssinn eine Anschauung von der äußeren und inneren Mechanik unseres Systems bilden, wird man wahrscheinlich nie aus dem Beweggrunde des Organismus und seines kosmischen Ursprungs klug werden. Die Erfahrung lehrt, und es ist oft betont werden, daß das, was wir Aufklärung nennen, eher eine Erweiterung der Unzahl der ungelösten Probleme ist. Darin liegt nichts Niederdrückendes; ich weiß nicht, warum der Menschengeist nicht als ein permanentes Fragezeichen charakterisiert werden sollte, seine Existenzform an sich, und man doch guten Mutes das Dasein bekräftigen könnte. Die Lösung der Probleme würde gewiß mehr als rechtzeitig kommen, wenn sie käme.

Wie dem auch sei, je höher wir in die Luft steigen, desto weiter können wir über neue unfaßbare Dinge sehn. Aber auf den Gipfeln ist die Luft dünn. Ohne das ehrenvolle Initiativ der Naturforscher zu verkennen, ist es doch erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß der Umfang an Wissen in der Regel im umgekehrten Verhältnis zu Lebensfreude und Beweglichkeit steht; jedenfalls ist es so bei einem Übergang.

Die Entwicklungsgeschichte des Menschesgeistes kann mit der Besteigung eines Kegels verglichen werden; je höher man hinaufkommt, desto freier wird die Aussicht, aber die Peripherie des Fußhaltes wird gleichzeitig kleiner; wenn man oben beim vollen Horizonte auf dem Gipfel angekommen ist, steht man auf einem Punkte, ohne sich rühren zu können. Daß bloße Wissen bindet, wenn es sich nicht in Wärme verwandeln läßt, wenn sich nicht Stoff zu unmittelbarer Lebensfreude darin findet. Das Rätsel des Daseins ist ausreichend erklärt, wenn es damit endet, uns ein allgemeines, unbegründetes Wohlgefühl zu geben, ungefähr wie das, das der Bettler ohne Hemd, der glücklichste Mensch der Welt, erfahren hat. Der Verfertiger vom Rebus des Lebens muß als ein Koloriſt aufgefaßt werden; es ist nicht so begabt wie man glaubt und verdient nicht, daß man sich beim Grübeln über seinen Sinn einen krummen Rücken holt.

Es ist dafür gesorgt, daß die Verwandlung des aufgehäuften und noch nicht

angeeigneten wissenschaftlichen Stoffes in organische Lebenswerte mit einer Art evolutionsmäßigem Kurzschluß vor sich geht, und das geschieht fast immer durch einzelne Personen, die die Fähigkeit haben, den neuen Bewußtseinsinhalt in ihr Temperament umzuglühen und Leben ins Gefühl zu legen, womit sie erneuernd auf die Entwicklungsmöglichkeiten auch bei andern wirken; aber darauf und die Erklärung des Genies, Björnsons, komme ich noch zurück.

Der menschliche Organismus ist, wie die meisten jetzt wissen, das Resultat eines langen, ungeheuer langen Entwicklungsprozesses, über dessen zurückgelegte Stufen Aufklärungen durch die erhaltenen Seitenlinien vorliegen, die herunter ins Tierreich, gerade bis zur niedrigsten, unteilbaren Urzelle gehen. Die „Entwicklung" an sich ist absichtslos; eine Erklärung wird in der Abkühlung der Erde gesucht, darin, daß die Umformung des organischen Lebens als eine Maßnahme der Notwehr gegen langsame Veränderungen auf das Schlechtere zu angesehen werden solle. Damit wird es relativ, was man unter Kultur versteht. Die Umformung geht teils im Geschlecht vor sich, wo sie perpetuell ist, obwohl sie in „Versuchen" stehen bleiben kann, teils im Individuum, wo sie nach einer mehr oder weniger ausgeprägten Abspiegelung des ganzen Entwicklungsverlaufes mit Verfall und völliger Auflösung des Systems abschließt, um bei den Nachkommen von neuem zu beginnen.

Die Urzelle, von der wir ursprünglich stammen, ein mikroskopischer Organismus, lebt im Meere, aus dem alles Leben herrührt. Es gibt hier eine Theorie — ich weiß nicht, ob sie für stichhaltig angesehen wird, — derzufolge noch immer eine Analogie zwischen dem Meerwasser und der Grundflüssigkeit des menschlichen Körpers besteht; das Meer ist salzig, und das Blut ist salzig. Unsere Zellen leben noch heutzutage unter denselben Bedingungen wie die Urzelle, obgleich wir gewiß das salzige Milieu in uns herumtragen und längst ans Land gegangen sind. Aber das Meer haben wir in unsern Adern, und der Rhythmus unseres Blutkreislaufs ist entfernt mit dem Wellenschlage verwandt. In diesem Gedanken liegt jedenfalls ein erfrischendes Bad für die Einbildungskraft. Weiter heißt es, daß der bestimmte Wärmegrad unseres Blutes, zirka 37 Grad Celsius, als die Durchschnittstemperatur des Meeres in der Periode erklärt werden kann, wo die Urzelle, von der wir abstammen, sich an die Umgebungen in einem noch ziemlich heißen Meere anpaßte; deshalb sei diese Temperatur noch immer notwendig für unser inneres System. Die organische „Verbrennung" ist also als ein Hilfsprozeß anzusehen, der die Urbedingungen im Körper aufrecht erhält; sicher ist jedenfalls, daß unsere Zellen sterben, wenn die Lebenswärme bedeutend unter die ungefähr 37 Grad fällt oder darüber steigt. Ist diese Hypothese stichhaltig, müssen wir außerordentlich weit in der Zeit zurückdenken, um Fühlung mit den Urbedingungen zu gewinnen, in denen unser Ausgangspunkt liegt; die Wärme in uns ist mit den Vulkanen verwandt, vom inneren Feuer der Erde abgeleitet.

Und ſollte ſie nur ins Blaue gehen, hätten wir auch ſo lange die Wiedererkennungsfreude beim Umarmen der Elemente gefühlt, ohne der Wahrheit zu nahe getreten zu ſein. Die Wahrheit hat ſich immer geholfen, ohne erkannt zu werden. Was ich von Hypotheſen anführe, ſtammt aus einer zerſtreuten naturwiſſenſchaftlichen Lektüre, aus der ich, mit voller Hochachtung für die ausgezeichneten Forſcher, die die Ehre davon haben, nur das behalte, was ſich als fruchtbar für die Phantaſie erweiſt.

Faktiſch und ein geiſtiges Gemeingut iſt, daß wir von einer Urzelle abſtammen, die im Meere lebt, und daß unſer Organismus noch heutigentags aus derſelben Zelle beſteht, aber in einer ungeheuren Anzahl und vielfältig umgeformt. Vom Menſchen kann man ſagen, daß er das zuſammengeſetzteſte und weitläufigſte Geſchöpf iſt, ein im Verhältnis zur urſprünglichen Einheit unermeßlich zuſammengeſetztes, großes Kolonietier, ein arbeitender Multikomplex, der ſtetig wächſt und ſich erneuert, ſolange es den Beſtandteilen gegeben iſt, zuſammenzuhalten. Zuerſt beſtehn wir aus Milliarden von Zellen, Urweſen, die die individuelle Freiheit verloren haben und mehr oder weniger nach der Arbeitsteilung umgeformt ſind. Zuſammen finden und wechſeln ſich die Kräfte aus, die das Leben des Kolonietieres bedingen: Verbrennung, Ernährung, vitale Elektrizität, ſeeliſche Fähigkeiten, alle die Formen, in denen ſich die Naturkräfte im „Lebendigen" äußern, und die bis jetzt erſt teilweiſe bekannt ſind. Innerhalb der Kolonie gruppieren ſich die Zellen wieder kolonieweiſe in den einzelnen Organen, von denen jedes für ſich einem ſelbſtändigen, ſeparat fungierenden „Tier" ähnelt, das doch vom Ganzen untrennbar iſt. Die Natur hat gewiſſe zweckmäßige Baugeſetze, die immer wiederkehren, weil derſelbe Anſpruch gleiche Formen ſchafft. Die Lungen ähneln einem Baum, denn die Funktionen ſind in beiden Fällen von einer Verzweigung abhängig; die Niere erinnert an die Bohne, eine Form, die auf Grund gewiſſer Platz- und innerer Arrangementsverhältniſſe entſtanden ſein muß. Es liegt natürlich nur eine Analogie vor, aber die iſt nicht zufällig. Wenn der Magenſack zum Beiſpiel vollſtändig einer der Urformen der niedrigeren Tiere gleicht, die nur aus einem Sack mit Eingang an einer Stelle und Ausgang an einer andern beſtehen, und deren ganze Lebensäußerung im Zuſammenziehen und Wiederausdehnen beſteht, ſo iſt der Magen ja nicht als ſolch ein Tier mit einem ſelbſtändigen Daſein anzuſehen, aber die elementarſte Funktion, die Ernährung, iſt nun einmal an dieſe Grundform des Hohlraumes mit zwei Öffnungen geknüpft, und deshalb kann man ſagen, daß der Menſch eine Art Sacktier in ſich herumträgt. Zuweilen hat man wirklich den Eindruck davon; der Magen bewegt ſich mit einer gewiſſen Energie, ja knurrt direkt, wenn er vernachläſſigt wird, bekommt er andrerſeits zu viel oder etwas, was ihm nicht zuträglich iſt, reagiert er auf eigene Fauſt, zieht ſich kräftig zuſammen und heraus mit dem Zeug! Der Magen hat eine Seele, und es iſt nicht gemütlich, wenn dieſe das Über-

gewicht im System erhält; beim hungrigen Menschen kann man sie aus den Augen starren sehen, und das ist ein häßlicher, bodenloser Blick, ungefähr wie man sich den Polypen vom Meeresgrunde heraufstarrend denken kann. Es sind übrigens nicht gerade die Notleidenden, die mit dem Magen sehen; es kommt vor, daß er den Menschen aus seinem Wert herausfrißt, so daß nur der Appetit übrig bleibt.

Hier sind wir bei einem Punkte angelangt, der das Ziel dieser Untersuchung berührt, einem Nachweis von den Grenzen und der Balance der Menschlichkeit. Das Übergewicht oder die Abschwächung irgendeines Organs in unserem System auf Kosten eines andern — und selbst die geringste Verschiebung unterläßt nicht, sich dem Ganzen gegenüber bemerkbar zu machen — hat einen größeren Einfluß auf die allgemeine Abgestimmtheit, den Charakter, — von der „Stimmung" gar nicht zu reden, — als man geneigt ist zu bemerken. Es gibt überhaupt keine andere Quelle der Persönlichkeit. Unsere Bewußtseinsrichtung hängt vom Gleichgewicht zwischen den einzelnen Funktionen ab. Unser Selbst ist ein Verhältnis. Von innen heraus gesehn, hat es den Anschein, als ob das „Ich" für die Richtung des Daseins bestimmend sei, bei den meisten ist sie aber schon entschieden, lange bevor sie bewußt wird, und das Bestimmende kann nichts anderes gewesen sein, als das Verhältnis oder Mißverhältnis zwischen den Organen, eine Destination im Zusammenspiel, ob sie nun ererbt oder erworben ist. So findet eine Überentwicklung der Muskulatur nicht ohne einen anderweitigen Schwund statt, der das Geschlecht angreifen kann, wie man von den Ringkämpfern her weiß, oder die Geisteskräfte im allgemeinen, wie bei den Akrobaten, siehe das alte Wort: was man nicht im Kopf hat, muß man in den Beinen haben. Möglicherweise ist das ursächliche Verhältnis umgekehrt, jedenfalls ist das Resultat ein Ding statt eines Menschen. Dasselbe gilt von der Unterentwicklung der Muskulatur, die Abhängigkeit von andern und Prostitution mit sich führt. Das Fett kann einen Mann verzehren, obgleich er sich einbildet, daß er ißt. Alleinherrschaft des Kopfes bedeutet einen sehr ungesunden und gefährlichen Mangel an Balance, der zu den sonderbarsten Verwachsungen führen kann: Leuten, die ihr ganzes Leben lang Schach spielen, Philologie betreiben oder Inhaltsverzeichnisse anfertigen, von der Philosophie gar nicht zu reden, dem reinen Denken, das jetzt doch wohl der Vergangenheit angehört. Top-heavy ist der natürliche Mensch gerade nicht; wenn von Philosophie im menschlichen Sinne die Rede sein kann, so ist nicht die Hingabe an den Gedanken des Gedankens selbst wegen ihr Ziel, sondern ein erfahrungsmäßiges Bemühen, bewußte Kenntnisse von den Gesetzen des inneren, organischen Gleichgewichts zu erlangen, und sich dadurch eine gewisse Kontrolle über sein Schicksal zu sichern. Ein harmonischer Mann ißt nicht außerhalb der Mahlzeiten und „denkt" nicht, bevor er an seinem Pult sitzt. Musik als Ausdruck für organischen Rhythmus, lebendiges Behagen bei der

Einheit vieler Stimmen, Symphonie, ist eins der ältesten Abbilder der Gesundheit und des Blühens der Menschennatur, aber ein Musiker ist invalide.

Man hat in der unvermeidlichen Verschiebung des organischen Schwerpunktes, der Neigung der einzelnen Menschen zur Variation, ein Resultat davon, daß die Menschheit in Analogie zu sich selbst als Koloniewesen, sich wieder zu Kolonien zusammengeschlossen hat; zu einer Gemeinschaft, die durch die Arbeitsteilung spezialisierte Typen ausprägt, ein wichtiges Gebiet, besonders im Hinblick auf die moderne Gesellschaft, wo die Spezialisierung nicht einem von Zehntausenden erlaubt, sich mit dem Ganzen zu beschäftigen, sondern die einzelnen zwingt, ohne Überblick in Virtuosen- oder Gewohnheitstätigkeit weit draußen in der Ecke irgendeines Fachs zu verwachsen. Es liegt eine traurige Aussicht in dieser Tatsache, wenn man weiß, wozu die Spezialisierung im tierischen Organismus geführt hat, der völligen Unfreiheit für jedes einzelne Element, ja Löschung als Typus für die Grundformen, aus denen er zusammengesetzt ist, und das durch eine Entwicklung, die kein Zurück kennt. Um so notwendiger ist es, einen Ausgangspunkt festzuhalten, eine Norm für das Menschliche, wenn dies überhaupt bestimmt werden kann.

Und damit sind wir wieder bei Björnson. Der Dichter ist diese Norm. Das Genie ist der Durchschnittsmensch mit allen Anlagen im Rückhalt, die man Ursprünglichkeit nennt. Nun muß man sich vergegenwärtigen, daß die Norm nicht fest ist; gleichzeitig damit, daß sie immer rückwärts im Geschlecht ihren Anhalt hat, an einem Ausgangspunkt, der noch nicht in Differentiation zersplittert ist, äußert sie sich nicht weniger energisch bei der Aufnahme neuer Erwerbungen, soweit diese sich unter ein Ganzes einordnen lassen. In der Phantasie des Dichters, die gemeinhin mehr als originell oder apart ist, vereinigt sich die Einfachheit der Vergangenheit mit dem Fortschritt, der Dichter ist gleichzeitig altmodisch und modern, er ist hinter seiner Zeit zurückgeblieben und ihr voraus. Und wenn er für sich selbst die Verwirklichung seiner Idee erreicht, menschliche Züge, die zerstreut waren, zusammenfaßt, um ihnen wieder Leben zu geben, ist er auch etwas für die Menschheit als Ganzes gewesen; denn das, wonach die Welt allezeit sucht, ist eine Parole, nach der die, die sich verändert haben, das Dasein, das sich von sich selbst entfernt hat, wieder erkennen können. Der Dichter gibt seiner Zeit die Unmittelbarkeit wieder, aber mit einem neuen Inhalt. Eine veraltete Anschauung vom Genie, die noch vom Aberglauben an das Mystische bestimmt ist, pflegt eine gewisse Unbewußtheit vom schaffenden Geiste zu verlangen, er darf nicht selbst über seine Absicht klar sein. Das ist falsch. Es gäbe Gründe, hier auf den Mißbrauch der Bezeichnung Genie in Verbindung mit nicht dahingehörenden Symptomen: Überspanntheit, Irrsinn, bürgerliche Zügellosigkeit, Märtyrertum, Übermenschentum usw. einzugehen, aber eine Untersuchung davon im Detail mag einem andern Essay vorbehalten sein. Die Aufgabe des Dichters

ist in den Zeiten verschieden; im Augenblick liegt sie in der Notwendigkeit, die Entwicklungsgesetze und das an sich blutlose Schema der modernen Naturwissenschaft zu einem Stoff für Instinkt und Gefühl zu verwandeln. Hierzu gehört nicht nur Wärme, sondern auch Klarheit.

Das Verhältnis des Dichters, des freien Geistes zur Gemeinschaft ist nicht ohne Parallele zu dem als Kolonie angesehnen tierischen Organismus: auch hier kennt man gewisse Urzellen, die sich eine relative persönliche Freiheit bewahrt haben: die weißen Blutkörperchen. Diese sind bekanntlich noch freilebende Protoplasmen, die auf den Landstraßen des Blutes herumschwärmen; darf man Metschnikow glauben, so sind sie gleichzeitig als Polizei und Landstreicher unseres Systems anzusehen, sie halten Justiz über „Fremdkörper", Bakterien und andere Unwesen, die in den Körper hereingekommen sind, aber gewiß damit enden, den Organismus selbst anzufressen; einer der Gründe davon, daß wir altern und sterben. Erinnert das nicht auffallend an unsere „großen Männer"? Ebenso bedeutungsvoll wie es für die Masse ist, eine Parole zu bekommen, ebenso verhängnisvoll wird diese für sie, wenn sie stehen bleibt. Das Publikum weigert sich jahrhundertelang, einleuchtende Gedanken anzunehmen; aber sind sie einmal angenommen, gehören wieder Jahrhunderte dazu, von ihnen wieder abzukommen, selbst wenn sie längst leere Sprachgüter geworden sind. Welche Treue beweist nicht die Menschheit für „Namen"? Viel tiefgefühlter Schmerz ist auf den Konservatismus des Publikums von Schriftstellern verschwendet worden, die nicht schnell genug anerkannt zu sein glaubten; eher sollte man vor dem Verbleiben für die Ewigkeit in der Literaturgeschichte schaudern, das einen erwartet.

Noch möchte ich daran erinnern, daß unser Organismus eine Art Einzelzellen hervorbringt, die weder verändert noch vorgespannt werden, sondern die wunderbare Eigenschaft haben, daß der Mensch durch sie ganz von vorn anfangen kann: das sind die Fortpflanzungszellen. Hier tritt das Bedeutsame ein, daß ein Wachstum von vorn an nicht ohne die Vereinigung zweier Zellen stattfindet, die beziehungsweise von dem weiblichen und dem männlichen Organismus geholt sind; die Umstände bei der Fortpflanzung sind übrigens so populär, daß sie an und für sich keiner Erläuterung bedürfen. Die Anwesenheit von Fortpflanzungskeimen im Organismus als Kolonie angesehn, ist mehr als analog dem Verhältnis draußen in der Gemeinschaft, es ist eher eine Identität; die Fortpflanzung ist Physiologie und Menschheit zugleich. Es ist ebensowenig jemals für den Volksführer notwendig gewesen, den breiteren Schichten einen Instinkt wiederzugeben, der bei der Entwicklung verloren ging, er erneuert sich selbst und kann nicht verloren gehen. Die Liebe ist die Elemente selbst und gehört übrigens zu den lyrischen Mysterien.

Sonst existiert überall eine durchgeführte Parallele zwischen der Zusammensetzung unseres Organismus aus Einzelzellen und Gruppen von Einzelzellen und etwas Entsprechendem in unseren Umgebungen. Die Stadt, so wie die

Gemeinſchaft ſie entwickelt hat, mit ihrer ganzen Gedrängtheit und Zweckmäßigkeit, entſpricht ja vollſtändig dem Kommunismus, den wir vom menſchlichen Körper her kennen, beiderorts gibt es eine Unzahl von Kleinweſen, die ſich zur gemeinſchaftlichen Exiſtenz zuſammengeſchloſſen haben, wobei jedes ſeine Funktion hat. Der Organismus ſowohl wie die Stadt hat ein Ernährungsſyſtem und eine Verbrennung, Kloaken, Luftzufuhr und Verkehrslinien, Leitungen und Kabel mit einer Zentrale, iſt ein nach demſelben Syſtem erbauter Kompler, deſſen Idee Spezialiſierung und Zentraliſation iſt. Die Gemeinſchaft, im höheren, moraliſchen Sinne, iſt auf dieſelbe Weiſe aufgebaut, wird es jedenfalls mehr und mehr. Es iſt klar, daß dieſes Syſtem ſein Heim in unſerem organiſchen Apparat hat, nicht umgekehrt, aber erſtaunlich iſt es zu ſehen, wie ſich die Parallele unwillkürlich durcharbeitet. Lange nachdem zum Beiſpiel die Harfe als muſikaliſches Inſtrument vollendet war, wurde entdeckt, daß wir im Ohr ein harfenähnliches Organ haben, eine Art Nervenklaviatur, das alſo das Vorbild war. Dies gibt einen ſtarken Eindruck von der vorwärtsſchreitenden Geſetzmäßigkeit in der Natur. Auf der andern Seite ſieht man ihre Begrenztheit. Wir ſind als Menſchen und Bürger auf eine beſtimmte Form des Daſeins hingewieſen, nicht weil es die einzige zu ſein braucht, ſondern weil es keine andere gibt.

III.

Die Zellen, aus denen wir aufgebaut ſind, ſind ſo klein, daß ſie mit dem bloßen Auge nicht geſehen werden können. Sie ſind aus organiſchen Stoffen zuſammengeſetzt, deren Urſprung wieder auf gewiſſe anorganiſche Stoffe zurückgeführt werden kann, Stoffe, deren Zuſammenſetzung ſich der direkten Beobachtung mit den bisher bekannten Mitteln entzieht. Durch Vernunftſchlüſſe, abgeleitet aus den Geſetzen der Phyſik und der Chemie, weiß man indeſſen, daß ſie in Teilchen zerfallen, von deren Kleinheit man ſich keinen Begriff machen kann, die Moleküle, und daß dieſe wiederum ein Syſtem von Atomen darſtellen. Weiter braucht man die Teilbarkeit nicht zu führen, um die Naturkräfte und die Wirklichkeit, ſo wie wir ſie kennen, zu erklären. Aber über die Natur der Atome kann man noch Vermutungen anſtellen. Sie werden nicht mehr als rein ſtofflich angeſehen, ſondern als „Kraftzentren", Raumeinheiten, mit denen irgendeine Form der Bewegung verknüpft iſt.

Von einem modernen Forſcher habe ich den Ausſpruch geleſen, den er in vollem Ernſt, als eine unvermeidliche Konſequenz tat, daß die Atome als kleine, unendlich kleine Syſteme aufgefaßt werden müſſen, die ganz nach denſelben Geſetzen aufgebaut ſind, die wir vom Sonnenſyſtem her kennen; ſie ſind als kleine Univerſa anzuſehen, mit Anziehungskräften, elektriſchen Kräften, Wellenbewegung, Rotation und all dem, was wir heut in den Weltenraum verlegen. Darin liegt ein Sinn, denn der Begriff Raum, Dimenſion iſt eine menſchliche

Form für die Ausdeutung von Beobachtungen, die nur für unsern eignen Platz im Universum Gültigkeit zu haben brauchen, aber nicht absolut, und weshalb sollten dieselben Naturgesetze sich im unendlich Kleinen anders als im unendlich Großen formen? Unsre alte Vorstellung von der „Unendlichkeit" kommt dabei in die Klemme, denn wenn Atom und Universum sonst gleich sind, muß der Weltraum mit der Milchstraße und allem andern also auch die gleiche Art Endlichkeit haben, die wir doch mit einem Körper verbinden, der kleiner als wir selbst ist. Aber man muß auf die Unsicherheit in der Anschauung des Raumes Rücksicht nehmen. Wir sind fast gezwungen anzunehmen, daß ein Atom, das zum Beispiel den Teil eines Moleküls ausmacht, welches am Aufbau eines der Blutkörperchen in unsern Adern beteiligt ist, ein ganzes Weltbild repräsentiert.

Aber dann dürfen wir auch wie folgt zurückschließen: dann gibt es eine Möglichkeit, daß die Allwelt, so wie sie uns bekannt ist, das Sonnensystem und alle die Myriaden von Sternen auch nur ein Atom ist, welches den Teil eines Moleküls ausmacht, der am Aufbau eines Blutkörperchens in den Adern irgendeines ganz unfaßbar großen, lebendigen und beseelten Wesens teilhat! Es gibt kein Hindernis für die Annahme, daß dieses Wesen von derselben organischen Beschaffenheit sein kann, wie wir selbst, denn unser „Fleisch" ist ja grade aus Grundstoffen derselben Art zusammengesetzt, aus denen die bekannten Himmelskörper bestehen. Es ist ein Wesen aus Fleisch und Blut, aber in einem so ungeheuren Verhältnis, daß es einen Weltbrand, Untergang von Sternen nur als einen vorübergehenden Kitzel irgenwo unter der Haut empfindet. Es ist auch nicht allein, denn die Anwesenheit von Gleichheit auf eine Weise ohne gleichzeitig auf andere Weise ist unwissenschaftlich; es ist ein einzelner von Millionen, ganz wie hier, vielleicht ist es ein Mann, der dasitzt und schreibt ... zum Teufel, das bin ja ich!

Der Ring ist geschlossen. Unleugbar, es regt sich ein Verdacht, daß die menschliche Erkenntnis in ihrer eignen Struktur irgendeiner Spiegelwirkung untergeben ist, einem perspektivischen Fehler, der nicht behoben werden kann. Die Einzelheiten in den Schlüssen, die hier vorgebracht worden sind, können kaum bestritten werden, sie gehören der gewöhnlichen Lehrbuchsweisheit an, und die hier angewandte Logik ist die elementare, von einem kleinen Kreise auf einen größeren zu schließen. Vielleicht steckt die Illusion im Atom. Und da mag sie stecken bleiben.

Es sind noch einige Grenzen zu bestimmen, bevor wir festen Grund unter die Füße bekommen. Die Daseinsformen selbst, unter denen wir leben, sind weder absoluter noch dauernder Natur, im Gegenteil, ganz zufällig durch vorübergehende terrestrische Verhältnisse bedingt. Unser Planet befindet sich zur Zeit in einer Abkühlungsphase, wo das Wasser, das Verbrennungsprodukt des Wasserstoffes und der wichtigste Baustoff in unsrem System, noch flüssig ist; einige

wenige Grade tiefer, und es ist ein Mineral! Wir leben buchstäblich unter dem Zeichen des Regenbogens; das tiefsinnige Märchen vom Bunde des Herrn mit Noah trifft die Dinge ins Herz: solange der Regenbogen steht, sollen Saat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Nacht und Tag nicht aufhören!

Vom Wasser und der Zusammensetzung der Atmosphäre und gewissen andern, durchaus nicht naturnotwendigen Faktoren, hängt nicht nur unsre Existenz ab, sondern auch ihr Typus. Es ist nicht undenkbar, daß auf anderen Weltkörpern Wesen existieren können, deren Organismus statt wie hier auf Wasser, zum Beispiel auf flüssigem Eisen aufgebaut ist, mit einer entsprechenden, feuerfesten Wehr, Wesen, die glühendes Gas einatmen und „ersticken", wenn sie auf einige tausend Grade herunterkommen.

Bis jetzt ist sogar nur Rücksicht auf die physischen Voraussetzungen genommen, die von unsern Sinnen oder Instrumenten her bekannten, rein materiellen Phänomene. Aber die Möglichkeit unsichtbarer oder übersinnlicher Zustandsformen kann nicht unbedingt verneint werden, jedenfalls wäre gewiß die Mehrzahl der Menschen davon überzeugt, wenn es zu einer Abstimmung käme. Häckels, ich glaube einziger, Witz geht über eine negative Bestimmung des Gottesbegriffs, indem er geltend macht, daß kein lebendes Wesen in „Gasform" der Wissenschaft bekannt sei. Hier liegt ein Kurzschluß in der Logik vor: hier ist nämlich nicht nur von einem unsichtbaren Wesen die Rede, sondern von einem ganz übernatürlichen Prinzip, das nicht einmal an irgendeine Art von Luft gebunden zu sein braucht. Aber gerade in dieser Definition liegt doch wohl, daß niemals eine persönliche Verbindung zwischen Menschen und einem Prinzip gedacht werden kann, das man selbst als übersinnlich erkennt. Wenn das klar ist, sehe ich es bei voller Einräumung der Möglichkeit als erlaubt an, ein für allemal das Problem als nicht zur Sache gehörig aus dem Dasein zu entfernen, das wir vor der Hand haben. Die Anwesenheit von Leben auf anderen Weltkörpern ist von gleich problematischem Interesse für Menschen, konnte jedenfalls niemals eine andere Bedeutung bekommen, als unsere Kräfte auf die Modifikation zurückzuweisen, die nun einmal unsre Natur geworden ist, auch wenn die Entwicklungswurzel eventuell die gleiche war.

Die menschliche Erkenntnis kehrt zu sich selbst zurück. Die Unendlichkeit ist zu relativ, um geistige Nahrung zu geben. Wenn man in einen weißglühenden Ofen hineinsieht, gibt das blendende Licht einen Eindruck von Grundlosigkeit des Sternenfeuers, und doch kann man um den Ofen herumgehen und sich überzeugen, daß sein Rücken aus Ton ist. Das Blendende rückt aus den Grenzen der Aneignung. Die menschliche Einbildungskraft verwechselt gern die Perspektive einer Sache mit der Sache selbst. So steht der Kulturbegriff: „Hellas" vor dem allgemeinen Bewußtsein als in die historische Unendlichkeit erhoben, obgleich Griechenlands Blüte sich nur über einen im Vergleich zum

Alter der Erde sehr kurzen Zeitraum erstreckte. „Die Ewigkeit" ist eine solche Idealillusion, wo man eine innere Perspektive für die Wirklichkeit nimmt. Die äußersten Sternnebel sind so weit entfernt, daß das Licht Jahrmillionen brauchen soll, um zu uns zu gelangen, so daß das, was wir jetzt auf Photographien als eine Spirale sehen, vielleicht im Augenblick eine ganz andere Form hat. Sterne, die wir an jedem Abend sehen können, sind vielleicht schon längst erloschen. Daß es sich so verhält, kann nicht bezweifelt werden; aber was ist Wirklichkeit darin?

Es trifft sich, daß es Neujahrsnacht ist, während ich mich mit dem Ausformen dieser alten unsicheren Betrachtungen beschäftige, wobei ich das Gefühl habe, den Weltmechanismus zerlegt zu haben und im Begriff zu stehen, die Räder einzeln zu untersuchen. Die Leute in der Stadt haben andere Dinge vor, ich höre Bomben und Kanonenschläge im Viertel und aus entfernten Stadtteilen donnern, während die chinesischen Pistolen knattern, es kocht und wütet in der Stadt wie ein Artilleriegefecht — wie die leben, wie die sich in Bewegung gesetzt fühlen, ohne Schatten eines Gedankens dafür, wer das getan hat oder warum! Um Mitternacht höre ich innen aus dem Zentrum der Stadt den schwachen Klang der Rathausglocken, die mit den zwölf Schlägen mitten in die donnernde Kanonade einfallen, ein Brüllen in der Stadt selbst wie eine Herausforderung an das neue Jahr. Da ist es, als ob alle Räder an ihren Platz in meinem Kopf fliegen, ich öffne das Fenster und feuere zwei Schüsse schnell hintereinander gegen den Lichtnebel über den Dächern, froh beim Gedanken, daß die eine Ladung Schrote die andere verfolgt und irgendwo auf den Straßen einem Bruder auf den Hutrand tropfen.

Wenn man seinen Pflichtbesuch in der Unendlichkeit gemacht hat, darf man zum einfachen Gefühl heimkehren, nur zu leben. Die Alten faßten den Sternenhimmel in Bildern auf, und in Wahrheit wird er nie etwas anderes für uns Sterbliche sein. Für den Städter mischt sich der Vollmond mit den Bogenlampen auf dem Markt, und die Sterne werden nur von Droschkenkutschern und dann dem Kalendermacher auf der Sternwarte beobachtet. Strahlt Orion eines Abends besonders schön, so daß man ihn sehen muß und den Stoß in der Seele von gleichzeitiger Hingabe und Ohnmacht bekommt, da, glaube ich, ist der Eindruck mehr mit der unzusammenhängenden Bildphantasie der Alten verwandt, als von dem gefärbt, was man natürlich als ein moderner, aufgeklärter Mensch von den Himmelskörpern weiß. Die Sternbilder enthalten in ihrer schlichten Physiognomie die Kindheit der Menschheit und unserer selbst, sie sind die lieben Zeichen über dem Morgengrauen des Daseins. Im Gefühl für sie, das gemeinsam nnd immer gleich ist, können wir, und auf keine andere Weise, uns über die Vergänglichkeit erheben.

Nur durch eine mit starker Sympathie erworbene Erkenntnis unserer Begrenztheit bekommt das Dasein Sinn. Das Unbegreifliche wird da wie ein

Entzücken vernommen. Wenn ich mich zu Pferd auf dem Flugplatz befinde, an einem ſtillen Abend in der Zeit der hellen, däniſchen Nächte, für mich der Höhepunkt von dem, was man erleben kann, das Gras von jungen Damen ſchwärmt, und das Pferd die Ohren vor dem Lärmen des vom Abendrot durchleuchteten Blériots über unſeren Köpfen die Ohren ſpitzt, glaube ich mich im Bunde mit dem Weltwunder, während ich den Hals emporrecke und meinen Schrei dem Hurra und Jubel der andern hinzufüge.

In der Hingabe an das, was iſt, liegt der Brennpunkt, der dem Augenblick Kraft gibt. Nur zu Hauſe in ſeinem Ich lebt man, nur im Zuſammenſpiel iſt man Menſch.

Das war, was Björnſon bedeutete. Weder das Abſonderliche noch das Unfaßbare überwältigte ihn, er wurde in ſeinem Weſen nie von Analyſe angegriffen, dazu war er zu warm, zu ſchlicht und in zu voller Funktion. Ein angeborener Geſchmack ſagte ihm, daß Einſicht der Einſicht ſelbſt wegen nicht das Daſein bereichert, ſondern es entfernt. Nur wenn der Forſcher Leben dem Leben zu verleihen vermag, hat er eine wirkliche Berechtigung. Es ſoll nicht vergeſſen werden, daß ohne die ſtille, weltentrückte Arbeit des Wiſſenſchaftlers eine geiſtige Befreiung, wie dieſe, unmöglich geweſen wäre, aber man darf auch daran erinnern, daß das Daſein in einem rauchenden Weltenbrande exiſtierte, lange bevor der Forſcher in ſeinem Verlangen nach „Aufklärung" mit ſeinem Streichholz dazukam.

In ſeiner höchſten Fülle äußert ſich der Menſchengeiſt nicht kontemplativ, ſondern nach außen gewendet, aktiv. Die Götter, die die Menſchheit in ihrer Kindheit zu ihrem Bilde und aus ihren Träumen bildete, waren niemals Denker, von Grüblern gar nicht zu reden, ſondern Blitzer, die den Himmel mit Taten erfüllten.

Auch Björnſons Weſen war die augenblickliche Handlung. Und erſt, als er gehemmt wurde, richtete er ſich auf Wirkung in der Zeit ein, durch ſeine Schriften, die Befehle nicht nur für den Augenblick ſind, ſondern für immer. Rein unmittelbarer Ausdruck für das Lebensgefühl iſt Björnſons Lyrik. Aber ſein eigentlicher Nerv war, daß etwas geſchah. Er begann aus Inſtinkt als Führer für eine Maſſe, und als er ſeine Erfahrungen von der Unbeweglichkeit der Maſſe gemacht hatte, legte er ſein Initiativ in der Dichtung nieder. Sein Leben war angewandte Äſthetik.

Es iſt für mich unmöglich, einen ſolchen eigenen Typus als einen Ausnahmemenſchen anzuſehen, für mich iſt er eine Norm, glücklich abgeſtimmt im organiſchen Gleichgewicht und in der Harmonie der Seele. Für ihn fällt das Daſein nicht in Spezialitäten auseinander, die Geſchloſſenheit im Lebensgefühl ſtellt ihn dem Alltag gegenüber zurecht. Der Sternhimmel macht ihn nicht zum Aſtronomen, ſondern ſetzt ſein Gemüt in Schwingungen, die zu Geſang von Blumen und jungen Mädchen werden. Das, was noch keine feſte Form annehmen will, ſteht wie ein Nebel von Freude vor ihm. Was er nicht im Daſein erſchöpfte, überliefert er als Zukunftsſchätze andern durch ſeine reiche Hoffnung.

Und das Daſein beherbergt immer neue Quellen. Wie weiß man, wieviele davon durch unſere Mikroſkope und Fernrohre angeeignet ſind? Die Erfahrung lehrt, daß man ſich mitten zwiſchen handgreiflichen Dingen befinden kann, ohne ihre Exiſtenz zu ahnen, man kann ganze Welten ſehen, ohne daß ſie in Wirklichkeit ins Bewußtſein dringen. Ein Pferd ſpringt über einen Strohhalm im Glauben, daß er ein Hindernis iſt, die Ameiſe hat andere Augen als wir, und doch iſt die Wirklichkeit immer die gleiche.

Darwin erzählt, wie er einmal in ſeiner Jugend, noch bevor die Geologie etwas von der Eiszeit wußte, mit einem befreundeten Geologen in einer typiſch glazialen Landſchaft herumging, die ſo augenfällige Spuren trug, daß man nicht umhin konnte, ſie zu ſehen. Nichtsdeſtoweniger ſah er ſie erſt viele Jahre ſpäter, als die Geſchichte der Eiszeit aufgeklärt vorlag. Man denke ſich den Seher Darwin am Tage mit blinden Augen herumgehen! Er muß ein ſtarkes Gefühl für die Möglichkeit vom Vorhandenſein neuer Dinge gehabt haben, die rund um herumliegen und vollkommen bereit ſind, ergriffen und gefühlt zu werden, aber ohne daß unſer Bewußtſein ſchon imſtande iſt, ihnen Wirklichkeit zu geben. Der Fall hat Darwin erſtaunt, weil er ja ſonſt gerade in einem einzig daſtehenden Maße im Beſitz der Aufmerkſamkeit war, des offenen Blickes, der die Quelle der Wirklichkeit iſt.

Die Wahrſcheinlichkeit dafür, daß das Daſein in unſerer unmittelbaren Nähe, das, das wir bis zur Vollkommenheit zu kennen glauben, ungeahnte Reſerven an Wirklichkeit verbirgt, ſcheint mir ein Wert von größerer Bedeutung zu ſein, als das, was man früher paſſiv und unbeſtimmt unter dem „Myſtiſchen" verſtand. Iſt es nicht ein großes natürliches Wunder, daß das Daſein da offen vor unſerm Sinne liegt, aber unerworben, voll Reichtümer, die nur darauf warten, daß wir ſie damit in Beſitz nehmen, daß wir ſelbſt unſer Weſen entfalten! Die Alten ſprachen vom „Geiſt in der Natur"; können ſie etwas anderes gemeint haben? Es gilt von der Menſchennatur ſelbſt. Wie haben nicht zum Beiſpiel Mann und Weib über einen Abgrund nacheinander verlangt, ſolange die Menſchheit wanderte, und das, obgleich ſie natürlich im vollen phyſiſchen Beſitz voneinander waren. Es gibt nicht Wirklichkeit genug. Es ſteht eine ewige Sehnſucht zwiſchen den Geſchlechtern, weil jedes von ihnen noch immer für ſich, und noch lange, lange Schätze von Menſchlichkeit beherbergt, die zu heben keines von ihnen entwickelt genug iſt.

Es gibt unentdeckte Welten genug in unſerer allernächſten Umgebung und in unſerm Weſen. Man braucht nicht zu befürchten, daß unſer rationaliſtiſches Wiſſen uns blenden, oder uns in der Seele nüchtern machen wird, ſolange wir von einer Atmoſphäre beſchützt ſind, wie dieſe. Die Menſchheit iſt noch ſehr unſchuldig. Wir wollen ihr Mut machen, es zu ſein.

Aurora/ Erzählung Hadwigers aus dem Goldenen Spiegel/ von Jakob Wassermann

Was ich mitzuteilen habe, ist im Grunde nur die Geschichte einer Nacht; freilich einer Nacht, die länger als drei Monate dauerte. Was vorher geschah, kann ich nicht übergehen, auch von meiner Jugend muß ich einiges berichten.

Ich wuchs im Kohlengebiet auf. Wenn ich zurückdenke, scheint es mir, als ob die Luft, die ich als Kind atmete, immer schwarz gewesen wäre. Wir waren neun Geschwister; sechs starben im Laufe von zwei Jahren. Meine Mutter überlebte dieses Morden nicht, und mein Vater nahm sich eine zweite Frau, die ihm und uns die Hölle heiß machte. Mein Vater war ein Mittelding zwischen einem Spekulanten und einem Phantasten; je nach seinen Projekten wechselte er seinen Beruf, und da sein praktischer Blick der Gewalt seiner Einbildungen mit der Zeit immer weniger standhalten konnte, litten wir große Not. Bei einem Streik der Kohlenarbeiter, wo er im Interesse der Grubenbesitzer zu wirken und zu vermitteln suchte, geriet er in ein Handgemenge und wurde von einem Schlag so unglücklich getroffen, daß er nicht mehr aufkam. Ich hatte einen Freiplatz in einer Ingenieur- und Maschinenbauschule. Ich sah, daß ich in der Heimat wenig Förderung erwarten konnte, und ich beschloß, nach England zu gehen, ein Vorhaben, das unerschütterlich war, obwohl ich nicht einmal die Mittel zur Überfahrt hatte. Ein Jahr lang arbeitete ich Tag und Nacht; ich kopierte Akten und Baupläne, war Austräger bei einer Zeitung und Gehilfe bei einem Photographen und legte Pfennig um Pfennig beiseite, bis ich im Besitz der Summe war, die ich zur Reise brauchte. Auch eine notdürftige Kenntnis der Sprache hatte ich mir angeeignet. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich obdachlos in London herumirrte. Ein Bekannter meines Vaters hatte mir eine Empfehlung mitgegeben, auf diese hatte ich gebaut; sie war mir von keinem Nutzen.

Die Jugend muß ihren besondern Gott haben, anders läßt es sich nicht erklären, daß ich damals nicht versunken bin. Aber es ist nicht entschieden, ob uns überstandene Not und Entbehrungen frommen. Manche behaupten, es sei so. Wollte ich ins einzelne gehen, so wäre der Abend zu kurz für den Bericht, auch sträubt sich vieles gegen das Wort. Ich sehe mich in nebligen Gassen; ich bin müde und habe kein Bett. Mit verschlagener Freundlichkeit redet mich ein halbwüchsiger Bursche an; er führt mich zu einem Tor und fragt, ob ich Geld habe. Ich zeige ihm eine Münze, und er nickt: das sei genug. Ich komme durch ein übelriechendes Stiegenhaus in eine noch übler riechende Kammer; dort sind fünf oder sechs Lagerstätten und mehr als ein Dutzend Burschen und Mädchen, darunter auch Kinder. Ich höre nicht ihre lauten und rohen Stimmen,

ich falle auf eins der schmutzigen Betten und sogleich schwindet mir im Schlaf das Bewußtsein. Ich bin in eine Diebsherberge geraten. Die fünf Schillinge, die ich noch in der Tasche gehabt, sind am Morgen fort. Ich sehe mich in einem Hof nächtigen, von dem Mauern emporsteigen wie in einem Felsental. Ich arbeite in einem Magazin, in dem Arzneimittel versandt werden und ziehe mir durch Einatmen giftiger Stoffe eine Krankheit zu. Ich liege im Spital an einer feuchten Wand und muß die Gesellschaft eines delirierenden Mulatten und eines prahlenden Krüppels aus Südafrika ertragen. Ein deutscher Schneider nimmt mich auf; sein Weib ist eine Kupplerin. Eines Nachts vernehm ich im Halbschlaf ein Schluchzen; ich finde in der Küche ein junges Mädchen. Sie liegt auf dem Strohsack und weint sich ihr Elend aus den Augen. Sie ist aus Deutschland herübergekommen, weil man ihr eine Stelle als Gouvernante versprochen hat. Ich führe sie beim Tagesgrauen aus dem Hause. Sie nennt mir die Adresse einer Verwandten, die in Whitechapel wohnt, und von der sie daheim als von einer respektablen Person gehört hat. Es erweist sich, daß sie Soubrette an einem der gemeinen Tingeltangel ist, von denen die ungeheure Stadt wimmelt. Mein Schützling hat eine frische, hübsche Stimme; man will ihr ein Asyl gewähren, wenn sie aufzutreten und Lieder zu singen bereit ist. Ich, nicht wissend, wovon ich leben soll, werde Türsteher bei demselben Etablissement. Sieben Wochen lang defiliert der buntaufgeputzte Auswurf der Menschheit an mir vorüber, meine Augen sind voll von den Grimassen des lachenden Elends, meine Ohren voll von herztötendem Lärm, und die süßlichen Parfüms des Lasters, die ich einatmen muß, machen mich nach starken Spirituosen bedürftig. Hinweg treibt es mich erst, als ich das zarte und liebliche Mädchen, das ich hergeführt, verwelken und verkommen sehe.

Laßt mich nicht sagen, wo ich dann überall gewesen bin, um welch hohen Preis ich den jämmerlichen Bissen Brot erworben habe. Denk ich an die Türen, vor denen ich gestanden, die Stuben, in denen ich gewohnt, die Betten, in denen ich gelegen bin, oft schlaflos und oft glücklich eingesargt in einen Schlummer, von dem zu erwachen bitter war; denk ich daran, aus welchen Händen ich Lohn empfing, an die verzweifelte Plage, an die Müdigkeit, an das hoffnungslose Hinfließen der vielen Tage, an den nervenzerrüttenden Kampf gegen Schurkerei aller Art, gegen die Hinterlist, die sich am Armen bereichert, gegen die Taubheit, deren Opfer der Stumme wird, gegen die eigene Schwäche, die nicht so sehr Unvermögen ist als Fesselung und der Mangel rettender Zufälle; denk ich daran, daß ich zähneknirschend am Gitter eines festlich illuminierten Parks gelehnt, die Finger um die Stäbe geklammert wie ein Tier im Käfig tut, daß endlich Haß, unsagbarer Haß in mir aufwuchs und meine zwanzig Jahre gleich einem Aussatz zerstörte, — denk ich wieder daran, so will ich kaum glauben, daß ich noch der Mensch bin, der es gelebt hat, ich, der hier sitzt und es als etwas Fernes schildert.

Ja, ich haßte die Menschen mit einem aus Nihilismus und Furcht gemischten Gefühl. Diese Millionen, ihre Anstrengungen, ihre Eile, ihr Wetteifer, ihre rasenden Gelüste, — sie erdrückten mich. Mir schien, daß alle vorhandenen Wege besetzt seien und daß ich keinen Weg mehr finden könne. Es war mir, als ob für mich kein Platz in der Welt sei und als ob mich die Fülle der Dinge sozusagen bei lebendigem Leibe begraben hätte. Ich hatte keinen Platz und keine Luft, ich kann es nicht anders ausdrücken, und so war ich nur unter dem Gesetz der Trägheit nach einer bestimmten Richtung hin tätig. Und nicht nur die Menschen haßte ich, sondern auch alle ihre Einrichtungen, das Zwangvolle und mich Erdrosselnde der gesellschaftlichen Ordnung, den Staat, die Kirche, die Schule, die Zeitungen, sogar die Bücher. Dies klingt entsetzlich genug, es weiter auszumalen, wäre von Übel, meine Bahn schien unabänderlich zur Tiefe zu führen, ich war ein verlorner Mensch, und was noch an Kraft und natürlichem Temperament in mir steckte, das faulte gleichsam ab, verpestet von dem Anhauch meiner unterirdischen Existenz.

Dies Wort ist nicht nur bildlich zu verstehen. Es war mir damals gelungen, mich wieder meinem eigentlichen Beruf zu nähern; ich hatte die Stelle eines zweiten Maschinisten auf einem der kleinen Themse-Dampfer. Der Dienst verhinderte mich, während des Tages das Licht der Oberwelt zu sehen, und den Abend wie den größten Teil der Nacht verbrachte ich in einer Taverne bei den East-India-Docks. Ich hatte um jene Zeit einen jungen Russen kennen gelernt und mich ihm angeschlossen. Sein Name war Rachotinsky. Er war Arzt gewesen und hatte fünf Jahre in der Verbannung am Baikalsee gelebt. Sein Vater war in der Schlüsselburg gestorben, zwei Schwestern und ein Bruder hatten den sibirischen Tod gefunden. Sein Gemüt war düster; sein Geist war von einer Rachsucht erfüllt, deren Übermaß ihn lähmte und deren Glut mich gleichfalls ergriff. Ich wußte nichts von seinen Plänen, er war trotz aller Beredsamkeit verschwiegen; hätte er mich zu einer Tat aufgefordert, ich hätte mich ohne Besinnen geopfert. In jener Taverne, wo wir uns trafen, kam er häufig mit einigen seiner Landsleute zusammen, und wenn sie miteinander russisch sprachen, merkte ich an ihren Mienen, daß sie nicht leeres Stroh, sondern volle Ähren droschen. Eines Abends geschah es, daß einer der russischen Flüchtlinge mit einer jungen Frau kam, deren vollendete Schönheit in dieser schmutzigen Spelunke so wirkte, wie wenn ein glühender Körper durch eine tiefe Finsternis schwebt. Eine solche Mischung von Bleich und Schwarz, von Hoheit und Verzweiflung, von Kraft und atemlosem Gehetztsein hatte ich noch in keinem Gesicht gesehen. Ich kannte die Frau als Arbeitstier; ich kannte die Dirne; ich glaubte zu wissen, was eine Lurusdame sei, aber die Heldin und die Gefährtin der Heldin, die Opferfrohe, die ihr Blut vergießt für eine Idee, von der wußte ich nichts. Es fiel mir auf, daß das herrliche Geschöpf tastend in den Raum trat. Wir

erfuhren, daß sie blind war. Natalie Fedorowna war geblendet worden. Sie hatte einen der tückischen Machthaber und Bedrücker ihres Vaterlandes durch einen Revolverschuß getötet. Im Gefängnis hatte man sie mißhandelt, ein betrunkener Offizier hatte sie zu schänden versucht und ihr rasender Widerstand hatte den Unhold so erbittert, daß er sie durch zwei seiner Kreaturen des Augenlichts berauben ließ. Das Verbrechen wurde in der kleinen Gouvernementsstadt ruchbar, eine allgemeine Revolte brach aus, ergebene Freunde befreiten das junge Mädchen, und es gelang, sie über die Grenze zu schaffen. Vor wenigen Stunden war sie in England angekommen, aber die Polizei war ihr auf den Fersen, die russische Regierung forderte sie unter der Behauptung zurück, ihre Tat entbehre des politischen Motivs und sei nichts weiter als ein Akt der Eifersucht gewesen. Das alles erfuhr ich nur in Bruchstücken; die Russen waren höchst erregt, und während sie Natalie Fedorowna wie eine Schutzgarde umgaben, zeigten ihre Mienen äußerste Entschlossenheit. Rachotinsky, indem er auf einige verdächtige Gestalten hinwies, gebot ihnen Stillschweigen, jedoch es ereignete sich jetzt etwas sehr Sonderbares. In einem verräucherten Winkel der Taverne saßen zwei Männer, die durch ihr Aussehen und ihre Mienen meine Aufmerksamkeit schon längst erweckt hatten. Ihre Kleidung schien zwar verlumpt, auch in ihrem Gehaben unterschieden sie sich durch nichts von den Elendsgestalten, die man hier zu sehen gewohnt war, aber irgend etwas an ihnen, der Blick vielleicht, oder eine Geste und nicht zuletzt ein edler und geistiger Ausdruck der Züge verkündeten Menschen aus einer fremden Welt. Und so war es auch. Der eine von den beiden Männern begab sich in den Kreis um Natalie Fedorowna und redete Rachotinsky in französischer Sprache an. Ein tiefes Befremden und im Verfolg des Zwiegesprächs eine tiefe Überraschung malten sich im Gesicht des Russen. Er wandte sich an seine Leidensgenossen; diese verhielten sich gegen seine Worte stumm und sahen zur Erde. Natalie Fedorowna faltete die Hände und ließ den Kopf sinken. In diesem Augenblick erschien mir ihre Schönheit so hinreißend, ihr Leiden so über alles Maß erschütternd, daß ich mein Herz aufquellen fühlte, ja das Herz tat mir weh wie ein Geschwür. Ich sprang empor, ich trat an ihre Seite, alle schauten mich an, meine Empfindungen müssen derart gewesen sein, daß sie keinem verborgen bleiben konnten, denn ich bemerkte viel Wohlwollen in den besinnenden Mienen, und Rachotinsky legte den Arm um meine Schultern und sprach so mit dem Fremden weiter. Indessen hatte sich der Genosse dieses Unbekannten zu der Gruppe begeben, und als ich den näher ansah, gewahrte ich sofort, daß sein Anzug nur eine Verkleidung war, und daß durch diese Hülle der Armut eine angeborne Vornehmheit und gewisse unverkennbare Allüren des Mannes von Stand nicht verdeckt werden konnten.

Ich will ohne Umschweife berichten, was über diese beiden Männer zu sagen ist, die in meinem Leben eine so wichtige Rolle spielten. Sir Allan Mirmell

und ſein Freund Trevanion waren Leute von großem Reichtum und aus alten Familien. Beide waren inmitten eines verſchwenderiſchen Luxus aufgewachſen, und ihre Bildung war mehr als weltmänniſch, ſie war von ſublimer Art. Man findet ein ſo ſenſitives und zugleich erleuchtetes, ſo umfaſſendes und zugleich beflügeltes Weſen des Geiſtes faſt nur bei jungen Engländern von Rang, als ob in dieſer Nation, die als Ganzheit ſo ſtarr, ſo begrenzt, ſo voll von Vorurteilen und ſo bar der Phantaſie ſich zeigt, die Einzelnen, Erwählten einen um ſo bewundernswerteren Schwung nehmen könnten. Allan Mirmell, in der Mitte der Dreißig ſtehend, war um zwölf Jahre älter als Trevanion. Er war durch das Leben geſtürmt mit einer Begier, die nichts verſchmähte, nichts verachtete. Er hatte in allen Ausſchweifungen geſchwelgt, zu denen das Gold, der Wille und die Paſſion führen. Er hatte verſchwendet, Mut verſchwendet, Liebe verſchwendet, ſeine Gaben verſchwendet. Er hatte alle die Übeltaten begangen, die der Leichtſinn, die Gedanken- und Gewiſſenloſigkeit, Stolz, Raubgier, Eitelkeit, und innere Anarchie zu begehen vermögen. Ihm war kein Glück fremd; auch kein Laſter; kein Frieden heilig; Treue hatte er nie gekannt. Im Taumel war er plötzlich müde geworden. Aus der Müdigkeit ward Ekel; ein Ekel, den zu beſchreiben ich kaum wage; der das Himmelreich beſpie und in der Menſchenwelt eine Kloake ſah; der natürliche Bande mit Hohn zerriß, urſprüngliche Gefühle mit Kälte leugnete, jede Heiterkeit zerſetzte, alles was brennen wollte, in Aſche verwandelte, ſich abkehrte vom Tag und die Nacht ſuchte, die Einſamkeit und das Grauen. In dieſer Gemütsverfaſſung hatte er den jungen Trevanion gefunden; unglückſelige Fügung, die den Freund an Freund zu vernichten gewillt iſt. Trevanion war zart, beinahe ätheriſch. Er war der Sohn eines Muſikers, ſeine Mutter war eine Herzogin geweſen. Er hatte in einer dünnen Luft gelebt, ohne Windſtoß. Fähig, jede Krankheit aufzunehmen, den Miasmen eine Beute, jeden Inhalt, denn ſeine Seele war ein leeres Gefäß, das auf den Träger wartete, war er für Mirmell nur der geleitende Schatten und das rührende Echo aller Anklagen und Verdammungen.

Seltſam, wie dieſe beiden von der Höhe des Daſeins kamen, zu uns herunter, die in ähnlichem Trotz, in ähnlichem Schmerz, in ähnlichem Haß, wenn ſchon aus anderer Urſache, gefangen waren. Dort Überfluß und Überdruß, hier Not und eine dumpfe Stimmung des Verzichts; die Endpunkte der ſozialen Welt. Senſationskitzel und Luſt an der Selbſterniedrigung treiben dieſe reichen und ſatten jungen Leute häufig zu den Schauplätzen des Laſters und des Elends: man findet ſie in Opiumkneipen und in den Verbrecherаſylen, und ſie wiſſen wohl, daß ſie in vielen Fällen ihr Leben riskieren, wenn ſie nicht Meiſter in der Verkleidung und äußeren Verwandlung ſind. Aber nur die Gefahr iſt es, die ſie berauſcht. Durch einen Beſuch in der Taverne „zur roten Katze" war Allan Mirmells Aufmerkſamkeit auf Rachotinsky gelenkt worden, und er hatte Nach-

forschungen anstellen lassen, hatte später auch von ihm gelesen. Nächtelang beobachtete er ihn und seine Gefährten. Der Anblick dieser Erniedrigten und Ausgestoßenen, von denen Jeder Freiheit, Vermögen, Lebensgenuß und Zukunft für eine Idee hingegeben hatte, war ihm Vorwurf und Ansporn. Die frappante Erscheinung Natalie Fedorownas, die durch ihr Wesen wie durch die Aufnahme, die sie fand, alles Geschehene erraten ließ, bewog ihn, sich Rachotinsky zu erkennen zu geben und ihm das Anerbieten zu stellen, das verfolgte und leidende Mädchen in seinem Haus aufzunehmen, wo es niemandem einfallen würde, sie zu suchen. Rachotinsky und seine Freunde überlegten den Vorschlag, der unter der Bedingung akzeptiert wurde, daß Rachotinsky selbst Natalie Fedorowna begleiten und zunächst bei ihr bleiben solle.

Über die unmittelbar folgenden Ereignisse bin ich nur schlecht unterrichtet; auf welche Weise sich der Selbstmord Natalie Fedorownas zutrug, kann ich nicht sagen. Rachotinsky hatte mich zwei- oder dreimal nach dem Landhaus Mirmells mitgenommen, und ich hatte sie gesehen. Die Pracht und der Luxus jenes Hauses machten keinen Eindruck auf mich; ich gewahrte nur sie; Tag und Nacht war sie mein einziger Gedanke. Einer der Russen sagte, daß der junge Trevanion sie geliebt habe; Rachotinsky gestand mir, daß Trevanions Stimme einen unheilvollen Zauber auf sie geübt habe, ihr alles Vergangene, ihren Kummer, ihre Besudelung, ihre Blindheit quälend zu Bewußtsein gebracht. Aber was eigentlich vorgegangen war, habe ich nicht erfahren können. Sicher ist nur, daß nach der Katastrophe der Aufenthalt der jungen Russin im Hause Mirmells bekannt und daß dadurch seine gesellschaftliche Situation unhaltbar wurde. Auf mich wirkte Natalie Fedorownas Tod verheerend; ich gab meinen Dienst auf und ließ mich treiben wie ein Stück Holz im Wasser. Eines Tages kam Rachotinsky zu mir und fragte mich, ob ich außer Landes gehen wolle. Mirmell, Trevanion und er seien entschlossen, der Kulturwelt den Rücken zu kehren; wenn ich Lust hätte, meinem entwürdigenden Dasein zu entfliehen, brauche er nur mein Jawort. „Früher gingen die Weltmüden ins Kloster", sagte er, „wir wollen eine Abgeschiedenheit suchen, wo die Natur selbst ein Bollwerk gegen den zerstörenden, frechen und lärmenden Sohn dieser Erde errichtet hat. Wir wollen den Tod erleben, im Tode leben und das Leben erkennen, Gott aufbauen in unserer Seele und nie mehr nach den Menschen Verlangen hegen. Unsere Entsagung wird dauernd sein, unser Vorsatz unverbrüchlicher als das Gelübde an einem Altar. Ich werbe dich für unsern Bund, dies Recht habe ich mir ausbedungen, und ich sehe nichts, was dich sonst retten könnte."

Ich war derselben Meinung. Ohne Hilfsquellen, dem Verhungern nahe, eröffneten mir diese Worte, deren mysteriösen Sinn ich zunächst wenig beachtete, doch die Möglichkeit, zu existieren. Mirmells Schiff, eine stattliche Yacht, lag im Hafen von Tilbury. Ich begab mich zu Fuß dorthin. Rachotinsky, der mich

in einem Wirtshaus erwartet hatte, führte mich an Bord und zu Allan Mirmell. Dieser begrüßte mich schweigend und bemerkte dann gegen Rachotinsky, er möge Sorge tragen, daß ich an nichts Mangel leide. Am andern Tag lichtete das Schiff die Anker, und es begann unsere sonderbare Reise, deren Ziel mir unbekannt war. Von der Seekrankheit verschont, wurde ich in anderer Art krank, und ich weiß heute noch nicht, unter welcher Krankheit ich durch so viele Wochen litt. Vielleicht war die Ruhe schuld, deren ich genoß. Es kommt ja vor, daß Leute, die sich ein ganzes Leben hindurch abgearbeitet haben, plötzlich sterben, wenn Mühe und Sorge aufhören. Ich lag und schaute in die Luft. Hin und wieder spürte ich, daß ich weinte. Oft saßen Rachotinsky und Mirmell neben mir, sei es nun, daß ich auf Deck in der Sonne gebettet war oder bei schlechtem Wetter im Raum. Kraft seines mystischen und durchdringenden Geistes hatte Rachotinsky unbegrenzten Einfluß über Mirmell gewonnen. Allan Mirmell hatte eines der interessantesten Männergesichter, die ich je gesehen. Seine Züge waren hager und von äußerster Feinheit; seine Haut war glatt und weiß wie Email; das Kinn stark, die Lippen dünn wie ausgepreßte Früchte; die allzuklaren Augen begegneten nie dem anschauenden Blick, obwohl sie nicht zur Seite wichen; sie empfingen den Blick und saugten ihn auf. Dies war beklemmend. Trevanion zeigte sich nur selten. Er war immer in seiner Kabine und las oder schrieb. Rachotinsky trieb mit ihm geologische Studien aus Büchern und Tiefseestudien mit Hilfe des Planktonnetzes, das wir an Bord hatten. Einmal stand Trevanion bei Mondschein am Kompaßhäuschen und starrte unbeweglich aufs Meer. Seine Knabengestalt ergriff mich. Doch weder ihm noch Mirmell konnte ich mich ohne eine knechtische Regung nähern, und dieses Überbleibsel meiner proletarischen Vergangenheit schleppte ich noch lange. Erst gemeinsame Leiden erweckten kameradschaftliche Empfindungen.

Wir waren durch die Tropenmeere und durch den südlichen Teil des atlantischen Ozeans gefahren, dann westlich, lange westlich, dann wieder südwärts. Wir liefen die am Rande der Eisregion gelegene Macquarie-Insel an, aber Mirmells Absicht, dort eine Niederlassung zu errichten, wurde durch die Anwesenheit einiger Schiffe vereitelt, denn Mirmell und Rachotinsky waren gewillt, die Menschheit zu fliehen. Wir suchten die Nimrod-Insel, deren Existenz jedoch heute noch nicht sichergestellt ist, und als dies erfolglos war, steuerten wir in das Roß-Meer. Eisberge schwammen auf dem Wasser, und eines Tages war das Meer von Packeis bedeckt. Es öffneten sich schmale Straßen, in denen der Dampfer freie Fahrt hatte. Wir überquerten den fünfundsiebzigsten Grad und sahen bald auf allen Seiten Land, den geheimnisvollen Kontinent der Antarktis. Ich war um jene Zeit wieder gesund geworden. Ich wurde nicht müde, diese neue Welt zu betrachten; der immer bleibende Tag erstaunte mich, denn es war Mitte Dezember, der Sommer jener Breiten, und die Sonne ging nicht unter.

Indessen begann die Mannschaft zu murren, und der Kapitän und der erste Maat wagten es, auf die Gefahren hinzuweisen, die einem Schiff, das für solche Exkursionen nicht geeignet war, vom Eise drohten. Mirmell blieb ihren Vorstellungen gegenüber taub. Es war in ihm ein Ingrimm und eine Lethargie, die alle praktischen Maßregeln mißachtete. Er glich dem Ritter der alten Sage, der sich stumm und trotzig zur Höllenfahrt anschickt. Daß er unbewußt dem hypnotisierenden Einfluß Rachotinskys unterlag, ist nicht zu bezweifeln; dieser lebte auf; sein Blick schien zu triumphieren, wenn er die Entfernung maß, die ihn von allem trennte, was ihn ehedem gefesselt hatte. Ich selbst war ihm verfallen. Ich dachte an seine Worte: wir wollen den Tod erleben, im Tode leben und Gott aufbauen in unserer Seele. Der Wille zum Untergang ließ mich schaudern, dennoch war mir zumut, als ob mein Leben erst anfange.

Wir steuerten in eine weite Bucht, in der uns das feste Eis Halt gebot und warteten, da wir der Küste näher zu kommen hofften. Am zweiten Tag sprengte der Sturm die gefrorene See, und wir fuhren nahe an die Küste heran. Mirmell und Rachotinsky begaben sich ans Land und suchten einen Platz für den Bau einer Hütte und eines Vorratshauses. Es erwies sich, daß das Schiff mit allen Bedürfnissen für einen jahrelangen Aufenthalt in unzugänglicher Eisöde befrachtet war. Unter vielen Mühseligkeiten transportierten die Matrosen Balken und Bretter an den Strand; darnach die Betten, die Tische, die Stühle, die Bücher, die Kleidungsstücke, die Hunderte von Kohlensäcken, die zahllosen Proviantkisten mit Konserven, Früchten, Tee, Salz, Mehl, Gläsern und Flaschen. Als die hölzernen Gebäude standen und gegen die schwersten Stürme durch Steinblöcke und Drahtseile befestigt waren, bat der Kapitän des Schiffes Sir Allan um eine Unterredung. Der wackere Mann zeigte sich sehr besorgt; er glaubte, warnen zu müssen und ohne nach den Gründen unseres Vorhabens zu forschen, die ja auch wissenschaftlicher Art sein konnten, malte er beredt die Schrecken einer Überwinterung. Es handle sich nicht um eine Überwinterung, antwortete Mirmell schroff; er erteile ihm den Auftrag, nicht früher als nach Verlauf von fünf Jahren wieder an diese Küste zu kommen, um sich zu überzeugen, ob die Ansiedler noch am Leben seien. Der Kapitän war sprachlos vor Entsetzen, aber Mirmell, eigensinnig wie ein Dämon, wiederholte diesen Entschluß noch einmal vor der ganzen Mannschaft und verpflichtete sie allesamt zum Stillschweigen; solange keine Kunde in die Welt drang, sollten Kapitän und Schiffsvolk die Löhnung weiter beziehen, im andern Fall hatte der Vermögensverwalter Sir Allans die genaue Weisung, sie zu entlassen. In der zweiten Woche nach unserer Ankunft waren alle Arbeiten beendigt, und das Schiff verließ uns. Wir standen am Rand des Eises und blickten ihm nach, bis es unterm Horizont verschwunden war und seine Dampfsäule sich mit den Wolken vermischt hatte.

Hier war das Abenteuer zu Ende; das Gefühl des Unerwarteten in mir erloschen; alles das hörte auf, Verwunderung in mir zu erzeugen; die Gegenwart bändigte mich, das Unentrinnliche umschlang mich wie ein sichtbarer Kreis; es galt, zu kämpfen, sich zu wehren, sich zu verantworten, zu leben. Unmöglich kann ich schildern, was in mir vorging, diesen Wirrwarr von Gedanken, diese Auflehnung gegen das Absurde, dieses Erwachen aus einem traumartigen Zustand; ich muß mich damit begnügen, die folgenden Ereignisse zu erzählen.

Rachotinsky hatte teils durch Spekulation, teils durch Forschungen die Überzeugung gewonnen, daß auf dem Kontinent der Antarktis ausgebreitete Kohlenlager vorhanden seien, und er hatte die etwas phantastische Absicht, diese noch verborgenen Reichtümer aufzufinden und sie für die unglücklichen, bedrückten Söhne seines Vaterlands nutzbar zu machen. Täglich unternahm er, mit seinem Hämmerchen versehen, lange Wanderungen und brachte allerlei Arten von Felsgestein mit. Derselbe Mann, der die Gefangenschaft in den sibirischen Einöden nur mit Aufbietung seiner ganzen Seelenkraft ertragen hatte, war hier, in der freiwillig gewählten Abgeschiedenheit und vollkommenen Loslösung von der menschlichen Gesellschaft auf eine wunderbare Weise erglüht, und ich fragte mich umsonst, was es wohl sein möge, das seine Augen oft so hoffnungstrunken erschimmern ließ. Eindringlich widerriet er mir, mich dem Müßiggang hinzugeben, und in der Tat war jede unausgefüllte Stunde erschöpfend für Körper und Geist. Jeder hatte einen Tag, an dem er Koch und Aufwärter war, für das Feuer sorgen und die Hütte rein erhalten mußte. Ich begleitete Mirmell zu den Pinguinen, deren Eier wir sammelten, und Erstaunlicheres sah ich nie als diese Menschenvögel, diese gravitätischen, tiefsinnigen, eitlen und neugierigen Wesen innerhalb der gebundenen Ordnung ihres Brutstaates. Wie sie uns mißbilligten, wie sie uns mit dem breiten weißen Rand um ihre Augen, der einer Brille glich, ernsthaft musterten und unsere Gesellschaft nur mit gröblichen Beschimpfungen duldeten; wie sich zwei der Vornehmsten mit zeremoniöser Ehrfurcht gegeneinander verneigten, ehe sie ihre wichtigen Verhandlungen pflogen! Sie glichen den verzauberten Geschöpfen in einem Märchen so sehr, daß sie der Landschaft einen geheimnisvollen Reiz von Verwandlung gaben, etwas von Bann und Schuld und Harren auf Erlösung. Nicht selten schloß ich mich auch dem schweigsamen Trevanion an, der Algen, Diatomeen, Polypen und Schwämme aus dem Meerwasser fischte oder in die kleinen vereisten Binnenseen Bohrlöcher grub oder Wolken und Felsen zeichnete oder mit der Spirituslampe in die stalaktitischen Eishöhlen hinabstieg. Noch lieber wanderte ich allein über Schnee und Eis und schaute zum bleichen Himmel empor, an dem eine bleiche Sonne stand, und über die bleiche weiße Erde. Die dauernde Helle stumpfte das Zeitgefühl ab und man ging wie in der Ewigkeit, die auch keinen Wechsel von Tag und Nacht hat. Ich vernahm das Seufzen der Eisschraubung

auf dem Meer, und die Klagelaute der riesenhaften Gletscher, die sich gegen den Ozean schoben, um ihn mit schwimmenden Bergen zu bevölkern, und diese gedehnten Laute klangen wie das Stöhnen eines Tieres in den Wehen der Geburt. Fern über mir flackerte das Feuer eines Vulkans, erhob sich wie ein schwarzer Riesenpilz der Rauch aus seinem Schlund, und diese Nähe der mütterlichen Weltenglut, der schöpferischen Erdflamme ließ mich bisweilen vergessen, daß ich ein wollender und müssender Mensch war. Ich erblickte den mathematisch geraden Rand der Hunderte von Meilen langen Eisbarriere, grünschillernd wie eine ungeheure Smaragdplatte, und im Süden, gegen das Ende der Welt sah ich viele Berggipfel, zahllose Kuppeln, die jungfräulichen Brüsten glichen, bedeckt von dem blauen, durchsichtigen Schleier der Atmosphäre. Die klarsten, zartesten und stärksten Gedanken stiegen empor wie selbständige Geschöpfe; Natur hörte auf, ein Wort zu sein, hörte auf das Andere zu sein; sie sprach nicht, sie gab nicht, sie behütete nicht, sie handelte nicht, sie war blos.

In immer niedrigeren Kreisen rollte der Sonnenball um unser gefrorenes Reich; auch an dem Steigen der Kältegrade merkten wir, daß es Winter wurde. Es kam die Stunde, wo die rote, bebende Scheibe den bebenden Horizont berührte. Die Wellen des Meeres erstarrten mitten in der Bewegung und sahen aus wie ein Haufen wild übereinander geworfener Purpurtücher. Das ganze Schneegefild hinter uns ward zum Spektrum, das in Billionen Eiskristallen glitzerte. Hoch in der Luft glühten die seltenen Iriswolken, Robben und Pinguine waren verschwunden, und wir standen vor der Hütte, frierend bis ins Mark und warteten, bis die letzten Protuberanzen der Sonne erloschen waren — und damit alles Leben. Es wurde Nacht. Bitter war es jetzt um uns bestellt. Mir ahnte schon Übles, als, da ich Licht anzündete, Trevanion unablässig in die Herdflamme starrte, und zwar mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen werde, einem Ausdruck kindlicher Angst und seelenvoller Besorgnis.

Zweieinhalb Monate hatten wir in Eintracht gelebt. Ich darf sagen, daß wir einander lieb gewonnen hatten. Wir verstanden und achteten einander. Es wurde über vieles lebhaft und gut gesprochen, und ich verdanke dieser Zeit die reichsten Erfahrungen, die mannigfaltigsten Lehren und Aufschlüsse. Tag um Tag, Stunde für Stunde mit denselben Menschen dasselbe enge Haus teilen, Zeuge zu sein aller Lebensäußerungen, Beobachter jedes Schweigens und jeder Geberde, das heißt einander kennen lernen. Und schließlich kannten wir einander so genau, daß wir die Worte hörten, ehe sie gesagt wurden, daß wir auf dem noch unbewegten Gesicht die Stelle angeben konnten, wo ein Lächeln, eine Erinnerung, ein Unbehagen die stereotypen Falten einkerben mußten, ja, daß wir die Verschiedenheit in der Biegung und Länge einzelner Wimpernhaare gewahrten, und häufig richtete man während eines Gesprächs das Augenmerk gespannter auf gewisse Eigentümlichkeiten der Miene und Geste als auf Frage

und Antwort. Jeder war dem andern wie Glas. Der Mangel alles Neuen und Überraschenden weckte bisweilen Ungeduld, die sich langsam in stummen Hohn verwandelte. Noch bevor die große Nacht einbrach, herrschte oft ein bedrohliches Schweigen unter uns, aber wir konnten die verwundeten Nerven durch Tätigkeit im Freien beruhigen. Dies war jetzt unmöglich. Ohne eine Vermummung, die das Gehen sehr erschwerte, konnte man draußen nicht weilen, und wenn der Schneesturm wütete, war man in Gefahr, zu ersticken, ehe man sich drei Schritte vom Haus entfernt hatte. Wir waren also gezwungen, ununterbrochen beisammen zu bleiben. Die dauernde Dunkelheit verdüsterte das Gemüt nachhaltig. Das matt schwelende Licht in unserm Wohnraum ward zu einem beständigen Druck auf das Auge und das Gehirn. Die Kälte war so fürchterlich, daß wir trotz unablässigen Heizens die Temperatur der Hütte nicht über drei Grad Reaumur brachten. Unsere Ausdünstungen und die Dämpfe der Speisen hatten sich an den Wänden als Eisverkleidung niedergeschlagen, und das oben erwärmte Eis, das in Zapfen hing, tropfte auf den Boden, der infolgedessen ein Morast wurde. Wenn die Fenster und Balken nicht unter dem Anprall des Orkans ächzten und klapperten und die auf das Dach geschleuderten kleinen Steine quälend und eintönig klopften, versetzte uns die Stille der Natur in einen Zustand, daß wir hätten schreien mögen, um sie zu bannen. O, diese Stille! Sie donnerte in den Ohren, sie ließ den eigenen Herzschlag wie den Lärm aus einer Maschinenhalle erscheinen, sie brüllte aus der Finsternis, sie verscheuchte den Schlaf und verursachte angstvolle Einbildungen des Gehörs. Ich vermute, daß wir nur aus Furcht vor ihr zu streiten anfingen. Es waren vollständig sinnlose Streitereien, aus den albernsten Anlässen böswillig in die Breite gezerrt. Einmal wollte ich Frieden stiften, da hob Allan Mirmell grimmig die Faust gegen mich, Trevanion schluchzte, und Rachotinsky lief mit verschlungenen Händen und gefletschten Zähnen auf und ab. Und aus welchem Grund dies alles? Wir hatten uns nicht darüber einigen können, ob der Kapitän von Mirmells Schiff blaue oder graue Augen besaß. Wir konnten den Klang unserer Stimmen nicht mehr ertragen; ich selbst zitterte bei der gleichgültigsten Redewendung. Doch das wahre Inferno begann erst, als eines Abends — es gab Abende, die letzten bleiernen Stunden verwachter Nacht-Tage — als eines Abends Trevanion, mit einer Lektüre am Tische sitzend, ein weißes Tuch über sein Gesicht hängte. Unser Anblick erregte ihm Ekel. Und wir andern hatten im Nu die gleiche Empfindung. Wir stierten wie Bestien, die sich anschicken, einander zu zerfleischen. Täglich um dieselbe Zeit derselbe Vorgang in gesteigerter Abscheulichkeit! In einer solchen Stunde wurde Trevanion von Grauen überwältigt, er hüllte Kopf und Rumpf in den Pelz und stürzte hinaus. Mich erfaßte Besorgnis um ihn und nachdem ich die nötige Schutzkleidung ebenfalls angelegt, folgte ich ihm. Die frische Spur vor der

Hütte zeigte, daß er gegen den Gletscher hinaufgegangen war. Über dem Schnee lag eine schwache grünliche Helligkeit. Die Luft war ruhig, aber die Kälte fraß wie ein Brand.

Plötzlich flammte der Himmel vor mir auf. Dichte Wellen von Licht bewegten sich von Südost nach Südwest und schienen unablässig neue Lichtstärken von Südost zu holen. Sie warfen blendende Strahlen zur Erde, und die Farben wechselten von Weiß zu Grün und Gelb. Ich spürte nichts mehr von der Beschwerde des Marsches, das herrliche Phänomen gab mir ein Gefühl des Schwebens. Da erblickte ich Trevanion. Er schaute regungslos in das glühende Firmament. Mich überrieselte es eigen, als ich den entgeisterten Ausdruck seines Gesichts bemerkte. Er ertastete meine Nähe mehr als daß er mich sah; er streckte den Arm gegen das Südlicht und fragte flüsternd, ob ich die Gestalt gewahre. Was für eine Gestalt? flüsterte ich zurück. Mit ungestümer Geberde deutete er. Ich folgte der Richtung. Es ist ein Eisblock, sagte ich. Er preßte die Hände zusammen und drückte sie auf seine Brust. Natalie, hauchte er, Natalie ist es. Wieder überlief es mich. Wir standen auf dem Kirchhof der Welt, und er sah die Gespenster des Lebens. Mit einer hingebenden und flehentlichen Stimme nannte er unaufhörlich den Namen Nataliens. Der Gletscher begann im Schein der Aurora rötlich zu leuchten. Und nun war es mir selbst, als erblickte ich ein Weib. Sie winkte mir nicht, sie zog mich nur hin. In ihrem Körper rann durchsichtiges Blut. Aus dem bläulichen Gewand erhoben sich mädchenhafte Schultern. Ihre Hände, obwohl an schlaffen Armen, hatten eine Geste der Abwehr. Ihr Antlitz enthüllte sich nur allmählich wie ein Stern aus Nebeln. Die Züge waren leidend, aber voll von einer unerwarteten Sinnlichkeit. Wir können sie nicht erreichen, sagte Trevanion, und indem er einige Schritte tat, schwand die Lichterscheinung dahin. Eilen wir, ein Schneesturm zieht auf, drängte ich ihn und wies auf einen weißlichen Dunst, der im Süden lag und sich mit unheimlicher Schnelligkeit ausbreitete.

Man mag die übernatürlichen Kräfte skeptisch beurteilen; man leugne oder erkläre sie; sicher ist, daß jeder Organismus unter bestimmten Voraussetzungen ihrer Einwirkung unterliegt und dann gleich einem Körper, der seinen Schwerpunkt verloren hat, der gewohnten Bahnen spottet. Wir hatten die Gemeinschaft der Menschen aufgekündigt, des Anrechts auf Liebe uns begeben; wir hatten nicht bedacht, daß dort, auch wenn sich das Geschick in Bitterkeit und Haß erfüllt, dennoch ein Strom schwebender Möglichkeiten den einzelnen umgibt, Möglichkeiten der Liebe, und daß magnetische Berührungen seine Seele ungewußt mit dunkler Zuversicht nähren. Hier aber schuf ein tiefer Wille in uns das Phänomen der Liebe aus dem Nichts; die Verzweiflung gebar ein Schemen, das über uns Gericht hielt, die beleidigte Menschheit nahm Rache. Mirmell und Rachotinsky waren verhältnismäßig nüchterne Charaktere, und

gerade ſie wurden von der Frauengeſtalt im Feuerſchein der Aurora auſtralis am unwiderſtehlichſten gepackt, denn ſie ſahen, was Trevanion und ich geſehen hatten, es brauchte kaum einen Hinweis, ihr Geiſt war vorbereitet, ihre Phantaſie durch peinigende Wünſche, Wünſche des Schlafes, des Traums und des dumpfen Wachens, Wünſche, wie ſie nur der kaſteite Leib hegen kann, längſt entſchloſſen, das Unfaßliche zu ergreifen. Es war ein erotiſcher Wahnſinn, der uns hintrieb. Mit Grauen geſtehe ich, daß wir eiferſüchtig aufeinander waren. Bei den folgenden Malen entfaltete ſich der Glanz der Aurora immer glorioſer. In einem mächtigen Bogen flammte das Licht bis zum Zenit und erreichte im Sternbild des Zentauren ſeine größte Intenſität. In jeder Nacht gingen wir aus, um die Aurora zu ſehen; ſchweigend und vermummt marſchierte jeder ſeinen Weg. Aber allzuoft blieb das Firmament ſchwarz, und nur das ferne Feuer des Vulkans lohte rauchverdüſtert. Bisweilen ſtand in wolkenreiner Höhe der Mond wie eine Magneſiumlampe. Die ganze Landſchaft glich einer Mondlandſchaft. Ich fühlte mich ſo unirdiſch, ſo außer mir, ſo nahe den letzten Grenzen! Orion und der herrliche Sirius drehten ſich in großem Kreis. In der ſiebenten Nacht erblickten wir die Aurora zum dritten Mal. Es war milderes Wetter, und die Viſion zeigte ſich in ſtarkem Kontur. Wir wanderten keuchend den Gletſcher hinan, Trevanion allen voraus. Er ſchien mir das Weſen eines Somnambulen zu haben. Er war in dieſer Zeit ſo verinnerlicht, daß ſein Lächeln wie ein flüchtiger Aufenthalt zwiſchen Schlummer und Tod wirkte. In ſeinen Augen wohnten eine Anbetung, eine tranſzendente Leidenſchaft, daß ihn zu betrachten ſchmerzlich war. Auch in den finſteren Nächten ſuchte er weit draußen auf dem heimtückiſchen Rücken des Gletſchers; einmal hörte ich ihn laut, mit erſchütternden Tönen ſchreien; er ſchrie nach ihr. Ihn verlangte nach der Umarmung der Eisjungfrau, und am Morgen ſagte er zu mir: wenn ſie nicht blind wäre, Henry, ſie würde ein Mittel finden, daß ich zu ihr gelangen könnte. Allan Mirmell verfiel auf eine beſorgniserregende Art, als ob ein Gift an ihm zehre. Er tappte wie ein Greis. Licht, Licht, murmelte er oft, wenn er aus dem Schlaf emporſchrak. Die anſtrengenden Märſche nach dem Wohnſitz der bleichen Aurora warfen ihn ſchließlich entkräftet aufs Lager. Zu meinem Entſetzen bemerkte ich auch an Rachotinsky alle Anzeichen einer krankhaften Melancholie. Stundenlang kauerte er betend auf den Knien. Er wuſch ſich nicht mehr; Schmutz, Ruß und Unrat bedeckten ihn. Wodurch ich mich aufrecht erhielt, kann ich nur ſchwer ſagen. Es war Hoffnung in mir. Dieſe Hoffnung wurde von Tag zu Tag feſter. Und es war noch etwas anderes als Hoffnung, es war Sehnſucht. Immer, wenn ich die Aurora ſah, ſchritt ich durch eine Halle aus Eisſäulen, an deren Ende mich die belebte Erde grüßte. Die Blinde, die Unerreichbare, das zarte Gebild aus Strahlen und Kriſtall lehrte mich, daß ich mich ſelbſt lieben ſolle, mich in dem Menſchen, mich in der

Welt. Der Strahlenbogen, dessen eines Ende sie trug, erschien mir wie eine meisterlich geschwungene Brücke, die den Abgrund der Finsternis überwölbt. Da stand es fest in mir, daß ich Brücken über Abgründe bauen wollte, wirkliche, ja, wirkliche Brücken. Und während ich im Weglosen wanderte, dem blendenden Licht entgegen, wuchs in mir die Lust, Wege anzulegen, denn daß ich ehemals keine Wege mehr für mich gehabt, das lag daran, daß ich keine geschaffen. Das erkannte ich jetzt. Wege überwinden die Trägheit; je mehr Wege, desto mehr Bewegung, desto mehr Wille, desto mehr Umwandlung. Auf den Wallfahrten zur Aurora habe ich den Gedanken an Brücken und Wege lieben gelernt, und dies bewahrte mich vor dem Verderben.

In der letzten Nacht vor dem Aufgang der Sonne sah ich Trevanion zum letztenmal. Dämmerung lag auf dem Eis. Der Gletscher zuckte, Krämpfe in seinem Innern zerbogen seine kalte Hülle. Auch der Vulkan grollte, und die Schwefelfumarolen auf dem Gipfel waren von gelben Dünsten umzogen. Trevanion war an meiner Seite, als das Südlicht aufflammte, nur in mattem Schein freilich, bloß wie zum Abschied. Noch ehe es verblaßt war, rief ich Trevanion zu, wir müßten hinunterlaufen, der Blizzard sei im Anzug. Er schüttelte den Kopf und beachtete meine Warnung nicht. Er ging weiter. Ich wußte nicht, ob ich ihm folgen oder mich in Sicherheit bringen sollte und blieb unentschieden stehen. Der Sturm fing an zu brausen, da sah ich, daß Trevanion, der schon ziemlich weit oben war, jählings verschwand. Offenbar war eine Schneebrücke geborsten, und er war in die Spalte gestürzt. Ich suchte die Stelle im Gedächtnis zu behalten, denn nacheilen konnte ich ihm nicht, die Atmosphäre verfinsterte sich rasch, ich warf mich flach auf den Boden, und um nicht fortgeschleudert zu werden, klammerte ich meine Arme um einen Eisblock. Es war eine Raserei in den Elementen, die das Herz zum Stocken brachte. Trotzdem waren meine Gedanken nur mit Trevanion beschäftigt; es war, als ob sich ein Tor im geheimnisvollen Haus der Aurora geöffnet hätte, um ihn einzulassen. Wie lange ich regungslos und mit Anspannung aller Kräfte so lag, weiß ich nicht; als die Heftigkeit des Orkans geringer wurde, kroch ich auf Händen und Füßen gegen die Hütte hinab, und erst als ich den Schutz einer Felswand erreicht hatte, wagte ich mich zu erheben.

Rachotinsky, von einem mechanischen und beinahe verbissenen Pflichtbewußtsein an das Lager Mirmells geschmiedet, der mit dem Tode rang, war nur mühsam zu überreden, mich auf den Gletscher zu begleiten. Wir warteten, bis der Sturm vorüber war, dann gingen wir, mit Stricken versehen, hinauf. Meine lauten Rufe blieben unbeantwortet. Das Schneetreiben hatte jede Spur verwischt. Wohl entdeckte ich in der Richtung, in der Trevanion verschwunden war, eine offene Spalte, aber sie war breit, ein bodenloser Schlund. Ich schrie hinab, ich warf den Strick hinab, umsonst. Da sagte Rachotinsky, der an einer

mächtigen Eisplatte lehnte, mit heiserer Stimme: „Die Sonne". Ein glühendes Segment tauchte über den Horizont empor. Alles Land war von einem dämonischen Scharlach übergossen.

Wie viele Tage vergingen, bis das Schiff in Sicht kam, dessen entsinne ich mich nicht mehr. Ich entsinne mich bloß, daß ich fest überzeugt war, es müsse kommen, fest überzeugt, mein Schicksal sei an der Wende angelangt. Eine zweite antarktische Nacht hätte ich nicht überlebt. Was sich an Bereitschaft in mir gesammelt hatte, durfte und konnte nicht betrogen werden. Das Geschick ist mir verschuldet, sagte ich mir, und ich trotzte ihm die Entscheidung ab. Allan Mirmell war schon längst unter die Erde gesenkt, als sein Schiff an der Küste anlegte. Der Kapitän, tiefbesorgt um unser Los und den Entschluß seines Herrn als eine traurige Verirrung betrachtend, hatte es einfach riskiert, den erhaltenen Befehlen zuwider zu handeln. Es war hohe Zeit, daß sie kamen; ich war nahe daran, in Gesellschaft des schwermütigen und schweigenden Rachotinsky verrückt zu werden. Als ich das Deck des Schiffes betrat, hatte ich das Gefühl von Auferstehung. Man fragte nach unseren Erlebnissen. Rachotinsky konnte nicht antworten; er hatte den Verstand verloren. Was mich betrifft, so war ich unfähig, etwas anderes mitzuteilen als die äußerlichsten Vorgänge, die sich in drei Sätzen wiedergeben lassen. Ich habe niemals und zu keinem Menschen darüber gesprochen bis auf den heutigen Tag. Ich bat den Kapitän, mich in Sydney in Australien ans Land zu setzen, und dort habe ich mein Leben von vorn angefangen.

Henriette Feuerbach/
Briefe an ihren Bruder Christian Heydenreich

Ende Juli 1841.

Ich wollte gerne einen langen Brief beilegen, aber seit einiger Zeit bin ich garnicht zum Schreiben aufgelegt. Seit A's* Unwohlsein ist er so gar gereizt, daß alle mögliche Aufmerksamkeit dazu gehört, nur den ganzen Tag Kleinigkeiten zu vermeiden, die zu Verdrießlichkeiten führen können. Eben bin ich sehr gezankt worden, weil ich ein Feuerzeuglein vergessen habe holen zu lassen. Freundliche Worte sind ohnedem rar bei ihm, und in solchen Zuständen sprudelt er Gift und Galle. Es ist eine sonderbare Ironie des Schicksals, daß gerade ich, die von Kindheit an nur von lauter Liebe erzogen und getragen wurde, in diesem Fegefeuer aushalten muß. Nun es ist auch gut so. Geduldig bin ich wenigstens, vielleicht wird es doch auch noch einmal besser auf der Welt. — — —

Gestern war ich in einem furchtbaren Concert, wo einige neue Ouvertüren und himmelschreiende Arien vorgetragen wurden. Oh heilige Musik! Der Kunst gehts eben auch wie dem lieben Gott, ach — der muß viel ausstehen. Ludwig Feuerbachs neuestes Werk ist dieser Tage zu uns gelangt. „Das Wesen des Christentums." Es soll unerhört geistreich und tief gedacht sein nnd dazu sehr schön und klar geschrieben. Aber ach, der Inhalt ist erschrecklich. Ich wundere mich nun nicht mehr, daß er keine Anstellung bekommt. Das wäre wirklich unmöglich. —

Er stößt den lieben Gott von seinem Thron und sezt sich selbst hinauf, d. h. Gott existiert nicht, sondern ist nur eine Idee der Menschen, die Idee der Menschheit, der Gattung, das Selbstbewußtsein der Gattung. Die Idee der menschlichen Vollkommenheit ist unser Gott, folglich das Erscheinen Christi eine bloße Allegorie, eine Dichtung. — Im Gebet, betet der Mensch, also auch nur die Idee der Menschheit in sich selbst, d. h. sein eignes Herz an. Jedes Volk hat seinen eignen Gott, der wahre Gott eines Volkes ist das point d'honneur seiner Nationalität. Die Taufe bedeutet die Anerkennung und Assimilation mit der Naturkraft, das Abendmahl gilt als Anerkennung des menschlichen Geistes in Verbindung mit der Naturkraft, weil Brod und Wein von beiden herkommt pp. Ich darf nichts sagen, weil ich Anselm mit jedem Tadel sehr aufbringe, auch versteh ich es wohl nicht, und mag es auch nicht lesen, denn es widersteht meiner innersten Natur. Ich möcht nur wissen, ob die Idee der Menschheit die ganze Welt hervorgebracht, oder ob die Thierwelt und Pflanzenwelt auch durch eine eigene Thier- und Pflanzenidee ist erschaffen worden. Ich denke mir eben immer eine große allgemeine Kraft, die sich in verschiedenen Formen des Ausdrucks, aber doch immer als dieselbe offenbart. — Ich wollte, ich redete mit niemand mehr über religiöse Dinge. Da sind welche, die sich in wohlgefälliger

* Anselms des Sohnes.

Selbstgerechtigkeit ein Christenthümchen zusammen gezimmert haben, so künstlich, daß nur ja ihrem bischen Vernunft kein Unrecht geschieht. Die lassen zwar dem lieben Gott die Ehre als erschaffende Kraft, weiter aber darf er nichts machen, und sie brauchen ihn auch nicht, denn den heiligen Geist haben sie schon von Kindheit, d. h. ihren, und das Gebet erhört sich selber. Wenn ich aber dann sage, daß das gerade auf Ludwigs Sprünge kommen heißt, so nehmen sies gewaltig hoch. Dann gibts wieder andere, die viel von kindlichem Vertrauen reden und den lieben Gott einen sehr guten Mann sein lassen. Und wenn ich dann, wie ich nach meiner Überzeugung muß, beide Richtungen bestreite, und ein Lichtchen auf mein inneres Leben werfe, dann kucken sie mich mitleidig an, zucken die Achseln und sagen: „doch ein wenig Schwärmerei". Nun meinetwegen, ich kann eben nicht anders. Mir ists doch so ziemlich hell und klar im Kopf. Ich muß schließen, um nicht die Post zu versäumen. Anselm dauert mich recht in seiner bösen Laune. Ach, wie ist der Mensch so unglücklich, wenn er von seinen eigenen Leidenschaften und körperlichen Leiden so in der Sclaverei gehalten wird und sich garnicht selbständig regen kann. Er ist innerlich so gut und meint es gut, und doch thut er immer, was er nicht will. Ich bin viel glücklicher als er.

7. Nov. 1841.

Die Entscheidung wegen der Sonate* erwarte ich mit zitterndem Herzen. Ich weiß wohl gewiß, daß Deine Arbeit den Preis verdient, aber verdienen und erhalten ist eben leider zweierlei. Jetzt endlich geht das Allegro bei mir, ich habe 8 Wochen alle Tage daran studirt. Es ist aber gut, daß sie so schwer ist, das will man heut zu Tage. Ich habe neben der Freude an der Sache selbst so große Lust zum mechanischen Exerciren und ich mag gern Clavierfachen wenig durchgehen, nur zum Ansehen, wenn ich sie nicht der Mühe des Einstudirens werth achte. Es ist aber auch um den Vortrag was Schönes und ich will immer lieber die Gestalt in ihrer ganzen Form mit Fleisch und Farben haben als das anatomische Gerippe. Wunderlich ists daß mein Talent nur ganz allein auf das praktische geht. So sehr mein Kopf von Melodien wimmelt, so bin ich doch nicht fähig, nur eine einzige selbst zu erfinden. ich bin nur der Spiegel, der das fremde Bild zurück giebt. Wir zwei ergänzen einander. Du bist der musikalische Kopf und ich die Hand. Ich spiele jetzt Alles auswendig und studire nur von Noten. Das ist eine Freude, wenns so aus dem Innersten herausquillt, und ich bild mir dann ein, ich hätte es selber gemacht. Den Winter denk ich ein Violoncell und Viola aufzutreiben, um die Beethovenschen Trios zu spielen. Ihr hofft, wir leben noch zusammen. Ich hoffe nichts, als daß es Euch gut geht. Für mich wäre das zu viel Glück. Nur einmal noch sehen,

* Christian Heydenreich hatte zu einer Preiskonkurrenz eine von ihm komponierte Sonate eingereicht.

wenn auch nur auf Wochen — das ist mein Wünschen und Verlangen, und doch bin ich so entwöhnt von Allem, was mein Herz begehrt, daß ich mir ein solches Leben gar nicht vorstellen kann. Bei uns ist Nacht. schwarze finstre Nacht. Ich will sehen, was das Alles für ein Ende nimmt.

Den 28. December 1841.

Im alten Jahr muß ich mich noch einmal austoben und alles alles sagen, was mir im hintersten Winkel des Herzens sitzt. Deshalb wird dieser Brief auch eine kuriose Physiognomie kriegen, drum bitt' ich im voraus, erschreckt nicht davor. Sentimental bin ich garnicht, im Gegentheil kalt, ruhig, so daß ich den Kopf höher hebe als gewöhnlich. Am Weihnachtsabend wars aber anders. Als ich fertig war, und im dunkeln Zimmer die Bescheerung übersah, da kniete ich nieder und weinte wie ein Kind, der Wachsgeruch betäubte mir den Kopf die Stube kam mir wie eine Kirche, der Tisch wie ein Altar vor, es war aber beinah katholisch. Ich dachte und betete, und da war mein Geist so bei Euch wie noch nie, und ich hätte nur das Fleischkleid ein wenig schütteln dürfen, so meint ich, dann hätt' es gehen müssen. Ich möchte aber wissen, ob Ihr keine Ahnung davon hattet. Wie wäre das tröstlich, ich war wie magnetisiert. — —

Ich will was anders schreiben, und eben von mir was ich deshalb gar gut kann, weil ich, wenn ich so sagen darf, manchmal mich selbst und mein Schicksal ganz objektiv betrachte. Das halten dann dumme Leute oft für Verzweiflung und es ist nichts, als daß ich mich innerlich meiner äußeren Personage gegenüber stelle aber ein wenig höher, so daß ich drüber wegschauen kann. Wie gesagt, am Christkindchen wars ganz anders. Da dacht ich — so mit Lichtern und Freuden feiert man die Geburt, aber in jedem Jahr und in jedem Leben kommt der Charfreitag hinterdrein und das Kreuz ragt weit weit über die geputzten Christbäumchen hin. Glücklich der, der im Kreuz sein Heil zu finden weiß.

Seit einigen Tagen fühl ich mich geistig wieder ein wenig, das macht, das Christkind hat mir einen Blasbalg gebracht, der die abgebrannte Asche wegweht. Ich meine Rahels Briefe, nach denen ich schon seit lange schmachte. Ich hatte freilich noch kaum Zeit, recht hinein zu sehen, doch spricht mich das wenige ganz vertraut an, und was die Hauptsache ist, regt mich auf, was ich nothwendig brauchen kann. Müßte man die Geistesperlen nur nicht so mühsam aus dem holprigen Styl herausklauben. Sie schrieb unsäglich nachlässig und stolpert fast bei jedem Schritt. Die Rahel ist gerade das Gegenstück von Bettina. Nichts Fliegendes, nichts Phantastisches, lauter Reflexion, auflösende, fast vernichtende und zerstörende Reflexion, geistige Anatomie. Manchmal thut das Zerlegen wohl, manchmal weh, immer aber ist es auf das Höchste interessant. Indeß, wenn ich sagen sollte, daß mirs an einer Frau gefiele, müßt ich lügen. Diese bis auf die Spitze getriebene Aufrichtigkeit kann ordentlich das Schamgefühl verletzen. Ich meine, es muß auch am Geist manches verhüllt bleiben. Es sind

aber wunderschöne Sachen darin, und ich werde gel. einen kleinen Auszug oder später die 3 Bände selbst schicken. — Nun muß ich noch etwas im Vertrauen sagen. Ich fühl mich trotz dem was mich genirt in der Art der Denkweise mit dieser Rahel verwandt. Man kann die Menschen nach geistigen Farben und diese wieder in Schattirungen eintheilen. So bin ich der erste Anflug von blasser Schattirung, während sie von dem lebhaftesten Feuer derselben Farbe angeglüht ist. Ich bin aber doch zufrieden und möchte keine stärkere Farbe haben, denn ich sehs an der Rahel, wie die Weiblichkeit (ich mein nicht die Reinheit) daran zu Trümmern geht, das sich hingeben können. Jede ganz selbständige Richtung dünckt mich, macht die Frau zum Egoisten. So kann auch die Rahel von nichts sprechen als sich. Bezeichnend ist es völlig, wie sie einen Brief anfängt „Ich will wieder einmal so aufrichtig sein, daß es eine Schande ist". Doch genug von der Rahel. Ihr werdet noch viel darüber hören müssen, denn sie steckt mir im Kopf und rumort darin. Ueber Rohmers Buch das nächstemal, ich bin noch nicht fertig, aber es gefällt mir über die Maßen. Das ist einmal etwas, das nicht angefault ist, und das will was sagen, es ist so frisch und jugendkräftig, wie eine gebrochene, aber nicht abgefallene Frucht. Ich schwätz einmal heut. Laßt mich nur. Es ist mir grade drum, wärs auch nur in den Nebel geredet, ich hab eben den Schlüssel nicht zu meiner eigenen Seele wie die Rahel. Wer wird ihn haben? Ich weiß nicht, ich muß immer nur durchs Schlüsselloch gucken. Aber wie die Rahel den Goethe verehrt! Sie sagt „Bewunderung ist die rechte Rührung, alles andre ist Mitleid, und deshalb ist Goethe der einzige Dichterkönig (ausgenommen Shakespeare) weil er über dem Leiden steht. So ohngefähr lautet's. Das ist alles wahr. Doch fällt mir grade was possirliches von Goethe ein, was aber mit dem Dichter nichts zu schaffen hat. Neulich fand ich in den Anhängen zu Goethes Leben folgende Stelle: „Unlängst wurde mir die Gnade, den Kaiser und die Kaiserin von Rußland Majestät in meinem Garten zu verehren und in das prächtig verzierte Album der Kaiserin eine kleine poetische Gabe verehrend einzeichnen zu dürfen." Ich mußte recht lachen und dachte, nun da haben wir die Achillesferse des Göttersohnes. Dixit.

Da meint man nun ich wäre wunder wie lustig, besonders weil ich meinen Kindern zu Weihnachten ein Lustspiel gedichtet habe. Freilich weiß Niemand, daß dies in drei Nächten geschehen ist, wo Krämpfe mich nicht schlafen ließen und so ist's im übrigen auch mit meinem bischen Witz beschaffen. — Ich steh dem Geschick gegenüber, ruhig, auch kalt, sogar heiter und mit einer Art von Neugier wie man ein neues Experiment betrachtet. Alle Erdenblümlein hab ich mit der Wurzel in meinem Herzen ausgerissen, kein Gräschen, kein Hälmchen grünt, alles öde, nichts ist da, als ich selber und was ich schaffe, meine Gedanken, die Gefühle und Empfindungen gehören zum Ich, wohl zu merken.

So ſteh ich ganz abgeriſſen und abgeſchloſſen, und doch bin ich armer Narr die Gutmüthigkeit ſelber, breit mich Jedem unter die Füße, ordne mich überall unter, bin ſo demüthig und freundlich auch gegen die, die ich nicht grad beſonders liebe. Das iſt doch recht kurios. Äußerlich hab ich eben gar keine Autorität, jede Magd kann mich unter den Pantoffel bringen. So dumm bin ich und denn doch oft wieder groß im Kleinen, was manchmal mehr iſt als groß im Großen ſein. Jetzt bin ichs Schwatzen ſatt, und Ihr werdet es auch ſein. Nun gehe ich den Abend in Viſite und rede vom Theater, von allen möglichen Frau Baſen, und keinem Menſchen fällts ein, daß darunter ein tiefer Abgrund verborgen iſt, wo es manchem ſchwindeln könnte, nur hinein zu gucken. Das weiß ich jetzt, daß unter 20 Leuten 19 gar keine Idee haben, was eigentlich ein Gedanke iſt. Streift man an ſo etwas, dann ſpricht man mit fremden Zungen. Adieu. Eure geſchwätzige Schweſter.

Die Rahel ringt auch ganz entſetzlich mit dem Ausdruck.

2. Januar [1842]

Ich warte mich recht auf Briefe und ſorge mich müde. Schreibt ja bald; und vergelt das vorherige in einem Raptus geſchriebene. Ich habe dieſes Jahr, was mich ſelbſt betrifft, ganz ohne Hoffnungen angetreten, und ſo habe ich wenigſtens den Schmerz getäuſchter Erwartungen nicht zu fürchten. Gott gebe nur Euch was Ihr bedürft, weiter bedarf auch ich nichts. Haltet das nur nicht für eine Redensart. Es iſt die reine Wahrheit. Wärt ihr nicht und mein kleiner Anſelm, ſo wüßt ich ſchon, was ich mir wünſchte. Aber eigennutzig war ich mein Lebtage nicht, und ſo glaub ich, ſchmeckte mir ſelber die Ruhe der Sel'gen nicht, wenn ich ein liebend Aug' um mich weinen wüßte. Ich hab in dieſen Tagen oft an Karl gedacht. Es wird einem doch mit der Zeit immer heimathlicher in der andern Welt. Auch die gute Reidhardt fiel mir ein. Im Jahr 36 feierten wir den Neujahrsabend. Sie ſtellte die Uhr auf den Tiſch, dann wickelte ſie aber einen Schleier um das Zifferblatt und ſagte, „wir wollen die Stunde nicht von Minute zu Minute ſterben ſehen, wenns dann unverſehens ſchlägt, ſo iſts kein Abſchied, ſondern ein Willkommensgruß.“ So iſt ſie auch geſtorben, die Stunde war mir verhüllt. Ich habe ſie recht lieb gehabt. Hier habe ich auch liebe Freunde, und wie ich früher zuhauſe durch Liebe und Aufmerkſamkeit verwöhnt wurde, ſo werde ich es jetzt außer Hauſe. Und ſo verſchiedenen Charakters und Weſens auch meine Bekannten ſind, ſo klingt doch in jeder eine Saite, die mir verwandt iſt und mir wohl thut. Ueberhaupt finde ich es als eine der glücklichſten Naturgaben, wenn man nicht ſo auf einer Seite feſt gerannt iſt, um fremde Individualitäten zu würdigen, wenn ſie auch gerade mit unſerer Originalität nichts gemein haben. So hatt' ich vorgeſtern einen langen Disput mit Herrn Arnold, der mir meinen guten alten Herrn v. Greiffen-

egg nicht wollte gelten laſſen, bloß weil er ein wunderlicher Kauz iſt, Jean Paulſche confuſe Briefe ſchreibt, ſeine tiefe tragiſche Weltverachtung unter einer ſatyriſchen Maske verbirgt, Karrikaturen zeichnet, halb türkiſches Koſtüm trägt und ſeine ganze Wohnung zu einer Reliquienkammer ſeines vergangenen Lebens gemacht hat. Warum ſoll der kein ehrwürdiger alter Mann ſein, mit ſeinen Narben die er ſich in vielen Schlachten geholt, mit ſeinem weißen Haar und Schnurrbart und den tauſend Späßen auf der Zunge, hinter denen ſich ſchwerer tiefer Ernſt verbirgt. Muß denn jeder achtungswürdige Mann einen Profeſſorenkittel anhaben und hochgelehrte Sentenzen im Munde führen? Ich muß Euch einmal den alten Oberſt näher vorführen. Ich hab ihn gar gern, obgleich wir immer in Krieg und Streit leben. Die Gelehrten ſind ein kurioſes Volk. Bei den Beſten verſtopft doch der Wiſſenskram endlich den Quell der Poeſie und des Geiſtes, obſchon ſie meinen den lieben Gott an Weisheit ſelber zu übertreffen. Das iſt die Weisheit der Welt, von der die Kinder des Lichts nichts wiſſen. O geſegnet 3 mal iſt die Kunſt, die macht den Weg erſt recht offen und breit. Was hilft am Ende aller gelehrte Wuſt. Sich ſelber ans Licht ſchaffen, das iſt die Hauptſache. Ach, ich möchte noch vieles ſagen, aber mit dem Schreiben iſt es nichts, weil ich keinen Brief zu beantworten habe. Ich habe nie von ſelbſt Gedanken, wenn ſie nicht durch etwas Aeußeres aufgeweckt werden. Die Unſelbſtändigkeit iſt eben recht weiblich. Von Gefühlen kann ich ohnedem nicht reden. Wer ſo ſteht, wie wir zuſammen, da iſt jede Liebesverſicherung eine Entheiligung. Worte ſind blaß, ſagt die Rahel, ſchweigen heißt reden!

Ich will dieſen Brief ſchließen, was ſollte ich auch hinzufügen. Ich warte noch bis heut Abend mit Abſendung des Briefes, vielleicht kommt doch noch einer von Euch und ſtillt meine Sehnſucht. Lebt wohl. Eure getreue Schweſter.

14. Februar 1842.

Im lezten Brief hab ich etwas nicht geſchrieben, eine Ehre, die mir widerfahren iſt, ich war betrübt, daß es mir und nicht Dir begegnet iſt, und da mocht ich es garnicht ſagen. Durch Campe und Wilhelm wurde mir eine holländiſche Ueberſetzung meines Büchleins zugeſandt, mit einem allerliebſten feinen Brief des Ueberſetzers aus Leyden, welcher ſich der Pflegevater im Ausland unterſchreibt. Dem Schriftchen iſt noch eine Vorrede beigegeben, die ſehr anmuthig und für mich um ſo erfreulicher iſt, als ſie keine abgeſchmackte übertriebene Lobhudelei, wie in den Halliſchen Jahrbüchern, ſondern eine recht feine geiſtreiche und ſchmeichelhafte Beurtheilung iſt. Ich Unbekannte habe dem ungenannten Herrn geantwortet, nachdem ich mich lange beſonnen. Endlich dacht ich, wenn einer Einen auf dem Weg grüßt, ſo muß man danken, und das Leben iſt ein langweiliger Weg. Auch dacht ich wozu vielleicht eine Bekanntſchaft im Ausland auch für Euch nützen könnte, und ſo ſchrieb ich friſch meinen Namen

unter die wo möglich noch feiner und zierlicher gedrechselte Antwort. Den Brief schickt ich an den Verleger in Leyden und bin nun der Antwort gewärtig, die vielleicht eine sehr sentimentale Correspondenz anknüpfen wird. Ich freue mich kindisch darauf, es muß ein zarter Aesthetiker sein, am End gar ein Professor. Nun ich werd jezt 30 Jahr alt, da kann man schon was riskiren. — —

Heute Nacht meint' ich entsetzlich viel zu schreiben zu haben, und jezt weiß ich nichts. Ich bin oft morgens im Bett wie betrunken, und wenn ich dann aufsteh' so kommt mir all mein Gedankenleben gar kümmerlich und armselig vor, und doch hab ich sonst nichts auf der Welt und es kommt mir doch oft recht zu gute, wenn ein kühler Geistesstrom meine brennenden Thränen-Augen kühlt. Ich wollte der liebe Gott ließe mich zu meinem Heil und Vergessen wieder etwas schreiben. Heut Nacht definirt ich viel an der eigentlichen Weiblichen Natur, sie gelangt auf dem Wege des Gefühls zur Selbstanschauung, sie schaut nur an, im Ganzen, und zerlegt, zertheilt nichts. Was aus ihr heraus geht ist nicht selbst gemacht, sondern verhüllte Eingebung, deßhalb muß auch alles gerundet sein, sie ist mehr unbewußt unschuldig im Geist, wie auch die Kunst. Die Künstler haben auch bis auf einen gewissen Grad weibliche Natur. Sie kommt mir umfassender, wenn ich so sagen darf, gottähnlicher vor und doch auch auf der anderen Seite wieder untergeordnet. Ich bitte, hilf mir auf die Sprünge, es bedarf nur einer glücklichen Wendung, so ist es heraus. Was Unschuld ist, weiß ich jezt auch. Es ist Unbewußtsein. Unschuld des Herzens beweist eben, daß Sünde in uns ist, denn wenn sie nicht da wäre, so könnten wir auch nicht *nichts von ihr wissen*. Das ist ein kurioser Beweis für die Erbsünde? nicht? Ihr werdet müde sein und meinem Sermon ein seliges Ende wünschen, was ich gewissermaßen auch selber thue. Aber ich mußte das Alles schreiben, sonst hätte ich keine Ruhe davor gehabt. Und ich muß noch etwas sagen. Die verschiedenen Menschen haben auch verschiedene Arten zu denken. So z. B. versteht mich recht! Ich muß *schöne* Gedanken haben. Sie dürfen grad nicht immer ganz wahr sein, wenn ich mich auch irre, das thut nichts, denn die Wahrheit liegt dann in der schönen Form. (d. h. (Ach ich muß schon wieder definiren) Es besteht alles aus Geist und Leib, nun nenne ich aber nicht das Wort den Leib, vielmehr ist das Wort nur Gewand. Der Leib oder die Form ist die eigenthümliche *Art und Wendung* des Gedankens, abgesehen von seiner innerlichen tieferen Bedeutung, und wenn die schön und zierlich ist, dann ist der Gedanke gut und meiner Natur angemessen. Du lieber Christian darfst es aber nicht so leichtsinnig treiben, du mußt *wahr sein* und zwar ohne Schmuck, bei Dir ist die Wahrheit die Schönheit, wie es bei mir umgekehrt ist. Aber bohren und graben darfst Du nicht im Denken, Du darfst *nur anschauen*. Andre müssen grübelnde, tiefforschende Gedanken haben. — Das, was ich eben sagte, auf dieser Seite, ist *ganz gewiß wahr* das weiß ich.

Alles andere ist mehr nur errathen, auf gut Glück, aber das weiß ich gewiß. — Zum Beweis, was ich unter der zierlichen Gedankenform verstehe, will ich ein Muster aus meinem Tagebuch anführen. „Wenn ein Gedanke im Kopfe fertig geworden ist, und man nun aufhört, an ihm zu arbeiten, so zieht er sich zwar sogleich deutlich in den Hintergrund zurück, aber er läßt uns anfangs noch das Bewußtsein, daß er in derselben Gestalt, in welcher wir ihn entlassen haben, jeden Augenblick bereit ist, wieder zum Vorschein zu kommen, sobald er citirt wird. Geschieht das nicht, so verschwimmt er später in unbestimmten Umrissen und tritt endlich gar in die dunkle Tiefe zurück, aus welcher er aufgetaucht ist, dann ist es, als wenn er nie da gewesen wäre. Benützt man aber die rechte Zeit, ihn an das Licht der Offenbarung zu bringen, dann ist die Luft, in welcher das ausgesprochene Wort verhaucht oder das Papier, auf welchem es nieder geschrieben wird, die geweihte Erde, in die man den Gedanken begräbt, und aus welcher er verherrlicht wieder aufersteht, denn von nun an kommt er auch in uns selbst erst zu einem deutlichen klaren Dasein. Er existirt dann individuell selbständig und kann dann nicht mehr vernichtet oder vergessen werden. Durch seinen Austritt aus der gewohnten Stätte in welcher er geboren und entwickelt wurde, ich meine durch seinen Tod, hat er das ewige Leben erworben. Wenn ich nun sage, wir sind Gottes Gedanken, wer wüßte die Anwendung nicht zu machen?"

Jezt seid ihr erlöst, und ich auch. Die 3 Bögen hab ich in einem Zug geschmiert. Jezt will ich sie erst lesen. Seid nicht böse, daß ich Euch so mit mir selbst plage.

Meine Theuern! 25. Februar 1842.

Ich muß einen Brief anfangen. Der Abend ist so still, so schön, und ich habe mit allen Chorälen, die ich weiß, am Clavier mein Herz zu Ruhe gesungen und Gott alle meine Sachen anheim gestellt. Es kommen manchmal so aufgelöste Stunden, wo alles weich wird, ruhig und durchsichtig. Mein ganzes großes Zimmer war voll Mondstrahlen und die dunkeln Berge draußen glänzten phantastisch mit ihren Schneestreifen. Ich betrachtete das still und freute mich der Einsamkeit. Ich bin so gern allein. Wie unglücklich wäre der Mensch, wenn er nichts wüßte und hätte, zu dem er aufschauen, dem er sich in die Arme werfen kann, ohne zu reden oder zu denken, wo das kleine Tröpfchen Bewußtsein verschwimmt in das große Meer des Geistes. Das thut sehr wohl, und man will dann gar nichts Besonderes mehr sein. Ich will Etwas erzählen. Es ist eine Dame aus Bayern hier mit ihrem brustleidenden Sohn, der seiner Gesundheit wegen hier studirt, sie ist in Franken zu Hause, kennt alle unsere alten Bekannten in der Gegend und in Ansbach und München. Ihr ältester Sohn hat vor 5 Jahren seinem Vater unversehens ins Knie geschossen, der starb an der Verwundung und der Sohn 3 Jahre darauf aus Kummer und an der Abzehrung. Jezt hat sie noch den Einen, und der hatte schon 3 mal den

Blutſturz. Dieſe Frau iſt ein wahrer Engel an Liebe und Güte und eine Heldin in ihrem ſchweren Schickſal. Sie hat mich ſehr lieb, und wir ſprechen, wie das nun ſo zu gehen pflegt, viel von der Heimath; ſo erzählte ſie, daß die Eſenbeks in Sehnheim ihre Verwandte ſeien, und daß ſie im Jahr 1811 die Auguſte aus der Taufe gehoben hätte. Mich traf das wie ein Blitzſtrahl, ich fragte ahnungsvoll, waren nicht Geiſtliche aus der Nachbarſchaft zugegen? O ja, mehrere, vor andern Herr und Frau Pfarrer von Er-Ermetzheim—Ermetzhofen half ich ein — Ja, ja ſo hieß es, Er hat das Kind getauft. Ich mußte bitterlich weinen. Sie erſchrak über meine Bewegung und ſagt ichs ihr. Welche ſeltſame Fügung. Eine Fremde, die ich nie geſehen, nach 30 Jahren. Ich konnte mich gar nicht faſſen, und das verhüllte Bild des ungekannten Vaters griff in 1000 Schmerzen mir in die Seele. — Damals war auch ich, obſchon noch verhüllt und bewußtlos doch gegenwärtig. O ſagt mir nur nichts von Zufall. Die Frau iſt mir von Gott geſchickt. — Ach Du biſt doch glücklich. Chriſtian, daß Du den Vater gekannt haſt. Das Wort klingt mir ſeltſam und bewegt mich ſeit geſtern unaufhörlich, immer muß ich mir die Geſtalt denken, aber ich weiß ja keinen Zug. Die Müller muß mir ihn beſchreiben. Das Andenken der Mutter war mit der — ich wurde geſtört.

14. [März] 42.

Von Ansbach habe ich in langer Zeit nichts gehört, freue mich aber deſto mehr, daß ihr in ſo gutem Vernehmen mit ihnen ſteht. Um mich bekümmern ſie ſich wenig, und ich dulde es gern. Es iſt begreiflich, daß ſich Sophie für den muſikaliſchen intereſſanten Schwager mehr intereſſirt, das wirkt natürlich auf Wilhelm. Mit ihm iſt es kurios. Seine Liebe kann die Entfernung nicht vertragen, er liebt, wie die meiſten Männer nicht das, was man an ſich ſelbſt iſt, ſondern das, was man ihm iſt, alſo nicht das Sein, ſondern das Thun, und ſein Beiſpiel bezeugt, daß man recht gut (das iſt er) und doch recht egoiſtiſch ſein kann. Was ihm convenirt und behaglich macht, das liebt er, alles andere verſchwindet, ſei es auch beſſer und werthvoller als das ihn umgebende. Mich mißverſtehen ſie Alle. Ich weiß nicht warum. Ich bin doch ſo ſorgfältig in meinen Briefen. Ich laſſe keinen fort, der nicht anſtändig in Frack und Cravatte erſcheint und allen Uebermuth mit der geſellſchaftlichen Delicateſſe überzogen hat. Aber ſie halten mich doch für excentriſch, phantaſtiſch! Ach, ich bin's gewiß nicht! — In A. geht das Gerücht, wir wollten katholiſch werden! Welche Verblendung! Das hat ein Spaßvogel erfunden, während A. in Italien war und jezt nach drei Jahren glauben ſie's. Geſtern erhielt ich einen Brief, worin Mine Keerl mich ganz feierlich als „Amaliens Schweſter und Tante der Kinder" beſchwört, die Kinder rechtgläubig zu erziehen. Seht ihr, ſo gehts in der Welt, die Menſchen, die von einem geiſtig bewegten, Strahlen ſchleudernden und auswerfenden Leben keine Idee haben, die halten dies Lichterſpiel für extra-

vagantes ſchwankendes hin und herſchweifen und begreifen nicht, daß darunter die Kraft der Ueberzeugung und des Gemüths unverrückt wie die Felſen ſtehen. Wohl iſt es nur ein Spiel der Gedanken, aber doch ein ahnungsvolles — etwa wie das kleine Mädchen mit ſeiner Puppe ſpielt in der Ahnung ſeines künftigen heiligen Mutterberufs? Die klugen Leute ſind aber Freigeiſter, ſie dulden keine Ahnung und kein Spiel. Ach, Emilie hält herzbrechende Uebungen auf dem Clavier; ich kann nicht weiter —

16ten. Ich konnte heute Nacht nicht ſchlafen, nun will ich alle Ergebniſſe meines Wachens Euch zutragen, wie ich überhaupt wie ein fleißiges Bienchen aus allem Honig für Euch ſammeln möchte. Ich möchte wiſſen, wie es einem zu Muth wäre, wenn man ½ Stunde lang im Leben keine Sorge und keinen Kummer hätte!

Jezt will ich alles von heute Nacht erzählen, aber lacht mich nicht aus, ich ſchreibs eben wie in mein Tagebuch. Der Laden ſchlug ans Fenſter, da wachte ich auf, machte ihn zu und konnte nimmer ſchlafen, da ſtieg plötzlich das Bild der Mutter in meinem Herzen auf von einigen auf Sie ſich beziehenden Vorſtellungen begleitet, die mich peinigten und marterten; ich dachte dabei an Gott, aber ich fühlte ihn nicht, endlich fing ich an zu weinen und mich zu ſehnen, da ward es beſſer und Gott mir fühlbar, dann fing ich an zu denken und das will ich jezt niederſchreiben. Zwar wird es nichts Rares ſein, doch mein Eigenthum. Es giebt in dem Herzen eine Menge Schubladen, die ſind mit Bildern des äußern und innern Lebens angefüllt, und daß es lauter traurige peinliche ſind, dafür ſorgt ſchon das Schickſal. Wenn nun ein plötzlicher körperlicher oder geiſtiger Affect kommt, ſo wird ſo eine Schublade geöffnet, und das Bild ſteigt heraus und ſtellt ſich zwiſchen uns und Gott. Wir erſchrecken, geben uns dann dem Schmerze hin, der in ſolchen Momenten faſt ſo heftig iſt, als derjenige, welcher von böſem Gewiſſen herrührt. Dann aber ſträubt ſich die Natur dagegen, wir kämpfen, den Schmerz hinweg zu drängen, wir beten, anfänglich aus purer Angſt dann aus vollem Herzen, nach und nach wirds Ruhe, der Schmerz wird ſtille, die Schublade ſchließt ſich, und ein Schleier, nicht gerade der Vergeſſenheit aber des Geheimniſſes deckt das Ganze. Wenn aber nun alle Schubläden auf einmal geöffnet werden, die Geſtalten alle zuſammen uns vor Licht treten, dann kanns der Menſch nicht aushalten, und das iſt Verzweiflung. Es giebt dafür nur 2 Mittel, Beten und Denken. Beide gehen von ein und demſelben Punkte aus, beide ſind göttlich. Ich muß mir immer das Ich oder den Geiſt denken als einen Kern, das Bewußtſein, und aus einer flüſſigen Maſſe dem Gefühl, welches ihn umgiebt. Beides gehört zuſammen und iſt aber in jedem Menſchen ſelbſtändig und für ſich beſtehend, wie getheiltes Queckſilber immer wieder zur Kugel wird. Die verſchiedenen Individualitäten entſtehen durch die Zuſammenſetzung dieſer beiden Subſtanzen, durch ihr Verhältniß zur

körperlichen und äußerlich geistigen Organisation, Ihr wißt schon, was ich damit meine, dann durch Bildung, Erziehung pp. denn daß dieses Ich, unsere Seele in uns groß gezogen und zur Freiheit vorbereitet wird, dazu sind wir in dieser Welt.

26. Juli 42.

Durch meinen Interimsbrief werdet ihr indeß wegen meiner Schreibefaulheit beruhigt sein und ich füge deshalb kein Wort mehr hinzu, es ist nichts als daß mir ein gut Stück meiner geistigen Elasticität und Mittheilungsfähigkeit abhanden gekommen ist, und Niemand hatte dabei mehr Schaden und Schmerzen als ich. Es ist um Gemüthszustände ein curioses Ding, ein paar zu lose oder zu schroff angespannte Nerven, und das ganze Instrumentchen ist verstimmt. Da fehlt bei mir der Meister, der mich wieder zurecht zu bringen versteht. — Oft möcht ich all mein Blut herauspressen, um jemand zu haben, der was zu mir sagt, was mir zum Herzen dringt, aber es ist nicht möglich. S'ist alles fest verschlossen. Meine Freundinnen hier sind lieb und vertraulich, aber keine hat eigentlich geistiges Verständniß, es gleitet alles an der äußern Wand ab, und im tiefsten Innern bin ich immer einsam. Das kann wohl vielleicht ein Mann vertragen, aber keine Frau. Ich bin recht dumm ins Leben hinein geplumst. Alles hätt ich werden sollen, nur keine Frau. Im Gemüth zu weich, um willkührlichen Verletzungen Trotz bieten zu können, und doch wieder zu fest und eigensinnig, um mich geistig unter zu ordnen, mit einer Menge Herzensforderungen und gänzlichem Mangel an Sinnlichkeit, bin ich geistig und körperlich nicht für die Ehe qualificirt. Ich mache mir oft Vorwürfe. Seht, ich will einmal aufrichtig sein wie vor dem lieben Gott. Begrabt den Brief in Eurem Herzen und verbrennt das Papier. Ich mache mir Vorwürfe. Mein Mann liebt und achtet mich über alles, und ich weiß, daß er sich nur durch mich aufrecht gehalten fühlt, daß, wenn der liebe Gott es mit mir ausmachte, es mit ihm auch gar aus wäre, daß ich ihm das Höchste bin. Das weiß ich Alles — und doch — mein Herz ist leer! — Mitleid, Pflicht, Gutmüthigkeit, Gewohnheit, und wie die Surrogate alle heißen. — Ich kann je mehr, je weniger an ihm hinaufschauen, und das ist mein Unglück. Er ist der Rest von einem großen Menschen, und ich brauch was Ganzes. Geistreich, gelehrt, tiefdenkend, nun ja — aber moralisch ein Schwächling (nicht sittlich mein ich hier unter moralisch, sondern gemüthlich). Er will das Rechte und thut es auch, aber so von tausend Furcht, Aengsten und Schwankungen umgeben und gefolgt, so daß man solche Kämpfe nur mit dem tiefsten Bedauern ansehen kann. Keine Freiheit des Willens und des Charakters, wohl einer großen Anschauung, aber keiner großen Handlung fähig, nach fremder Autorität haschend. — Im Innern voll versteckten Selbstgefühls und doch völlig unselbständig, andere Individualitäten scharf auffassend und in sich selbst in einem Pfuhl von phantastischen krankhaften Vorstellnngen

wühlend. Im Herzen voller Güte, und doch im Moment nur immer nur sich selbst fühlend und bedenkend, ist er nur geboren, sich selbst, und die ihm am nächsten stehen, unglücklich zu machen. Gott hat was Rechtes aus ihm machen wollen, aber der Teufel hat sein Ei hineingelegt und den schönen Organismus zerstört. So — weil nie eine Uebereinstimmung, ein Gleichgewicht in dies zerrissene Wesen kommt, bringt er auch handelnd und schreibend nichts Ganzes mehr zu Stande, und ich sehe zu und muß daneben stehen, wie dieser reiche Geist, die herrlichen Gemüthsanlagen im Kampf mit ihren angehefteten Antipoden, und in Zerwürfniß ihrer selbst unter einander immer tiefer und tiefer dem Abgrund sich zuneigen und endlich versinken werden. — Und — Großer Gott, ich bin noch dazu kalt und denke, nun so sei es denn, da es sein muß. Das mag wohl sein, weil ich nicht mehr hoffen kann. Früher dachte ich immer, es kann besser werden, weil viel körperliches Leiden mit im Spiel ist. Das hilft aber all nicht — unvollständiger Organismus, leiblich und geistig, da ist nichts zu ändern, und für mich hoffe ich auch nichts, denn mein Herz ist gestorben. Ich bin mein eigen Grabmal. Ich lasse mich austoben. Ihr versteht es recht. — Aber still. —

Die Zeit drückt mich auch. Fürchterliche Zeichen und Wunder geschehen, und mir steht vor den Augen ein finstres Gespenst, mit dem die Zeit wird kämpfen müssen, um neu und verjüngt daraus hervorzugehen. — Wer im Sturm fort genommen wird, das weiß kein Mensch. Feuer und Blut müssen den Boden urbar machen für ein neues Stück Geschichte. Am ärgsten quält mich die Noth in England. Selbst im Traume verfolgen mich hohläugige verhungernde Weiber und Kinder. Wäre ich die Königin von England, ich würde wahnsinnig werden. Ich hatte früher nie die Idee, daß man von Außendingen so bis ins innerste Leben hin angefaßt werden könnte. Wenn ich mir all das Elend denke — und das finstere unheimliche Jesuitenwesen, was hier besonders von allen Seiten nach einem leckt und züngelt, so kanns mir ganz schwarz vor den Augen werden, und ich muß sagen (aber in anderem Sinne als es geschrieben steht): Wohin soll ich gehen, flöge ich gen Himmel, bettete ich mir in die Hölle ppp. Nun der liebe Gott steht ja doch noch immer über dem ganzen Wust und hält die Fäden in der Hand. — — Das Schlimme ist aber, daß ich seit langer Zeit ganz leer und lau auch in Beziehung auf ihn war und gar nicht mehr recht beten kann. Das wird nun auch wohl wieder kommen. Ich kann nichts thun, muß alles erwarten. ich kann das beten so wenig erzwingen, wie das denken, beides ist immer zusammen bei mir. Und nun genug von mir; ich könnte noch viel schwatzen, aber es würde zu dumm werden, das Hauptsächlichste ist auch vom Herzen. —

Nun der Weg ebner ist, will ich auf Euch kommen, doch was ists groß, was ich zu sagen habe. Ich kann ja nichts thun. Könnt ichs, so wär ich überhaupt viel fröhlicher, auch ohne große Hoffnung. Ich habe an Wilhelm geschrieben Ihn noch mehr aufzumuntern. Sonderlich viel Glauben hab ich nicht. — Gut

wärs freilich für vieles. Ich ſchreibe das ſo ruhig und kalt hin, aber ihr müßt es wiſſen, wie ichs meine. Heines Sendung wird doch indeß eingetroffen ſein. Ich konnt ihm noch nicht ſchreiben. Was wißt ihr von Rohmers. — Gott gebe, daß er ſich aus dem Schlamm der perſönlichen Klätſcherei in das Reich der Wiſſenſchaft erheben kann, geſetzt auch die Waffen ſeien doppelt gefährlich und verletzend. Mit wahrem Entzücken erfüllt mich der Gedanke, Ludwig F's fürchterlicher Philoſophie eine würdige Gegnerin gegenüber geſtellt zu ſehen, die im Stand iſt, das aufzubauen, was die andere ſo ſinnreich zerſtört.

Von Nürnberg habe ich kürzlich Nachricht erhalten. Helenens Reiſetagebuch wird nächſtens erſcheinen; ich ſoll über dies und über ein Buch von Kapp durchaus eine kleine Rezenſion in die allgemeine Zeitung ſchreiben, Feuerbachs wollen die Koſten bezahlen. Willſt Du lieber Bruder ſo gut ſein es zu beſorgen? Anſelmchen iſt glücklich von ſeiner Reiſe wieder gekommen. Er hat viel Schönes geſehen, war mit Eduard Brummer in Straßburg, was ihn ſehr beglückte.

Und nun ihr theuern will ich ſchließen, ich fang ſchon wieder an ſtumm und dumm zu werden. Gott mit Euch. Liebt Eure Jette.

26. Juli 1842.

Nicht antworten verſteht ſich auf Art. Nr. 1.

d. 13. September [1842.]

Als ich geſtern Nachmittag mich ans Schreiben machen wollte, da war ich wieder zu nichts als zu griesgrämigen Betrachtungen aufgelegt. Deshalb ließ ich es bleiben und ſchrieb lieber den Reſt des geſandten Aufſatzes gar fertig um ihn heute an die Redaction zu befördern. Dieſen Morgen überraſchten mich Eure Briefe und brachten mir nach langer langer Zeit den erſten frohen ungetrübten Augenblick. Mendelſohns Brief iſt die erſte Satisfaction Deines ſchmählich unterdrückten Genius, und er freut mich um ſo mehr als ſich hier künſtleriſche Auffaſſung mit einem gewiſſen natürlichen freundlichen Wohlwollen vereint, welches mir einen guten Begriff von dem ganzen Menſchen beibringt. Ich dacht es aber immer, wenn einer dich würdigt, ſo muß er es ſein. Nun haſt Du doch endlich ein competentes Urtheil. Mein Brief an die Frau Hensler kam nun freilich zu ſpät für den Augenblick aber nicht zu ſpät für die Zukunft. Ich ſchrieb kurz, aber gerade in einem Moment, wo meine Sorge und Liebe für Euch ſich ſelber Bahn brach, und ſo glaube ich, daß er ihnen auch zu Herzen dringen wird.

Wie freut es mich, daß M. auch gerade das Dies gewürdigt. Glaube mir, die Verbindung mit dieſem Manne iſt der erſte Schritt auf feſtem Grund und Boden. — — — Ich ſchreibe von der Sache ſo ruhig und kalt, als hätte bloß mein bißchen Verſtand mit zu ſchaffen. Ach — ich heiße das Herz ſchweigen, damit es den Kopf nicht überredet. Wenn ich mir die Seligkeit denke, Dich

der Kunſt gegeben zu ſehen, wie im Innern, ſo auch im Aeußern, dann iſt mir nichts zu ſchwer mehr, dann wollt ich gern im Fegefeuer, in der Hölle doch nicht, zappeln und aufſchauen zu Dir in Abrahams Schooß Sitzenden, und der Anblick würde die Gluthen löſchen und meine Schmerzen ſtillen. — — Gluth entſündigt, da haben die Katholiken Recht. Drum legte der Cherubim auch dem Jeſaias eine glühende Kohle auf die Lippen. Aber ob er ſich dabei den Mund nicht verbrannt hat, davon ſpricht der Prophet nichts — —

Was habt Ihr alles gelitten! Oft ſchäme ich mich vor Dir und Chriſtian, daß ich mit meinen Kleinlichkeiten ſo mißmuthig bin, während Ihr ſo viel zu tragen habt, und Chriſtian unter dem großartigſten Schmerz, dem größten, den nur ein Mann und Künſtler kennt, ſtandhaft iſt. Ich bin eben ſchwach — aber es ſind auch nicht einzelne Verdrießlichkeiten, ſondern der Schmerz eines ganzen Lebens, der ſich manchmal in einem Moment bei mir zuſammendrängt. Heute habe ich aber alles abgeſchüttelt und bin einzig und allein bei Euch. Deshalb weiß ich auch nichts anderes zu ſchreiben, und alle meine ſublimen, kritiſchen, politiſchen, äſthetiſchen, poetiſchen Bemerkungen, deren ich eine ganze Brut für dieſen Brief im Kopfe hatte, ſind zum Henker gegangen. Vielleicht kommen ſie das nächſte Mal des Weges wieder daher. Zum Geburtstag hat mir A. einiges von Webers Clavierſachen geſchenkt. Da iſt doch entſetzlich viel dummes Zeug drin. Nein, hör — Mendelſohn iſt mir lieber als Weber, wenn auch der letztere hie und da genialere Geiſtesblitze hat, ſo thut mir doch der ſchöne ſanfte Strom, in welchen bei erſterem alles in einer großen Einheit dahin zieht viel wohler, und dann hat er auch nicht ſo viel ſchlechtes Zeug, worin Weber ſeine guten Gedanken oft ſo verſteckte, daß man ſie wie ein Huhn herauskratzen muß. Aber alle zwei verſchwinden ſie weit unter Dir, und es iſt eine grauſame Ironie des Schickſals, daß man ſo demüthig und untergeordnet thun muß. Doch muß ſich das ſpäter ins Gleichgewicht ſtellen, denn nicht umſonſt ſpricht der Herr, die Letzten werden die Erſten ſein. Meinem Zorn über Heine und Börne muß ich aber doch noch einige Worte vergönnen. Der erſte iſt freilich ein Dichter, und ein wahrer dazu, die Poeſie ſpiegelt ſich in ihm in herrlichen glänzenden ſchillernden Farben, deswegen aber iſt es doch nur eine Miſtpfütze, in die der Mond ſcheint. Das Licht bleibt rein, aber Dreck bleibt auch Dreck, ſo verklärt er auch ſchimmert. Und Börne — nun, er ſchreibt geiſtreich und hat eine Geſinnung, die den Menſchen immer adelt, auch wenn ſie eine Narrheit iſt, aber dieſes ewige kindiſche Geſchrei nach Revolution und Preßfreiheit wird einem doch am Ende zuwider. Da iſt keine Spur mehr von menſchlichem Gefühl, keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, nichts als Freiheit — Freiheit — und wäre ſie nun da, ſo wollt ich alles wetten, daß die, die am meiſten danach lärmten, auch die Erſten wären, ſie zu ihrem eigenen Beſten in Ketten zu ſchlagen. Ich habe darüber meine eigenen Bemerkungen gemacht. Ich habe das Unglück von

Hr. Welker dem „christlichen Ritter der Preßfreiheit" wie ihn Börne nennt, immer mit großen politischen freisinnigen Reden regalirt zu werden, wahrscheinlich weil ich immer ganz still und andächtig zuhöre und nichts zu erwidern weiß — da ist aber immer die Grundidee „das Volk soll herrschen, und Ich bin der Repräsentant des Volkes". Ich habe darüber noch viel zu sagen. Die Könige sind auch eine kuriose Einrichtung. Aber wenn eben die Kinder schon groß wären, so brauchte man ihnen nichts zu befehlen, und wenn die Völker vernünftig wären, so hätten sie auch keinen Fürsten. Die Fürsten aber beherrschen sich wieder gegenseitig, und so ist kein Mensch frei, als etwa der Kaiser Nikolaus, der kann thun was er will, so mag ers denn auch mit dem lieben Gott in einer andern Welt ausmachen. Ich schwätze aber recht dumm, drum Adieu, lebt wohl, haltet Euch wohl und schreibt bald Eurer Jette.

19. Januar 1843.

Nein, was heute für ein Höllenwetter ist: ein Sturm, ein Regen, der Blitz hat in den Münsterthurm geschlagen und eine Rose zerschmettert, der Thürmer lag zwei Stunden ohnmächtig von dem furchtbaren Donnerschlag. — Wunderliche Januarslaunen — und vor dem Hause spalten zehn arme Sträflinge aus dem Zuchthaus mein Holz. — Sie sind aber doch lustig, weil ich doppelte Portion Wein ausgetheilt habe. Ihr Lieben laßt es uns auch so machen. Wenn gleich der liebe Gott genug Donner und Sudelwetter herunterschickt — Wein ist Geist — doppelte Portion haben wir doch — ich auch — obschon ich nebenbei ein dummes Ding bin. Also wollen wir auch lustig sein wie die Zuchthäusler. —

Adieu — lebt recht wohl. Ich schließe meinen Brief recht getrost, und traue auf den guten alten Gott, der ruhig auf dem Stuhle sitzt und die Welt regiert, obschon die neuen Philosophen unablässig an ihm zerren und zupfen, um ihn herunter zu kriegen, und sich selbst gern auf den Weltrichterthron placiren möchten. — Ja, der gute alte Gott, der hat auch wohl mein unausgesprochenes, in kindischen Trotz verhülltes Gebet erhört, er hat Euch ein paar gute Stunden geschickt — und wenn das Monden und Jahre würden, was wollte ich dann noch mehr? Mit A. geht es auch wieder etwas besser. — Ach — zu reicher Inhalt im engen Gefäß, da wird alles zu Tode gepreßt. Was fehlt — ist Willenskraft, und die ist's, die erst lebendig macht, Alle anderen Gaben sind am Ende ohne die nur todtes Kapital. Das macht ihm auch den Mangel genügenden Selbstbewußtseins so schmerzlich. — Das ist doch das größte Unglück, in sich selbst zerrissen zu sein. Lebt wohl und Gott behüte Euch. Eure Jette.

(Schluß folgt)

Carlyles Goetheporträt*/ von Moritz Heimann

Beginnen wir mit Nietzſches Carlyle-Porträt. Carlyle: oder Peſſimismus als zurückgetretenes Mittageſſen, und damit iſt er unter die „Unmöglichen" rangiert, in eine, falls etwa nicht gute, ſo doch illuſtre Geſellſchaft, zuſammen mit Dante, Schiller und Rouſſeau. Carlyles Leben — eine Farce wider Wiſſen und Willen, eine heroiſch-moraliſche Interpretation dyspeptiſcher Zuſtände. Der das geſchrieben hat, war ein kranker Mann zeitlebens, auch er ein Interpretator von Zuſtänden, wie alle die gezeichneten Spinneweber der Ewigkeit. Mißtrauen zu erwecken iſt das ſicherſte und eben darum vielleicht ein tückiſches und unerlaubtes Mittel des Kritikers; wer wäre je darin ein größerer Meiſter geweſen als Nietzſche! „Carlyle," ſo lehrt der Mißtrauiſche, „betäubt etwas in ſich durch das Fortiſſimo ſeiner Verehrung für Menſchen ſtarken Glaubens und durch ſeine Wut gegen die weniger Einfältigen: er bedarf des Lärms". Darnach braucht ein moderner Menſch, der nichts heftiger fürchtet, als düpiert zu werden, nur zwei Seiten, zwei Sätze von dem ſchottiſchen Donnerer zu leſen, von dieſem Heroen der Phraſe, und er hört mit Ungeduld und Abneigung ihn prophezeien, was ſchon geſchehen iſt, ſieht ihn einherrollen in einer Wolke von Staub.

Aber, ſo könnte man im Stile Carlyles hinzufügen, in geſperrtem Druck, die Sonne leuchtet durch dieſen Staub. Und die Phraſe und die Prophezeiung deſſen, was längſt geſchehen iſt, ſie ſind eines Mannes achtungswertes Bemühen, ſich die Dinge lieber gegenwärtig und lebendig zu erhalten, als durch die Reduktion auf einen Gedanken aus dem Wege zu räumen. Die Gedanken des Weiſen begleiten die Dinge, die des Kritikers ſind in der ſtändigen Verſuchung ſie zu erſetzen, ſie abzuſetzen. Ein paar Seiten hinter dem Kapitel über Carlyle heißt es in der Götzendämmerung: „Die Geſchichte ſeiner Wünſchbarkeiten war bisher die partie honteuse des Menſchen: man ſoll ſich hüten, zu lange in ihr zu leſen. Was den Menſchen rechtfertigt, iſt ſeine Realität, — ſie wird ihn ewig rechtfertigen. Um wie viel mehr wert iſt der wirkliche Menſch, verglichen mit irgendeinem bloß gewünſchten, erträumten, erſtunkenen und erlogenen Menſchen? mit irgendeinem idealen Menſchen?" Mit irgendeinem Übermenſchen. Wahrhaftig, Carlyle iſt ein größerer Realiſt als Nietzſche. Und eben als ſolcher hielt er es lieber mit dem alten lieben Gott und mit den Zweifeln an ihm, als daß er dem Bedürfnis, ein Führer der Menſchen auch in den letzten Dingen zu ſein, eitel und verzweifelt nachgegeben und etwas originelles Metaphyſiſches erfunden hätte, — wie ungefähr es Nietzſche erging,

* Thomas Carlyle: Goethe. Carlyles Goetheporträt, nachgezeichnet von Samuel Sänger. Berlin 1907, bei Oſterheld und Co.

deſſen Übermenſch und ewige Wiederkehr von allen den ergreifend ſonderbaren Zentralkonzeptionen der großen Denker die leerſten und gewaltſamſten ſind. Gerade der Realiſt in Carlyle kannte beſſer als Nietzſche das Anonyme in den Erſcheinungen und daß man ſie nicht zu wirklich nehmen darf, wenn man ihnen einen Sinn erhalten will. Er wußte, „daß kein Hammerſchlag durch das Univerſum dröhnt, wenn eine Epoche die andre verdrängt." Der Enthuſiaſt und Phraſenmacher iſt wahrer als der Kritiker und Pſycholog, will ſagen, er iſt auf längere Zeit hin wahr. Nietzſches Einwand gegen Carlyle: „Das Verlangen nach einem ſtarken Glauben ſei nicht der Beweis eines ſtarken Glaubens, vielmehr das Gegenteil" — iſt der wahr? Er iſt es nicht, er iſt nur logiſch. Nietzſches Dynamit, wie gewiſſe andere Sprengſtoffe, wirkt nur im geſchloſſenen Raum, am ſtärkſten in der Nähe von vielem Gedruckten; im Freien verliert es an ſeiner Kraft.

Denn Carlyles Verlangen nach dem Starken wächſt auch in etwas Starkem. Wenn er laut ſpricht, und es geſchieht nicht einmal durchaus fortiſſimo, ſo beweiſt das vor allem — insbeſondere vor dem Verdacht, daß er etwas in ſich zu betäuben habe — und am ſicherſten ſo viel, daß er eine kräftige Stimme hat. Er iſt muskulös genug. Sein Blut, das Erbe glühender ſchottiſcher Bekenner, iſt reiner und weniger in ſich entzweit, als das des thüringiſchen Paſtorenſohnes und would-be-polniſchen Grafenſprößlings. Er war mehr Perſönlichkeit als Nietzſche, der unvergleichlich mehr Genie und dabei in einem exzeſſiven Grade Buch iſt. Er konnte verehren, ohne am Ende zu kreuzigen, und zu ſeinen Verehrungen treibt ihn nicht bloß die Not einer Ohnmacht oder eines Gegenſatzes, ſondern das menſchlich ſichere Bewußtſein von Wahlverwandtſchaft.

Und ſo hat ſeine Annäherung an Goethe etwas höchſt Charaktervolles. Er war noch keine dreißig Jahre alt, als er ſeine Überſetzung von Wilhelm Meiſters Lehrjahren dem fünfundſiebenzigjährigen Dichter zuſandte, deſſen Ruhm, ſcheint es, früher nach China, mit Werthers und Lottes Bildern auf Porzellan, gedrungen war, als nach den Britiſchen Inſeln. Carlyle war der erſte Kopf von Rang unter ſeinen Landsleuten, der Goethe als ein Ereignis in der geiſtigen Welt erkannte und verkündigte. Aber von Anfang an war ſein Verhältnis zu ihm tiefer gegründet als auf dem Boden der bloßen literariſchen Intereſſen; es ſpricht ſich im erſten Brief an Goethe unbewunden, einfach und ſtark aus: „Vier Jahre ſind vergangen, ſeit ich in den Bergen meiner ſchottiſchen Heimat Ihren Fauſt las, und da konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß mir einſt vergönnt ſein werde, Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen und vor Ihnen, wie vor meinem Vater ein von Leiden und Irrungen heimgeſuchtes Herz ausſchütten zu dürfen, deſſen Geheimniſſe Sie ſo von Grund aus zu begreifen ſchienen und ſo ſchön darzuſtellen wußten. Noch immer gehört dieſe Hoffnung zu meinen Träumen. Viele Heilige ſind, ſeit ich Sie zuerſt kennen lernte, aus

meinem literariſchen Kalender geſtrichen worden, aber Ihr Name ſteht noch darin: in leuchtenderer Schrift als je. Daß Ihr Leben lange noch, lange erhalten bleibe, zum Troſt und zur Unterweiſung dieſer und künftiger Generationen, iſt, ſehr verehrter Herr, das ernſte Gebet des Ihnen ganz ergebenen Dieners Thomas Carlyle."

Aus den Briefen und allerlei zerſtreuten Vorreden und Abhandlungen hat Doktor Sänger die wichtigſten Stellen über Goethe zu einem Bilde zuſammengefügt; die Frage wird ſein, wieviel Bedeutung dieſes Bild für uns noch hat, nach hundert Jahren einer Philologie, die jeden Tag und jede Zeile von Goethe gefreſſen hat.

Hundert Jahre Arbeit der Art können ſchon, wenn auch mit Roſenblättern, wie bei den Gaſtmälern Heliogabals, einen Mann begraben. Vielleicht hat der, welcher weniger von ihm wußte, einiges zu ſagen, was wir vergeſſen haben.

Iſt doch Goethe der Gegenſatz zu allem geworden, was Leidenſchaft erregt; und der Fauſt insbeſondere hat von ſeiner Gleichniskraft ſehr viel, faſt alles eingebüßt. Für Carlyle hatte er ſie in einem ähnlichen Maße, wie die großen religiöſen Bücher. Er war ihm ſo voll von wirklicher Gegenwart, daß dieſer ganz auf das Moderne erpichte Kritiker, der von einer mythologiſierenden, poetiſchen Poeſie nichts wiſſen wollte, den Fauſt ohne Schwankung als nur ſcheinbar dahin gehörig auffaßte: „Den wirklichen Stoff dazu habe vielmehr die trockene Proſa des neunzehnten Jahrhunderts geliefert, das gewöhnliche Leben, das wir alle führten."

Goethe war für ihn der vates, der Verkünder einer vorbildlichen Auseinanderſetzung zwiſchen dem in ſeine Endlichkeit eingeſperrten Menſchen und der ihn umgebenden und in gewiſſem Sinne nicht unerreichbaren Unendlichkeit. Er war dem jungen Manne, deſſen Lebensaufbau durch keine Frühreife verſchoben wurde und der nach dem Verehrungswürdigen ausſchaute, die wahrhaft und über alle große Zeiterſcheinung, ſo groß, daß er ihn neben das größte weltgeſchichtliche Ereignis der Epoche ſtellte und ihn, in ſeinem Roman von der Franzöſiſchen Revolution, das geiſtige Gegenſtück zu dieſer ungeheuren Totgeburt einer Welt nannte, das heißt: die ungeheure Wahrgeburt einer Welt. Goethe leitete ihn im Kampf und Drang ſeiner Jugend, und war ihm geiſterhaft zur Seite bis in ſein ſpäteres Alter. Er vergißt ihn nicht bei der Schilderung der Kanonade von Valmy; und als er die Bilder der Helden tröſtend aus allen Gebieten des geiſtig-ſittlichen Lebens beſchwört, huldigt er ihm mit dem Bekenntnis: „Ich halte ihn für einen wahren Helden, heldenhaft in allem, was er ſagte und tat, und vielleicht noch mehr in dem, was er nicht ſagte und nicht tat: für mich ein edler Anblick: ein großer, heroiſcher, antiker Mann, der ſpricht und ſchweigt, wie ein Held des Altertums, unter der Geſtalt eines ganz modernen, hochgebildeten und feingeſitteten Schriftſtellers! In den letzten hundertfünfzig Jahren haben wir ſolchen Anblick nicht gehabt, keinen Mann, der fähig war, uns einen ſolchen zu bieten."

Mit einer solchen Krone krönt er ihn; und, wahrhaftiger als Nietzsche zu Wagner, kommt er sich keinen Augenblick als King-maker vor. Alle seine Äußerungen, sowohl über Goethe als zu ihm, haben Distanz. Es gibt keinerlei Affektation darin, keinerlei Erniedrigung, keine Schmeichelei mit Verachtung und Hochmut im Hinterhalt, nichts Geflissentliches. Ich kann es mir nicht versagen, eine besonders schöne Stelle aus dem Briefwechsel anzuführen. Goethe hatte ihm geschrieben — es sind anderthalb Jahr vor seinem Tode: „Leben Sie recht wohl, schreiben Sie bald, denn für mich werden Tage und Wochen immer kostbarer." Worauf Carlyle antwortet, von Craigenputtock nach Weimar: „In Ihrem Briefe sind zwei prophetische Anspielungen, die eine edle, feierliche Würde atmen und mich mit Angst und Schmerz erfüllen. Weit entfernt sei der Tag, der für uns und für Millionen so trauervoll wäre! Zwar könnte ich mich fragen: was sind Sie mir anders als nur eine Stimme? und ist diese Stimme nicht eine von denen, die nicht sterben können? Wird nicht auch, wenn die Trennung noch unübersteiglicher geworden ist, die Erinnerung an vergangene Güte dauernd teuer dem Überlebenden verbleiben? Und dann trauern wir nicht wie die, die keine Hoffnung haben. Wer den hohen Sinn des „Entsagens" erfaßt hat, bewahrt sich schon hinieden einen stillen Glauben an eine ganz andere Zukunft als die, welche der gewöhnliche Fromme glaubt oder den der gewöhnliche Zweifler leugnet. ‚Gott ist groß', sagen die Orientalen; dem fügen wir, als Anfang und Ende unsrer ganzen Philosophie, ‚Gott ist gut' hinzu. Aber sehen wir hinweg von diesen erhabenen Dingen, die freilich ein weiser Mensch keinen einzigen Augenblick aus dem Auge verliert: der Segen des Lebens besteht nicht im Leben, sondern im rechten Wirken. Und wem ein Werk aufgegeben ward, das in der Geschichte der Menschheit nicht oft seinesgleichen hatte, und wer es getan hat und noch tut, darf mit ruhigem Auge ‚vorwärts wie rückwärts blicken', mag sich darin auch der Tau ‚natürlicher Tränen' sammeln. Wir wollen hoffen und beten, daß ein so kostbares Leben in friedvoller Thätigkeit bis zu seiner äußersten Grenze ausgedehnt werde, daß noch lange Jahre freundlicher Brüderlichkeit auf Erden uns beschieden seien."

Das ist sehr schön, Michael Kramer könnte so schreiben; und wenn jemand diese säkularisierte Theologie unredlich nennen möchte, nun, sie ist nicht unredlicher, als irgendeine andere Zusammenfassung des nicht Zusammenfaßbaren. Von Kopf zu den Füßen wird uns die Wahrheit nie ganz einhüllen; die Decke ist zu kurz geraten.

Carlyles Begriff von Goethe ist, wie kaum anders zu erwarten, einseitig. Mehrmals nennt er seine Verehrung gegen Goethe die eines Sohnes gegen seinen geistigen Vater. Wie möchte wohl Goethe diesen Sohn angesehen haben, wenn er ihm nicht durch sein Ausländertum und alle damit verbundenen Umstände ins Ungefährliche wäre entrückt gewesen? Es ist wahrscheinlich genug,

daß er ungeduldig gegen ihn gewesen wäre. Carlyle vereinfacht Goethe. In einer Abhandlung über den Faust macht er einen Umriß von Mephisto: er zeichnet ihn gut, und nur davon scheint er nichts zu ahnen, wieviel Goethe auch in Mephisto steckt — Goethe, Künstler, der er war und der des Halbkünstlers krampfhafte Einheit der Welt nicht nötig hatte: Goethe, welcher sich so einrichtete, daß er zu einer gottlosen und zu einer gotterfüllten Welt gleich gut gestimmt hätte.

Dabei hatte Carlyle aber ein überraschend feines Gefühl für die eigentümliche Mittelstellung Goethes. Er rühmt an ihm als konstitutiv „die wahre Ruhe des Menschen", die er folgendermaßen formuliert: „Sie ist ebensoweit entfernt vom Unglauben einer im Wachstum verkümmerten Seele wie von gedankenloser Unterwerfung unter die blinde Naturgewalt oder dem Gift der Selbsttäuschung und wurzelt in dem harmonischen Ausgleich von Notwendigkeit und Zufall, von den veränderlichen und den unveränderlichen Faktoren unsres Geschickes, in der stillen Überlegenheit seines Geistes über seine Bedingungen. . . . Goethes innere Welt ist in langsamer, mühevoller Arbeit errichtet worden, aber sie ruht nun nicht auf hohlem, trügerischem Grunde: sein Friede ist kein Geschöpf der Blindheit, sondern der Erleuchtung: noch entstammt er der unsicheren Hoffnung auf den Wechsel, sondern der gewissen Einsicht in das Unabänderliche." Denselben Gedanken, nur von wo anders her und vielleicht noch schöner, geschmeidiger, moderner, mit einem Wort: gültiger ausgedrückt, füge ich hier bei von Paul Mongré: „Goethe hat ein seltenes Glücksgeschenk vor anderen Menschen voraus, den potentiellen Tiefsinn, die Fähigkeit, tief zu sein, aber schon an der Oberfläche zu erraten, wie tief man im gegebenen Falle höchstens sein dürfe: jenen klaren, nicht grüblerischen, nicht fanatischen Götterblick, der sich leidenschaftlich genug in die Dinge eingräbt, aber nur soweit als das Wohltuende und Kräftigende der Dinge reicht." Der Radikalismus täuscht über das Maß der ihm zugrunde liegenden echten Kraft: die Mittelstellung Goethes macht die Unerschöpflichkeit seiner Wirkung aus. Jeder menschliche Geist hatte seinen Platz zwischen Idealität und Realität von Natur und Wahl zugewiesen erhalten; die beiden Extreme sind nur denkbar (das heißt, sie sind nicht denkbar); eine kleine Verschiebung des Geistes zwischen ihnen näher nach der einen oder nach der andern Seite, und das Weltbild ist bis in die letzte Faser verändert. In ähnlicher Weise steht der geistige Charakter zwischen Persönlichkeit und Unpersönlichkeit; zu sehr nach der einen Seite entschieden, und er erstarrt; nach der andern, und er verdunstet. Goethe nun steht zwischen den Extremen auf dem genauesten Punkt von allen großen, modernen Männern, die wir kennen. Hierdurch ist er eine mythische Gestalt. Und daß ihn als eine solche schon Carlyle, durch die Befangenheit des Zeitgenossen hindurch erkannte, ist Verdienst genug, um sein Bild des großen Mannes auch für uns immer wieder frisch zu erhalten.

In Craigenputtock — zwei Stunden zu reiten bis zur nächsten Stadt, man

glaubt es dem Namen anzuhören, in welcher dumpfen Einsamkeit zwischen schottischen Mooren und Felsen er lag — gab es einen Zuschauer bei allem, was Carlyle schuf und litt: seine Frau Jane, die ihm mit ihren zarten, verwöhnten Händen das Brot buk. Beim ersten, nach einem Leitfaden unternommenen Versuch dazu war der Backofen nicht heiß genug, und die Frau saß bis in die dritte Stunde der Nacht vor dem Ofen, allein wach im Hause, verstört, verzweifelnd; bis ihr Benvenuto Cellini einfiel und sie sich sagte, daß es vor den höheren Mächten keinen Unterschied mache, ob der „Perseus" oder ein Laib Brot für den geliebten Mann gar würde. Sie schickte einmal eine ihrer schwarzen Locken nach Weimar, aber Goethe konnte das Geschenk nicht von seinem Haupte erwidern, wie sie gebeten, denn „kurz und mißfärbig" habe das Alter sein Haar gemacht: „Meine schönsten Grüße der würdigen Gattin." Sie stand daneben, von Carlyles Herzen weiter entfernt, als Craigenputtock von Dumfries, weit davon, zu schaffen; ja weit davon, zu leiden: eine Gestalt aus einer tieferen Wirklichkeit, als Carlyle zu messen gegeben war, und aus tieferen Träumen, als Goethe jemals hatte.

Zwei Deutſche Sonette/ von Herbert Eulenberg

I.

Winters

Winterlich Bild: Verdeckt vom weißen Eiſe,
das breit ſich an die harten Ufer ſchiebt
und dann und wann ein Seufzen von ſich gibt,
rinnt wie ein Kind der Bach ganz klein und leiſe.

Die Sträucher ſtehn wie wunderliche Greiſe,
Rauhreif im Schopf, von keinem mehr geliebt.
Es weint das Land, vom grauen Schnee umſtiebt,
in Nebeln wie in Schleiern eine Waiſe.

Da plötzlich ſah ich mich, als Greis verwittert
im Dunſt und Winter dieſes Lebens ſtehen,
verſtellt, erfroren, lieblos und verbittert,

entwurzelt wie ein Stock durch Menſchen gehen,
und mit dem Mund, der vor Enttäuſchung zittert,
um eines nur, um keine Liebe flehen.

II.

Vorfrühling

Die ſchwarzen Bäume auf den welken Wieſen
fühlt man ſehnſüchtig ihre Zweige ſtrecken,
wie ſchwer Erwachende die Glieder recken,
und träumend zieht der Saft durch dieſe Rieſen.

Die Krähen krächzen ſchwächer, halb verwieſen
ſchon aus dem Reich der winterlichen Schrecken.
Die laue Luft will alles küſſend wecken,
das Gras durchſchimmern Veilchen wie Türkiſen.

Tu auf die Bruſt, laß deine Blumen ſprießen
frag nicht, ob Menſchen da ſind ſie zu pflücken.
Den Fiſcher ſiehſt du ſelig im Genießen

ſich auf dem Strom zu ſeinen Netzen bücken.
Und wenn auch alle Herzen dich verließen,
ſolang du liebſt, wirſt du dich ſelbſt beglücken.

Soziale Hygiene/ von Alfred Grotjahn

Im Anſchluß an die Naturwiſſenſchaften zeitigte die mediziniſche Forſchung im neunzehnten Jahrhundert eine Ausbeute, die alles übertraf, was die vorhergehenden Jahrtauſende, in denen ſich die Heilkunde in ihren theoretiſchen Vorausſetzungen ſtets eng an die jeweilige metaphyſiſche Spekulation anſchloß, an Kenntniſſen der körperlichen Vorgänge und an Fähigkeit dieſe zu beeinfluſſen je erreicht hatten. Kein Wunder, daß nun eine vollſtändige Überſiedlung der Mediziner aus der geiſteswiſſenſchaftlichen in die naturwiſſenſchaftliche Betriebsgemeinſchaft vor ſich ging. Die Schattenſeiten dieſer Entwicklung, die in Rudolf Virchow ihren höchſten Typus hervorbringt, beginnen erſt in unſeren Tagen offenbar zu werden. Die Einwände kommen aus der äußerſten Peripherie der Medizin und zwar aus jenem Teile, der in ſteter Berührung mit den ſozialen Fragen zu bleiben genötigt iſt. Es iſt nicht ohne Intereſſe feſtzuſtellen, daß es der nämliche Rudolf Virchow war, der — wenn es auch nur eine Epiſode in ſeinem arbeitsreichen Leben blieb — den erſten und durchaus verfrühten Verſuch machte, die Medizin an ſoziologiſchen Gedankengängen zu orientieren. Er brauchte die Bezeichnung „Soziale Medizin" nach franzöſiſchem Vorgange in Deutſchland zum erſtenmal in dem Vorwort, mit dem er im Juni 1848 ſeine neue Wochenſchrift, die „Mediziniſche Reform", einleitete. Dieſe Bezeichnung, die ihm ſoviel wie öffentliche Geſundheitspflege im weiteſten Sinne bedeutete, hat ſich jedoch in der Folge nicht einbürgern können. Einer präziſen Begriffsbeſtimmung entzieht ſich der Ausdruck „Soziale Medizin" ja auch ſchon aus dem Grunde, weil die Medizin nach ihrem Auseinanderfallen in unzählige Sonderdiſziplinen überhaupt keine definierbare Wiſſenſchaft mehr bezeichnet und ſomit auch der „Sozialen Medizin" eine Verſchwommenheit verblieb, die das Wort bald nach ſeinem erſten Auftauchen für fünf Jahrzehnte aus dem Sprachgebrauch hat verſchwinden laſſen. Auch Virchow hat in ſeinen unzähligen ſpäteren Veröffentlichungen das Wort nicht mehr gebraucht. Wenn die Bezeichnung ſeit etwa einem Jahrzehnt wieder in Aufnahme gekommen iſt, ſo iſt dies die Folge des Bedürfniſſes nach einem neuen Terminus für einen Komplex von Fragen, den die Heilkunde erſt ſeit kurzer Zeit kennt: er dient als Sammelname für die mannigfachen Beziehungen der Medizin zur modernen ſozialen Verſicherungsgeſetzgebung. Für das, was Rudolf Virchow damals mit „Soziale Medizin" bezeichnete, bürgert ſich dagegen jetzt die Bezeichnung „Soziale Hygiene" ein, und für dieſe läßt ſich in der Tat eine prägnante Definition, eine beſondere Art der wiſſenſchaftlichen Frageſtellung und eine Abgrenzung nach den übrigen Sondergebieten der Medizin feſtſtellen.

Der junge Virchow hatte an der erwähnten Stelle zum ersten Male nachdrücklich auf den Zusammenhang zahlreicher medizinischer und hygienischer Fragen mit dem politischen und gesellschaftlichen Leben hingewiesen. Unter seiner Führung versuchte damals eine Anzahl junger Ärzte die Ideen einer politisch stark bewegten Zeit auf ihr berufliches Sondergebiet auszudehnen. Alle Artikel der Virchowschen Zeitschrift versetzen den Leser durchaus in die Atmosphäre, in der Marx und Engels ihr kommunistisches Manifest geschrieben haben. Aber Widerhall fanden diese Bestrebungen nicht. Vielmehr ging die Zeitschrift bereits nach einjähriger Dauer ein. Der Herausgeber selbst beschränkte sich in seinen späteren Abhandlungen zur Gesundheitspflege auf spezielle Fragen der Städtesanierung, des Krankenhausbaues und anderem. Überhaupt absorbierte die Gesundheitstechnik, die inzwischen im Anschluß an die chemischen und physiologischen Laboratoriumsforschungen eines Pettenkofer und seiner Schüler groß geworden war, bald die gesamte Hygiene. Wie weit wir es auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten gebracht haben, zeigt ein Besuch der internationalen Hygieneausstellung, die zurzeit in Dresden zur Schau steht. Besonders unterstützt wurde diese Richtung durch die infolge der Verfeinerung des Mikroskops ermöglichte Bakteriologie, der Lehre von jenen unendlich kleinen Lebewesen, die für eine Anzahl der verheerendsten Krankheiten die Erreger abgeben. Als es Robert Koch im Jahre 1881 gelang, den Erreger der Tuberkulose und wenige Jahre später den der Cholera zu finden, folgte hier eine Entdeckung der anderen, so daß sich die Bakteriologie bald sämtliche Zweige der Medizin und infolge ihrer Beschäftigung mit den Volksseuchen am vollständigsten natürlich die Hygiene untertänig machte. Wie sehr sich nun auch die Münchener Schule Pettenkofers von jener Robert Kochs in Berlin unterschied, so haben beide Richtungen doch das gemein, daß der Schwerpunkt ihrer Forschung im Laboratorium liegt und ihre Ergebnisse bestenfalls nur auf die biologischen Qualitäten des isoliert gedachten Menschen bezogen werden können. Erst in unseren Tagen verzieht sich ein wenig der Rausch dieser Entdeckungen, und es wird offenbar, daß die mechanische Übertragung der im Laboratorium und zumeist mittels des Tierexperimentes gewonnenen Ergebnisse in die Praxis des vielgestaltigen menschlichen Gemeinschaftslebens auch nicht annähernd hält, was man sich davon versprochen hat.

Hier setzt nun die Arbeit derer ein, die von vornherein die Laboratoriumshygiene nur als Stückwerk auffassen, das durch sorgfältige Berücksichtigung der soziologisch erfaßbaren Zustände und Veränderungen des gesellschaftlichen Organismus ergänzt werden muß, ehe man verallgemeinernde Normen aufstellen darf. Nach den Forderungen dieser Richtung sollen kulturhistorische, psychologische, nationalökonomische, politische Erwägungen in das hygienische Kalkül eingehen, das damit erst zu einem sozialhygienischen wird.

In Wahrheit war dieses ja auch von den Zeiten des Moses an der normale Zustand der hygienischen Betätigung, die sich seit Jahrtausenden auf eine naiv empirische Erkenntnis der gesundheitsförderlichen und gesundheitsschädlichen Einflüsse der Umgebung des Menschen stützte, diese Erfahrungen aber immer erst mit den Bedingungen der jeweiligen gesellschaftlichen Struktur in Einklang setzte, ehe sie hygienische Normen für das individuelle und soziale Verhalten daraus ableitete. Zeugnis hierfür sind uns noch heute die überlieferten Vorschriften der religiösen Kulte orientalischer Völker, die zur guten Hälfte aus derartigen hygienischen Normen bestehen. Wenn die rohe Empirie jener Zeiten jetzt endlich einer methodischen Betrachtung weicht, so ist nicht einzusehen, weshalb diese das Studium der elementaren Faktoren, der Nahrungsmittel, der Wohnweise, der Bekleidungsart, der Bakterienwelt nur insoweit betreiben soll, als dadurch die anatomischen, physiologischen und pathologischen Zustände des isoliert gedachten menschlichen Körpers beeinflußt werden. Gibt es doch diesen isolierten Menschen außer in der naturwissenschaftlichen Fiktion nur noch in den Robinsonaden der Kinderbücher. Der reale Mensch ist ausnahmslos mit seinen Mitmenschen sozial verbunden; er ist geknüpft an Horde, Stamm, Familie, Gemeinde, Staat, Volk und Rasse. Er ist keineswegs nur durch seine Gefühle, Triebe, Willensimpulse, also psychisch, sondern durchaus auch in seinem körperlichen Verhalten abhängig von den Formen seiner Vergesellschaftung mit ihren wirtschaftlichen Verschiedenheiten, der Natural- und Geldwirtschaft, der Haus-, Stadt-, Volks- und Weltwirtschaft. Der Hygieniker muß die Abhängigkeit des menschlichen Körpers und seiner krankhaften Zustände von diesen Bedingungen in ihren Einzelheiten studieren, wenn er der hygienischen Zweckidee in vollem Umfange gerecht werden will. Die Hygiene gehört ja überhaupt nicht zu den absoluten Wissenschaften, die lediglich der Erkenntnis willen betrieben werden und deren Vertreter der „reinen" Forschung leben dürfen ohne Rücksicht darauf, ob ihre Ermittelungen jemals normativ verwertet werden können oder nicht. Die Hygiene wird vielmehr ihrem ganzen Wesen nach durch die Zielvorstellung bestimmt, die gesundheitsschädlichen und gesundheitsfördernden Bedingungen kennen zu lernen, um die ersteren zu vermindern und die letzteren vermehren zu können. Den „reinen" Forscher mag das betrüben, wir anderen sehen in dieser Zwecksetzung etwas so ungemein wichtiges, daß wir uns über die Frage, ob eine so verstandene Hygiene „wirklich" den Namen einer Wissenschaft oder bloß den einer methodischen Betrachtung verdient, keine grauen Haare wachsen lassen. Wir geben gern zu oder besser gesagt betonen mit besonderer Vorliebe, daß die Hygiene sich ausschließlich aus Bausteinen zusammensetzt, die aus anderen Wissensgebieten entlehnt sind und lediglich durch die hygienische Zweckidee zusammengehalten werden. Der bisherige wissenschaftliche Betrieb der Hygiene hat die naturwissenschaftlichen Fächer fast sämtlich herangezogen und sie ihrem besonderen Zwecke

dienstbar gemacht. Um ihn zu einem sozialhygienischen zu erweitern bedarf es nur noch der Einbeziehung von Elementen, die den Geisteswissenschaften entlehnt sind. Es mag unbequem sein, aber es ist unerläßlich, daß der Hygieniker von der Existenz einer Wissenschaft der Statistik, der Nationalökonomie, der Soziologie, Notiz nimmt, um in dem Maße, wie der von ihm bearbeitete Stoff ihn dazu zwingt, auch aus diesen Disziplinen Bausteine herauszubrechen und diese ohne Blamage an passender Stelle seinem Ideengebäude einzufügen.

Bestimmt man das Wesen der Hygiene durch ihre Zweckidee, wie das oben geschehen ist, so muß man allerdings auch die Konsequenzen tragen und sich vorstellen, wohin es führen würde, wenn die hygienische Wissenschaft tatsächlich alle gesundheitsschädlichen und gesundheitsfördernden Lebensbedingungen zu erforschen und dementsprechend die hygienische Praxis zur vollen Entfaltung zu bringen vermöchte. Mit guten Gründen ist schon der gegenwärtigen, unvollkommenen, vorwiegend individuellen Hygiene zum Vorwurf gemacht worden, daß sie in steigendem Maße die schwachen Individuen der Bevölkerung bis zur Vererbungsmöglichkeit ihrer Minderwertigkeit erhalte, statt sie dem schnellen Untergange zu überlassen, und dadurch schließlich zu einer Verschlechterung des physischen Substrates unserer Kulturvölker führen müsse. Um wieviel mehr ist dieser Einwand der Sozialen Hygiene gegenüber am Platze, die nicht nur einige bevorzugte Individuen sondern die Gesamtheit der denkbar weitgehendsten hygienischen Obsorge unterstellen will. Dieser Einwand führt auf das Problem der Entartung hin, in das überhaupt die Wege aus allen Gebieten der Sozialen Hygiene schließlich einmünden.

Mit nichts wird wohl gegenwärtig von Unberufenen und leider auch Berufenen auf den Gebieten der Ethik, Kulturgeschichte, Dichtkunst, Politik und besonders der allgemeinen Bildungsschriftstellerei soviel Unfug getrieben als mit den Ausdrücken Degeneration, Dekadenze Entartung. Jedes Mißbehagen über irgendeine Emanation des Zeitgeistes oder auch nur eines Zeitgenossen flüchtet sich unter diese Flagge und zwar um so leichter, je weniger es sich durch konkrete Tatsachen begründen läßt. Die Existenz derartig verschwommener Begriffe mag für den literarischen Betrieb seine Bequemlichkeit haben: in der Hygiene dürfen wir mit diesem Begriffe nur operieren, wenn wir jede Unklarheit daraus verbannt haben. Wir verstehen hier unter Entartung eine durch bestimmte Methoden meßbare, somatische oder psychische Minderwertigkeit der Deszendenten im Vergleich zu dem als vollkommen oder doch wenigstens nach dem Durchschnitt gemessen als im wesentlichen fehlerfrei vorgestellten Deszendenten. Daß solche Entartung nicht selten ist, lehrt auch den Laien die Beobachtung seiner Umgebung. Daß sie so intensiv und in solcher Verbreitung auftreten kann, daß daß gesamte physische Substrat eines Volkes davon ergriffen und restlos vertilgt wird, lehrt uns der Untergang zahlreicher Naturvölker und aller großen Kulturnationen.

Diesen Untergang von „moralischen", kulturhistorischen und sonstigen erhabenen Gesichtspunkten aus zu betrachten, sollte man wegen der bisherigen Ergebnislosigkeit dieser Betrachtungen ruhig so lange vertagen, bis Ärzte und Demographen untersucht haben, welche Veränderungen mit der Bevölkerung selbst während der Entartungs- und Verfallszeit quantitativ und qualitativ vorgegangen sind. Zu entscheiden, ob der kulturelle Verfall der primäre war, dem der körperliche folgte, oder ob es sich umgekehrt verhielt, sollte man ebenfalls nicht an den Anfangspunkt dieser Studien stellen, da diese Entscheidung erst nach einer Anhäufung von einwandsfreiem Tatsachenmaterial und auch dann nur annäherungsweise getroffen werden kann. Weiterhin ist es auch durchaus verkehrt, das Studium der körperlichen Entartung mit einem Streit darüber zu beginnen, ob die zurzeit momentan führenden Völker Mitteleuropas bereits in einen allgemeinen Entartungsprozeß eingetreten sind. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man bei diesem Ausgangspunkte lediglich zu einem Herumplätschern in Gemeinplätzen und subjektiven Ansichten gelangt.

Endlich ist noch ein anderer Weg abzulehnen, der von einem ganz allgemeinen Gesichtspunkte aus, nämlich dem der Zuchtwahllehre Darwins, sozusagen deduktiv das Wesen der Entartungsvorgänge zu erschließen versuche. Aber wie allgemein sich auch die Quintessenz des Darwinismus durchgesetzt hat, so ist doch die spezielle Wirkung von Variation und Auslese, Anpassung und Zuchtwahl noch so sehr Gegenstand des Streites, daß sich für absehbare Zeit noch keine Aussicht von Gewinnung von Regeln eröffnet, die aus der Beobachtung des Pflanzen- und Tierzüchters gewonnen und dann auf den Artprozeß des Menschen bezogen werden könnten. Es muß abgewartet werden, ob dieser Weg in Zukunft bessere Aussichten eröffnet. Jedenfalls sind Zweifel durchaus berechtigt. Denn von vornherein ist es unwahrscheinlich, daß Tierexperimente, die auf durchsichtigeren Gebieten der Physiologie und Pathologie doch nur eine begrenzte Erkenntnis vermittelt und bezüglich der Gewinnung von Normen für das Verhalten des Menschen häufig enttäuscht haben, sich auf dem so überaus komplizierten Gebiete der Artbildung ergiebiger erweisen sollten. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Artprozeß sich im Pflanzen- und Tierreiche in ungeheuer großen Zeiträumen und dabei verhältnismäßig schneller Generationsfolge, innerhalb der Kulturmenschheit dagegen in sehr kurzer Zeit und bei langsamer Geschlecht erfolge abspielt.

Statt von der hohen Warte der Darwinistischen Auffassung den menschlichen Artprozeß erklären und so die Degenerationsfrage meistern zu wollen, liegt es denn doch näher und verspricht schnellere Wirkung, dem Studium der Degenerationserscheinungen zunächst eine breite empirische Grundlage zu geben. Und da ist es denn in der Tat erfreulich zu sehen, daß bewußt oder unbewußt Material in Fülle herbeigeschafft wird. Die Sterblichkeits- und Bevölkerungs-

ſtatiſtik wird von Jahr zu Jahr mehr zu einem ſorgfältigen Barometer des allgemeinen Geſundheitszuſtandes ausgebaut. Die für die Beurteilung der Entartungserſcheinungen ſo überaus wichtigen Kinderfehler werden durch die Erhebungen der Schulärzte, die Häufigkeit der Gebrechen in der übrigen Bevölkerung bei Gelegenheit der allgemeinen Volkszählungen in immer größerem Umfange ſtatiſtiſch erfaßt. Die Tauglichkeit zum Heeresdienſt bei den Männern, zum Stillgeſchäft bei den Frauen iſt Gegenſtand erhöhten wiſſenſchaftlichen Intereſſes. Über die Zu- oder Abnahme der Körpergröße ſtellen Anthropologie und die Anthropometrie Unterſuchungen an. Endlich führt auch die Einbeziehung eines immer mehr wachſenden Teiles der Bevölkerung in die ſtaatliche Kranken-, Unfall- und Invaliditätsverſicherung zu einer fortlaufenden Beobachtung und Regiſtrierung des körperlichen Zuſtandes der für den Artprozeß ſo überaus wichtigen proletariſchen Schichten. Dieſe Beiſpiele ließen ſich leicht vermehren. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß eine planvolle Weiterführung dieſer Spezialſtudien und die Anordnung ihrer Ergebniſſe unter dem Geſichtspunkte der Aufhellung des Entartungsproblems über kurz oder lang uns zuverläſſigen Aufſchluß über Vorhandenſein und Umfang degenerativer Tendenzen im Volkskörper bringen werden.

Die angeführten Beiſpiele ergeben aber noch etwas, das gerade in dieſem Zuſammenhange anzuführen wichtig iſt, nämlich die Zugehörigkeit aller dieſer Dinge zur Sozialen Hygiene, von der ſie als „Raſſenhygiene" abzutrennen auch nicht der geringſte Grund vorliegt. Überhaupt hat dieſe von A. Ploetz eingeführte Bezeichnung, in der allerdings „Raſſe" nicht im Sinne des Ethnographen, ſondern analog der „race" des engliſchen Züchters lediglich den generativen Zuſammenhang eines Individuenkonglomerates bezeichnen ſollte, beſonders deshalb zu argen Mißverſtändniſſen geführt, weil in Deutſchland gleichzeitig die ariſche Raſſentheorie Gobineaus eine Wiederbelebung erfuhr und ſich in der Folge eine unerfreuliche Verquickung der Ploetzſchen Raſſenhygiene mit der ariſchen Raſſentheorie der Gobineau-Epigonen in Büchern, Aufſätzen und ad hoc gegründeten Zeitſchriften breitmachte. Demgegenüber iſt mit Nachdruck zu betonen, daß hier zwei ganz verſchiedene Ideenkreiſe miteinander vermengt werden. Die Lehre von den Entartungserſcheinungen muß ſich natürlich auf eine objektive, für jede Gruppe von Individuen gültige Betrachtung ſtützen, mögen dieſe nun einer reinen oder gemiſchten, kurzſchädeligen oder langſchädeligen, intereſſanten oder unintereſſanten „Raſſe" angehören.

Dieſe Zugehörigkeit des Entartungsproblems zum Forſchungsbereich der Sozialen Hygiene wird auch keineswegs durch den bereits oben angedeuteten Konflikt des ſozialhygieniſch erforderlichen Schutzes der ſchwächlichen Individuen mit dem für eine Verhütung der Entartung zweckmäßigen ſchnellen Hinwegſterben dieſer Minderwertigen in Frage geſtellt. Denn jene konſtitutionelle Minderwertigkeit, die auf Alkoholismus, Syphilis, Malaria und andere Volks-

krankheiten zurückzuführen ist, wird ja durch die weitgehenden Forderungen der Sozialen Hygiene unmittelbar eingeschränkt, da eine wirkungsvolle Bekämpfung einer jeder dieser Krankheiten auch den menschlichen Artprozeß in hohem Maße günstig beeinflussen muß. Anders ist es allerdings mit jenen krankhaften Zuständen bestellt, die durch Fortschaffung schwacher Konstitutionen den Artprozeß säubern, was man von Herz-, Nerven- und Lungenkrankheiten mit einigem Recht behaupten kann. Unmöglich können wir aber diese Individuen nur deshalb der hygienischen Obsorge entziehen, damit sie dann einige Jahre früher dahinsterben. Deshalb muß diese Seite des Entartungsproblems von einem ganz anderen Punkte aus in Angriff genommen werden. Immer mehr wird hier eine sorgfältige generative Hygiene lehren, den Fortpflanzungsprozeß rationell zu gestalten, anstatt ihn wie jetzt ausschließlich der Naivität und dem Zufall zu überlassen. Diese generative Hygiene ruht allerdings noch im Schoße der Zukunft, da die Ärzte unserer Zeit es vorläufig noch vorziehen, sich auf sexuellem Gebiete lediglich dem Studium der Perversitäten zu widmen. Aber einmal dürfte doch auch die Zeit kommen, in der die Wissenschaft sich mit dem normalen Geschlechtsleben und seinen Folgen gründlich zu beschäftigen entschließt. Solche Studien werden uns dann Normen liefern, durch deren Befolgung wir den Konflikt, der in der gegenwärtigen Hygiene zwischen den Forderungen des Schutzes der Minderwertigen und der Verhütung der Entartung noch klafft, vermeiden können, da eine große Anzahl von minderwertigen Individuen dann überhaupt nicht mehr geboren werden. Diese generative Hygiene, für die sich jetzt Galtons schöne Bezeichnung „Eugenik" einführt, ist aber so eng verknüpft mit den wirtschaftlichen und kulturellen Zuständen, daß sie wegen der steten Rücksichtnahme auf die Sozialwissenschaften so recht eigentlich in die Soziale Hygiene hineingehört; sie wird von diesem Begriff sowohl nach der deskriptiven wie nach der normativen Seite hin umfaßt. Die Verallgemeinerung hygienischer Kultur und die Verhütung der körperlichen Entartung können wohl in einigen Punkten kollidieren, in ihren letzten Zielen stimmen sie aber völlig überein: die Soziale Hygiene begreift die Verhütung der Degeneration in sich, da sie nicht nur die Verallgemeinerung hygienischer Kultur auf eine Gruppe von gesellschaftlich zusammengehörigen Individuen, sondern auch auf deren Nachkommen bezweckt. Wenn wir aber die Lehre von der Eugenik zu einem Abschnitt der Sozialen Hygiene machen, so soll das gewiß keine Degradation sein. Es sei gerne anerkannt, daß sie der wichtigste Teil der Sozialen Hygiene ist, der sich alle anderen unterordnen müssen. Sie ist für viele sozialhygienische Erörterungen der Ausgangspunkt: für alle sollte sie der letzte Orientierungspunkt sein. Nur dann wird der Arzt, der die Hygiene unserer Tage jetzt beim rationellen Spucknapf oder dem polizeilich zu sistierenden Bazillus enden sieht, dereinst in Wahrheit mit dem Dichter sprechen können: Hier sitz' ich und forme Menschen!

Neue Bücher*/ von Oskar Loerke

Die vier Stimmen, auf die wir eben hören wollen, kommen aus vier Windrichtungen. Raabe — lebt er wirklich nicht mehr? — ſpricht von Weſten, Leutelt von Oſten, Michel von Süden und Bengt Berg von Norden. Ungefähr ebenſo verſchieden wie die Himmelsgegenden ſind ihre Bücher. Dennoch iſt ihnen außer gewiſſen Mängeln wie etwa dem des allzu langſamen Fortſchreitens, den ſie freilich mit faſt allen Erzählungen der Gegenwart teilen, eins gemeinſam: ſie erweitern das Material der Dichtung, indem ſie aus unbekannten Lebensgebieten ihre Kraft ziehen.

Raabe in ſeinem Fragment „Altershauſen" geht auf dieſe materiale Bereicherung am wenigſten bewußt aus, und ſo iſt diejenige von ſeinen Figuren, die ſie tatſächlich bringt, keine abſolut neue Schöpfung, aber eine Neuſchöpfung. Stadtſimpel wie Ludchen Bock findet man wohl ab und zu in der Literatur; ihre Idiotie findet Bedauern oder Liebe, wird verachtet oder geheiligt. Dieſe Gefühle unterdrückt Raabe nicht, weil ſie richtig ſind, aber ſie finden bei ihm ihre Zuſammenfaſſung und Auflöſung in einer hohen, ſeheriſchen Melancholie, vor der Zorn und Liebe eins werden. In ihr packt Raabe das Leben jenſeits der Formen und Leidenſchaften, obwohl er immer durch das Diesſeits in das Jenſeits dringt. Sein Hauptkunſtmittel dafür iſt alt, doch Kunſtmittel gewinnen ja oft erſt mit dem Alter die Eigenſchaften der Jugend. In „Altershauſen" laufen zwei Erzählungen nebeneinander, eine ſchnelle verwickelte in einer langſamen einfachen, wie etwa in einer gehaltenen Harmonie eine gelenke Melodie Platz hat. Raabes Harmonie iſt ſakral, die Melodie profan. Die umfaſſende und weſentliche Geſchichte hat nur eine Geneſis, keinen Verlauf. Die Geneſis iſt ſo: Der Wirkliche Geh. Medizinalrat Dr. Friedrich Feyerabend begeht ſeinen ſiebzigſten Geburtstag. Eine Schar offizieller Würdenträger iſt zu ſeiner Ehrung gegenwärtig. Mitten in der Rede des Kultusminiſters nun fällt ihm eine Laus ein, die er als Schüler gehabt hat und wegen der ihn ſein Freund Ludchen Bock verpetzte. Und die ganze Jugend ſteht auf. Er packt den Koffer und fährt nach Altershauſen, wo er ſie verlebt hat. Dort trifft er einen ſchwachſinnigen Greis als Gepäckträger an — Ludchen Bock. Und andere Bekannte begegnen ihm. Auch die er nicht findet, findet er. „Die Pflaſterſteine unter den Füßen fingen an zu reden." Feyerabend hat ſich zu all dem Zudringenden irgendwie zu ſtellen, und Anfang und Schluß ſeiner Weisheit wird die Magie des reinen Zuſchauens. „So ſchönes Wetter und ich noch dabei — und du noch dabei". Unter dieſer Magie könnte ein Geſchehen heute oder in Ewigkeit

* Wilhelm Raabe, „Altershauſen", (Otto Janke Berlin); Robert Michel, „Geſchichten von Inſekten", (S. Fiſcher, Verlag); Guſtav Leutelt, „Das zweite Geſicht," (S. Fiſcher, Verlag); Bengt Berg, „Der Seefall", (Albert Ahn, Bonn).

abbrechen. Darum ist es nicht schade, daß die Geschichte in der Geschichte Fragment geblieben ist. Jenes Wort hat bei Raabe keine Wehleidigkeit, also auch keine Enge. Es ist eine Formel für das Unbegreifliche alles Daseins, wie sie einem siebzigjährigen Gehirn gemäß sein mag. Es ist ein anderer melancholischerer Ausdruck für: ich lebe. Diese Melancholie durchflimmert der farbige Traum der Weltgeschichte mit Kriegen und exakten Wissenschaften und den näheren Menschenschicksalen. Alles gehört Feyerabend zu dem Begriff: Ich lebe. Die gespenstische Seite des Weltbildes zeigt sich in dieser Nachdenksamkeit: „So schönes Wetter und ich dabei." Und völlig bis zur Spukhaftigkeit führt schließlich Raabe selbst das Leben in der unheimlichen Weihnachtstraum-Allegorie von dem „Nußknacker vom Feste des vorigen Jahres", der mit raffinierter Vernunft und dem Hexeneinmaleins knackt und den Schalenhaufen mehrt. Das ist, als würden wir an eine Maschinerie des Schicksals geführt und hörten sie in danse-macabre-Rhythmen klappern, um so mehr, als der Nußknacker Feyerabend roten Frack, weiße Weste, gelbe Hosen und Husarenstiefel trägt und eine ganze „Nürnbergertandschöpfung" um sich hat. Die Welträtselnuß geht ungeknackt an den Nußknacker dieses Jahres weiter. — Nicht wahr, wieder ein rechtes Vermächtniswerk am Ende eines Lebens? In dieser besonderen Raabeschen Erzählung, die in sich gewissermaßen Raum hat für die sechzig oder siebzig früheren, auch die bedeutenderen, kehrt der ganze Raabe unverkürzt wieder, der Raabe z. B., über den wir uns geärgert haben, ehe wir ihn liebten. Seine Geschichte rückt häufig wieder nicht chronologisch weiter, sondern durch Assoziationen, sie gewinnt dadurch wieder häufig nicht die erwarteten, sondern die riesenhaften Perspektiven. Sie ist wieder vollgestopft mit Zitaten, Wiederholungen, schrulligen, launigen, geistreichen und genialen Schnörkeln, aufdringlichen Sonderlingsnamen, und verschwindet oft unter der Weise, wie sie erzählt ist. Raabe schreibt immer wie jener Professor Doktor Nachkauer aus „Kloster Lugau", nur daß er kein Nachkauer, sondern ein großer Urheber ist, das Werk: „Dilucidationes philosophicae de deo, anima humana, mundo et generalibus rerum affectionibus", und, wie wir sahen, eine Laus ist dicht bei dem ewigen Welträtsel, aber nicht in der Weise einer Groteske, sondern in der Weise der Wirklichkeit, und das konstituiert seine Größe.

Bei Robert Michel ist in den „Geschichten von Insekten" aus einem schönen dichterischen Einfall ein Buch geworden, das kein Buch ist. Indessen, da fast alle Skizzen der Sammlung Vortreffliches bieten, und nur ihr Nebeneinander etwas Groteskes über sie bringt, wie schon irgendein Stückchen der Titelreihenfolge zeigt: „Die Fliege, die Raupe, die schwarze Fliege, die Fliege im Winter" usw., so vergißt man den Fehler des Werkes gleich anderen Unebenheiten seiner Komposition immer wieder, sobald man es liest. Michels Absicht ist, den Anteil solcher Winzigkeiten wie der Insekten an unserem Leben zu zeigen. Wir übersehen

dieſe Weſen meiſt, und doch kann von etwelchen unter ihnen eine größere Wirkung auf uns ausgehen als durch irgendeine der bekannten großen Mächte. Eine Libelle etwa lockt eine Frau in den Waſſertod, Ameiſen gar, die ſich an einer Leiche im Walde mit Leichengift infiziert haben, töten zwei Knaben durch ihre Biſſe. Und iſt die Wirkung auch nicht oft ſo brutal und handgreiflich, tief kann ſie trotzdem ſein. Ein Inſekt ſchneidet einmal unſere Bahn, unſere Gedanken richten ſich anders, für eine Sekunde, eine Minute, d. h. für den Tag, alſo für dieſes Jahr, mithin für dieſes Leben. Und wäre es ſoviel nicht, iſt es nicht übergenug, wenn vielleicht aus dem Anblick eines Marienwurms fürs ganze Leben jedesmal eine wertvolle Erinnerung aufſteigt? Und wenn ſoviel nicht, iſt ein Schreck, ein Zaudern, eine Scham kein weſentlicher Einfluß? Ein Gedanke, ein Sinnbild, ein ſchöner Anblick, ein phantaſtiſches Fabelgeſpinſt kein Geſchenk? All dieſe Nachdenklichkeiten und mehr ſind bei Michel nie programmatiſch heraufgewühlt. Er ſpiegelt das Leben der Menſchen unverzerrt ab: Liebes- und Erziehungsprobleme, ein Eiſenbahnunglück und der Sturz eines Reiters erſcheinen uns bei ihm durchaus wichtiger und näher als ein Inſekt, nur der geheime poetiſche Nachdruck des Buches weiſt auf jene fliegenden und kriechenden Schickſalsträger.

Den gleichen Vorzug, etwas Seltenes zur Quelle ſeiner Fabel zu machen und das Leben doch nicht zu verkehren, beſitzt Guſtav Leutelts Erzählung „Das zweite Geſicht". Ein junger Menſch hat dieſe ernſte und traurige Gabe, den Tod geliebter Menſchen, kurz bevor ſie ſterben, in ahndevollen, krampfähnlichen Zuſtänden, in die bisweilen Viſionen oder Hilferufe hineindämmern, vorauszuſehen. So erlebt er den doppelten Tod ſeines Vaters, ſeiner Spielkameradin, der Braut, eines geliebten Kindes, des väterlichen Freundes. Leutelt verſucht nicht, das Unerklärbare der Gabe zu erklären, aber das Erklärbare: wie ein Vaterhaus, wo ſich immer Modergeruch und Hyazinthenduft miſchen, wie eine leicht anfällige Geſundheit, beſonders ein durch Vorſtellungen und Einbildungen bis in die Tiefen aufrührbares Nervenſyſtem und ein dauernd geſtörter Blutumlauf, der den Augen das ſanfte Gleiten und Wogen kleiner Kügelchen im Raume vortäuſcht, wie ſpäter die unheimliche Atmoſphäre in „düſteren Zimmern mit den dunklen Geräten und den vielen Kruzifixen und Heiligenbildern", wie all das vielleicht manche Elemente einer ſolchen Anlage enthalten mag. Dazu das liebevolle Hinhorchen der Seele auf die Geliebten . . ., wir ſpüren ja auch Blicke, deren Quelle wir nicht vor uns haben, oder mancher Muſiker merkt am eigenen Spiel, wann ſein Zuhörer nicht zuhört. Das Wundervolle an Leutelts Buch iſt nun, wie er das zweite Geſicht zur Urſache, aber nicht zur Hauptſache eines Lebens macht. Kann man den Lebenskeim krank, kompliziert und dunkel nennen, ſo iſt das ihm entſpringende Leben geſund, einfach und hell: Der Kranke wird um ſeines Leidens willen Lehrer, wirkt mit ſeiner Dispoſition zur Eindring-

lichkeit, Feinhörigkeit und Güte viel Erſprießliches, er erlebt mit ſeinem ganzen Weſen eine ſtarke Liebe, die, durch den Tod zerbrochen, ihn zerbricht, er gibt ſeinen Beruf auf, möchte aus Entſetzen vor ſeinen Geſichten keinem Menſchen mehr nahekommen, gewinnt aus dem Willen zu geſunden ein faſt Sankt Franziskaniſches Verhältnis zur Natur und kehrt mit dieſer Bereicherung zu den Menſchen wieder. So ſchlicht die Linie ſeines Schickſals iſt, am Ende hat er, was wichtiger iſt als ein perſönliches Schickſal, die Welt erlebt. Sein Dunkles war das Licht, das ihm alles erleuchtete. Das Buch iſt lauter, wenn es auch von einem letzten Dinge handelt; die in dieſem Falle beſcheidenſte und zugleich am meiſten authentiſche der Erzählungsformen, die Ichform, erhöht die Lauterkeit noch. Schließlich geht jeder Dichter von letzten Dingen aus, ſeien ihre Namen uns auch ſehr vertraut. Niemand kann von letzten Dingen reden, dem die letzten Dinge nicht die erſten Dinge ſind.

Der Roman des jungen Schweden Bengt Berg „Der Seefall" beſteht aus zwei Geſchichten. Daß ſie ſich nicht berühren, zerſtört ſeine Form; berührten ſie ſich aber, ſo wäre ſein Gehalt zerſtört, der in dem Anſchauen ganz vegetativer Leben beſteht, die ſich nicht miſchen können. Wer alſo um die Tüchtigkeit der äußern Form beſorgt iſt, der leſe: Der Seefall, zwei Romane. Der erſte hat einen jungen, nach Lappland verſchlagenen Finnen namens Pertula zum Helden. Pertula wird auf ſeiner Eltern Flucht geboren, mit Schneewaſſer gewaſchen und in ein Rentierfell gewickelt. Und dann? Er lebt, . . . dieſe Worte erſchöpfen eigentlich alle Tatſachen ſeines Daſeins: ſein Schickſal enthält kein Schickſal. Er hat kein Ziel, er ſieht keine Zukunft. Seine Freuden ſind ein Verwundern, ſeine Leiden ein Erſtaunen, nicht mehr. Und alſo iſt das Lebendige und Tote, das Freude oder Leiden gibt, Fiſche, Rens, Wölfe, Vögel, der Vater, die benachbarten Lappen, Geiſter, Seen, Flüſſe, Berge ihm auch nicht mehr als ein Verwundern und Erſtaunen. Seine ungeheure Einſamkeit iſt doch keine Einſamkeit, weil ſie faſt nichts Sentimentaliſches in ſich hat. Es iſt die Einſamkeit der Welt ſelbſt, die auch keinen Freund hat, und doch ſind alle Dinge darin. Er kann nicht viel trauern, als die Wölfe im Schneeſturm ſeinen Vater zerriſſen haben. Die Wölfe ſind ja ebenſo da wie ſein Vater. Sie töten die Menſchen wie die Menſchen ſie. Beide haſſen ſich darum nicht. Daß Pertula eine Weile lang einen Kameraden hat, ſeinen Hund Njurko, unterſcheidet ihn nicht von den übrigen lebendigen Weſen, nur eines: eine unbeſtimmte Sehnſucht nach einem köſtlichen Lande, das fern hinter den Bergen liegen müſſe. Wenn man es ehrfürchtig auslegt, kann man das Motto des zweiten Romans ſchon über den erſten ſetzen: „Eines Mannes Verſtand und zwölf Männer Stärke". Dieſer zweite Roman enthält die Geſchichte eines jungen Bären. Von der menſchlich ſehnſüchtigen Unruhe abgeſehen, iſt ſein Leben ganz wie das Pertulas. Er hat kein Ziel und keine Zukunft außer ſich ſelbſt. Wie Pertula ſeinen Vater

durch Tiere, ſo verliert der Bär ſeine Mutter durch Menſchen. Wie Pertula lernt er die Weſen, die nicht von ſeiner Art ſind, entweder ſcheuen und fürchten oder verfolgen und jagen, wieder ohne Haß, aus den Urtrieben ſeines Lebens heraus. Er wandert weit durch Wälder, über Berge und Waſſer nach Nahrung und Winterlager, ſpäter nach Liebe. Immer wieder trabt und trabt er, mitunter durch Wunden geſtört, mitunter fliehend und gehetzt. Manchmal findet er andere Bären, und dann wieder trabt er und trabt. Erſchütternd iſt dieſes ſtets Reiſige, das allmählich zu einem Rhythmus der Kraft wird, erſchütternd insbeſondere die Lehrjahre des Bären, wenn etwa ſeine Zwölfmännerſtärke vor den Geräuſchen fallender Herbſtblätter alles Entſetzen des Todes durchlebt. — Übrigens folgt in Bergs Buch auf den Bärenroman noch eine Fortſetzung der Geſchichte Pertulas, worin dieſer und ſein Begleiter auf den Bären Jagd machen. Die äußere Rundung wird natürlich zu einem Mangel der inneren. Das ſchmälert nicht die großen Verdienſte des Buches: außer dem größten, das Leben eines Bären aufgeſchloſſen zu haben, hat es noch das zweite, eine unbekannte Landſchaft in die Kunſt zu ziehen. Lappland mit all ſeinen rauhen Wundern iſt darin, nicht neben den Lebensgeſchichten als Schilderei, ſondern in ihnen als Potenz. Wir betaſten dieſe Wunder mit den Füßen ſeiner Bären. Die Berge, Flüſſe und Wälder heißen: Mühſal, Gefahr, Wohnung, Nahrung, und hießen ſie nicht ſo, ſo wären ſie nicht da. So gleichgültig die Darſtellung eines grandioſen Phänomens iſt, wie es der Sturz eines Sees in ein tieferes Becken ſein muß, ſo ſtark iſt unſere Emotion. Ich höre den Einwurf aller, die einem verhältnismäßig geringeren Phänomen wie dem Rheinfall bei Schaffhauſen durch ein Jahrhundert viele Verſe und viel Proſa gewidmet haben: „Vielleicht iſt es auch ein Mangel an Kraft, wenn man Seefall Seefall ſein läßt". — Nicht, wenn man auch Bär Bär ſein läßt! Und jenes der Steinwand neben dem Rheinfall eingegrabene Wort Goethes ſteht vor mir, daß niemand, der es verſucht, das Phänomen erſchöpft habe.

Bei Goethe zu verweilen, wenn heutzutage auch mit Recht darüber geſchimpft wird, ſo ſcheint ſeine Beobachtung, daß uns in der Dichtkunſt zuletzt doch nur das Menſchliche intereſſiere, allmählich eine Erweiterung zu erfahren: Alles Lebendige intereſſiert uns. Früher freilich wurden die Tiere in Fabeln, Allegorien oder anderen phantaſtiſchen Formen meiſt zu bequem charakteriſierenden Typen erniedrigt. Die Geſchichten, die ſich zwiſchen ihnen begaben, waren alſo Menſchengeſchichten. Die erweiterte andächtige Aufmerkſamkeit iſt etwas Modernes. Allerdings wird dieſe Art dichteriſcher Modernität oft als Lebensferne bezeichnet. Man engt den Begriff des Modernen in philiſtröſer Weiſe ein: man verlangt, daß die modernen techniſchen, ſozialen und pſychiſchen Veränderungen den Dichtern allein die „Probleme" abgeben ſollen. Alſo die Bücher ſollen das letzte Kapitel zum erſten und einzigen machen. Nun, auch die Bibel fängt mit dem

letzten Kapitel an und teilt dieses in 38 Bücher, aber am Anfang, in der Mitte und am Ende steht Jahweh. Ich rede gleichnisweise. Und der Unterschied des Dichters vom Schriftsteller ist gleichnisweise gesprochen dieser: Der erste sagt: Die Ursache der Kraft Simsons über die Philister war in Jahweh. Der zweite: Die Ursache waren seine Haare. So ist für den modernen Dichter das spezifisch Moderne neben vielem anderen selbstverständlich vorhanden, wovon er selbstverständlich am gehörigen Orte spricht, aber es als das einzige auszugeben, ist ebenso unmodern, als hartnäckig Mühlräder- und Postkutschensentiments aufzusuchen; wie es umgekehrt pedantisch ist, das eine als krank und das andere als unwahr überhaupt abzuweisen. Freiheit!

Auch diese Betrachtung weise auf das Wesen und den Rang unserer vier Bücher hin.

Ausstellungswesen- und Unwesen/ von Julius Elias

Wie der französische Grenadier vor Waterloo möchte man sprechen: „Es sind ihrer gar zu viele", — doch ich strecke nicht die Waffen wie er, obwohl das meiste, was in diesem Lenz und Sommer unsres Kunstvergnügens die Augen sehen mußten, in der Tat entwaffnend ist. Der alte Ibsen hat nicht umsonst gelehrt: es ist im Grunde zwecklos, gegenüber der Verwirklichung unserer künstlerischen Ideen den strengsten Maßstab der eigenen Intentionen zu behaupten. Gewiß, Ibsen hätte aus den meisten Aufführungen seiner Dramen hinauslaufen müssen, wenn er immer auf der Erfüllung seiner höchsten Absichten bestanden hätte. So schloß er in seiner Seele eine Art Kompromiß mit sich selbst. Solche Selbstkompromisse sind dem vermittelnden Kunstbetrachter, der jahraus, jahrein durch die Länder schweift, um in den europäischen Betrieben vom Guten das Neue und vom Neuen das Gute zu erkennen, schon lange nicht mehr fremd.

Man hat reinlich zu unterscheiden zwischen dem, was bei den Unternehmungen Entwicklungsdokument, Fortschrittsangelegenheit, und dem, was nur Markt und sozialökonomische Notwendigkeit ist. In allen Ländern gibt es Tausende von Malern, die leben wollen und leben müssen; der Eintritt in die „Kunstkarriere" wird heutzutage gerechterweise nicht erschwert, sondern unbilligerweise erleichtert. Die kompakte Masse, die für den Absatz handwerkelt, glaubt natürlich auch einen Anspruch auf die weiteste Ausstellungsmöglichkeit zu haben; dieser Anspruch wird erfüllt, dank dem sozialen Fürsorgegeist, der über die Erde geht. Die geschlossene Majorität hat auch hier immer die Regierungen auf ihrer Seite, zumal in der amtlichen Welt Kunstherkommen gleichbedeutend mit Staatserhaltung ist, während ihnen die Eigenwilligen, Radikalen und Sucher von

vornherein als ſoziale Friedensſtörer und Störenfriede verdächtig ſind. Nirgendwo werden die Neueren und Neuerer heftiger ſchikaniert als im „Lande der Kunſt", in Frankreich. Bis heute wandert der Verein der Indépendants, ein verzweifelter Ahasverus, in Paris von Stätte zu Stätte, nach ſiebenundzwanzigjähriger fördernder Daſeinsbekräftigung. Von der und für die Avantgarde begründet und zu allen Zeiten von den Machthabern verfolgt, führte dieſer Salon eine wahre Zigeuner- und Barackenexiſtenz: er zog — um nur einige Herbergen zu nennen — von der „Cour du Carouſſel" zum „Palais de Glace", von der „Salle du Coliſée" zu den Räumen der „Geſellſchaft für Gartenfreunde", von den verlaſſenen Treibhäuſern des „Cours la Reine" zum Tuileriengarten, von dort zur Invalidenbrücke und zum Quai d'Orſay. Heuer erhebt ſich das luftige Gezelt zwiſchen Bürgerſteig und Straßendamm und iſt genau ein Kilometer lang: ein Sturmwind würde es umreißen und die Bilder in die Seine ſchleudern, wohin der Leiter der „Schönen Künſte", Herr Dujardin-Beaumetz, ſie wahrſcheinlich verwünſcht.

Die Regierung hat nichts aus der geſchichtlichen Tatſache gelernt, daß in dieſer Baumſchule der Kunſt ſich der Sieg der großen Impreſſioniſten entſchied; daß die Hoffnung Frankreichs ſich hier und immer nur hier zuerſt offenbarte: ſeit faſt drei Jahrzehnten war jede Ächtung bloß eine neue Blamage. Dagegen darf die Mittelmäßigkeit in einem ſtolzen Palaſt ihre öden Feſte feiern, in einem Prunkhauſe, wo neben dem freiwilligen und unfreiwilligen Erbſaſſen des Akademismus höchſtens noch der Realismus aus zweiter oder dritter Hand, die angekommenen „maîtres-peintres", geduldet werden. Zwar gewährt eine gnädige Geſte dem „Salon d'Automne", d. h. den zwiefach Geſiebten der „Indépendants", hier eine beſcheidene Unterkunft, doch nur „auf Zeit", denn nach wenigen Wochen begehrt ſchon — die Automobilinduſtrie das Lokal für ihre Jahresſchau. Dieſe beſchämenden Zuſtände werden nicht nur von den Heißſpornen der Kritik andauernd bekämpft, auch ruhigere, mehr konſervativ gerichtete Herrſchaften verlieren nachgerade die Geduld und gloſſieren die ſtolze Redensart von der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Die deutſchen Sezeſſionen wiſſen gar nicht, um wieviel beſſer ſie in ihren Polizeiſtaaten dran ſind.

Immerhin hat dieſer Druck auch ſein Gutes. Er ſtärkt den Geiſt der Fronde in den jüngeren Geſchlechtern und damit die Luſt an der Arbeit. Die Generation, die nach den Meiſtern des Impreſſionismus kam, hatte ſich die Sache ziemlich leicht gemacht: der Charme Monets verleitete zur Oberflächlichkeit; in der „Studie" erſchöpfte ſich die Leiſtung bis zur Grimaſſe; konſtruktive Fähigkeiten wurden geringgeſchätzt, Anläufe zu ehrlicher Kompoſition verlacht; Stil ohne Phantaſie und Phantaſie ohne Stil. Herr Vinnen, der als Maler ja auch im Kielwaſſer Monets fuhr und auf ſolche Art wenigſtens etwas Erträgliches zuwege brachte, iſt um mehrere Jahre zu ſpät gekommen; durch dieſe

französische Übergangsgeneration haben die deutschen Märkte keinen Pfennig verloren. Seine Predigten sind wie Backware von vorgestern. Kauft heut ein deutscher Liebhaber französische Jugendkunst, so wird er ganz sicher wissen, warum: es ist die Kunst, die schon wieder im schönen Gleichgewicht von Form und Farbe an die große französische Tradition des achtzehnten Jahrhunderts angeknüpft, nachdem sie den Impressionismus in sich verarbeitet, aber auch bei Degas, Renoir und Cézanne die lebensvollen Gediegenheiten der zeichnerischen Konstruktion erkannt hat. Ich denke an Persönlichkeiten wie Puy und Friesz, van Dongen und Vlaminck, Manguin und Camoin, Guérin und Laprade, von Bonnard und Vuillard gar nicht zu reden. Unter den „Indépendants" tritt jetzt entschieden Henry Dêziré hervor, ein junger Mann von der Gironde, für den sich die Rechte und die Linke im Lobe vereinigen können: er hat Giorgione und Correggio studiert, ist über Poussin und Puvis de Chavanne geschritten und hat bei Pissarro und Cézanne die schimmernde Leuchtkraft der Farbe aufgefangen, die sich bei ihm zu einem schwebend-festen Silberglanz abstuft. Seine Schäferphantasie, ohne alle Süßlichkeit, haust zwischen Wirklichkeit und Traum. Déziré „stilisiert", d. h. er ändert leise die Natur um: die erdenschwere Leiblichkeit der Menschen, die harte Wesenheit der Dinge, ändert um nach dem Ebenbilde seiner Einbildungskraft, so daß Natur und Geschöpfe ein neues Herz empfangen, ein neues Leben leben. Im Geiste ist Déziré Fortsetzer des achtzehnten Jahrhunderts; in der Anschauung ein Kind seiner Tage.

Dieser realen Romantik gegenüber hat die Idealmalerei der älteren „Salons" einen schweren Stand. Hier ist die dekorative Art durch kein Erneuerungsstadium des Kolorismus und der naiven Naturanschauung gegangen. „Staatsaufträgler"; ihr Betrieb ist eine Sinekure. Ein Typus: Cormon, dem die schönen Wände des „Petit Palais des Arts" überantwortet sind. Herzzerreißend, wenn er phantasiert, symbolisiert, allegorisiert — panische Schrecken einjagend, wenn er malt. Die anspruchsvolle Maestra französischer Kunstautorität fühlt sich als die Behüterin des „Niveaus"; das ist ihre einzige Aufgabe in der Welt, — die Kunstentwicklung mag dabei zum Teufel gehen. Die Kräfte, die nicht Ausstellungsmalerei liefern, werden streng ferngehalten. Auch im „Marsfeldsalon", der vom tapferen Meissonier 1890 mit sechzehn Ausreißern gegründet wurde, um ein genaueres Bild vom jeweiligen Stande der französischen Malerei zu schaffen, ist heute dem irrend aufstrebenden Talent kaum noch eine höhere Entfaltungsmöglichkeit geboten als im Kreise der großen Herren vom „Salon der Champs-Elysées". Hier regiert die Virtuosität, die vom stillen Pfade des Impressionismus ausbrach, um auf der großen Heeresstraße des geschäftlichen Betriebs seinem so eleganten wie verehrlichen Publikum die neue Lehre mundgerecht zu machen. Die Aristokratisierer eines revolutionären Gedankens. Nebenher ein fast komischer Flirt mit englischer Art. Die Whistlermode ist nachgerade zu einer geistigen

Krankheit geworden; doch selbst Maestri wie Millais und Sargent, ja Herkomer und Lavery haben Scharen von Nachtretern gefunden. Die britisch-amerikanische Tournüre, die Sporthaltung, der kühl übertriebene Dandysmus beherrschen das Porträt der französischen Salonmaler. Diese „Gipfel" der Fremdennachäffung werden bei „Fursy" und in anderen „Boites" des modischen Volksgesangs mit Hohn und Spott übergossen, — nützt nichts. Der pariser Marquis Boutet de Monvel ist von Anglophilie geradezu besessen. Auch der als Italiener geborene Boldini, der in Paris teure Porträts malt, ist ja Anglomane, und seine Bildnisse französischer Damen (es sind in jedem Jahre drei: eine Blonde, eine Kastanienbraune, eine Schwarze) haben den schnippischen, zappligen, ultraeleganten Missesgeist des Londoner Highlife, das versteckte Hautgoût verwöhnter Überkultur. Aber diese herausfordernden, aufreizenden Weibwesen leben doch — leben mit allen Nerven und Sinnen. Sie sind malerisch wie mit einer Zauberhand hinimprovisiert, typische Verkörperungen eines erstaunlichen, wenn auch unruhigen und abenteuerlichen Geschmacks.

Und dann ist für gewöhnlich noch ein Spaßmacher dort, der in seiner Kunst vom Leben gejagt wird, der nichts anderes malen kann als das Leben und doch Angst hat vor dem Leben: Jean Veber. Er ist der lebhafteste und persönlichste Künstlerkopf in dieser prätentiösen Farbenklexergenossenschaft, wie Th. Fontane sagen würde. Darum hat sie ihn auch schon verschiedene Male zu ducken versucht. Und dann ist Veber zugleich der findigste, schärfste und tiefste unter den französischen Witzbolden. Obwohl er fast nur malt, so hat er nicht eigentlich die Natur eines Malers: der Kern seiner Ausdrucksfähigkeit ist eine äußerst bewegliche und vielseitige Graphik, die nun von der Farbe erhöht und gefestigt wird. Diese schimmernde Graphik schildert die menschliche Komödie in der Bassesse der Gesellschaft; Sozialkritisches immer mit einem Schuß Romantik: den Krämergeist, die klebrige Erotik der kleinen Leute, den Egoismus und die Begehrlichkeit des Philisters, die erbauliche Herrschaft des bezahlten Weibes oder die Tragik dieser frechen Tyrannis, wie sie gelegentlich beim Steinheilprozeß hervorbrach. Vebers Bettlervolk, die Sippe der Verkrüppelten und Verstümmelten, ist von Callotscher Größe. Als Gallier ist er für die Lebensfreude, doch er sieht auch die bittere Kehrseite: durch die „jolies dimanches" in dem großen ländlichen Wirtshause, dem Paradies des Volksvergnügens, geht die Schäbigkeit des Lebenskampfes; auf einer berühmt gewordenen Leinwand ist mit gesteigertem Temperament die rohe Geste heutiger Jahrmärkte gebrandmarkt, die die Brutalität vor die Anmut stellen. Ist es eine Lust, unter einer Demokratie zu existieren? Diese Demokratie lagert sich, ein feistes Riesenweib, erdrückend über Stadt und Land ... Das Leben wird bemeistert durch komische Beleuchtung, — doch die gefährliche Tücke ist geblieben: sie hat sich nur verkrochen vor dem hereindringenden Licht. Vebers Wesenheit ist nicht bloß „esprit", vielmehr nähert sie sich dem, was uns Deutschen Humor ist.

Hätten unsere „Glaspaläste" nur einen Boldini oder Weber vorzustellen, — es wäre immerhin etwas. So aber haben sie in erster Linie ihre — Erinnerungen. Und mit Erinnerungen, das heißt Sammlungen der Rückschau, pflegen sie vollgepfropft zu sein, um ihre Armut an schaffendem Zeitgeist zu verhüllen. Man maskiert den Basarcharakter, indem man dem Ganzen die Prägung eines gesellschaftlichen Unternehmens leiht. Man rechnet auf das Beharrungsvermögen der Menschen und die Bürgertugend der Pietät gegen Vater und Großvater. Man richtet — übrigens mit viel Gelehrsamkeit, Antiquarweisheit und auch Geschmack (wie Ernst Lessing) — Stuben und Stübchen und Sälchen und Tempelrunde her und füllt sie aus mit Urväterhausrat und den zumeist mittelmäßigen, doch lieben und ehrpusseligen Bildnissen vergangener Menschen; man sammelt — eine Ilias nach der homerischen Leistung der Jahrhundertausstellung — im hochgewölbten Prunkraum berlinische Malereien aus der Zeit von 1830 bis 1850, — und dann heißt es: ihr Künstler und all ihr kunstfreundlichen Leute, kommt und betet. Ich unterschätze gewiß nicht die Kraftanstrengung und die praktische Findigkeit, die sich im Aufbau solcher Raritätenkabinette betätigt; aber die Sache selbst läßt mein Herz kalt, so kalt, wie die Mehrheit dieser Generation malte. Höchstens, daß man Anlaß hat, sein Urteil über Menzel zu kontrollieren, der in seiner Frühzeit zu den großen Malern des Jahrhunderts gehörte, und Blechen erheblich zu analysieren (wobei man u. a. auf den alten Norweger Joh. Christ. Dahl und Constable stößt). Vorn: Anbetung, hinten: Fluch. Nur romantische Temperamente können sich mit diesem Zwiespalt der Ausstellungsnatur versöhnen.

Kunst ist Leben, „Lebensfreude, Freiheitsfreude," und ihr einziges Ziel ist, anderen Lebensfreude, Freiheitsfreude einzuflößen. Diese Weisheit ist so banal, daß sie nur — von den großen und echten Malernaturen erfüllt werden kann. Sie sind naiv, das heißt sie haben keine Furcht vor der Trivialität, weil unter ihren gesegneten Händen alles zu Gold wird, und auch keine Furcht vor der Anlehnung, weil ihrem Persönlichkeitszauber Anlehnung zu Weiterentwicklung, Neubestätigung wird. Monet, Sisley, Pissarro haben fast immer die gleichen Dinge gemalt, unbedenklich, ungeklügelt, mit robustem Gewissen, — der Rhythmus des Lebens warf sie stets auf dasselbe Stück Land; die Qualität ihres malerischen Stils stand fast auf derselben Stufe. Aber sind sie trotz dieses scheinbaren Sichabschreibens nicht unterscheidbar? Ein Kind würde die Handschriften dieser Dreiheit auseinanderhalten: Der impulsive Bezauberer; der schwärmerische, träumerische Lyriker; der liebevoll untersuchende Naturfreund. Der impressionistische Gedanke — auch die „Außenseiter" Cézanne, van Gogh, Gauguin, vor allen Cézanne hatten sich inzwischen ihren Rang erobert — wurde rasch Allgemeingut, und da Frankreich das einzige Malerland ist, wo noch etwas für die Entfaltung der künstlerischen Persönlichkeit zu holen ist, so zog der starke Flugsamen auch nach

Deutschland hinüber. Zumal die Berliner Sezession wurde das Laboratorium der Freilicht- und -luftbotschaft. Ja, die Berliner Sezession hat nur dank diesem entschiedenen Anschluß an die größte malerische Entdeckung des Jahrhunderts im deutschen Kunstleben die beherrschende Stellung gewonnen. Es war ein Wahn, anzunehmen, Max Liebermanns Abgang werde den Bestand der Vereinigung erschüttern; gewiß Liebermann war der vorausbestimmte Begründer der Sezession, aber die Sezession war nicht seine Schöpfung — sie war des fortschreitenden Zeitgeistes Schöpfung, und es ist sein geniales Verdienst gewesen, sein Volk für diesen Geist empfänglich und reif gemacht zu haben. Schließlich entscheiden die Leistungen, — und Liebermann erlebte kunsthistorisch vielleicht seinen größten Tag, als er von der Sezession zurücktrat, denn nun zeigte es sich, daß seine Lehre nicht Theorie geblieben, sondern notwendige Wirklichkeit geworden war. Liebermann hat nie etwas von „Rückschau" wissen wollen; ihm galten „alte Muster", die zu beschauen und zu betasten Ästhetensache ist, weit weniger als neue Welt, junges Blut, Zukunftsleben. Er hat die Arbeit der Seinen, nachdem er ihr Auge für das vielfach gegliederte Kunstevangelium d'outre Rhin geschärft, zu einer treuen Arbeit an sich selbst gemacht, auch hierin die echte Preußennatur: richtig diszipliniert, kann auch das mittlere Talent Eigentümliches hervorbringen, Dauerhaftes, etwas, das abermals die Entwicklung bestimmt. Nie hat er Ausstellungen geschaffen sozusagen nach seinem Ebenbilde; wie leicht wäre ihm das gewesen, bei seiner geistigen und künstlerischen Superiorität. Er hat sogar persönliche Abneigungen unterdrücken müssen — zum Beispiel gegen Theorien und Vorbilder eines dekorativen Stils, denen er jüngere Mitstrebende hingegeben sah, denen sein eigenes Interesse, gewiß aus Gründen des Generationsunterschiedes, sich aber verschloß. Er hat das Recht hold irrender Jugend anerkannt, indem er den Maßstab der „Ausstellungsfähigkeit" für das Kunstwerk abschaffte und so als Hauptaufgabe ins Auge faßte: von überallher, ohne Rücksicht auf Mängel und Schönheitsfehler Dokumente zu der vielseitigen Entwicklung des Kolorismus zu sammeln.

Dies klingt wie ein Nekrolog, ist aber nur eine Bilanz, die aufzustellen sich einer seiner alten Königsmacher wohl erlauben darf. Zwei von Liebermanns gereiften Adjutanten trugen den Marschallstab im Tornister: Corinth und Slevogt, zwei Münchener, die in der Berliner Luft und Zucht zu kräftigen und vielseitigen, befeuernden Persönlichkeiten herangediehen waren. Slevogt, die reichere Natur, fühlte sich nicht geschaffen für ein öffentliches Amt und die vielfachen Dienste der Organisation. Corinth wurde Führer. Er soll und kann nur Fortführer sein, nicht Reformator. Das Grundgesetz des Vereins: Beweglichkeit, Duldung, Freiheit, Mehrung des nationalen Kunstbesitzes nicht durch Leistungen falscher Heimatspoesie und durch Bekämpfung der Internationalität, sondern durch das größtmögliche Quantum guter Malereien, — muß er lassen

stahn. So positiver Forderung kommen er, Slevogt und Liebermann in erster Reihe nach. Oberster Gesichtspunkt ist nach wie vor die einfache Natursuche. Die Ausflüge in die Monumentalität, die große Komposition, das Pathos gelingen fürs erste nur halb oder mißlingen ganz. Es sind teils Vorläufigkeiten (selbst Liebermanns „Samariter", so sehr das menschliche Gehalt dieser zarten Bibeldeutung besticht, ist doch nur eine Abschlagszahlung auf ein formal, das heißt dekorativ beträchtlicheres Werk), teils Verstiegenheiten (wie Max Beckmanns „Kreuztragung" und Brandenburgs „Jesu Tod"), teils Kitschigkeiten (wie Meids „Simson und Dalila" oder Tuchs „Pfingstfreude"). Die Zeit der Seher und Begabten ist noch nicht wieder da; die neue Phantasie ist noch ungeboren. Die Phantasie des malerischen Temperaments, die einen Abglanz des Lebens rhythmisch erschafft und sich ins Gebild der Farbe persönlich hineinschreibt, muß uns zunächst noch genügen. Liebermanns Porträts sind immer nur porträtiertes Leben, Ausdruck von Wirklichkeiten im Bilde. Wie ihn ein Winkel in landschaftlicher Natur reizt, so reizt ihn ein Stück Körperlichkeit zu ehrlichstem Erfassen. Und doch sind diese Bilder Geist von seinem Geiste. Auch hinter dem Selbstporträt steckt noch ein zweiter Liebermann, sozusagen ein Über-Liebermann, der die Spiegelung in Tonschönheit reguliert, alles Überflüssige herzhaft ausscheidet, Verstecktes und Auseinanderfallendes bindet und so des Menschen Wesen wie ein sinnbildliches Stück Architektur aufbaut.

Dieses im tiefsten Kern Neuschöpferische haben die Porträts Slevogts nicht, der in besonderem Sale sein Oeuvre vorlegen darf: sie sind wesentlich nur die Vergnügungen eines Malers; mancherlei Abhängigkeiten: von Manet, Cézanne, auch von Liebermann und Trübner. Wer sich so weit auf die Toilette der Damen einläßt, der muß mehr von einem „Rayonchef der Malerei" haben (so nannte Degas den geschmacklerisch arrangierenden Engländer Sargent), als Slevogt hat. Bei den Blumenstücken, die den ganzen Zauber naturfrischer Wirklichkeit ausströmen, steigt das Interesse, um sich vor den kleinen mannigfaltigen Studien aus Nymphenburg und der Münchener Residenz, die wie die Quintessenz des französischen Impressionismus wirken, zur Bewunderung zu erheben. Die Terrasse des Lustschlosses, das Stück Teich mit den Schwänen, die Ordenskapitel, die Hartschierstube haben nicht nur Genauigkeit und Energie der Beobachtung, sondern einen beinahe phantastischen Schwung und Klang, der auf den unmittelbaren und höchst subjektiven Ausbruch der Malerkraft und -lust beruht. Slevogts Bild ist übrigens ohne seine Zeichnungen und stürmischen Randglossen etwa zur „Ilias" und zu „Tausend und eine Nacht" brüchig, diesen berauschenden Syntheses von gestaltender Einbildungskraft und zusammenfassender Nachschrift lebendiger Gesichte.

Corinth, der fröhliche Ritter im Irrgarten der Künste, hat sich zu straffem Willensakte aufgerafft und neben die eingeborene Bravour, den fegenden Furor heuer die eindringlichste Arbeit gestellt. Sein Duplikat eines Männerporträts

zeigt sein eignes Doppelwesen: das Fahrige und das Gediegene, das Absichtslose und Überlegte, das Geistreiche und das Jungburschenhafte, das Tumbe und Witzige, in klingender Harmonie. Der derbe, volltönige Akt „Nanna" und die kulinarische Fülle einer Küche, die moderne Mägen schrecken muß, sind altflämische Akademie, gegangen durch ein lichtmalerisches Temperament — kurz, dieser Corinth hat viel Bestechendes für die Jugend, die ihm folgt: das Feuer und den Zügel. Er soll mit ihr marschieren, und wird mit ihr marschieren, nicht als Maestro oder Schulhaupt, sondern als ihresgleichen einer, der immer in Gärung ist. Auf den Wegen der Wirklichkeit geht es zunächst noch eine ganze Strecke weiter, in das Herz der Natur, über die Oberfläche ins mystische Wesen der Dinge. Die Landschaftsmalerei, die Stillebenmalerei, die Porträtmalerei, diese drei Hauptsprossen der Wahrkunst, haben gerade dank dem Nachwuchs der Sezession Eroberungen gemacht, die für die nächste Zukunft des deutschen Kolorismus ausschlaggebend sein werden. Aus ihren Ergebnissen setzt sich das Erhebliche dieser Ausstellung zusammen, das, was ihr Form und Charakter gibt. Es ist eine entzückte Wanderung im wechselnden Licht und im Wandel der Atmosphäre, wie wir sie kaum je erlebt haben; unbeseelte Dinge erhalten Seele in der farbigen Fülle ihrer Wirklichkeit, und die Ausdrucksfähigkeit der Malertemperamente zeigt in Bildern von Menschen die schöne Bedeutung angeschauter Menschlichkeit.

Mehr Schiller!/ Ein Ruf von K. von Felner*

Die schöpferische Persönlichkeit ist das Symbol des Werdens überhaupt, und ist es am deutlichsten in der Schillerschen Persönlichkeit. Er selbst hat etwas von dem „durchsichtigen Genius" an sich, mit dem er einmal seine Freunde in spöttisches Gelächter versetzt hat. Sie verstanden ihn nicht. Er aber sah, wie jeder Große, schon zu Beginn seines Weges das Ende, ja weit darüber hinaus, blitzartig; während die anderen die alten ausgetretenen Wege nur mit der ihnen eigenen Umständlichkeit zu gehen vermögen; ihnen kommt es nur auf die Anzahl der Meilensteine an, die sie hinter sich lassen.

Ich ersehe in Schiller als Ästhetiker und als Künstler das unmittelbare Symbol der Kultur überhaupt, wie wir sie jetzt verstehen, das hier zum ersten Male in die volle Sonne des Bewußtseins trat. Es bleibe hier unerörtert, ob und wie weit sein Genie sein Talent überragte. Aber er hielt das Ideal tatsächlich in Händen, eingeschlossen in die Hülle seiner Kunst. Er schlug dieses Ei nie auf; es kam ihm nicht nur nicht in den Sinn, sondern er wehrte im Gegenteile die leuchtende Hülle immer fester und kunstvoller. Denn er wollte die

* Bruchstücke aus einer zukünftigen „Evolution der Kunst".

dunkle Leere unter dieser Hülle unseren Augen entziehen. Mit der Vertiefung seines furchtbaren Wissens wuchs die Höhe seiner Welt- und Sinnesfreude. Darum sprach er das Geheimnis nirgends aus, wenn wir es auch gerade dort am sichersten ahnen, wo er am leidenschaftlichsten sich bemüht, es zu verhüllen. Er verbarg es hinter jedem Worte und hinter jeder Geste: er löste die Einheit des Wesens in die Vielheit der Erscheinung auf zur höheren Einheit in seiner Potenz: das ist der Beruf und das Wesen seines Künstlertumes, wie alles Künstlertumes.

Ich frage mich, ob alle Idealität etwas anderes ist, als der Wunsch nach dem glänzenden Gewebe um jenen dunklen und leeren Raum; ob sie ohne das Wissen um diesen überhaupt möglich ist? Ob der Kunsttrieb nicht die bloße Leidenschaft ist, unter Glanz und Sonne das dunkle Nichts zu verbergen? Nicht eine positive Bejahung, sondern eine relative Verneinung des Nichts? So wie das „Dunkel", das „Nichts", das Bleibende, Bestehende, Unbedingte, Ruhende; das „Licht" ein Vorübergehendes, Bewegtes, Bedingtes ist? Wer sagt: Ich habs und ich gebs euch, — gerade der hats am wenigsten. Denn wir sollen und wollen es ja gerade nicht haben, das Rätselhafte, die Frage. Und doch ist sie die Voraussetzung zu allem was wir tun. So war es zu allen Zeiten, und alle Religionen, Philosophien, Wissenschaften und Künste suchen die Grenzen und zeichnen die Grenzen. Um die allein ist es ihnen zu tun, nicht um das, was dahinter liegt; und doch sind sie nur um dieses willen gezogen. Das ist ein furchtbares und tötliches Wissen, und nur Eines kann uns vor der Zerstörung retten: die Schönheit. Die Natur schenkte sie dem, dem sie auch jenes Wissen verlieh, wie keinem anderen: dem Künstler, und erhält sich so in ihm im wunderbarsten Gleichgewichte. Aber nicht jene Schönheit ist es, mit der wir die anderen zu betören versuchen, sondern die wir um ihrer selbst willen suchen: so verhält sich die Raffaelische Schönheit zur Michelangelesken. An dieser Grenze aller Möglichkeiten, an der die Schönheit ihren letzten Sinn erhält, steht die Juno Ludovisi: über sie hinaus werden wir nie gelangen. Und eben darum wirkt sie in ihrer Schönheit unbeweglich, kalt-mathematisch. Ihr Anblick ist ein unendlich wehmutsvoller, entsagungsfordernder. In ihm wagen wir nicht mehr die heilige Stille zu stören. So sieht der Tod im höchsten Augenblicke des Lebens aus. Wir wenden uns ab von ihm . . . Um das Unbegrenzte, Unfaßbare wußten wir seit jeher, und wir wissen um so sicherer von ihm, je weiter wir die Grenzen von uns abrücken. Wenn wir es aber in seiner Totalität darzustellen versuchen, so bauen wir das Unternehmen von vornherein auf ein Nichts. Die fortwährende Betonung vom Wissen um dieses Nichts, ja unsere Tendenz, darzustellen, um unser Wissen zu zeigen, statt es in der Darstellung zu verbergen, ist unser Verderben. Es muß uns erst wieder zur Phrase werden, ehe wir vor ihm bestehen können. Wir müssen daran erinnert werden, aber wir dürfen nicht von ihm leben, wie wir es eine Zeitlang versuchten . . .

Das tiefste Wissen und das höchste Bewußtsein vom Nichts und dabei der stärkste Trieb zu gestalten, zu bewegen, zu beleuchten: das ist der wunderbare Dualismus zur Einheit des Lebens, zur Kultur. So wird der Kulturbegriff mit seiner Vervollkommnung stets tragischer, zwingender, gesetzmäßiger; die Spannung des Lebens eine stets höhere; der Ausgleich der Spannkräfte stets mächtiger, erscheinungsreicher, verantwortungsvoller für den, der ihn beschwört; folgenreicher für den nächsten . . .

Nicht, wer das Rätsel des Lebens zu lösen unternimmt, sondern wer es stets in neue Gestalten zu hüllen weiß, der hat es besiegt. Denn er befreit uns von der Qual der Frage. Nicht die Frage, sondern die Forderung bewegt uns: die Frage steht ewig still und heißt uns still stehen. Aber wehe, wenn die Forderung zur Frage führt, statt aus ihr heraus; wenn nicht die innere Furcht vor dem Nichts das Etwas aus sich heraus gebiert! Darum kann die Lehre vom Nirwana: vom Nichts und in das Nichts, niemals Kulturziel sein: es ist sein grader Gegenpol, die Religion der Sinnesschwäche — das Ende. Und wir wollen immer beginnen, beginnen, beginnen! . . .

Diese Sehnsucht höre ich stark und laut und herrlich bewußt im Prologe zum „Wallenstein" anschwellen; er selbst kündigt ein feuriges Geflecht an: Um Gottes willen, nicht Nacht — und vor der Nacht die glänzende heiße Sonne!

Aus diesem großen Nichts aber geht alle große Kunst hervor. Nur der Dichter, der jedesmal aus diesem Nichts beginnt, wird sich und uns aus ihm befreien. Dichten heißt, jedesmal ganz von vorne anfangen. Ein Dichter werden heißt: zunächst jede Spur eines Vorhandenen beseitigen und sich voll und ganz an seine Stelle setzen. Alles Tote, Mitbewegte entfernen und nur Lebendiges bewegen. Dichten heißt schaffen: um des Nichts willen hervorbringen; als griffe eine heilige Hand aus ihm heraus und gäbe die Sonne, daß es sich selbst verneine — das Wunder des Werdens, das wir nie ergründen und nur mit der Freude am Werden uns zueignen. Alles Schaffen ist so nur eine leidenschaftliche Verneinung des Nichts; nur wer die Kraft dazu besitzt, ist ein Dichter. Diese Kraft der Leidenschaft besaß im höchsten vorhandenen Maße Schiller. Er war der Gott, der auszog, sich seine eigene Welt zu erobern — Shakespeare war der Gott, der sie aus sich herauswarf. Schillers Leidenschaft war Wunsch. Die hypnotische Kraft dieser Leidenschaft und Sehnsucht ließ in seiner Vorstellung leidenschaftlich-sehnsuchtsvolle Gestalten erstehen, die er ebenso leidenschaftlich festhielt; er fand ihre Haltpunkte im Sinnlichen der Schaubühne, auf der er das eherne Gerüst seiner dramatischen Kunst errichtete, daß sie in ihm ihre eigenen Lebensbewegungen, im Endlichen kreisend, nach ihren eigenen Gesetzen vollführen könnten; denn er wußte mit sorgloser Sicherheit, daß die starke Form die Nabelschnur seiner sinnlichen Geschöpfe im Kosmos der Notwendigkeit sei. Darum schuf er sie so sicher, fest und un-

entrinnbar. Ihre ästhetische Kritik ist hier nicht am Platze; denn wer darf deshalb in die Gesetze seines Feuerlaufes eingreifen, weil sie den eigenen entgegenwirken? Freie Unbedingtheit für die anderen, wenn wir sie für uns selbst fordern! So ehren wir den Gegner am höchsten und uns in ihm. Überspringen wir sein Ziel, dann haben wir gesiegt; nicht aber, wenn wir seinen Sprung mit dem unseren kreuzen und damit abzulenken versuchen; schon aus Klugheit nicht, denn zuverlässig wird der unsere von der Wucht des anderen aus seiner geraden Bahn gedrängt!

Die Kunstgebilde Schillers sind ihm stets bewußt vorläufige Ruhepunkte, niemals Ziel; immer Sammelpunkte zu neuen Vorstößen, neue Häutungsstadien: er ließ sie als glänzende Hüllen leer hinter sich liegen. Der sich in sie gehüllt hatte, war in der neuen schon ein anderer, der hier wieder einen neuen Häutungsprozeß durchmachte. Dieses wunderbare Vermögen ist die große Kulturerrungenschaft, die wir im Letzten *ihm* verdanken. Er sah während jedes Prozesses schon den kommenden voraus; er legte an die Bilder, die so aus seinem Haupte sprangen, die bildende, das heißt zügelnde Künstlerhand, und seine immer mehr sich kultivierende Vernunft, glich die Unebenheiten der Kinder seiner immer mehr zu kultivierenden Potenz aus: er wollte sie soweit erziehen, daß sie genau so zeuge, wie er gebären wollte. Shakespeare warf in seiner gesunden überquellenden Naturfülle die Geschöpfe aus sich heraus, und die Gestalten, die sie dabei aus innerster Notwendigkeit, ohne Gewalt des äußeren Zwanges annahmen, offenbaren uns in ihrem Werden ihr tiefes neues Werdegesetz: Shakespeare gebar uns das Wunder des Dramas zum ersten Male; er gab es in seiner unmittelbaren Natur. Denn Shakespeare *war* Natur, Schiller *sehnte* sich nach Natur, das heißt nach freier Erfüllung in strenger Gesetzmäßigkeit, deren bewußte Erkenntnis wir erst mit Schiller erhielten. Und wie die Natur, so brachte Shakespeare gelegentlich Mißgeburten im einzelnen hervor, ohne damit die Gesamtheit zu kränken: Ungeheuerlichkeiten, die er brauchte, wie sie sie braucht: die wir seinem Ganzen ebensowenig in Abzug bringen wie ihn. Schiller, dem Vollbewußten, dürfen wir sie nicht nachsehen: es sind unkultivierte Reste in dem Kulturreiche. Shakespeare erfüllte einfach die Gesetze der Natur, denn sie waren zugleich die seinen; Schiller hatte das Reich der Natur neu in sich zu begründen. In Shakespeare hatte sich die Natur zu ersten Male von selbst erfüllt: er ist so die Voraussetzung zur Verheißung Schillers geworden. Schiller ist die glorreiche Auferstehung aus der Erfüllung Shakespeare zu einer unendlichen Reihe neuer Erfüllungsmöglichkeiten. Seit ihm hat sie keiner noch so bewußt gefeiert wie er . . .

So zeigte uns Shakespeare die Natur; Schiller einen: seinen Weg zu ihr, nicht aber sie selbst, und forderte uns damit auf, selbst den Weg zur Natur, *jeder auf seine Weise*, zu gehen. Schiller war um so vieles stärker als Shake-

ſpeare reicher war. Er machte im edelſten Sinne aus der Not eine Tugend, aus dem Mangel einen Reichtum. Er war ein Schmied, der ſich Flügel ſchuf: Shakeſpeare war der königliche Adler. Dieſen beneiden wir, jenen bewundern wir. Schiller eifert zum Streben an, er gibt das große Beiſpiel; Shakeſpeare zwingt uns ſtill zu ſtehen, er iſt das große Rätſel ſelbſt . . .

Shakeſpeares Originalität iſt die der Natur: er iſt durchaus originell, und doch verblüfft er uns nirgends. Er hat den ausgeſprochenen Stil, im Sinne Schillers, gar nicht nötig; denn er hat ſich die Natur nicht mit der Beſonderheit ſeiner Perſönlichkeit zu unterwerfen . . .

Der ausgeſprochene Stil erſcheint häufig als ſcheinbare Verzerrung des Naturbildes, ſie löſt ſich aber in dem Augenblicke auf, in dem wir uns vermöge unſerer angeborenen oder angebildeten Bewegungsfähigkeit zwiſchen den Schwerpunkt der Natur und der äſthetiſch-individuellen Potenz zu ſtellen vermögen. Dort erſcheint uns dann natürlich alles als richtig abgewogen und eben nur von ſich allein aus gültig, wie es ja anders nicht ſein ſoll: das bedeutet den vollen Sieg der Einzelvorausſetzung über die Maſſenvorausſetzung oder Tradition, der jedem einzelnen nur ſeine eigene Tradition zumutet und zugeſteht. Das individuelle Vermögen der Potenz, uns zu dieſer Bewegung zu befähigen und zu zwingen, das heißt das natürliche Geſetz der Trägheit in uns zu überwinden, hat kein anderes Geheimnis als das ewig alte der Wahrhaftigkeit gegen ſich ſelbſt, und damit gegen uns. Sie iſt der Atem jedes Schillerſchen Wortes, und nur aus dieſem richtigen Verhältniſſe zu ihm von uns zu verſtehen.

Je ſtärker die Potenz als Faktor ihrer Kultur iſt, um ſo größer iſt alſo auch ihre betonte Stilintenſität. So löſte Raffael im *Stile* die Aufgabe, die die Renaiſſancekultur ihm als ihrem Gipfel geſtellt hatte: ſein Stil iſt ſeine Größe und Grenze. Michelangelos Größe aber beginnt erſt jenſeits dieſer Stilgrenze. Darum ſcheint es, als ſprengte er jede Grenze und jeden Stil. In Wirklichkeit aber beugte er ſich vor der Grenze und wurde damit zum Künſtler. Raffaels Künſtlerſchaft iſt Verlangen, Michelangelos Künſtlerſchaft Entſagung. Er bringt das ungeheuere Opfer des Selbſtverzichtes dort, wo er ſich ins Unbegrenzte befreien könnte; die Erkenntnis, daß er dieſe Grenze in jeden Augenblicke ſprengen *könnte*, gibt uns die Offenbarung ſeiner Größe. Für Raffael iſt die Stilgrenze Firmament, für Michelangelo der Erdboden, der prometheiſche Fels, an den er ſich ſelbſt ſchmiedet. Raffael lebt nur *in* ſeinen Formen und ihrer blühenden Farbe; Michelangelo nur *außerhalb* ſeiner Formen: ſie ſelbſt ſind leichenblaſſer lebloſer Stein; nicht Leben ſelbſt, ſondern Zeugen eines Lebens, aus dem ſie als endlich begrenzte Reſte herausfielen: ſie erfüllen den vollen plaſtiſchen Zweck. Sie waren Innengrenzen, Hohlräume, Ruhe: Raffaels Formen ſind Außengrenzen, Gefäße voll mit Lebensmaſſe, die als ſolche zur Erſtarrung gebracht ſind. Raffael erfüllte ſich in ſeinen Formen und band ſich mit

ihnen; Michelangelo befreite sich mit ihnen von ihnen. In jeder seiner Gestalten starb Michelangelo, um sich außerhalb ihrer am Leben zu erhalten. Und das konnte er dort nur, weil er hier das Gesetz erfüllte und es im Verzichte der Formengrenze gefunden hatte. Das steht im Antlitz des „Moses" geschrieben, und das drückt seine Geberde aus. Die Erlösung aus dem plastischen Tode Michelangelos brachte uns Schiller, indem er das Gesetz der dramatischen Bewegung verkündete, das Shakespeare als Naturmöglichkeit gezeigt hatte, und Schiller als Notwendigkeit proklamierte. Schillers Gestalten haben das Leichengewand noch nicht ganz abgeworfen; aber er aufersteht in jeder seiner Gestalten. Sein Stil ist noch allzusehr die Geste des Abwerfens des Todes. Der Freie aber wird diese Geste nicht mehr nötig haben, sein Stil wird nur mehr die Geste des Schreitens und des Fliegens sein. Er wird die Schwerkraft der Natur nahezu restlos überwinden. Der große Stil besitzt die Wunderkraft der Konsekration in uns, die wir beschauen; und was er Fremdes in uns übrig läßt, ist der unlösbare und endliche Rest der sinnlich begrenzten schöpferischen Potenz. Daß Schiller die starke Stilbetonung noch nötig hatte, das stellt ihn als Erfüller unter Michelangelo; denn es fehlte ihm an der letzten Freiheit der Größe, um die er noch zu ringen hatte: das ist die Tragik Schillers. Er war mit seinen Forderungen seinen eigenen Erfüllungsmöglichkeiten weit vorausgeschritten. Darum hat er uns in seinen Forderungen unendlich mehr gegeben. Im Fertigen, das heißt Geformten liegt nichts als wieder der schwer errungene Verzicht: es gibt im letzten Grunde ja keine Erfüllungen. Die Höhe, in der die Forderungen offen bleiben, ist Maßstab für die Kunst. Im Lichte der Schillerschen Forderung aber stehen seine Erfüllungen geheiligt und unantastbar da, und in diesem Sinne ist er der „heilige Mann", den ihn Hebbel genannt hat . . .

Shakespeare den Besitzenden, von dem wir ein Stück sind, und der ein Stück von uns ist, der die Summe zieht, die wir ohne weiteres durch ihn erhalten, zu ehren, ist kein Verdienst; wohl aber ist es Verdienst, Schiller, den Fordernden zu ehren, wenn wir ihn erkennen und am meisten, das heißt so zu ehren, daß wir unsere Forderungen an uns stellen, wie er die seinigen an sich gestellt hat. Dann bestätigen wir uns an ihm und ihn an uns. Anders sein als er, das heißt so wie wir sind, bedeutet dann nicht: ihn befehden und verneinen, sondern als neue kosmische Möglichkeiten und Tatsachen in dem von ihm umgewerteten Kosmos, das heißt in unseren neuen kosmischen Verhältnissen, uns mit ihm verbrüdern. So ist er in Wahrheit das Vorbild der Lebendigen: der Seienden und der Werdenden, die heute noch im Grenzenlosen irren oder ins Einzelne sich verirren; denen Schiller das volle Bewußtsein von der Grenznotwendigkeit im steten Wechsel der Grenzen einerseits, und mit der Lehre von der Emanzipationsnotwendigkeit und -möglichkeit innerhalb unserer eigenen Grenzen ander-

ſeits erſt noch zu geben hat. Das Geſetz, das er geſchrieben und in ſeiner Forderung gegeben hat, ruft uns in dieſem Sinne zu: Mehr Schiller! . . .

Die Schillerſche Tätigkeit war verwerten und umwerten, das heißt er verbeſſerte den Kulturbeſitz, und gab damit den Impuls zum Verbeſſern: den kulturellen Imperativ. Goethes Tätigkeit war Sammeln, das heißt er häufte den Beſitz: die kulturelle Retardierung. Sie war Genuß, das heißt ſie wollte das Ideal gar nicht, daher auch keine Bewegung nach ihm zu, ſondern ein Kreiſen um ſich ſelbſt. Goethe iſt in dieſem Sinne der größte Lebenskünſtler: er hängt ſtets im labilen Gleichgewichte. Er wird immer das Erſtaunen aller Unproduktiven erregen, er iſt ihr eigentliches Vorbild; und da ſie immer in der Mehrzahl ſind, bleibt er unſterblich: der Sonderkult der Majorität, der Kulturdrohnen — wenn ſie nicht von Zeit zu Zeit aus der Bequemlichkeit, die ſie ſich mit ihm bereiten, von einer ſtarken Potenz geriſſen werden. Er hatte eine enorme Kraft zum Genuſſe; daher wird er immer die Genießenden für ſich haben: die Luxusgeſchöpfe der Natur, wie er ein Luxuswesen für die Kultur iſt. Schiller iſt ein männlicher Genius, Goethe ein weiblicher; darum hängen die Frauen mehr an Schiller, die Männer mehr an Goethe — namentlich in dieſer Zeit, die ſich vom Luxus nährt. In der Ruhe genoſſen ſchmeckt er überaus köſtlich; er bringt jedem etwas und jedem das Seine. Aber er iſt für das gefährliche Gift der Beſchäftigung: er war geſchäftig tätig; Schiller war wirkſam ſchaffend . . .

So wird Schiller, nachdem ſeine Erfüllungen ein Scheinleben im Epigonentum nach ihm geführt hatten, in ſeiner vollen Bedeutung erſt auferſtehen und wirken: nicht ſo ſehr mit ſeinen Beiſpielen, die ein hiſtoriſches Dokument erſten Ranges bleiben werden, als im neuen Beiſpiele aus ſeinen Forderungen, das ſeine Erfüllungen ſelbſt wieder in einem ganz neuen, das heißt in ihrem wahren Lichte zeigen werden. Wir haben uns in der Zerſetzung mit der Goetheſchen Kultur verloren, und haben uns in der Schillerſchen Forderung wieder zu finden: Mehr Schiller!

Höhenklima/ von Carl Oppenheimer

Der Glaube an die Wirkſamkeit der Bergluft iſt bekanntlich heute bei Ärzten und Patienten gleich weit verbreitet. Wie die Pilze ſchießen allerorten, wo die Welt bucklig iſt, die Sanatorien, die Hotels und die Sommerfriſchen aus der Erde. Ein Menſchenſtrom, der nach Hunderttauſenden zählt, überflutet, in den Hochſommermonaten beſonders, die Alpen, um möglichſt hoch, zu mindeſt 1000 Meter, je nach körperlicher und ſeeliſcher Veranlagung, die Sommerferien mit Ausruhen und behaglichem Genießen der reinen klaren Luft der Höhen oder mit Wandertouren hinzubringen. Laufen

kann man schließlich im Mittelgebirge auch, und doch drängt alles in die Hochalpen, in der festen Meinung, daß die Berge an sich einen Heilfaktor darstellen, dessen Wert proportional der Seehöhe ist.

Dieser Glaube ist kein Kind unserer Zeit. Wenn auch das Bergsteigen als Sport erst seit wenigen Dezennien größere Verbreitung gefunden hat, wenn auch das eigentliche menschenleere fels- und eisstarrende Hochgebirge bis vor kurzem nur Furcht und Schrecken einflößen konnte, die Berge sind von jeher als Stätten der Erholung und der Genesung gesucht worden.

Zahlreich sind die Andeutungen bei allen Kulturvölkern des Altertums, wie auch in der Edda, daß man Kranke auf die Berge schaffte, deren reine Luft sie schneller genesen machen sollte. Und die Mediziner der nachklassischen Zeit, wie Galen, sprechen ausdrücklich von Luftkuren auf den Bergen. Da, wo heilkräftige Quellen dem Schoße der Berge entfließen, standen schon in der Römerzeit Kurhäuser, in Aix, Gastein, Bormio. Wenn seit fünfzig Jahren der Zufluß zu den Bergen und speziell zum Hochgebirge sich verhundertfacht hat, so liegt das vor allem an der besseren Erreichbarkeit, daneben an sportlichen und ästhetischen Wandlungen. Jedenfalls also ist der Gedanke recht alt, daß das Höhenklima einen besonders segensreichen Einfluß entfalte. Warum — darüber haben sich erst in neuerer Zeit die Physiologen angefangen, den Kopf zu zerbrechen, nachdem Probleme und Methodik soweit vorgeschritten waren, daß man diesen recht komplizierten Dingen zu Leibe gehen konnte.

Es war ein ganzer Rattenkönig von Fragen, die beantwortet werden sollten, wenn man die Neugier der Kliniker, die ihre Patienten ins Hochgebirge schickten, befriedigen wollte. Daß es abgearbeiteten Leuten, daß es leicht Kranken sehr gut bekam, wenn man sie nach St. Moritz oder Cortina schickte, das sah man, daß es anderen, namentlich in höheren Lagen, schlechter ging, sah man auch. Aber was man nicht wußte, war die Frage: ist es nur die Ablenkung von Alltagsarbeit und anstrengenden „Vergnügungen", nur die Ruhe, die reinere Luft, das bißchen Spazierengehen, die ganze Harmlosigkeit des Lebens, oder kommen essentielle Momente im Klima selbst hinzu? Hat es Zweck, die Leute in den Gebirgsnestern faulenzen zu lassen oder muß man ihnen energischere Körperarbeit als notwendigen Bestandteil ihrer Kur auferlegen? Für leicht Erkrankte, besonders an Lungen und Herzen Leidende, kommen noch zahlreiche Spezialfragen hinzu, die ich hier nicht berühren kann.

Alle diese Dinge mußten systematisch mit den Methoden der Stoffwechselphysiologie angepackt werden. Mosso in Turin war der Heerrufer, sein Buch: „der Mensch in den Hochalpen" die erste Frucht, das allermeiste aber verdanken wir Zuntz und seinen Schülern, vor allem Durig in Wien, die oftmals wahre wissenschaftliche Expeditionen ausrüsteten und in allen Höhenlagen an sich selbst ihre Studien durchführten.

Es ist seit zehn Jahren bei diesen experimentellen Arbeiten ein gewaltiges Material zusammen gekommen, über das Höhenklima überhaupt und über seine Einwirkungen auf den Menschen im besonderen. Nicht alle physiologischen Feststellungen, die man gemacht hat, sind schon jetzt direkt für die beiden praktischen Fragen verwertbar: für die heilsame Wirkung der mittelgroßen Höhen und die krankmachende Wirkung der großen Höhen, etwa 4000 Meter, bei denen die Bergkrankheit beginnt.

Aber einige sehr wesentliche Punkte sind doch sicher gestellt, und nur mit diesen wollen wir uns hier befassen. Die anderen sind vorläufig Material für spätere Forschungen.

Ein altes Problem hat durch Zuntz seine definitive Erledigung gefunden: die Verbesserung der Blutzusammensetzung durch den bloßen Aufenthalt in mittleren Höhen. Es bilden sich dabei in ziemlich erheblichem Maßstabe neue rote Blutkörperchen, jene kleinen Zellen, die die allerwichtigste Rolle im Lebenshaushalt spielen. Sind sie doch Träger des Blutfarbstoffes, des Hämoglobins, das sich beim Atmen in der Lunge mit Sauerstoff sättigt, dann dies für das Leben unentbehrliche Gas in alle Gewebe zu jeder Zelle hinträgt und dort wieder abgibt. Je mehr rote Blutkörper, je mehr Hämoglobin also der Mensch besitzt, desto intensiver können sich seine Umsetzungen gestalten. Es ist gar keine Frage, dies ist einer der wesentlichen Punkte der segensreichen Wirkung des Höhenklimas.

Neubildung von Lebensblut der eine, Neubildung von Lebenseiweiß der zweite. Der Bestand an Zelleiweiß, das den Hauptbestandteil der lebenden Substanz, des Protoplasmas, ausmacht, wird vom Körper ängstlich gehütet. Zwar geht im Lebensprozeß ständig Eiweiß zugrunde, es wird aber vom Gesunden mit völliger Exaktheit aus der Zufuhr in der Nahrung wieder aufgebaut und ergänzt.

Nur Verkümmerung und Krankheit bewirken ein Herabgleiten des Eiweißbestandes von seiner normalen Höhe. Aber ebenso schwer, wie ihn zu verringern, ist es selbst bei reicher Nahrung, ihn zu vergrößern. Eiweißdepots legt der Organismus nicht an: selbst eine überreiche Zufuhr von Eiweiß in der Nahrung bewirkt dauernd nur eine Vermehrung der Fettbestände, niemals der Eiweißbestände. Eiweiß wird allem Anschein nach nur als lebende, als Zellsubstanz angesetzt, im Gegensatz eben zu den Fetten, die als Reserven gespeichert werden können. Will man also, was natürlich sehr wünschenswert, das Kapital des Lebens durch Neubildung von Zelleiweiß erhöhen, so kann man dies nur, wenn man für eine Neubildung von lebender Substanz sorgt. Dafür kennt man eigentlich nur ein einziges Mittel, beim Erwachsenen natürlich, und das heißt Körperarbeit, Muskelarbeit. Wird der Muskel betätigt, so wächst seine lebende Substanz, sei es, daß mehr Zellen entstehen oder die vorhandenen sich besser

entwickeln. Hier die Wurzel des Segens mäßiger Körperarbeit, des Sportes in seinem weitesten Sinne. Eine Neubildung von Eiweiß nun bewirkt auch das Höhenklima und zwar schon in mittleren Lagen und bei Körperruhe.

Welche Reize des Klimas es sind, die diesen Erfolg haben, wissen wir nicht; aber das Resultat ist sichergestellt. Nehmen wir dazu, daß wohl jeder im Gebirge wenigstens etwas sich körperlich betätigen wird, so können wir als den Erfolg eines Gebirgsaufenthaltes bei über 1000 Meter eine Vermehrung der Eiweißbestände des Körpers wohl sicher buchen.

Diesem heilsamen Ansatze von Zelleiweiß liegen allem Anschein nach irgendwelche Intensivierungen des Umsatzes der Eiweißsubstanzen zugrunde, die eben zu einer vermehrten Bildung von Zelleiweiß führen. Man kann das mit einem gewissen Rechte daraus schließen, daß in großen Höhen, auf dem Monte Rosa bei 4600 Meter, sich wenigstens bei einigen Versuchspersonen die Sache gradezu umkehrte. Es trat ein dauernder Eiweißverlust aus dem Körper auf, der sogar bedrohlichen Umfang annahm. Regelmäßig ist diese Erscheinung nicht, bei einigen Forschern blieb sie völlig aus.

Daß unter den Einwirkungen der Höhenklimas ganz allgemein wesentliche Beeinflussungen des Stoffwechsels sich einstellen, kann man aber weiterhin auch durch Bestimmung des Gesamtumsatzes erkennen. Bekanntlich verbrennt der Mensch in ähnlicher Art wie eine Kraftmaschine die ihm zugeführten Nährstoffe, um aus ihnen Energie zu erzeugen, die er dann für seine mechanischen Leistungen wie für seine Wärmeproduktion verwendet. Zu dieser Verbrennung braucht er Sauerstoff, und es hat sich herausgestellt, daß die Menge des verbrauchten Sauerstoffes gradezu ein Maß für die gesamten Energieumsetzungen des Körpers darstellt. Nun läßt sich der Verbrauch an Sauerstoff pro Kilo und Minute genau bestimmen, damit also auch der Energieverbrauch. Dieser wiederum setzt sich aus zwei Faktoren zusammen. Selbst der völlig ruhende Mensch verbraucht Energie, weil er erhebliche Arbeit, vor allem Herz- und Atemarbeit, ununterbrochen leistet. Dieser Anteil stellt den sogenannten „Ruhewert" des Verbrauchs dar; er ist für den einzelnen Menschen eine fast absolut konstante Größe. Sobald nun aber der Mensch mechanische Arbeit leistet, wächst sein Energieverbrauch mit der Größe der geleisteten Arbeit.

Dieser „Leistungszuwachs" wird sich also dem Ruhewert addieren, und so ergiebt sich die Gesamtmenge. Es ist aber der Mensch eine Maschine von nicht immer gleicher Tüchtigkeit, bald wird er für eine physikalisch bestimmte Arbeit, wie man sie in Meterkilogrammen ausdrückt, weniger, bald wird er mehr Energie verbrauchen. Er arbeitet also bald besser, bald schlechter, er nutzt die bei der Verbrennung seiner Nährstoffe ihm dargebotene Energie bald mehr bald weniger aus: sein „Wirkungsgrad", wie die Techniker das nennen, schwankt.

Wollen wir also sehen, ob das Höhenklima an sich einen Einfluß auf den

Gesamtumsatz hat, müssen wir zunächst den Ruhewert bestimmen. Es hat sich nun ergeben, daß bis 1000 Meter so gut wie gar kein Einfluß zu erkennen ist, von 1000 bis 3000 ein kleiner, aber auch noch inkonstanter, und daß erst bei den therapeutisch ja nicht mehr in Betracht kommenden Höhen von über 4000 ein absolut sicherer steigernder Einfluß auf den Ruheumsatz zu erkennen ist, der zum Teil auf eine Erhöhung der Atemarbeit infolge der dünnen Luft zu beziehen ist. Damit ist für die „belebende" Wirkung des Höhenklimas nicht viel anzufangen. Aber das Entscheidende ist, daß jede Muskelarbeit, auch die kleinste, und schon bei mäßigen Höhen, eine gewaltige Steigerung des Gesamtumsatzes, viel mehr als in der Ebene, herbeiführt. In Monte Rosa-Höhe steigert sich der Mehrbedarf für dieselbe Leistung um fast 50 Prozent, bei Schwierigkeiten im Terrain werden bei Steigarbeit die Zahlen noch viel größer.

Hier liegt der Hauptschlüssel für die gewaltig anregende Wirkung, denn absolut ruhig verhält sich im Gebirge selbst der Faulste nicht. Ein bißchen steigt eben jeder, er leistet dabei Steigarbeit, und dabei verbraucht er relativ große Mengen an Energie, die er durch Verbrennung von Nährstoffen zu decken hat. Daher die Intensivierung der vitalen Verbrennungsprozesse, bei der allmählich eine Erneuerung des Körperzellbestandes herbeigeführt wird, daher der Appetit, das Wohlbehagen, das sonst in der Ebene nur der intensiv körperliche Arbeit leistende Sportsmann kennt.

Was aber in mittleren Höhen zum Segen wirkt, kann in großen Höhen schädlich sein. Arbeit in großen Höhen erfordert so enorme Aufwendungen an Energie, daß der Körper ihnen nicht gewachsen ist, dann tritt die Bergkrankheit ein, die einen Teil ihrer Ursachen sicher darin hat, wenn auch noch wenig bekannte andere Dinge bei ihrer Entstehung mitwirken. Dieser gewaltige Mehrverbrauch an Energie bedingt nämlich direkt eine ebenso gewaltige Steigerung der Sauerstoffaufnahme, damit also gesteigerte Atemtätigkeit und Herztätigkeit, und dabei ist in großen Höhen die Luft arm an Sauerstoff, so daß relativ mehr eingeatmet werden muß, als in der Tiefe. Alles in allem also Überanstrengung der Atmung und des Herzens.

Bis zu einer gewissen, von der Höhe und der Individualität abhängigen Grenze lassen sich diese Schädigungen der Höhen durch Übung verhüten. Es läßt sich zahlenmäßig erweisen, daß der geübte Mensch für dieselbe Arbeit weniger Energie verbraucht als vor der Übung, und zwar ganz erheblich weniger, daß also sein „Wirkungsgrad" wächst. Diese alt bekannte Tatsache des Trainings ließ sich völlig exakt fundieren, vor allem durch Durigs klassische Selbstversuche mit immer wiederholter völlig gleichartiger Steigarbeit. Ein Teil dieses Trainings ist sicher neben der Stärkung des Herzens eine Verbesserung der Atemtechnik. Es ließ sich zeigen, daß noch bei 4000 Meter ein gut atmender Mensch seine Gewebe ebenso ausgiebig mit Sauerstoff versorgen kann, wie ein schlecht atmender bei 2000.

Der erste kann also den Sauerstoffmangel mit seinen schädlichen Folgen auch in größeren Höhen vermeiden. Aber auch das hat seine Grenzen. In gewissen Höhen tritt für jeden, auch den Widerstandsfähigsten, Sauerstoffmangel ein: die Lungen können aus der stark verdünnten Luft nicht mehr genug heranschaffen. Dann fangen die Oxydationsprozesse in den Geweben an, Not zu leiden, es bilden sich saure Giftstoffe, die sich im Blute anhäufen und auf das Großhirn wirken. Kurz, es tritt ein Komplex von schädlichen Folgen auf, die man zusammen eben als Bergkrankheit bezeichnet. Neben dem Sauerstoffmangel spielt vielleicht noch der Mangel an Kohlensäure in den hohen Luftschichten eine schädliche Rolle, auf die wir hier nicht weiter eingehen können.

Praktisch wichtig ist dabei, daß alle diese Dinge, die dem Geübten, Starken und Trainierten erst in großen Höhen widerfahren, dem Ungeübten, Schwachen, Untrainierten, dem Menschen mit schwachem Herzen und schlechter Lungenatmung, schon bei relativ geringen Höhen, unter 2000 Meter passieren können, und dann schlägt eben die Heilwirkung des Höhenklimas in ihr Gegenteil um. Insofern haben diese scheinbar akademischen Feststellungen eine große therapeutische Bedeutung.

Von den zahlreichen anderen wichtigen Feststellungen sei nur noch erwähnt, daß schon in mittleren Höhen die großen Anforderungen bei der Arbeit sich auch am Herzen geltend machen, das gesteigerte Pulsfrequenz aufweist, sowie in einem Steigen der Körpertemperatur. Erwähnt sei ferner, daß sehr exakte Untersuchungen ergeben haben, daß schon ein winziger Genuß von Alkohol auf die Leistungsfähigkeit bei der Steigarbeit enorm schädigend wirkt, was ebenfalls von größtem praktischen Interesse ist.

Schon aus diesen ganz aphoristischen Andeutungen geht hervor, daß wir in den Wirkungen des Höhenklimas einen ganz hervorragend kräftigen Faktor zu erblicken haben, der bei vorsichtiger Anwendung durch energische Stimulierung aller Lebensvorgänge sehr viel Segen stiften kann, der aber bei kritikloser Anwendung, zumal bei schwächlichen und schlecht trainierten Menschen, schweren und dauernden Schaden herbeiführt.

Junius/ Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Mit seinen höheren Zielen wächst Herr Geheimrat Rießer. Im Kampf mit verzweifelten Gegnern, die die Gefahr der Stunde wittern, und lauen Genossen hat er endlich den Sinn seiner eigenen Gründung entdeckt. Es war aber auch Zeit, daß er sich aus dem Dunst und Nebel seiner mittelparteilichen Gelegenheitsfreunde in die kalte und klare Luft des Politikers rettete und die selbstmörderische Praxis der Nationalliberalen,

es allen recht zu machen, endlich aufgab. Heil ihm! Der Ruhm eines kleinen deutſchen Cobden iſt den Verluſt von Herrn Kirdorfs Freundſchaft ſchon wert; und es war wohl nur der unklare Enthuſiasmus des erſten Gründungsfiebers, der ihn überſehen ließ, wie unmöglich es ſei, die ſchwere Induſtrie und die nicht nur unter dem agrariſchen Hochſchutzzoll leidenden Exporteure, Händler und mittleren Gewerbeſchichten unter gleicher Flagge zu vereinigen. Jetzt ſagt er ziemlich unumwunden, ſo deutlich wenigſtens, wie die geheimrätliche Würde geſtattet: Mögen die Mittleren, die Halben, vom Wurm der geſinnungsfrommen Sammlung Zerfreſſenen an ihrer patriotiſchen Rhetorik erſticken, an ihrer Willenskrankheit verbluten. Für die produktiven Stände, die in Fabrik und Kontor bei jedem Schritt vorwärts in den Händler- und Exportinduſtrieſtaat in die Fußangeln einer verkalkten Verwaltung, einer lähmenden bureaukratiſchen Bevormundung und eines feudal-agrariſchen Terrorismus geraten, gibt es politiſch nur eine Sammlung: die nach links; nur eine Marſchrichtung: die nach rechts. Die Naivetät, als ob der Hanſabund ohne politiſches Vorzeichen daſeinsberechtigt ſei, iſt nun glücklich überwunden. Und Herr Rießer beginnt zu begreifen, daß das handelspolitiſche Programm ſeines Bundes — Kampf gegen die Überagrarier, maßvoller Abbau der Getreidezölle, eine Politik, welche nach außen den Abſchluß von Handelsverträgen erleichtert, nach innen die erdroſſelnden Verkehrsfeſſeln lockert; — daß dieſes Programm nur der Außenpoſten eines politiſchen Bekenntniſſes iſt; daß die Todfeinde weniger in hohen Tarifen als in dem rückwärts und antikommerziell orientierten Geiſt der Verwaltung, in den feudalen Einflüſſen bei Hofe, der Phalanx der Kleber und Streber im unproduktiven Tſchin zu ſuchen ſeien. Inſofern vertritt der Hanſabund liberale Forderungen. Herr Rießer ſchickt ſich an, eine ſehr ernſte politiſche Rolle zu ſpielen, ſeit er auf den Ehrgeiz verzichtet hat, mit der Sprache geſättigter und ordensgieriger Kommerzienräte die Lebensintereſſen des neuen deutſchen Typus zu vertreten, deſſen Initiative Futter in die Krippen legt, aus denen unſere Millionen geſpeiſt werden. Mit der Klarheit über ſeine letzten Ziele gewinnt ſeine Sprache Mark, die epigrammatiſche Schlagkraft und den Trompetenton des Agitators, während die Unbeſtimmtheit, die rabbiniſche Salbung und die üble falſche Vornehmheit ſeiner erſten Reden eher einſchläferte als aufrüttelte. Aber darauf, auf das aus dem Schlaf rütteln Michels kommt es an; und wenn der hört, wie der Herr Profeſſor, Geheimrat und Bankdirektor a. D. die Genoſſen höhnt, die Angſt kriegen vor ihrer eigenen Courage, faßt er ſich ein Herz und proteſtiert ſo laut, daß man es faſt in der Amtsſtube hört.

Es wird täglich klarer, was wir an Friedrich Wilhelms IV. romantiſcher Schöpfung, dem dreifach abgeſtuften preußiſchen Abgeordnetenhaus, beſitzen. Seine Mitglieder erhalten Diäten und Eiſenbahnfreikarten. Sie ſind, da das

Haus faſt ſozialiſtenrein iſt, mit Ausnahme der katholiſchen Kleriker faſt ſämtlich Herren auch nach dem Stande ihrer Börſe. Sie treiben Politik um Gottes willen, — als Chriſten und als Ariſtokraten. Aber das Haus iſt chroniſch beſchlußunfähig und die Gewalt- und Überrumpelungstaktik der Konſervativen iſt auf die Beſchlußunfähigkeit geradezu angelegt. Will ihr Gott ſie züchtigen, daß er ſie mit Blindheit ſchlägt? Die geſetzgeberiſche Leiſtung des Hauſes iſt gleich null, auf ſeine Beratungen blickt das Volk mit Verachtung und wachſendem Groll; ſeinem alten Präſidenten geht der Witz aus und er verfällt, um demokratiſche Initiativanträge nicht zur Beratung zuzulaſſen oder ihre Beratung zu verſtümmeln, auf eine ſenile Drehtaktik, für deren Wahrheitswert Jeſuiten allein die richtige Zunge haben dürften. Selbſt die Regierung, dieſe bethmänniſche somma sapienza e prim'amore, weigert ſich, aus ſolcher Hand ein klerikal angerührtes Pflichtfortbildungsgeſetz dankbar und gehorſamſt entgegenzunehmen, wie es ſonſt bei Geſchenken dieſer Herkunft zu geſchehen pflegt. Ja, ſogar dem alten Fuchs, dem Freiherrn Oktavio von Zedlitz und Neukirch, dem Tartüffe aller preußiſchen Tartüffe, geht der (von Scherl reich bezahlte) Optimismus in die Brüche nnd er verzagt faſt an der Zukunft der preußiſchen Dreiklaſſenweisheit. Das öſterreichiſche Kurienparlament iſt zertrümmert, die Notabeln in Straßburg verweht, und wie lange noch können oder mögen die Bethmänner von übermorgen dem demokratiſchen Strom ſich entgegenwerfen?

Wird der Fall Jatho mehr als Epiſode bleiben? Wird das Verſammlungsfieber verrauchen wie ſo viele neudeutſche Begeiſterungen und Entrüſtungen? Man heißt uns hoffen. Das leere, ausgehöhlte Wort von der evangeliſchen Freiheit, mit dem Millionen des rechten Weges noch nicht recht bewußter Seelen in die Knechtſchaft gelullt und in das dichte, dunkle Geſtrüpp verblödender Lippen- und Buchſtabengläubigkeit verſchleppt wurden, — es ſoll endlich Wahrheit werden in deutſchen Landen. Die bis zum Ekel oft beſchworenen Geiſter Herders und Schleiermaches und Goethes; der Geiſt, in dem der Baum des deutſchen Klaſſizismus wurzelt; der Geiſt, von dem beſeelt Herder dem Olympier in Weimar Baruch Spinoza zur Weihnacht beſcherte; der Geiſt der wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Kritik und zugleich der Geiſt demütig verehrender Verſenkung in den unbegriffenen Daſeinsgrund: er will ſich, indem er den Reſt vermuckernder Allüren abſtreift, endlich aus der Umklammerung der Oberkirchenräte winden. Wir erwarten, daß alle liberalen Theologieprofeſſoren mit den bedrohten Pfarrern gemeinſchaftliche Sache machen und als Forderung des Tages die Trennung der Kirche vom Staat ausſprechen. Wir erwarten, daß ſie offen erklären, der deutſche Geiſt, die deutſche Wahrhaftigkeit, die deutſche Frömmigkeit, der eigentliche Sinn des lutheriſchen Reinigungswerkes könnten unverſehrt nur dann beſtehen bleiben; nur wenn Raum geſchaffen würde für eine freie Kirche

in einem freien Staate. „Eigentlich" meinen ſie es wohl alle ſo, wenn ſie im Kolleg ihr Schauen offenbaren, und der vielgewandte Herr Harnack wäre „eigentlich" der Berufenſte, das Glück ſeiner einflußreichen Beziehungen für das große nationale Werk auszunützen. Wir warten ab. Inzwiſchen bitten wir die Liberalen, in ihre Wahlprogramme die Forderung der Trennung von Kirche und Staat aufzunehmen. Heute iſt ſie keine platoniſche mehr. Dieſe unnatürliche, faſt unſittlich gewordene Verkoppelung iſt — zum Beiſpiel in der Behandlung der Diſſidentenkinder in Schulen — ſo drückend wie der niederträchtigſte Mißbrauch politiſcher Macht.

Ueberhaupt ſollten die deutſchen Liberalen die Gelegenheit wahrnehmen, ihre Programme ideologiſch neu zu firniſſen. Das Verhältnis von Kirche und Staat, der Religionsunterricht in den höheren Schulen, die theologiſchen Fakultäten an den Univerſitäten: das ſind heute praktiſch-politiſche Fragen, keine theoretiſchen Probleme, an denen man feige und mit den verſchliſſenen Redensarten der Weltanſchauungsphraſeure vorüberzuſchleichen hat. Die Windrichtung iſt überall antiklerikal. Der faulende chriſtlich-ſoziale Tümpel in Öſterreich ſcheint gründlich gereinigt; und der kleine Mann dort, wirtſchaftlich rückſtändig und in vorkapitaliſtiſchen Vorſtellungen lebend, der ſeine Nöte und Verlegenheiten ſich von Lueger ſanieren laſſen wollte, beginnt zu begreifen, daß er in große, ehrlich und modern demokratiſche Organiſationen gehört, die ihm als Teil der Maſſe politiſch und ökonomiſch Macht geben, ohne ſeinen Seelenfrieden zu vergewaltigen. In den romaniſchen Ländern iſt der Antiklerikalismus der Mehrheit faſt hemmungslos. Er hat einen brutal materialiſtiſchen Anſtrich und wird kaum noch durch die Ehrfurcht von jenen geiſtigen Werten eingedämmt, die den Tag überdauern und von Ewigkeit zu Ewigkeit reichen. Bei den nordiſchen Völkern iſt eine ſolche Materialiſierung nicht zu fürchten: ſie werden mit der Kirche und der Pfaffenvormundſchaft nicht die Religion verlieren. (Wie der mammoniſtiſch verſeuchte Wiener Liberalismus vor Lueger, der ſein ſoziales Pflichtgefühl in Geſchäft und Pläſier erſtickte. In Öſterreich kommt auch die ideologiſche Geſundung des Volkes indirekt von der Sozialdemokratie her.) Unendlich iſt die Sehnſucht nach freieren Formen des geiſtigen Lebens in Schule und Kirche, ſie vereint Hoch und Niedrig, Arm und Reich; und keine Partei hat hiſtoriſch ein größeres Anrecht, ihr politiſch beſtimmte Ziele zu geben, als der neudeutſche Liberalismus. Um endlich ſchöpferiſch zu werden, hat er viel zu tun: er hat ein wirkliches Agrarprogramm zu ſchaffen und die Richtlinien für ein neues Arbeiter- und Beamtenrecht zu entwerfen. Aber ſeine ſchönſte Aufgabe, das Vermächtnis adliger Vorzeit, bleibt die praktiſche Ideologie: ein Paradoxon von unvergleichlicher Werbekraft.

Herr Carl Peters ist gewiß ein schlechter Charakter, — die tugendreichsten Männer bezeugen es ihm. Aber seinen unbestechlich klaren Blick darf ich doch loben, der ich in unsrer Atmosphäre politischer Tartüfferie manchmal zu ersticken glaube. Er inspiziert gelegentlich (ohne offiziellen Auftrag!) Deutsch-Südwest. Da leben zehntausend Deutsche in härtester Arbeit, immer am Rande des Ruins und des kolonialen Existenzminimums, unter dem Drucke einer Schuldenlast von hundertundzehn Millionen Mark, obwohl der jährliche finanzielle Aufwand dreitausend Mark auf den Kopf beträgt. Und nun fordert das Reich eine Verzinsung der Schulden von dreieinhalb vom Hundert. Ein nationales Geschäft ist also die Kolonie nicht. Finanziell, meint Herr Peters, wäre es besser, wenn man die ganze Kolonie in die Lüneburger Heide verpflanzte; da wäre dem Kolonen mit einem Jahreszuschuß von weit unter tausend Mark geholfen. Also aufgeben, liquidieren? Der Schalk antwortet: Das verbietet unser nationaler Stolz und unser Prestige auf Erden. . . Ergiebiger als dieser billige Stolz ist der Vergleich mit den englischen Nachbarkolonien, dem Bechuanaland-Protektorate und West-Rhodesien. Da ist nirgends eine Militärbesatzung; kleine Polizeiposten von sechs bis acht Mann genügen in weiten Bezirken. Für das Bechuanaland Protektorate, ein Gebiet mit 134 000 Einwohnern gegen 120 000 in Südwest, betrug der Ausgabeetat im vergangenen Jahr eine Million und dreihunderttausend Mark; in Deutsch-Südwest kostet die Zivilverwaltung jährlich neunundeinehalbe Million, die Militärbesatzung über vierzehn Millionen Mark. „Regiert" wird ja wohl auch im britischen Protektorat, die Eingeborenen mußten durch einen Krieg bezwungen und das Land muß verwaltet werden; aber die Verwaltung besorgen die Kolonisten selbst, mit einem Minimum von Beamten, von Papier, von Ge- und Verboten, von unschöpferischer Beamtenumständlichkeit. Und die Folgen? Unsre deutschen Kolonisten haben das Gefühl, daß der Assessor ihnen nicht nutze, sie glauben, daß seine „russischen" Methoden ihr Fortkommen hindere; und ihr Hochmut vergällt ihnen die Stimmung. Eine Station weiter als Lüderitzbucht sehen sie, wie schöpferisch der Mensch im Genuß der vollen bürgerlichen Freiheit ist; und gegen die bei ihnen „tonangebenden Faktoren" ballt sich die Faust: gegen diejenigen, die ihre Lebensbedingungen unter das Niveau der Nachbarländer drücken. Da haben wirs. Das leuchtende Beispiel der südafrikanischen Union steht lockend vor ihnen. Ihre Not macht sie ehrlich. Sie begreifen ihre Interessengemeinschaft mit der Union, die einer außerordentlichen Zukunft entgegengeht, und ihnen schwindelt, wenn sie rasch die Chancen ihrer Arbeit berechnen, nachdem einmal Lüderitzbucht der Ausgangspunkt einer Linie Delagoabai—Johannisburg—Lüderitzbucht geworden sein wird. Schon früher hat Carl Peters angedeutet, daß der Patriotismus unsrer Südwester an ihrem elementarsten Nutzen eine Schranke finden könne. Und jetzt erklärt er trocken: dieselbe Interessengemeinschaft des gesamten Südafrikas, welche

Portugieſiſch-Oſtafrika bedroht, iſt auch für die geſonderte Stellung von Deutſch-Südafrika gefährlich. Er pflegt, dieſer Mitgründer des deutſchen Kolonialreiches, hinterher zu leugnen, wenn er daheim angeklagt wird, den Patriotismus ſeiner ſüdweſtafrikaniſchen Landsleute zu verdächtigen. Aber wir ſchätzen ja Herrn Peters als Talent nicht als Charakter, und notieren . . . mit Beſtürzung, daß dieſer beſte Kenner engliſcher Kolonialmethoden (überhaupt engliſchen Weſens) den Weltmachtpolitikern der Wilhelmſtraße den Rat gibt, wenn nicht bei den Briten, ſo doch wenigſtens bei den — Portugieſen in Monrovia in die Schule zu gehen.

Wahrſcheinlich wird der Leſer, der dieſe Notiz lieſt, gleich dem, der ſie ſchrieb, traurig und kopfhängeriſch auszurufen: Ja, ſo werden wir regiert. Aber ſie iſt nicht umſonſt geſchrieben, wenn der Reichstagskandidat, dem ihr Inhalt mitgeteilt wird, ſie als Perle ſeinen Aufklärungsmitteln hinzufügt.

Deutſchland in Marokko — iſt kein ſittliches Problem. Der größere Teil der deutſchen Preſſe begreift das und beläſtigt ſeine Leſer nicht mehr mit Abhandlungen über die Gerechtigkeit von imperialiſtiſchen Abenteuern, die doch im Grunde zu den elementarſten Lebensgewohnheiten des kapitaliſtiſchen Vielfraßes gehören und ihm im Blute liegen. Nur die Marxiſten ſtellen ſich erboſt, ſie, die ſonſt mit der Miene wiſſenſchaftlicher Überlegenheit verkünden: die politiſchen und ſittlichen Ideen in der Geſchichte hätten ſich blamiert. Der imperialiſtiſche Geiſt iſt erſtaunlich ſchnell Michel in die Knochen gefahren; er iſt eben allgegenwärtig und zwingt den Bourgeoisſtaat mitſamt ſeinem „Sozialkapitalismus" in ſeinen Dienſt. Nur die Methoden handhabt er noch taumelnd und unſicher; bald fordert er drohend, bald gibt er ſich auf; iſt er ſchiedsrichterlich (Algeciras, Caſablanca) oder kriegeriſch geſtimmt. Gegen dieſe Methode der Abwechſlung zwiſchen Senſation und Willensſchwäche iſt Proteſt zu erheben, gegen dieſe Neuraſthenie einer Methode, die in den romantiſchen Sumpf der vorbismärkiſchen Zeit zurückführen kann. Wir wollen abwarten, wie weit Kiderlen-Wächters „brutale" Initiative reicht; ob er die Kraft hat, die machtgebenden Faktoren neben und über ihm ins Schlepptau zu nehmen, und den Geiſt, die Größe des Gegenſtoßes der koalierten Mächte zu berechnen. Bismarcks Initiative war — darin irrt das ſchwache Geſchlecht, das in Frankreich und England ihn bekrittelt — nie brutal und täppiſch zugreifend wie die eines trunkenen Stieres, ſie folgte auf eine Einſicht und Überſicht, die in einem genialen Auge oft in jahrelangem Wachstum geboren wurde. Aber Kiderlen-Wächter als Geſchäftsführer des nationalen Geiſtes — wir wollen abwarten.

Vierzehn Standarten wurden Georg V. vorangetragen, als er in langſamer und feierlicher Prozeſſion zum Altar der Weſtminſter-Abtei ſchritt. Bei

Eduard VII. waren es nur vier: die Englands, Schottlands, Irlands und der Union. In dem Jahrzehnt, das dazwischen liegt, hat sich auch Größerbritannien zur Huldigung seines Kaisers eingestellt. Eine symbolische Handlung. Aber auch erfreulicher Art? Der König ist das stärkste Bindemittel des Imperiums, zwingender als jedes andere Mittel, das seit zwanzig Jahren die Not erfunden hat, den lockeren Verband unabhängiger Staaten zu verkitten und in einen Staatenbund umzuwandeln. Ists denn wirklich ein Imperium wie das römische, ein Gebilde, das alle Willensimpulse von einer Zentralgewalt, alle Regungen von einer Zentralseele her empfängt? Das größte Wunder, meint ein feiner englischer Essayist, sei, daß es überhaupt noch zusammenhänge. Wer das nicht schon wüßte, dem müßte der Verlauf der Reichskonferenz diese Einsicht geweckt haben. Sie war absichtlich in die Zeit des Krönungstrubels verlegt, wo der kompakte Millionenpatriotismus auf allen Straßen Londons lagerte und neben der gedankenleeren Schaulust auch feinere und edlere Gemeinschaftsgefühle geweckt wurden. Mitten in dieser suggestiven Atmosphäre wurden die überseeischen Minister von Fest zu Fest geschleppt, mit den erlesensten Aufmerksamkeiten überschüttet, Curzon, Balfour, Rosebery reichten ihnen mit der schlichten Natürlichkeit englischer Aristokraten die Bruderhand. Aber was geschah, um England als Vormacht in dieser „Milchstraße unabhängiger Staaten" zu befestigen? Nichts geschah. Besser: das Gegenteil geschah (wenn auf das Wesentliche geachtet wird). Der wichtigste, größte, zukunftsreiche Überseestaat — ‚dominion' heißt die Umschreibung von Republik — Kanada will vom Reichsrat, einer Art Reichsparlament, nichts wissen; und auf seinen Vorschlag, daß England beim Abschluß von Handelsverträgen mit anderen Staaten hinfort die Kolonien mit Selbstverwaltung auszuschließen und als fremde Länder zu behandeln habe, mußte die Londoner Regierung eingehen. Das ist eine Negation des Imperiums, symbolischer als der Salbungsakt in Westminster.

Anmerkungen

Rouvier

Herr Maurice Rouvier, der dieſen Monat geſtorben iſt, hat, wie ſo viele Politiker, ſeine öffentliche Laufbahn — es war noch unter dem Kaiſerreich — mit einem heftigen Kampfe gegen alle Autoritäten begonnen, die Autorität der Syntax inbegriffen. Mit dieſer letztern hatte er bis zu ſeinem Ende keinen rechten Frieden geſchloſſen. Das verhinderte ihn nicht, ſiebenmal Finanzminiſter zu werden und zweimal als Conſeilspräſident den Karren der Republik mit einem kräftigen Ruck aus dem Dreck zu heben. Alſo tat er auch vor ſechs Jahren, als er unter dem gewaltigen Rachegetöſe aller Patentpatrioten Herrn Delcaſſé an die Luft ſetzte. Darauf zog er ſich gelaſſen in ſein Ausgedinge zurück, das aus einer mit Millionen gepflaſterten Bank beſtand, die ſeinen Namen trägt. Am Tag darauf krähte kein galliſcher Hahn mehr nach ihm. Das war ihm gerade recht. Je weniger man von ihm ſprach, deſto zufriedener war er. Denn man ſprach zumeiſt übel von ihm. Es gab ſo viele „ſchmutzige Geſchichten" in ſeiner Vergangenheit; Weibergeſchichten, Geldgeſchichten, Wahlgeſchichten — und wenn der Klatſch mit den alten nicht auslangte, erfand er ſich neue hinzu. Herr Rouvier „pfiff" darauf. Er war auf ſeinen guten Ruf nicht angewieſen, Gott ſei Dank! Und er wußte, daß man ihn wieder holen würde, wenn ſeine Stunde geſchlagen hat.

Rouvier als Staatsmann war leicht zu erſetzen und ſchwer zu entbehren. Vor allem, weil er als geriſſener Finanztechniker eine parlamentariſche Spezialität ausübte; ferner, weil er den Mut der Unempfindlichkeit beſaß; und ſchließlich, weil er über eine ungeheure Beweglichkeit verfügte; die ihm geſtattete, den Schwerpunkt ſeiner Überzeugungen nach Bedarf zu verſchieben, ohne dieſe ſelber — äußerlich wenigſtens — preiszugeben. Unter dieſen Eigenſchaften war die koſtbarſte ſeine Unempfindlichkeit. Jeder andre wäre hundertmal unter den Streichen zuſammengebrochen, die auf ſeinen Rücken niedergeſauſt ſind.

Dieſer Rücken war gleichſam ſeine Phyſiognomie. Wenn man von der Preſſetribüne des Palais Bourbon nach Rouviers Geſicht hinunterſpähte, fand man nur Rouviers breiten Rücken, den die Arbeit, nicht das Alter gekrümmt hatte. Auch dieſer Feind konnte dem wie ein Hüne gezimmerten Manne nichts anhaben; ſeine Geſundheit hielt allen Angriffen ſtand in den vierzig Jahren, die er ſich auf der parlamentariſchen Stechbahn tummelte. Während dieſer Zeit hat er weniger Reden gehalten, als ſeinem Einfluſſe zuſtand, und vielleicht gerade darum ſo viel Einfluß gewonnen. Wenn es hieß: „La parole est à monsieur Rouvier", wurde es ſofort ganz ſtill im Saal. Aller Augen hefteten ſich auf die maſſige Geſtalt, die ſich, den Kopf in die Schultern und die Schultern in den Rücken gezogen, ſchwerfällig von ihrem Platze erhob. Etwas Müdes, Mühſames und Gedrücktes ſchien auf ihr zu liegen. Es ſchien, als wäre eine männliche Karyatide, einer der Muskelprotzen der Zopfzeit, ihrer Bürde überdrüſſig geworden und unter dem abgeſchüttelten Archivolt hervorgekrochen. So ſchleppte er ſich mehr als er ging zum Rednerpult, deſſen Stufen er, den Boden abſuchend, langſam erklomm.

Doch kaum war er oben, wandelte ſich wie durch einen Zauber der penſionierte Wikinger in einen queckſilbernen Meridionalen, und die jeder Laſt ledigen Muskeln begannen ihr freies Spiel. Der Kopf reckte ſich empor, der Hals kam zum Vorſchein, der Bruſtkaſten dehnte ſich aus, die Achſeln, auf die kein Gewicht mehr drückte, gingen auf und nieder, und die Arme flogen raſend

durch die Luft. O, dieſe Arme! Sie waren, wenn man ſie nachmaß, vermutlich nicht länger als anderer Leute Arme, aber die Beredſamkeit verlängerte ſie ins Unendliche und vervielfältigte ſie hundertfach. Wenn Rouvier in Eifer geriet, ſah man nichts als dieſe Arme — und er geriet immer in Eifer! Man ſah ſie rechts, man ſah ſie links, man ſah ſie oben am Kronleuchter und man ſah ſie unten auf der Bank der Miniſter, die bleich vor Schrecken ihre geliebten Portefeuilles an den Leib drückten, die dieſe unheimlichen Arme ihnen zu entreißen drohten. Man ſah ſie überall und konnte ihrem Parorysmus kaum folgen. Sie arbeiteten ſo raſch, daß man glauben konnte, der Kneifer hüpfte von ſelbſt von Rouviers Naſe hinunter und wieder hinauf; ſie arbeiteten wie Windmühlenflügel, die einander überholen zu wollen ſchienen und in ihrer Jagd nur innehielten, um mit der Fauſt auf die Tiſchplatte oder auf die Bruſt des Redners zu dreſchen, der keine Verſicherung abgeben konnte, ohne ſich die Rippen zu Brei zu hämmern. Daß dieſe Arme in Hände ausliefen, merkte man erſt, wenn ſie das Taſchentuch hervorzerrten, um mit blitzartigen Bewegungen ein Geſicht zu trocknen, von dem der Schweiß in ſchiffbaren Strömen niederrann. Dieſe Ströme wurden durch die nur logarithmiſch zu berechnenden Waſſermengen geſpeiſt, die Rouvier in ſich hineinpumpte. Die Saaldiener mußten ſein Limonadenglas unabläſſig füllen, wie einſt die Danaiden ihr unangenehmes Sühnefaß. Aber ſchon beim erſten Schluck hatte er ſich in ein ſolches Fieber hineingetobt, daß man oben bei den Journaliſten die Zähne an das Glas klirren hörte. Und das dauerte, bis kein Laut mehr aus der Kehle gurgeln wollte. Er ſprach nicht oft, aber wenn er ſprach, gab es aus.

Das iſt die richtige Furia des Südens, die auch ſeinen Freund Gambetta auf den Gipfel emporgewirbelt hat. Doch Gambetta war ein Volksführer, der ohne Glut und Atem die Maſſenſeele nie entzündet hätte. Rouvier war ein Kalkulator, der bloß die Maſſen der Ziffern und Zahlen zu bändigen hatte. Er hat gezeigt, daß man auch dieſes trockene Geſchäft mit Temperament beſorgen kann. Er blieb ſelbſt als Schatzmeiſter der Südfranzoſe, der ſich am eigenen Wortſchwall berauſcht. Was tut's? Wenn nur hinter den Worten Taten ſtehen, wie bei Gambetta aus Cahors, wie bei Rouvier aus Aix! Freilich, wo ſie fehlen, kommt nur einer zum Vorſchein: Tartarin aus Tarascon.

Siegmund Feldmann

Erziehung

Unſre Entwicklung bewegt ſich durch perſönliche und durch ſachliche Aktion weiter; die perſönliche Aktion iſt wirkſamer, weil ſie anſchaulicher iſt. Alle großen Zeiten, Hochzeiten, der menſchlichen Kultur ſind durch perſönliche Aktionen geſchaffen, ja ſie ſind daran gebunden, wie der Vorgang des Frühlings an die perſönliche Aktion der Sonne gebunden iſt. Perſönlichkeiten ſchufen die italieniſche Renaiſſance, die deutſche Reformation, die franzöſiſche Revolution, den gleichzeitigen deutſchen Humanismus, die neue ruſſiſche Seele, das junge Japan. Der Mangel an anſchaulicher perſönlicher Aktion verurſachte den Rückgang des deutſchen Liberalismus, die perſönliche Aktion brachte das Zentrum und die Sozialdemokratie in die Höhe. Weil die Preußen keine Perſönlichkeiten hatten, konnte Napoleon ihren Staat ſo leicht zertrümmern. Perſönlichkeiten bauten ihn wieder auf. Perſönlichkeiten ſind ein Geſchenk der Zeit an den Raum. Es gibt ſchlechte und gute Jahrgänge in der Landwirtſchaft, der Induſtrie, dem Bankgeſchäft und dem Geſchäft der Kultur, wenn die Ernte an Bodenfrüchten und an Perſönlichkeiten ſchlecht oder gut ausfällt. Dieſe Ernten hat man nicht in der Hand. Die Weizenernte hängt ab von der richtigen

Verteilung von Sonne und Regen. Das Wachstum von Persönlichkeiten ist vielleicht die Folge einer richtigen Verteilung der menschlichen Nöte und Möglichkeiten. Sicher ist nur, daß sie unbesorgt und rücksichtslos eine hohe Zeit schaffen und eine tüchtige, klargeprägte Jugend erziehen. In der dritten Generation geht dann in der Regel die persönliche Aktion wieder verloren, das heißt, der Gegner reißt sie an sich, erstens weil er immer da ist, zweitens weil er inzwischen schlechtes Wetter gehabt hat und nun, drittens, infolge der eigenen Nöte und der von der andern Seite eröffneten Möglichkeiten seinerseits zum Vorstoß kommt. In solchen Zeiten hält man sich bei der defensiven Partei die Hoffnung an der guten Sache warm und verurteilt die persönliche Aktion, bis einem selber wieder Hörner gewachsen sind. Siehe den deutschen Liberalismus.

Die deutsche Literatur hat zur Zeit keine Persönlichkeiten, die eine hohe Zeit zu schaffen und eine Jugend zu erziehen imstande sind. Die historischen Persönlichkeiten sind nicht aktuell genug und nicht mehr auf dem Laufenden. Die gegenwärtigen sind Individualisten oder Ästheten und bringen es nicht zur Bildung einer Körperschaft. Die moderne Literatur übt keinen Einfluß aus; sie kann sich nicht durch Persönlichkeiten zu öffentlicher Geltung bringen. Die Jugend geht zur Sache in die Lehre. Sie reist. Statt an eine fremde Individualität gibt sie sich an fremde Länder und Verhältnisse hin. Fremde Länder prägen nicht, sie schleifen. Die Persönlichkeit prägt. Fremde Verhältnisse regen an. Die Not des eigenen Verhältnisses, der man sich durch Reisen entzieht, bestimmt. Die Auseinandersetzung des Reisenden mit der Umgebung vollzieht sich ästhetisch, lyrisch, naturwissenschaftlich, vermutlich, ungezwungen; ihre Ergebnisse sind Beschreibungen, Photographien, Reisenovellen, Reliquien, Impressionen. Die Auseinandersetzung mit der Not des eigenen Verhältnisses und der Forderung des Erziehers schafft Resultate der Sittlichkeit, der Selbsterkenntnis, der Notwendigkeit, der Herrschaft durch Einordnung. Die moderne Jugend hat die Tendenz, der sogenannten europäischen Enge zu entrinnen. Flucht schafft keine Herrschaft. Standhalten ist die Bedingung der Überlegenheit. Die Bücher der literarischen Weltreisenden, Romane wie Novellen und Impressionen, sind daher auch nicht Träger eines bestimmten Einflusses, sondern bieten ohne Umschweif gute Unterhaltung. Sie machen nicht einmal den Versuch, fremden Willen an sich zu reißen oder zum Widerspruch zu reizen. Sie sind nicht Resultate sittlicher Auseinandersetzungen mit den gesehenen fremden Ländern und Verhältnissen, sondern ästhetischer Betrachtung. Sie sind die feinste und kultivierteste Blüte des modernen Journalismus, der subjektiven Berichterstattung.

Wenn nun ein poetisch talentierter Kopf Bericht erstattet, so kommt naturgemäß etwas ungleich Wertvolleres dabei heraus, als wenn ein Reporter Mitteilung macht. Die weltsittlich unentschiedene Psyche des modernen jungen Schriftstellers verfügt über einen außerordentlich zarten und feinfühligen Apparat der Spionage und der Orientierung. Seine beiden Richtungspole sind der gute Geschmack und die moderne wirtschaftliche Offenbarung. Daran wird man ihn nie vorbeiirren sehen. Eine Erschütterung oder eine Umwälzung erlebt er gemeinhin nicht, weil sie dem guten Geschmack widersprechen und die wirtschaftliche Offenbarung stören. Er kommt von der Reise im ganzen so zurück, wie er dazu auszog. Die Reise wird nicht zur Epoche; sie bleibt eine Episode. Der Reisende ist nicht erzogen, sondern unterrichtet; und er unterrichtet weiter.

Norbert Jacques' Reisebuch „Heiße Städte" aus dem Verlag von S. Fischer hat das moderne Brasilien zum Stoff. Es ist ein sorgfältiges und mit Nutzen zu lesendes Dokument eines aufmerksamen Kopfes. Neuigkeitsfrohe Sinne: schaulustige Augen und feinhörige Ohren, fühlten sich in ein

fremdes, lockendes und vielfältig feſſelndes Daſein hinein. Man erlebt in bunter Reihe die Erſcheinungen eines wild-tropiſchen Lebens, die Fieber der Sümpfe, des gemiſchten Blutes und des Welthandels, die Impreſſion des Kaffees, der an ſeiner Quelle als großwirtſchaftlicher Börſenwert uud als Mittel zur Macht erſcheint, den ſtillen Kampf des deutſchen Koloniſten gegen die Regierung und den ſchweifenden Botokuden, und wird zu verſchiedenen Malen ſehr glücklich auf einen internen Sehwinkel geſtellt, von dem aus ſich ganze Exiſtenzreihen erklären. Der Stil iſt gepflegt und manchmal geſchmeidig wie die braſilianiſchen Schönen mit dem Miſchlingsblut, die durch das Buch ſchleichen. Alles in allem iſt mit den „Heißen Städten" eine Mitteilung geſchaffen, die man nicht mehr vermiſſen möchte, und die vielen Leſern ein paar Sommertage mit vertiefter Anſchauung füllen wird.

Jakob Schaffner

Oſt-öſtlicher Divan

Ich glaube, wenn ein aufmerkſamer Beobachter die Geſchichte der deutſchen Lyrik zu Beginn des zwanzigſten Jahrhunderts ſchreibt, ſo wird er beinah ſo ausführlich vom Einfluß der chineſiſchen Lyrik ſprechen müſſen, wie die Hiſtoriographen der modernen Malerei von der japaniſchen Kunſt handeln. Das kleine Bändchen chineſiſcher Gedichte, das Hans Heilmann vor noch nicht einem Jahrzehnt herausgegeben, hat erſtaunliche Wirkung getan. Wenn man von den Mitgliedern des georgiſchen Kreiſes abſieht, die viel zu ſehr und viel zu ausſchließlich Kulturmenſchen (d. h. Menſchen unſerer Kultur) ſind, um von einer fundamental fremden und alſo nur in ihren tiefſt naturalen Beſtandteilen uns zugänglichen Kultur Eindrücke aufnehmen zu können — — wenn man von dieſen abſieht, ſo kann man behaupten, daß jeder deutſche Lyriker, unter den Kleinen wie unter den Großen ſich ſeither an der Verarbeitung der unvergleichlichen hier gebotenen Halbfabrikate verſucht hat. Daß dieſe Proſanachzeichnungen unfaßlich fremder Versformen, mehr als nur Stoffe weniger als Gedicht, und ſomit eine gleichſam vorgekaute Speiſe den Dichtern behagten — das würde ja zunächſt nur für den lebensſchwachen Magen dieſer Generation etwas beweiſen; aber die Tatſache, daß aus dieſem Fertigmachen einige der beſten Gedichte der neueren deutſchen Lyrik hervorgegangen ſind, verſichert uns doch eines tieferen Zuſammenhanges. Dieſe alten Chineſendichter haben eine immanente Symbolik im Naturalismus, eine Fähigkeit ganz und gar ins Sinnliche hineinzutauchen und plötzlich die ganze Natur als eine Chiffre geiſtigſter Verknüpftheiten herauszuheben, — eine Kunſt mit der ſie den innerſten Bedürfniſſen unſerer Generation nahe ſind. Und ihr Litai-pe viel zu heldiſch, um mit Verlaine, viel zu zuchtlos, um mit Dante, viel zu genial, um mit Lord Byron verglichen werden zu können — iſt nicht nur einer der größten Dichter aller Zeiten, ſondern vielleicht heute einer der allermodernſten und (auf verſteckten Umwegen) auch einer der allerwirkſamſten. Zwölfhundert Jahre nach ſeinem Tode —.

Es war eine allzunahe liegende Verleger-Idee ſich durch den nicht nur quantitativ großen Erfolg der „Chineſiſchen Lyrik" zur Herausgabe eines Bändchens „Japaniſcher Lyrik" veranlaßt zu fühlen. In derſelben Sammlung „Die Fruchtſchale", (R. Piper und Co., München) deren erſter Band die Heilmannſche Sammlung war, iſt als Band 17 von Dr. Julius Kurt „Japaniſche Lyrik" erſchienen. Für den Ethnographen, den Völkerpſychologen ſicherlich ein ſehr wertvolles, höchſt intereſſantes Buch; der Kunſtfreund aber, der hier etwas zu finden meint, das ſich der chineſiſchen Lyrik nur entfernt vergleichen ließe, wird ſehr enttäuſcht ſein. Ich glaube nicht, daß aus der anmutig-geſchmackvollen Gleichgültigkeit

dieſer Verſaufſchriften auch nur der kleinſte Funke in unſere Seele fallen kann. Das iſt nicht etwa dadurch zu erklären, daß der eigentliche klangliche und aſſoziative Sprachreiz dieſer aſiatiſchen Kunſt uns ja ganz unüberſetzbar iſt. Für die Chineſiſchen Gedichte, die im Original zugleich bildneriſche muſikaliſche und wiſſenſchaftliche Bedeutungskunſtwerke ſind, und deren unendlich komplizierte Proſodie völlig untrennbar an das Weſen der chineſiſchen Sprache gebunden iſt, galt das ja noch viel mehr. Aber was an der chineſiſchen Lyrik reproduzierbar blieb, die künſtleriſche Vorform, das heißt Wahl und Anordnung der Lebensſegmente und die allerelementarſten ſprachlich-geiſtigen Grundlinien der wortkünſtleriſchen Zeichnung — das genügte doch, uns aufzurütteln und zu erſchüttern, weil eine ganz elementare geniale Lebenskraft hinter dieſen Zeichen ſtand, weil hier ein Li-tai-pe dichtete, der mit Kaiſern geſpielt und in Goſſen geſchlafen hatte, der mit Göttern vertraut und im Weinrauſch ertrunken war. Die Kurt'ſchen Überſetzungen geben vom japaniſchen Original wahrſcheinlich mehr, als Heilmanns Proſa-Umriſſe vom Chineſiſchen geben konnten; aber wie wenig iſt im Grunde gegeben, mit dieſen glatten, ſauberen, graziöſen, ein wenig ſpitzigen Fünfzeilern. Hübſche kurzatmige Aufſchriften auf eine Doſe, mehr nicht. (Die Quantität hat durchaus etwas mit äſthetiſchen Werten zu tun!). Ein geiſtreich gefühlvolles Bonmot über die trügeriſchen Tauperlen des Lotosblattes, ein peſſimiſtiſches Epigramm auf die fallenden Kirſchblüten und ein andermal ein beſonders hübſches optimiſtiſches über den gleichen Stoff:

„Wie ſoll der Windhauch,
Der Kirſchblüten wirbelt
Unter den Bäumen,
Wohl kalt ſein, wenn ein Schnee fällt
Der unbekannt dem Himmel?"

Ein melancholiſches Epigramm auf den Vollmond und ein ſpieleriſch-luſtiges auf den Schmetterling, das iſt ungefähr das Beſte, was das Bändchen bietet — hübſche Kleinigkeiten! Die weitaus meiſten aber ſind rein intellektuell gebildet, gelehrte und moraliſche Vergleiche oder auch ganz leiſe und ſchwache lyriſche Anſchläge, die erſt innerhalb der Biographie oder der Novelle, der ſie angehören, eine Bedeutung gewinnen, für unſer Gefühl alſo keinen ſelbſtändigen Kunſtwert haben.

Gegenüber dem mächtigen Strom genießenden und kämpfenden Lebens, der Chinas Dichtung durchbrauſt, tritt hier eine vernünftig geſchmackvolle Lebensart hervor, eine gefällige und ſehr begrenzte Natur. Was die Sachkundigen heut allenthalben und ſelbſt der ſo beſtechenden japaniſchen Malkunſt gegenüber behaupten, das wird in der Lyrik aufs allerhandgreiflichſte deutlich: Die Japaner, deren Anpaſſungsfähigkeit unſere Eitelkeit gern als Kulturſinn rühmt, haben in Wahrheit nur den aufmerkſam klugen Oberflächenſinn, der ſicher das Nützliche ergreift. Die chineſiſchen Zopfträger aber, die europäiſcher Gottähnlichkeitsdünkel immer noch ſo gern verachtet, ſind in Wahrheit die genial leidenſchaftlichen Schöpfer einer großen und ſelbſtändigen Kultur, deren „Wert" zu meſſen ungefähr ſo viel Sinn hat, wie die „Zweckmäßigkeit" des Todes zu erörtern. Dieſe Kultur iſt eben ſelbſt wieder nichts als eine ganz große Naturerſcheinung, und ihre ferne Ahnung erſchüttert jetzt viele mit der Kraft eines großen Erlebniſſes.

Julius Bab

Sideriſche Geburt*

Als an einem ſommerlichen Nachmittag das ſtattliche Buch mit dieſem feierlichen Titel vor mir lag, da ſpürte ich ein Mißtrauen, als ob ein Magier in mein Zimmer trat und mir ſein Lebens-Elixir gratis zur Verfügung ſtellte.

* Sideriſche Geburt. Seraphiſche Wanderung vom Tode der Welt zur Taufe der Tat von Volker.

Der Klang dieses alliterierten Subtitels, dieser „getauften Tat", erinnerte mich dabei in seiner pompösen Verschwommenheit an eine Art Dichtung, die ich nun einmal gar nicht leiden mag, nämlich an gewisse Musikdramen-Libretti. Glücklicherweise kannte ich „Volker" zwar als Nibelung, aber noch nicht als Bühnenheld.

Ich knöpfte mich also bis zum Hals in kühle Skepsis und fing an zu blättern in in den schön und klar gedruckten Seiten.

„Seraphisch, siderisch, hyazinthen, Schwingeschwang, bekränzte Pforte, Pleroma".

Das sah sehr bedenklich aus. Es schleichen heutzutage so viele mystisch-weiche Jünglinge verträumt umher, die sich mit gnostischen, Jacob Böhmschen und Eckhardschen Strohblumen schmücken — wie männliche Ophelias, — und die einen kleinen Kreis zu bilden verstehen, wie eine Lache abseits des großen Kulturstroms — wo ihre nervöse Schwäche als heilige Zärtlichkeit und ihre trübe Leidenschaft als göttliche Begeisterung gilt. Solche kleinen Lachen schimmern wohl manchmal in schönen Farben, aber bald gibt es Miasmen und Geruch.

Doch siehe da . . . da treten mir Gedanken entgegen, ganz richtige, ganz männliche Gedanken möchte ich sagen — vielleicht nennt ein Feminist sie ganz weiblich — aber durchaus nicht zwitterhaft oder verschwommen. Sie treten heran in einem festen Takt, einem ruhig-entschlossenen Rhythmus, würde-voll schreitend auf sicheren Füßen. Das sind keine Strohblumen, das ist grünes lebendiges Laub. Das ist keine Mache, keine Nachahmung, keine Affektation. Das ist nicht Rauch und Dunst, das sind lodernde leuchtende Flammen.

„Wir werden zeigen, wie die Tat der kommenden Zeit nimmermehr darin bestehen kann, das Gehäuse der Welt für uns immer behaglicher zu machen. Nicht behagliches Wohnen, sondern Wanderung und göttliches grenzenloses Schwingen ist nun unser Sinn."

Es konnte vielleicht einem mystischen Poseur gelingen, so einen kühnen Satz, mit dem Eckhardschen Anklang, als Thema eines Buches aufzustellen, aber kein Mensch, sei er auch noch so schauspielerisch begabt, konnte diese Rolle durch zweihundert Seiten weiterspielen ohne Senkung, ohne Schwankung, ohne Enttäuschung. Hier ist das stolze Thema durchgeführt mit steigender Kraft, und ich gestehe, daß der Mantel der Skepsis mir schon am ersten Tage vom Leibe gerissen ist durch diesen Sturm einer wirklichen Begeisterung.

Alle wichtigen Fragen der Gegenwart, alle Probleme der heutigen Wissenschaft werden in diesem Buche berührt. Und trotzdem bricht an keiner Stelle die ruhige Erhabenheit des Stils zusammen. Das wäre für mich, auch ohne die vorwiegende Richtigkeit der Gedanken, das getreueste Kriterium der Echtheit und Innerlichkeit. Das Buch ist nicht gemacht, sondern geschaffen. Was daran noch klebt von mystischer Ziererei, ist nebensächlich und überflüssig, vielleicht Nachklänge einer allzu schwärmerischen oder allzu einsamen Jugendzeit. Nun leuchtet es jedem ein, daß so ein Buch, wenn es Nachahmung ist, absolut wertlos heißen kann — ist es aber echt, so gehört es zu den allerwichtigsten Ereignissen einer schnell sich ändernden Zeit. Man kann seine Bedeutung kaum zu hoch anschlagen! Gilt es hier doch den ersten regelrechten kühnen und zielbewußten Angriff auf den materialistischen Wahn unserer Zeit, unternommen durch einen jungen, freien und gründlich wissenschaftlichen Geist.

Mir selber, der ich schon fünfundzwanzig Jahre denselben Kampf bestehe, ist kein Ansturm von gleichem Mut und Überlegenheit bekannt.

In diesem Mut und dieser inneren Gewißheit liegt das Außerordentliche des Buches. Tausend Stimmen klingen rund um uns, die gern dasselbe gesagt hätten — aber sie sind zu feige oder zu müde. Sie scherzen nur, und treiben Literatur. Sie sind zynisch oder witzig, oder melancholisch-verzweifelt,

oder bitter-ſarkaſtiſch. Wer wagt es noch ruhig-laut, ernſthaft erhaben in freudiger Zuverſicht zu ſprechen?

Und worin unterſcheidet ſich dieſes Buch von ſeinen Vorgängern, von den großen Myſtikern der Vergangenheit? Von Spinoza und Eckhard und Plotin und Plato?

Erſtens durch die gründlichen Naturkenntniſſe der Neuzeit. Keine früheren Myſtiker kannten Natur und Welt wie wir, keiner konnte alſo endgültig darüber ſprechen. Und zweitens durch das, was Volker ſo richtig an einer ſchönen Stelle ſeines Buches nennt: „die ſprachkritiſche Beſinnung". Von Plato bis zu Hegel hat es allen Denkern an dieſer Hauptſache gefehlt, die erſt als eine Errungenſchaft unſeres letzten Wachstums zu betrachten iſt. Alle wußten zwar, daß die Sprache nur ein mangelhaftes Inſtrument iſt, aber ſie wußten es durch Intelligenz, nicht durch Gefühlswiſſen. Sie vergaßen immer wieder, daß, wie Volker ſagt: „das Formen, Begrenzen und Trennen und Verbinden der Sprache, keine objektive Verbindlichkeit hat", daß „das Wortkleid nur den Lebensleib verdeckt in ſeiner herrlichen Nacktheit." „Der Sprache ſchwand der Boden unter den Füßen . . . und wir bleiben jedem ſtumm, der nicht vermag unſere armſeligen Zeichen in die überkosmiſche Sprache zu überſetzen."

Gewiß wird Volker noch lange vielen ſtumm bleiben. Wenn die dann nur auch ſelber ſtumm blieben!! Am meiſten zu befürchten wäre, daß ſchwache ſervile Geiſter mit dieſen bunten und ein wenig geſchmackloſen ſideriſchen, ſeraphiſchen und hyazinthenen Ziereien Unfug trieben, wie ſie es mit Nietzſches Schlagwörtern getan haben.

Frederik van Eeden

Blumentage

Am Kornblumentag, wo alles in blau einherſtolzierte, hat es ſich ſo recht gezeigt, wie ſehr ſich Verfaſſer gegenwärtiger wiſſenſchaftlicher Abhandlung als das gute, unſchuldige Kind ſeiner Zeit fühlt. In der Tat, ich habe alle und jede artige und unartige Kornblumendummheit mit Luſt, Liebe und Wonne mitgemacht, und ich muß mich, glaube ich, ſehr komiſch benommen haben. Einige ſtolze und ernſte Nichtbeteiligte haben mir einen ſtrengen Blick zugeworfen, ich aber, ich Glücklicher, ich war wie berauſcht, und ich bin, muß ich, indem ich erröte, geſtehen, von Deſtille zu Deſtille gepilgert, indem ich überall, von der Münz- bis zur Motzſtraße, patriotiſche Blumen aufkaufte. Von unten bis oben ganz in blaue Farbe gehüllt, kam ich mir ſehr graziös vor, im übrigen aber fühlte ich mich auf das Allerlebhafteſte als ein wohlanſtändiges Mitglied der beſſeren Kreiſe. O, dieſes ſüße Gefühl, wie benebelt es mich, und wie beglückt mich der ſchöne, ja vielleicht ſogar, unter Umſtänden, erhabene Gedanke, daß ich nach links und nach rechts unter ſehr anmutvollen Bewegungen, Groſchen, geſunde, treuherzige, redliche, ehrliche, brave und gute Groſchen, habe auswerfen und dadurch ein gutes Werk habe verrichten dürfen. Jetzt mag auf mich Schlucker immer hinzukommen, was da will: ich bin von ganzer Seele zufrieden mit mir ſelber, und ein Ruhegefühl beherrſcht mich, mit keinem geſuchten und ungeſuchten Wort vermag ich es auszudrücken. In der Hand oder Fauſt hielt ich einen dicken, mächtigen und offenbar imponierenden Strauß von friſch gepflückten Papierblumen, deren Duft mich beſtrickte. Ich habe, nebenbei bemerkt, in Erfahrung gebracht, daß das Dutzend ſolcher Blumen ſeine ſieben Pfennige koſtet. Ein ebenſo ehrlicher wie dummer Kellner, der immer „ſchön" ſagt, wenn er einen Befehl bekommt, hat es mir unter geheimnisvollem Geflüſter anvertraut. Ich bin mit Kellnern und dergleichen Volk immer ſehr vertraulich. Dies nebenbei. Was nun die Blumentage im allgemeinen betrifft, ſo müßte ich ein herzloſer Wicht ſein, wenn ich nicht den edlen Zweck ſogleich anerkennen wollte, auf welchem ſie beruhen, und ich

ſpringe deshalb auch ſo raſch wie möglich herbei und rufe laut aus: Ja, es iſt wahr, Blumentage ſind himmliſch. Sie ſind durchaus nicht komiſch, ſondern ſie tragen meinem Empfinden nach einen durchweg edlen und ernſten Charakter. Allerdings gibt es leider Gottes unter uns Kerls oder Mitmenſchen immer noch ein paar vereinzelte und, wie es ſcheint, ſehr eigenſinnige Menſchen, die es verſchmäht haben wollen, an einem Frieden- und Freuden-Blumentag ihre Luſt-Blume im Seelen-Knopfloch zu tragen. Daß doch ſolche Menſchen recht bald eines Edleren und Beſſern belehrt werden möchten. Ich ſelber, darf ich glücklicherweiſe ausſagen, ſtrahle an Blumentagen vor lauter blumiger, und blümlicher Genugtuung, und ich bin einer der Verblümteſten unter den Verſchönerten, Geſchmückten und Beblümten. Mit einem Wort, ich bin an ſolch einem Pflanzentag wie eine ſchwankende, zarte Pflanze, und an dem in Ausſicht ſtehenden reizenden Veilchentage werde ich, daß weiß ich gewiß, wie ein beſcheidenes und verborgenes Veilchen ſelber in der Welt auftreten. Einem großherzigen Zwecke zuliebe vermag ich mich ſogar in eine Gänſeblume zu verwandeln. Es ſtecke und klemme doch in Zukunft, möchte ich hiermit herzlich bitten, jedermann ſeine Butterblume zwiſchen die aufgeworfene oder finſter zuſammengebiſſene Lippe. Auch Ohren ſind ja ein vortrefflicher Blumenſtänder. Am Kornblumentag hatte ich hinter meinen drei Ohren je eine Kornblume heften, und es kleidete mich ausgezeichnet. Entzückend ſind wieder Roſen und baldige Roſentage. Sie ſollen nur auf mich loskommen, dieſe ausgeprägten Tage, ich will mein Heim ſchon mit Roſen ſchmücken, und ich will mir, ſo wahr ich ein Zeitgenoſſe bin, der ſeine Zeit verſteht, eine Roſe in die Naſe ſtecken. Auch für die Margeritentage kann ich mich recht lebhaft erwärmen, wie mich denn überhaupt jede beliebige Mode ſogleich zum Knecht, Sklaven und Untertanen ſtempelt. Aber ich bin glücklich ſo. Nun, ſolche Käuze, die keinen Charakter beſitzen, muß es eben auch geben. Hauptſache iſt: ich will mich meines bißchen Lebens, ſo gut und ſo lang ich kann, freuen, und wenn einer ſich amüſiert, macht er von Herzen gern jeden Unſinn mit, aber jetzt komme ich auf das Schönſte, auf die Frauen. Für ſie, einzig für ſie, ſind ja die holdſeligen Blumentage erfunden, komponiert und gedichtet worden. Wenn ein Mann in Blumen ſchwelgt, ſo iſt das ein wenig unnatürlich; einer Frau hingegen ſteht es in jeder Hinſicht an, Blumen ins Haar zu ſtecken und Blumen an den Mann zu tragen. So eine Dame oder jungfräuliche Blume braucht nur zu deuten, zu winken, und ſogleich werfe ich mich ihr zu Füßen, frage ſie, indem ich am ganzen Leib vor Glück erbebe, wie viel ſie koſtet und kaufe ſie ihr ab. Und ganz blaß im Geſicht, hauche ich einen glühenden Kuß auf das ſchelmiſche Händchen und bin bereit, das Leben für ſie zu laſſen. Jawohl, ſo und entſprechend ähnlich benehme ich mich an Blumentagen. Von Zeit zu Zeit, um mich zu erfriſchen, ſtürze ich allerdings in die Schnellimbißhalle und ſchleudere ein Schabefleiſchbrötchen an Ort und Stelle hinunter. Ich ſchwärme für Schabefleiſch, doch ich ſchwärme auch für Blumen. Ich kann ja nun ſchon für ſehr viel ſchwärmen. Immerhin, es ſoll einer ſeine Bürgerpflicht tun, es ſoll keiner das Geſicht verziehen, und es ſoll ſich einer nicht ſo verkommen, als habe er das Recht, im ſtillen über die Blumentage zu lächeln. Sie ſind Tatſache; Tatſachen aber ſoll man ehren. Wirklich?

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fiſcher, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Frauenſtudium/ von Lucia Dora Froſt

Das Tier arbeitet nur aus Paſſion, und der Menſch hat dieſes Bedürfnis niemals verloren. Als er zur Geiſtigkeit erwachte, fand er ſich verflucht zur Fron für die Bedürfniſſe ſeines Leibes und ſucht ſeitdem ihr zu entfliehen: ihrer grellen, nackten, nutzloſen Nützlichkeit. Er flüchtet vor niedrigem Dienſt in Arbeit höherer Ordnung; er ſtrebt von altgewohnten Arbeitsfeldern in noch unbebaute, von konkreter und elementarer Arbeit zu abſtrakter überſetzter Tätigkeit. Dieſe ſtille und entſchloſſene Flucht gibt dem Menſchen einen Zug nach vorn. Aber ſie beſtätigt auch ſeine verhängnisreichſte Neigung: ſich von ſeinen Notwendigkeiten zurückzuziehen. Zwiſchen Beidem fand bisher die Menſchheit ihren Weg.

In dem Bemühen, der Arbeit eine leidenſchaftliche Form zu geben, entdeckte ſie ihre ſchönſten Gaben. Denn die heftige Überzeugung, daß Arbeit etwas Obſzönes ſei, forderte das verhüllende, veredelnde, ſchaffende Genie des Menſchen heraus. Er umſtellte die Arbeit mit Zeremoniell und Symbolik, er verſuchte ſie ſinnlich-dekorativ oder muſiſch-ſenſationell zu geſtalten. Er baute nicht nach Zweckmäßigkeiten, ſondern nach Regeln, die einen ſingenden Sinn hatten, er webte nicht Figuren, ſondern Bedeutungen in ſeine Stoffe; kein Ornament, in das er nicht einen heiligen Sinn legte, keine Bewegung, der er nicht überſinnliche Wirkung zuſchrieb. Wie er nicht aß nur um ſich zu nähren, ſondern in dem Bewußtſein, die Speiſegebote und -verbote zu erfüllen und den reinen Tieren einen Vorzug vor den unreinen zu erweiſen, wie er ſich nicht kleidete, um ſich zu ſchützen, ſondern um ſich zu ſchmücken oder ſich auszudrücken, ſo arbeitete er ſtets aus Gründen und nach Regeln, die ihm intereſſanter waren als ſachliche, und in einer Art, die ihn erregte oder beruhigte. Nur daß er dauernd ſeine Arbeit von purer Not hätte beſtimmen laſſen, ſie rein nach Zweckmäßigkeit getan hätte, kam nicht vor (Sklaven ſtanden freilich außerhalb der Regel). Hinter dem Tatſächlichen der Arbeit ſtand immer noch etwas Seeliſches: ein Ringen um den Arbeitsaffekt, um die Senſation einer Form oder eines Glaubens. Man tat, was man tat, nicht immer zur Ehre Gottes, ſondern auch im Kampf gegen Götter, auch wohl als Herausforderung, als Brüskierung der Götter, aus Blague, aus Unverſchämtheit: nur ohne einen ſolchen metaphyſiſchen Sinn arbeitete man nicht. Man arbeitete aus Neigung, aus Dankbarkeit, aus Furcht, aus Ehrgeiz, aus Eitelkeit: nur nüchtern arbeitete man nicht. Auch die Form iſt ſtets nur ein Arbeitsaffekt, ein Strom, der die Sachlichkeit trägt. Die

Strenge, die Reinheit, die äußerste Anforderung, die Anerkennung von Meistern und Vorbildern ist eine Möglichkeit, aus der Arbeit einen Kampf zu machen, oder eine sensationelle, übersachliche Askese; ein Mittel, sich ganz an die Arbeit zu geben, sich in ihr zu vervielfältigen, in jede Linie sich selbst hineinzubringen, sein kleines Ich zu reproduzieren oder auch, wenn dergleichen vorhanden war, das große Ich, das dem Weltgeist verwandte. Darum drängt jedes Handwerk zur Kunst, und dem Künstler scheint die Form das Innerste, seine Technik das Heiligste; darum scheint dem Kavalleristen die Schulreiterei edler als die Kampagnereiterei; wie alles ersten Rang hat, was die Passion am reinsten verkörpert und von der Zweckmäßigkeit am wenigsten durchsetzt ist. Arbeit ist Blei, golden ist der Sinn. Die Deutung verwandelt Blei in Gold. An dieser Notwendigkeit, die Arbeit zu veredeln, entzündete sich von jeher der deutende Geist. Noch heute besteht auf dem Lande Religion ganz ersichtlich als Arbeitsreligion. Was im Reichstag kürzlich von Bienenzucht gesprochen wurde: Imkerdienst sei Gottesdienst und dergleichen, erregte in seiner Enge Entsetzen. Aber ist es nicht das einfachste Menschenrecht, seine Arbeit für Gottesdienst zu halten, an ihren unbedingten Wert zu glauben? Ist die moderne Weltanschauung des Sozialismus etwas anderes als eine Arbeitsreligion, ein Ringen um den Arbeitsaffekt, um einen absoluten Sinn, einen Glauben gegenüber den zusammenhanglosen Handgriffen, zu denen der moderne Mensch verurteilt ist? Es wäre zynisch, die Religionsforschung als Kapitel der Ergologie zu behandeln; denn wir wissen zwar, daß wir getrieben werden, aber wir glauben, daß wir gezogen werden, von der Idee; möglicherweise aber ist das nur eine Paraphrase über Vorgänge von psychischer Logik, nach denen der Mensch vor einem inneren Gewissen eine Rechtfertigung dafür braucht, daß er arbeitet.

Eine weitere Möglichkeit, der Arbeit Farbe zu geben, ist die Errichtung des Eigentums. Die Arbeit im Eigentum und am Eigentum bereitet dem Menschen die Möglichkeit, seiner Umgebung ganz die Intensität seines inneren Zustandes zu geben: er strahlt sich aus und fühlt sich immer nur bestätigt; er ist in seinem Milieu eingebettet, sodaß er davon nicht zu unterscheiden ist. Er wandelt, solange er in seinem Eigentum ist, wie in sich selbst herum, und die Arbeit ist wie ein organischer Vorgang, der mit einer fast vegetativen Zufriedenheit erfüllt, auch wenn sie hart, mühevoll und unaufhörlich ist. Dieses Mittel, die Arbeit zu entsachlichen, ist weniger edel als das der Form und gefährlich für den Charakter; von ihm droht die Gefahr des Geizes, einer gewissen Verfilzung des Arbeitstriebes, der Verhärtung des Affektes, besonders wenn die Möglichkeit zur Bereicherung besteht, die Möglichkeit, zu extensiver Arbeit überzugehen. Überall hat auch die Volkssitte dieser Gefahr begegnet: wo starkes Eigentumsgefühl vorhanden, gilt auch Wohltätigkeit als erste Kontertugend und Geiz als aller Übel Wurzel.

Eine dritte Art, der Arbeit alle Bitterkeit zu nehmen, ist erreicht, wenn sie in Beziehung steht zu geliebten Personen, in ganz unmittelbarer Beziehung; wenn sie von einer opfernden Empfindung durchtränkt ist und ihre sachliche Form ganz darin untergeht. Wo immer das zusammengewebt war zu einer Kultur oder einem Stil: der Arbeitsaffekt, religiös oder formal, ein gemildertes Eigentumsgefühl und die Bindung der Arbeit an die Gefühle persönlicher Sympathien, da hatte das Dasein, wie hart und belanglos es auch war, doch die Farbe des Lebens, war glühend und ganz, und der Mensch so glücklich wie er sein kann. Denn der Stil ist das Glück: das war das Bekenntnis der Kulturvölker und derer, die wir Wilde nennen.

Die Vernunft aber wurde der Feind des Glücks. Die immanente Überlegenheit der Zweckmäßigkeit zerstörte die Stilkulturen. Nicht nur der reine Geist, der Vorwitz, die illusionsunfähige Aufklärung der zu blaß Geborenen oder von den Menschen Gebrochenen, der Kranken, die nicht teilnehmen konnten an den Illusionen ihrer Mitmenschen, die den Glauben durchschauten, die Form sachlich sahen und die Arbeit verachteten, die hell und böse über die Glücklichen hereinbrachen, die selbsteifrig-überlegen ihre Kälte um sich verbreiteten: sondern auch die brutale physische Übermacht der Vernunft machte den Arbeitskulturen ein Ende: eher als im Werkzeug, eher als in der Form siegte in der Waffe die Vernunft über den Affekt. Vor der Arbeit nach Regeln verschwand immer der Kampf nach Regeln. Der Krieg war der große Träger und Rechtfertiger des Rationalismus; in ihm kam die Überlegenheit der Vernunft am heftigsten zur Wirkung und ihre Feindschaft gegen das eigen Gewachsene. Als die Vandalen von den Rüstungen Belisars hörten und die entscheidende Stunde nahen fühlten, entschied Gelimer: diesen Kampf fechten wir aus mit der Waffe unserer Väter, zu der wir geboren, mit dem alten heiligen gotischen Langschwert, und er verbot alles andere, Speere und Bogen. Aber das bekam ihnen schlecht; sie erlagen, wie nach ihnen die Goten den Überlegungen des farblosen und geschlechtslosen Narses, wie einst die Gallier und Germanen zurückwichen vor dem großen Cäsar und dem eleganten, trockenen Schritt seiner kühlen Sachlichkeit, und wie nach ihnen auf die Dauer stets die, denen die Musik des Krieges im Blute lag, als ein großes heiliges Spiel, vernichtet wurden von der militärischen Wissenschaft, den Kaltblütigen und der Vernunft. Vom Krieg aus als von dem traditionellen Förderer der Wissenschaft hat sich der Handel und das Gewerbe rationalisiert, dann die Landwirtschaft und jetzt die Menschenwirtschaft. Wir heute sehen auch den Menschen an als ein Betriebsobjekt, in das man etwas hineinsteckt, um ein Maximum von Leistung herauszuholen; wir stellen selbst den Krüppel unter das Gesetz der höchsten Rente und erreichen es vielleicht noch, den Irrenhäusern eine Dividende abzugewinnen. Die Arbeit wird bis ins letzte profaniert. Und da sich das Bedürfnis nach einem Arbeitsaffekt nicht ganz betrügen läßt,

berauschen wir uns an den Summen, an der Masse der Zwecke; wir gefallen uns im asketischen Gefühl der Selbsterniedrigung, wir denken uns als überlegene Schauspieler der Vernunft, wir fühlen uns selbstlos auf eine sublime Weise oder lassen uns willenlos überwältigen von der lauten Eisenstimme der Zweckmäßigkeit; oder wir schwärmen sozial, gezwungen zur Sehnsucht, ivre d'avenir. Aber es ist, als fühlten wir auch, daß wir uns nur betäuben. Zuviel liegt zwischen der Arbeit und der Idee, es fehlt die Integrität der Beziehung. Die Arbeit wird dürrer, der Affekt immer weiter und vager. Er wandelt nicht mehr das Blei in Gold, er liefert nur noch eine Vergoldung, so dünn, daß sie weg ist, wenn man sie streichelt, und verdampft, wenn man sie mißtrauisch ansieht. Darum drängt man mehr als je zu den Arbeiten, die noch ein altes Prestige haben, deren Wert unübersichtlich ist; aber auch in ganz unerforschte, unabschätzbare, die die Sensation völliger Neuheit haben. Der Fortschritt selbst wird zum Arbeitsaffekt. Und der moderne Mensch, verfolgt von seinen Einsichten, getrieben, alles zu verändern (weil er weiß, wie alles verändert werden kann), ein Regisseur der Kausalität, begeistert von dem Krachen einstürzender alter Institutionen, von dem Sturmgeläut einer neuen Zeit, erkauft seine Frische durch Verwandlungen.

Das ist die Situation, der wir uns angliedern sollen. Das weibliche Geschlecht, das seine Arbeit bisher mit Gefühlsaffekten tat, wird durch die neue Arbeitsorganisation zum großen Teil zur Arbeit außer dem Hause, ohne Interesse, ohne direkte Beziehung zu seinen Sympathien hinausgetrieben. Und nicht genug, daß der Übergang hart, unvermittelt und roh ist, daß wir in diesen Kampf zwischen dem Marktwert und der Würde der Arbeit unvermittelt verwickelt werden: es ist auch überhaupt zweifelhaft, ob wir in der Art der Männer Arbeitsformen ausbilden können. Wir sind wahrscheinlich in den Mitteln, die Notwendigkeit schön zu machen, mehr behindert; unsere Fähigkeit dazu ist wohl dichter, aber primitiv und nicht unerschöpflich. Der Mann hat darin immer noch den ungeheueren Vorzug einer ihm angemessenen Tradition, Imperative der Arbeit und kategorische Gesten. Die Verschmelzung von Sachlichkeit und Persönlichkeit in der Form, der große Glaubensaffekt in der Arbeit: ist uns das zugänglich? Sicher ist, daß einzelne für die Echtheit der Leistung, ihre Größe und Schönheit, nicht nur Empfindung haben, sondern auch zu ihr veranlagt sind. Aber wenn das nur für wenige Geltung behält, ist dann nicht das Geschlecht in der öffentlichen Arbeit zur nüchternsten Nüchternheit verurteilt? Und was wird als Reaktion darauf erfolgen? In diesen Schwierigkeiten erklang schon früh der Ruf nach Studium, zuerst in der Absicht auf vornehme Zurückziehung auf eine verhältnismäßig geschützte Abgeschlossenheit in der öffentlichen Arbeit, später gerade umgekehrt in Verbindung mit der sozialen Parole auf eine weitere, freiere, offenere Arbeitsstimmung des weiblichen Geschlechts. Unter der Perspektive eines

neuen notwendigen Arbeitsaffektes ist das Frauenstudium allenfalls heute zu rechtfertigen. Jede andere Beurteilung endet ja einfach in beschämenden Feststellungen.

Was kann nun das Frauenstudium dazu beitragen, eine neue Gesamtarbeitsstimmung für das weibliche Geschlecht auszubilden? Es muß natürlich an das Traditionelle anknüpfen. Da wir von der Arbeit zu verlangen gewohnt sind, daß sie ganz mit Gefühlsfarben durchtränkt ist, kann es für unser Geschlecht immer nur darauf ankommen, eine solid-sensationelle, nicht eine objektive Arbeitsstimmung herzustellen, was erreicht ist, wenn das Bedürfnis auf eine Art beantwortet wird, die der natürlichen Disposition entspricht, dazu bürgerlich notwendig und schätzenswert, wenn auch nicht gerade rationell ist. Dieses Problem ist bekanntlich in Haus, Ehe, Familie gelöst: wie vollkommen, das wird man erst einsehen, wenn das alles abgeschafft ist und nur noch dem Namen nach oder juristisch existiert. Jedenfalls war man von der Einzigkeit dieser Lösung überzeugt, und unter allen Arbeitssensationen hat die Bindung an die persönlichsten Sympathien und innigsten Gefühle die überragende Hauptrolle für uns gespielt. Das wäre zu verwenden. Dagegen gibt es keine Anzeichen dafür, daß wir spontan aus der Arbeitsnot ideelle Affekte, Vorstellungen und Verknüpfungen entwickelt hätten. Wenn die Führerinnen der Frauenbewegung (etwa 10000) erklären, allein die Macht der Idee habe sie erfaßt und trage und treibe sie, so folgen sie wahrscheinlich nur dem heute wie immer üblichen Brauch, Motive zu haben, die in der Mode sind; denn die Arbeitsfreudigkeit der Führerinnen ist ohne das hinreichend erklärt: sie schwimmen in ihren besonderen Affekten und Sensationen; die aber eben ein Vorrecht der Führung sind. Für die Allgemeinheit des Geschlechts darf man jedenfalls sagen: es ist wenig geneigt, Werte anzuerkennen, die auf kosmischem Umwege bewiesen werden, und für Dinge zu leben, deren Wert nicht gewiß ist oder wenigstens nicht fühlbar. Größer ist schon unser Formtalent, aber auch das bezieht sich weniger auf die Formung der Arbeit, als auf die Entsachlichung unserer persönlichen Bewegungen, der Gebärden, der Sprache, der Gesten, des Ausdrucks, der Allüre, der Kleidung. Und auch hier besteht es vielleicht mehr in Milderung zur Anmut, Auswahl bis zur Genauigkeit der Eleganz und Bevorzugung des mit Leichtigkeit Beherrschbaren, als in einer Bewältigung jeder Möglichkeit. Wenn also die Gefühlsstimmung des Hauses für die öffentliche Arbeit übernommen werden kann als ein sozialer Affekt, anderseits aber eine echte idealistische Neigung nicht vorhanden und die formale nicht verwendbar ist, so folgt daraus, daß die moderne Arbeitsstimmung nicht einen sozialideellen, sondern einen sozialsensationellen Charakter haben wird, daß die direkte Beziehung, die soziale Sinnlichkeit nicht ausgeschaltet sein wird.

Hier wäre also für die akademische Frau der Nerv ihrer Aufgabe: den öffentlichen Charakter der Frau zu entwickeln; aber auch zu hemmen. Es wäre ihr innerer, lebendiger Sinn, der Lebensauffassung aller öffentlich arbeitenden Frauen

Stimmung, aber auch Ernst, Gewicht und Haltung zu geben. Da das Material, in dem die höheren Berufe arbeiten, der Mensch und hauptsächlich das Volk ist, das sie bestimmt sind, zu bilden, zu heilen, zu beurteilen, zu lenken und in Zusammenhang mit dem Ganzen zu bringen, so besteht für die akademischen Frauen die Möglichkeit, die Frauenwelt geistig zu durchdringen. Auch die Notwendigkeit. Man wundert sich heute, daß uninteressierte Arbeit, industrielle Arbeit, zu der sich kein persönliches Verhältnis gewinnen läßt, die nicht mit Liebe getan werden kann, bei der neun Zehntel der Person kaltgestellt sind, daß solche Arbeit auf die Mädchen wie ein pousse-au-vice zu wirken scheine; aber wenn man die alte Bindung von Sensationsbedürfnis und Arbeit aufhebt, so darf man nichts anderes erwarten, als daß das Sensationelle in Reinheit erscheint und in einen Selbsterhitzungsprozeß geraten kann. Oder man muß eben Neues versuchen: wenn nicht neue Bindungen, so doch neue richtende Beziehungen, die für die neue Arbeit in fremden Räumen, mit fremden Arbeitsmitteln, mit fremdem Geld, für fremde Menschen eine mögliche Stimmung erzeugt. Man kann diese Stimmung nicht wild wachsen lassen, man muß mit allen Mitteln die öffentliche Berufsarbeit der Frau zu heben versuchen, vorbildliche Leistung und Lebensführung ermöglichen; man muß der Berufsarbeit des weiblichen Geschlechts Ehren erweisen, die dann auch nach unten fortwirken. Das ist (immer unter der Voraussetzung, daß man eine neue Ordnung für möglich und nötig hält) durchaus richtig. Man könnte ja auch nicht den Frauen das Stimmrecht geben, ohne sie ins Herrenhaus zu berufen. Außerdem ist die soziale Hilfsarbeit, die man den Frauen jetzt überträgt, eine sehr sensationelle Mission, der die denkbar solideste Intelligenz zu wünschen ist. Das allgemeine Fraueninteresse für das soziale Elend ist ja nicht ganz unverdächtig; das Elend ist so anregend: wo Elend ist, da ist sicherlich auch Leidenschaft, Laster, Verbrechen. Die Frauen des Volkes, mit denen man sich da zu beschäftigen hat, haben eine merkwürdige Verfassung: starke Farben, nicht sehr sauber gehalten; das Romantische liegt so unmittelbar neben dem Tüchtigen; und die Mütter der Kinder, die nicht ganz in Ordnung sind und besondere Fürsorge nötig haben, gehören natürlich zu den interessantesten. Die, denen die nötige Distanz zu diesem Beruf nicht fehlen würde, haben gewöhnlich keine große Neigung zu dieser Beschäftigung, und die mit Lust und Eifer bei der Sache sind, täte man oft besser, davon fernzuhalten; einst bevorzugten sie das Rührstück und den Schauerroman, heute die Sozialpolitik. Auch hier wird das Studium die Entartung ins rein Sensationelle durch die Möglichkeit strengerer Schulung und Aufsicht verhindern. Schließlich besteht augenscheinlich die Gefahr, daß die zunehmende Veröffentlichung der weiblichen Stimmung auf die intimeren Gebiete übergreift. Auch wenn man nicht gerade die „Blumentage" für den Anfang der moeurs phanerogames ansieht, muß man doch zugeben, daß nach dieser Richtung die Lockerheit zunimmt.

Es werden merkwürdige Dinge propagiert. Man spricht ja schon glattweg von dem „Recht aller Erwachsenen auf Befriedigung von Naturtrieben", (der akademische Titel hindert heute allerdings noch nicht an solchen Proklamationen) und zwar von solchen, die unbedingt sozial empfinden. Da es sich bei allen Unternehmungen der Frauenbewegung um Übertragung der Heimstimmung auf den Staat, auf die Politik, auf die Gesellschaft handelt, würde ja die allgemeine Menschenliebe eine Gefühlskonsequenz sein. Um solchen Verwilderungen vorzubeugen, würde vielleicht ein Einschlag von Strenge und Ernst und Schwere vom Studium und von den akademischen Berufen aus zu wünschen sein. Der Wert des Frauenstudiums liegt also nicht eigentlich in wissenschaftlichen Leistungen, sondern in sozialen Leistungen mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln: und in dem Versuch, einen gesunden Leistungsaffekt für die öffentliche Arbeit des weiblichen Geschlechts herzustellen. Das ist ein hypothetischer Wert: er setzt die Unvermeidlichkeit der öffentlichen Betätigung voraus.

Die soziale Bedeutung des Studiums wird zur Folge haben, daß man weitere Forderungen von dieser Stellung aus in nächster Zeit detachieren wird. Die Führung der Frauenbewegung erhofft zwar vom Studium heute nur eine gründliche Erkenntnis der sozialen Lage des Geschlechts; die Rechtlerinnen erwarten Klarheit über die Welle, die sie trägt. Wenn damit angedeutet werden soll, daß fast alle Erörterungen auf einem noch zu niedrigen Niveau stehen, so ist dagegen nichts zu sagen; nur daß der bisherige Mangel an Universitätsstudium allein daran schuld sei, darf bestritten werden. Bildet das wissenschaftliche Denken etwa andere Tugenden als die des bürgerlichen Denkens aus? Die Gewissenhaftigkeit, die den hitzigen Schluß meidet, die Umsicht, die sich über die Gesamtheit der Bedingungen Rechenschaft gibt, die ruhige Ausdauer im Verfolgen eines Gedankens, der Instinkt für das Produktive, die Geringschätzung der linearen Art zu denken: diese Eigenschaften gelten in der Wissenschaft und im bürgerlichen Leben gleichermaßen. Daß in einem Gebiet, das, wenn nicht im Brennpunkt, so doch im hellsten Lichtkreis der öffentlichen Teilnahme und der öffentlichen Diskussion steht, eine so große Verwirrung herrscht, hat viel aktivere Ursachen; und wenn vollends jetzt etwas wie ein Monopol der Akademie auf Vermittlung von Klarheit und Einsicht proklamiert wird, so fordert das den Hinweis heraus, daß Universitätsstudium ja nur ein Notprodukt ist und, abgesehen von den exakten Wissenschaften, durchaus nicht der best denkbare, geschweige denn der einzige Weg ist, sich der Wissenschaft zu nähern. Die akademische Ausbildung ist ein Mittel, jungen Leuten, deren Geist noch halb blind ist, möglichst schnell ein paar Handhaben zu geben, mit denen sie das Leben packen können, einige Dutzend brauchbarer Begriffe (manchmal auch unbrauchbarer), mit denen sie sich einzelner Fälle bemächtigen können, ein Mittel, sie über das bisher auf einem Gebiet Geleistete

kurſoriſch zu orientieren und einige praktiſche Fähigkeiten anzubahnen. Es antizipiert Erfahrungen, es beſchleunigt Einſichten, es gibt die Abſtraktion unerlebter Konkreta, es iſt im ganzen ein Kraftmittel mit ſichtbarem Erfolg und unſichtbaren Spannungen. Es iſt keineswegs die beſte Methode, das Gehirn darauf vorzubereiten, einen Abdruck der Wirklichkeit aufzunehmen und ſie nach einem ideellen möglichen Generalnenner zu beurteilen; es iſt nur die billigſte Methode. Sicherlich wäre es beſſer, man lernte natürlicher, langſamer, in vollem Zuſammenhange, durch Irrtum und Niederlage, man bildete ſich die Begriffe ſelbſt, man lernte arbeitend, atmend in Verſuch und Beſinnung, und käme, anſtatt mit dem abſoluten Begriff anzufangen, ſchließlich zu einem Gefühl des innerſten Sinnes ſeiner Wiſſenſchaft, wie der Künſtler aus dem intimen Ringen mit dem Geheimnis der Technik ſich den Geiſt ſeiner Kunſt erbaut. Für dieſe ganz perſönliche Eroberung der Wiſſenſchaft, in der alle Begriffe Farbe und Schwere und Wirkung bekommen, wird aber durch das Univerſitätsſtudium durchaus nicht Bedingung; es iſt eine Früh- und Schnellmethode, ſummariſch, ein Notbehelf, den man zum mindeſten für die Geiſteswiſſenſchaften im Verhältnis zum Möglichen als unzulänglich anſehen muß. Und man darf ſagen: wer jahrzehntelang für eine Sache geſtritten, geſprochen, geſchrieben, debattiert und agitiert hat und dabei noch nicht zur Klarheit gekommen iſt, noch immer ein dunkles Vergnügen daran empfindet, feſtzuſtellen, wie verwurzelt doch alles ſei, denen wird die Univerſität auch nicht zur Einſicht verhelfen; denn ſie haben keine Klarheit gewollt und wollen ſie auch heute nicht. Man ignoriert ja, was von Einſicht und Erkenntnis heute vorhanden iſt: nicht nur die zweifelhaften und unbeweisbaren Erkenntniſſe, ſondern die ganz grobe, greifbare Deutlichkeit. Man ſucht und findet immer nur Selbſtbeſtätigungen, man benutzt die Wiſſenſchaft nur als Piedeſtal und die Statiſtik als Megaphon. Das iſt menſchlich begreiflich; auf dieſe Weiſe kann man alle Tage leben wie die Apoſtel zu Pfingſten. Und zu büßen werden es ja nicht die Führerinnen haben, ſondern die Geführten. Auch von der Wiſſenſchaft wird man nur verwenden, was die Agitation vermehrt. Denn der Typ, der in der Frauenbewegung immer mehr zur Herrſchaft kommt, iſt die Agitatorin, nicht die nach Art der Wiſſenſchaft Gewiſſenhafte: das iſt heute ſo und wird vermutlich auch dann noch ſo bleiben, wenn es Doctrices zu Tauſenden gibt.

Aber praktiſche Abſichten ſtecken natürlich dahinter, wenn man jetzt ſo beſcheiden die Notwendigkeit größerer Wiſſenſchaftlichkeit in der Frauenbewegung betont: Zunächſt die Forderung der weiblichen Dozentur. Und dagegen läßt ſich nichts einwenden. Auch wer nicht hoffte, daß dadurch die Beſonnenheit, die Gründlichkeit vermehrt werden könnte, vielmehr glaubt, daß eine Rednerin leicht mit zehn weiblichen Gelehrten fertig werden wird, könnte doch nicht jeden Verſuch dazu abweiſen. Die zweite Abſicht iſt politiſcher Natur: die Einſchiebung der

aktuellen Frauenbewegung in die Staats- und Rechtswissenschaften wie überhaupt die Überführung auch der innersten Frauen- und Familienangelegenheiten in Staatsangelegenheiten involviert auch die Berechtigung zur Anteilnahme an der staatlichen Verwaltung. Das Studium erlaubt ja den vorschriftsmäßigen Befähigungsnachweis dafür zu erbringen; und die Überlegenheit der Frau für die Behandlung weiblicher Staatsangelegenheiten folgt aus der leichteren Einfühlung in die spezifisch weibliche Eigenart, an die man in diesem Falle heftig glaubt. Die höchste Stelle in der Frauenvereinsbureaukratie spricht einstweilen noch diplomatisch, übersachlich von der nötigen „Lenkung des Gesellschaftskörpers auf dem Wege wissenschaftlicher Erkenntnis"; also hohe Stellungen in der Staatsregierung für die Frauen. Und damit nähert man sich endlich dem Ziel. Die Vorsitzende des Evangelischen Frauenbundes fordert zunächst nur ein Dezernat im Kultusministerium. Dann wird wohl die Ministra für weibliche Angelegenheiten nicht mehr lange auf sich warten lassen oder eine Behörde, die vom Reichsamt des Innern ressortiert, vielleicht auch gelegentlich der Umwandlung der Staatssekretariate in Reichsministerien ein solches Ministerium für Generationsangelegenheiten. Das würde ein sehr interessantes Institut werden, für das natürlich die wissenschaftlich gebildeten Frauen ein natürliches Vorrecht mitbrächten, und von dem aus sich sehr schön übergreifen ließe in andere Verwaltungszweige.

Derartige Hoffnungen liegen heute nicht mehr außerhalb des Bereiches des Denkbaren. Die preußische Regierung fördert ja die Frauenberufe nach allen Kräften und steht in bestem Einvernehmen mit der Frauenbewegung: „Die Regierung möge uns ihr Wohlwollen erhalten" und „die Frauen mögen die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllen": auf diesem Fuße bewegt sich der Verkehr. In Vorträgen von Ministerialmitgliedern wurde mit den Frauen die Möglichkeit des weiblichen Richteramtes erwogen; betreffs der Verwaltung wurden sie zunächst auf Teilnahme an der Kommunalverwaltung gewiesen. Es ist erklärlich, daß bei uns die Frauenbewegung auf anderem Wege fortschreiten muß als etwa in England; England hat eine große parlamentarische, Preußen eine große gouvernementale Vergangenheit; danach bestimmt sich auch die Art der Prätension. Natürlich wird auch die Stimmrechtsbewegung durch Fortschritte in der Regierungsbeteilung gefördert und belebt. In diesem Jahre werden freilich die Reichstagswahlen alles Interesse absorbieren, und es wird höchstens Gelegenheit sein, in der Hitze dieses Kampfes unvermerkt Gewohnheiten anzunehmen, die dann später nicht mehr auffallen. Aber im folgenden Jahr wird dann vermutlich der erste große Winterfeldzug für die politische Beteiligung der Frau unternommen werden können. Und allen diesen ersehnten Belebungen gibt das Studium und die Intimität mit der Wissenschaft den Schein eines soliden Hintergrundes.

Daß es wirklich eine solide Basis ist, dazu gehört allerdings ein starker Glaube. Das soziale Experiment, das die Frauenbewegung daran knüpfen könnte, hat ja eine gewisse Logik, aber daß es die Farbe der Dauer hat, daß es überhaupt nur einen ganzen Blick verträgt, ist ebenso zweifelhaft, wie der Wert der politischen Aktion, die mit Hilfe des Studiums unternommen werden wird. Sicher ist dagegen, daß es die Anmaßung der Frauenbewegung vorwärts treibt, und daß in deren sozialpolitischen Reflexbewegungen große politische Gedanken ersticken werden. Sicher ist auch, daß es die Frauen vergeistigt und löst und verfeinert in einer Zeit, wo wir noch auf Kolonisieren angewiesen sind, wo die Erde noch nicht im gröbsten unterworfen ist, wo noch halbe Erdteile fast unbevölkert liegen. Sicher ist auch, daß es eine große Zahl gerade der Tüchtigsten aus dem Strom der Generationen herauszieht und so der Menschheit unaufhörlich Qualitätsverluste zufügen wird. Und deshalb werden Mittel angegeben werden müssen, wie es reduziert werden kann.

Joan Uſhazy ſah zum Coupéfenſter hinaus. Es war immer dasſelbe Bild. Während der Zug ſich rumpelnd in Bewegung ſetzte, hob der Bahnhofswärter die Eimer und ging mit ſchweren Füßen über den naſſen Perron. Dort wohnte der Schneider und der Schuhmacher und dort ein Uhrmacher. Eine Uhr hing in ſeinem Fenſter: Hm, die Lote gingen, die große Scheibe aber war leer und ohne Zeiger. Und dort wohnte der Tiſchler. Sein Schild war ein ſchwarzer Sarg. Der eine Schornſtein aber gehörte zur Meierei. Dann bogen die Telephondrähte wieder auf Felder ein, deren Erde ohne Farbe war. Sie hingen ſo ſchlaff unterm Regen, als hätten ſie ſich von Pfahl zu Pfahl, von Stange zu Stange nicht viel auf dem Felde zu erzählen. Joan Uſhazy fuhr fort, wie es ſeine Gewohnheit war, die Worte für das, was er ſah, in der Sprache ſeiner Mutter vor ſich hin zu ſagen: „Felder, Felder, flache Felder; ein Haus, niedriges Haus; zwei Vögel, zwei graue Vögel . . . und Regen.“ Und plötzlich in einer anderen Sprache Zuflucht ſuchend und beide Arme zum Himmel reckend, ſagte er: „Ah, la pluie, cette pluie, morne!“

Als er den Kopf wandte, fiel ſein Blick auf Hans Hacke, der in der entgegengeſetzten Ecke ſaß, die weißen Klavierhände gefaltet und mit runden Augen vor ſich hin ſtarrend — er war, wie gewöhnlich in Gedanken zu Hauſe in Brür, bei der Bäckerstochter, der Nachbarstochter in Brür, ſeiner Braut. Joan Uſhazy wandte wieder den etwas zu kleinen Kopf und blickte auf dieſelben Felder hinaus. „Felder, Felder, flache Felder. Drei Vögel — graue Vögel.“ Er fuhr noch fort, die däniſchen Worte in Gedanken zu wiederholen — die Worte in der Sprache ſeiner Mutter. Wie ſeltſam, daß er es vergeſſen konnte und daß er es erſt zufällig auf der Hotelrechnung heute morgen geſehen hatte, daß heut der achte März war.

Jetzt war Ane daheim ſchon mit ihren Kränzen zur Stadt gefahren, wie ſie es an jedem Geburtstag der Mutter zu tun pflegte. Sie band ſie aus Veilchen, die ſo üppig auf der Wieſe unterhalb des Abhanges blühten, wo Dmeters Weinſtöcke ſtanden. Und dann war ſie gebückt und gebrochen zum Friedhof gepilgert, hatte auf der kleinen eiſernen Bank an der Mauer unter dem Wappen geſeſſen und ihre Pſalmen übers Grab hinaus geſungen. Ane kannte zwei. Sie hatten keine Töne und keine Melodie, Ane aber ſaß unbeweglich an der Mauer und ſang unentwegt:

Weihnachtsfreude, ewige Freude,
Heiliger Sang mit himmliſchem Klang.
Engel erſchienen der Hirtenſchar,
Als der Herr geboren war.

Der Sang der Engel iſt ewiglich,
Der Sang der Engel iſt ewiglich.

Als Joan klein war, ſaß er immer neben Ane auf der Bank. Er fand, daß es faſt ſo klang, als ob Nik, der ruſſiſche Windhund, bellte, der geſtorben war, weil ihn im Winter immer ſo fror. Die ruthenischen Mädchen, die am Stadtbrunnen wuſchen, guckten über die niedrige Mauer auf Ane herab, und die rumäniſche Frau des Zollverwalters, die oben in ihrem Fenſter lag, die nackten Arme auf die ſchmutzigen Fenſterkiſſen geſtützt, lachte zu den ungariſchen Gensdarmen herab. Ane aber fuhr fort, während ſie ihre Hände ballte, den andern Pſalm, oder es war ja gar kein Pſalm, das andere Lied, das andere Lied, das ſie kannte, übers Grab hinaus zu ſingen:

Es iſt ein herrlich Land,
Es brauſt mit breiten Wogen
Zum grünen Oſtſeeſtrand,
Zum grünen Oſtſeeſtrand.
Es buchtet ſich in Berg und Tal,
Dänemark iſt ſein Name,
Und es iſt Frejas Saal
Und es iſt Frejas Saal.

Die ruthenischen Mädchen ſchlugen lachend ihre Waſchhölzer gegen die Mauer, Ane aber hörte ſie nicht.

Es buchtet ſich in Berg und Tal,
Dänemark iſt ſein Name . . .

Die Mädchen ſchrien und klapperten mit den Hölzern und trällerten und lachten, während ſie in ihrer Sprache ſangen:

Da nahm Fedor Suſanna,
Suſanna, Suſanna,
Suſana mit der weißen Bruſt,
Suſanna.

Sie klatſchten in die Hände und ſchabten Rübchen:

Suſanna, Suſanna,
Suſanna mit der weißen Bruſt.

„Sing mit, ſing mit", riefen die Mädchen von der Mauer herunter, die ſie zur Hälfte erklettert hatten, und die lachenden Gendarmen ſtimmten mit ein, und übertäubten Ane, während ſie in ihre großen Fäuſte klatſchten:

Sie wurden zwei,
Und wurden drei
Suſanna mit der Liebesbruſt,
Suſanna.

Anes Hand lag auf Joans Kopf. Tränen ſchlichen über ihre Wangen — es

war, als hätte Anes Geſicht Rinnen, in denen die Tränen hinabliefen — während ſie ſang:

Und es iſt Frejas Saal,
Und es iſt Frejas Saal.

Ane ſchwieg und plaudernd waren die Mädchen zu ihrem Brunnen zurückgekehrt, während die Dunkelheit ſo plötzlich hereinbrach, als würde ein ſchwarzes Schleppnetz aus dem Fluß heraufgezogen. „Nun müſſen wir gehen", ſagte Ane, „denn jetzt wird die gnädige Frau es nicht vergeſſen." „Was wird Mutter nicht vergeſſen?" fragte Joan. Ane aber antwortete nicht. „Komm", ſagte ſie nur, und führte ihn zwiſchen die Gräber hindurch, wo ſeine Füße gegen die perlenbeſetzten Kränze ſtießen. Sie fuhren zum „Schloß" zurück. Ane ſprach nicht und Joan mußte ja ſo laut ſchreien, wenn er ſich ihr verſtändlich machen wollte. Es war, als wenn ſie ſeit dem Tode ſeiner Mutter das Gehör verloren habe, als verſtände ſie nicht, was all die fremden Menſchen ſprachen. Zu Hauſe aber ſtand die engliſche Gouvernante auf der Steintreppe zwiſchen den Säulen und ſchalt, weil ſie ſo ſpät kamen. . . .

. . . Joan Ujhazy hatte ſeinen rumäniſchen Kopf abermals gewandt. Wenn er ſo mit geſchloſſenen Augen daſaß, konnte er ſeine Mutter deutlich vor ſich ſehen — wie ſie in ihrem niedrigen Stuhl auf Dmeters Abhang zwiſchen den leuchtenden Weinſtöcken in der Sonne geſeſſen hatte. Ihr Geſicht war ſo klein und das Haar lag glatt um ihre Schläfen wie auf den alten Bildern, und Ane und Joan ſaßen zu ihren Füßen. Joan lehnte ſeinen Kopf gegen den Stuhl der Mutter und ſie ſtrich ihm ſanft mit der Hand übers Haar — ſie hatte ſo viele Ringe an ihren Fingern und ſah ſie nie an: „Was er für dichtes Haar hat," ſagte ſie. „Das iſt ungariſches Haar," ſagte Ane. „Ja," ſagte die Mutter und die Hand auf ſeinem Haar wurde ſtill. Der Vater trat zwiſchen den Weinſtöcken hervor. Er hielt eine Traube in der Hand. „Sieh, wie ſchön ſie iſt," ſagte er und legte ſie gelb und ſchwer in den Schoß der Mutter. „Ja, ſie iſt ſchön." Der Vater ſtand noch und betrachtete die gelbe Traube im Schoß der Mutter: „So ſehen ungeſchliffene Topaſen aus," ſagte er. „Ja," ſagte ſie und blickte auf. „Heut iſt's doch warm hier zwiſchen den Weinſtöcken," ſagte der Vater. Er ſprach ſo deutlich zur Mutter, wie man zu einem Kind ſpricht, oder ſo laut, wie zu jemanden, der nicht gut hört. Die Mutter nickte, während der Vater mit der Hand über ihre Halskette aus Perlen ſtrich — ſie hatte viele Ketten und bekam immer neue: „Sie ſind ſo hübſch," ſagte ſie mit einer Stimme, die immer anderwärts zu ſein ſchien als ihre Worte, und ſie befühlte die Perlen an ihrem Handgelenk. Der Vater aber beugte ſich herab und küßte ſie haſtig aufs Haar. „Haſt du geritten?" fragte ſie. „Ja," ſagte er und ſchlug mit der Peitſche gegen ſeine ungariſchen Stiefel, die er zu tragen pflegte, ſeit er in Budapeſt bei dem zweiten Huſarenregiment geſtanden hatte. „Du biſt nicht

lange fortgewesen." „Hier hat man die Runde bald geritten," sagte der Vater, und seine Augen hatten einen anderen Ausdruck angenommen.

Sie schwiegen alle, während der Vater zwischen den Weinstöcken davonging. Die Sonne glitzerte und funkelte über Mutters Kette und in allen Steinen ihrer Ringe. Sie starrte mit ihren abwesenden Augen lange über das Wasser des Flusses. „Ane," sagte sie, ohne sich zu rühren, „erinnerst du dich, wie blau der Fjord daheim bei Veile war." Ane hatte den Kopf gewandt: „Und der kleine Dampfer der darauffuhr," sagte sie und ihre Augen leuchteten plötzlich auf. „Ach ja, die „Schwalbe," sagte die Mutter. „Wie dicht gedrängt wir oft des Sonntags darauf standen." „Und sie schaukelte, wenn das Wasser bewegt war — aber nur kurz vor der Anlegestelle." Die Mutter lächelte ebenso wie Ane: „Nein, da war keine Gefahr," sagte sie. Ane aber sagte: „Und wie die Kapelle spielte." Die Mutter antwortete nicht mehr, sondern blickte nur wieder auf den Fluß, der zu ihren Füßen vorbeiglitt. „Gib mir das Tuch, Ane," sagte sie. „Friert dich, Mutter?" sagte Joan und hob seine großen Augen. „Ja, ein wenig..." Ane hatte ein Tuch genommen und es der Mutter um die Füße gelegt. „Weißt du, Ane," sagte sie, „hier spendet die Sonne gar keine rechte Wärme." „Nein," sagte Ane, „hier sticht sie nur." Joan stopfte die Decke um die Mutter, während er ihr ins Gesicht sah — es kam immer solch großes und starres Kinderentsetzen in seine Augen, wenn Mutter fror und „weiß im Gesicht" wurde. „So, so," sagte er und fuhr fort, die dicke Decke um sie herumzustopfen, soweit er mit seinen Händen reichen konnte. „Danke, danke, kleiner Josse," sagte die Mutter, „jetzt sitze ich sehr gut." Joan hatte sich wieder gesetzt, aber er fuhr fort, verstohlen zur Mutter hinaufzublicken, denn sie blieb noch immer weiß im Gesicht. „Ane," sagte die Mutter, „morgen wollen wir zur Mühle hinausfahren, wenn die Sonne scheint." „Ja, gnädige Frau." „Es war ein schöner Sommer damals, als Thomsen die Mühle baute." „Das wars," sagte Ane, „Thomsen war solch lustiger Mensch. — Aber er war ja auch ein Däne." „Ja," nickte die Mutter, „er war aus Slagelse. Alle Thomsens stammen von dort."

Sie saßen wieder schweigend da und blickten auf das Wasser des Flusses. Ignaz und Dmeter kamen von den Weinstöcken und nahmen im Vorbeigehen ihre großen Hüte ab. „Laßt uns jetzt ins Haus gehen", sagte die Mutter. Sie stützte sich ein wenig auf Ane, während sie Joan an ihrer ringschweren Hand führte. „Weißt du, Ane," sagte sie und es ging ein plötzliches Aufleuchten über ihr Gesicht, „heute abend heizen wir unseren — unseren eigenen Ofen." Der alte Ignaz und Dmeter schlugen den Ruhestuhl zusammen, auf dem die gnädige Frau gesessen hatte. „Wies wohl eigentlich steht?" sagte Ignaz und sah den Dahingehenden nach. „Ja," sagte Dmeter. „Sie sitzt immer so still", sagte Ignaz. „Ja," sagte Dmeter. „Sie sitzt so still wie die Heiligenbilder." Der Diener Ignaz sprach oft von der Gnädigen und den Heiligenbildern in einem

Atem — vielleicht weil Veronika, die Heilige mit den Wunden in der Kirche, auch so viel Gold und Ketten um den Hals und an ihren Wachsfingern trug. „Aber," sagte er und kaute auf seiner Holzpfeife, „es ist, wie ich immer gesagt hab, ein Frauenzimmer soll nicht so weit fortreisen." „Nee", sagte Dmeter. Ignaz trug den Ruhestuhl nach oben.

Abends wurde im Ofen Feuer angelegt, in dem großen, schwarzen Ofen, der auf Füßen stand. Die Mutter saß und starrte in das gelbrote Feuer. Joan hatte es sich auf ihrem Schoß bequem gemacht. Der Vater kam herein und setzte sich neben sie. „Jetzt hast dus doch gut," sagte er und lachte, „hier vor deinem eigenen Ofen." Die Mutter lehnte ihr kleines Gesicht an seine Schulter. „Ja," sagte sie, „jetzt ists hier herrlich — ganz wie zu Haus." „Ja", sagte er und entzog sein Gesicht dem Schein des Feuers, so daß es im Dunkeln lag. Sie saßen lange dicht aneinandergeschmiegt. Joan war zum Schoß des Vaters übergesiedelt. Er schlief, das Gesicht unterm Rockaufschlag verborgen. „Joan, Joan," sagte die Mutter und legte ihre Hand um seinen Nacken, „nun mußt du zu Bett." Joan war mit einem Ruck wach und hatte ihr ins Gesicht gesehen: „Mutter friert," sagte er. „Friert dich?" fragte der Vater ebenso hastig. „Ja, Mutter friert," sagte Joan, der ihre Hand ergriffen hatte. „Nein, nein," sagte die Mutter und zog ihre Hände zurück: „Nun muß Joan zu Bett." „Gute Nacht. Gute Nacht." Aber auch ihre Lippen waren kalt, als sie ihn küßte, und Joan fuhr fort ihr ins Gesicht zu blicken: „Gute Nacht," sagte er, und es war, als stiege ein Schluchzen in seiner Kehle auf. „Nein," sagte die Mutter, „ein artiges Kind weint nicht, wenn es zu Bett soll."

Joan aber biß die Zähne zusammen und folgte Miß Teker. Miß Teker entkleidete ihn und sprach das englische Abendgebet, während sie auf seinem Bettrand saß. Dann setzte sie sich neben die Lampe und stickte an ihrer großen Stickarbeit. Joan lag mit großen, offenen Augen da und starrte in den weiten, weißen Kreis über der Lampe. — Miß Teker hob ihren Kopf: „Joan muß jetzt schlafen." „Ja." Aber er fuhr fort wachzuliegen und zu starren; die Decken entglitten ihm, weil er unruhig lag, und Miß Teker mußte ihn wieder zudecken. „Schlaf nun," sagte sie. Joan aber sagte — und plötzlich sprach er rumänisch: „Warum friert Mutter immer?" „Du weißt doch, daß du englisch sprechen sollst." „Yes." Und Joan wiederholte, mechanisch und sofort, in dem gleichen Tonfall: „Why does mamma always feel cold?" „Du sollst schlafen, Joan", antwortete Miß Teker. Und kurz darauf hörte sie, daß er schlief, als wären ihm seine Augenlider mit einem Schlage zugefallen.

So war es immer mit Joan, er sprach nicht viel, saß meistens so eigenartig still da mit seinem Spielzeug oder mit gar nichts. Plötzlich aber wurde eine Frage in ihm lebendig: „Warum?" Und mit dieser Frage ging er zu allen, durchs ganze Haus, als ob in seinem Gehirn nichts andres lebte als diese Frage — er

lief damit zum Vater, zur Mutter, zur Gouvernante und zu den beiden Stallknechten und zum Küchenperſonal und zur alten Hana. Hana war die ſerbiſche Kartoffelſchälerin. Sie ſaß in dem Raum vor der Küche. Sie war nicht recht klug und ihre Naſe lief immer. Sie bewegte den Kopf immer hin und her und ſang leiſe dazu. Es waren alte Weiſen, ſerbiſche Weiſen von den Flüſſen. Joan nahm einen Holzſchemel und ſetzte ſich zu Hana. So konnte er viele Stunden ſitzen, während ſie ſang. Seine Kopf ging ebenſo wie Hanas hin und her. Plötzlich aber ſagte er und ſah Hana ebenſo an wie Miß Teker: „Hana." „Ja." „Hana, warum wird Mutter in Tücher gepackt?" Hana ſah ihn an und verſtand ihn nicht. „Ja, hier iſt der Turm von Babylon," ſagte ſie und fing wieder an zu ſingen. Die beiden rumäniſchen Köche liefen ein und aus. Ihre Münder ſtanden keinen Augenblick ſtill und ſie aßen immer Tomaten, die ebenſo rot waren wie ihre Lippen. Miß Teker zog durchs ganze Haus und konnte Joan nicht finden. Schließlich fand ſie ihn bei Hana. Er durfte dort nicht ſein und Miß Teker ſagte, um ihn zu ſchrecken, daß Ratten bei Hana ſeien. Ratten waren das Schrecklichſte, was Joan ſich denken konnte. Am Fluß waren ſo viele, große, mit langen, fetten Schwänzen.

Joan lernte bei Miß Teker buchſtabieren, aber Ane kam häufig und holte ihn zur gnädigen Frau. Die Mutter kam nicht mehr ins Freie, denn es war Winter geworden und der Fluß hatte hohe Wogen, wenn Joan aus dem Fenſter ſah. Die Mutter ſaß immer vorm Ofen und Ane durfte nie von ihr gehen. „Du mußt ſtill ſitzen," ſagte Ane zu Joan. „Ja," flüſterte der Knabe. Die Mutter kroch unter ihrer Decke zuſammen. „Buchenholz wärmt mehr," ſagte ſie. „Ja, ohne Zweifel," ſagte Ane. „Bei Veile," ſagte die Mutter, „waren die Buchen ſo dick." Joan hob den Kopf vom Bilderbuch auf: „Warum ſprichſt du immer von Dänemark, Mutter?" „Weil das Mutters Heimat iſt, kleiner Joſſe." Die Stimme der Mutter klang ſo leiſe, und während ſie ins Feuer ſah, legte ſie die Fingerſpitzen gegeneinander, wie Marinka, die Kammerzofe, des Sonntags zu tun pflegte. Plötzlich aber hob ſie den Kopf und ſagte mit einer ganz anderen Stimme, einer ganz munteren Stimme: „Jetzt ſollſt du ſingen, Joſſe." „Ja," ſagte Joan. Der Mutter vorſingen war das Beſte, was es für Joan gab. Er begann mit einer kleinen, reinen Stimme zu ſingen, ins Feuer hinein, er ſang alle Weiſen Hanas — während er mit den Füßen den Takt dazu ſchlug. Worte aber waren nicht dabei, denn er verſtand ja kein Serbiſch. „So ſingt Hana," ſagte er, und lauter und lauter ſang er ins Feuer hinein. Die Mutter hatte die Augen geſchloſſen. Hin und wieder aber öffnete ſie ſie und betrachtete alle ihre Bilder, die ſo dicht um ihren eigenen Ofen herumhingen — alle Bilder aus Veile und dann „die Dämmerung." „Nun kommen Mutters Lieder," ſagte er und mit derſelben klaren Stimme begann er mit den Dämmerungsliedern, die die Mutter zu ſingen pflegte, während er mit beiden Füßen den Takt ſchlug.

Worte aber gebrauchte er auch hier nicht, denn beim Singen konnte er ſich der däniſchen Worte nicht erinnern. Ein Lächeln glitt über das Geſicht der Mutter: „Ja, ja, das iſt das Lied," ſagte ſie. „Das iſt es."

Und faſt ohne es ſelbſt zu wiſſen, flüſterte ſie die Worte, während Joan die Melodie ſang:

Es war ein Ritter Aage,
Der ritt im Harniſchkleid,
Er freite um Jungfer Elſe,
Sie war ſolch holde Maid.

„Was bedeutet das eigentlich?" fragte Joan, der plötzlich aufhörte zu ſingen. „Das iſt das Herz vom Ritter Aage," ſagte die Mutter. „Aber was bedeutet es denn?" fragte Joan. Die Mutter ſtrich ihm übers Haar: „Das verſtehſt du nicht," ſagte ſie. „Das war in Dänemark." Joan aber ſtimmte wieder an und ſang — ins Feuer hinein:

Er freite um Jungfer Elſe
In ihrem Gold ſo rot,
Und einen Monat ſpäter
Da war er kalt und tot.

„St!" flüſterte Ane, „nun muß Joſſe ſtill ſein." Der Mutter waren die Augen zugefallen. Sie ſchlummerte mit den Händen in ihrem Schoß, das blonde Haar lag längs der Schläfen. „Komm, Mutter ſchläft," ſagte Ane. Die Tür ging. Es war der Vater, der hereinkam: „Still," flüſterte Joan, „Mutter ſchläft." Joan blieb an der Tür ſtehen und fuhr fort mit dem Finger an ſeiner Naſe Schweigen zu gebieten, während der Vater durchs Zimmer ging und das Antlitz der Mutter betrachtete. Es ſah aus, als ſei es aus Wachs, wie es dort vom Feuer beſchienen wurde.

So, wie ſie an jenem Tage mit den Ringen in ihrem Schoß dageſeſſen hatte, ſo auch an dem Tage, als Ane plötzlich aufſprang, wobei ſie ihren Stuhl umwarf und die Mutter am Arm rüttelte und ſchrie: „Gnädige Frau, gnädige Frau!" und ſchrie und lief durchs Zimmer und ließ alle Türen offenſtehen und rief: „Gnädiger Herr, gnädiger Herr!" Joan aber ergriff die Hände der Mutter: „Schläft Mutter?" Und die Hände rührten ſich nicht: „Schläft Mutter? ſchläft Mutter?" Und das Geſicht bewegte ſich nicht. „Schläft Mutter?" Und plötzlich ließ er die Hände los und konnte nicht ſchreien, aber er lief mit von ſich geſtreckten Armen hinter Ane her und fiel auf der Treppe hin und blieb liegen — während Ane über den Hof ſtürzte:

„Herr, Herr!" Sie ſchwang die Arme wie zwei ſchwingende Räder — bei den Pferden vorbei, die ſcheuten und ſich von Joſeph losriſſen und lief weiter: „Herr, Herr!" ſchrie ſie über die Felder. „Was iſt los, was iſt los?" rief Joſeph; „verfluchtes Weibsbild, was iſt los?" und er ſandte einen Schwall von ungariſchen

Schimpfworten hinter Ane her, die schrie: „Herr, Herr ...“ „Dänische Bettel,“ schrie Joseph, der mit den Pferden kämpfte, bis die Halbblutaraber sich losrissen und in den Stall flüchteten, an den ganzen blanken Körpern zitternd, und mit Schaum vor den zitternden Mäulern, drängten sie sich bebend im Dunkel des Standes aneinander. Miß Teker rannte die Treppe hinab und in die Halle, ihr Haar war aufgelöst und sie hielt die Haarbürste in der Hand und warf sie von sich und schrie: „She is dead, Mistress is dead“; während Marinka mit starren Augen die weißen Hände der Toten rieb, als wolle sie sie wärmen — und sie wußte selbst nicht, was sie tat und sagte ganz wirr: „Bringt sie wieder zu sich, bringt sie wieder zu sich,“ sagte sie und plötzlich begann sie zu schluchzen, den Kopf gegen den umgeworfenen Stuhl gestützt. Und stand wieder auf und lief durch die Halle und nahm Miß Tekers Bürste auf und lief an Hana vorbei und schrie wie Ane: „Herr, Herr!“ „Was ist los, was ist los?“ Es waren die Köche, die aus ihrem Zimmer stürzten, halbwach, in ihrem Mittagsschlaf gestört, nackt: „Was ist los?“ Aus dem Fenster aber, in dem die Gardinen wehten, rief Miß Teker über den Hof hinaus: „She is dead — she is dead ...“ „Der Herr, der Herr ...“ Joan war aufgestanden; unüberlegt, so furchtsam wie in der Nacht, wenn er im Dunkeln erwachte, schlich er sich hinauf und betrachtete die tote Mutter — durch die Türspalte. Dann kam der Vater und schob Marinka beiseite und den Gärtner, der hereingelaufen war, und Ignaz. Er hob die Mutter auf seine Arme, hoch auf seine Arme und trug sie ins Schlafzimmer.

Es war still geworden im Hause. Im Schlafzimmer hing Ane weiße Tücher an den Wänden auf. Hin und wieder stieg sie von der Leiter herab und betrachtete die Tote. Die Augenlider waren von den gebrochenen Augen zurückgeglitten. Ane ging in ihre Kammer hinauf und öffnete ihre Kommode. Sie nahm zwei alte Schillinge heraus. Sie waren aus Friedrich des Siebenten Zeit. In beiden war ein Loch. Als Ane sie in die Hand nahm, begann sie zu schluchzen. Dann ging sie wieder hinunter, zur Toten hinein und schloß die Tür hinter sich zu. Und während sie weinte, so daß ihre Tränen auf die weißen Hände fielen, legte sie die Schillinge auf die zugedrückten Augen der Toten.

Joan, um den sich niemand kümmerte, saß bei Hana. In der Küche war es still, als ob für niemanden gekocht würde. „Hana,“ flüsterte Joan. „Junger Herr.“ „Hana,“ flüsterte er und sah ihr ins Gesicht, „warum ist Mutter tot?“ Und er sagte tot, wie ein fremdes Wort, wie einen Laut, den man nicht versteht. „Junger Herr“, antwortete Hana nur und starrte mit ihren halbblinden Augen durchs Zimmer. Plötzlich aber kam Marinka gelaufen. Sie war ganz in Schwarz. „Der Pater kommt,“ rief sie und lief weiter. Joan war ihr gefolgt. Er hielt die Arme ganz dicht an den Körper gedrückt. Die beiden Chorknaben gingen in ihren weißen Hemden hinter dem Priester. Und Marinka riß alle

Türen auf und klopfte an die letzte. Sie klopfte wieder: „Ana, Ana.“ Aber die Tür blieb geschlossen. „Ana, Ana,“ rief sie lauter, „Ana, der Pater ist da.“ Plötzlich aber hatte Ane die Tür aufgerissen, und mitten auf der Schwelle stehend, wie eine Wahnsinnige, während sie mit beiden Armen die Pfosten gepackt hielt, als ob ihre ganze Verzweiflung sich in der Wut gegen den fremden Mann mit der Tonsur entladen müsse — schrie sie dem Priester einen Strom von wilden Flüchen entgegen, auf dänisch und auf gebrochenem Ungarisch — und schlug die Tür zu, während die leeren Weihrauchpfannen in den Händen der Knaben zitterten. Joan war fortgestürzt. Am ganzen Körper zitternd, drängte er sich gegen Hanas Knie: „Hana, Hana, warum ist der Pater fortgegangen?“ „Junger Herr, junger Herr.“

Dann reiste der Vater fort, und Joan bekam das französische Fräulein. Ane aber betete mit ihm des Abends. „Ane, wo ist Vater?“ fragte Joan mitten im „Vaterunser“. „Der reist umher,“ sagte Ane und fuhr fort zu beten. „Vergib mir meine Schuld, wie ich vergebe meinen Schuldigern.“ „Warum?“ fragte Joan und dachte an den Vater. „Führe uns nicht in Versuchung, sondern befreie uns vom Übel,“ fuhr sie fort. „Warum?“ fragte Joan wieder und war mit einem Mal eingeschlafen. Joan verstand nicht mehr recht, was Ane sagte, denn seit die Mutter nicht mehr da war, vergaß er die dänische Sprache. Bisweilen wachte Joan wieder auf und er hörte Ane, die bei der Lampe saß und weinte. „Warum weinst du?“ fragte er und richtete den Kopf auf. Ane fuhr in die Höhe: „Josse soll schlafen,“ sagte sie. „Aber warum weinst du?“ Ane strich die Tränen mit dem Rücken ihrer Hand fort. „Ich weine nicht, kleiner Josse,“ sagte sie, „ich sitze nur und nähe . . .“ Tagsüber saß Joan meist bei Hana oder bei Joseph im Stall, denn der konnte die Violine spielen.

Im Sommer kam der Lehrer. Es war ein Grieche und so lang, daß er den Kopf beugen mußte, wenn er durch die Tür der Schulstube ging. Als der Vater zu Hause war, schrieb er eine große Stundentabelle über alles, was Joan lernen solle. Aber Herr Christopulos vergaß oft zu unterrichten. Er saß nur mit Joan auf seinem Schoß und strich wieder und wieder über dessen Haar und starrte ins Leere. Joan hatte nie solche Augen gesehen wie Herrn Christopulos' — so groß und so blau und niemals waren sie fröhlich. „Aber wir müssen jetzt lernen, Joan,“ sagte er und er begann von all den Orten auf der Landkarte zu erzählen. „Wo wohnst du?“ fragte Joan. „Ich? ich wohne in Hellas.“ „Wo ist das?“ Herr Christopulos zeigte mit seiner schmalen Hand auf Griechenland. „Das ist Hellas,“ sagte er. „Hm.“ Und Joan betrachtete Hellas. „Und wo wohne ich?“ fragte er. Herr Christopulos sagte, daß er nach der „Insel“ gesucht habe. „Aber deine Heimat ist nicht auf der Karte angegeben.“ „Warum?“ Der Lehrer aber antwortete nicht. Er betrachtete Griechenland, während seine Hand über Joans Haar strich. „Spiel jetzt etwas,“ sagte Joan.

Herr Chriſtopulos ging zum Klavier und begann zu ſpielen. Die Töne ſchwollen unter ſeinen langen und ſchmalen Händen, während ſeine Augen in weite Fernen zu blicken ſchienen. Joan ſaß mit dem Kopf gegen das Klavier gelehnt. Bald aber lag er lang auf dem Boden ausgeſtreckt, wie er im Sommer vor den Weinſtöcken in der Sonne zu liegen pflegte. „Spiel mehr," ſagte er. Im Stall bei Joſeph ſpielte er ſelbſt. Seine Arme waren zu klein für Joſephs große Violine, die Melodien aber quollen hervor, eine nach der anderen, Hanas Lieder und die Lieder der Mutter, er trennte ſie nicht, ſondern ſie floſſen ineinander, während er ſo rot und heiß dabei wurde, als ritte er auf „Caprice" mit ſeinem Vater. Wenn Vater zu Hauſe war, ritten ſie jeden Tag. Das Pony konnte ſich nicht ſtrecken, ſondern lief wie ein großer Hund neben „Amour." Sie ritten längs des Fluſſes, an Holzbauten vorbei und über Felder. Die Bauern grüßten und der Vater nannte ſie beim Namen und Joan nickte.

Carol, der Dorfſchulze, ſtand vor ſeinem rotgemalten Giebel und nahm den Hut ab: „Wie geht's, Carol?" fragte der Vater. „'s geht ſchlecht, Herr," ſagte Carol und ſtand mit dem Hut in der Hand, „der ganze Leib iſt geſchwollen." Carol ſprach von ſeiner Frau, die krank war. „Du ſollteſt den Arzt holen," ſagte der Vater. Carol drehte an ſeiner Mütze: „Es koſtet zwanzig Gulden, ihn über den Fluß zu bringen, Herr," ſagte er. „Ja, ja. — Nun, was lindern kann, kannſt du oben bei uns holen." Sie ritten weiter längs des Fluſſes. „Vater," ſagte Joan, „warum hat Carol ſo große Silberknöpfe in ſeiner Jacke?" „Weil er ein Rumäne iſt," ſagte der Vater.

Iwo ſtand auf der Koppel vor ſeinem niedrigen grauen Haus, mitten zwiſchen ſeinen Schweinen: „Deine Schweine ſind wohl bald gemäſtet," ſagte der Vater. „Ja freilich," antwortete Iwo. „Dann ſollen ſie wohl bald auf den Markt?" „Der Fluß iſt zu wild, Herr," ſagte Iwo und ließ den Blick über die Schweine ſchweifen, „es iſt zu gefährlich, ſie hinüberzubringen." „Das mag ſein," ſagte der Vater.

Die Mutter des Winzers Dmeter ſtand am Grabenrand in ihrem bunten Rock. „Wie der junge Herr wächſt, gnädiger Herr," ſagte ſie. „Ja," ſagte der Vater und betrachtete Joan, der ſehr gerade auf ſeinem Pony ſaß; „aber er iſt ja auch ſchon acht Jahre . . ." „Und er ſieht wie ſein Vater aus, Herr," ſagte die Alte, „fremdes Blut macht ſich nie in dem Geſchlecht der Ujhazys geltend." Es ging wie ein Schatten über des Vaters Geſicht: „Das mag wahr ſein," ſagte er, und ſie ritten weiter, während Dmeters Mutter knickſte.

Der Weg führte hart am Fluß entlang, der ſtark und düſter dahinfloß. Sie ritten zur Oſtſpitze der Inſel, die ſchmal wie ein Riff war. Auf beiden Seiten brauſte der Strom des Fluſſes. Der Vater hielt lange auf ſeinem Pferde und ſtarrte aufs Waſſer. „Vater," ſagte Joan, „Vater, warum iſt das Waſſer ſo ſchwarz?" „Weil der Fluß ſo tief iſt," ſagte der Vater.

Als sie die Pferde aber wieder in Trab setzten, sah Joan den Hausierer Simon, der mit seinem großen Kasten auf dem Rücken dahergegangen kam, und er rief — denn der Hausierer mit all seinen Sachen, Uhren und Tüchern und Pfeifen und Mützen und Ketten interessierte ihn sehr: „Vater, Vater, da ist Simon." Simon war auf dem Felde stehen geblieben und er verneigte sich so tief, daß sein langer Rock ganz auf dem Gras lag. Der Vater aber ritt achtlos an ihm vorbei. „Vater, Vater," fuhr Joan fort, „das war Simon. Das war Simon aus Orsowa." Der Vater aber beachtete Simon nicht. Joan fuhr fort, sich auf dem Pony umzudrehen, während Simon aus Orsowa weitergegangen war.

Sie schwenkten vom Flusse ab und ritten über Felder ganz bis hinters Gehölz, wo all das Pack und die Schmuggler hausten, wie Joseph sagte. Als sie die „Burg" erreicht hatten, stieg der Vater vom Pferd und band Amour und Caprice fest. Joan faßte des Vaters Hand, als sie zur Ruine gingen. Das tat er immer. Es standen nur noch drei dicke Mauern. Von der vierten waren nichts als einige Sandhaufen übrig, wie Berge so hoch. Der Vater stieg die zerbröckelte Steintreppe hinauf und stützte die Arme auf die Kante der Mauer. „Darf ich bei dir sitzen?" sagte Joan und der Vater hob ihn auf den Mauerrand. Joan saß und sah sich um, dort lag Carols Hof und dort in dem schmutzigen Haus wohnte Josephs Braut und dort waren Herrn Christopulos Fenster im Schloß. Hier sah man die ganze Insel und alle Häuser bis zu „Mutters Mühle." Der Vater starrte lange zu den trägen Flügeln hinüber. „Dort saß Mutter immer," sagte Joan und zeigte auf die Bank vor dem Müllerhaus. „Ja," flüsterte der Vater. Dort unten aber, gerade unten, lag die Stadt mit der Kirche in ihrer Mitte. Dort an der Tür war Mutters Grab. Joan sah zu dem Grab der Mutter herab. „Vater," sagte er, „willst du auch begraben werden, wo Mutter liegt?" „Ja." „Soll ich auch begraben werden, wo ihr liegt?" „Ja — dereinst." „Warum?" fragte Joan. Der Vater blickte starr über den Fluß hinüber: „Weil dort alle Ujhazys liegen." Und kurz darauf fügte er hinzu — und wußte vielleicht selbst nicht, daß er sprach: „Wo man geboren ist, muß man begraben werden." Joan hörte ihn nicht mehr. Sein Knabengehirn war plötzlich wieder zu Simon übergesprungen — warum Vater ihm nicht guten Tag gesagt hatte!

Dann aber hielt er wieder Ausschau. Dort in weiter Ferne hinter dem Gehölz waren die Häuser der Schmuggler. Sie hatten solch winzig kleine Fenster. „Warum reiten wir nie an den Häusern der Schmuggler vorbei?" fragte Joan. Der Vater antwortete nicht. Plötzlich aber platzte es aus Joan heraus: „Joseph sagt, daß die Schmuggler die hübschesten Bräute nehmen." Der Vater drehte sich zu ihm um: „Ich habe dir doch gesagt, daß du nicht im Stall sein sollst." „Ja," sagte Joan kleinlaut. Kurz darauf aber sagte er, vielleicht um die Aufmerksamkeit von Joseph und den Schmugglerbräuten abzulenken: „Peter George-

witschs Haus ist groß." Und er sah auf Peter Georgewitschs Haus herab, das breit und lang mit seinen beiden Säulen der Kirche gegenüberlag. „Ja, es ist groß." „Ist es größer als das ‚Schloß'?" fragte Joan. „Nein, das Schloß ist am größten." „So." Joan dachte eine Weile nach. Dann sagte er: „Aber damals, als die Türken kamen, war die Burg am größten?" „Ja, da war die Burg am größten." Joan aber fragte nach den Türken und nach dem Pascha, den man gehängt hatte, denn er war überwunden worden, und alle seine Leute, alle Türken mußten fliehen. „Wohin flüchteten sie denn?" fragte Joan. „Über den Fluß," sagte der Vater. „Wer schlug die Türken?" „Joan Ujhazy schlug sie." „Joan Ujhazy", wiederholte der Knabe leise. Er war ganz blaß geworden. „Und hat er den Pascha aufgehängt?" fragte er wie vorhin. „Ja."

Die Sonne stand tief am Himmel. Die Häuser warfen ihre langen Schatten über die graue Insel. Joan fror es auf dem Mauerrand und er sagte wie früher: „Vater, wie ist der Fluß schwarz." „Ja." „Und er geht rings herum." „Ja," sagte der Vater und ballte beide Hände gegen die Mauer der Ujhazys. Joan fuhr fort, den Fluß mit seinen großen Augen anzustarren. Dann sagte er plötzlich: „Vater, der Fluß gleicht dem Tuch auf dem Boden." „Welchem Tuch?" sagte der Vater. Joan aber antwortete nicht. Es war, als ob er plötzlich eingeschüchtert worden sei. Denn das Tuch auf dem Boden war ja die große Rolle, die über Fußböden und Treppen gebreitet worden war, als Mutter tot hinausgetragen wurde — Ignaz ging voran, als sie den weißen Sarg hinaustrugen.

„Komm," sagte der Vater, „wir müssen jetzt nach Haus." Sie stiegen von der Burg herab. Joan aber dachte wieder an Simon aus Orsowa, den der Vater nicht gegrüßt hatte. Als sie nach Haus kamen, bekam Joan zwei Stück Zucker für Caprice von dem jüngsten Koch. Er schlich sich unter den Fenstern vorbei zum Stall, wo Caprice den Zucker bekam. „Wir sind Simon begegnet," sagte Joan. „So," sagte Joseph, „rennt der hier wieder mit seinem bunten Plunder herum? Na, hier auf der Insel haben die Mädchen übrigens Schürzen nötig für ihre Leiber." Joan dachte einen Augenblick nach. „Du, Joseph," sagte er, „warum sagt Vater Simon aus Orsowa nicht guten Tag?" „Nein," sagte Joseph, „das tut der Herr nicht. Denn Simon ist ein Jude. Und kein ordentlicher Christenmensch grüßt das Judenpack." Joan verharrte eine Weile, bis er sagte, und er sprach leiser: „Joseph, weißt du, daß der, der den Pascha erhängte, Joan hieß?" Da ertönte ein furchtbarer Schrei über den Hof und Joseph lief zur Stalltür. Es waren die beiden rumänischen Köche, die sich mit den Hirtenknaben schlugen. Das Blut lief den Serbern aus der Nase. Alle Waschmädchen rannten mit hochgeschürzten Röcken herbei und schrien, während der Dampf aus dem Waschkessel über den Hof zog. Die Rumänen stürzten sich wie ein paar Katzen auf die serbischen Jungen, während die ruthenischen

Waſchmädchen kreiſchten. „Haltets Maul, ihr ruthenischen Dirnen,“ ſchrie Joſeph. „Nur zu, nur zu,“ rief Dmeter und lief den Köchen zur Hilfe. „Haut ſie, haut ſie,“ ſchrie Joſeph und begrub die Hände in ſeinen ungariſchen Hoſen, „haut ſie tüchtig, die ſerbiſchen Schweine.“ Die Serben heulten auf, denn die Rumänen hatten ſie in ihre nackten Arme gebiſſen. „Haut ſie, haut ſie . . .“ „Hilfe, Hilfe.“ Es waren die Mädchen, die riefen. „Still.“ „Seid ihr toll?“ Es war des Vaters Stimme, die oben aus einem Fenſter den Lärm übertönte. Und plötzlich hörte man Anes Stimme, die aus einem anderen Fenſter in der Dämmerung durch den Tumult ſchrie: „Joſſe, Joſſe.“ „Wo iſt Herr Joan?“ rief der Vater.

Es war ſtill geworden. Wie Schatten ſchlichen ſie alle durch die Dunkelheit davon. Joan aber lief furchtſam die Treppe hinauf zu Herrn Chriſtopulos ins Zimmer. „Joſſe, Joſſe.“ Es war Ane, die gegen die Tür ſchlug. Und nachdem ſie ſie geöffnet hatte, packte ſie ihn am Arm und riß ihn faſt mit ſich durch den langen Korridor in ſein Zimmer. „Hab ich dir nicht geſagt, daß du nicht rumſtrolchen ſollſt, daß unſereins ſich halb totängſtigen kann. Prügel verdienſt du, daß du mit dem gottverlaſſenen Teufelspack rennſt . . . zieh die Strümpfe aus, hab ich geſagt. Die ſelige Frau ſollte ahnen, in was für 'ner Pfütze wir hier mit unſeren Füßen waten . . . zieh die Strümpfe aus, hab ich geſagt, die ſelige Frau aber kehrte heim zum lieben Gott und das war auch das Klügſte, was ſie tun konnte . . . denn hier iſt das verfluchte Land und das Tal der Seuchen, wie geſchrieben ſteht. Die ſelige Frau aber ging ein zum Frieden in Jeſu, zieh die Strümpfe aus.“ Plötzlich fing ſie an zu weinen und kniete vorm Bett nieder: „Und unſereins muß hierbleiben! Und was kann man tun? Nichts kann man tun, und iſt ein Krüppel auf Gottes Erde, nichts anderes als beten kann man . . . Joſſe, Joſſe, verſtehſt du, was ich ſage . . .“ „Ja,“ flüſterte Joan, „ja . . .“ Er weinte ſelbſt vor Schreck und Furcht, ſo daß die Tränen an ſeinen Wangen hinabliefen. „Nein, nein, du verſtehſt mich nicht,“ — und Ane weinte lauter — „er verſteht nicht die Sprache ſeiner Mutter —“ „Die Sprache ſeiner Mutter, die Sprache ſeiner Mutter,“ wiederholte ſie immer wieder.

Und ſie ſprach zu ihm mit den fremden Brocken, die ſie konnte, miſchte ſerbiſche, ungariſche, rumäniſche und ruthenische Worte von den Zänkereien des Waſchkellers durcheinander. Und wieder ſprach ſie Däniſch und verfluchte ſowohl die Heiden wie die Juden und die Griechen, die ihr ihren Joſſe nahmen. „Und was kann unſereins tun, was kann unſereins tun, ein einſames Geſchöpf, das auf Erden zurückgelaſſen worden iſt.“ Sie ſprach wie ein Buch, ſie, die ſonſt nie ſprach, und ſie vermiſchte ihre Worte mit den Sprüchen der Bibel, der Bibel, die ihre einzige Lektüre war. Sie wickelte Joan in die Bettdecke ein und ſie deckte ihn zu und wickelte ihn ein und weinte über die ſelige Frau in ihrem Himmel. „Und wir, wir, die wir in der Verbannung ſind,“ ſagte ſie. Joan ſchlief nicht.

Unter den zitternden Augenlidern hervor starrte er auf Ane, die bei der Lampe saß, vor der großen Bibel. Sie setzte die Brille auf und nahm sie wieder ab, denn die Worte verschwammen vor ihren tränengeblendeten Augen: „Siehe, ich will Schwert, Hunger und Pestilenz unter sie schicken, und will mit ihnen umgehen, wie mit den bösen Feigen, da vor einem ekelt zu essen; und ich will hinter ihnen her sein mit Schwert, Hunger und Pestilenz, und will sie in keinem Königreich auf Erden bleiben lassen, daß sie sollen zum Fluch, zum Wunder, zum Hohn und zum Spott unter allen Völkern werden . . .“ Ane las lauter und blätterte in dem großen Buch, wo viele Zeichen von rotem und weißem Band lagen: „Darum fürchte du dich nicht, mein Knecht Jakob, spricht der Herr, und entsetze dich nicht, Israel! Denn siehe, ich will dir helfen aus fernen Landen und deinem Samen aus dem Lande ihres Gefängnisses, daß Jakob soll wieder kommen, in Frieden leben und Genüge haben, und niemand soll ihn erschrecken.“ Anes Weinen hatte nachgelassen und sie faltete die Hände. „Oh, Gott, du, mein Herz, oh, Gott, du, mein Herz,“ sagte sie. Joan schlief ein. Aber noch im Schlaf gingen leise Zuckungen durch seinen Körper.

Wenn der Vater aber wieder fort war, fuhr Mademoiselle über den Fluß nach Orsowa und nahm Joan mit und sie besuchten alle Mademoiselles Freundinnen. Am häufigsten aber kamen sie zur Frau des Kommandanten, deren Kleider lang auf der Erde schleppten und die gelbes Haar hatte und große, rote Flecke auf den Backen. Joan saß am Fenster, den Kopf auf beide Hände gestützt und sah auf die Soldaten herab, die weiß und gelb und rot waren, mit sehr viel Gold. Der Sohn des Kommandanten, der rotes Haar hatte, stand neben ihm. Er hatte solche spitze Nägel, die er, verstohlen, in Joans Beine grub. Die Frau des Kommandanten und Mademoiselle saßen hinten im Zimmer in den großen Stühlen — aber die Bezüge waren zerrissen — und lachten und flüsterten und tranken aus kleinen Gläsern und saßen so dicht am Feuer, daß es sie sengte. Sie bekamen auch Kuchen mit vielen Korinthen und die Frau Kommandantin rief Joan herbei, daß er schmecken solle. „C'est bon ca, c'est bon,“ sagte sie und stopfte ihm den Kuchen in den Mund. „Ah, qu 'il est beau, le petit Sans-patrie,“ sagte sie und hob ihn auf ihre nackten Arme, vor denen Joan sich fürchtete. Und Joan kehrte zum Fenster zurück und sah auf die Soldaten herab, die beständig auf und abgingen. „Pfui,“ sagte die Frau des Kommandanten zu ihrem eigenen aufgeschossenen Sprößling, „geh weg, mit deiner sommersprossigen Fratze.“

Bisweilen aber waren sie drüben bei Marinka, die auf der anderen Seite des Marktplatzes wohnte. Ihre Fenster waren die größten in ganz Orsowa und dort standen Ananas mit grünen Büscheln und Glasschalen und weiße Flaschen. Drinnen aber war es voll von Offizieren, die Tee tranken und mit denen Mademoiselle sprach. Und der Tee wurde von zwei Mädchen herumgereicht, die ganz

weiß im Geſicht waren und die von den Offizieren geküßt wurden. Marinka aber hatte ſchwarze Augenbrauen und ſtand hinter einem weißen Ladentiſch mit ſilbernen Schalen und kleinen Tonnen auf ſilbernen Füßen und alles blitzte.

Mademoiſelle verſchwand häufig in ein kleines Zimmer, vor dem eine Tür war, und Joan ging allein umher und betrachtete die Offiziere, die Karten ſpielten. Einer aber war da, der nie ſprach, ſondern immer nur in der Ecke neben dem Ladentiſch ſaß und Marinka jedesmal auf alle fünf Finger küßte, wenn ſie an ihm vorbeiging. Joan ſtellte ſich neben ſeinen Tiſch und ſah ihn an — weil er nie etwas ſagte. „Sind Sie im Krieg geweſen?" ſagte Joan. „Ja," antwortete der junge Mann. „So." „Gegen wen?" fragte Joan wieder. „Gegen die Türken," antwortete der Offizier. „So." Kurz darauf ſagte Joan und ſtemmte ſeine Hände gegen den Ledergürtel ſeiner gendarmblauen Bluſe: „Ich will auch Soldat werden." Der junge Mann ſah ihn mit ſeinen länglichen Augen an: „Du biſt ja kein Serbe," ſagte er. Das franzöſiſche Fräulein kam aus dem kleinen Zimmer. Sie hatte einen ganz roten Kopf: „Dépêche-toi," ſagte ſie, „Dépêche-toi, nous sommes pressés."

Es war dunkel auf dem Fluß, bevor ſie nach Hauſe kamen. Joan ſchlich zum Stall hinüber. Er kroch auf die Haferkiſte vor Amours Stand. „Joſeph," ſagte er. „Ja." „Hat Marinka einen Mann?" fragte Joan. „Die hat wohl viele Männer," ſagte Joſeph und ſpuckte zwiſchen ſeinen ſpitzen Zähnen aus. Joan überlegte eine Weile. Und aus dem eigenartigen Gedankengang eines Kindes heraus ſagte er: „Aber Marinka iſt doch bei uns geweſen?" „Ja, das ſtimmt, denn hier landen all die Frauenzimmer, die ihr eigenes Land verlaſſen müſſen." „Warum?" ſagte Joan. „Weil es nun mal ſo iſt," ſagte Joſeph und ſetzte ſich auf die Haferkiſte.

„Dépêche-toi . . . Allons, nous sommes pressés . . ." Mademoiſelle war böſe. Es war viel zu ſpät geworden und ſie lief faſt über den Marktplatz, um noch vor Dunkelwerden nach Haus zu kommen. „Schnell, ſchnell," ſie knuffte Joan in die Schläfe. Plötzlich aber kam ihnen eine Schar Jungen entgegen, viele Jungen, Hunderte von Jungen, und ſie ſchrien und johlten, und voran lief David, Simons Sohn, und all ſein Zeug hing in Fetzen: „Der Jude, der Jude," ſchrien ſie. „Der Jude, der Jude," ſchrien ſie und pfiffen auf ihren Fingern. David aber wandte ſich um, gerade vor Joan, und ballte ſeine erhobenen Hände vor ihnen allen, vor all den Hunderten. „Der Jude, der Jude, peitſcht den Juden." „Peitſcht den Juden," ſchrien ſie. Und plötzlich ſangen alle Knaben es wie einen Refrain: „Peitſcht ihn, peitſcht ihn, peitſcht den Juden." Und David lief weiter, mit erhobenen Händen und klammerte ſich an Mademoiſelle, die laut ſchrie, während die Knaben kreiſchten: „Werft ihn mit Tomaten, peitſcht den Juden. Werft ihn mit Tomaten; peitſcht den Juden." David war ausgeglitten, während die Tomaten flogen; ſie zerplatzten an ſeinem nackten Körper,

an seinem Gesicht, an seinem Haar, so daß es aussah, als ob sein Blut flösse: „Peitscht ihn, peitscht ihn, peitscht den Juden.“ „Komm, komm,“ schrie Mademoiselle und stolperte — gedrückt, geschubst, gepufft wie sie von den Knaben wurde, die auf sie eindrängten: „Komm, komm!“ „Peitscht ihn, peitscht ihn, haut den Juden.“ David lag auf der Erde; seine Hände waren mit gespreizten Fingern hochgehoben. „Haut ihn, haut ihn, den Eselsjuden.“ Sie hauten, sie stießen ihn, sie traten ihn mit Füßen. „Komm, komm,“ schrie Mademoiselle.

Plötzlich aber bohrte Joan sich durch die Masse, zwischen die Beine der Knaben, zwischen ihre erhobenen Hände, bis er neben David stand: „Lauf, lauf,“ schrie er. „Lauf,“ schrie er, während alles an ihm zitterte, das Gesicht, die geballten Hände und seine Beine unter ihm; „lauf.“ Und David entschlüpfte, wie ein Aal, wie eine Schlange entschlüpfte auf der Erde zwischen ihren Beinen, während die Knaben wieder johlten und schrien, und Mademoiselle davon lief, Marinkas Treppe hinauf, und er, der weiße Offizier, der nie sprach, nahm Joan auf seine Arme und trug ihn hinein: „Il est fou.“ „Il est fou, le Sans-patrie,“ schrie Mademoiselle, die wütend war, denn alle ihre Kleider waren beschmutzt.

Joan sprach kein Wort auf der Heimfahrt. Der weiße Offizier hatte sie zum Boot begleitet und Joan mit einer großen Decke zugedeckt. Darunter lag er und zitterte noch. Zu Haus am Strande standen Joseph und Herr Christopulos und Ignaz und riefen durch die Dunkelheit dem Boot entgegen. Mademoiselle aber sagte nur: „Da sind wir ja.“ Und sie ließ plötzlich eine Sündflut von Pariser Schimpfworten über die Wartenden ergehen.

Es mochte eine Woche vergangen sein. Als sie sich des Nachmittags mit dem Boot Orsowa näherten und an die Mole herankamen, wo die Knaben mit ihren Angelruten lagen, riefen einige von ihnen: „Da sind sie . . .“ „Da sind die Leute von der Insel.“ Der lange Sohn des Böttchers sprang von seiner Angel auf: „Ja, da sind sie, das Pack von der Insel.“ Und er lief, von den anderen gefolgt, zur Steintreppe, wo alle Knaben in einem Haufen beisammen standen, als Joan die Stufen hinaufkam. Der Sohn des Böttchers stieß wie zufällig an Joans Schulter und der Junge des Schneiders trat ihm auf den Fuß. Joan ging ruhig hinter dem Fräulein her, die Hände um seinen Ledergürtel geballt. Die Augen hielt er halb geschlossen. Als Joan sich ein Stück entfernt hatte, begann der Schneiderjunge auf seinen Fingern zu pfeifen, und die anderen johlten. Der Böttchersohn aber war wie gekocht in seinem flachen Gesicht und schrie: „Was bildet der verfluchte Kerl mit seinen geschlossenen Augen sich ein!“ Sie fuhren fort zu schreien, bis Joan um die Ecke gebogen war.

Von dem Tage an lauerten die Knaben dem Boot auf, und wenn sie es sahen, begannen sie auf ihren Fingern zu pfeifen: „Da sind sie, da ist er —.“ Und sie warfen mit Sand und Steinen nach dem Boot. Mademoiselle war

blaß unter ihrer dicken Puderschicht, Joan aber stand aufrecht im Boot. „Legt an," sagte er und ging an den johlenden Knaben vorbei, mit seinen halb geschlossenen Lidern. Sie schrien hinter ihm her. Mademoiselle zitterten die Knie. Sie lief fast über den Marktplatz. „Rackerprinz, Rackerprinz," schrien die Jungen über den Marktplatz. „Viens, viens," rief Mademoiselle Joan zu. „Der von der Insel, der von der Insel." „Viens, viens." „Rackerprinz, Racker." „Viens, parbleu, viens, Sans-patrie," rief Mademoiselle und lief Marinkas Treppe hinauf, wo der rote Sohn des Kommandanten sich aufs Gitter geschwungen hatte: „Haut ihn, haut ihn — den Vaterlandslosen." Die Fistelstimme des Kommandantensprößlings gellte über den Platz: „Haut ihn, haut ihn, den ohne Vaterland." Und als wäre damit das Wort gefunden und der Name gegeben und die Schande gestempelt, riefen sie alle gellend: „Haut ihn, haut ihn, den Vaterlandslosen." Allen voran war der Sohn des Böttchers. „Wirst du wohl deine Augen aufmachen," schrie er und jagte Joan seine Böttcherfäuste in den Nacken. „Krümm seinen Rücken," brüllte der Sohn des Kommandanten: „Prinz ohne Vaterland." „Prinz ohne Vaterland, Prinz ohne Vaterland."

Sie stürmten die Treppe hinauf und sie sprangen über das Geländer, während sie pfiffen und schrien. Der Sohn des Böttchers lag über dem gefallenen Joan. Marinka kam ans Fenster gestürzt: „Helft Herrn Joan, helft ihm, helft ihm." Die Offiziere drinnen aber schwenkten sie herum, während sie lachten: „Haut ihn, haut ihn, ihr Serben," riefen sie und schüttelten sich vor Lachen. „Haut ihn, haut ihn, Prinz ohne Vaterland." Joan verschwand unter der Last der stolpernden Knaben, und sie schlugen ihn und sie traten ihn und sie schlugen ihn. Die Frau des Obersten hatte ihr Fenster aufgerissen und fuchtelte mit ihren nackten Armen: „Sans-patrie, armer Sans-patrie," rief sie über den Platz. „Schämt euch, schämt euch," rief Marinka, und sie war zur Tür hinaus und zur Treppe gestürzt. „Herr Joan, Herr Joan," rief sie und stieß mit der Hand nach den sich wälzenden Knabenhaufen. „Prinz ohne Vaterland, ohne Vaterland."

Plötzlich aber hatte Joan sich unter dem Körper des Böttcherjungen hervorgewunden und sich emporgeschwungen, so daß er auf der obersten Stufe zu stehen kam. Das Blut rann ihm von seiner entblößten Brust über den Gürtel, an den Armen hinab. Da ergriff Marinka ihn, hob ihn mit ihren beiden zitternden Armen hoch und trug ihn hinein. Als Joan erwachte, saß der weiße Offizier an seinem Bett. „Lieg still," sagte er, „lieg still." Joan preßte die Lippen aufeinander. „Ich will nach Haus," sagte er und plötzlich begann er zu schluchzen, als ob sein ganzer Knabenkörper gesprengt werden sollte. „Ja, du sollst nach Haus," sagte der weiße Offizier.

Mademoiselle war zu Bett gegangen und wollte nicht wieder aufstehen. Marinka und der weiße Offizier brachten Joan zum Boot hinunter. Jetzt lag

er auf dem Boden desselben, mit Tüchern zugedeckt, während Dmeter und Ignaz ruderten. Als sie zu Hause angekommen waren, trugen sie Joan auf einer Bahre zum Schloß hinauf.

Ane kam vom Grabe der gnädigen Frau: „Großer Gott im Himmel, was ist geschehen? was ist geschehen? Oh, lieber Jesus, sie haben ihn totgeschlagen, sie haben ihn totgeschlagen. Josse, Josse, sie haben ihn totgeschlagen . . .“ Und sie warf sich übers Bett, heulend wie ein Hund über eine Leiche. Joan sprach nicht. Er strich nur mit der heißen Hand über seine linke Brust, auf und nieder, als sei es sein klopfendes Herz, das ihn brenne. „Laß ihn liegen,“ sagte Herr Christopulos. „Er soll ruhig liegen.

Des Nachts hatte Joan Fieber. Er schlummerte und er wachte. Ane saß bei der Lampe vor ihrer großen Bibel. Sie las so laut, daß der Fluch der Propheten sich mit dem Halbschlaf des Fiebernden vermischte. „Und wird Gestank für guten Geruch sein und ein loses Band für einen Gürtel und eine Glatze für ein krauses Haar und für einen weiten Mantel ein enger Sack. Solches alles anstatt deiner Schöne. Dein Pöbel wird durch das Schwert fallen und deine Krieger im Streit . . .“ „Was ist, Josse? Josse, tuts weh?“ „Nicht sehr.“ Ane legte ihren Kopf auf Joans Kopfkissen. „Es tut gut, wenn ich weine,“ sagte Joan und schlang die Arme um ihren Hals.

Als Joan wieder erwachte, war es Vormittag. Ane saß noch immer an seinem Bett. Joan lag ganz still, mit großen und starren Augen. Aber dann wurde er unruhig. „Ane, ich will aufstehen,“ sagte er und wollte aus dem Bett. „Das darfst du nicht, Josse, du mußt stilliegen.“ „Nein, ich will aufstehen.“ Ane half ihm beim Ankleiden. Er war so unruhig, seine Augen aber waren rund und ganz aufgerissen. „Ich will lesen,“ sagte er. Er las immer von den großen Musikern in den roten Bänden, die aus Budapest kamen. Aber er ließ das Buch mit geistesabwesenden Händen sinken: „Ich will hinaufgehen,“ sagte er. „Wohin?“ sagte Ane und erhob sich. Ihr war ganz angst zumute, denn Joans Gesicht war wie erstarrt. „Ich gehe nach oben,“ sagte er.

Joan klopfte leise an Herrn Christopulos' Tür. „Bist dus?“ sagte Herr Christopulos, und hastig fügte er hinzu — denn Joans Augen waren so seltsam, als sähen sie gar nichts, und es war, als sei er kleiner geworden in seinen Kleidern: „Wie geht es dir, Joan?“ „Danke,“ sagte Joan. Er setzte sich auf den Fußboden und stützte seinen Kopf — der so schwer war — gegen den Fuß des Klaviers. „Wollen Sie nicht etwas spielen?“ sagte er. „Gern,“ sagte Herr Christopulos. Und er begann zu spielen, während Joan zu ihm aufsah, um sich gleichsam zum Zuhören zu zwingen. — Nein. Es war nur das eine. Nur das eine, das ihn so schmerzte, in seinem Kopf, in seinem ganzen Innern schmerzte — es war nur das eine: Sie hatten ihn verhöhnt, wie sie David verhöhnt hatten. Sie hatten ihm die Kleider vom Leibe gerissen, wie sie sie Simon,

Davids Sohn, vom Leibe geriſſen hatten. „Ohne Vaterland.“ „Ohne Vaterland.“ — Ja — ebenſo wie David — —.

Es war, als ob er gar nicht denken könne, als ob ſein Kopf ſo groß geworden ſei, daß er nicht mehr denken könne. Wenn er aber den Kopf gegen das Klavierbein ſtützte, das kalt war, dann ſchien es, als kehrten die Gedanken zurück. — Denn Joſeph hatte geſagt, Joſeph im Stall: „Hier läuft ja all das Pack herum, das kein Vaterland hat.“ Das hatte Joſeph geſagt. Und Mademoiſelle hatte es geſagt. Und Ane. Und die Frau des Kommandanten: „Petit sans-patrie,“ hatten ſie geſagt. „Fehlt dir etwas, Joan?“ fragte Herr Chriſtopulos, der aufhörte zu ſpielen. „Fehlt dir etwas, Joan?“ „Nein, nichts,“ ſagte Joan und ſah ihn mit Augen an, die nichts ſahen. „Weshalb ſeufzſt du denn?“ Joan ſchüttelte leiſe den Kopf. „Tut dir deine Bruſt weh?“ „Nein.“ „Aber was fehlt dir denn?“ Herr Chriſtopulos ſtrich ihm übers Haar. Joan aber ſchob die Hand fort, als ſchmerze ihn der Kopf: — Ohne Vaterland. — Ja, das hatte die Frau des Kommandanten geſagt. Und Joſeph. — So war es — ſo war es alſo wahr. — Aber warum — warum? — Sie hatten es gerufen. Sie hatten ihn verhöhnt wie David, Simons Sohn. Sie hatten ihm die Kleider vom Leibe geriſſen wie Simons Sohn. Ane aber hatte ihm geſagt, weshalb ſie David verhöhnt hatten: „Denn er iſt des Juden Sohn und das iſt eine Schande.“ Und Mademoiſelle hatte es geſagt und dabei den Mund verzogen: „Ah, fi donc, le juif.“ Und Joſeph hatte es im Stall geſagt und die Knaben hatten es gepfiffen, alle Knaben in Orſowa: „Der Jude, der Jude . . .“ — Denn es war eine Schande. „Joan, weshalb weinſt du?“ „Ich weine nicht.“

Joan rührte ſich nicht. Es war, als ſäße in ſeinen Augen hinter den Tränen eine große, eine entſetzliche Angſt. „Tut deine Bruſt ſo weh?“ „Ja, jetzt tut meine Bruſt weh.“ Joan ſaß unbeweglich und ſtarrte mit denſelben Augen vor ſich hin: Der Sohn des Kommandanten hatte angefangen, ihm entgegen zu ſchreien: Sans-patrie — Sans-patrie . . . Und die Offiziere — alle die, die bei Marinka Karten ſpielten, hatten ihm entgegengeſchrien: Sans-patrie — Sans-patrie . . . und gelacht hatten ſie — gelacht wie die Knechte über den Buckligen lachten, über Peter, Peter mit dem Buckel, den ſeine drei Bräute ſitzen gelaſſen hatten, weil er ſo mißgeſtaltet war. — Wie David, des Juden Sohn und wie den buckligen Peter, ſo hatten ſie auch ihn gehöhnt . . . „Joan, du mußt zu Bett. Du haſt ja Fieber. Du mußt zu Bett.“ Joan fuhr zuſammen. „Nein, nein,“ und er ſchüttelte den Kopf: „ich will nicht zu Bett.“ „Dann wollen wir etwas an die Luft gehen,“ ſagte Herr Chriſtopulos. „Ja, wir wollen an die Luft gehen.“ Ane ſtand unten in der Halle an der Treppe: „Wo will er hin? wo will er hin?“ jammerte ſie wie vorher. „Wir gehen etwas an die Luft,“ ſagte Herr Chriſtopulos. „Aber, aber geht nicht zu weit,“ bat Ane, „o, gehen Sie nicht zu weit mit ihm, denn er kanns nicht vertragen.“

Sie gingen ſchweigend vorm Schloß auf und ab. Plötzlich fragte Joan und ſah den Lehrer an: „Iſt alles auf der Landkarte angegeben?“ Der Grieche fuhr zuſammen: „Ja,“ ſagte er: „auf der Landkarte iſt alles angegeben.“ „Alle Länder?“ fragte Joan wieder. „Ja, alle Länder.“ Joan verſtummte wieder. So war es alſo wahr. Denn Herr Chriſtopulos hatte es geſagt, das wußte er genau, Herr Chriſtopulos hatte geſagt — dreimal: die Inſel, auf der du wohnſt, Joan, ſteht nicht auf der Karte. — Ohne Vaterland — ohne Vaterland . . . — Sans-patrie. Es ging jemand an ihnen vorbei und Herr Chriſtopulos grüßte: „Das war Peter,“ ſagte er. Herr Chriſtopulos aber griff nach Joan, der ſo weiß geworden war wie die Mauer. „Komm, Joan,“ ſagte er und führte ihn ins Haus, „du wirſt krank werden.“ Sie aßen in dem großen Eßſaal, die beiden allein, und ſie ſprachen nicht. „Wo iſt Mademoiſelle?“ fragte Joan. „In Orſowa“, antwortete Herr Chriſtopulos. Es zuckte über Joans Geſicht.

Sie ſtiegen wieder die Treppe hinauf und gingen in Herrn Chriſtopulos Zimmer. Joan ſetzte ſich an dieſelbe Stelle wie vorhin. Es begann zu dämmern und Schatten lagen im Zimmer. Herr Chriſtopulos erhob ſich und legte das Buch aus der Hand. Da ſagte Joan durch die Dunkelheit: „Herr Chriſtopulos.“ „Ja.“ Einen Augenblick war es ſtill, dann aber kam es ſehr haſtig: „Haben die Rumänen ein Vaterland?“ „Gewiß, ſie haben ja Rumänien.“ „Und die Serben — haben Serbien?“ „Ja, die haben Serbien.“

Wieder wurde es ſtill, bis Joan von neuem fragte — und Herrn Chriſtopulos ſchien es, als ob der Knabe wie ihm Schlaf zu ihm ſpräche, oder wie durch ein Telephon: „Und Mutter hatte Dänemark?“ „Ja, ſie hatte Dänemark. Aber ſie reiſte ja fort.“ Joan dachte einen Augenblick nach. Und plötzlich fragte er, haſtig — von einem der ſeltſamen Gedanken ergriffen, die jünger oder älter waren als ſeine Jahre —: „Iſt ſie deshalb geſtorben?“ „Deine Mutter wurde ja krank,“ ſagte Herr Chriſtopulos. „So.“ Und kurz darauf ſagte er und hob den Kopf: „Und die Juden — haben die Juden auch ein Vaterland?“ „Nein,“ antwortete der Grieche, „die Juden haben kein Vaterland.“ „Warum?“ Herr Chriſtopulos ſagte: „Du weißt doch, daß die Juden von Gott verflucht wurden.“ „Ja,“ ſagte Joan ganz ſtill und faſt tonlos. „Ich will die Lampe anzünden,“ ſagte Herr Chriſtopulos, dem plötzlich bei dem Ja und allen Fragen Joans ganz ängſtlich zu Mute geworden war. Und während er ſie anzündete, ſagte er: „Joan, worüber gerietſt du eigentlich mit den Knaben in Orſowa in Streit?“ Joan aber antwortete nicht. — Sie wurden von Gott verflucht. Sein Geſicht war ganz unbeweglich, wie er ſo daſaß. — Sie wurden von Gott verflucht. „Nun mußt du zu Bett gehen,“ ſagte Herr Chriſtopulos und legte ſeine Hand auf Joans Schulter. „Setzen Sie ſich zu mir ans Bett,“ bat Joan. „Ja, ich werde mich zu dir ſetzen.“

Sie gingen in Joans Zimmer. Als Joan in seinem Bett lag, schlief er ein, plötzlich, in einer Sekunde, wie jemand, der einen Schlag bekommen hat.

Als er aber am nächsten Morgen erwachte, richtete er sich mit einem Ruck auf, als ob jemand neben seiner Wange ihm ins Ohr gesagt hätte: „Von Gott verflucht." „Du weißt doch, daß sie von Gott verflucht wurden." Ja, er wußte — und Joan nickte angstvoll ins Leere — daß sie verflucht waren. Von ihnen las Ane laut des Nachts in der großen Bibel, von allen Strafen. Und über sie weinte sie, über die Juden, weil sie verflucht waren und Gott ihnen ihr Vaterland genommen hatte. — Ihr Vaterland genommen. Wem Gott fluchte, dem nahm er das Vaterland. Wem Gott fluchte, dem gab er kein Vaterland . . . sondern der wurde verhöhnt und mit Füßen getreten und in die Seite gekniffen und in die Brust gestoßen — wie er, wie er von den Knaben in Orsowa. — Von Gott verflucht. Von Gott verflucht. Und plötzlich erhob er sich und warf sich auf die Knie; während Tränen um Tränen aus seinen weitaufgerissenen Augen flossen, kroch und wühlte er in seinem Bett umher und betete und betete und wußte keine Gebete mehr und mischte alle Sprachen durcheinander und flehte: „Oh, lieber Gott und alle Heiligen . . . und Joseph und Maria und Stephan . . . Stephan und Maria und Joseph . . . denn ich will nicht verflucht sein, ich will nicht verflucht sein. . . ." Und plötzlich stieg er aus dem Bett und legte sich auf die nackte Erde, wie Ane es zu tun pflegte, und er betete mit gefalteten Händen wie Ane. Er betete wie Ane, betete zu Gott und zum Vater unser, der du bist im Himmel, und zu Joseph und dem heiligen Iwo und Barbara, die in der Kirche saßen, und zu Gott — daß sie ihm ein Vaterland geben möchten, damit er nicht verflucht zu sein brauchte. Er weinte wieder und er betete wieder: „Oh, lieber Gott, lieber Gott und die heilige Jungfrau mit dem Kinde — willst du mir nicht helfen, Vater unser, der du bist im Himmel . . . willst du mir nicht helfen, Vater unser, willst du mir nicht helfen." Schließlich stand er auf und trocknete seine Tränen. Seine Knie schmerzten ihn und er war so müde. — Aber wem Gott fluchte, dem nahm er sein Vaterland.

. . . Jetzt war es Schulzeit und er sammelte seine Bücher zusammen. „Wie schnell du gestern abend einschliefst," sagte Herr Christopulos, als Joan hereinkam. „Ja," sagte Joan und setzte sich an den Tisch. Herr Christopulos drehte den Globus mit seinen schlanken Händen und erzählte von den Ozeanen, deren Tiefe niemand kannte, und von der Erde, die voll von Feuer war, und von den Polen, wo die großen Meere erstarrten und zu Eis würden. „Und Gott hat alles erschaffen?" sagte Joan leise. „Ja," sagte Herr Christopulos und ließ seinen Blick über den Globus schweifen: „der große Gott hat alle Welten erschaffen." Joan saß eine Weile nachdenklich, während Herr Christopulos weiter erzählte. Dann sagte er plötzlich und sah den Griechen an: „Kann Gott

alles?" „Ja." „Kann er uns alles geben?" ſagte Joan und ſah den Griechen noch immer an. Herr Chriſtopulos antwortete nicht. Joan aber fuhr fort: „Ane ſagt, er kann es, wenn wir nur beten." Herr Chriſtopulos ſah ihn an — es lag wie eine große Qual oder wie eine große Anſtrengung in Joans Augen. „Ja, Joan," ſagte er, „der große Gott kann alles."

Es war, als ob Joan ruhiger würde. Aber während er las und ſchrieb und alle Verben herſagte, dachte er nur, daß er beten wolle, beten und immer beten zu Gott und zu allen Heiligen und zu der heiligen Jungfrau und zu Barbara, die in der Kirche ſaß, und zu der heiligen Anna, zu der Ignaz betete, und zu Joſeph. Mademoiſelle aber hatte einen Roſenkranz, der in dem Schrein zwiſchen ihren Riechfläſchchen lag. Mademoiſelle betete immer, wenn ſie in Orſowa geweſen war, dann weinte ſie und betete alle Perlen ab. Nachher aber war ſie wieder vergnügt und ſcherzte mit den rumäniſchen Köchen. Joan wollte Mademoiſelles Roſenkranz leihen und alle Perlen abbeten wie Mademoiſelle, wenn ſie aus Orſowa kam. Denn er wollte, er wollte ein Vaterland haben — wie alle Serben und Rumänen und wie Hans Siebenbürgen es hatte; und ſeine Mutter hatte Dänemark gehabt und konnte doch nicht verflucht ſein. Und er betete des Morgens und er betete des Abends, wenn Ane betend neben ſeinem Bett lag: „Vater unſer, der du biſt im Himmel." „Vater unſer, der du biſt im Himmel," wiederholte Joan und angeſtrengt ſagte er die halbvergeſſenen däniſchen Worte. „Geheiligt ſei dein Name," ſagte Ane. „Sei dein Name," flüſterte Joan. „In Ewigkeit, Amen," ſchloß Ane. Joan lag ganz ſtill. Dann wandte er den Kopf: „Ane," ſagte er, „beten die Juden?" Ane dachte einen Augenblick nach. Dann ſagte ſie: „Es nützt ihnen doch nichts." „Warum?" ſagte Joan, während ſeine Augen an den ihren hingen. „Weil Gott ſie für ewige Zeiten verflucht hat."

Joan erwachte aus einem kurzen Schlummer und die Lampe war verlöſcht. Nur die kleine Nachtlampe brannte. Joan ſetzte ſich in ſeinem Bette hin, zuſammengekauert, den Kopf auf die Knie gebeugt; es war, als ob ſein ganzer Körper ſich unter einem ſtöhnenden Schmerz wand: — Es nützte ihnen nichts. Und er hob ſeinen Kopf und ſchüttelte ihn. — Es nützte nichts, es nützte nichts. — Denn ſie waren von Gott verflucht — für ewige Zeiten. Plötzlich ſtand er auf und zündete mit zitternden Händen die Lampe an und nahm die große Bibel und ſchlug ſie auf und las dort, wo Anes Zeichen lagen, die roten und die weißen. Er las, aber er verſtand den Sinn nicht und er las laut wie Ane, und fing den bekannten Laut der Worte auf — vor allen Flüche Gottes und wie der Herr den Juden ihr Vaterland nahm. . . . Joan kehrte zum Bett zurück. Die Bibel lag noch aufgeſchlagen und mit ihren roten und weißen Zeichen. Plötzlich aber ſagte er laut und gellend und verzweifelt durchs Zimmer: „Mutter, Mutter, Mutter . . ." Und ſchluchzte, den Kopf gegen die kalte Wand gepreßt.

. . . Einige Tage ſpäter ſagte Herr Chriſtopulos in der Stunde: „Ich fahre nach Orſowa. Willſt du mit?“ Joan beugte haſtig den Kopf und es ging ein Beben über ſein Geſicht. „Ja,“ ſagte er. „Ja, danke.“ „Wir brechen um zwei Uhr auf.“ „Ja, danke,“ wiederholte Joan. Joan war ganz ruhig — ſo ſtill und ruhig wie damals, als er beim Augenarzt in Budapeſt geſchnitten wurde. Er ſaß im Boot und hörte jeden Ruderſchlag. Jetzt ſah er die Boje und jetzt ſah er die Mole. „Friert dich, Joan?“ fragte Herr Chriſtopulos. „Nein,“ ſagte Joan. Jetzt ſah er die Knaben, die bei ihren Angelruten lagen. „Du biſt ſo bleich, Joan.“ Die Knaben aber erhoben ſich nicht und blieben bei ihren Angeln. „Sitz ſtill, Joan.“ „Ja.“ Da war der Sohn des Böttchers. „Was willſt du, Joan?“ „Ich will mich nur auf die andere Seite ſetzen.“ Jetzt ruderten ſie vorbei und legten an. „Kommſt du, Joan?“ „Ja.“ Joan ſtieg aus dem Boot und ſtand auf der Treppe.

Da kam es. Es war der Sohn des Schneiders, der es rief, und es traf Joan wie ein geſchleuderter Stein im Rücken — während das gellende Lachen ihm entgegenſchlug. Joan hatte im erſten Augenblick ſeine Fingerſpitzen gegeneinandergelegt, dann aber ballte er die Hände. „Was rufen die Knaben?“ fragte Herr Chriſtopulos, der kein Serbiſch verſtand. „Ich weiß es nicht,“ ſagte Joan und ſie gingen weiter. Sie kamen über den Marktplatz. Aber niemand rief hinter ihnen her. Auf dem Fußſteig aber, gerade vor Marinkas Treppe, gingen zwei kleine Mädchen vorbei, mit Blumen im Haar. Und die eine ſtieß plötzlich die andere in die Seite: „Sieh nur, ſieh, das iſt der „Ohne Vaterland.“ Joan drückte ſich dicht an die Mauer. Offiziere kamen vorbei und Damen kamen vorbei. Sie tuſchelten miteinander. „Weshalb ſehen uns denn alle Leute ſo an?“ ſagte Herr Chriſtopulos und lachte. „Ich weiß es nicht,“ antwortete Joan. Er ſah gar nicht auf.

. . . Monate vergingen. Herr Chriſtopulos ſah Joan jeden Nachmittag mit einem Bukett Blumen in der Hand über den Hof gehen, die er ſich in den Treibhäuſern geholt hatte. Eines Tages öffnete der Grieche ſein Fenſter: „Wohin gehſt du, Joan?“ „Ich geh zum Kirchhof.“ Joan ging über die Felder zum Städtchen. Über den Kirchhof lief er faſt und in die Kirche hinein. Drinnen, wo all die Heiligen auf ihren Altären ſaßen, war es halbdunkel. Joan trat ganz leiſe auf, und legte die Blumen bei der heiligen Anna nieder. Auf allen Altären lagen Blumen. Einige waren etwas welk. Joan hatte ſie alle gebracht. Joan hatte ſeinen Kopf über ein Betpult gebeugt. Er betete nicht mehr laut, ſondern flüſterte nur ſeine Gebete.

Wenn er nach Hauſe kam, muſizierte er mit Herrn Chriſtopulos. Er hatte eine alte Violine in einem der Zimmer gefunden, wo ſeit dem Tode der Mutter nie mehr die Vorhänge zurückgezogen wurden. Herr Chriſtopulos übte viele Stunden mit ihm. Herr Chriſtopulos ſah Joan prüfend an. Er ſtand aufrecht,

während er spielte, sein Kopf aber war gebeugt. „Man sollte glauben, du trügst einen Kummer in deinem Herzen," sagte Herr Christopulos. Joan antwortete nicht. Es zitterte nur immer so eigen um seine Lippen, wenn er spielte. Wenn Joan zu den Treibhäusern ging, kam er beim Holzhauerschuppen vorbei. Es war so still drinnen, die Säge ließ sich nicht hören. Eines Tages schlich Joan hinein. „Peter!" rief er, „Peter, bist du da?" Niemand antwortete. „Peter," sagte Joan, und ihm wurde ganz ängstlich zu Mut, denn von dem Hobelspanhaufen her klang es, als ob etwas jammerte oder winselte — als ob ein Hund oder sonst etwas wimmerte, nur kein Mensch. „Peter," flüsterte Joan, und der Name blieb ihm in der Kehle stecken. Denn es war Peter, der dort auf dem Rücken lag, in die Hobelspähne hineingebohrt, den Kopf unter den Spänen, so daß nichts anderes als ein buckliger Rücken auftauchte. . . . „Peter," wiederholte Joan. Die Späne aber fuhren fort, unter dem Schluchzen des Buckels zu beben.

Joan hatte sich abgewandt und ging hinaus. Die Blumen, die für die Kirche bestimmt waren, entfielen seiner Hand. Er ging zum Stall hinüber, wo Joseph stand und ‚Amour' striegelte. „Ist eigentlich gar nicht nötig, da der Herr doch nie zu Hause ist," sagte Joseph; „hier mag's der Teufel aushalten. Wo ist der Herr jetzt eigentlich?" „Vater ist in London," sagte Joan. „London?" sagte Joseph, „das ist weit fort." Und kurz darauf fügte er hinzu, während er striegelte: „Ja, die Welt ist groß und ins Grab müssen wir doch alle." Joan saß auf der Haferkiste: „Joseph," sagte er, „was fehlt Peter?" „Dem fehlt wohl, was ihm immer fehlt," sagte Joseph und striegelte weiter. . . . „Jetzt ist's Iwona." „Iwona ist hübsch," sagte Joan. „Ja," sagte Joseph, „wundervoll" — und er führte den Striegel langsam an seinem eigenen ungarischen Bein entlang — „wenn man sie so gesehen hat." Er striegelte wieder Amours glänzenden Körper, bis er sagte: „Man kann es einem Frauenzimmer ja nicht verdenken, daß sie mit so'n Krüppel nicht gehen mag; so wie der von Gott gezeichnet ist." Joan stieg von der Haferkiste herunter. „Herr Joan reitet auch nie mehr," sagte Joseph. Er hatte unwillkürlich „Herr" Joan gesagt, indem sein Blick auf Joans Gesicht fiel. Joan aber war bereits über den Hof gegangen und die Treppe zu den verhängten Zimmern hinaufgestiegen.

Eines Tages, als Joan über seine Bücher gebeugt saß, klopfte es an die Tür. „Herein", rief er. Als die Tür aufging, stand Peter davor. Er hatte seine Stiefel ausgezogen und die viel zu langen Arme hingen ihm schlaff am Körper, ganz bis an die Knie herunter. „Was willst du, Peter," fragte Joan. Peter kam auf seinen Socken zwei Schritte näher: „Ich wollt gern . . . wollt gern Herrn Joan sagen, weil der Herr nicht da ist . . . wollt sagen, daß . . ." Peter blickte auf — seine Stimme klang so seltsam, wie durch einen Phonographen —: „Sagen, daß ich fort muß." „Du willst fort, Peter?" Der Bucklige blieb in

derſelben Stellung ſtehen, nur war es, als ſänke ſeine ſchiefe Schulter noch tiefer herab: „Ja, ich muß fort.“ Er ſprach mit derſelben Stimme und auf ſeinen Backen brannten zwei Flecke. „Wo willſt du denn hin?“ ſagte Joan, der einige Schritte auf ihn zu gegangen war. Peter hatte ſeinen Kopf gewandt, wie ein Tier bei einem plötzlichen Laut, den es nicht erwartet hat. „Wo willſt du denn hin?“ Der Bucklige beſann ſich einen Augenblick. „Ich will nach Hauſe,“ ſagte er, „in meine Heimat.“ Joans Augen hatten ſich weit geöffnet — einen Augenblick. „Ich muß von hier fort,“ ſagte Peter vor ſich hin. Plötzlich aber hatte er ſich auf die Erde geworfen und er richtete ſich halb wieder auf und ſaß zuſammengekauert da, das Kinn auf die ſpitzen Knie geſtützt und die Arme um das ungekämmte Haar geſchlungen und ſchluchzte und ſchluchzte, als ob er röchelte.

Und zwiſchen ſeinem Schluchzen murmelte er einen Strom von Worten: „Ach, hilf mir, junger Herr, hilf mir, junger Herr, hilf mir.“ Joan wußte ſelbſt nicht, was er ſagte: „Steh doch auf — ſteh doch auf. Peter, Peter, ſteh doch auf.“ Er wollte auf ihn zugehen und ihn umfaſſen, plötzlich aber von der Angſt oder dem Ekel der Jugend vor allem, was mißgeſtaltet iſt, ergriffen, blieb er wieder ſtehen und ſagte mit erſchreckter Stimme: „Steh auf, ſteh auf.“ Verwirrt, aber wie einer, der ans Gehorchen gewöhnt iſt, erhob Peter ſich vom Fußboden: „Ja, ja,“ ſagte er ſchwer, und die langen Arme fielen wieder vorn an ihm herab, ſchlaff wie vorher. Plötzlich aber ſich beſinnend, weshalb er eigentlich gekommen ſei, begann er zu jammern — mit dem fachmäßigen Jammern der Armen: Ach, junger Herr, er beſäße nichts, und er wäre wie ein Unbekleideter auf dem Felde . . . Herr, wie ein Unbekleideter auf dem Felde . . . Aber wenn der junge Herr ſo gnädig und gut ſein würde, ſo gnädig und gut, und ihm etwas für ein Wams geben würde — ein Wams für die Reiſe . . .

Als wenn dieſes eine Wort all ſeine früheren Gedanken zurückriefe, begann er wieder zu ſchluchzen, während die Augen ihm aus dem Kopf traten, als würden ſie von den Schlägen ſeines Herzens aus dem Kopf herausgetrieben. „Oh, hilf mir, junger Herr, hilf mir, junger Herr, hilf mir.“ Er umfaßte mit ſeinen mißgeſtalteten Händen Joans Ellenbogen — und Joan ſagte und konnte faſt nicht ſprechen: „Ja, ja, wir werden dir helfen, wir werden dir helfen.“ Und als Peter fortfuhr zu weinen, ſagte er und wollte ihn tröſten und ſtand doch noch drei Schritte von ihm entfernt: „Hörſt du, hörſt du, wir werden alles in Orſowa kaufen.“ Und plötzlich, von dem Drang zu tröſten fortgeriſſen, ſprach er weiter: „Ein Wams und einen Mantel werden wir kaufen — heute in Orſowa — wir werden hinüberfahren und dir alles kaufen.“ „Heute nachmittag, in Orſowa.“

Der Bucklige war gegangen. Er hatte faſt nichts geſagt. Hatte ſich nur einen Augenblick an dem Türpfoſten feſtgehalten. Joan aber rief nach Joſeph

und rief nach Dmeter und bestellte das Boot, plötzlich von einer Art Eifer ergriffen, weil er alles wie ein Erwachsener anordnen konnte. „Wo willst du hin?" fragte Ane, die in die Halle gelaufen kam. „Wir wollen nach Orsowa," sagte Joan. „Wer — was soll das heißen? Wozu?" Ane sah, wie er sich den Mantel anzog und plötzlich sagte er: „Peter und ich." „Dann will ich mit. Ich will mit. Du bekommst keine Erlaubnis, allein zu fahren." „Ich komme mit," sagte sie und lief die Treppen hinauf, während Joan auf den Hof hinaushing. Dort stand Peter bereits. Er hatte einen schmutzigen Pelz an, der mit einem Strick zusammengebunden war. Wie er dort stand, glich er einem Sack mit Sägemehl. „Der Strom ist stark, Herr Joan," sagte Joseph, der im Boot wartete. „Nehmen Sie sich in acht, Herr," sagte Dmeter und half Joan. Oben auf dem Wege kam Ane gelaufen. Sie war wie zum Kirchgang in Veile ausstaffiert. „Soll sie mit?" fragte Joseph. „Ja," sagte Joan.

Sie hatten alle im Boot Platz gefunden. Der Strom war so stark, daß das Boot sich fast mit ihnen umdrehte. Ane hielt die Hände in den schwarzen Handschuhen gefaltet. Ihr Hut saß durch den Wind schief auf dem Kopf. Peter rührte sich nicht. Sein breites Gesicht tauchte so unbeweglich aus der schmutzigen Wolle des Pelzes hervor, als sei es tot.

Auf der Mole saßen nur zwei alte Männer und betrachteten ihre eigenen spitzen Knie. Die Schildwachen auf der Bastion aber wandten sich um und sahen ihnen nach. Joan ging neben dem Buckligen, Ane kam hinterher. Der Wind auf dem Flusse hatte an ihrem Haar gezerrt, so daß es in Strähnen unter dem Hut hervorhing. Peter ging so wunderlich wie ein wackelndes Tier, das an einer Schnur gezogen wird. Kein Mensch ließ sich in der Gasse blicken. Plötzlich aber kam der Junge des Schneiders aus einer Haustür gestürzt und blieb mit offenem Mund vor Joan und Peter stehen, bevor er an der Wache vorbei zum Marktplatz lief. „Hei, hei, jetzt kommt Ohne-Vaterland." Der Sohn des Schneiders schrie es: „Halloh, halloh, er ist mit seiner Bevölkerung ausgerückt."

Einige Sergeanten aus der Wache traten ans Fenster und fingen an zu lachen, während die Soldaten mit den Händen in der Tasche auf die Straße liefen und kicherten. Der eine Sergeant hatte das Fenster aufgemacht und lachte so, daß er sich am Fensterrahmen festhalten mußte. „Er rückt aus, er rückt mit seiner Garde aus," rief er. Und die Soldaten, die so lachten, daß sie sich die Seiten halten mußten, riefen die Worte ihres Vorgesetzten: „Seht, die Garde von der Insel, die Garde von der Insel." Der Sohn des Böttchers war auf die Treppe hinausgekommen und rief mit gellender Stimme über die Straße: „Seht, seht, das ist die verrückte Jungfer — seht, seht, die Verrückte und der Bucklige." „Hurra, hurra, für die Garde von Ohne-Vaterland." Die Soldaten riefen es zuerst — dann schrie der Sohn des Böttchers es: „Hurra,

hurra für Ohne-Vaterlands Garde.“ Joans Füße konnten den Erdboden nicht recht finden, aber er ging weiter.

Da drängte der Sohn des Schneiders ſich zu ihm durch und ſeine Mütze ſchwingend, als ſchwenke er eine Fahne, ſchrie er Joan gerade ins Geſicht: „Hurra für Ohne-Vaterlands Garde.“ Ane war ſtehen geblieben, mit dem ſchiefen Hut und den fliegenden Haarſträhnen, ſtand ſie da wie eine Irre, bis ſie ſich mit erhobener Hand auf den Sohn des Schneiders ſtürzte und ſchrie: „Frecher Lümmel.“ Joan aber hatte ihre Hand ergriffen: „Ane, laß ihn.“ Und Ane ließ die Hand ſinken und hatte gefühlt, daß Joan zitterte wie einer, der bis in ſein innerſtes Herz hinein bebt. „Hurra für die Garde.“ Sie pfiffen und ſie ſangen. „Joſſe, Joſſe,“ ſagte Ane. Sie war plötzlich ganz ſtill geworden: „Joſſe, laß uns umkehren, laß uns umkehren.“ Aber vor ihnen und hinter ihnen und von den Treppen wurde geſchrien: „Seht die verrückte Jungfer. Das iſt eine Amme, das iſt Ohne-Vaterlands Amme.“ Joan hatte von neuem Anes Hand ergriffen. „Komm,“ ſagte er. Er wußte nicht, daß Tränen aus ſeinen Augen rannen und erſtarrten, weil ſeine Wangen ſo kalt waren. „Joſſe, kleiner Joſſe.“ „Hurra der Garde.“

Joan betrachtete die Steine des Bodens, über die ſeine Füße gehen ſollten. Ja, er mußte über dieſe Steine gehen. Aber dennoch ſah er — und wußte nicht, wie es kam — alle Fenſter, die Fenſter des Oberſten und die des Kommandanten und Marinkas Fenſter, wo alle Geſichter lachten. Und plötzlich hob er ſeinen Kopf, und in weniger als einer Sekunde ſah er aus Fenſtern und Türen lachende Menſchengeſichter auf ſich gerichtet — wie einen Ring, während der Bucklige langſam hinter ihm herging. Plötzlich aber blieb Joan ſtehen und öffnete ſeinen Mund wie derjenige, der ſchreien will und ſchrie doch nicht, oder vielleicht gab er einen Schrei von ſich, der niemals zu einem Laut wurde: — Dort an der Ecke, an Simons Ecke, dort an der Ecke ſtand Simons Frau, die dicke Frau Simons und David — — und ſie riefen — und das Jüngſte kreiſchte — und alle ſchrien ſie: „Seht ihn, ſeht ihn, Ohne-Vaterland.“ Sie riefen am lauteſten: „Seht ihn, ſeht ihn, Ohne-Vaterland mit ſeiner Garde.“ Der Jude Simon, David und alle Judenkinder. Es war, als ob Joan nichts mehr ſähe und hörte. Doch Anes leiſes Weinen hörte er noch.

Schließlich ſtand er auf der Treppe zum Kleidermagazin. Die beiden jungen Leute hinterm Ladentiſch lachten ſich in einem Spiegel zu, während ſie höflich bedienten. Joan ging mit ihnen zwiſchen den Ständern umher, wo die Kleider in langen Reihen hingen. Ane ergriff ſeine Hände. „Joſſe, Joſſe,“ ſagte ſie, „können wir nicht hierbleiben, bis es dunkel wird.“ Joan aber riß ſich los.

Die Ladentür ging, es war der weiße Offizier, der hereinkam. „Guten Tag, Graf Joan,“ ſagte er und reichte Joan ſeine ſchmale Hand mit einem Druck. Als Joan den Druck der anderen Hand ſpürte, ging es wie ein Ruck durch

ſeine Schultern, und eine Sekunde fiel ſein Kopf gegen den Arm des andern — ſo ſchwer wie der eines Toten. Der Offizier aber ließ Joans Hand los — vielleicht fürchtete er, daß Joan ſonſt in Tränen ausbrechen würde — und ſagte: „Ich möchte gern ein Paar Handſchuhe haben," und er prüfte lange das Leder der Handſchuhe. „Gehen Sie zum Boot hinunter, Graf Joan?" fragte er, als alles für den Buckligen eingekauft war. „Ja," ſagte Joan und plötzlich umklammerten ſeine Hände die Kante des Ladentiſches, wie vorhin den Rand des Bootes. „Dann können wir zuſammengehen," ſagte der Offizier, „ich will desſelben Weges."

Sie gingen zuſammen hinaus. Joan wußte ſelbſt nicht, daß er ſo aufrecht wie ein Soldat in Reih und Glied neben dem weißen Offizier über den Marktplatz ſchritt. Peter ging hinterher mit ſeinem Paket neuer Kleider unterm Arm. Ane hielt ihre Augen ſtarr auf Joans Rücken gerichtet. Mitten auf dem Marktplatz blieb Joan ſtehen. „Lebe wohl, Peter," ſagte er mit einer deutlichen und gekünſtelten Stimme. Der weiße Offizier betrachtete Joan. An wen erinnert er mich? ſchoß es ihm durch den Kopf, und im ſelben Augenblick dachte er an die junge Majeſtät. „Lebe wohl und reiſe glücklich," ſagte Joan und drückte die Hand des Buckligen, vor der er ſich ſonſt ſtets gefürchtet hatte: „Adieu." Peter wollte ſprechen, Joan aber war bereits weitergegangen — während der Bucklige mitten auf dem Marktplatz ſtand und ſein Bündel zu ſchwingen begann, entweder aus einer Art Verzweiflung oder vielleicht aus endloſer Freude.

Die Soldaten bei der Wache hatten vor dem weißen Offizier Honneur gemacht, der ſtehengeblieben war, während ſeine Augen über die Kette der gaffenden Köpfe an den Fenſtern ſchweiften. „Adieu, Graf Joan," ſagte er, „ich reiſe jetzt fort von hier." „Wohin reiſen Sie?" „Fort von hier." Und kurz darauf ſagte der weiße Leutnant: „Mein Vater iſt tot, und ich bin jetzt ſo reich, daß ich flüchten kann — —" „Flüchten?" ſagte Joan und verſtand ihn nicht. „Ja," ſagte der Leutnant und hob ſeinen Blick zu der lachenden Geſichtskette, die ſich von Haus zu Haus ſpann: „Vor dieſen Tieren flüchten, die ſich Menſchen nennen." „Adieu, Graf Joan," ſagte er und gab Joan Ujhazy unwillkürlich einen Handſchlag wie einem Kameraden im Leibregiment Seiner Majeſtät. Joan verſuchte ihn zu verſtehen, und hatte vor angeſtrengtem Denken die Augen geſchloſſen. „Adieu," ſagte er dann. Und obgleich er nicht laufen *wollte*, lief er doch die letzten Schritte zum Boot. „Komm, Ane." „Ja, Joſſe, ja, Joſſe."

Sie ſaßen wieder im Boot. Aber ſo plötzlich, als wären ſie aus der Erde geſchoſſen, liefen plötzlich alle Jungen, der ganze Schwarm, auf der Mole zuſammen und ſandten im Chor ein einziges ziſchendes Pfeifen hinter dem Boot her — als ob Kugeln ins Waſſer praſſelten. Joan ſaß in der Mitte des Bootes mit erhobenem Geſicht, während ſeine geballten Hände auf ſeinen Knien lagen. „Es lebe die verrückte Amme, es lebe die verrückte Amme." Und ſie pfiffen

wieder, während Joseph und Dmeter wie zum Schlage ihre Ruder hoben. „Rudert," sagte Joan. „Ja," sagte Joseph und sie ruderten. So hatte Joseph den jungen Herrn noch nie gesehen. Joan rührte sich nicht. Er hielt beständig sein Antlitz nach aufwärts gerichtet und seine Augen waren so weit geöffnet, als wolle er in das Herz des Himmels starren. „Rudert zum Städtchen," sagte er, ohne seinen Blick zu verändern. „Ja, Graf Joan," sagte Joseph. Die Rufe vom Lande starben hin. „Wo sollen wir denn hin?" jammerte Ane, deren Gesicht von Angst und Kälte so geschwollen war, als ob sie Zahnschmerzen hätte: „Wo sollen wir hin?" „Du sollst nach Hause gehen," sagte Joan.

Sie legten bei der Brücke des Städtchens an. „Geh nach Hause," sagte Joan zu Ane. Sie wagte nicht zu antworten. Joan schritt sicher und hocherhobenen Hauptes dahin. Er ging über den Platz und öffnete die Tür des Kirchhofes. Es war dunkel in der Kirche, aber er achtete dessen nicht und den Weg kannte er. Mit kalten Händen nahm er Stück für Stück die Blumenbuketts von den toten Altären, wobei er den Heiligen in ihre gemalten Gesichter sah. Dann ging er nach Hause. „Wie lange ihr fortgewesen seid," sagte Herr Christopulos, der versuchen wollte, ob Joan von all dem sprechen würde, was Ane schon berichtet hatte. „Ja," sagte Joan nur und setzte sich. Mehr sagte er nicht. Plötzlich aber blickte er auf und sah Herrn Christopulos an. „Sind wir eigentlich reich?" sagte er. Herr Christopulos wurde ganz erstaunt. „Ja," sagte er, „ihr seid reich." „Sehr reich?" fragte Joan wieder. „Ja, sehr reich." „So," sagte Joan und sprach nicht mehr.

Aber es wurde Sommer. Herr Christopulos reiste fort, und zum Herbst sollte Joan in die Kostschule, in Herrn Dupierres Kostschule in Paris. Joan ritt neben seinem Vater. Sie ritten um die Insel herum. Der Abend begann sich herabzusenken und der Fluß wurde dunkel. Die Bauern, die mit ihren Pfeifen vor ihren Häusern saßen, erhoben sich und neigten sich so tief zum Gruß, daß ihre Röcke fast den Boden erreichten. Es war der Dorfschulze, der seine Mütze abnahm: „Adieu, Herr." „Lebe wohl, Carol." Joan nickte ihnen allen zu. Die alte Maria aber stieg über ihr Gitter und küßte Joan die Hand. „Leb wohl, Maria." Zwei Mädchen wuschen am Fluß, und ihre Waschhölzer klapperten. Am äußersten Ende der Landzunge führte „Mutters Mühle" ihre segelbehangenen Flügel langsam durch die dämmernde Luft des Abends. Joan hatte sein Antlitz erhoben. Die Akazien über seinem Kopf dufteten so süß. Im Schatten der Bäume flossen die Tränen still an seinen Wangen hinab.

Sie ritten zur Burg hinauf und banden ihre Pferde fest. Joan stieg den Schutthaufen neben der Mauer hinauf und ließ seine Blicke von den Häusern der Schmuggler über die Stadt und Kirche und vom „Schloß" bis zur Mühle schweifen. „Was ist das?" sagte Joan und hatte seinen Kopf gedreht, während der Vater sich über die Mauer beugte: „Ruhe,"

rief er. „Ruhe — kann hier denn nie Frieden gehalten werden?“ rief er, während gellende Stimmen fortfuhren zu schreien: „Haut ihn, haut ihn, das serbische Schwein —“ und ein Haufe rumänischer Burschen stürmte unten auf dem Wege hinter Ignaz her. „Ruhe,“ rief der Vater wieder, und die Burschen hoben ihre Köpfe und duckten sie wieder, als hätten sie einen Schlag in den Nacken bekommen, und sie schlichen weiter, einer nach dem anderen an der Mauer vorbei, wo der Vater stand. „Vater,“ sagte Joan, „Ignaz war ganz blutig im Gesicht.“ „Ja,“ antwortete der Vater und ballte seine Faust, „hier kratzen wir einander die Augen aus, bis wir alle blind sind.“ Er wandte sich ab. „Komm, wir müssen nach Hause.“

Sie bestiegen die Pferde und ritten schweigend, bis der Vater sagte, als schlösse er damit einen langen und heimlichen Gedankengang ab: „Aber nun kommst du ja von hier fort.“ Joan antwortete nicht. Seine Kehle bebte hinter seinem hohen Kragen. Der Vater fuhr fort, während er geradeaus über den Kopf des Pferdes blickte: „Und in Frankreich ist man freundlich gegen Fremde.“ Joan faßte die Zügel fester in seiner Hand, und leise fragte er: „Vater, wo reist du hin — diesen Winter?“ Es war, als hätte der Vater die Frage überhört. Er schwieg einen Augenblick. Dann aber sagte er: „Ich bleibe hier; jetzt bin ich zurückgekehrt — für immer zurückgekehrt.“

Joan hatte seinen Vater nie so stammeln hören, und er wollte seinen Arm ergreifen und tat es doch nicht; seine Hand fiel nur schlaff herab. Plötzlich aber, während ihm eine Woge von Blut in die Kehle strömte, sagte er — und seine Stimme klang, als presse er die Worte hervor: „Vater, weshalb haben wir kein Vaterland?“ Der Vater hatte geantwortet: „Die Ujhazys haben keins bekommen.“ Mehr wurde nicht gesprochen. Auf der Treppe zwischen den Säulen schieden sie voneinander.

Joan ging in sein Zimmer. Der Mond war aufgegangen und sein Licht fiel durch den Raum. Joan stand mit dem Rücken zum Fenster. Der alte Schreibtisch aus Veile und der Veile-Fjord an der Wand und die weiße Lampe und die „Dämmerung“ und Anes Spruch überm Bett — alles wurde so deutlich im Schein des Mondes, wie Allzufernes bisweilen deutlich werden kann, oder auch etwas, das man durch Tränen sieht. Joan sah ein jedes Ding und ein jedes Bild. Wie hoch die Säulen des Parthenons waren. Dort war Herr Christopulos nun wieder — in seinem Vaterland. Joan wandte sich zum Fenster um. Wie klar das Mondlicht war. Nur die Schatten der Pappeln reckten sich über den Hof dem Hause entgegen, wie zwei dunkle und ausgestreckte Arme. Joan ging zu Bett, aber er schlief nicht. Waren es die Holzflöße, die er hörte? Ja, in mondhellen Nächten glitten sie den Fluß hinab. Wie groß der Schreibtisch wurde, wenn der Mond schien — als wenn er doppelt so groß wäre. Als seine Mutter lebte, lagen kleine, verwelkte Kränze in allen Schubladen, kleine, ver-

welkte Kränze zwiſchen ihren Kleidungsſtücken . . . Sie weinte oft, wenn ſie unter den Mühlenflügeln ſaß und den Holzflößen nachſah — den Flößen, die den Fluß hinabtrieben . . .

Die Tür wurde leiſe geöffnet. Es war Ane. Sie ſchlich auf Strumpffüßen durch die halbgeöffnete Tür über den Fußboden. Joan aber — und er wußte ſelbſt nicht, weshalb er es tat — hatte die Augen geſchloſſen. Er hörte, wie ſie wieder über den Fußboden ging, und öffnete die Augen. Ane hatte ſich niedergeſetzt, auf die bloße Erde hatte ſie ſich niedergeſetzt, den Rücken gegen den Sekretär geſtützt. Und mit den zuſammengeſunkenen Schultern, unbeweglich im Mondenſchein — glich ſie einem zerſchlagenen Gefäß aus Ton.

Der Garten von Luxembourg war auch der Garten von Herrn Dupierres Schülern. Joan pflegte in der Mittagsſtunde dort unter den Bäumen zu ſitzen. Zuerſt war es noch ſtill und die Tauben gurrten auf den Steinkronen der Königinnen, während weiße Kinder am Rande des Baſſins kleine Schiffe in der Sonne ſegeln ließen und Bonnen kerzengerade mit ſtillen Geſichtern ringsherum im Schatten ſaßen. Nach und nach aber kamen Schwärme von Studenten herein, die plauderten und lachten und alle möglichen Landesſprachen durcheinandermiſchten — und die jungen Leute aus der engliſchen Koſtſchule kamen und die Akademieſchüler. Letztere waren in Uniform.

Joan ſaß allein. Die Geſichter der Menſchen aber waren ihm von einem zum andern Tag bekannt. Sie löſten ſich voneinander los und gingen paarweiſe plaudernd unter den Bäumen. Jene beiden waren Griechen, ja, Joan hatte gehört, daß ſie Herrn Chriſtopulos Sprache redeten. Herrn Chriſtopulos', der nun tot war. Er hatte damals ſo oft geſagt: „Joan, das Griechenblut iſt das röteſte in der Welt." Nun hatten ſie ihn unten in Mazedonien getötet und er hatte ſein Blut hergeben müſſen. Daheim waren viele geſtorben — auch Joſeph aus dem Stall war tot. Wer wohl das Geld geerbt, das er ſich erſpart hatte, um einſt in ſeiner ungariſchen Heimat heiraten zu können?

Da gingen die beiden Japaner. Prinz Chira aber war nicht dabei. Hm, ja, alle Japaner trugen Brillen. Herr Lemaiſtre ſagte, ſie täten es, um ihre Augen zu verbergen.

Alles plauderte ringsumher. Die Plättmamſells aus der Rue de l'Abbé de L'Epée zogen wie ein weißer Schwarm vorbei. Sie trugen Veilchen an der Bruſt. Wie ſie ihre Köpfe drehten und wendeten, während ſie dahintrippelten. Daheim unter den Weinſtöcken waren die Veilchen gewiß ſchon verblüht. „Joan."

Joan Ujhazy wandte ſeinen Kopf. Es war Harald Nielſen, der rief: „Die Flagge iſt gekommen. Hier iſt ſie." Harald Nielſen ſchwang ein Paket in ſeiner Hand. „Komm mit nach Hauſe," ſagte er, „wir wollen ſie aufhängen." „Ja, gleich," ſagte Joan, Harald aber lief weiter und, indem er ſein weißes Paket

schwang, rief er allen, die er kannte — und Harald Nielsen kannte Hunderte — zu: „Ich habe meine Flagge bekommen — ich habe meine Flagge bekommen." „Oui, oui, le drapeau de la Norvège." Einige Studenten, die vorbeigingen, hörten es.

Sie riefen und lachten: „Hei, hei, zeig sie uns." Und einige andere lachten: „Ja, ja, zeig sie uns." „Gern, gern", rief Harald. Die Waschmädchen kamen herbeigelaufen und einige Studenten, viele Studenten. „Wir wollen sie sehen," riefen sie. „Gern," rief Harald, „gern" — er hatte die Flagge aus dem Papier gerissen und sprang auf eine Bank hinauf. Er hielt die Flagge in seinen hocherhobenen Armen und schwang sie über den Köpfen der anderen in der Sonne. „Das ist die norwegische Flagge," rief er und warf den Kopf in den Nacken, der so blond wie eine Ähre war, „das ist die norwegische Flagge." Studenten und Damen und Mädchen lachten und riefen: „Es lebe die norwegische Flagge — — Vive la Norvège." „Ja, sie lebe, sie lebe," rief Harald aus vollem Halse, bis vier junge Leute ihn von der Bank rissen und auf ihre Schultern hoben und ihn unter die Kastanien trugen, während sie sangen und die ganze Schar lachte. „Vive le drapeau de la Norvège." Harald aber sprang herab und lief mit seiner Flagge davon. Joan hatte sich erhoben und starrte das entfaltete Banner an. Dann beugte er sein Haupt und ging — geradeswegs gegen einige Menschen an. „Sie sind wohl blind?" sagte der eine.

Joan aber hörte es nicht und ging nur weiter. Er bog in Wege ein, wo niemand war — wo nur einige Arbeiter auf den Bänken den blauen Rauch ihrer Zigaretten in die blaue Luft bliesen. Auf den hellgrünen Rasen hatten die Gärtner ihre Arbeit verlassen und nur einige Palmen warteten noch in ihren großen, weißen Kübeln darauf, daß man sie der Frühjahrserde übergeben würde. Nur ein vereinzelter Gärtner ging noch musternd um eine Palmengruppe herum, während er, bald vor- und bald zurücktretend, das Licht und den Schatten der Bäume beurteilte. Er grüßte Joan. Joan liebte die Bäume. Sie standen so still. Sie nahmen Sonne und nahmen Regen in Empfang und waren so still. Joan unterhielt sich mit ihrem Gärtner und kannte sie alle. „Wie hübsch ist es hier," sagte Joan. „Ja," sagte der junge Mann, „hübsch ist es hier, aber die Parks in London sind doch viel schöner. Ja, man hätte besser daran getan, in England zu bleiben. Dort verdiente ich das Doppelte in der Woche . . ." „Weshalb sind Sie denn nicht in England geblieben?" Der junge Gärtner sann einen Augenblick nach. „Ich weiß nicht, wie es sein kann," sagte er und plötzlich lächelte er in die helle Luft: „aber ein Franzose fühlt sich doch nur in Frankreich wohl."

Sie schwiegen eine Weile. Dann sagte Joan: „Sollen diese Palmen jetzt eingepflanzt werden?" „Das sollen sie. Hübsch sind sie ja, und trotzdem, was sind das für Bäume . . . Nein, in Algier, da gibts Palmen." „Sind Sie auch in Algier gewesen?" sagte Joan. „Ja, freilich," — und der junge Mann

erzählte redſelig, ſtolz wie alle Franzoſen, die ein fremdes Land geſehen haben —, „ich bin dort acht Monate geweſen.“ „Das iſt eine lange Zeit.“ „Aber,“ fuhr der Gärtner fort, „man ſollte Bäume nie aus ihrer heimatlichen Erde verpflanzen. Alles müßte bleiben, wo es einmal hingehört.“ „Das iſt wahr,“ ſagte Joan, während der junge Mann, durch etwas in Joans Stimme aufmerkſam gemacht, ihn plötzlich anſah: „Was für Bäume wachſen in Ihrem Vaterland?“ „Mein Land,“ ſagte Joan, „mein Land iſt ſo weit von hier entfernt.“ Und der Gärtner grüßte ihn wieder. „Bon jour, monsieur,“ ſagte er. Joan ging durch die Gittertür hinaus und über die Straße in das Haus der Koſtſchule. Die Klaſſenzimmer waren leer und die Steintreppen froren noch nach der langen Kälte des Winters.

Die Tür zum Sprechzimmer ſtand offen und Joan ſah Joſeph Aponyi vor einer Dame ſitzen, deren graue Schleppe auf dem Fußboden lag. Harald Nielſen ſtand auf dem nächſten Treppenabſatz. „Wo bleibſt du denn?“ ſagte er. „Wir wollen die Flagge aufhängen. Sie ſoll über meinem Bett hängen.“ „Das darf ſie nicht,“ ſagte Joan. „Weshalb nicht?“ Joan lief an den Zimmern der Schüler vorbei: „Herr Dupierre erlaubt es nicht.“ „Ach was,“ ſagte Harald, „ſie ſoll da hängen.“ Er riß eine Tür auf. „Holſtein, Holſtein,“ rief er, „wir hängen die Flagge auf.“ „Was für 'ne Flagge?“ ſagte Holſtein, der in der Tür erſchien. Er hatte ſo eigenartige Körperbewegungen, als ob er ſich reckte. „Die norwegiſche.“ „Iſt ſie rein?“ „Halt den Mund.“ Harald war drinnen im Schlafſaal auf ſein Bett geſprungen. „Hier ſoll ſie hängen,“ ſagte er und hielt das Flaggentuch mit beiden Armen gegen die weiße Wand. „Du haſt ja keine Nägel,“ neckte Holſtein, der ſeinen Körper auf einem Bettpfoſten balancierte, wie auf der Spitze eines Pfahles. Joan aber hatte Nägel geholt. „Hier ſind welche,“ ſagte er und ſprach ganz leiſe. „Danke.“ „Hilf mir,“ ſagte Harald, der auf die Nägel loshämmerte, „halt die Flagge.“ Joan ſprang aufs Bett. Er hielt die Flagge ſo feſt wie mit einer Klaue. „Ganz hübſche Flagge,“ ſagte Holſtein vom Bettpfoſten aus, auf dem er ſich wiegte. „Es iſt die ſchönſte Flagge der Welt,“ ſagte Harald und hämmerte. „So, nun hängt ſie.“ Harald ſprang herab und betrachtete das ausgeſpannte Tuch: „Alle unſere Dichter haben die Flagge über ihrem Bett hängen.“ „Eure Dichter,“ ſagte Holſtein und ſchwang ſich mit einem Satz vom Pfoſten ins Bett, wo er mit einem Plumps niederfiel und auf dem Rücken liegen blieb, „eure Dichter ſind mir zu verwickelt.“ „Die norwegiſchen Dichter ſind die größten in der Welt,“ ſagte Harald und ſchlug mit den Hacken gegen das Bett, auf dem er ſaß. „Hm,“ ſagte Holſtein, der lang ausgeſtreckt lag, „wir Dänen prahlen nicht ſo laut, nicht Joan . . .“

Hitzig, vielleicht von der unbewußten Eiferſucht ergriffen, die ſie alle in ihrem Verhältnis zu Joan fühlten, rief Harald: „Joan iſt kein Däne.“ „Seine Mutter war doch däniſch,“ antwortete Holſtein. „Man hat kein halbes Vaterland,“ ſagte Harald und ſtreckte ſich ebenſo wie Holſtein aufs Bett.

Joan hatte nichts gesagt und sich nicht gerührt. Wie er dort auf dem Fußende von Haralds Bett saß, fiel der Schein des fremden Flaggentuches wie eine dunkle Röte über sein Gesicht. Dann sagte er, als habe er nicht gehört, was zuletzt gesprochen wurde: „Aber weshalb leben sie nicht in Ihrem Vaterland?" „Wer?" sagte Harald. „Die Dichter." Harald spitzte den Mund, wie er immer tat, wenn er von seinem Vater, dem großen Maler, sprach: „Vater sagt, daß man nur höchste Kunst schaffen kann, wenn man sich sehnt. Darum wohnen alle, die etwas bedeuten, im Ausland."

Joan stemmte seine gefalteten Hände gegen sein Knie, und Holstein, der plötzlich seinen Kopf wandte (wenn er wach war, drehte er seinen Kopf bald nach rechts und bald nach links, als gelte es hundert Dinge in einer Minute zu sehen) sagte: „Joans Hände sind so hübsch." Harald neckte: „Ich möchte wissen, was du an Joan nicht hübsch findest." „Unsinn," sagte Holstein. Harald aber sagte langsamer: „Übrigens sagt Vater auch, daß Joan merkwürdige Hände hat. Er sagt, daß er sie bisweilen so plötzlich zusammenpreßt, als wenn ihm irgendwo was weh täte." Holstein drehte hastig den Kopf: „Das ist wahr," und seinen Kopf wieder wendend und seine eigenen Tatzen, die weiß, aber allzugroß waren, in die Höhe reckend, sagte er: „Wir vom dänischen Landadel haben alle Bauernhände."

Er schwieg eine Weile und plötzlich zu den Dichtern zurückkehrend — die Gedanken sprangen in seinem Gehirn immer wie Grashüpfer hin und her — sagte er: „Wenn sie dort nicht wohnen, ist der Hauptgrund wohl der, daß Christiania ein gräßliches Loch ist." „So — du bist ja noch nie dagewesen . . ." „Nee, Gott sei dank nicht." Joan sagte und sah vor sich hin: „Im Winter soll ja das ganze Land weiß sein." Holstein wippte seine strammen und geraden Beine. Dann sagte er: „Na, jeder hält sein Vaterland wohl am höchsten." „Das ist wahr," sagte Harald in einem Ton, als schlösse er Frieden. Sie schwiegen alle drei. Harald und Erich starrten zur Decke hinauf. Der Schein der großen Bäume von der Avenue füllte das Zimmer mit einer grünlichen Dämmerung, durch die nur die Farben der Flagge leuchteten, und die die Gesichter ganz bleich machte. Harald sagte und sprach halblaut: „Nirgends in der Welt gibts so viel Flaggen wie in Bergen — am siebzehnten Mai."

Erichs Augen erschienen größer und veilchenblau in dem bleichen, nach aufwärts gewandten Gesicht, als er sagte: „Hübsch ists auch daheim im Sommer, wenn wir mit der Yacht unterwegs sind und der Matrose die Flagge beim Sonnenuntergang deppt und wir die Mützen abnehmen . . dann ists so still, während die Flagge gesenkt wird . . . zu hübsch." Erich schwieg und es wurde wieder still, während Joan sein Haupt senkte.

Eine gellende Glocke ertönte durchs Haus und mit einem Satz sprang Harald aus dem Bett. „Wir haben Strafstunde in Deutsch," sagte er. „Wann?"

fragte Holſtein, der noch auf dem Bett lag. „Dreiviertel auf acht — mit Stilübungen," ſagte Harald, der ſchon an der Tür war. Dort aber wandte er ſich um. „Ja, da hängt ſie fein," ſagte er und winkte ſeiner Flagge zu, bevor er ging. „Haſt du Muſikſtunde?" fragte Holſtein, der ſeine Beine ſchüttelte. „Erſt morgen," antwortete Joan. Holſtein ſtand da, beide Hände in den Hoſentaſchen: „Wenn wir alle über unſeren Betten flaggen würden, jeder mit ſeinem Lappen, würd' es ein buntes Zelt geben." „Revoir," ſagte er. Und er ging. Joan ſtand mitten in dem leeren Zimmer. Und plötzlich hob er beide Arme zu dem ſchweigenden Raum empor — bis ſie wie mit einem Schlage wieder an ſeinem Körper herabfielen.

Er ging auf den Korridor hinaus. Prinz Chiras Tür ſtand offen. Den Nacken gegen die Mauer geſtützt ſaß der junge Inder und ſtarrte mit regungsloſen Augen auf die grünen Bäume. „Chira," ſagte Joan, „es hat geläutet." Der Inder wandte ſeinen Kopf, in dem ſich kein Zug veränderte. „Es hat geläutet, Chira," ſagte Joan wieder und er umfaßte die Hände des Inders, die immer kalt waren. Und als ob ſeine Traurigkeit plötzlich bei der Berührung dieſer anderen frierenden Hand überfließen wollte, beugte Joan ſich einen Augenblick gegen die Schulter des Aſiaten. „Ich danke dir," ſagte Chira und richtete ſeine dunklen Augen auf Joan.

Joan ſtieg die Treppe zu den Klaſſen hinab. Im Veſtibül ſtand die junge Dame, die Joſeph Aponyi beſucht hatte. Sie wandte ſich an Joan und ſagte auf franzöſiſch: „Jetzt fängt der Unterricht wohl an?" Und Joan, der an ihrer Ausſprache hörte, daß ſie eine Magyarin ſei, antwortete auf ungariſch: „Ja, gnädige Frau, die Stunde fängt gleich an." Die junge Dame lächelte: „Sie ſind Ungar?" „Ja, gnädige Frau." Haſtig ſagte ſie und machte einige Schritte auf ihn zu: „Aus welcher Gegend in Ungarn?" Joan antwortete und die Worte überſtürzten ſich: „Aus dem ſüdlichen Teil Ungarns." Joſeph Aponyi, der den Wagen ſeiner Kouſine geholt hatte, erſchien in der Tür und Joan verbeugte ſich zum Abſchied. „Adieu, gnädige Frau." Und war einige Schritte gegangen, nur fünf oder ſechs, als er Joſeph Aponyi laut ſagen hörte: „Hat er dich angeredet?" „Ich habe den jungen Mann nach etwas gefragt . . . er iſt Ungar." Joſeph aber ſagte und noch lauter — und Joan griff mit beiden Händen vor ſich durch die Luft —: „Der iſt kein Ungar. Das iſt ein Ujhazy von der Inſel der Verbannten."

Sie hatten die Tür erreicht und ihre Stimmen ſtarben hin. Joan ſtützte ſich mit den geſpreizten Handflächen gegen die kalte Steinwand wie einer, dem es ſchwindelt und der im Begriff iſt, zu fallen, und das Herz klopfte ihm in der Bruſt wie ein kalter und ſchwerer Stein, um dann wieder ſtillzuſtehen, als ſolle es für ewig ſtillſtehen. — Kein Ungar — ein Ujhazy von der Inſel der Verbannten, Joans Augen wurden dunkler wie unter einer Glut von Schmerzen; ſo tot

wurden ſie, wie die Augen eines Blinden, wie ein Bündel von Sehnen, ein totes Sehnenbündel — während er ſich noch einmal, noch einmal des erſten Tages erinnerte, als Aponyi in die Koſtſchule kam und Herr Dupierre in ſeinem ſchwarzen Rock zu ihm ſagte und vor Joan ſtehen blieb: „Hier haben wir einen Landsmann von Ihnen, Graf Aponyi — das iſt Joan Ujhazy.“ Und Joſeph Aponyi, der wußte, wer er war und daß er hier ſei, öffnete kaum ſeine breiten Lippen, als er antwortete: „Ujhazy, Sie irren ſich, mein Herr, er iſt weder ein Magyar noch mein Landsmann.“

Jetzt erklangen Schritte. Es war Joſeph Aponyi, der zurückkam. Und in einer Sekunde war Joan auf ihn losgeſtürzt und ſchlug ihn mit ſeinen Händen, die wie Kugeln geballt waren, ins Geſicht, auf Hals und Nacken, wieder ins Geſicht — in einer unbändigen Wut: „Schuft, Schuft, Schuft,“ ſchrie er und ſchlug weiter — bis er ihn losließ und in die Klaſſe ging. Und Joſeph Aponyi hatte nicht einmal daran gedacht, ſich zu wehren. „Sie kommen zu ſpät,“ ſagte der Lehrer, als Joan in die Klaſſe kam. „Ja,“ antwortete Joan und ſetzte ſich auf ſeinen Platz. „Wo iſt Aponyi?“ fragte der Lehrer. „Er hat Beſuch,“ ſagte Harald. Der Lehrer ſagte übers Buch gebeugt: „Dieſe Schule ſcheint nicht dazu da zu ſein, daß die Schüler etwas lernen.“ „Nein,“ murmelte Holſtein, „ſie iſt dazu da, daß Herr Dupierre etwas verdient.“ Joſeph Aponyi kam nicht.

„Warum ſpielſt du nicht?“ ſagte Holſtein, als die Unterrichtsſtunden vorbei waren und er ins Muſikzimmer kam. Joan, der am Fenſter ſtand, wendete ſich nicht um. „Phantaſier etwas,“ fuhr Holſtein fort und ſetzte ſich an den Flügel.

Joan hatte ſeine Violine genommen. Er wußte nicht, daß es Hanas Lieder waren, die er ſpielte, während Holſtein ihn mit Akkorden begleitete. „Wo iſt eigentlich Aponyi?“ fragte Holſtein, während er weiterſpielte. „Ich weiß es nicht.“ „Er iſt bei Herrn Dupierre geweſen und iſt dann fortgegangen,“ ſagte Holſtein und fuhr fort zu ſpielen. Joan antwortete nicht. Die Melodie hatte gewechſelt. Jetzt war es eines von den Liedern der Mutter, das ſtill von weit her zu kommen ſchien. „Ja, ſpiel das,“ ſagte Holſtein, und ohne zu wiſſen, weshalb ſeine Gedanken bei Joſeph Aponyi blieben, fuhr er fort: „Aponyi iſt ein Wichtigtuer.“ Zum dritten Male hörte Joan Aponyis Namen und empfand es wie einen Nadelſtich unter ſeinen Nägeln. Er wußte nicht, daß er immer wieder dasſelbe Lied ſpielte, nur wilder, mit heftigeren Griffen, als wolle die Melodie ihre eigenen Ufer ſprengen — unter einem Druck von Schmerzen oder einem Strudel von Trotz.

Holſtein hob ſeinen Blick. Muſik und Frauen entzündeten in der Tiefe ſeiner Augen faſt denſelben Funken von Wahnſinn. Joan fuhr fort die Lieder ſeiner Mutter zu ſpielen. Es war, als werfe er ſie von ſich, wie ein Schiffer Ballaſt von Bord ſeines Schiffes wirft. Holſtein begleitete ihn, wobei die Töne leiſe Zuckungen über ſein Antlitz jagten, und er ſagte mit ſeiner Stimme, die ſtets

ſo ſeltſam belegt klang, entweder aus Trägheit oder aus unterdrückter Erregung: „Du ſpielſt däniſch, aber du ſpielſt es wie ein Zigeuner.“ Joan hielt plötzlich mit einem ſo grellen Ton inne, daß er die Saiten zu ſprengen ſchien. „Findeſt du?“ ſagte er und wandte ſich ab. Holſtein aber, der fortfuhr Akkorde anzuſchlagen, ſagte, indem ſeine Gedanken zu Haralds Flagge und dem Schlafſaal zurückkehrten: „Die Norweger machen immer ſo viel Aufhebens wegen dieſes Norwegens.“ Joan ſchwieg und Holſtein ſagte: „Du könnteſt eigentlich Heimatsrecht in Dänemark erwerben.“ „Heimatsrecht?“ „Ja,“ ſagte Holſtein, der noch immer ſpielte, „das kann man löſen. Und Dänemark iſt doch faſt dein Vaterland.“ Joan, der Holſtein noch immer den Rücken zukehrte, bog ſeinen Bogen plötzlich wie eine Rute. „Aber deinen Grafentitel wirſt du kaum anerkannt bekommen, weil die Grafſchaft ungariſch iſt.“

Holſtein verſtummte, bis er plötzlich ſeine großen Hände auf die Taſten fallen ließ: „Du, vom Vaterland ſpricht man. Aber unſere wunde Stelle ſitzt wo anders.“ „Wo gehſt du hin?“ ſagte er, und die Worte blieben ihm faſt im Hals ſtecken, als er Joans Geſicht ſah. „Hinaus,“ antwortete Joan und ging. Harald lief auf dem Korridor an ihm vorbei: „Wo in aller Welt iſt Aponyi?“ rief er und lief weiter.

Joan ging durchs Veſtibül und über die Straße in den Garten des Luxembourg. Es war öde auf den Wegen und Frankreichs Steinköniginnen waren allein. Joan ging unter den Kaſtanien zu Marie von Medicis Fontäne. Als er ſeinen Blick hob, ſah er Chira auf der Steinkante ſitzen. Sein Hut lag vor ihm auf der Erde. Der Inder beugte ſein junges Haupt zu ſeinem gewohnten langſamen Gruß, langſam als grüße er einen Untertan. Und in der grünen Dämmerung die über den Waſſern der Fontäne lag, ſaßen ſie ſchweigend beieinander.

„Chira, warum ſitzt du immer hier?“ fragte Joan und er ſprach leiſe. Der Inder antwortete nicht gleich. Dann ſagte er: „Hier iſt es dunkel und der Ort iſt alt. So iſt es in unſeren Wäldern.“ Er ſchwieg wieder, während ſie der rinnenden Fontäne zuhörten. „Chira,“ ſagte Joan, „warum biſt du ſo weit gereiſt, wenn du dich ſo ſehr ſehnſt?“ Der Inder wandte ſeinen Kopf: „Weil ich mußte.“ „Mußte?“ „Ja.“ Sie ſchwiegen wieder, bis Joan ſich auf der Steinbank vorbeugte: „Chira, warum ſprichſt du dich nie aus? Du verzehrſt dich und verbrennſt, weil du dich nie ausſprichſt.“ Der Inder antwortete ihm nicht und ſtarrte nur auf das ſchäumende Waſſer. „Vertrau dich mir nur an,“ flüſterte Joan, „ich bin heimatloſer als du.“ Die Augen des Inders richteten ſich auf ihn, haſtiger: „Ja,“ ſagte er, „weshalb biſt du ein Gelber zwiſchen Weißen?“ Joan hatte ſeine Augen aufgeriſſen und ſie plötzlich wieder halb geſchloſſen. „Ja,“ ſagte er, „das bin ich. Ein Gelber zwiſchen Weißen.“ Der junge Fürſt betrachtete Joan, während er ſagte: „Weshalb ich mußte? . . . Wir gehen nicht aus eigener Wahl. Die Brüderſchaft ſendet uns. Es gibt keinen

Fleck und keinen Winkel auf asiatischem Boden, von wo wir nicht kommen. Die Brüderschaft schickt uns und wir gehorchen." Joan schüttelte seinen Kopf und sagte: „Ich verstehe dich nicht."

Plötzlich lachte der Inder — kurz, wie Europa ihn zu lachen gelehrt hatte: „Nein," sagte er, „ihr versteht nicht." „Aber," sagte er und seine Nasenflügel weiteten sich und bebten, „der Tag wird kommen, an dem ihr verstanden habt und wo es zu spät sein wird." „Die Brüderschaft?" sagte Joan, „was meinst du damit und wo ist sie zu finden?" „In unserem Vaterland," sagte der Inder. Der Fürst hob sein Antlitz und es schien wie aus Bronze auf eine uralte Münze geprägt: „Indien," sagte er, „ist nur meine Heimat. Mein Vaterland ist Asien." „Asien?"

Der Inder hörte ihn nicht. Während er auf den glitzernden Strom der Fontäne starrte, sprach er langsam und seine Lippen wölbten sich um die weißen Zähne: „Wir waren alt. Nur der Gott ist älter. Gleichgültig, wie die Alten sind, sahen wir den weißen Ameisen zu und rührten uns nicht. Zehn Jahrtausende sind lang und unser Tag war noch nicht gekommen. Die Weißen nahmen unsere Felder und auf der Schwelle der Tempel verhöhnten sie Asiens geduldigen Gott, und unsere Schultern beugten sie unter dem Eisenjoch. Wir aber rührten uns nicht. Und sie jagten die Löwen in unseren Wäldern und rotteten die Elefanten mit Schlingen aus, und das Blut derselben mahnte uns nicht, obgleich sie uns heilig waren. Bis der Tag kam." „Der Tag?"

Der Inder sprach schneller, seltsam gurgelnd, als ob er unterdrückte und stöhnende Drohungen ausspräche: „Und ihr habt keine Augen zu sehen und keine Ohren zu hören. Die Zedern aber reden und die Brüderschaft ist um ihre Stämme versammelt und Millionen ballen ihre emporgereckten Hände und heben die schwörenden Arme. Weshalb ich mußte? Die Brüderschaft schickt uns, damit wir euch bestehlen können. Ihr stahlt unsere Reiche mit blutigen Händen und die Felder stahlt ihr und den Erdboden. Und die Flüsse, die wir liebten, mußten unter euren eitlen Lasten stöhnen. Jetzt stehlen wir euer triefendes Handwerk und euer geschliffenes Glas setzen wir vor unsere Augen, damit ihr den Blick der Schiefäugigen, der über euch ist, nicht sehen könnt. Weshalb ich mußte? Wir sind Tausende und wir sind Zehntausende und wir sind Asiens Lehrlinge. Die Weißen stahlen alles, nur den Gott ließen sie in seinen Tempeln. Denn er war zu alt. Jetzt ist Asien der Dieb, der an der Arbeit ist. Und die Weißen lassen die Sonne in Eitelkeit aufgehen und sehen nicht die Zeichen, die an den Mauern geschrieben stehen."

Joan war bleich geworden: „Chira," sagte er, „was will denn dein Asien?" Der Inder schüttelte seinen Kopf, so daß sein dunkles Haar sich wie eine Krone von Eisen über seine Stirn legte: „Euer Gott hat es gesehen. In euren heiligen Schriften habe ich gelesen, daß er es gewußt hat. Jammer und Elend ver-

kündete er von den Bergen und die Zeiten, wo die Sonne verlöschen solle. Die Augen eures Gottes aber wurden blind von Tränen und doch kannte er die Schrecken des Tages nicht bis zur Neige. Denn die Flüsse werden von Blut schäumen und Leichen werden auf euren Meeren schwimmen und euer geschwätziger Gott wird seinen lebenden Mund vor Entsetzen schließen. Die weißen Füße werden auf der frierenden Erde erstarren und eure Öfen werden wir wie kleine Lichter verlöschen und eure Taten werden brennen wie Spanholz in einem Scheiterhaufen." Der Inder schwieg. Ein leichter Schaum stand ihm vor den Zähnen: „Euer Gott wußte es. Ihr aber hörtet ihn nicht. Jetzt aber werden die Raben über eure Felder kommen und eure Mauern sollen nicht stehen, sondern Schutthaufen sein."

Fürst Chira schwieg und Joan wagte nicht zu sprechen. Schließlich aber sagte er: „Weißt du denn, daß ihr siegen werdet?" Der Inder sagte: „Männer siegen. Sind die Weißen Männer? Ihr habt Weiber in euern Adern, damit sie euch das Blut ausbrennen." „Und ihr?" sagte Joan. Prinz Chira antwortete: „Wir haben viele Frauen, um nicht von einer zugrunde gerichtet zu werden. Euer Herz sitzt zu tief in eurem Körper. Deshalb werden wir siegen." Joan fragte, aber nicht gleich: „Glaubst du, daß du es erleben wirst?" „Das Vaterland wird es erleben," antwortete Chira. „Asien," sagte Joan. „Ja." Joan war zumute, als sei ihm schwindlig und als habe alles Blut sein Gehirn verlassen: „An das denkst du, Chira?" sagte er. „Ja, daran denken wir." Joan hatte sich erhoben. „An was aber denkst du?" fragte Chira und richtete seine Augen auf den Weißen. Joan wurde durch die plötzliche Frage verwirrt und fast ohne zu wissen, was er antwortete, sagte er: „Ich? An kleine Dinge."

Der junge Inder lächelte mit einem Lächeln, das Joan nicht sah. Joan aber sagte und fand in der neuen Frage gleichsam eine Stütze in seiner Verwirrung: „Wenn ihr aber gesiegt habt — was dann?" Der Inder sah zu dem grünen Laubdach hinauf: „Dann wird es still werden," sagte er, „und der Gott wird Frieden haben in seinen Tempeln. Ihr störtet uns in unseren Gedanken. Dann werdet ihr uns nicht mehr stören." Joan aber sagte: „Aber dann — was wird dann geschehen?" Chira lächelte: „Du bist doch ein echter Weißer, Joan. Es wird nichts geschehen. Das Kurzweilige ist tot." „Gehst du nach Hause?" fragte er, als Joan sich zum Gehen wandte. „Ja," sagte Joan und er ging davon, während der Inder sein Haupt beugte wie vorher. Plötzlich aber rief Chira: „Joan, Joan." „Was willst du?"

Der Inder war aufgestanden und hatte Joan Ujhazys Hände ergriffen: „Ich habe gesprochen. Weshalb willst du nicht auch sprechen? Der Asiate würde dich vielleicht verstehen." Joan schloß seine Augenlider über zwei Tränen und machte sich von den zarten und gelben Händen des Inders frei: „Nein," sagte er, „auch du nicht." Und er ging davon.

Als Joan nach Hause und in den Speisesaal kam, saßen die Kostgänger bereits beim Mittagessen. Joan setzte sich auf seinen Platz neben Erich Holstein. Erich bewegte seinen Kopf bald nach rechts und bald nach links. „Wo ist Aponyi?" sagte er und sah zu Josephs leerem Kouvert hinüber, während er seinen Kopf unablässig bewegte, als sei er von einer Bremse gestochen. „Und Chira, wo ist Chira?" sagte er. „Prinz Chira kommt," antwortete Joan, und er wußte selbst nicht, daß er „Prinz" vor den Namen des Kameraden setzte. „Diese Asiaten kommen immer zu spät," sagte Erich und streckte seine Beine von sich. Joan lachte plötzlich auf. „Zum Donnerwetter, worüber lachst du?" platzte Holstein heraus. „Über dich," sagte Joan und wurde mit einem Schlage ernst. „So-o? Kannst du mir vielleicht sagen, woran Chira denkt, wenn er so vor sich hin glotzt?" „Er denkt vielleicht an die Zukunft," sagte Joan und während er es sagte, wurde er bleich wie jemand, den es friert — ebenso wie vorhin am Bassin. „Das tut wohl jeder von uns," sagte Erich. „Wie denkst du dir die Zukunft?" sagte Joan. Erich Holstein dachte einen Augenblick nach: „Ich denke oft, wer wohl meine Frau werden wird." Joan lachte wieder und sagte: „Wie ‚weiß' du bist." „Ich bin ein Däne," sagte Holstein und aß weiter. „Da ist Chira," sagte Holstein, als der Inder hereinkam. „Wo ist aber Aponyi?" sagte er wieder und blickte zu Josephs Platz hinüber, wo Aponyis böhmisches Tischglas mit den eingelegten Granaten prangte: „Was fürn schönes Glas," spottete er. Sie aßen schließlich die Torte und die Früchte, ohne daß Aponyi erschienen war.

Als sie zur Strafstunde in die Klasse kamen, stand er bereits dort. Er hatte einen Smoking an und war so eingeschnürt in seine schwarze Samtweste, wie ein Budapester Reiterleutnant in seine Uniform. Sein Kinn war geschwollen. „Hast du dich gestoßen?" sagte Holstein, während sie sich setzten. Joseph Aponyi antwortete nicht. Der Lehrer kam herein, ein Reserveleutnant aus den Rheinprovinzen, lang und blond, der erst seit kurzem an der Schule angestellt war und der zur Klasse sprach, als kommandiere er eine Abteilung. Die jungen Herren antworteten mit der äußersten Spitze ihrer Lippen. „Sprechen Sie lauter, mein Herr." Die jungen Herren sprachen noch undeutlicher. „Graf Holstein hat sich nicht gebessert." „Nee, da hat er Recht," sagte Holstein auf dänisch. Der Lehrer sprang mit seinen Fragen von einem zum anderen. Sie antworteten alle verkehrt, mit den gleichen unbeweglichen Gesichtern. „Sie wollen also noch eine Strafstunde haben," schrie der Reserveleutnant über die Abteilung hin. „Noch sechs," sagte Baron Albutieri sehr laut, mitten in der Klasse.

Und alle lachten. Die Augen des Lehrers wurden blaß: „Ruhe," donnerte er. Es wurde „Konversation" im Deutschen vorgenommen. Er richtete seine Fragen an Joan: „He," sagte er, „erzählen Sie uns etwas . . ."

Joseph Aponyi erhob sich und trat vor. Die Hände in den Taschen starrte er Joan gerade ins Gesicht. „Von . . . von den Bevölkerungsverhältnissen in

Ihrem Vaterland? Die Dichtigkeit zum Beiſpiel?" Der Inder hatte ſeinen Blick gehoben und ſah von Aponyi zu Joan. Joan hatte die Lippen geöffnet, um zu antworten. Aponyi aber lachte wieder, nur fünf Schritte von ihm entfernt. Und ſtammelnd und in ſeinem unterdrückten Zorn fehlgreifend ſagte Joan: „Ich habe die Kenntniſſe nicht . . ." Und wieder hörte er Aponyi lachen — er ſah ihn nicht, denn gelbe Kugeln flimmerten ihm vor den Augen. „Kenntniſſe," rief der Leutnant: „kennen Sie Ihre eigene Mutterſprache nicht einmal?" Wieder lachte Aponyi und plötzlich ſagte er, ſo blitzſchnell als führe er eine Klinge: „Mutterſprache? Deutſch iſt auch nicht ſeine Mutterſprache." Und indem er plötzlich beide Hände aus der Taſche riß und ſie wie die Magnaten bei ihrem Eljen hob, ſagte er: „Ein Ujhazy hat keine Mutterſprache." „Scheint ſo," ſagte der Leutnant. Joan verſtand nicht. „Graf Aponyi," ſagte der Lehrer, „übernehmen Sie das Thema."

Und Joan hörte Aponyi ſprechen, und geweckt, verſtehend, begreifend, ſah er in einer Sekunde — treffend und deutlich, einander überſtürzend, flimmernd, als ſeien es Bilder, die auf einer Decke vorüberglitten und durcheinandergeworfen wurden — ſah er ſein ganzes Leben vor ſich: Mutter und Ane, die in der Dämmerung beiſammen ſaßen. Was ſagt er, was ſagt er, fragte Ane und verſtand ihn nicht. Und Hana, im weißen Haar, mit rinnenden Augen, nahm ſeinen Kopf in ihre Hände und ſagte: Ich verſteh nicht — wenn er auf ſerbiſch zu ihr ſprechen wollte. Und Mademoiſelle rief ihm über die Schulter zu: Drück dich deutlich aus. Und Herr Chriſtopulos hob ſeine Augen vom Buch: Iſt das ungariſch, was du ſprichſt? Sprich engliſch, damit ich dich verſtehen kann. Wie hatte Marinka über ihn gelacht. Nein, wie er Ruthenisch radebrecht, hatte ſie geſagt. Die Rumänen lachten, wenn Joan ihnen etwas auf rumäniſch erklären wollte. Und Joſeph lachte, ſo daß er ſich die Seiten hielt. Soll das ungariſch ſein? ſagte er. In den Läden lachten ſie und alle in Orſowa, wenn er ſerbiſch ſprach . . . wie eine Kette lachten ſie, alle, alle, Geſicht neben Geſicht, Mund an Mund, Zähne neben Zähnen. . . . Denn er hatte nicht ihre Sprache. Alle lachten ſie, die Köche, Joſeph und Marinka, Serben und Rumänier und Ruthener und der Dorfſchulze mit ſeinem Hut. Und Ane und Mutter. — Denn er kannte ihre Sprache nicht. — Er hatte keine Sprache.

Er wußte ſelbſt nicht, daß er noch ſtand. Er hatte nicht gehört, daß dreimal geſagt worden war: „Profeſſor Dupierre wünſcht Graf Ujhazy nach der Stunde zu ſprechen." Als es aber zum vierten Male geſagt wurde, ging er auf die Tür zu, und der Lehrer rief: „Nach der Stunde! Sind Sie taub geworden?" Und er kehrte zurück, und es war nicht mehr Bewußtſein in ihm als in einem Froſch, der noch ſpringt, nachdem man ihm ſeinen Kopf abgehauen hat. — Keine Sprache. — Er hatte keine Mutterſprache.

Plötzlich faltete er ſeine Hände und wußte es ſelbſt nicht. Und er wußte

nicht, daß er einen Gott suchte und suchte . . . einen Gott — den Gott, den er vergessen hatte. . . .

Plötzlich sah er die Kirche daheim vor sich und sich selbst. Damals. Damals, als man ihm sein Vaterland genommen hatte. Er hatte gebetet und gebetet und wieder gebetet — ja, in allen Sprachen, die er kannte. . . . Und Gott hatte ihn nicht erhört, weil er verflucht war. Verflucht, daß er kein Vaterland hatte. Gott hatte ihm wohl auch seine Sprache genommen, damit keine Bitten ihn erreichen konnten. Er hatte auch keine Muttersprache. . . .

Erich hatte ihn schon zweimal angestoßen: „Du sollst ja zum Alten kommen," sagte er, „wie sitzt du denn da?" „Ja," sagte Joan und wußte gar nicht, um was es sich handelte. Dann entsann er sich und ging zu Herrn Dupierre. Herr Dupierre saß in seinem Arbeitszimmer, mit den grünen Schirmen über den elektrischen Flammen. Er zeigte auf einen Stuhl auf der anderen Seite des Schreibtisches und sagte, während er seine Hände betrachtete, die er vor seiner Brust gespreizt hielt: „Graf Ujhazy, ich habe Sie rufen lassen müssen," und er fügte hinzu, wobei sein Blick Joan suchte: „Sie —" worauf er plötzlich innehielt: „Sie werden mich verstehen."

Joan verstand nicht. Herr Dupierre rückte unruhig auf seinem Stuhl und veränderte seine Beinstellung. (Diese Geschichte war unangenehm, sehr . . . höchst unangenehm . . . aber man mußte zur Sache kommen . . . höchst, außerordentlich peinlich). Er sagte: „Es ist ein Auftritt vorgefallen — ein sehr unangenehmer Auftritt." Und er schwieg wieder, ohne daß Joan antwortete. Plötzlich aber erbittert (— weil er fühlte, daß er in die Enge getrieben war) sagte er heftig und sehr laut: „Sie werden begreifen, daß ich Gewalttätigkeiten in meinem Institut nicht dulden kann."

Joan antwortete und rührte sich nicht: „Ich kann die Schule sofort verlassen." Herr Dupierre fuhr beinah in die Höhe — entweder aus Verlegenheit oder aus Freude — und er sagte: „Lieber, junger Mann . . . Sie müssen ja begreifen, daß . . ." Aber unter einem hastigen Andrang von Berechnungen (das Geschlecht der Aponyis war eine der Stützen des Instituts, einem Aponyi hatte Herr Dupierre seinen ungarischen Orden zu verdanken) sagte er: „Wo wollen Sie denn hin?" Joan antwortete wie vorhin: „Professor Legat hat Kostgänger."

Er erhob sich — es war etwas über ihm, als sei er ein Zinnsoldat, der sich bewegen wolle: „Ich gehe noch heute abend." Auch Herr Dupierre hatte sich erhoben. Er war ganz verwirrt: „Aber, mein lieber, junger Freund . . . man muß doch . . . Ihr Herr Vater . . ." Und gleichzeitig dachte er bei sich, daß er Comte d'Aponyi père schreiben wolle: „Eure Exzellenz werden begreifen, daß ich unverzüglich die Entfernung des jungen Mannes forderte." Joan war durchs Zimmer gegangen. „Adieu," sagte er. Herr Dupierre hatte seine außerordent-

lich wohlgepflegte Hand ausgeſtreckt. Joan aber ſah ſie nicht. Er war ſchon draußen.

Er ging auf ſein Zimmer und nahm eine lange Seidenbörſe aus ſeinem Pult. Er zählte das Geld. Heut nacht konnte er im Grand-Hotel wohnen, wo er bekannt war. Und morgen konnte er zu Profeſſor Legat ziehen, der es ihm immer angeboten hatte. Dann war es auch gleichzeitig abgemacht, daß er ſich ganz der Muſik widmete. Er blieb einen Augenblick mit den Goldſtücken in der Hand ſtehen. — Gut, ſo war es alſo entſchieden, daß er ausgebildet wurde. Er dachte nur rein praktiſch. Packte einige Sachen zuſammen und nahm ſeinen Handkoffer. Trinkgelder konnte er ſchicken, Erich und Harald wollte er ſchreiben. Er ging mit ſeinem Koffer in der Hand hinaus und begegnete niemandem. Im Veſtibül ſtand der Inder. Er wandte den Kopf: „Wo willſt du hin?“ fragte er. „Fort,“ ſagte Joan, deſſen Stimme plötzlich bei dem einen Wort zitterte. Der Inder ſagte nur: „Worüber habt ihr euch geſtritten?“ Joan betrachtete ſein ſchönes Geſicht: „Du würdeſt es doch nicht verſtehen.“ Plötzlich aber ſagte der Fürſt: „Warte auf der Straße. Ich werde dich begleiten.“

Als Chira kam, ſtiegen ſie an der Straßenecke in einen Wagen. Sie fuhren über die Seinebrücke durch den Hof des Louvre. Die goldenen Kugeln leuchteten ſtill auf ihren Säulen. Sie ſprachen nicht. Dann ſagte Joan: „Wann reiſt du?“ „Wann?“ „Ja, nach Hauſe. Nach Indien?“ „Es iſt nicht ſicher, daß ich nach Indien reiſe.“ „Wohin denn?“ Der Inder antwortete: „Wohin das Vaterland mich ſchickt.“ Wie etwas, das zerbricht, von einer Axt durchſpalten wird, ſo fiel Joans Körper über den des Inders, und plötzlich ſchluchzte er — als wolle er ſein ganzes Leben in Tränen herausſchluchzen. Der Inder ſtrich mit ſeinen Händen über Joans Haar: „Joan, weshalb weinſt du?“ ſagte er, „alles dies wird doch einſt vernichtet werden.“ Joan hörte ihn nicht. Um ſie herum glänzten die Lichter des Boulevards.

Joan hatte Unterricht bei Profeſſor Legat. Der alte Mann war beim Zuhören in ſich zuſammengeſunken. Das ſchwere, graue Haar fiel wie ein Schirm über ſein Obergeſicht. Dann erhob er haſtig den Kopf, wie es ſeine Gewohnheit war: „Du erzählſt deiner Violine heut ſo viel, Joan,“ ſagte er. „Wie meinen Sie das, Meiſter?“ „Du vertrauſt ihr ſo viel Schmerz an . . .“

Herr Legat ſah ihn forſchend an: „Aber . . . ich verſtehe deinen Schmerz nicht recht.“ Herr Legat erhob ſich: „Das mag ſeinen Grund darin haben, daß ich ein Franzoſe bin und du“ — er lächelte — „biſt ſo verzweifelt wie ein Ungar.“ „Ich bin kein Ungar,“ ſagte Joan. Herr Legat lacht: „Was biſt du denn? . . . Na, ſpiel weiter.“

Joan aber blieb unbeweglich ſtehen, den ſtummen Bogen in ſeiner Hand.

(Fortſetzung folgt)

Auguſte Renoir/ von Julius Meier-Gräfe

Aus einer größeren Studie über Renoir, die demnächſt bei Piper & Co als Buch erſcheinen wird, erlaube ich mir einzelne ſtark gekürzte Stücke, den Anfang und das Ende, wiederzugeben, allgemeinere Betrachtungen über ſein Weſen und ſeine Bedeutung, die durch die Geſchichte der Bilder ergänzt werden.

Man kann den Namen Renoir nicht ausſprechen, ohne ſich einer Vorſtellung melodiöſer Rhythmen hinzugeben. Von Fragonard gilt dasſelbe. Vielleicht hat ſchon dieſe gemeinſchaftliche Eigenſchaft der Namen den Brauch begünſtigt, die beiden Künſtler zuſammen zu nennen. Renoir gilt als der Fragonard unſerer Zeit. Man will ihn mit dem Namen, der im Lande der Liebhaber als einer der höchſten Ruhmestitel gilt, ehren. Es wird zu unterſuchen ſein, wieweit er den Titel verdient, und wieweit der Titel ihn verdient. Sicher trifft der wohlklingende Beiname eine tatſächlich beſtehende Beziehung. Renoir iſt eine Verbindung der Gegenwart mit dem Dixhuitième, und zwar die deutlichſte, ſo deutlich, daß man an eine Abſicht des Vermittlers glauben könnte. Er iſt keineswegs die einzige.

Wer wird je ergründen, was die großen Anarchiſten unſerer Zeit dem krauſen Stil einer ſcheinbar ſo fernen, ſo feindlichen Vergangenheit verdanken? Wer ſchreibt die Geſchichte des Barocks im neunzehnten Jahrhundert? Jenes wenig greifbaren Barocks, das Delacroix' ganzes Oeuvre wie eine gewaltige Woge bewegt, das dem Naturalismus Courbets widerſtand und von Manet vergeblich bekämpft wurde, das Rodin in Höhen und in Untiefen trieb, in Monets beſten Bildern die Pinſelſtriche kräuſelte, in Cézanne zu dem phantaſtiſchen Bau ſeiner Myſtik wurde, van Gogh zu inbrünſtigen Viſionen hinriß und noch in den verhaltenen Empfindungen der Jüngeren, eines Bonnard, eines Rouſſel ſpielt, wie flache Lachen des Meers auf ſandigen Dünen.

Neben den Gewalten, die den Genius der modernen Kunſt von allen Banden zu befreien ſuchen, neben dem Neuen, das immer zuerſt bemerkt wird, das die Schlagworte und Schlachtrufe formulierte und gewiſſermaßen die Repräſentation übernahm, erſcheint jenes Barock, das im ſtillen wirkte und auch heute noch kaum beachtet wird, wie das erhaltende Element, das zuſammenfügt, was die revolutionären Mächte geſprengt haben. In jedem großen Künſtler Frankreichs wirken beide Gewalten zuſammen. Wo ſie ſich nicht irgendwie ausgleichen, wo der eine Teil den anderen endgültig beſiegt, das Neue jede Teilnahme des Barocks ausſchließt, erſcheint der dauernde Wert des Reſultats in Frage geſtellt, und keine Neuerung, die dem Organismus der Kunſt zugute kommt und unter Umſtänden in den Werken anderer glücklicherer Künſtler zur Schönheit beiträgt, kann das Los des kühnen Erfinders mildern, der alle Brücken hinter ſich zer-

ſtörte. Erſt das Alte, das wir mit dem weiten Begriff des Barocks zuſammenfaſſen, macht Neues wirkſam, ſowie jede Erfahrung nur infolge ihrer Beziehungen zu unſerem Fundus von Erfahrungen beſtehen kann. Wir ſehen da die bedeutendſten Werte, wo der Ausgleich am tiefſten geht, wo das Neue ſich ganz mit Altem durchſetzt und trotzdem ſeine ſchöpferiſche Kraft ungebrochen behält.

Das an Ereigniſſen arme Leben Renoirs, das heute bis zu ſeinem ſiebzigſten Jahre vor uns liegt, iſt ein ſolcher Ausgleich. Aber man fürchte nicht, hier viel Problematiſches zu finden. Zu dem Ausgleich Renoirs gehört die Ferne von gedankenblaſſer Grübelei. Man würde falſche Vorſtellungen von der glücklichen Erſcheinung des Künſtlers erwecken, wollte man die Dinge, die ihn beſchäftigten, nicht mit ebenſo leichter Hand andeuten, wie er ſie anfaßte.

Die Anfänge Renoirs verraten nichts von dem Fragonard unſerer Zeit. Er zielt auf eine möglichſt lebendige Darſtellung der Erſcheinung. Seine erſten Bilder, die uns bekannt ſind, ſtellen den Menſchen in der Natur dar und ſpiegeln das Erſtaunen wider, das er ſelbſt beim Anblick der menſchlichen Geſtalt in der Natur empfand. Die hohen maleriſchen Qualitäten verdecken nicht das Primitive des Eindrucks. Die Kraft wirkt ſo überzeugend, weil ſie ſich keiner verſteckten Wege bedient. Es iſt die Zeit des Courbetſchen Einfluſſes. Keiner der Impreſſioniſten zeigte den Einfluß deutlicher als Renoir zu Beginn ſeiner Laufbahn. Zwei Verwandte ſcheinen ſich zu begegnen, und manches bleibt ihnen auch ſpäter gemein. Etwas von dem animaliſchen Inſtinkt Courbets ſcheint dem Jüngeren gegeben. Und er hat dieſelbe reiche Produktivität, für die keine Fläche zu groß iſt, dieſelbe Rapidität des Schaffens. Manet, Cézanne und Degas dürften zuſammen kaum ſo viel gemalt haben als Renoir allein. Er ſchätzt die Zahl ſeiner Bilder auf Tauſende. Es iſt die Fruchtbarkeit, mit der wir uns gern den Enthuſiasmus des Genies gepaart denken. Aber damit erſchöpft ſich eigentlich die Beziehung zu dem Meiſter von Ornans. Renoirs reifſten und reichſten Gemälden fehlt die Bravour des Vorgängers. Es fragt ſich, ob wir ihm unbedingt die „finesse dans le doigt“ zuſprechen können, für die es keine Schwierigkeit gibt, jene Maeſtria Courbets, die mit allen Geheimniſſen der alten Meiſter jonglierte. Er hat eins voraus. Es iſt keine Gabe des Malers, ſondern ſteckt hinter dem Organ, jenſeits der Fingerſpitzen, jenſeits des Auges. Es nötigt uns ebenſoſehr, den Menſchen über den Menſchen, wie den Künſtler über den Künſtler zu ſtellen und trägt dazu bei, das Verhältnis Renoirs zu den großen Künſtlern ſeiner eigenen Zeit zu beſtimmen. Es iſt der natürlichſte unter ihnen. Natürlicher als Courbet trotz oder gerade infolge des Courbetſchen Dogmas vom Naturalismus, natürlicher als Manet, Cézanne und Degas, ſo ſeltene Aufſchlüſſe wir ihnen über die Natur, die ein Künſtler zu ſuchen hat, verdanken. Weil in ihm die Spannung des Menſchen vor der Natur weniger ſcharf hervortritt, weil er der naivſte unter ihnen iſt, weil aus ſeinen Werken neben aller Pracht, neben

einer auf die Spitze getriebenen Verfeinerung der Gabe, neben der größten Kühnheit und kühlsten Weisheit des Meisters ein Kinderlächeln bricht, ein primitiver unwiderstehlicher Naturlaut. Die anderen stehen alle unter dem Zeichen unserer Zeit, des Kampfes. Sie ringen mit der Natur, reißen sie an sich, das Dämonische krümmt ihre Gesten. Dieser eine scheint mit ihr geboren, gleich einem Griechen, einem Poussin, einem Mozart. Er malt, wie der Vogel singt, wie die Sonne scheint, wie Blumen blühen. Nie hat man so kunstlos geformt. So greift der Säugling nach der Mutter Brust. Ein Instinkt wird Schöpfung.

Renoir beginnt bei Courbet und endet bei der Antike. Vergessen wir nicht, daß keine Etappe dieser langen und auch heut noch nicht beendeten Reise ihn aus unserer Nähe vertrieb. Er blieb in der Gegenwart und blieb mit allen Regungen, die sich in Werke umsetzen, Sohn seines Volkes. Er entfernte sich zuweilen von den Tagesfragen und war nie in dem gewöhnlichen Sinne aktuell. Er blieb stets in den weiten Grenzen der französischen Tradition. Man könnte sagen, er habe mit jeder Etappe seiner Entwicklung ein weiteres Gebiet der Tradition seines Landes belebt. Im Alter unterstrich er womöglich noch diese Treue seiner Instinkte. Nie ist seine Beziehung zum Dixhuitième deutlicher. Aber auch jetzt noch erkennt man sie als Teil seiner vielartigen Beziehungen zu der Kunst seiner Ahnen; nicht als ihre Summe. Die antike Ruhe seiner Gestalten reicht weit über die frivole Welt der Boucher und Fragonard hinaus.

Aus der bunten Menge von Bildern der letzten Zeit ragt ein Werk hervor, das als ein Abschluß mancher Tendenzen des Meisters gelten kann. Es besteht aus den beiden zusammengehörenden Panneaux mit Tänzerinnen. Seinem getreuen Anhänger Gangnat zuliebe entschloß sich Renoir im Sommer 1909 noch einmal zu einem umfangreichen Format und malte die beiden Gestalten in Lebensgröße. Es war eine saure Arbeit. Die Höhe der Panneaux zwang ihn, stehend zu malen. Die Glieder murrten, die Anstrengung machte ihn krank, die Seinen waren in Sorgen. Aber nach wenigen Wochen standen beide Bilder vollendet da. Sie strahlen, von keiner Qual bedrückt. Nie ist Renoirs Kunst frischer und froher gewesen. Dem Greis gelang ein Denkmal der Jugend.

Es ist kein starres Monument. Dem Zwecke entspräche nicht die ernste Linie. Farbige Gewebe, luftig wie leichte Wölkchen, durch die das Licht bricht, sind seine Formen. An Schleiern hängen Rosengewinde. Reflexe von Perlen sind in Gaze gewirkt. Ein Märchenerzähler des Orients, dem alle Kleinodien aus Tausendundeiner Nacht zur Hand waren, erfand die Kostüme. Für die Schwarze mit dem Mohn im Haar, die ihm sicher die liebste war, das Blau; ein Himmelblau mit Weiß und Grau und Rosa und ein dunkleres Blau in dem Schal, der um den durchsichtigen Rock geschlungen ist. Die Brust umgibt die kurze Weste

eines Toreadors*, aus Orange und venezianiſchem Rot, die ineinander übergehen, ineinander ſtrahlen wie auf Bildern Grecos. Für die andere, die Blonde mit dem Tambourin, die auch ſo eine ſpaniſche Weſte trägt, das Rot; ein türkiſches Rot, das mit leichterem grünlichen Stoff gefaßt iſt und deſſen ſtarke Töne das ſtrahlende Roſa des Fleiſches ergänzen. Den weißgrauen Mull der Pumphoſen ſchmücken blaue Flecken. Das Blau kommt auch in anderen Details wieder und unterhält die farbigen Beziehungen zu dem Koſtüm der Partnerin. Unter dem bunten Behänge regen ſich die rundlichen Körper, langſam und ein wenig träge. Sie gleichen übervollen Blüten, die der Wind nur wenig bewegt.

Die Panneaux hängen in einem kleinen Pariſer Eßzimmer, zu beiden Seiten eines Pariſer Spiegels. Sie könnten in anderen Räumen hängen, es ließe ſich ein Palaſt denken, der von ſolchen Bildern würdig geſchmückt würde. Er müßte feenhaft ſein. Aber wo wäre der Baumeiſter, fähig, Formen zu erfinden, die dieſer loſen Kraft zum Rahmen dienen könnten, der ſo zu bauen vermöchte, daß Raum und Bild, wie im achtzehnten Jahrhundert und in den Zeiten vorher, wie von einer Hand geſchaffen erſchienen? Und wo wäre der Bauherr? In die Freude des Betrachters dieſer Dekorationen, die alles Dekorative unſerer ſtilarmen, ſtilſüchtigen Zeit ſo weit hinter ſich laſſen, miſcht ſich das Bedauern, daß wir keine Paläſte mehr bauen, daß keine Fürſten mehr da ſind, um ſolche Meiſter zu nützen. Aber ſind die Bilder deshalb weniger wert? Erfüllen ſie nicht etwa gerade deshalb ihre hohe Beſtimmung?

Die beiden Tänzerinnen wecken die Erinnerung an viele Dinge. Man denkt an die Etappen, die dieſem Meiſterwerk vorangingen, an die anderen Panneaux mit Tänzern, die uns jetzt wie rohe Wirklichkeit erſcheinen mögen, an das frühe Bild mit Orientalinnen**, das nicht über die Verkleidung hinauskam, an den vergeblichen Kampf mit Delacroix' Frauengemach. Man überblickt die endloſe Reihe von Bildern, die auf vielen Umwegen in die Höhe, bis ſchließlich in dieſes winzige Zimmer führten. Und vor ſolcher Realität verliert das Bedauern über vergangene Möglichkeiten den Stachel. Man vergißt das winzige Eßzimmer, den Spiegel und die ganze Kleinheit unſerer Lebensbedingungen. Vielleicht mußte das alles zuſammenſchrumpfen, um der Phantaſie eines Renoir die Flügel zu löſen.

Nicht alle Freunde Renoirs werden meine Schätzung der letzten Periode ohne Widerſpruch hinnehmen; noch weniger die Gleichgültigen, die Renoir überhaupt nicht kennen und ſich mit Abbildungen eine Vorſtellung zu bilden ſuchen. Ich habe ſanfte Leute vor der Photographie des Porträts der Frau T. und ihres Söhnchens in Wut ausbrechen ſehen und habe vergeblich auf die Unzulänglich-

* Ein Andenken der Reiſe nach Spanien, die Renoir — ich glaube im Jahre 1892 — mit dem Sammler Paul Gallimard unternommen hatte.

** „Les Pariſiennes habillées en Orientales", aus 1873, Sammlung Fasquelle, Paris.

keit der Abbildung hingewiesen. Es mag zugegeben werden, daß auch das Original dieses Bildes den flüchtigen Betrachter nicht erobert, weil manche dem bequemen Laien nicht immer gelegene Bedingungen kultureller Art zu erfüllen sind, bevor man zum Genuß gelangt, und daß gerade die Bildnisse der letzten Zeit dem werbenden Verständnis große Widerstände entgegenstellen. Auch trifft auf die Bilder der letzten Zeit zu, was von frischen Weinen gilt: sie bedürfen der Lagerung. Renoir hat sich früher wenig um die materiellen Eigenschaften seiner Farbmittel und ihre in technischer Hinsicht rationelle Verwendung gekümmert und schreibt manche Unzulänglichkeit früherer Werke diesem Umstand zu. Heute zieht er auch den Einfluß der Zeit auf die Farben und die Farbenkontraste in den Bereich seiner Fürsorge und erhöht alle Töne, die später bis zu einem gewissen Grade nachlassen; namentlich die Lacke. Daher das übertriebene Rot mancher Fleischtöne. Die Farben „arbeiten" mehrere Jahre, bis sie vollkommen zu dem schönen Email zusammengewachsen sind.

Die Skala gilt vielen für süßlich. Aber diesen Empfindlichen fehlt die Empfindlichkeit für das Beste. Zufrieden mit einer mechanischen Aufnahme der Kunst, nehmen sie Renoir wie mit einem Dreifarbendruck-Verfahren auf, das alle feineren Differenzen unterdrückt und nur das Zuckerstangen-Rosa, die Veilchenbläue und das blinde Weiß, die feststehenden Symbole für den Kommisgeschmack, übrigläßt. Sie sehen nicht die Töne zwischen diesen abgebrauchten Enden einer reichen und ganz originellen Skala und verfahren nicht anders als die flinken Literaturkenner, für die der Reim mit Herz und Schmerz eo ipso zur Poesie der Töchterschule gehört. Vielleicht war wirklich die Vision des früheren Porzellanmalers der Reflex einer mehr oder weniger banalen Farbensymbolik seiner Zeit. Daß in seinen reichsten Variationen immer noch dieser volkstümliche Anfang bemerkt wird, möchte ich als seltenen Vorzug preisen.

Vermutlich würde man sich anders zu dem Spätwerk verhalten, wenn mehr davon zu sehen wäre. Die öffentlichen Sammlungen, die ja überhaupt erst anfangen, Renoir zu beachten, besitzen nichts aus dieser Zeit. Die Ausstellungen vergessen in der Regel den alten Renoir über dem jungen. Die 1904 vom Herbstsalon veranstaltete Übersicht kam für die letzte Zeit ein wenig zu früh. Bei den Händlern sieht man immer nur vereinzelte Stücke. Keine Etappe Renoirs ist weniger für diese brockenhafte Betrachtung geeignet. Man kann jede der vorhergehenden Perioden aus ein paar Werken kennen lernen. Die letzte ist, mag das ein Vorzug oder Nachteil sein, auf die Vielheit der Variationen geradezu angelegt. Die beiden Tanzpanneaux mögen ihr hervorragendstes Werk sein und mit Recht als ein Abschluß der Dekoration Renoirs gelten. Doch könnten sie ganz fehlen, ohne daß die Fülle geringer erschiene. Und diese Fülle, dieser Überfluß gehört zu dem Sohne eines Delacroix und dem Enkel eines Rubens. Wir können und möchten uns sein Alter nicht anders denken. Die

drei vorhergehenden Perioden sind große Ströme, an deren erhabenen Ufern niemand ohne Lust verweilt. Sie kamen zusammen und strömen jetzt in hundert kleineren Armen der Mündung zu. Keiner dieser Arme hat die gewaltigen Ufer der Ströme. Das Gelände aber, das die hundert Arme bewässern, ist Renoirs glücklichste Provinz. Die Sonne geht in diesem Reich nicht unter.

Ich habe den späten Renoir erst vor den hundert Bildern der Sammlung Gangnat kennen gelernt, die für ihn das bedeutet, was die Sammlung Pellerin für Cézanne geworden ist. In München verspricht die Sammlung Thurneyßen in kleinerem Umfange etwas Ähnliches zu werden. Sie ist bis heute der einzige Ort in Deutschland, wo man sich über des Meisters Ziel orientieren kann.

Zu Renoir gehört, mehr noch als zu Cézanne, der wohnliche Raum. Und ich möchte fast sagen: der Pariser Raum. Seine Bilder, die man außerhalb Frankreichs findet, scheinen sich nach ihrem Vaterland zu sehnen und flößen dem Betrachter die gleiche Sehnsucht ein. Sein Werk ist noch weniger als das Cézannes das beziehungslose Neutrum, das unsere Anarchie der Kunst noch übrig läßt. Als Ziel gilt ihm nicht jener moderne Begriff der Schönheit an sich, die dem Monstrum verwandt ist. Seine Beziehung zur Mitwelt erschöpft sich nicht mit dem Modell, sein Ehrgeiz nicht mit Bewußtsein individueller Entwicklung. Er möchte mehr sein als das in der Masse verlorene Individuum, das wir in die Wolken erheben, wo es von der Masse noch weiter entfernt ist. Er möchte zur Masse sprechen. Er appelliert an Menschen, nicht an diesen oder jenen Amateur, der sich irgendwo eine Burg des Egoismus errichtet; sondern an Naive seiner Art, an Landsleute, an alle Fühlende seiner Rasse; er möchte an alle appellieren. Und vielleicht beruht auf dieser Schranke, die jeder Nichtfranzose spürt, die eigene Macht Renoirs, größere Schranken zwischen Kunst und Leben hinwegzuräumen. Höheres als seine Malerei möchte er hinstellen; hinweisen auf das, was ihn werden ließ; mit seiner Kunst dienen; keine Formenprobleme, sondern das Leben, des Lebens Notdurft mit Wärme umgürten; schlichter Handwerker sein, getrieben von einem vielen gemeinsamen Gefühl.

Man kann dieses Geständnis zwischen den Zeilen eines Aufsatzes lesen, den er vor kurzem für die neue französische Ausgabe des Cennino Cennini von Victor Mottez geschrieben hat.* Es steht ihm nicht schlecht, diesem alten Traktat der Kunst als Vorredner zu dienen. Er schreibt bewundernd von den „Chefs-d'oeuvre corporatifs“ der Alten, die eindringlicher für die Größe einer Epoche

* Die schöne Vorrede — ein seltenes Glaubensbekenntnis für einen Impressionisten — ist in Form eines Briefes an Herrn Henry Mottez, den Sohn des Übersetzers, des bekannten Ingres-Schülers, gehalten. Herr Henry Mottez hat die neue, wesentlich ergänzte Ausgabe des Cennini veranstaltet, an der auch Maurice Denis beteiligt ist. Die Vorrede erschien zuerst in der Zeitschrift L'Occident (Nr. 103 Jahrgang 1910). In dem Verlage der Zeitschrift ist soeben auch das Buch erschienen.

zeugten als die Werke ihrer Genies, die ja doch immer über ihre Zeit hinauswachsen, und sieht in dem Aussterben des Handwerks ein bedenkliches Symptom. Der Kunst drohe Verderben, seitdem sie kein Handwerk sei, wie Schlossern und Tischlern, das von dem Meister gelehrt, von dem Jungen gelernt wurde und von einer Generation auf die andere überging; seitdem keine Gemeinschaft mehr unter den Schaffenden sei, kein starker Glaube Künstler und Laien verknüpfe, seitdem der Eigennutz der Persönlichkeit das allen geläufige Ideal verdrängt habe. Er klagt nicht, er hat nicht einmal Sehnsucht nach jenen alten Zeiten und verschweigt kaum, wie skeptisch er alle Reorganisationsversuche einschätzt. Er denkt nicht, man könne mit Traktaten von Cennino Cennini die Zeiten des Fresko zurückgewinnen. Es gab vielleicht dreißig Jahre vorher einen weniger gelassenen Renoir, einen Stürmer und Dränger, der bitter klagte und sich sehnte und nahe daran war, den alten Ingres-Schüler Mottez um seinen Cennini und die Fresken in St. Germain-l'Auxerrois zu beneiden.

Dem Alten fehlt der Grund zur Klage. Noch vergeht kein Tag, an dem er nicht den Pinsel in die gichtbrüchigen Finger nimmt, und nie geschieht es vergebens. Durch alle Wirrnisse der Zeit hindurch drang er zum Heil. Die Wärme seiner Hingabe, die Kraft seines Intellekts ersetzte, was ihm die Zunft versagte. Er wurde zum Wisser aller Geheimnisse der Kunst und hat sie in strahlenden Zeichen niedergelegt, für jeden Suchenden verständlich.

Wird er gelesen werden? Wird man diesen lebenden Traktat von Schönheit und Weisheit nützen? Wird er Schule machen? — Bis heute deutet wenig darauf hin. Auf einen Weisen, der zur Ordnung mahnt, kommen Hunderttausende, denen die Wirrnis dient. Auch dieser reinste, gläubigste unserer Meister wird wieder nur den blinden Glauben an Begabung und Persönlichkeit fördern, nicht das Vertrauen auf das Wissen, und allein bleiben, auch wenn man ihn zum Idol erklärt.

Ich sah ihn das letzte Mal in diesem Frühjahr in Cagnes. Er saß allein in einem großen lichten Zimmer an einem leeren Tisch. Die schmächtige Gestalt aus Haut und Knochen nahm wenig Raum ein und rührte sich nicht. Mir schien, er hätte schon viele Stunden so gesessen und säße oft so regungslos da. Sein Gesicht glich dem ausgetrockneten Antlitz des Papstes auf dem Tizian in Neapel, war ebenso durchs Alter geschärft, ebenso klug, nur ohne die lauernde Hinterlist und die Unruhe. Er sah gelassen durch das große Fenster auf die Hügel vor dem Meer und ließ sich von der Sonne bescheinen. Er drehte sich nicht um, als ich in das Zimmer trat, und hörte nicht viel von dem, was mir die Verehrung eingab. Die Sonne schien ihm mehr zu sagen. Ich hätte in diesem Moment viel darum gegeben, ebenso alt wie er zu sein und ein natürlicheres Mittel als Phrasen über Kunst zu haben, um ihm näher zu kommen.

Haran, die Abrahamsſtadt/ von Paul Rohrbach

Da nahm Thara ſeinen Sohn Abram und Lot, den Sohn ſeines Sohnes Haran, und ſeine Schwiegertochter Sarai, das Weib ſeines Sohnes Abram, und führte ſie aus Ur in Chaldäa hinweg, um in das Land Kanaan zu ziehen, und ſie gelangten bis Haran und ließen ſich daſelbſt nieder! — Über die Geſchichte und Geographie, die hinter dieſen Sätzen liegt, iſt viel geſchrieben worden; ſie wird aber einfacher ſein, als die meiſten denken. Ich habe jetzt den Weg von Ur nach Haran gemacht, aber das Ur, das urſprünglich in der Abrahamsgeſchichte gemeint iſt, liegt nicht in Chaldäa an der Mündung des Tigris und Euphrat, ſondern nur einen Tagemarſch von Haran, im oberen Meſopotamien. Früher, das heißt in der älteſten geſchichtlich uns erreichbaren Form, lautete der Name Urha oder Urhai, jetzt Urfa, und in Urfa iſt noch heutigen Tags die Abrahamstradition lebendig, ja die Geburtsſtätte des Patriarchen wird in einer Höhle bei der Stadt gezeigt. Allerdings bin ich nicht wegen des Vaters Abraham und ſeiner Genealogie, ſondern wegen anderer, zeitgeſchichtlich wenigſtens wichtigerer Dinge nach Meſopotamien gekommen: um mich zu vergewiſſern, unter welchen politiſchen und wirtſchaftlichen Auſpizien das große Verkehrsunternehmen der Bagdadbahn nun endlich ſeinen Einzug in das Land der hiſtoriſchen Ströme halten wird. Aber auch wenn man zuerſt an die Bagdadbahn denkt, hat es ſeinen Reiz, auf dem Tell von Haran und an dem Brunnen, wo Rebekka die Kamele Elieſers tränkte, zu ſitzen und Fäden zu ſpinnen, die aus dem zweiten Jahrtauſend vor Chriſtus in unſer Zeitalter des Weltverkehrs hinüberreichen.

Seit ich mich mit vorderaſiatiſchen Dingen beſchäftige, habe ich es nicht verſtehen können, warum der grabende Spaten der Archäologie bisher an dem uralten Haran vorübergegangen iſt. Haran iſt religionsgeſchichtlich einer der wichtigſten Plätze, die es gibt. Es iſt der Urſitz des Mondkultus und manches ſpricht dafür, daß die Aſtronomie und Aſtrologie der Babylonier von hier ihren Ausgang genommen hat. 318 Tage im Jahr iſt der Mond ſichtbar und 318 Knechte hatte Abraham; auch Sarah und Milka, die Weiber Abrahams und ſeines Bruders Nahor, des Großvaters der Rebekka, begegnen uns in dem Götterkreis der Mondſtadt Haran. Von der Höhe des künſtlichen Hügels, der in uralter Vorzeit die Burg dieſes altſemitiſchen Platzes getragen hat, erblickt man unmittelbar unter ſich die Trümmer eines ausgedehnten Baus, der urſprünglich, wie es ſcheint, eine Kirche aus der Zeit Juſtinians geweſen iſt. Noch ragt ein mächtiger Glockenturm faſt unverſehrt empor, das Wahrzeichen des heutigen Haran, mehr als eine Tagereiſe im Umkreis um die Ruinen ſichtbar, und daneben allerlei Giebel, Bögen, Mauerzüge, Brunnen und Maſſen regellos übereinandergeworfener Quadern. Die Überlieferung erzählt, erſt Saladin habe die Kirche in eine Moſchee

verwandelt. Wer da weiß, mit welcher Zähigkeit religiöse Traditionen im Orient an der Stelle haften, wo sie einmal sich eingewurzelt haben, der wird es auch für wahrscheinlich halten, daß die Fundamente Justinians an der Stelle in den Grund gesenkt wurden, wo einst der Tempel des Mondgottes stand. Bis weit zurück ins zweite Jahrtausend läßt sich nach den Keilinschriften die Geschichte Harans verfolgen. Nabunaid, der letzte König von Babylon, baute den Sintempel von neuem auf, und bis in die christliche Zeit hinein erscheint Haran als ein Zentrum religionsgeschichtlich weit ausgreifender Wirkungen. Von hier aus haben die Mythen und Spekulationen des altorientalischen Gestirndienstes einen Hauptweg in die gnostische Gedankenwelt hinein genommen.

Von Anbeginn der menschlichen Kultur sind geistige Kräfte und Ideen am meisten von denjenigen Punkten ausgegangen, wo die natürlichen Verhältnisse ein besonderes Verdichtungszentrum der Menschheit schufen. Im Orient erfolgt die menschliche Siedelung nach anderen Gesetzen als in der westlichen Welt, weil das Wasser, die Nährmutter des Ackerbaues, dort anders verteilt ist. Wir sind gewohnt, den Regenfall für die selbstverständliche Voraussetzung der Feldbestellung zu halten. Länder wie Deutschland, Frankreich oder Rußland können Getreide tragen, soweit der Boden die Bearbeitung mit dem Pfluge erlaubt, und so hoch sich der Ertrag ihres Ackers steigern läßt, soviel Menschen vermögen sie aus sich selber heraus zu ernähren. Natürlich müssen auch bei uns Wald und Wiese ihren Anteil am Lande behalten, aber das Unland, der Boden, der von Natur keine Kultivierung erlaubt, beschränkt sich auf einen kleinen Teil der Gesamtoberfläche. Ganz anders im Orient. Gerade das Unland, die Wüste, die wasserlose Steppe, der nackte Fels sind die Regel; sie herrschen, und das Kulturland bildet die Ausnahme. Wenn man von den Randgebieten des Mittelmeeres absieht, die noch notdürftig genügenden Regenfall erhalten, um allein daraufhin Getreide zu bauen, so sind alle Kulturlandschaften des Orients größere oder kleinere Bewässerungsoasen, deren Umfang von der Menge des für die Irrigation verfügbaren fließenden Wassers abhängt. Die beiden größten dieser Oasen sind Ägypten und Babylonien, das eine etwa Belgien, das andere der Lombardei an Größe vergleichbar. In den Mündungsgebieten des Nils und des Euphrat erwuchs die stärkste Verdichtung der Menschheit, die die Geschichte des Orients kennt; darum sind von ihnen noch regelmäßig die größten politischen Einflußgebiete in Westasien beherrscht worden. Als die Urwälder Italiens, Galliens, Spaniens fielen und der Pflug in den westlichen Mittelmeerländern immer größere, vom Regen jahraus jahrein getränkte Flächen urbar machte, da setzte im Abendland eine so starke Vermehrung der Wirtschaftsprodukte und der Menschenzahl ein, daß der Orient vor dem politisch geeinten Westen den Vorrang nicht mehr behaupten konnte. Rom wurde die Herrin des Erdkreises, weil zwischen Euphrat und Indus der möglichen Vermehrung der Menschheit auf der Grundlage des

Ackerbaues durch den Waſſermangel feſte Grenzen gezogen ſind. Nur ſoweit Waſſer aus den Flüſſen, Bächen und Quellen auf das dürre Land geleitet werden kann, kann es hier Äcker und Städte geben, darüber hinaus beſtenfalls Weideland für Nomaden. Mehr als drei Viertel des Landes ſind der Ausbreitung organiſierter politiſcher und wirtſchaftlicher Formen unzugänglich.

Von dieſem Stande der Dinge gibt es an einer Stelle eine Ausnahme von größerem Umfange: Obermeſopotamien. Hier wirkt das im Norden vorgelagerte Bergland mit dem Hochgebirgswall des Taurus dahinter auf die Feuchtigkeit der von Süden und Südweſten kommenden Luftſtrömungen ſo ſtark verdichtend, daß in normalen Jahren genügend Regen für den Getreidebau auf einen Strich fällt, der ſich in einer Breite von mehreren Tagemärſchen vom Euphrat bis über Moſſul und Ninive hinaus am Fuß des Hochlandes hinzieht. Auch die weſtlich angrenzenden Teile Syriens genießen denſelben Vorzug. Hier hat ſich alſo von den früheſten Zeiten an, das heißt ſeit Menſchen mit der Kenntnis des Ackerbaues in dieſes Land kamen, ein beſonderes Kulturgebiet entwickelt. Seine nach allen Seiten hin offene Lage ließ es freilich immer die Beute ſeiner kräftigen Nachbarn werden, zuerſt der Aſſyrer, deren Stammland zu beiden Seiten des mittleren Tigris auch noch in die Regenzone fällt, dann der Perſer, Mazedonier, Römer, Saſſaniden, Araber. Aſſur und Haran ſind die beiden alten Zentren dieſes Strichs, und auf der Tatſache, daß ſich die klimatiſch-phyſikaliſche Baſis der Kultur in Vorderaſien vom Altertum bis heute nicht verändert hat, beruhen die Hoffnungen, die wir in ökonomiſcher Beziehung hier auf die Bagdadbahn ſetzen.

Ich hatte Quartier in Urfa genommen und einige Tage auf dieſen intereſſanten Platz, die heutige Hauptſtadt von Obermeſopotamien, verwendet. Das Waiſenhaus und das Hoſpital der Deutſchen Orientmiſſion, die deutſche Teppichmanufaktur mit ihren wunderbaren Leiſtungen in alten Muſtern und Farben, der große türkiſche Straßenbau nach Biredſchik am Euphrat, der nun durch die Bagdadbahn wohl überflüſſig werden wird, das ſind etwa die Dinge von heute, die Urfa aufzuweiſen hat, aber das Hauptintereſſe liegt auch hier, wie bei ſo vielen Plätzen des Orients, in der Vergangenheit. Bis hierher ſind die Kreuzfahrer vorgedrungen. Urfa war unter dem griechiſch-mazedoniſchen Namen Edeſſa eines der Lehnsfürſtentümer des Königreichs Jeruſalem. Noch ragen die Mauern Balduins, des Bruders Gottfrieds von Bouillon, auf römiſchen Fundamenten auf dem Berge über der Stadt. In dieſem Berg liegt auch die Abrahamshöhle und an ſeinem Fuß entſpringen zwei große Quellen. Sie haben zuerſt den Menſchen an dieſen Ort gelockt und um ihretwillen iſt hier das erſte Heiligtum errichtet worden. Es wird der gebärenden Kraft der Natur geweiht geweſen ſein, denn in dem ummauerten Becken, das den ſtärkeren der beiden Sprudel faßt, ſchwimmen noch heutigentags die Fiſche der Atargatis, der ſyriſchen Aſtarte oder Derketo. Sie ſind immer noch heilig; niemand darf ſie eſſen, und

unendliche Scharen dieser fetten Karpfen bevölkern den heiligen Teich. Für heilig halten ihn die Moslems, denen der Ort gehört, freilich nicht mehr wegen der Astarte, sondern wegen der Abrahamsmoschee, deren zierliche Arkaden sich unmittelbar auf der Mauer erheben, die den Teich einfaßt. Abraham, der Freund Gottes, habe hier gewohnt, bevor er nach Haran ging! Gegenüber der Moschee steht ein viereckiger Turm und daneben eine große dunkle Zypresse, und zu dem Turm hat eine jetzt verschwundene Kreuzfahrerkirche gehört.

Das Wasser von Urfa rinnt durch die Gärten der Stadt südwärts in die Ebene, dort vereinigt sich sein Überschuß mit anderen Quellen und Bächen zum Nahr Belich; der Belich aber ist der Fluß von Haran. So glatt ist die mesopotamische Ebene, daß man in bequemem Wagen über den Naturboden der Steppe von Urfa nach Haran fahren kann; man könnte noch viel weiter fahren, bis an den Euphrat, bis nach Bagdad, nach Sindschar und Mossul. Viele Tells liegen am Wege, Zeugen einer Vergangenheit, die hier Kultur und dichte Besiedelung sah. Bei einer verfallenen Moschee dicht vor der alten Stadtmauer von Haran ließ ich ausspannen; dort war ein Brunnen. Die Schöpföffnung lag gerade in der Mauer, die den Moscheehof umschloß, so können die ledernen Schlaucheimer von außen und von innen zum Wasser hinabgelassen werden. Eine Anzahl Frauen war gerade damit beschäftigt. Ich trat herzu und sah, wie eine Menge tiefer Rillen in den Rand der kreisförmig in rosa Marmor geschnittenen Öffnung gefurcht waren, unter der der Brunnenschacht zur Tiefe hinabging. Wenn der Schlauch hinuntergelassen und wenn er heraufgezogen wird, läuft das Seil über die Innenkante des Kranzes. Wieviele Jahrhunderte muß hier Wasser geholt worden sein, bis der Stein an zwanzig verschiedenen Stellen durch das nasse Tau so tief ausgeschliffen war, daß man die Hand in eine solche Rille schieben kann! Wir baten um etwas von dem Wasser, aber die Frauen sagten, dieses sei nur gut für die Tiere; der Brunnen mit süßem Wasser läge weiter draußen. Von dort schimmerte Mauerwerk herüber, das aussah wie ein breites Fundament und wie drei stehengebliebene Bögen einer verfallenen Brücke. An jenem Brunnen, zu dem die Frauen uns wiesen, haben sich nach der Überlieferung Rebekka und Elieser, der Knecht Abrahams, getroffen. Abrahams Kamele, die er dem Freiwerber für seinen Sohn mitgegeben hatte, lagerten um den Brunnen, um die Abendzeit, wo die Weiber herauszukommen pflegen, um Wasser zu schöpfen. Da kam, den Krug auf der Schulter, Rebekka, die Tochter Bethuels, aus der Stadt heraus, und sie stieg hinab zur Quelle, füllte ihren Krug und kam wieder herauf. Elieser lief ihr entgegen und sprach: Laß mich doch ein wenig Wasser aus deinem Kruge trinken. Als sie ihm genug zu trinken gegeben hatte, sprach sie: Auch für deine Kamele will ich schöpfen, bis sie sich satt getrunken haben. Als nun die Kamele sich satt getrunken hatten, da nahm Elieser einen goldenen Nasenring und zwei goldene Armbänder und sprach:

Weſſen Tochter biſt du? Sage es mir! Iſt im Hauſe deines Vaters Raum für uns zum Übernachten? Sie ſprach zu ihm: Ich bin die Tochter Bethuels; wir haben Stroh und Futter in Fülle und auch Raum zum Übernachten. Und ſie lief und berichtete ihrer Mutter, was ſich zugetragen hatte! — Wer dieſe Erzählung im erſten Buch Moſes ſo niederſchrieb, dem müſſen die Dinge vor Augen gelegen haben, wie ſie noch heutigentags ſind: der Brunnen eine Strecke weit draußen vor der Stadt und Stufen, die ſchräg in ein gemauertes Schachtgewölbe hinunterführen, wo unten das Waſſer der Quelle ſo ſteht, daß man es von der letzten Stufe aus in den Krug ſchöpfen kann. Wie alt die Abrahamsgeſchichten ſind, wiſſen wir nicht; ihre Niederſchrift in der Geſtalt, die dem Verfaſſer des erſten Buches Moſes bei ſeiner Arbeit vorlag, mag im neunten Jahrhundert, v. Chr., in der erſten Hälfte der iſraelitiſchen Königszeit, erfolgt ſein. Damals ſchon, vor nahezu drei Jahrtauſenden, wurde in Haran und bei dieſem Brunnen die Geſchichte von Rebekka und Elieſer, dem Knechte Abrahams, erzählt, denn es iſt kein anderer Brunnen mit gutem Waſſer in der Nähe von Haran und vollends keiner, auf den die Rebekkageſchichte ſo paßt. Vielleicht iſt es nicht zu viel geſagt, wenn wir von hier aus weiter folgern, daß auch an der Abrahamshöhle von Urfa eine ſehr alte Tradition hängt und daß eine Möglichkeit vorliegt, dem Boden von Haran, wenn hier einmal der Spaten angeſetzt wird, ähnliche Aufſchlüſſe zu altteſtamentlicher Religionsgeſchichte zu entnehmen, wie ſie Ninive und Babylon gebracht haben.

Ich bin in den Ruinen von Haran umhergewandert, habe einen Teil der Mauern umſchritten, um eine Vorſtellung von dem Umfang der alten Stadt zu gewinnen und war erſtaunt über die gewaltige Menge zuſammengeſtürzten Mauerwerks und loſe umherliegender Quadern, die den Ring der Befeſtigung erfüllten. Haran iſt viel größer geweſen, als man ſich zunächſt von einer Stadt inmitten der meſopotamiſchen „Steppe" denkt, und die noch vorhandenen Überreſte gewähren ein deutliches Bild der früheren Bedeutung dieſes Platzes. Den Umfang der Ringmauer, deren untere Teile überwiegend erhalten ſind, ſchätze ich auf fünf bis ſechs Kilometer. Auch die Kathedrale entſprach in ihren noch erkennbaren Abmeſſungen einer ſo großen Stadt, und das Kaſtell aus römiſcher oder frühbyzantiniſcher Zeit, das in die Südoſtecke des Mauerzuges hineingebaut iſt, überraſcht vollends durch ſeine Dimenſionen und ſeine verhältnismäßig gute Erhaltung. Die Mauerſtärke iſt hier ſo gewaltig, daß ſelbſt die Erdbeben, die Syrien und das obere Meſopotamien wiederholt in verheerender Stärke heimgeſucht haben, dieſen Bau nicht niederwerfen konnten. Dazu kommt, daß die Gegend weit und breit um Haran von der zweiten Hälfte des Mittelalters an völlig kulturlos wurde und verödete. Man hat daher nichts von dem alten Baumaterial aus den Ruinen fortgeſchleppt, um neue Städte und Mauern zu bauen. Was ſtürzte, blieb an Ort und Stelle liegen: Quadern, römiſches Ziegelwerk,

Säulentrommeln, Architrave und Schwellen. Aus den steinhart gebrannten flachquadratischen Ziegeln der römischen Gebäude haben die halbnomadischen Beduinen der Gegend sich ihre runden bienenkorbartigen Häuser gebaut; an hundert solcher Hütten mögen am Fuß der römischen Burg beisammen liegen. Bis auf den heutigen Tag gehen die Frauen und Mädchen aus diesem Dorf durch das ganze alte Stadtgebiet und das Westtor zu dem eine Viertelstunde entfernten Rebekkabrunnen hinaus, um Wasser zu holen.

Nach der jetzt festgelegten Trasse der Bagdadbahn soll Haran eine Station auf dem Wege vom Euphrat nach Mossul werden. Die Linie kommt von Aleppo, erreicht den Euphrat bei Dscherablus und führt dann fast in gerader Linie auf den Tigris zu weiter. Diese Zone habe ich schon im Herbst und Winter 1900/01 auf zwei verschiedenen Routen zwischen Aleppo und Mossul hin und zurück durchzogen, mit dem Ziel, Material zur Beantwortung der beiden Fragen zu sammeln: wieweit die Kultur früher nach Süden in die sogenannte „Steppe" hineingereicht hat, und ob irgendwelche Anzeichen für eine Veränderung des Klimas im ungünstigsten Sinne sprechen, wie mitunter behauptet wird. Ich glaube, daß hiervon gar nicht die Rede sein kann. Vor zehn Jahren erzählten mir die Beduinen und Jesiden am Sindschargebirge, daß sie überall in der Steppe Gerste säen könnten, um etwas Kraftfutter für ihre Pferde zu gewinnen, und diesmal konnte ich beobachten, wie seit meiner letzten Reise die Wiederbestellung der beinahe tausend Jahre wüst gelegenen Äcker gerade in der Haranebene Fortschritte gemacht hat. Europäer und Türken, mit denen ich darüber sprach, sagten übereinstimmend aus, daß die größere Sicherheit, die sich bald nach dem Beginn des neuen Regimes bemerkbar machte, das meiste dazu beigetragen hat. Der Hergang dabei ist ein eigentümlicher. Irgendein Mann in der Stadt, etwa in Urfa, schließt mit einem Araber aus der Steppe einen Vertrag dahin, daß dieser Saatkorn und Ackergerät, vielleicht auch noch etwas bares Geld erhält und damit draußen ein Stück Land bebaut. Der Ertrag gehört dann beiden Kompagnons zur Hälfte. Das setzt bei den Beduinen eine gewisse Bereitwilligkeit zum Übergang in seßhafte Verhältnisse voraus, aber auch im palästinensischen Ostjordanlande hat die Mekkabahn dieselbe Entwicklung im Lauf weniger Jahre merklich gefördert. Für die Zeit von der Felderbestellung bis zur Ernte ziehen die Leute aus ihren Weidegebieten in feste Dörfer. Manche können sich auch noch nicht entschließen, ihr Zelt mit einer Hütte aus Stein — oder Lehmziegeln — zu vertauschen und wohnen nach alter Art unter dem aufgespannten schwarzen Gewebe aus Ziegenhaar neben oder zwischen den Häusern. Die Eisenbahn und die größere Sicherheit erlaubt ihnen, den Überschuß an Korn zu verkaufen; außerdem haben sie selbst Bedürfnis nach Brot. Diejenigen, die nicht selbst Weizen oder Gerste bauen, verkaufen Wolle und Schlachtvieh und kaufen Getreide. All die kleineren und ärmeren Beduinenstämme würden sich ohne viel Schwierigkeiten in die all-

mähliche Verwandlung zu Ackerbauern fügen. Nur die großen, alten und ſtarken Stämme, die von Arabien her nach dem Verfall der Kultur der Stromländer ihre Weidegebiete nordwärts vorgeſchoben haben, die Schammar, die Monteſidſch, die Aneze hängen ſtolz an der ungebundenen Freiheit des Nomaden und an dem Recht von Lanze und Säbel. Mit ihnen iſt die neue Regierung auch ſchon in Konflikt geraten: zwiſchen den Schammar und den Truppen des Bezirks von Moſſul wird ſeit Monaten gekämpft, und im ganzen Vilajet von Bagdad iſt das Verhältnis zwiſchen der Regierung und den Stämmen geſpannt. Hier liegt auch eine beſondere Gefahr mit Rückſicht auf die engliſchen Bewäſſerungs-, Schiffahrts- und Eiſenbahnpläne vor.

In dieſem Winter hat übrigens eine Kältekataſtrophe ganz Meſopotamien und Syrien heimgeſucht. Ungeheure Schneemaſſen bedeckten das Land und die Kälte hielt ſich wochenlang auf zwanzig Grad. Als ich von Urfa nach Haran fuhr, begegnete mir ein alter Beduine mit ſeinem Sohn und zwei beladenen Eſeln. Ich fragte ihn, was für eine Laſt auf den Eſeln ſei. Er antwortete: Fünf Kamelhäute! Fünf Kamele habe er beſeſſen, und alle fünf ſeien im Winter erfroren. Die Verluſte an Schafen werden auf hunderttauſende von Tieren geſchätzt. Es gibt für die Herden weder gedeckte Ställe noch Futtervorräte für den Winter, vielmehr müſſen ſie ſich mit Hürden begnügen, die aus Steinen aufgeſchüttet werden, und mit dem trockenen Gras der Steppe, das ſie mit den Hufen unter der dünnen Schneedecke hervorſcharren, die hier ſonſt höchſtens vorkommt. Diesmal lag der Schnee ſo hoch, daß keine Möglichkeit für die Schafe da war, Weide zu finden. Vor einer Höhle, einige Stunden von Urfa, die ich wegen der griechiſchen Inſchriften über ihrem Eingang beſuchte, fand ich viele Hunderte halbverweſter, von Schakalen und Geiern angefreſſener Schafkadaver liegen, die einen furchtbaren Geruch verbreiteten. Die Tiere hatten ſich vor dem Schneeſturm in die Höhle geflüchtet und waren dort umgekommen; danach hatte man ſie hinausgeworfen, weil der Platz gelegentlich von Hirten nachts benutzt wird. Als ich meinen Freunden in Urfa erzählte, ich ſei jetzt drin geweſen, ſahen ſie mich ziemlich entſetzt an: Und weiter erlebt haben Sie dort nichts? Nein, ſagte ich, warum denn? „Nun, dann ſind in dieſem Winter ſogar die Flöhe dort alle erfroren. Die Araber ſagen: in Tiberias wohnt der König der Flöhe, aber in jener Höhle wohnt ſein Veſir.“

Von der Höhe des Kaſtells von Haran gegen Süden hatte ich wieder den Anblick, wie vor zehn Jahren von Arbela und Moſſul bis hinter den Euphrat Tag für Tag: die weite meeresgleiche Ebene, aus der die Menge der ſpitzen und abgeſtumpften Tells nah und fern wie Inſeln gegen den Horizont ſich abheben. Alle dieſe Tells ſind Städte geweſen oder die befeſtigten, künſtlich erhöhten Kerne von Städten. Wann ſind ſie verödet? Manche vielleicht ſchon in alter Zeit, andere ſicher erſt im Mittelalter. Als hier eine ſo mächtige, koſtbar gebaute und

ſtark befeſtigte Stadt wie Haran blühte, muß auch das Land in der Runde in ganz anderem Zuſtande geweſen ſein als jetzt. Wir haben zwei genaue Zeugniſſe aus früherer Zeit, um das auch in beſtimmten Zahlen ausdrücken zu können: die Steuerkataloge des Darius Hyſtaspis und Harun al Raſchids. Beide haben die Euphrat- und Tigrisländer und Ägypten zuſammen beherrſcht, und beide ſchätzten Ägypten niedriger ein, als Babylonien und Meſopotamien. Babylonien aber, das heißt das Alluvialland am Unterlauf der Ströme, in dem Bewäſſerungskultur herrſchte, leiſtete unter den Kalifen nur etwa doppelt ſoviel, als die regengetränkten Gebiete im Norden, Obermeſopotamien und der Strich am linken Tigrisufer mit den alten aſſyriſchen Königsſtädten. Das läßt auf eine Bevölkerung ſchließen, die noch im neunten Jahrhundert nach Chriſtus nach Millionen von Seelen gezählt haben muß. Wo ſind ſie geblieben?

Die Endkataſtrophe für die Kultur zwiſchen Euphrat und Tigris hat der Mongolenſturm gebracht. Hulagu, der Enkel Dſchingiſchans, eroberte 1258 Bagdad, das unter dem Regiment der türkiſchen Söldnerfürſten ſchon ſeit Jahrhunderten ein Schatten ſeiner früheren Größe geworden war. Die Mongolen zerſtörten die Bewäſſerungswerke und vernichteten eine ſo ungeheure Menge Menſchen, daß der Sawad, das babyloniſche Alluvialland, eine Wüſtenei wurde und ſich hier nie wieder ein ſelbſtändiges politiſches Kräftezentrum hat bilden können. Dann fegte der Sturm weiter. Als er vorüber war, lagen die Städte zerſtört, die Äcker verwüſtet, die Dämme gebrochen, die Menſchen erſchlagen. Von den drei Punkten, wo nach der Zerſtörung des Kalifats noch Herrſchgewalt großen Stils exiſtierte, Perſien, Ägypten und dem ſeldſchukiſch-osmaniſchen Reich in Anatolien, lag keiner nahe genug, um das einſtige Kulturland zwiſchen dem Taurus und dem perſiſchen Meerbuſen an ſich ziehen und wiederherſtellen zu können. So kam es, daß von Arabien her die Beduinenſtämme, aus den nördlichen Bergen die Kurden hinübergriffen und den Raub nahmen. Vor allem dehnten die Araber ſich aus und machten ganz Meſopotamien zum Weideland, bis auf den ſchmalen Strich im Norden, der von Syrien und dem kleinaſiatiſchen Hochlande her beherrſcht und geſchützt werden konnte. Als das Osmanenreich aufkam und die großen Sultane zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts ihre Waffen bis nach Ägypten trugen, fiel ihnen auch Meſopotamien zu. Es lag aber ſo weit von Konſtantinopel und die türkiſche Kraft richtete ſich ſo ausſchließlich nach Weſten, gegen Ungarn, gegen Venedig und gegen die Habsburger, daß hier im fernſten Oſten des Reiches die Zuſtände blieben, wie ſie waren. Noch in den erſten Jahren unſeres Jahrhunderts hat ein kurdiſch-arabiſcher Häuptling, Ibrahim-Paſcha von Veranſchehir, mit Erfolg verſucht, ein eigenes Fürſtentum zwiſchen Haran und Rakka am Euphrat aufzurichten. Er fiel im Kampfe gegen die Truppen Abdul Hamids, deſſen Palaſtclique er ſo lange beſtochen hatte, bis er genug Mittel zu haben glaubte, um dem Padiſchah

offen entgegentreten zu können. Dieſer Ibrahim brandſchatzte halb Meſopotamien, aber er war wenigſtens ein Räuber großen Stils. Wer ſich unter ſeinen Schutz ſtellte und zu ihm in ſeine Stadt Veranſchehir zog, die er in den Ruinen des römiſchen Antoninopolis hatte bauen laſſen, der war ſicher. Andere Häuptlinge, wie der berüchtigte Bandit und Hamidié-General Muſtafa-Paſcha in Dſchefireh am Tigris, waren nichts als Erpreſſer und Verwüſter. Als ich im Januar 1901 von Urfa nach Moſſul ritt, war es bitter kalt, aber in Moſſul konnte man nicht einen Sack Kohlen zum Heizen der Mangals bekommen, weil Muſtafa drei Tagereiſen oberhalb die Flöße nicht paſſieren ließ. Wer ihm die Ladung nicht noch einmal abkaufte, durfte bei Dſchefireh nicht vorbei; andere Kohle aber, als die aus den Bergen am oberen Tigris, iſt in Moſſul kaum zu bekommen.

Nach dem jetzt geſchloſſenen Abkommen zwiſchen der Bagdadbahngeſellſchaft und der türkiſchen Regierung ſoll die Bahn in fünf Jahren bis Bagdad fertig gebaut ſein. Das iſt nur erreichbar, wenn tatſächlich, wie jetzt geſchieht, an möglichſt vielen Stellen gleichzeitig mit dem Bau der noch fehlenden Strecke begonnen wird. Meißner-Paſchah, der Erbauer der Mekkabahn, jetzt Chefingenieur der Bagdadbahn, iſt bereits in Bagdad, um die Arbeiten von dorther nordwärts in Angriff zu nehmen. Die Materialien dazu werden auf dem Seeweg bis Baſra und dann mit Flußdampfern den Tigris hinaufgeſchafft. Von Aleppo aus wird gleichzeitig nach Oſten gegen den Euphrat und nach Norden gegen Baghtſche gearbeitet, wo ein mehrere Kilometer langer Tunnel durch den Amanus gebohrt werden muß, ebenſo von Adana oſtwärts gegen Baghtſche und nordwärts gegen den Taurus. Dieſer letzteren Strecke ſtreben auch die Arbeiten von dem jetzigen Endpunkt der Bahn auf dem anatoliſchen Hochlande zur Überwindung des Gebirges entgegen.

Beſchleunigung liegt vor allen Dingen unter politiſchen Geſichtspunkten im dringlichen Intereſſe der Türkei. Erſtens iſt jetzt das ganze von Aleppo nach Süden ſich erſtreckende ſyriſche Bahnnetz, einſchließlich der Mekkabahn, ohne Verbindung mit Anatolien und der Hauptſtadt. Zur Beſeitigung dieſes Übels iſt es nötig, daß die etwa 500 Kilometer breite eiſenbahnloſe Lücke zwiſchen dem Nordfluß des Taurus und Aleppo durch eine Schienenſtrecke geſchloſſen wird. Von dem Zeitpunkt an iſt die Türkei auch mit den Truppenſendungen nach Arabien mindeſtens bis Mekka unabhängig von dem Seewege. Zweitens hängen Meſopotamien und das Irak, das Gebiet von Bagdad, verhältnismäßig loſe an dem übrigen Reich, wenn keine Eiſenbahn dorthin führt. . . Früher, ſolange keine andere Macht ein Auge auf Bagdad geworfen hatte, waren damit weniger politiſche als wirtſchaftliche Übelſtände verbunden, oder politiſche doch nur inſofern, als es ausgeſchloſſen war, die Beduinen gehörig in Ordnung zu halten und dadurch Sicherheit für die Wiederausdehnung des Landbaues zu ſchaffen.

Seit aber Lord Curzon Vizekönig von Indien geworden war und namentlich seit Eduard VII. von England den Thron bestieg, offenbarte sich mit aller Deutlichkeit als Ziel der englischen Politik die Herstellung des territorialen Zusammenhangs zwischen dem Indischen und dem Ägyptisch-Afrikanischen Reiche Englands. Dazu bedurfte es natürlich einer vorwaltenden politischen Einflußstellung in Arabien, Südpersien und dem Bagdadgebiet. Südpersien ist seit dem bekannten englisch-russischen Vertrag anerkannte englische Interessensphäre; was Arabien betrifft, so weiß man, daß der dortige Aufstand gegen die Türken schon seit Jahr und Tag beendet wäre, wenn die Insurgenten nicht durch Waffeneinfuhr und andere über das „Moralische" merklich hinausgehende Unterstützung von inoffizieller englischer Seite gekräftigt würden, und daß im übrigen nicht nur die Küsten, sondern auch das Innere der Halbinsel unter englischen Einfluß gebracht sind. Es bleibt also eigentlich nur noch das Irak übrig, und für dieses stellte Willcocks, der frühere Chef des ägyptischen Bewässerungswesens und Urheber des großartigen Systems der Nilbarragen, vor zehn Jahren in einem öffentlichen in Kairo gehalten Vortrage das Programm auf: Wiederherstellung der alten Bewässerungswerke mit englischen Gelde, Besiedelung des Landes mit indischen und ägyptischen Bauern, das heißt mit englischen Untertanen, und Bau einer Eisenbahn von Bagdad den Euphrat entlang nach der syrischen Mittelmeerküste. Eine solche Linie hätte ihren Anfang im militärischen Machtbereich Indiens gehabt, denn von dort können Truppen zu Wasser leicht bis Bagdad gebracht werden, und geendet hätte sie in der Mitte zwischen den beiden seestrategischen Positionen Englands im östlichen Mittelmeerbecken, Cypern und Ägypten. Diese Eisenbahnidee hat Willcocks noch vor anderthalb Jahren in einem Vortrage in der Geographischen Gesellschaft in London verfochten; im übrigen aber ist man in England seit dem Beginn des neuen Regimes in der Türkei bedeutend vorsichtiger mit Äußerungen und Plänen, den „mittleren Osten" betreffend, geworden. Fast hatte man es schon erreicht, daß jene höchst verfängliche, von Willcocks gestellte Frage, ob der große Zukunftskanal in Irak der „Kanal des Kaisers von Indien" oder der „Kanal des Kaisers von Deutschland" heißen solle, vergessen war. Als dann die Revolution vom Juli 1908 ausbrach und die neue Türkei entstand, schwamm zunächst das ganze Jungtürkentum in Begeisterung und Verbrüderung mit der „Mutter der Freiheit" und der „Mutter der Parlamente". Gerade von der englischen Seite her versahen sich die Jungtürken aller nur möglichen Förderung. Englands politische Ziele im nahen und mittleren Osten bedingen aber das Prinzip: eine gute Türkei, eine schwache Türkei! Ein starkes türkisches Staatswesen ist für England politisch höchst unbequem, und das hat sich auch bald genug praktisch gezeigt. Gleich nach der Revolution suchte die englische Regierung den Englandenthusiasmus der Jungtürken fruchtbar zu machen, indem das Schiffahrtsmonopol auf dem

Euphrat und Tigris einer engliſchen Geſellſchaft, der Lynch-Company, zugeſchanzt werden ſollte. In Konſtantinopel war man drauf und dran Ja zu ſagen, aber die Bevölkerung in Bagdad und in Vilajet erhob ſo heftigen Widerſpruch gegen die Auslieferung der Tigrisſchiffahrt an die Fremden, daß die Verhandlungen ins Stocken kamen, und ob ſie jetzt noch zu dem von England gewünſchten Ziele führen können, iſt fraglich, denn mittlerweile ſind die wahren Grundlagen der engliſchen Politik auch den führenden Perſönlichkeiten innerhalb des Jungtürkentums deutlich geworden. Die jungtürkiſche Erhebung beruhte von vornherein auf der Armee; die Armee hat ſeitdem auch die politiſche Leitung des Reichs in der Hand behalten; ſie hat das Programm der allgemeinen türkiſchen Regeneration aufgeſtellt und unter ihrem Schutze und ihrer Aufſicht wird es durchgeführt. Dazu ſollen alle Kräfte und alle Nationalitäten unter dem Halbmond zuſammengefaßt werden. Der Generaliſſimus und jetzige Kriegsminiſter Mahmud Schewket-Paſchah äußerte in einer Unterhaltung mit mir und meinem Freunde, Dr. Jaekh, über die Armeereform: „Wir wollen alle Kräfte dem ottomaniſchen Vaterlande dienſtbar machen, wir werden alle Nationen und Bekenntniſſe zum Heeresdienſte heranziehen, wir werden liberaler ſein als Sie und ſogar Juden zu Offizieren machen!“ Alle materiellen und moraliſchen Kräfte innerhalb der Türkei werden jetzt auf das eine Ziel hin angeſpannt: Wehrhaftmachung des Staats. Die Stimmung in den ſogenannten militärtürkiſchen Kreiſen iſt ganz eine ähnliche, wie zwiſchen 1861 und 1866 in Preußen, nur daß die parlamentariſche Oppoſition gegen die Voranſtellung der Armeereform vor alle anderen Ziele fehlt oder doch ſo ſchwach iſt, daß ſie ſich öffentlich nicht hervorwagt. Dieſe Männer, Mahmud Schewket, der Marineminiſter Mahmud Mukhtar und ihr Stab, glauben, daß nur eine militäriſch ſtarke Türkei imſtande iſt, ihre nationalen Angelegenheiten nach innen und nach außen ſelbſtändig zu beſorgen; ſie glauben, daß eine politiſche Kriſis, in die die Türkei mangelhaft gerüſtet und bewehrt hineingezogen werden könnte, jetzt zum Zuſammenbruch des Staates führen könnte. Daher wird alles für die Wehrhaftmachung eingeſetzt. Als man aber Geld brauchte, um die Flotte zu vermehren, um die Armee neu zu bewaffnen, um Feſtungswerke und einige kleinere Eiſenbahnlinien von unmittelbarer ſtrategiſcher Wichtigkeit herzuſtellen, da verſagte erſt Frankreich und dann England. Unerwarteterweiſe ſprang dagegen Deutſchland ein. Dieſe Erfahrung hat in der Türkei gewaltig ernüchternd gewirkt, und ſie hat wohl das Entſcheidende zu dem Entſchluß beigetragen, den Bau der Eiſenbahn nach Bagdad mit allen Mitteln zu fördern. Jetzt wiſſen die Türken, daß England keine ſtarke Türkei will, und jetzt erinnert man ſich in Konſtantinopel und Saloniki an jenes Programm Willcocks-Curzon, an den Kanal des „Kaiſers von Indien“ und die Beſiedelung des Bagdadgebiets vom Nil und vom Indus her. Durch die Kräftigung der Türkei wird nicht nur jener Plan zer-

ſchnitten, aus den Kontinenten um den Indiſchen Ozean ein engliſches Weltreich zu ſchaffen, ſondern auch die muhammedaniſchen Staaten des mittleren Oſtens, die England zur Aufſaugung beſtimmt hat, Perſien, Afghaniſtan und die arabiſchen Fürſtentümer, erhalten früher oder ſpäter einen materiellen und moraliſchen Rückhalt an der neu erſtehenden türkiſch-islamiſchen Vormacht. Aus dieſem Grunde können die Türken ſicher ſein, daß ſie die engliſche Politik, ſei es maskiert, ſei es unmaskiert, auf allen Wegen finden werden, die der türkiſchen Kraft abträglich ſind. Das wiſſen die Türken jetzt, und jetzt fangen ſie an, ihre Politik darnach einzurichten. Was aber Deutſchland betrifft, ſo iſt ſeine gebotene Stellungnahme in dieſem Spiel ſehr einfach. Die einzige Gefahr, die unſerer nationalen Zukunft droht, iſt ein von der engliſchen Seite her kommender Angriffskrieg. Jede Macht, die für uns als Bündnisfaktor gegen dieſe Gefahr wertvoll werden kann, müſſen wir fördern und ſtützen. Durch Anatolien und Syrien führt der Weg vom Bosporus nach Ägypten, der Weg, den 1516 und 1517 Sultan Selim I. von Konſtantinopel aus marſchiert iſt, und den 300 Jahre ſpäter Ibrahim-Paſcha in umgekehrter Richtung an der Spitze ſeines Heeres zurücklegte. In Ägypten kann England die Antwort auf den Angriff gegen eine europäiſche Feſtlandsmacht faſt mit derſelben Wirkſamkeit erhalten, wie vor der Themſemündung — aber nicht mit Hilfe einer ſchwachen, ſondern nur mit Hilfe einer ſtarken Türkei.

Jemand, dem die heutige Türkei ſehr viel verdankt, hat vor Jahren einmal geſagt: die Türken werden dann am ſtärkſten ſein, wenn ſie ſich entſchließen, ihre überſeeiſchen Beſitzungen aufzugeben. „Überſeeiſch“ im Sinne dieſes Wortes iſt von Anatolien aus gemeint: es fallen alſo die europäiſchen Provinzen, das afrikaniſche Tripolis und Arabien darunter. Damals dachte aber noch niemand, daß es der Türkei möglich werden würde, eine Mekkabahn zu bauen. Die Mekkabahn iſt gebaut; ſie wurde ſogar noch unter dem alten Regime fertig, und Arabien bis zum Hedſchas iſt alſo jetzt leidlich ſolide mit dem übrigen Körper des Reichs verbunden. Auch die Amputation des europäiſchen Reſtes, den die Türken noch beſitzen, wird ihnen jetzt ſo bald niemand im Ernſte vorſchlagen wollen. Wenn die Bagdadbahn fertig iſt, wird die erneuerte Türkei einer der ſtärkſten Faktoren der geſamten europäiſch-orientaliſchen Politik zwiſchen der Themſe und dem Indus. Gerade darum könnte es aber ſein, daß wir noch den Verſuch erleben, ſie unſchädlich zu machen, bevor die Dinge ſoweit ſind. Noch zwei bis drei Jahre, dann pfeift die Lokomotive in Aleppo und die Bauzüge rollen über den Euphrat. Vielleicht nimmt man aus dem Brunnen Rebekkas Waſſer für die Keſſel der Bagdadbahn. Wenn es ſoweit iſt und es iſt Friede bis dahin geblieben, dann werden Deutſche und Türken die kritiſche Epoche ihrer nationalen Konſolidierung glücklich überſtanden haben..

Die Hirtenflöte/ Novelle von Arthur Schnitzler

I.

Ein Mann aus wohlhabender Familie, der ſich als Jüngling in ſtädtiſcher und ländlicher Geſellſchaft vielfach umgetan und allerlei Wiſſenſchaften und Künſte als Liebhaber betrieben hatte, unternahm in reiferen Jahren Reiſen in ferne Lande und kehrte erſt mit ergrauenden Haaren in die Heimat wieder. In ſtiller Gegend am Waldesrand baute er ſich ein Haus mit dem Ausblick nach der weiten Ebene und nahm die anmutige eben erſt verwaiſte Tochter eines Landwirts zur Frau. Eltern und Verwandte waren ihm längſt geſtorben, zu den Freunden von einſt fühlte er ſich nicht hingezogen, neue zu gewinnen lockte ihn wenig; und ſo gab er ſich in dieſer beinahe ſtets von einem blauen Himmel überhellten Landſchaft der von ihm beſonders geliebten Kunde vom Lauf der Sterne hin.

Einmal in einer ſchwülen Nacht, da Erasmus wie gewöhnlich im Turm ſeiner Beſchäftigung nachgehangen, erhob ſich Dunſt aus den feuchten Wieſen und trübte allmählich jede Ausſicht nach den himmliſchen Fernen. Erasmus ſchritt die Treppe hinab; und früher als er es in klaren Nächten zu tun pflegte, betrat er das eheliche Gemach, wo er ſeine Gattin ſchon ſchlafend fand. Ohne ſie zu wecken ließ er den Blick lange auf ihr weilen, und, obgleich ihre Lider geſchloſſen und ihre Züge ohne Regung blieben, betrachtete er ſie mit angeſpannter ſtetig wachſender Aufmerkſamkeit, als müßte er in dieſer Stunde hinter der friedlich glatten Stirn das Treiben von Gedanken erkunden, die ihm bisher verborgen geblieben waren. Endlich löſchte er das Licht, ſetzte ſich auf einen Lehnſtuhl am Fußende des Betts hin, und im Schweigen der Nacht überließ er ſich einem völlig ungewohnten Sinnen über das Weſen, mit dem er ſeit drei Jahren in ruhig unbekümmerter Ehe verbunden, und das ihm heute zum erſtenmal wie eine Unbekannte erſchienen war. Erſt als das hohe Fenſter vom aufſteigenden Frühlicht zu erſchimmern begann, erhob er ſich und wartete dann geduldig, bis unter ſeinem Blick Dionyſia tief Atem holte, ſich dehnte, die Augen aufſchlug und ihn mit heiterem Morgenlächeln begrüßte. Da ſie ihn aber mit ſo ungerührtem Ernſte am Fußende des Bettes ſtehen ſah, fragte ſie verwundert und vorerſt im ſcherzenden Ton: „Was iſt dir denn begegnet, mein Erasmus? Haſt du dich heute nacht auf dem Himmel nicht zurecht gefunden? Gab es der Wolken zu viele? Oder entlief dir irgendein Stern in die Unendlichkeit, aus der du ihn ſelbſt mit deinem neuen vortrefflichen Fernrohr nicht mehr zurückzuholen vermochteſt?“ Erasmus blieb ſtumm.

Dionyſia richtete ſich ein wenig auf, ſah ihren Gatten forſchend an und fragte weiter: „Warum antworteſt du nicht? Iſt dir etwas Übles widerfahren? Fühlſt du dich krank? Oder ſollte ich dich am Ende gar gekränkt haben ohne

mein Wiſſen? Das muß ich wohl am eheſten vermuten. Denn über jede andere Unbill dich zu beruhigen oder zu tröſten wäre ich ja ſelber da, und du bliebſt mir nicht ſo lange die Antwort ſchuldig."

Nun endlich entſchloß ſich Erasmus zu ſprechen. „Von dir, Dionyſia," begann er, „kann mir diesmal freilich weder Beruhigung noch Troſt kommen, denn mein nachdenkliches Weſen rührt eben daher, daß ich viele Stunden lang über dich nachgeſonnen und mir zu gleicher Zeit bewußt ward, daß ich es bis zu dieſer Nacht niemals getan hatte!"

Dionyſia, auf ihre Polſter geſtützt, lächelte. „Und weißt du nun anders oder beſſer als früher, daß du eine zärtliche, treue und glückliche Frau dein eigen nennſt?"

„Es iſt wohl möglich," entgegnete Erasmus trüb, „daß du das wirklich biſt; das Schlimme iſt nur, daß ich es nicht wiſſen kann und daß du es ebenſowenig wiſſen kannſt als ich."

„Was ſprichſt du da? Woher kommen dir mit einem Male ſolche Zweifel?"

„Das will ich dir ſagen, Dionyſia. Niemals war mir — niemals dir, die früher im Frieden ihres väterlichen Hauſes und jetzt an meiner Seite ſtill dahingelebt hat, Gelegenheit gegeben, dich kennen zu lernen. Woher alſo nimmſt du, woher nehme ich das Recht überzeugt zu ſein, daß deine Zärtlichkeit Liebe, deine Unbeirrtheit Treue, das Gleichmaß deiner Seele Glück bedeuten, und ſich auch im Drang und Sturm eines bewegteren Lebens ſo bewähren würden?"

Nun nickte Dionyſia wie beruhigt. „Glaubſt du wirklich," fragte ſie, „daß bisher noch niemals Verſuchungen an mich herangetreten ſind? Habe ich dir etwa verſchwiegen, daß ſich, ehe du meine Hand begehrteſt, andere Männer um mich beworben haben, jüngere, reichere, ja ſogar weiſere als du? Und ohne dein Erſcheinen vorherſehen zu können, mein teuerer Erasmus, habe ich ſie alle ohne Bedenken abgewieſen. Und auch in dieſen Tagen, wenn an unſerm Gartenzaun Wanderer vorbeiziehen, ſehe ich in ihren jungen Augen gar gefährliche Fragen und Wünſche glühen. Keinem hat mein Blick je Antwort gegeben. Auch die fremden Gelehrten, die ſich mit dir über die Kometen kommender Jahrhunderte unterhalten, verſäumen ſelten eine Gelegenheit, durch Augenſpiel und Lächeln mir anzudeuten, daß meine Huld ihnen werter wäre als alle Kunde von Sonne, Mond und Sternen. Habe ich einem von ihnen jemals andere Höflichkeit erwieſen als ſie eben Gäſten geziemt, die an unſerem Tiſche ſpeiſen?"

Spöttiſch erwiderte Erasmus: „Du bildeſt dir gewiß nicht ein, Dionyſia, daß du mir, der ich die Menſchen kenne, mit dieſen deinen Worten etwas Neues erzählt haſt. Aber wenn dein Betragen auch immer ohne Fehle geweſen iſt, weiß ich darum, und weißt du es ſelbſt, Dionyſia, ob deine Unnahbarkeit den wahren Ausdruck deines Weſens vorſtellt; — oder ob du nur deshalb allen Werbungen widerſtanden haſt, und dich entſchloſſen glaubſt, ihnen auch in Zukunft zu widerſtehen, weil du bisher gar nie auf den Gedanken kamſt, daß es anders

ſein könnte, oder weil du insgeheim fürchteſt der gewohnten Behaglichkeit deines Daſeins für alle Zeit verluſtig zu werden, wenn du je verſuchteſt, dich über die Gebote ehelicher Sitte hinwegzuſetzen?"

„Ich verſtehe nicht," rief Dionyſia betroffen, „was du mit alldem ſagen willſt? Ich habe nicht die geringſte Luſt, dergleichen zu verſuchen und verſichere dich, daß ich mich in meinem jetzigen Zuſtand vollkommen zufrieden und glücklich fühle."

„Daran zweifle ich nicht, Dionyſia. Aber verſtehſt du denn noch immer nicht, daß mir das gar nichts mehr bedeutet, nichts bedeuten kann, nun, da mir in ſtiller Nachtſtunde die Einſicht geſchenkt ward, daß das tiefſte Geheimnis deiner Seele noch verborgen und unerweckt in dir ruhen mag? Um aber die Ruhe wiederzufinden, die mir ſonſt für ewig verloren wäre, iſt es unerläßlich, daß dieſes Geheimnis ans Licht gebracht werde; und darum, Dionyſia, habe ich beſchloſſen, dich frei zu geben."

„Mich frei zu geben?" wiederholte Dionyſia ratlos mit weitgeöffneten Augen.

Unbeirrt fuhr Erasmus fort: „Höre mich wohl an, Dionyſia, und verſuche mich zu verſtehen. Von dieſem Augenblick an begebe ich mich aller Rechte auf dich, die mir bisher eingeräumt waren: des Rechts dich zu warnen, dich zurückzuhalten, dich zu ſtrafen. Ja, ich verlange vielmehr, daß du jeder Neugier, die ſich in dir regt, jeder Sehnſucht, die dich lockt, ohne Zögern Folge leiſteſt, wohin ſie dich auch führe. Und zugleich ſchwöre ich dir, Dionyſia: du magſt von hier gehen, wohin du willſt, wann du willſt, mit wem du willſt — magſt heute heimkommen oder in zehn Jahren — als Königin oder Bettlerin, unberührt oder als Dirne — du wirſt jederzeit dein Gemach, dein Bett, dein Gewand in dieſem Haus bereit finden, wie du ſie verlaſſen; und von mir, der weiter hier verweilen, aber nicht deiner warten wird, für alle Zukunft keinen Vorwurf oder auch nur eine Frage zu fürchten haben."

Dionyſia ſtreckte ſich ruhig im Bette hin, die Hände über dem Haupt verſchlungen und fragte: „Iſt es Ernſt oder Scherz, was du hier ſprichſt?"

„Es iſt ſo völlig Ernſt, Dionyſia, daß nichts auf dieſer Welt, keine Bitte und kein Flehen mich bewegen könnten, die Worte, die ich eben geſprochen, wieder zurückzunehmen. Verſteh mich alſo wohl, und nimm's in ſeiner ungeheuerſten Bedeutung, Dionyſia, du biſt frei." Und er wandte ſich wie zum Abſchied von ihr fort.

In demſelben Augenblick warf Dionyſia die Decke ab, eilte zum Fenſter, riß es auf, und wäre Erasmus nicht herzugeeilt, ſo hätte ſie im nächſten Augenblick zerſchmettert in der Tiefe liegen müſſen.

„Unglückliche!" rief er aus, die Zitternde in den Armen haltend, „was wollteſt du tun?"

„Ein Leben enden, das mir nichts mehr wert iſt, da ich dein Vertrauen verloren habe."

Erasmus' Lippen berührten die Stirne der Gattin, die in seinen Armen die Besinnung zu verlieren schien, und er atmete tief.

Mit einem Male lösten sich aus dem Schweigen des Tales, das im Morgengrauen dalag, liebliche Töne. Dionysia öffnete die Augen, sie horchte auf, und ihre Züge, die eben noch wie in verzweifelter Müdigkeit erschlafft gewesen, spannten neu sich an. Erasmus gewahrte es und entließ Dionysia sofort aus seiner Umarmung. „Erkennst du, was eben zu uns heraufklingt?" fragte er. „Es sind die Töne einer Hirtenflöte. Und siehe, ohne daß du es dir gestehen möchtest, ja, ohne daß du dir dessen so recht bewußt wärst, regt sich in dir, die soeben bereit war in den Tod zu gehen, die Neugier, zu erfahren, an welchen Lippen die Flöte ruht, der diese Töne entklingen. So ist es denn Zeit für dich, Dionysia, ganz zu erfassen, was du früher vielleicht nicht fassen konntest: daß du frei bist. Folge dieser ersten Lockung, die an dich ergeht — und jeder andern, die noch kommen mag, gerade so wie dieser. Zieh hin, Dionysia, dein Schicksal zu erfüllen, ganz du selbst zu sein."

Mit wehem Erstaunen wandte Dionysia den Blick ihrem Gatten zu.

„Zieh hin," wiederholte Erasmus entschiedener als vorher. „Dies ist mein letzter Befehl an dich. Vielleicht bedeutet dieser Flötenton die einzige Lockung, der zu unterliegen du bestimmt bist, vielleicht die erste nur von wenigen oder vielen. Vielleicht ruft eine andere dich in der nächsten Stunde schon zurück nach Hause, vielleicht erscheinst du in Jahren, vielleicht niemals wieder. Des einen aber sei immer eingedenk: wann du auch wiederkehrst und mit welchen Erinnerungen beladen, — Bett, Gewand und Wohnstatt warten deiner; keine Frage und kein Vorwurf wird dich kränken, und ich selbst werde dich nicht anders empfangen als an dem Abend, da du als meine junge Gattin über diese Schwelle tratest. Und nun, Dionysia, leb wohl." Mit diesen Worten und einem letzten Blick wandte er sich ab, schritt zur Türe hin, schloß sie hinter sich ab und wandelte langsam die Treppe hinauf, nach seinem Turmgemach. Noch nicht lange stand er oben an der kleinen Fensterluke, die Augen talwärts gewandt, als er sah, wie seine Gattin in einem seltsam schwebenden Gang, den er nie an ihr gekannt hatte, über die Wiese, eilte dem nahen Walde zu, aus dessen Schatten das Flötenlied ihr entgegenklang. Bald verschwand sie unter den Bäumen, und in der nächsten Minute hörte Erasmus die Flöte verstummen.

2.

Der junge Hirte, der unter einem Baum liegend durch die Blätter zum Blau des Himmels emporgeblinzelt hatte, ließ die Flöte von den Lippen sinken, als er ein Rauschen in seiner Nähe vernahm. Er war nicht wenig erstaunt, da er eine junge Frau im weißen, wallenden Nachtgewand mit bloßen Füßen vor sich im Moose stehen sah. „Was willst du?" fragte er. „Warum

blickſt du mich ſo böſe an? Iſt es etwa nicht geſtattet, hier zu früher Stunde Flöte zu blaſen? Habe ich dich aus deinem Morgenſchlummer erweckt? So wiſſe, ich bin es gewohnt, mit der Sonne aufzuſtehen und zu blaſen, wann es mir beliebt. Und dabei wird es bleiben, das glaube mir." Mit dieſen Worten ſchüttelte der Hirte das Haupt, ſo daß die Locken flogen, ſtreckte ſich wieder der Länge nach hin, blinzelte in die Höhe und ſetzte die Flöte an den Mund.

„Wer biſt du?" fragte Dionyſia bewegt.

Ärgerlich ſetzte der Jüngling die Flöte ab und erwiderte: „Es dürfte nicht ſchwer zu merken ſein, daß ich ein Hirte bin." Und er blies weiter.

„Wo iſt deine Herde?" fragte Dionyſia.

„Siehſt du es nicht dort zwiſchen den Baumſtämmen weiß zu uns herſchimmern? In jener Lichtung weiden meine Schafe. Aber ich rate dir nicht, nahe hinzugehen, denn ſie ſind ſcheu und fliehen nach allen Windrichtungen, wenn ſie Fremde in ihrer Nähe ſpüren." Und wieder wollte er die Flöte an ſeine Lippen ſetzen.

„Wie kommſt du in dieſe Gegend?" fragte Dionyſia. „Ich kenne dich nicht."

Jetzt ſprang der Jüngling auf und erwiderte zornig: „Ich ziehe mit meiner Herde durch das ganze Land. Den einen Tag bin ich hier, den zweiten dort, den dritten anderswo, und daher habe ich ſchon allerlei erlebt. Aber das iſt mir wahrlich noch nie vorgekommen, daß in aller Morgenfrühe Damen im Nachtgewand vor mir im Mooſe ſtehen und mich um Dinge fragen, die ſie nichts kümmern, juſt wenn ich die Flöte blaſen und in die junge Sonne blinzeln will." Er maß Dionyſia verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen, ſetzte die Flöte an den Mund und ſpazierte blaſend davon der ſchimmernden Lichtung zu. Da ſchämte ſich Dionyſia ihrer bloßen Füße und ihres Nachtgewands, und ſie wandte ſich, um nach Hauſe zu gehen. Während aber die Töne immer ferner klangen, fuhr es ihr durch den Sinn: der freche Knabe! Ich möchte ſeine Flöte zerbrechen. Und es fiel ihr ein, daß ſie nicht das Recht hatte nach Hauſe zurückzukehren, ehe ſie dieſem Wunſche nachgegeben, und eilends folgte ſie den Flötentönen durch den Wald. Das Geäſt ſchlug über ihrer Stirn zuſammen, die Blätter blieben ihr im offenen Haar hangen und Wurzelwerk ſchlang ſich um ihre Füße. Sie aber kehrte ſich nicht daran, brach die Zweige, die ihrem Schreiten hinderlich waren, mit ihren feinen Fingern, entwand ſich dem Erdgeflecht und ſchüttelte die Blätter aus ihrem Haar. Als ſie aus dem Wald heraustrat, ſenkte ſich die grüne Wieſe vor ihr mit blauen, roten und weißen Blumen, und jenſeits, wo der Wald wieder anfing, ſtand der Hirt mitten unter ſeinem ſchimmernden Getier, und ſeine Locken leuchteten im Sonnenglanz. Er ſah Dionyſia herankommen, runzelte die Brauen und wies die Nahende mit befehlender Gebärde von dannen. Sie aber ließ ſich nicht abhalten, ſchritt gerade auf ihn zu, nahm dem Staunenden die Flöte aus der Hand, brach ſie entzwei und ſchleuderte ihm

die Stücke vor die Füße hin. Jetzt erst schien er zur Besinnung zu kommen, packte Dionysia an den Handgelenken und wollte sie zu Boden werfen. Sie wehrte sich, stemmte sich ihm entgegen, seine Augen glühten zornig in die ihren, sein hastender Atem fauchte ihr über die Stirn. Er preßte die Lippen zusammen, sie lachte: plötzlich ließ er ihre Hände frei und umfaßte ihren Leib mit beiden Armen. Heftig wallte es in ihr auf, und sie wollte sich ihm entreißen. Aber da er sie immer mächtiger an sich heranzog, drängte sie selbst sich ihm entgegen, ermattete, sank aufs Gras und mit ungeahnter Wonne gab sie sich seinen grimmigen Küssen hin. —

Manche Tage wandelte sie nun mit dem Hirten und seiner Herde durchs freie Land. In den heißen Mittagsstunden ruhten sie im Schatten der Bäume, nachts schliefen sie auf einsam weiten Auen. Die Herde, sonst gewohnt einem Flötenspiel zu folgen, das nun für immer verstummt schien, verlief sich allmählich, und am Ende hüpfte nur mehr ein kleines Lämmchen neben dem Paare einher.

Da kam nach hundert Sonnentagen und hundert Sternennächten an einem trüben Morgen ein rauher Wind über die Wiese gesaust, auf der die Liebenden geschlafen hatten, und Dionysia erwachte schaudernd. „Wach auf," rief sie über den Hirten hin, „erhebe dich, mich friert. Fern im Morgennebel sehe ich Häuser liegen; hier läuft der Weg hinab, gehe rasch, kaufe mir Schuhe, Kleid und Mantel."

Der Hirte stand auf, trieb das letzte Lämmchen vor sich her, verkaufte es in der Stadt, und für den Erlös brachte er Dionysia, was sie gewünscht hatte. Als Dionysia neu gekleidet war, streckte sie sich wieder auf den Boden hin, kreuzte die Arme über ihrem Haupt und sagte: „Nun möchte ich gerne wieder einmal etwas auf der Flöte spielen hören."

„Ich habe keine Flöte mehr," erwiderte der Hirte. „Du hast sie mir zerbrochen."

„Du hättest sie fester halten sollen," erwiderte Dionysia. Dann sah sie um sich und fragte: „Wo ist denn unser silberwolliges Gefolge?"

„Es hat sich verlaufen, da es mein Flötenspiel nicht mehr hörte," antwortete der Jüngling.

„Warum hast du nicht besser achtgegeben?" fragte Dionysia.

„Ich habe mich um nichts gekümmert als um dich," erwiderte der Jüngling.

„Heute morgen sah ich ja noch ein Lämmchen neben uns ruhn."

„Das hab ich verkauft, um dir Schuhe, Kleid und Mantel zu bringen."

„Wärst du mir nicht gehorsam gewesen," sagte Dionysia ärgerlich, erhob sich und wandte sich ab.

„Wohin willst du denn?" fragte der Hirte schmerzlich erstaunt.

„Nach Hause," erwiderte Dionysia, und sie fühlte ein leises Sehnen nach Erasmus.

„Das ist ein weiter Weg," sagte der Hirt, „allein findest du nicht zurück; ich will dich geleiten."

„Das könnte mir fehlen, daß ich den weiten Weg zu Fuße gehe.“

In dieſem Augenblick fuhr unten auf der Landſtraße ein Wagen vorüber. Dionyſia rief laut und winkte mit der Hand. Aber der Kutſcher kümmerte ſich nicht darum, hieb auf die Pferde ein und trieb ſie vorwärts. Dionyſia rief noch lauter. Da neigte ſich jemand aus dem Wagenfenſter und wandte ſich nach der Richtung, aus der die Stimme tönte. Als er der ſchönen Frau gewahr wurde, befahl er dem Kutſcher zu halten, ſtieg aus dem Wagen und ging Dionyſia entgegen, die die Wieſe heruntereilte.

„Was willſt du?“ fragte er. „Warum haſt du gewinkt und gerufen?“

„Ich bitte dich,“ erwiderte Dionyſia, „gönne mir einen Platz in deinem Wagen und führe mich in meine Heimat.“ Und ſie nannte ihm den Ort, wo das Haus ihres Gatten ſtand.

„Gern will ich deinen Wunſch erfüllen, wunderſchöne Frau,“ erwiderte der Fremde, „aber es iſt weit in deine Heimat, und da ich eben erſt von einer Reiſe heimkehre, muß ich auf einen Tag nach Hauſe, um nach meinen Geſchäften zu ſehen. Doch ſollſt du mir in meinen Räumen willkommen ſein, und ehe du dich auf die Heimreiſe begibſt, ſoll ein Tag und eine Nacht der Ruhe dich wohl erquicken.“

Dionyſia war es zufrieden, der Reiſende öffnete höflich den Wagenſchlag, ließ die junge Frau einſteigen, die ſich in die Ecke lehnte, ohne ſich noch einmal umzuwenden und nahm an ihrer Seite Platz. Die Kutſche ſetzte ſich in Bewegung. Sie fuhr zuerſt auf der Landſtraße zwiſchen grünem Gelände, dann zwiſchen kleinen wohlgehaltenen Häuſern weiter.

„Wo ſind wir?“ fragte Dionyſia.

„Was du hier ſiehſt,“ erwiderte der Fremde, „iſt alles mein. Ich baue Maſchinen für das ganze Land und in den Dörfern, durch die wir fahren, wohnen die Arbeitsleute, die mir dienen.“ Während er dieſe Worte ſprach, betrachtete Dionyſia ihn aufmerkſamer, und ſie ſah, daß ſeine ſchmalen Lippen von verhaltener Kraft ſchwollen und ſeine hellen Augen ſtolz und wie unerbittlich vor ſich hinblickten.

Mit Anbruch der Nacht hielt die Kutſche vor einem ſchloßartigen Gebäude. Das Tor öffnete ſich. Eine marmorweiße Halle ſtrahlte von vielen Lichtern wieder. Auf den Ruf ihres Herrn erſchien ein Mädchen, geleitete Dionyſia in ein behaglich ausgeſtattetes Gemach, war ihr beim Auskleiden behilflich und wies ihr dann den anſtoßenden kriſtallblauen Raum, wo ein Bad bereitet war, in deſſen laue Fluten Dionyſia mit Behagen tauchte. Nachher erſchien das Mädchen wieder und fragte Dionyſia, ob ſie allein oder in Geſellſchaft des Herrn zu ſpeiſen wünſche. Dionyſia erklärte, heute für ſich bleiben zu wollen, denn ſchon wußte ſie, daß ſie lange genug hier verweilen würde, um ihren Gaſtgeber ſo nahe kennen zu lernen, als es ſie gelüſtete. —

Es war Herbst gewesen, da Dionysia in das Schloß gekommen war; das Frühjahr nahte, und noch weilte sie, doch längst nicht mehr als Gast, sondern als Gefährtin des Hausherrn, und als Herrin des Hauses. Von ihrem Balkon aus war der Blick frei auf weites hügeliges Land. Aus fernen Talmulden ragten Schlöte auf, der Wind brachte das Geräusch von Räderschnurren und Hämmerschlag, und an dunklen Abenden verglühten über den Rauchfängen hastige Funken in den Lüften. Nah ans Schloß gerückt, eng aneinander gedrängt und von ärmlichen Gärtchen umgeben, standen Wohnhäuser in langen Reihen, aber ein dichter Wald hielt auch die nächsten vom Schlosse ab. Hinter den letzten Maschinenhäusern strebte Ackerland hügelaufwärts und senkte sich wieder nach unsichtbaren Ebenen, doch verrieten ferne Rauchsäulen, daß auch jenseits der Hügel ein Bezirk der Arbeit sich dehnte. Das Schloß selbst stand in einem Park, der sich so weithin streckte, daß Dionysia, die sich täglich darin zu ergehen pflegte, noch in den letzten Wintertagen ihr unbekannt gebliebene Stellen entdeckte. Zuweilen um die Mittagsstunde oder des Abends begleitete sie auf ihren Spaziergängen der Gutsherr, und sie erfuhr von ihm, daß noch vor kaum zwei Jahrzehnten dieser Park eine Art von Urwald gewesen, daß an der Stelle des Schlosses ein kleines Haus gestanden und daß unten, wo jetzt hundert Schlöte rauchten, unter Bauernhütten eine einzige arme Schmiede Arbeit verrichtet hatte. Aber alles, was seither ringsum entstanden war, sollte nicht mehr zu bedeuten haben als den Anfang größeren Werkes. Schon rührte es sich an den Gemarken des freien Hügellandes, sumpfige Stellen wurden trocken gelegt, Bächen wurde durch Wehr und Damm Widerstand und neue Kraft gegeben, Wälder wurden ausgeholzt, im nächsten Sommer sollte eine Riesenhalle fertig stehen, um die Modelle aller Maschinen aufzubewahren, die jemals von hier in die Welt gegangen waren und noch gehen sollten.

Oft erschienen Gäste auf dem Schloß; Erfinder, Baumeister, Abgesandte des Fürsten, Bevollmächtigte fremder Staaten. Einige schieden befriedigt und leichtgemut, andere unlustig und betroffen. Des Gutsherrn Wort aber schien stets von gleichem Ernst und Gewicht, und immer fühlte Dionysia, daß keiner der Gäste einen Vorteil über ihn zu gewinnen vermocht hatte, daß er klüger und stärker gewesen war als die andern alle.

Manchmal durfte sie selbst an seiner Seite zwischen glühenden Hämmern und schnurrenden Rädern, schlürfenden Seilen und brausenden Röhren einhergehen. Auch die Kanzleiräume blieben ihr nicht fremd, wo Zeichnungen und Entwürfe auflagen, Briefe empfangen und abgesandt und die Bücher des Hauses geführt wurden. Mit jedem Schreiber und jedem Arbeiter schien der Gutsherr sich zu beraten, überall war er Lehrer und Lernender zugleich; aber aus welcher Türe er auch trat, stets wußte er sicherer Bescheid darüber, was in dem eben verlassenen

Raum gedacht und geſchaffen wurde, als diejenigen, die ihre ganzen Tage dort verbrachten. An manchen Abenden ließen Künſtler des Geſangs und verſchiedener Inſtrumente ſich hören, ja eine vorzügliche Schauſpielgeſellſchaft gab etliche Male im Schloß ihre Vorſtellungen, zu der aus der Umgebung und auch aus dem weiteren Umkreis ſich Zuſchauer einfanden. So war dafür geſorgt, daß keine Stunde für Dionyſia auch nur von der Ahnung einer möglichen Leere durchweht war, und doch blieb ihr das Recht der Einſamkeit durchaus gewahrt. Der Gutsherr ſelbſt verſäumte es nie anzufragen, ob ſeine Geſellſchaft erwünſcht ſei, und wenn es Dionyſia gefiel, ſich allein auf Spaziergänge zu begeben, ſo bedurfte es nur eines Winks, um jede Begleitung von ihrer Seite zu weiſen.

Einmal zu Sommerbeginn, als ſie durch ein Dörfchen ſpazierte, das, wiewohl drei Stunden entfernt, noch immer den Ländereien des Gutsherrn zugerechnet wurde, lief ihr ein blaſſes kleines Mädchen entgegen und flehte mit ausgeſtreckten Händen um einen Biſſen Brot. Dionyſia, befremdet, ſchüttelte den Kopf und war geneigt, das Kind für ein vorlaut bettelhaftes Geſchöpf anzuſehen, an denen es am Ende auch hier nicht mangeln mochte; da machte ein traurig ängſtlicher Blick aus den Augen des Mädchens ſie nachdenklich, und ſie beſchloß im Hauſe ſelbſt Nachſchau zu halten. Eine nicht mehr junge Frau ſtand im Vorraum, ein Kind auf dem Arm, zwei andere ſpielten auf dem Fußboden mit Holzſtückchen und Obſtkernen. Auf Dionyſias Frage erwiderte die Frau, daß jene bettelnde Kleine heute nichts anderes genoſſen hätte, als ein halbes Gläschen Milch; ohne weitere Fragen abzuwarten, ließ ſie ihren Klagen freien Lauf und ſo erfuhr Dionyſia, daß hier im Ort zumindeſt innerhalb der mit Kindern geſegneten Familien Mangel und Sorge zu Hauſe waren. Dionyſia, höchſt betroffen, ließ all ihr Geld zurück und eilte nach Hauſe, um den Geliebten von dieſen Zuſtänden in Kenntnis zu ſetzen, an denen ihrer Überzeugung nach nur Untreue und böſer Wille untergeordneter Beamten Schuld tragen konnten. Der Gutsherr klärte ſie auf, daß ſelbſt innerhalb der einfachſten, ſcheinbar gleichmäßigſten Verhältniſſe das Schickſal der einzelnen je nach perſönlichen Eigenſchaften und andern Zufälligkeiten ſich höchſt verſchieden zu geſtalten pflegte, und riet ihr, ſich um dergleichen Dinge fernerhin nicht zu kümmern. Sie erklärte ſich außerſtande dieſem Rat zu folgen, vielmehr erbat ſie die Erlaubnis, auf ihre Art und ſoweit ihre Kräfte reichten, die Mißſtände, unter denen ja nicht die Schuldigen allein litten, aufheben oder wenigſtens verbeſſern zu dürfen. Der Gutsherr hatte nichts dagegen, daß ſie die Summen, die ihr reichlich zur Verfügung ſtanden, nach Gutdünken verwendete, und erhob auch keinerlei Einſpruch gegen die Nachforſchungen und Wanderungen, die ſie ſchon vom nächſten Tage an zu unternehmen begann. Bald gewahrte ſie, daß mehr zu helfen not tat, als ſie je geahnt hätte und daß auch dort, wo die Gegenwart keine Sorgen zu bergen ſchien, eine düſtere und ungewiſſe Zukunft herandrohte. Wo aber die Leute ſich leidlich behagten, dort

war es gerade die unbewußte dumpfe Hoffnungslosigkeit ihres Daseins, die Dionysia mit Verwunderung und Kummer erfüllte. Es kam endlich dahin, daß sie ihren eigenen Überfluß wie ein Unrecht an jenen empfand, denen selbst das Notwendige versagt war. Und wenn sie auch hier und dort von einem Tag auf den andern ein Schicksal günstiger zu gestalten imstande war, sie begriff bald, daß sie die Ordnung des Staates, ja die Gesetze der Welt hätte ändern müssen, um vollkommen und für die Dauer zu helfen. Kummervoll stellte sie ihre Wanderungen ein, und weder die Vergnügungen der Geselligkeit, die ihr zahlreicher und lebhafter geboten waren als je, noch die Zärtlichkeiten ihres Geliebten konnten ihre Schwermut besiegen.

Zu dieser Zeit meldeten Gerüchte eine wachsende Unzufriedenheit der arbeitenden Bevölkerung, und der Gutsherr, ohne ein Wort des Vorwurfs, verhehlte Dionysia nicht, daß gerade sie an solcher in dieser Gegend bisher nicht erhörten Bewegung nicht minder durch ihre früher geübte Wohltätigkeit als durch deren unerwartete Einstellung mitschuldig sein mochte. Abgesandte erschienen im Schlosse, Erhöhung der Löhne und Herabsetzung der Arbeitszeit zu fordern; und einiges, im Verhältnis wachsenden eigenen Wohlstandes vermochte der Gutsherr zu gewähren. Eine Beruhigung trat ein, die nicht lange anhielt. Neue immer lebhaftere Forderungen wurden erhoben, denen Erfüllung versagt werden mußte. Die Unruhe stieg an, wandte sich in Erbitterung; in einzelnen Gebieten wurde die Arbeit unterlassen, bald zwangen die Aufständischen auch dort dazu, wo man bisher noch weiter geschafft hatte; es kam zu Gewalttätigkeiten, der Gutsherr sah sich genötigt, die Regierung um Unterstützung anzugehen, Soldaten rückten herbei, der Grimm stieg, und Kämpfe erfolgten, mit Opfern auf beiden Seiten. Bald aber war der Sieg der Staatsgewalt völlig erklärt, einige Führer der Bewegung wurden ins Gefängnis geworfen, andere entlassen, neue Arbeitskräfte, die von überall zuzogen, aufgenommen, und es dauerte nicht lange, so rollten die Räder, rauchten die Schlöte und keuchten die Maschinen rings im Gelände wie zuvor.

In jenen schweren Zeiten hatte Dionysia sich stille verhalten. Sie bangte um den Gutsherrn, der stets im Bannkreis der höchsten Gefahr zu finden war, zugleich aber jammerte sie das Los der Schwachen, deren Auflehnung sie besser zu begreifen vermeinte, als irgendwer. Wie immer die Entscheidung fallen sollte, Dionysia sah vorher, daß sie ihr keine Beruhigung bringen konnte; und am Tage der Entscheidung, da der Geliebte als Sieger in sein Schloß zurückgekehrt war, traf er Dionysia nicht mehr an. Arm und frei, wie sie gekommen, hatte sie den Weg nach der Heimat angetreten, in der festen Meinung, daß nun keine Lockung mehr ihrer harren könnte.

4.

Die Bewegung, die an dem Orte, dem Dionysia den Rücken wandte, niedergeworfen schien, war nach anderen, näheren und ferneren, um so ent-

ſchiedener weitergerückt, ergriff immer neue Kreiſe, verbreitete ſich durch das ganze Land, ſo daß bald nicht nur die Arbeiter gegen die Fabriksherren, ſondern auch die Armen gegen die Begüterten, die Abhängigen gegen die Freien, die Bürger gegen den Adel in Aufruhr ſtanden. So geſchah es, daß Dionyſia ſchon am dritten Tag ihrer Wanderung in eine Art von Feldlager geriet, unter eine Rotte von Männern, Frauen, Halberwachſenen, Kindern, die zum Teil mit den ſonderbarſten Waffen verſehen waren. Man hielt die wohlgekleidete Reiſende an; ſie erklärte, daß ſie auf dem Weg nach ihrer Heimat begriffen ſei, und, wie ſie leicht beweiſen konnte, nicht mehr Geldes bei ſich trug, als für die notwendigſten Bedürfniſſe eben ausreichte. Ein älterer Mann, der ſich ihrer gleich gegen die unziemlichen Späße der Jüngeren angenommen, gab ihr zu bedenken, daß die Straßen unſicher wären, und ſie am Ende froh ſein müßte, gerade hier angehalten worden zu ſein, wo trotz aller erlittenen Unbill die Sehnſucht nach Rache noch nicht in blindwütige Zerſtörungs- und Mordluſt ausgeartet wäre. Er riet ihr, vorläufig hier Raſt zu halten, wo man ſie bis auf weiteres jeden Schutzes verſichern wollte, ſtatt eine Reiſe fortzuſetzen, auf der ihr, als einer allein wandernden ſchönen jungen Frau nicht allein die Gefahr des Todes drohen mochte. Dionyſia gehorchte dem Rat um ſo williger, als ſie unſchwer vorherſehen konnte, wie übel man einen Widerſtand aufnehmen würde, und merkte bald, daß ſie ſich wohl unter entſchloſſenen, doch nicht unbeſonnenen Menſchen befand. Es waren Bergleute, die ihr Leben bis vor wenigen Tagen in der Düſternis und dem Todesatem ungeheuerer Gruben verbracht hatten, und die ganze nachtgewohnte Schar, als hätte das Licht des Himmels ihr Blut und Sinne berauſcht, war der kühnſten Hoffnungen voll. Sie rechneten alle auf die Niederlage der Mächtigen, denen ſie bisher Frondienſt geleiſtet, auf die Einſicht und Bundesbrüderſchaft der Vernünftigen und auf das Erſtehen eines Reichs der Gleichheit und Gerechtigkeit. Dionyſia aber, als fühlte ſie ſich durch höhere Fügung an den ihr angemeſſenen Ort geſtellt, gab ſich als Gleichgeſinnte zu erkennen und erklärte ſich bereit mit ihren neuen Gefährten zu tragen, was dieſen beſtimmt ſein mochte, Sieg oder Untergang.

Die erſte Nacht ſchlief ſie unbehelligt in dem abgeſchiedenen Lager der Frauen und Kinder. Am nächſten Tag hielten die Männer Beratung ab; und bald ſchwirrte es rings von Widerſpruch und Streit. Die einen hielten es für das Klügſte, mit den zaggewordenen Behörden in Unterhandlungen einzutreten, andere, ungeduldig, ſchlugen vor, ohne weiteren Aufſchub in die nächſte Stadt nach Feindesart einzubrechen. Am Ende wurde beſchloſſen, Leute nach benachbarten aufſtändiſchen Gruppen auszuſenden, um vorerſt zu erfahren, wie da und dort die Dinge ſtünden. Die Boten gingen, keiner von ihnen kam abends wieder, keiner am nächſten Morgen. Die Zurückgebliebenen ahnten Schlimmes. Zu Mittag ſetzte ſich der ganze Haufe in Bewegung, Männer, Frauen und

Kinder. Am Horizont erschienen Rauchsäulen und roter Feuerschein. Man durchwanderte eine weite, kahle Ebene, wo es an Wasser und Nahrung mangelte. Man zog durch armselige, beinahe menschenleere Dörfer, brach in Keller und Gehöfte ein, wo Weine und Eßwaren, freilich nicht in ausreichendem Maße, erbeutet wurden. Durstige fielen über Berauschte, Hungrige über Gesättigte her. Die Ordnung war aufgelöst, Frauen und Männer lagerten in der Nacht durcheinander. Ein junger, hagerer Mensch, der sich Dionysia schon auf der Wanderung angeschlossen hatte, näherte sich ihr, zog sie mit sich, und im Gebüsch umschlang er sie mit gierigen Armen. Sie gehörte ihm diese eine Nacht, am Morgen darauf kannte er sie nicht mehr, und auch er verschwand für sie als ein Gleichgültiger in der Menge. Die Wanderung ging weiter, an rauchigen Gehöften und niedergebrannten Dörfern vorbei, durch ausgestorbenes und verwüstetes Land. Endlich machte die Schar Halt vor den dunklen schweigenden Mauern einer Stadt mit verschlossenen Toren. Niemand wußte, was der morgige Tag bringen konnte; Himmel und Erde hüllten sich in Geheimnis; keine Fackel wurde entzündet, Schweigen lastete über der dunklen Menge. Plötzlich aus der Finsternis tönte ein schrilles Lachen, als gälte es, das Furchtbare zu durchbrechen, das nicht länger zu ertragen war. Dem Lachen folgte ein wütender Schrei, dem Schrei erstickes Stöhnen, wehes Heulen und wieder Gelächter. Männer und Frauen hatten sich durcheinander, aneinander gedrängt, jeder nahm, die ihm am nächsten war, keine leistete Widerstand; denn alle wußten mit einem Mal, daß morgen alles zu Ende war. Dionysia wurde von einer ungeheuren Angst erfaßt. Es gelang ihr, zwischen gierig greifenden Händen, heißtrockenen Atemzügen immer weiter hindurchzufliehen und endlich zu entkommen. Die ganze Nacht kauerte sie, in ihren zerrissenen Mantel gehüllt, im Schatten eines Mauervorsprungs, wo das Stöhnen und Schreien und Lachen nur heiser und verhallend zu ihr drang. Plötzlich, im ersten Morgengrauen, sprangen die Tore der Stadt auf. Bewaffnete stürmten hervor, fielen über die Ermatteten, Verwüsteten, Schlaftrunkenen, über Männer und Weiber her, hieben sie zusammen und jagten, was je nach Laune ihr Mordstahl verschonte, in die Stadt hinein. Dionysia war unter diesen; und schon bei Sonnenaufgang lag sie mit Hunderten anderer Frauen in einem Festungshof hinter zugeschmettertem Tor. Das Fieber schüttelte sie, sie verfiel in wüste, unfaßbare Träume, endlich verließen sie die Sinne.

5.

In einem weißen geräumigen Zimmer erwachte sie. Eine Wartefrau saß ihr zu Häupten, von ihr erfuhr sie, daß sie aus dem Gefängnis hierhergebracht worden und viele Tage ohne Bewußtsein gelegen war. Zugleich hörte sie, daß der Aufruhr im Lande niedergeworfen war, daß viele der Schuldigen im Kerker schmachteten und einige hingerichtet worden waren. Und endlich erzählte ihr

die Wärterin, daß ein junger gräflicher Offizier für sie die Haftung übernommen hätte, da es ihm nach ihrem ganzen Aussehen zweifellos erschienen war, daß sie unverschuldet und nur durch eine sonderbare Fügung unter die Aufständischen und Gefangenen geraten war; und mit bedeutungsvollem Lächeln fügte die Wärterin hinzu, daß der Graf täglich käme, sich nach ihr zu erkundigen, oft lange Zeit an ihrem Bett verweilt und sie bewegt betrachtet hätte. Ein alter Arzt trat ins Krankenzimmer, zeigte sich nicht sonderlich erstaunt, Dionysia bei Bewußtsein zu finden, da er diesen Umschwung für den heutigen Tag erwartet hätte, nahm eine Untersuchung der Leidenden vor, vermied mit deutlicher Absicht jede Frage nach Dionysias Herkunft und Schicksal und stellte baldige vollkommene Genesung in Aussicht. Dann erhob er sich, verabschiedete sich mit auffallender Höflichkeit und traf am Ausgang mit einem jungen Mann in glänzender Uniform zusammen, dem er freundlich, aber bestimmt, den Eintritt zu verweigern schien, worauf sich hinter beiden die Türe schloß. Doch hatte Dionysia Zeit genug gehabt, einen lebhaften Blick aus hellen Mannesaugen aufzufangen, und sie erinnerte sich wie aus einem Traum, daß diese selben Augen auf ihr geruht hatten, als sie fiebernd und sinnverlassen zwischen ragenden Lanzen durch hallende Straßen in das Gefängnis geführt worden war.

Von Tag zu Tag fühlte sie sich kräftiger werden; allmählich stellte sich auch wieder die Klarheit des Denkens ein, und noch immer sah sie niemanden, außer der Wärterin und dem Arzt, der in einer gewissen vertraulichen Weise auf geheime Freunde anspielte, die an dem Geschick der Kranken wärmsten Anteil nähmen, denen aber gerade in diesen Tagen der fortschreitenden Genesung der Zutritt strenge verwehrt sein müßte. Dionysia hörte all dies mit Gleichgültigkeit an. Sie war entschlossen, sobald sie sich völlig gesund fühlte, die so schlimm unterbrochene Reise nach ihrer Heimat fortzusetzen, vor ihren Gatten hinzutreten, ihm ihre Schicksale zu berichten und ihn zu fragen, ob er sie, seines Wortes eingedenk, trotz allem, was ihr widerfahren, in seinem Hause wieder aufnehmen wollte. Doch fühlte sie auf dem Grunde dieses Vorsatzes mehr Neugier als Sehnsucht, und ein Wiedersehen mit Erasmus lockte sie wie ein neues Abenteuer, nicht als der Abschluß ihres wechselvollen Wanderlebens.

Am Morgen, da sie sich zum erstenmal aus dem Bett erhoben hatte, von dem Balkon ihres Krankenzimmers in ein Gärtchen hinuntersah, und ihre Blicke weiter hinaus über die zerstampften und erstickten Felder schweifen ließ, trat der junge Graf bei ihr ein und entschuldigte sich vor allem wegen der Verfügungen, die er wohl in bester Absicht, doch ohne jede Ermächtigung zu treffen sich erlaubt hätte. Dionysia dankte ihm lebhaft, doch ohne Verwunderung und erklärte nur so vieler Freundlichkeit gegenüber sich zur Mitteilung verpflichtet zu fühlen, wem man sie erwiesen. Aber einer plötzlichen Eingebung folgend, nannte sie einen Namen als den ihren, den sie nie geführt, als Wohnort eine kleine Stadt, in

der sie nie geweilt, und teilte ihrem Gatten einen Beruf zu, den jener niemals ausgeübt hatte. Mit einer ihr selbst erstaunlichen und neuen Freude am Lügen, die sie im Anhören ihrer eigenen Worte wachsen fühlte, erzählte sie, wie sie auf dem Gut von Freunden zu Gast gewesen und auf der Rückreise von einer aufrührerischen Horde aus dem Wagen gerissen und beraubt, ihr Leben nur hätte retten können, indem sie sich als geheime Anhängerin der Aufständischen bekannte; wie sie nun tagelang mit jenen fürchterlichen Menschen in der Irre umhergezogen wäre und endlich unschuldig und gezwungen deren Schicksal hätte teilen müssen. Nun aber war es an der Zeit heimzukehren, und so müßte ihr Dank zu gleicher Zeit ihren Abschied bedeuten. Der junge Graf war betrübt, doch schien er in seine zurückhaltende Rolle so eingewöhnt oder von Natur so schüchtern, daß er keinen Widerspruch versuchte und sich nur als letzte Erlaubnis erbat Dionysia einen guten Wagen für die Reise zu besorgen. Sie wiederum, so sehr sie sich auch sehnte von der dunklen und bebenden Stimme des Grafen zärtlichere Worte zu vernehmen, fand soviel Vergnügen an ihrer ihr selbst neuen Verstellungskunst, daß sie wie in überströmender Dankbarkeit des Grafen Hand ergriff und ihn mit Augen anblickte, die sie, wie sie mit Befriedigung merkte, je nach Willen in feuchtem Glanze aufleuchten oder trüb konnte verlöschen lassen. Gleich nachdem der Graf sich entfernt hatte, traf sie Anstalten zur Abreise. Der Arzt kam, schien über ihr Beginnen unwillig und versicherte, keinerlei Bürgschaft übernehmen zu können, ob sie nicht etwa die Reise gleich würde unterbrechen und dann in irgendeinem schlechten Wirtshaus tage- und nächtelang krank liegen müssen. Dionysia, wohl merkend, daß der Arzt mit dem jungen Grafen im Einverständnis handelte, spielte zuerst die Widerstrebende, dann die Zögernde und versprach am Ende seufzend, sich Anordnungen zu fügen, deren vernünftiger Begründung sie sich nicht verschließen könnte. Am Abend kam der junge Graf wieder und schlug Dionysia vor, da die Abreise nun doch einmal hinausgeschoben wäre, sie möge bis zum Eintritt ihrer vollkommenen Genesung ein bescheidenes ihm gehöriges in frischer Waldluft gelegenes Jagdhäuschen bewohnen. Eine Dame vom besten Ruf werde ihr als Gesellschafterin zur Seite gegeben werden, um jede üble Nachrede von Anbeginn auszuschließen. Dionysia entgegnete, daß sie selbst sich Sicherheit und Bürgschaft bedeutete, erklärte aber die Einladung des Grafen nur dann annehmen zu dürfen, wenn er sich verpflichtete, das Jagdhaus während der Dauer ihres Aufenthaltes überhaupt nicht zu besuchen. Er neigte das Haupt tief wie zum Zeichen völliger Unterwerfung, sie aber hielt sich in diesem Augenblick nur mit Mühe zurück, die Arme nach ihm auszustrecken und ihn an ihre Brust ziehen.

Am nächsten Morgen bezog sie das Jagdhaus, das einfach und wohlgehalten zwei Stunden von der Stadt entfernt in laubdunkler Einsamkeit dalag. Ein hübsches Bauernmädchen war zu Dionysias Empfang und weiterer Bedienung

anweſend und verhielt ſich ſtill und gefällig. Die Speiſen waren wohlſchmeckend und trefflich bereitet, das Bett köſtlich und weich. Auf den gut gehaltenen Wegen unter hohen kühlen Wipfeln erging ſich Dionyſia ungeſtört wie in einem abgeſchloſſenen Park. Oft lag ſie ſtundenlang auf freiem Wieſenplatz, die Arme unter dem Haupt verkreuzt, die halbgeſchloſſenen Augen im ſchwindenden Blau des Himmels verloren. Schmetterlinge, vorüberflatternd, berührten ihre Stirn, der kühle Atem des Waldes ſtrich über ihre Lider und Haare hin, und aller Lärm der Welt verklang in fernen Gründen.

Eines Morgens, da Dionyſia das Haus verlaſſen wollte, zogen ſchwere Wolken auf und blieben dunkel ſchweigend über den Wipfeln hängen. Dionyſia ging in den niedern Zimmern hin und wieder, ſpazierte vor der Türe auf und ab, und eine wehe Beklommenheit ſtieg in ihrer Seele auf. Zu Mittag rührte ſie die Speiſen nicht an, das Mädchen fand ſie am gedeckten Tiſch in Tränen, erhielt auf ſeine Fragen keine Antwort; und erſchrocken ſandte es in die Stadt nach dem Grafen, der ihm die Obhut über die ſchöne Frau anvertraut hatte. Am ſpäten Abend, während ein ſchwül hingezögertes Gewitter mit Hagel, Donner und Blitz endlich niederging, trat ſo unerwartet als erſehnt der junge Graf ins Zimmer, und ſein Glück war ohne Maß, als Dionyſia, die er als eine Verſtörte oder neuerdings Erkrankte zu finden gefürchtet, mit glanzhellen Augen und jauchzender Begrüßung an ſeine Bruſt ſtürzte.

Doch noch im Dämmer derſelben Nacht, in der ſie ſich ihm gegeben, verſicherte ihm Dionyſia, daß dieſe erſte zugleich die letzte bedeuten müſſe. Der Graf in der raſch erwachten eiferſüchtigen Neugier des Beſitzenden drang auf Erklärung. Dionyſia darauf in einem unbezwinglichen Drang, den Geliebten zu quälen, gab vor, ihr ſei mit einem Male, als hätte ſie in jener furchtbaren Nacht vor den Toren der ummauerten Stadt, ſchon vom dumpfen Fieber befallen, mit Schaudern, aber wehrlos, nicht einem, ſondern vielen ihrer wilden Gefährten angehört; ließ aber zugleich die Möglichkeit beſtehen, daß all dies nur ein grauenhafter Traum geweſen ſein mochte, der nun in der Erinnerung wie eine unerträgliche Wahrheit ſie bedrückte. Der junge Graf fiel in Verzweiflung, von der tiefſten Verzweiflung in neue Luſt, von der höchſten Luſt in tolle Raſerei, ſchwur, die Geliebte auf der Stelle zu töten, und flehte ſie am Ende doch an, ihn nur nicht zu verlaſſen, da ein Daſein ohne ihren Beſitz ihm von dieſer Stunde an nutzlos und elend dünkte.

Dionyſia blieb. Und bald war ihre Seele dem Grafen ſo völlig hingegeben, daß ſie all ihrer Lügen ſich zu ſchämen, ja unter ihnen zu leiden begann und endlich den Wunſch in ſich aufſteigen fühlte, dem Geliebten die wahre Geſchichte ihres Lebens mitzuteilen, was ſie nun aber wieder, in Angſt durch dieſes ſpäte Geſtändnis neues Mißtrauen zu erwecken, von einem Tag zum andern hinausſchob.

Da erſchien an einem regenſchweren Herbſttag ein reitender Bote mit der

Kunde, daß an der Landesgrenze eine längst erwartete Bewegung des Nachbarheeres immer drohender sich ankündigte, und wies einen Befehl vor, demgemäß der Graf sich innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden an die Spitze seines Regiments zu stellen hätte. Sobald der Bote wieder davongesprengt war, erklärte Dionysia dem Geliebten, daß sie in keinem Fall von seiner Seite weichen werde und unwiderruflich gesonnen sei, in Männerkleidung mit ihm in den Krieg zu ziehen. Der junge Graf, ergriffen und beglückt, versuchte Dionysia zuerst die Unmöglichkeit eines solchen Beginnens vor Augen zu stellen; doch als sie ihm zuschwor, daß sie schlimmstenfalls auch gegen seinen Willen, ja im Troß des Heeres ihm und seinem Schicksal zu folgen entschlossen sei, verließ er noch am gleichen Tage mit ihr das Jagdhaus, begab sich mit ihr in die Stadt, erbat eine Audienz beim Fürsten und trug diesem, ihm seit jeher wohlgewogenen Herrn, ehrerbietig den Fall zur Entscheidung vor. Der Fürst, selbst einer jungen und edlen Frau vermählt, seinem Wesen nach so leicht erzürnt als begeistert und von jeder Art von Seltsamkeit rasch gefangen, fand in so unruhigen Zeitläuften gegen die Ausführung eines wohl abenteuerlichen, doch heldenhaften Planes nichts einzuwenden, und so geschah es, daß am nächsten Morgen Dionysia in kriegerischer Gewandung, aber nicht unerkannt, vielmehr mit Hochachtung und Teilnahme angesehen, an ihres Geliebten Seite aus dem Tor der Stadt durch das aufgeregte Land an die Grenze und dort früher als sie geahnt mitten in ein Gefecht sprengte, das von ihren Sinnen kaum begriffen wie eine zerrissene rote Wolke um ihre weiße Stirn und ihren leuchtenden Degen trieb.

Der Krieg nahm seinen blutig-wechselvollen Gang. Dionysia zog an ihres Geliebten Seite weiter in die feindlichen Gauen, ruhte auf verwüsteter und verbrannter Erde, wurde von Trompeten in die Schlacht gerufen, sah Getroffene neben sich zu Boden sinken und lag selbst mit einer Schläfenwunde durch manche Tage und Nächte unter Stöhnenden und Sterbenden in einem wankenden Barackenbau. Sie genas; fand den Geliebten, von dem sie ohne jede Nachricht geblieben war, am Vorabend eines entscheidungsvollen Tags, mit kaum verheilten Wunden gleich ihr, doch schon zu neuen Wagnissen gerüstet, an der Spitze seiner zusammengeschmolzenen Truppen wieder, ritt im Morgengrauen an seiner Seite ins feindliche Gewühl, hatte gleichen Anteil mit ihm an Gefahr und Ehre und trug eine mit ihm gemeinsam erbeutete Fahne in das siegreiche Lager heim. In der Nacht, die diesem Tage folgte und die dunkel und schwül war unter der doppelten Finsternis eines sternenlosen Himmels und eines faltenschweren Zelts, schlief Dionysia zum ersten Male wieder seit Beginn des Kriegs an der Seite des jungen Grafen, als sein Weib; am Morgen aber traten sie beide wieder als Kampfgefährten ins Freie, begrüßt von den siegesfrohen Stimmen ihrer Kameraden. Beruhigter Sonnenglanz lag über der Ebene, und draußen im Feld, inmitten wehender Helmbusche und funkelnder Degenspitzen, ahnte man des Fürsten

leuchtende Nähe. Da mit einem Male ſtatt der erwarteten Friedensbotſchaft tönten die wohlbekannten Zeichen nahenden Angriffs. Hinter einem geringen Hügel ſtiegen Staubwolken auf, rückten näher, Hörner und Pfeifen klangen, und auf ſchwarzen Roſſen ſtürmte eine Schar toller Reiter heran. Die ſo unvermutet Angegriffenen waren raſch zu heftiger Verteidigung bereit, doch zeigte ſich bald, daß ihnen nur ein kleiner Trupp tollkühner Jünglinge entgegenſtand, entſchloſſen, ſtatt einen ſchimpflichen Frieden anzunehmen, ein letztes Mal für ungeheuren Gewinn ihr Leben einzuſetzen. Doch da ihre Genoſſen hinter ihnen zögerten, waren ſie nach kurzer Friſt umzingelt und bis auf den letzten Mann niedergehauen. Aber nicht wohlfeil hatten ſie ihr Daſein hingegeben: unter denjenigen, die ihr verzweifelter Anſturm zu Boden geworfen hatte, lag auch der junge Graf. Dionyſia bettete ſein wundes Haupt auf ihre Knie; und während ſein letztes Blut über ihre regungsloſen Finger floß, winkten die weißen Fahnen rings auf den Höhen, Trompetenſtöße kündeten die Einſtellungen der Feindſeligkeiten, und als des Geliebten Augen brachen, ſchallte an Dionyſias Ohr die jauchzende Kunde des endlich errungenen Friedens. In ihrer Nähe aber dämpfte auch der lauteſte und froheſte Jubel ſich ab. Immer weiter von ihr wich der Kreis der Frohen und Glücklichen. Selbſt der Fürſt, der zur Mittagszeit herbeigeritten kam, grüßte nur aus achtungsvoller Entfernung die Regungsloſe, die in kriegeriſcher Rüſtung daſaß, doch ohne Helm, und mit gelöſtem Haar, das über ihres toten Geliebten Antlitz dahinfloß, wie ein blau-ſchwarzes Leichentuch. Erſt als der Abend gekommen war, erhob ſie ſich, faßte den teuern Leichnam um den Leib, und mit übermenſchlicher Kraft band ſie ihn in ſeiner vollen Rüſtung auf den Sattel ſeines Roſſes feſt. Dann beſtieg ſie das ihre, ſpornte es an; das andere, im Sattel ſeinen toten Herrn, blieb nach alter Gewohnheit ihr zur Seite; und ſo ritt das ſeltſame Paar ſtumm und abſeits, von den heimwärtsziehenden Kriegsſcharen, denen es vorbeiſprengte, mit ſtaunendem Grauen betrachtet, durch das beſiegte Feindesland der Heimat zu. Als Dionyſia aber der Stadttürme anſichtig ward, nahm ſie den wohlbekannten Seitenweg zu dem kleinen Jagdhaus, das mit offener Tür, doch ganz verlaſſen, ihrer zu warten ſchien; dort ſchwang ſie ſich vom Pferd, löſte den toten Gefährten vom Sattel, bereitete ein Grab, bettete den Geliebten darein mit Degen, Panzer und Helm und ſchaufelte die Erde über dem Leichnam wieder zu. Erſt als ſie dieſe Arbeit getan hatte, legte ſie ihre Rüſtung ab und ſank in einen tiefen langen Schlaf von drei Tagen und drei Nächten. Als ſie erwachte, ſtand die Mutter des jungen Grafen ihr zu Häupten, tränenlos, und küßte die Hände, die ihres Sohnes Grab gegraben.

6.

Der Herbſt ſtürmte dahin, der Winter glitt vorbei. Dionyſia wußte, daß ſeit jener Nacht vor dem letzten Kampf in ihrem Schoß ein neues Weſen

keimte; und so fühlte sie sich dem hingeschiedenen Geliebten wie dem Leben selbst neu und hoffnungsreich verbunden.

Im Frühling brachte sie einen Knaben zur Welt, und da er zum erstenmal an ihrer Brust trank, zog auch das erste Lächeln über Dionysias Antlitz. Reiche Geschenke von des Grafen Mutter, von anderen Anverwandten, ja vom Fürsten selbst, wurden dem Söhnlein des Helden in die Wiege gelegt. Als Dionysia das Bett verließ, war ihr, als müßte sie sich zum erstenmal wieder in Weiß kleiden; und in hellen, leicht bewegten Falten wie das duftige Gewand, fühlte sie auch den lauen, blütenschweren Tag um sich fließen. Über ihrem jungen Haupt, das schon so viel Erinnertes und so viel Vergessenes barg, hing von Zukunft schwer ein neuer lebenslauer Frühling. Noch warf sie sich nicht selbst in den Strom des Daseins, doch ließ sie es zu, daß er ganz nah an ihre Füße heranrauschte. Ein Fest, das das Volk des Landes feierte, zog sich bis in ihre Nähe. Mit Anteil betrachtete sie einen Reigentanz, der auf der Waldwiese statthatte. Der Heldenwitwe, die selbst eine Heldin war, hielt man sich anfangs in Ehrfurcht fern. Bald aber nahm sie Huldigungen entgegen, die ihr von der begeisterten Jugend des Landes dargebracht wurden, und selbst das geheimnisvoll Unaufgeklärte ihrer Herkunft lag wie ein goldener Glanz über ihrer gepriesenen Stirn.

Zu Beginn des Winters bezog sie das Schloß des verstorbenen Grafen, das als ihr natürliches Eigentum angesehen wurde. Dort waltete sie, anfangs nur mütterlichen Pflichten hingegeben, zurückgezogen und still. Endlich aber öffneten sich die Türen, zuerst nur für die gräfliche Verwandtschaft, später auch für den Anhang der Familie und für entferntere Freunde, und bald war von den durch Geburt oder Verdienst Ausgezeichneten niemand im Lande, der es unterlassen hätte, der unbegreiflichen und hohen Erscheinung Bewunderung und Liebe auszudrücken. Daß auch der Fürst in eigener Person sich einstellte, war keinem verwunderlich. Von Dionysias rätselhafter Anmut bewegt, kam er wieder, der Schimmer seiner Macht drang aus seinen jungen Blicken in ihre erwachten Sinne; das traumhaft stolze Bewußtsein eines unerhörten Geschicks überströmte aus ihrem Wesen in sein Blut. Und keine Bedenken, denen Geringere unterworfen sein mochten, setzten beider Wünschen sich entgegen, als der Fürst, seines angetrauten Weibes vergessend, Dionysia das glühende Geschenk seiner Liebe bot. —

Zuerst wurde auch diese Wendung in der nächsten Umgebung und rings im Land ohne Widerspruch und üble Nachrede, ja von manchen und nicht nur von Schmeichlern und Höflingen, wie etwas Natürliches und Erlaubtes hingenommen. Die erste, die sich abwandte, betroffen, aber stumm, war die Mutter des Grafen. Einige Verwandte folgten ihrem Beispiel und mieden fortan Dionysias Nähe. Dann erst war es der engere Kreis der Fürstin, der anfing, sich verletzt zu zeigen, zu einer Zeit, da die Fürstin selbst noch fern davon war, ihres Gatten Beziehungen

zu der fremden Frau für andere als freundſchaftliche anzuſehen. Doch als jener die Wahrheit kund ward, ſchloß ſie ſich ohne ein Wort der Ausſprache, im Innerſten getroffen, von ihrem Gatten ab, der von nun ab wie mit Abſicht und Stolz ſeine Liebe zu Dionyſia vor allem Volk zur Schau zu tragen begann. Er ließ es nicht länger zu, daß ſie in ihrem von dem Grafen ererbten Schloſſe wohnte, und räumte ihr eine der fürſtlichen Beſitzungen nahe der Stadt als Wohnſitz ein. Nicht nur die Stunden der Muße weihte er von nun ab der Geliebten; in ihren Gemächern empfing er Miniſter und Abgeſandte; Beratungen über Staat und Volk wurden in Dionyſias Beiſein abgehalten, und bald ſprach ihre Stimme in jeder Entſcheidung mit. Da nun alle, die dem Throne nahe ſtanden, ſich vor ihr neigten und ohne weiteres, was der Fürſt ihr als Einfluß zugeſtanden, anzuerkennen bereit waren, ſo hätte ſie wohl vor ſich ſelbſt als die wahre Fürſtin des Landes gelten dürfen, — wenn ſie nicht manchmal bei Ausfahrten und öfter von Tag zu Tag bemerkt hätte, daß Begegnende ſie nicht zu beachten, ja ſich mit Abſicht wegzuwenden ſchienen. Zuerſt nahm ſie es leicht, lächelte darüber als über Neid und Torheit geringer Seelen, allmählich aber regte ſich Ärger in ihr, wuchs weiter an, und eines Tags, da ſie an einem jungen Adeligen vorbeiritt, der als Parteigänger der verlaſſenen Fürſtin wohlbekannt, zu ihr, der fürſtlichen Geliebten, mit einem höhniſchen Zucken der Lippen aufſah, ſchlug ſie ihm mit der Peitſche übers Geſicht. Als er dann in Wut ihr ein ungeheueres Schimpfwort ins Antlitz ſchrie, ließ ſie ihn verhaften, und ihre Fürbitte erſt beſtimmte den empörten Fürſten, dem unbedachten Beleidiger die Todesſtrafe nachzuſehen. Doch war ſeit dieſem Zwiſchenfall der Haß der beiden Parteien, der bisher im ſtillen gelauert, zu offener und lauter Feindſeligkeit gewandelt. Es wurde Dionyſia zugetragen, was man im Volk, im Adel und insbeſondere in der nächſten Umgebung der Fürſtin über ſie zu reden wagte. Die noch vor kurzem eine Fremde rätſelhafter, doch vielleicht göttlicher Sendung erſchienen war, galt heute vielen für nichts beſſeres als eine Abenteurerin und Dirne. Noch drohte ihr keine ernſte Gefahr, denn der Fürſt hielt feſter zu ihr als je. Ja zum Trotz gegen den wachſenden Widerſtand erweiterte er ungebeten Dionyſias Machtvollkommenheiten nach allen Seiten, umgab ſie mit einer niemals erhörten Pracht, verlieh ihrem fünfjährigen Sohn den Titel eines Prinzen und heftete auf die Kinderbruſt einen Orden, der bisher nur Mitgliedern des Fürſtenhauſes vorbehalten war. Jedes unvorſichtige Wort, jede zweifelhafte Gebärde, die ſich gegen Dionyſia zu richten ſchien, wurde mit der furchtbarſten Strenge geahndet. Dionyſia ſelbſt war längſt nicht mehr geneigt, bei dem Fürſten Gnade zu erflehen für Hohe oder Niedere, die ſich gegen den Glauben an ihre Majeſtät vergangen hatten. Wenn ſie durch die Straßen fuhr, in ihrem von ſechs ſchwarzen Rappen gezogenen goldenen Wagen, dem Reiter voran- und nachſprengten, hörte ſie aus dem Jubel, der ſie begrüßte, die falſchen und erzwungenen Töne und fühlte, daß

nicht mehr Ehrfurcht, daß nur mehr dumpfe Scheu, daß Angst und Haß rings um sie webten. Böse Träume von Verschwörungen und Anschlägen störten ihren Schlaf, selbst an der Seite des Fürsten, der doch gewillt schien, sie mit seinem eigenen Leib zu schützen. Ein Gerücht begann durch das Schloß zu irren, daß in der nächsten Umgebung der verstoßenen Fürstin sich Unheilvolles gegen Dionysia vorbereite. Niemand wußte, woher es drang, doch Dionysia hielt die Zeit gekommen, entschiedene Abhilfe von ihrem Geliebten zu fordern, und stellte den Zaudernden vor die Wahl: entweder die angetraute Gattin vom Hof zu verbannen und des Landes zu verweisen oder sie selbst ziehen zu lassen, wann und wohin es ihr beliebte. Da für das Vorhandensein einer Verschwörung sichere Beweise nicht vorlagen, so glaubten Schranzen sich berechtigt, künstlich solche herzustellen. Ein scheinbar ordentliches Gericht wurde abgehalten, die verdächtige Fürstin in ihrer Abwesenheit schuldig erkannt, und es ward ihr anbefohlen, unter Zurücklassung aller ihrer Briefschaften und ihres Geschmeides Hof und Land zu verlassen. Am nächsten Morgen schon, als wäre sie längst darauf gefaßt gewesen, begab sie sich, von wenigen Getreuen begleitet, auf die Reise nach ihrer königlichen Eltern fernem Reich. Andere aber, die verdächtig schienen, wurden des Landes verwiesen, ja manche, die man für besonders gefährlich hielt, verschwanden in den Gefängnissen des Landes, die unersättlich schienen. Da auch das geringste Zeichen der Unzufriedenheit schonungslos geahndet wurde, kam Ruhe ins Land, und Dionysia war endlich so unumschränkte Herrin, wie sie es kaum mit der Krone auf dem Haupt hätte sein können. Aber je höher ihre Macht anstieg, um so weniger wurde sie ihres Schicksals froh. Die Feste ihr zu Ehren wurden immer lauter, aber entbehrten jeder Heiterkeit. Selbst die Wonnen in des Fürsten Armen wurden schal und trüb, und bald erkannte Dionysia, daß sie im tiefsten wünschte, der Geliebte hätte sich ihren eitlen Wünschen widersetzt, und daß sie ihn zu verachten anfing, weil er ihr in allem zu Willen gewesen war. Um ihn zu erniedern, wie er es ihr zu verdienen schien, gab sie sich in dem fürstlichen Bette den Jünglingen vom Hofe hin, an denen sie ein augenblickliches Gefallen fand. Der Fürst in Scham und Reue verschloß zuerst seinen Grimm im Herzen, bald aber, mit erhitzten und verwirrten Sinnen ließ er sich die leicht errungene Gunst anderer Frauen gefallen, für die nun die Tore des Schlosses sich, wie früher für Dionysia, zu öffnen begannen. Doch wie zum Entgelt dafür stiegen die Jünglinge am höchsten bei Hofe, die Dionysias Begehrlichkeit am besten zu schmeicheln wußten. Ohne Zügel, Rücksicht und Scham trieb das Leben im Schlosse weiter, und bald hieß es im Volke, daß die Riesenfackeln der Festsäle in mancher Nacht wie im Grauen vor dem Übermaß der schmachvollen Lüste verlöschten, in denen Fürst und Geliebte, Buhlen und Buhlerinnen sich berauschten.

An einem grauen Morgen, den schimmernden Mantel um die Schultern leicht gerafft, mit verhülltem Gesicht einer Schar von Trunkenen entfliehend, fort

aus dem Saal, wo der Fürſt ſelbſt wie ein plötzlich raſend Gewordener mit gezücktem Meſſer ohne Ziel hin- und herſtürmte, eilte Dionyſia die Treppe hinab, und einer Lockung folgend, die ſie für die letzte hielt, ſtrebte ſie einem trüben Weiher zu, der unter Buchen am Ende des Parkes lag, um dort ihren Rauſch, ihre Schmach, ihren Ekel mit ihrem abgetanen Leben zugleich und für ewig zu verſenken. Doch wie ſie in dem ſchillernden Waſſer ihr verzerrtes Bild erblickte, erinnerte ſie ſich, was ihr zwei Jahre lang kaum mehr begegnet, — daß ſie Mutter war. Sie wandte ſich, eilte unter den hängenden Äſten nach dem Schloß zurück und mit flügeljungem Schritt in das Schlafgemach des ſiebenjährigen Prinzen. Mit keinem andern Gedanken war ſie an ſein Bett getreten, als ihn auf den Arm und mit ſich in den Tod zu nehmen. Doch als ſie ihn hier ſo ruhig ſchlummern ſah, da ſchien ihr ſeine ſüße Kinderſtirn wie von einer wunderſamen, früher nie geſehenen Hoheit leuchtend; ein anderer Einfall zuckte ihr mit einem Male durch den Sinn und war gleich im Entſtehen ſo mächtig, daß ſie den ſchlafenden Prinzen auf die Arme nahm, mit ihren bloßen Füßen in den Feſtſaal zurückeilte, wo ſie den Fürſten nun ganz allein, waffenlos, das Haar wir in die Stirn hängend, mit einem ungeheuren Ernſt an dem zerſtörten, mit halbwelken Blumen bedeckten Tiſche ſitzend fand. Sie wußte in dieſem Augenblick, daß er von der gleichen Todesſehnſucht erfüllt war wie ſie ſelbſt. Als er Dionyſia mit dem ſchlaftrunkenen Prinzen vor ſich ſah, ſchaute er ſie lange an und fragte nach dem Anlaß dieſes ſonderbaren Auftretens. Sie hielt ihm das Kind entgegen wie ein koſtbares Geſchenk und verlangte von ihm, daß er es noch am gleichen Tage zum Erben ſeines Reichs ernennen ſolle. Und als er betroffen ſchwieg, ſchwor ſie im belebenden Frühglanz der neuen Sonne, die eben aufſtieg, daß das wollüſtig grauenvolle Treiben der letzten Zeit nun ein Ende haben ſolle, daß ſie entſchloſſen ſei, ſich von nun an Werken des Wohltuns und der Geſetzgebung zu widmen und an des geliebten Fürſten Seite als treue Gefährtin zu walten. Sie traute ſich die Kraft zu, die Schmach der vergangenen Jahre durch den Ruhm der kommenden auszulöſchen und wollte ſich dafür verbürgen, daß im Gedächtnis des Volkes die Erinnerung jener verfloſſenen Zeit nur wie die einer böſen Krankheit dumpf fortleben und endlich wie eine Sage erlöſchen ſollte. Die Erbſchaftserklärung an ihren Sohn ſollte die letzte Tat der Willkür ſein und ſchien ihr ſo verzeihlich als geboten, da ſie in jedem Sinne nur zum Heile des Lands geſchähe. Der Fürſt, aufleuchtenden Auges, ſtimmte zu. Unverzüglich wurde der Rat der Edlen zuſammenberufen. In durchglühtem Ernſt trug der Fürſt ſeinen Willen vor, und kein Widerſpruch wurde laut. Die Neuigkeit wurde im Volke bekanntgemacht, und es war Sorge getragen, daß ſie mit Jubel begrüßt würde. Des Abends flammten Lichter in allen Fenſtern auf, anſcheinend freudig erregte Scharen zogen durch die Straßen, und was man von Reden erlauſchen konnte, klang nicht anders als wäre am heutigen Tag einem geliebten Fürſten

von einer edlen Gattin der langersehnte Erbe geboren worden. Zum ersten Male wieder seit langer Zeit ließ Dionysia sich täuschen und hielt die bezahlten oder durch Furcht erzwungenen Freudenäußerungen der lärmenden Menge für die neuerwachte Hoffnung einer herzenswarmen, niemals ganz verloren gewesenen und darum leicht wiedergewonnenen Bevölkerung. Innern Jubels voll trat sie mit dem Fürsten auf den Balkon, vor dem die Menge sich staute. Die Leute riefen nach dem Prinzen immer lauter, als wäre es ihr gutes Recht, den Erben des Reichs an dem großen Tag, da sein erhabenes Schicksal sich entschieden, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Neu beglückt eilte Dionysia nach den Gemächern ihres Sohnes. Es fiel ihr kaum auf, daß die Wache fehlte, die sonst an der Türe zu stehen pflegte. Sie eilte weiter. Da sah sie die Erzieherin des Prinzen gleich einer Betrunkenen am Eingang liegen. Von böser Ahnung erfaßt, stürzte Dionysia ans Bett ihres Sohnes und fand ihn mit gebrochenen Augen, verzerrtem Antlitz, eine tiefe Wunde auf der Stirn, tot auf dem rotdurchfeuchteten Linnen. Nur einen Augenblick stand Dionysia starr, dann ergriff sie den Leichnam ihres Kindes, stürzte mit ihm von Zimmer zu Zimmer, durch Gänge, über Treppen, durchs ganze Schloß, das wie ausgestorben schien, endlich, immer die blutige Leiche des Prinzen auf den Armen, fand sie sich wieder auf dem Balkon, wo der Fürst allein stand, zeigte zuerst ihm, dann der Menge unten das ermordete Kind und rief sie mit dunkel beschwörenden Worten zu furchtbarer Rache auf. Der Fürst aber, als hätte er ein Gespenst gesehen, war sofort von dannen geeilt, Dionysia stand allein, — und unten vor dem Schloß war mit einemmal jeder Laut erstorben. Kein Jammerruf antwortete der klagenden Mutter, kein Schrei der Wut grimmte auf; — als zweifelte keiner, daß ein von Gott, nicht von übel gesinnten Menschen verhängtes Schicksal hereingebrochen wäre, gegen das jede Auflehnung vergeblich, ja frevelhaft wäre, schweigend, geduckt, wie Zeugen eines längst erwarteten Gerichts schlichen alle die Tausende davon und verschwanden im Dunkel der Nacht. Die erneuten Entsetzensschreie Dionysias gellten ins Leere und endlich, mit dem blutigen Kinderleichnam im Arm, sank sie auf die Steinfließen hin.

Als sie erwachte, war eine große Stille um sie. Sie war allein, und die Leiche des Kindes war fort. Einen Augenblick wollte sie sich einbilden, daß sie aus einem grauenhaften Traum erwacht sei. Der Anblick ihrer blutigen Hände rief sie in die Wirklichkeit zurück. Sie erhob sich, sah um sich und hinab über die Balluſtrade. Das Morgengrauen schlich trüb über den verlassenen Schloßplatz. Dionysia eilte von Gemach zu Gemach. Kein lebendes Wesen war zu sehen. Keine Wache auf den Gängen, kein Lakai, in den Stallungen kein Pferd und kein Wagen; Dionysia war völlig allein. Wie ein Ort des Fluchs schien das Schloß von allen Atmenden verlassen. Eine Angst ohnegleichen packte Dionysia, und sie wagte nicht, ins Freie zu treten. Da erinnerte sie sich mit

einemmal eines unterirdiſchen Gangs, der von ihrem Schlafgemach aus nach dem fürſtlichen Reſidenzſchloſſe führte. Durch eine nur ihr bekannte Tür trat Dionyſia ins Dunkle, ſtürmte fort immer geradeaus, mit wändeſtreifendem Kleid. Allmählich begann mattes Licht um ſie her zu ſpielen, endlos ſchien der Weg; wie verfolgt jagte ſie weiter, bis ſie endlich wieder eine Tür erreichte, die ſie aufſtieß, um plötzlich, wie aus der Wand geſpieen, vor dem Fürſten dazuſtehen, der einſam in dunkler Gewandung vor ſeinem Schreibtiſch ſaß, auf dem eine Kerze brannte. Er fuhr zuſammen, ſeine Augen flackerten, er verſuchte, ein Blatt zu verbergen, das vor ihm lag; ſie griff darnach, er ließ die zitternden Hände ſinken; — und Dionyſia las ihr eigenes Todesurteil, auf dem nichts weiter fehlte als die Unterſchrift des Fürſten. Erbärmlicher als ſie ihn jemals geſehen, aller Hoheit entkleidet, ſtand der einſt Geliebte vor ihr und ſtammelte feige, doch verhängnisſchwere Worte. Unwiderſtehlichen Mächten ſei er unterlegen, er war ein Gefangener in ſeinem eigenen Palaſt. Schon wäre mit ihren Getreuen die verſtoßene Fürſtin auf dem Weg hierher, und nur, wenn er ſeinen Namen unter dieſes Urteil ſetzte, rettete er ſich ſelbſt, ſein Land, ſeine Herrſchaft und vielleicht ſein Leben. Er ſei ſchmerzlich verwundert, Dionyſia vor ſich zu ſehen. Im ſtillen hätte er gehofft, ſie wäre ſchon auf der Flucht und in Sicherheit. War das Schloß nicht menſchenleer geweſen? Hatte ſie nicht die Wege frei gefunden nach allen Seiten? Daß ſie die Verwirrung der Nacht nicht beſſer ausgenützt, wäre ihre eigene, unbegreifliche Schuld; und wie mit Abſicht hatte ſie ſich ſelbſt in den ſicheren Untergang begeben. Nun aber ſollte ſie erfahren — und ſeine Rede klang beſtimmter und frecher mit jedem Wort — daß er ein gnädiger Herr ſei: er werde nicht, wie ſie wohl zu fürchten allen Anlaß hätte, nach der Wache rufen, nein, er ſtelle es ihr vielmehr frei, ſofort wieder durch die gleiche Türe zu verſchwinden, aus der ſie eben gekommen war, den Tag über ſich in dem unterirdiſchen Gang aufzuhalten und bei Anbruch der Nacht ihn von der anderen Seite wieder zu verlaſſen. Er werde ſie nicht ausliefern, ja ſogar dafür Sorge tragen, daß das Luſtſchloß heute den ganzen Tag verlaſſen bleibe; nach Ablauf dieſer Friſt aber möge ſie fliehen, ſo raſch und ſo weit ihre Füße ſie trügen. Und am Ende gab er ihr ſein fürſtliches Wort, daß ſie bis dahin vor jeder Verfolgung werde ſicher ſein.

Dionyſia ließ ihn reden und ſah ihm während der ganzen Zeit ſtarr in die Augen, die von ihrem kalten Blick immer wieder abglitten. Dann, ohne ein Wort der Erwiderung, ſchritt ſie an dem jäh Erblaſſenden vorbei, ſtieß die Türe zum Vorſaal auf, und zwiſchen den Wachen, die regungslos ſtanden, über die marmorne Treppe hinab, durch das hohe Schloßtor, dann durch die Straßen der Stadt, an den Menſchen vorbei, die ſie erkannten, und ſcheu vor ihr abrückten, wie vor einer Gezeichneten — in blutigem Kleid, mit halbgeſchloſſenen, gerade vor ſich hin gerichteten Augen ſchritt ſie dahin. Bis ans Stadttor waren

ihr einige, dann aber immer mehrere in furchtsam gemessener Entfernung gefolgt. Hier aber wandte Dionysia sich um; mit einer gebieterischen Bewegung ihrer blutigen Hände verbot sie jenen, ihr weiter zu folgen, und nun, in lauer Frühlingsluft, zwischen gelben Feldern, die im Morgenglanz wogten, nahm sie tief atmend den Weg nach Hause.

7.

Sie wanderte die Nächte durch und schlief bei Tage auf Wiesen und Wäldern, wusch Leib und Gewand in Flüssen und Teichen und lebte von den Früchten, die ihr der Zufall bot. Nicht um sich zu verbergen und um ein Leben fristen, das ihr gleichgültig war, nur um Menschenstimmen nicht zu hören, Menschengesichter nicht zu sehen, hielt sie sich abseits vom gewohnten Zug der Straßen. Nach einer Reihe von Tagen, die sie nicht gezählt, zu einer sternenstillen Mitternachtsstunde stand sie an der Pforte des vor so langer Zeit verlassenen Hauses, die offen stand wie für eine Erwartete. Ohne die Wohnung zu betreten, schritt Dionysia die Wendeltreppe hinauf zum Turm, wo sie sicher war, ihren Gatten zu finden. Sie erblickte ihn, aufrecht stehend, das Auge am Fernrohr, das zum Himmel gerichtet war. Als er Schritte hörte, wandte er sich um, und da er Dionysia erkannte, zeigte sein Blick keinerlei Erstaunen, nur ein mildes Lächeln von der Art, wie es liebe Gäste zu begrüßen pflegt.

„Ich bin es," sagte Dionysia.

Der Gatte nickte. „Ich habe dich erwartet. In dieser Nacht, nicht früher und nicht später mußtest du kommen."

„So kennst du mein Schicksal?"

„Ob dus auch unter fremdem Namen erlebtest, ich kenne es. Es war keines von der Art, daß es geheim bleiben konnte, und von allen Frauen, die leben, konnte es keiner beschieden sein, als dir. Sei willkommen, Dionysia."

„Willkommen nennst du mich? Dich schaudert nicht vor mir?"

„Du hast dein Leben gelebt, Dionysia. Reiner stehst du vor mir als all jene andern, die im trüben Dunst ihrer Wünsche atmen. Du weißt, wer du bist. Wie sollte mich vor dir schaudern?"

„Ich weiß, wer ich bin? So wenig weiß ichs, als an dem Morgen, als du mich entließest. In der Beschränkung, die du mir zuerst bereitet und wo alles Pflicht wurde, war mir versagt, mich zu finden. Im Grenzenlosen, wohin du mich sandtest, und wo alles Lockung war, mußte ich mich verlieren. Ich weiß nicht, wer ich bin."

„Was kommt dich an, Dionysia? Willst du, Undankbare, mir zum Vorwurf machen, daß ich tat, was kein Weiser unter den Liebenden je gewagt, was kein Liebender unter den Weisen je sich abgewonnen?"

„Du ein Weiser? Und hast nicht erkannt, daß jedem menschlichen Dasein

nur ein ſchmaler Strich gegönnt iſt, ſein Weſen zu verſtehen und zu erfüllen? Dort, wo das einzige, mit ihm einmal geborene und niemals wiederkehrende Rätſel ſeines Weſens im gleichen Bett mit den hohen Geſetzen göttlicher und menſchlicher Ordnung läuft? Ein Liebender du? Und biſt nicht ſelbſt an jenem fernen Morgen ins Tal hinabgeſtiegen, eine Flöte zerbrechen, deren Töne der Geliebten Verführung drohten? Dein Herz war müd, Erasmus, darum ließeſt du mich ſcheiden, ohne einen Kampf aufzunehmen, der damals noch nicht verloren war; und dein Geiſt war erwürgt im kalten Krallengriff von Worten, darum vermeinteſt du des Lebens ungeheure Fülle, das Hin- und Widerſpiel von Millionen Kräften im hohlen Spiegel einer Formel einzufangen." Und ſie wandte ſich zu gehen.

„Dionyſia," rief der Gatte ihr nach. „Komm doch zu dir! Dein buntes Schickſal hat dir den Sinn verwirrt. Hier wirſt du Ruhe und Klarheit wiederfinden. Haſt du denn vergeſſen? Gemach, Bett und Gewand warten deiner, und keine Frage, kein Vorwurf wird jemals dich quälen. Hier biſt du in Sicherheit, draußen lauert Gefahr und Tod."

Noch einmal, an der Türe ſchon, wandte Dionyſia ſich um: „Was kümmert mich, was draußen meiner harrt? Ich fürchte das Draußen nicht mehr. Bange macht mir deine Nähe allein! Wärſt du erſchaudert vor dem Hauch der tauſend Schickſale, der um meine Stirne fließt, ſo könnten wir einander verſtehen — ich hätte bleiben dürfen, und unſere Seelen wären vielleicht ineinandergeſchmolzen in der Glut namenloſer Schmerzen. So aber, tiefer als vor allen Masken und Wundern der Welt graut mich vor der ſteinernen Fratze deiner Weisheit."

Damit ſchritt ſie die Wendeltreppe wieder hinab, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Eilig verließ ſie das Haus und verſchwand alsbald im weiten Schatten der Ebene.

Erasmus, nach anfänglicher Starrheit, eilte ihr nach und folgte ihrer Spur ſtundenlang. Doch ſie ſelbſt erreichte er nicht mehr, und er mußte ſich endlich entſchließen zurückzukehren. Auch alle weiteren Nachforſchungen nach Dionyſia blieben vergeblich. Sie blieb verſchwunden; und kein Menſch weiß, ob ſie noch längere Zeit, vielleicht unter fremdem Namen, irgendwo in der Welt weitergelebt oder bald unerkannt ein zufälliges oder ſelbſtgewähltes Ende gefunden hat. —

Erasmus aber entdeckte bald darauf einen rätſelhaft glitzernden Stern, der nach neuen, noch nicht erkundeten Geſetzen im weiten Raum umherirrte. Und in ſeinen Aufzeichnungen fand man, daß er dieſem Stern, in Erinnerung an ſeine Gattin, deren harte Abſchiedsworte er ihr nicht weiter nachtrug, den Namen Dionyſia zu geben gedachte. Andere Forſcher prüften nach, ſuchten den Himmel nach allen Fernen, zu allen Jahreszeiten und zu allen Stunden ab; doch keinem gelang es, jenen Stern wiederzufinden, der von der Unendlichkeit für immer verſchlungen ſchien.

***

Henriette Feuerbach/
Briefe an ihren Bruder Christian Heydenreich (Schluß)

Den 10. März [1843]

— — — — Ich war wieder unwohl an Krämpfen, deshalb oder vielmehr aus Unluſt und allerlei Mißmuth kam ich nicht zum Schreiben, worüber ich mir nun noch bittere Vorwürfe mache. Da ſie aber zu nichts helfen, ſo laßt mich ſchweigen und verſteht mich recht. Uns iſt das Frühlingswetter nicht lauter Auferſtehung, der Charfreitag geht voran. Ich ſehne mich dieſer Tage recht nach einem Laut oder Hauch aus jener zugedeckten Welt, die hinter unſeren Lieben die Thüre zugemacht hat. Ach nur ein Traum, meinte ich, wär es auch Täuſchung, es hätte mir doch wohl gethan. Die lezten Wochen her habe ich mich wieder mehr mit religiöſen Betrachtungen beſchäftigt, theils durch ſtreitende Meinungen (nicht von A.) dazu aufgefordert. Ach, wenn ſie mich doch gehen ließen in meiner ſtillen ahnungsvollen Gemüthswelt, in der ich meinen Gott, wenn auch nicht im Einzelnen begreife, doch im Ganzen beſitze. Was hilft es doch darüber ſtreiten, ob die Wunder wahr ſind oder nicht, und ob Chriſtus durch das Ohr oder auf natürlichem Wege empfangen iſt, das geht mich nicht an, es bleibt doch alles wie es iſt. Der unerſchöpfte und unerſchöpfliche Born der göttlichen Herrlichkeit, der hinter dieſen Geſchichten liegt, bleibt darum doch derſelbe, und ich kann ihn wohl mit meinem Gefühl erfaſſen, mich drein verſenken, aber kein Gebäude von Syſtemen daraus aufführen. Was die gewöhnlichen Menſchen über Religion reden, eben allgemeine Naturgeſetze, über Geſchichte, und wie das alles nach den Forderungen der hochgeprieſenen Vernunft zuſammenhängt, je nun das lautet recht vernünftig und verſtändig, kommt mir aber vor, als könnten die guten Leute nicht über ein Schuh tief unter die Oberfläche kommen. Dahinter waltet in ſtiller Dunkelheit Geheimniß über Geheimniß, Wunder über Wunder, ein Abgrund von tiefer Weisheit, den noch kein Auge durchſpäht hat und den wir nur in der Myſtik des Glaubens ahnen können! Ich weiß auch nicht, was es iſt, ich ſehe nur das Dunkel, und das ſchon dünkt mich Licht. Wer das mit den Gedanken durchforſcht, iſt freilich der zweite Heiland. Aber kann es überhaupt ein Menſch? Chriſtus hatte es getan, das ſchimmert mir überall durch, aber wir könnens nicht tragen. Die Thoren, die da meinen, Religion und Philoſophie vertrügen ſich; wo der Gedanke anfängt zu zerlegen, da hört die Religion auf, denn dann wird ſie Wiſſenſchaft und das kann ſie meine ich vermöge ihrer Natur nach nicht ſein. Drum kommt mir eigentlich das Wort Theologie als Wiſſenſchaft immer ſehr thöricht vor. Es wird wohl einmal eine Zeit kommen, wo die Wiſſenſchaft Alles in Allem wird, dann verſchlingt ſie aber Religion und Kunſt, Gott laſſe mich den Tag nicht erleben, wo das letzte Dunkel flieht, ich will warten, ich will warten, bis nicht Menſchen ſondern Gott ſelbſt mir die

Decke von den Augen zieht. Ich ſchwatze recht dumm und ſchwach, nicht wahr? Ach, ich bins auch und ſchäme mich nicht einmal, was kann ich auch dafür?

Nun ſchlägt es 3 Uhr, ich kann nun meinen Brief heute wieder nicht fertig ſchreiben, es iſt mir, als hätte ich noch viel zu ſagen, und doch, wenn ich am Papier ſitze, fällt mir nichts ein. Ich habe den alten cherubiniſchen Wandersmann von Angelus Sileſius aufgegabelt, der erquickt mich wie Balſam. Der ſchaut ſich auch um in dem unentdeckten Welttheil, der hinter dem Denken liegt und doch philoſophirt er mitten in der Myſtik — das iſt kurios, ich thue es auch, habe es aber noch nicht heraus wie das eigentlich ſein kann. Ich denke eigentlich garnicht, um mir ſelber etwas zu erklären und anzueignen, was ſchon lange mein iſt, wenn gleich halb unbewußt, ſondern ich denke gleichſam zum Spaß und hänge dem verhüllten Ahnungsbilde in meiner Seele die Gedanken wie Perlen zum Schmuck an. Adieu für heute.

1843.

Anſelm hängt an ſeinen Collegienheften — dieſe Alterthumskunde iſt doch ein recht verſtaubtes und verkrumpfeltes Studium — das weiß Gott — vor lauter Gelehrtenwuſt und Dampf kann man die Kunſt am Ende garnicht mehr dahinter ſehen. Gott erhalte jedem ſeine freie Lebens und Weltanſchauung, ſolches Studiren iſt ein langſamer Selbſtmord. Lieber mit der Hände Arbeit ſein Brot verdienen als ſo aus der Mitwelt ausgeſtoßen, ohne in das Leben und ſeine Bedürfniſſe lebendig einzugreifen, in wurmzerfreſſenen Abgründen wühlen und dann, wenns Glück gut iſt, ein paar kleinliche Novitäten zu Tage fördern, die die Schönheit nicht ſchöner, die Klugheit nicht klüger und die Dummheit nicht dümmer machen.

den 4ten April

Was du in deinem letzten Brief von deinen Gedanken über Unſterblichkeit ſagſt, hat mich lebhaft überraſcht durch die wirklich ſeltene Uebereinſtimmung mit meinen eigenen Ideen. Gerade das, was du ſchreibſt war mir und iſt mir auch immer die ſicherſte Bürgſchaft. Wie ſollen wir vergehen können, da ſchon das, was wir ſchaffen, individuell ewig iſt. Die Gedanken in uns verwirren und verwiſchen ſich ja auch nicht, ſo viel ihrer ſind und werden, und zerfließen nicht in Eines, wenn ſie einmal gedacht ſind, da bleibt jeder fertig und rund neben dem andern. Sie haben ſich aus der Maſſe herauf gearbeitet und ſinken nicht wieder unter. Wie wäre es möglich, daß wir, Gottes lebendige Gedanken, untergehen könnten? Der ſich bewußt gewordene Geiſt iſt gewiß unſterblich und geht von einer Klarheit zur andern. Aber es giebt ſo viele Menſchen, in denen der Geiſt garnicht auf die Stufe des Bewußtſeins kommt, die den Grad von Vollkommenheit nicht erreichen, der zum Uebergang ins ewige Leben gehört, oder die ihr himmliſches Theil im Pfuhl der Sünde verderben. Was iſt mit denen? Ich

glaube faſt, da könnte man an Vernichtung denken, und dann erhielten die Worte des Apoſtels Recht — der Tod iſt der Sünde Sold, aber die Gabe des ewigen Lebes iſt Freude in Jeſu Chriſto pp. Es geht auch in der Natur ſo viel Stoff neben hin verloren — aus dem nichts wird, es könnte wohl auch geiſtig ſo ſein, doch was gehts mich an — Ich will mein Heil ſchaffen mit Furcht und Zittern gerade nicht, aber mit Glauben und Vertrauen, und dann wird der liebe Gott am Ende ſchon wiſſen, was er mit mir anzufangen hat. Ich denke wir gehen eben ſtufenweiſe zu einer höheren Vollkommenheit, bis wir endlich ſpät ans höchſte Ziel kommen. Vereinigung mit Gott. Es muß eine unbeſchreibliche Seligkeit ſein, frei denken und fühlen zu können, den garſtigen Knirps von Erdenklos ſprengen und heraus zu ſchießen wie die Hyazinthe aus der Zwiebel.

Deine Vergleichung der Kunſt mit der natürlichen Schöpfung muß ich noch näher bedenken. Doch leuchteſt mir ſehr ein, daß du auf meine Sprünge kommſt. Ich ſage ja immer die Muſik iſt die geiſtigſte Kunſt. Wo Bewegung iſt, iſt Leben, und wo Leben iſt Geiſt. Die Poeſie vegetiert nur. Man ſpricht bei der Muſik immer vom ſinnlichen Eindruck, das iſt ja eben das Schöne an ihr, daß ſie die Sinne gleichſam heiligt und in Uebereinſtimmung mit dem Geiſt bringt. Das höchſte in unſerm Leben iſt die Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in einen Moment. Das kann keine Kunſt als die Muſik. Die Poeſie ſcheidet erſt noch recht. Chriſtus iſt die Harmonie der Welt.

Den 2ten Juni 61.

Ich bin wieder voll Sorge und Angſt, weil ich ſo lange nichts von Euch hörte. Schreibt mir doch gleich ein paar Worte, wies ſteht bei Euch. Mir gehts paſſabel, Anſelms Stimmung iſt gräulich. Ich habe heute von dem Redakteur der Europa Antwort erhalten. Beiträge ſind ſehr willkommen, ich kriege für den Bogen 22 rl was aber bei dem großen Druck und kleinen Format ſo viel wie die 33 f beim Morgenblatt ſind. Für die Kunſtideen aus deinen Briefen fragt er, ob der Verfaſſer wohl mit dieſem Honorar zufrieden ſei, und ich denke daher, noch etwas mehr für Dich herauszuſchlagen, nun ſchreib mir nur recht Briefe, damit ich Auszüge machen kann. Später ſammeln wir dann die Sachen zuſammen und haben dann doppelt Honorar. Sei ſo gut und ſchreibe noch mehr über die Entſtehung und Entwicklung des Kunſtwerkes. Ueber das Verhältniß der Kunſt zur Welt und zum Leben — Ueber Kunſtgeſchichtliches überhaupt. Für jetzt habe ich ſchon Vorrath. Ich thue jezt nur die Kunſtideen aus den Briefen, ſpäter, wenn wir ſie allein benutzen, bleibt das andere auch dabei. Der Spatziergang muß auch in die Europa. Das Requiem wird nun gerade mit dem Poſtwagen in Berlin angelangt ſein. Du wirſt ſehen, es glückt. Schreib aber bald und viel. Das Porto kann ich jetzt wieder zahlen. Ich bin jetzt wieder bei Geld. Gott befohlen. Schreibt bald.

den 5ten.

Ich ließ dieſe Zeilen noch ein paar Tage liegen in der Hoffnung einen Brief zu erhalten, und dieſe Hoffnung hat mich nicht getäuſcht. Habt Dank für die lieben Worte. Gott ſey tauſend Dank, daß Du lieber Bruder wieder ſo biſt, wie ich dich wünſche. Dein Brief in ſeiner eigenthümlichen Weiſe hat mich erquickt. Auch bin ich ſonſt wieder beſſern Humors, weil indeß die Beſoldung eingetroffen, Anſelm doch etwas weniges beſſer iſt und weil mir die Ausſicht auf unſer Journaliſiren Freude macht. Es kann auch ſpäter für dich gut ſein, da die Europa in 6000 Exemplaren doch ziemlich weit herumkommt, in der eleganten Welt und wir dann freien Raum für alle möglichen Rezenſionen und Anzeigen haben. Durch Hr. Lewalds Brief ſind wir beide zu Mitarbeitern avancirt d. h. ich inkognito. Ich arbeite ſehr an meinem kleinen Aufſatz über weibliche Bildung, welchen ich fürs erſte dazu beſtimmt habe. Aber es geht mir ſchwer, weil ich durchaus keine Leichtigkeit im Denken habe, ſondern Alles mühſam aus der tiefſten Tiefe herauswinden muß wie den Eimer aus dem Brunnen. Sey du nur zufrieden, wir werden doch noch was, trotz dem Leben, daß uns wie eine angehängte Laſt nachſchleift. Wenn ich nur mit meiner Arbeit in 8 Tagen fertig werde. Aus deinen Briefen hab ich fürs erſte ungefähr für einen halben Bogen Kunſtideen ausgezogen, einſtweilen zur Probe. Schreib mir nur recht Briefe und laß dich darin laufen. Herzlich freue ich mich der baldigen Vollendung der Sonate, doch kann ich einige Angſt nicht unterdrücken in Gedanken an die Preisrichter. Die Welt iſt dumm und begreift nicht das Genie. Wir wollen uns zum Voraus waffnen. — Von dem Biſchoff in Paſſau hab ich ſchon gehört. Er handelt ganz gegen die katholiſche Manier, gegen andre ſtreng und gegen ſich ſelbſt ſehr duldſam zu ſein. Es gehört gewiß ein nobler innerer Fond dazu, in glänzenden Verhältniſſen eine ſolche Entſagung durchzuführen, obſchon ich es für eine Verirrung halte, indeſſen thut der Sinn alles, aus welchem es geſchieht. Ich denke an den Apoſtel Paulus, der ſagt, Einer meint, er möge allerlei eſſen, wer aber ſchwach iſt, der iſſet Kraut. Ich begehe gewiß mit Eſſen keine Sünde, denn mir iſts ganz eins, ob ich mit Kapaun oder Kartoffeln meinen Magen fülle. Was den Katholicismus betrifft, ſo hat es dabei mit Euch Künſtlerſeelen eine eigene Bewandniß, und ich kann mir auch den gewiſſen Zug dahin wohl erklären. Die katholiſche Religion iſt wie eins ihrer gemalten Heiligenbilder, voll Pracht und Glanz in weite bunte Gewänder gehüllt, die Wahrheit, der Geiſt liegt im Ausdruck, den die Künſtlerphantaſie den Geſtalten gegeben. Der Proteſtantismus iſt wie ein Daguerrotypbild — ein Schatten des Wirklichen, Wahrhaftigen. Deshalb erkläre ich mir, warum die meiſten poetiſch und künſtleriſch begabten Menſchen im tiefſten Innern eine Neigung zum katholiſch werden verſpüren. Im Ganzen wäre auch nicht viel dawider zu ſagen, denn Geiſt bleibt Geiſt und Form iſt Form. An etwas Sinnliches muß ſich der ſinnliche Menſch

eben doch halten. Aber das Uebertreten hat doch etwas Curioſes — weil gewöhnlich äußerliche Rückſichten dabei im Spiele ſind. Voriges Jahr, als A. in Rom war, hieß es im ganzen Land er ſey katholiſch geworden. Auf dies machten ſich plötzlich die Herren Theologen hier an mich, und ich habe mich dabei mit unſern gelehrten ſcharfſinnigen und pfäffiſchen Dogmatiker, Hrn. Staudemeier oft ſtundenlang herumſtreiten müſſen. Er fing äußerſt klug und ſelbſt feinſinnig an zu ſprechen, redete von der Vereinigung der beiden Confeſſionen als von einer leicht thulichen Sache und wollte mich ſo übertölpeln, aber ich merkte gleich, wo es hinaus wollte und ſezte mich in gehörige Poſitur. Endlich gab ers auf und ſagte, mit mir ſey garnichts anzufangen, ich ſei zu eigenſinnig und zu geſcheidt. Als A. dann als Nichtkatholik nach Hauſe kam, hatte die Geſchichte ohnedies ein Ende. Eigentlich muß ich aber ſagen, daß ich in unſerer Kirche auch nicht zu Hauſe bin. Die Vernunftmenſchen, die ſchaalen leeren Rationaliſten, die daſtehen wie eine angetünchte Wand wohinter nichts weiter ſteckt, durch die man in keine Tiefe ſehen kann, ſind mir ein Gräuel, und vor den Myſtikern fürcht' ich mich, ſie ſind mir unheimlich. Obſchon ich im Herzen ihre Lehre für wahr halte, ſo kommt mirs vor, wie wenn ſie gleich einem vom Schlag getroffenen ein unrechtes Wort für ihren Begriff ausſprächen und dann darum die ganze Sache verkehrt und verdreht ſei. — Ich bin gläubig im eigentlichſten Sinne des des Worts und wenn ich meine innerſte Ueberzeugung ausſpreche, von der unmittelbaren Verbindung der Seele mit Gott von der Richtigkeit unſrer Erdennatur, von der Erſcheinung des Heilands als vollkommene Offenbarung Gottes, von der Erlöſung durch das geiſtige Erfaſſen mit — leider mit dem Tode Jeſus, ſo könnten die Myſtiker ſagen — du biſt eine der unſern, nun komm und zieh auch unſer Gewand an, unſre Form — aber da ſteckt der Haken, das kann ich nicht. Ich kann nicht Sprüche klauben wie Erbſen und Linſen und nicht vom Blut Chriſti und von Jeruſalem und Lämmelein reden. — ſo wie ich die Form nur anſchaue, ſo verſchwindet mir das Weſen unter den Händen. ich gehöre ſo, was man ſagt, zu den Frommen, ich ſtehe in einer ſteten Verbindung mit Gott, ich kann mit großer Inbrunſt und Gewalt beten. Ja mit dem Gebet kann man Gott zwingen, ich weiß nicht, ob du mich verſtehſt. S'iſt manchmal die Gewißheit in mir, er kann nicht anders, er muß mich erhören, da mein ich denn, ich könnt' Wunder thun. — Es ſind große Geheimniſſe im Geiſt, die noch kein Menſch aufgedeckt hat und die an jedes Herz nur in der Ahnung und in der zum Bewußtſein, zur Ueberzeugung geſteigerten Ahnung, im Glauben ſprechen können. Das Denken iſt gewiß die höchſte geiſtige Kraft des Menſchen, aber es hat ſeine Grenzen, der Glaube iſt, dünkt mich die Brücke, die ins Jenſeit führt. Er iſt ſelber ein unausgeſprochener Gedanke, welcher ſeinen Ausdruck ſucht, aber auf Erden nicht findet. Glauben iſt menſchlich, Denken göttlich. — Der zum Gedanken gewordene Glaube iſt die wiſſenſchaftliche Religionserkenntniß, die Du

erwarteſt. Ich glaube aber, dazu ſind wir noch lange nicht reif. Ja, wenn der Gedanke ganz frei geworden, dann wären wir ſelig, das erwarte ich drum erſt vom künftigen Leben. Die Vermählung des Gedankens mit dem Glauben iſt die Kunſt, wenn aber einmal der Gedanke ganz ſiegt, dann muß die Kunſt untergehen, und was übrig bleibt, iſt blos Geiſt. Iſt das richtig? ich ſchwätz manchmal und weiß ſelbſt nicht, ob es Offenbarung oder Unſinn iſt. — Was ein etwaiges Wiederſehen betrifft, ſo hatte ich allerhand Pläne in der erſten Aufregung, von denen ich ſchwerlich einen werde realiſieren können. Ich bin auch deshalb ruhiger geworden, da ich die feſte Ueberzeugung hege, daß eine beſſere Zeit nahe bevorſteht, ich weiß das aus einem Inſtinct [und] prophetiſcher Inſpiration, der mich noch nie betrogen hat. Daher kommt auch die Munterkeit und Friſche, mit der ich Deine Sache betreiben kann. Ich habe mich allerdings an dich geſezt, weil Du mein rechtes ich biſt. Was bei mir nur im Gefühl liegt, hat ſich in Dir als Gedanke conſolidirt, ich meine dies nicht wörtlich, ſondern dem Weſen nach, deshalb verſtehen wir uns auch gut. Ich glaube nicht, daß lange Zeit dazu gehörte, das Verhältniß perſönlich ins Geleis zu bringen, doch befriedigt mich unſre Correſpondenz ſehr, und es giebt Augenblicke, wo ich die Entfernung kaum fühle.

Die Rationaliſten ſind eine angeſchmierte Fläche, die Myſtiker ein dunkler Pfuhl, aber die eigentliche Tiefe des Chriſtenthums die Weisheit, Unendlichkeit, in welche man wie durch einen Schleier ſchaut, und in welcher man ſich wiegen möchte, die hat keine Religionsform erfaßt. Das ſteht nirgends als in den Evangelien. Könnt ichs nur ausdrücken, wie mir manchmal eine Decke um die andere vor den Augen weg gezogen wird, und ich ſchaue hinein und immer tiefer und immer ſehnſüchtiger und möchte mich ganz untertauchen, ganz verlieren in dieſer unausſprechlichen Schönheit. Ach ich kanns eben nicht ausſprechen, du wirſts errathen. Ich habe vor, wenn ſichs thun läßt, wegen meiner ewigen Krampfleiden für einige Wochen aufs Land zu gehen und eine Kur zu brauchen. Ich weiß nur noch nicht wohin, in eins der vielen benachbarten Bäder mag ich nicht — ich will mich nicht unter ein paar hundert Menſchen herumtreiben und den ganzen Tag das franzöſiſche Papageigeſchnatter anhören, ich möchte in die Einſamkeit, in ein ſchönes Schwarzwälderthal ganz allein mit mir und der Natur — das wäre eine Luſt! Aber weil ich doch baden muß, ſo muß ich eben in der Wahl drauf Rückſicht nehmen. Wahrſcheinlich ſchlag ich in irgend einem Bauernhaus meine Reſidenz auf und lebe dann ſehr romantiſch mit Emilie, die ich mitnehmen will. Jedenfalls ſchreib ich noch vorher, denn unter 3—4 Wochen kann ich keinenfalls fort. — Dein Urtheil über Bettina unterſchreib ich. Das Ganze iſt Coquetterie, aber es hat etwas unendlich anregendes. Goethe ſtellt ſich nicht beſonders dar, recht vornehm und gnädig kalt. Eigentlich kann man es ihm nicht verdenken, denn ſie hat ihn mit ihrer Liebe gräulich malträtirt. Zulezt hat

er ihr auch die Thüre gewieſen als ſie einmal ſeine Frau in einer Gemäldeausſtellung eine Blutwurſt hieß. Von da an datirt ſich der Bruch. In Berlin paſſirte es ihr einſt, daß ein ſchöner alter Obriſt, den ſie als ganz Fremden im Theater fragte „darf Bettina ihren Kopf auf deinen Arm legen?" ihr antwortete „Ja, wenn Bettina keine Läuſe hat."

Lieber Heinrich* Heidelberg 17. Jan. 65

Ich danke Dir vielmal für Deinen lieben Brief, der mich wohlthätig berührt hat. Es war meine Abſicht, Dir und Anſelm zu Neujahr zu ſchreiben, weil ich nicht gut ertragen könnte, wenn wir uns fremd würden, aber ich war krank und konnte mich nicht recht aufraffen. Seit Deines Vaters und Luiſens Tod iſt das Alter über mich gekommen, und meine Kräfte haben einen tüchtigen Stoß erlitten, wie das ja auch ganz billig und in der Ordnung iſt, wenn das halb hundert überſchritten iſt.

Ich ſchicke Dir hier die Briefe Deines Vaters vom Jahr 39 bis 43—44. Doch iſt nur die Periode 39—41 vollſtändig vertreten. Nicht daß ich Briefe verloren hätte, es iſt jedes Blättchen aufgehoben, aber die Correſpondenz war vielfach unterbrochen. Aus der ſpäteren Zeit habe ich noch viele Briefe, die jedoch nicht ſo viel innerliches Intereſſe haben wie dieſe. Ich werde ſie gleichwohl zuſammenlegen und Dir leidlich geordnet in einer zweiten Sendung überſchicken. Für mich hat das Päckchen, das ich in Deine Hände nun eben lege, einen doppelten Werth, weil das beſte Stück meines eigenen Lebens darin abgeſchloſſen iſt. Ich habe meine ganze Jugend nur im Geiſt und Sinn in den Hoffnungen, Wünſchen, Kämpfen und Schmerzen Deines Vaters durchlebt. Alles Andere, Mann und Kinder nicht ausgenommen, ſtand mir in zweiter Linie. Vielleicht wäre es etwas anders geweſen, wenn ich eigene Kinder gehabt hätte. Es kam freilich hier zu der geſchwiſterlichen Liebe das muſikaliſche Verſtändniß, ein Band, das wohl auch verwandſchaftlichen Beziehungen die Wage halten kann. Daß all dies Streben und Sehnen vergeblich ſein ſollte, iſt einer der tragiſchen Conflicte im Leben, die man ohne Wunden nicht anrühren kann.

Ich bin noch jetzt überzeugt, daß Dein Vater in Kraft der Erfindung das bedeutendſte Talent nach Mozart und Beethoven war. Daß er ſich nicht in gleicher Weiſe entwickelte, lag an der Zeit und in den Verhältniſſen in der frühen Jugend. In ſeinen Jünglingsjahren ſchon iſt der Keim abgeknickt worden. Damals galt eine Künſtlerexiſtenz gleich einem wandernden Seiltänzer- und Zigeunerleben. Die Armuth war es nicht allein. Hätte Dein Vater ein Inſtrument als Virtuoſe erlernt, ſo wäre dies die praktiſche Unterlage geweſen, denn

* Nach dem Tode ihres Bruders Chriſtian Heydenreich ſandte Frau Feuerbach die Briefe desſelben mit beifolgendem Schreiben an Chriſtians Sohn Heinrich.

damals war die goldene Zeit für das noch nicht ausgebeutete Virtuoſenthum; und die muſikaliſche Bildung zu Leipzig hätte wohl nicht mehr gekoſtet als das Studiren und Practiziren und das Warten in der Dachſtube. Was äußerlich noth iſt aber, das weiß man im Drang der ſchöpferiſchen Jugend nicht ſelbſt, dazu muß man Rath und Hülfe haben. Die fehlten. Unſere Mutter hatte ihr ganzes Leben auf dem Dorf verlebt, ſie kannte und wußte von all dem nichts. Nachdem Dein Vater einen andern Beruf erwählt und verheirathet war, da war es vorbei. Was folgt — die Kämpfe und das vergebliche Ringen — nun das iſt und mußte vergeblich ſein, aber wir, die wir betheiligt waren, wir wußten das nicht. Es war ein zu mächtiger und ſtarker Baum, an den die Art gelegt war, und es iſt menſchlich, ſich ſo lange zu wehren, als es möglich iſt.

Mit Componiren aber ſich eine Exiſtenz zu ſchaffen, das war unmöglich: Der Virtuoſe oder der Kapellmeiſter muß ſich das Brod verdienen, das der Componiſt ißt. Zu beiden war es zu ſpät. Das Alles liegt jetzt klar vor Augen, und Dein Vater hat es gelernt und hat mit großer Kraft ſich ſelber beſiegt, und wie groß dieſer Sieg des Menſchen über den innerlich fertigen aber äußerlich unreifen Künſtler war, das vermag nur der zu ermeſſen, der eine Ahnung hat von dem Schmerz, den ein zertretenes Kunſttalent empfindet, der ſchärfſte und troſtloſeſte von Allen.

Ob nun Deines Vaters Genie nachhaltig und dauernd ſich entwickelt haben würde, ob er menſchlich das geworden wäre, was er war, wenn ſeine Wünſche ihn an das Ziel geführt hätten — ich weiß es nicht zu ſagen. Wie bei Deinem Vater ein großes ſchöpferiſches Talent, ſo iſt bei mir ein kleines aufnehmendes und wiedergebendes ganz in der gleichen Weiſe zerſtört worden. Ich beklage mich nicht darüber, denn ich habe manchen Erſatz finden können, eben weil das, was verloren iſt, nicht gar ſo groß war. Aber ein Verſtändniß hab ich für die Qual, die Dein Vater ausgeſtanden, und das weiß ich auch, daß ein Leben freudlos iſt, in dem die Blüthe des innerſten Seelendranges ausgebrochen wird. Ich habe auch ein elendes ſchweres Leben gehabt, aber eine Frau verwindet leichter, weil ſie ſchwächer iſt.

Die Briefe Deines Vaters ſind in mancher Beziehung wie Du ſagſt ſo lehrreich und ſo bedeutend, daß ich ſchon vielfach daran dachte, ob man ihm nicht ein kleines Denkmal errichten und mit dem, was er im Leben entbehrte, ſein Grab ſchmücken könnte. Ich weiß aber nicht, ob dies Alles nicht zu tief und zu innerlich iſt, um es der Öffentlichkeit zu überantworten. Es käme darauf an, wie er ſelbſt denken würde. Ueberlege Dir die Sache, wenn Du erſt einen vollen Einblick gewonnen haſt.

Die kleinen Clavierſachen habe ich vorigen Herbſt der Frau Clara Schumann gezeigt, die ich hier kennen lernte. Es iſt leider um zehn Jahre zu ſpät für Deinen Vater, denn dies wäre ein Weg geweſen, ihn wenigſtens bekannt zu

machen. Wie oft habe ich mein Leben lang über meine Ohnmacht geseufzt, nicht helfen zu können. Nicht einmal 10mal hätte ich gerne den Tod erlitten um den Preis des Gelingens. Das ist Alles vorbei. Der Gläubige tröstet sich mit dem Willen Gottes — Wir, die wir das nicht so recht können, wir suchen nach dem inneren Zusammenhang der Natur und Schicksale und nach der Versöhnung, die im Menschenleben und in der Geschichte nie fehlt, wenn sie auch erst spät deutlich sichtbar wird. Ich habe sie leider in dem uns theuren Andenken noch nicht ergriffen, vielleicht weil ich zu sehr in Mitleidenschaft gezogen war. Du siehst schärfer und klarer. Sage mir Deine Meinung über den Abschluß des Ganzen. Es wird mir wohl thun.

Von uns ist wenig zu sagen. Anselm scheint es gut zu gehen, doch hat er sich etwas abgelöst durch allerlei Verhältnisse, die ich nicht tadeln will noch loben kann. Meine Hoffnung ist, daß meine nicht wankende stets gleiche Treue und Sorge ihm immer eine sittliche Stütze sein wird, zu der er wenigstens von Zeit zu Zeit zurückkehren muß. Emiliens Gesundheit hat sich gebessert.

Ich selbst habe allerlei Gedanken im Herzen, die einen größeren Herz und Gemüth ausfüllenden Lebensberuf für meine letzten Jahre betreffen. Bis jetzt sind es eben nur Gedanken, ob das Schicksal ihnen entgegen kommen [wird] weiß ich nicht. Ich möchte das, was ich mein Leben lang mit vielen Kümmernissen gelernt habe, im Großen ohne Pein zu meiner und anderer Befriedigung ausüben, um einen vernünftigen wohlthätigen Abschluß zu erzielen. Es war die Rede von der Stelle einer Oberaufseherin in der neu errichteten Irrenanstalt zu Frankfurt, aber die Sache zerschlug sich wegen der allzu großen häuslichen Obliegenheiten die ich mir nicht zutraue erfüllen zu können. Ich möchte mich mehr mit den Kranken beschäftigen. Ich erzwinge nichts. Wenn sich aber so etwas fügt, so denke daß es die Ausführung einer 12 Jahre lang in der Seele getragenen Idee ist, die nichts mit Aufregung und Phantasterei zu thun hat, sondern ganz vollkommen in meiner Natur begründet ist.

Für die Nachrichten von Dir danke ich herzlichst. Ich glaube, Du kannst unbedenklich Dein Haus gründen, Dir kann es nicht fehlen, und ich möchte fast dafür stehen, daß Deine Zukunft freundlich und fest gegründet wird. Grüße Deine Braut und sei versichert, daß ich Euch mit voller Liebe und Treue angehöre. An Anselm schreibe ich diese Tage selbst.

Deine treue Tante H. Feuerbach.

Ich habe das Packet noch einmal geöffnet, und auch noch die Briefe Deiner Mutter aus dieser Periode beigelegt. Sie hat schwer getragen und mit einer Seelengröße und Opferfreudigkeit, die wahrhaft bewundernswürdig ist. Ich glaube, daß diese Briefe Manches ergänzen.

Zwei Fürſtinnen / von Arthur Eloeſſer

Die Memoiren der Kaiſerin Katharina II., die vor kurzem in der Abſchrift von Alexander Herzen in einer populären Ausgabe (Robert Lutz-Stuttgart) erſchienen, haben es bereits zu einer anſehnlichen Verbreitung gebracht. Denſelben Erfolg wünſche ich der vornehmeren zweibändigen Ausgabe, die der Inſel-Verlag von den Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth veranſtaltet hat. Das franzöſiſche Original kurſierte zuletzt, wenn es überhaupt in Umlauf gekommen iſt, in einer Berliner Ausgabe von ſo grober Fahrläſſigkeit, daß man das Buch nicht gut in die Hand nehmen konnte. Der Erfolg, den dieſe Lebensrechenſchaften von zwei bedeutenden Fürſtinnen des achtzehnten Jahrhunderts im Publikum gefunden haben und finden werden, beruht allerdings zum Teil auf legendariſchen Vorſtellungen von ihrem Inhalt und auf unlauteren Erwartungen. Jeder rechtſchaffene Kommis ſpitzt ſich darauf, mit einer Kaiſerin zu verkehren, die im Bett ſo ſtark wie auf dem Thron war, und die dem Schnurrbartsbewußtſein der ſchönen Männlichkeit ſo gern und oft unterlag. Die Markgräfin Wilhelmine rechnet gewiß nicht zu den grandes amoureuses der Weltgeſchichte, aber die Bekenntniſſe der Schweſter Friedrichs des Großen, ſeines „digne et sublime objet d'une amitié sincère“ ſind auf irgendeinem Umweg in den Ruf der Pikanterie gekommen. Wahrſcheinlich weil ihr Werk von der offiziellen preußiſchen Geſchichtsſchreibung als apokryph oder als illoyal behandelt worden iſt. Alſo verſchwiegen oder abgelehnt wurde es vor dem Publikum im Geheimſchrank der Geſchichte verwahrt, und wenn die Siegel für das große Publikum jetzt gelöſt werden, dürfte gerade die gekitzelte Neugierde eine kleine Enttäuſchung erleiden.

Es iſt gar nicht ſo leicht, mit dieſen beiden Damen zu verkehren; auch wenn man ehrenhaftere Abſichten hat, als ihnen in die tour de gorge zu ſchielen, die das achtzehnte Jahrhundert ſo unbekümmert frei legte. Sie haben beide mit Voltaire korreſpondiert, und wenn Katharina die Erſcheinung Rouſſeaus auch noch erlebte, ihre Exiſtenz lag doch jenſeits der großen Waſſerſcheide, von der die Ströme des modernen Gefühls in unſere Zeit herablaufen. Der innere Menſch wurde in ſeiner ganzen Schönheit entdeckt, und ſeitdem gibt es eine allgemein verbreitete Andacht zur Welt; die Menſchheit empfand ſich mit ſüßem Schreck als Naturweſen und wenn ſie ſich nun in der Ziviliſation unbehaglich fühlt, taucht ſie meluſinenhaft zurück zu den unterirdiſchen Quellen, von denen ſie alle möglichen Schwärmereien und Stimmungen mit heraufbringt. Seitdem wird das Kind für den eigentlichen, für den unverkümmerten Menſchen gehalten, und alle pädagogiſchen Beſtrebungen laufen darauf hinaus, ihm die natürliche Unſchuld zu verlängern. Die Jugend iſt heilig geſprochen worden. Als die Jünger

Rousseaus an jener entscheidenden Zeitwende das ideale Geschäft der Erziehung übernahmen, ließen sich auch die Fürsten durch die neue Herzensbildung demokratisieren, und die regierenden Geschlechter scheinen heute nach ihrer ganzen Lebensart viel eher zur höheren wohlhabenden Bourgeoisie zu gehören als zu dem alten Adel, der Strenge und Starrheit der Prinzipien bei ihnen vermißt.

Die Menschen, die vor jenem großen Verjüngungsbad geboren wurden, haben für uns etwas Sprödes und Trockenes in ihrer linearen Bestimmtheit; heute läßt man die Persönlichkeit auf sanfte Art entstehen, während sie damals nach Vorschrift gemodelt und gepreßt wurde. Den Kindern, für die man heute das besondere Märchenland erfunden hat, wurde keine so lange Schonzeit bewilligt, weshalb sie auf den alten Porträts immer mit vorweggenommener Reife als kleine Erwachsene auftreten, und auch die französische Galanterie in den höchst entwickelten und überreifen Schichten kann die allgemeinere Tatsache nicht verdecken, daß die Frauen über eine reservierte Gemütswelt, über ein dem Kinderland benachbartes Reich nicht verfügten. In Wirklichkeit waren sie vor Roheit nirgends sicher. Die Fürstinnen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts haben das volle Kinn und die starke Nase der Männer; die Frauen haben immer männliche Eigenschaften entwickelt, wenn die Eigenart des Geschlechtes nicht durch besondere Schonung oder Verhimmelung gezüchtet wurde. Die Macht ihrer Nation wurde im Zeitalter der Empfindsamkeit begründet, da man sich eine neue Verehrung von Instinkt und Leidenschaft einlernte, da man jede Träne andächtig aufküßte. Die Frauen und die Kinder sind zu gleicher Zeit emporgekommen.

Die Welt, in der eine Wilhelmine und Katharina aufwuchsen, hat auf die Schwäche und die Unschuld wenig Rücksicht genommen. Das Interesse regierte mit ganz anderer Härte als jetzt, und eine Prinzessin bedeutete nur einen dynastischen Handelsartikel. Wilhelmine wurde schon mit zehn Jahren in die lange und verzwickte Intrigue hineingezogen, die ihre hannöversche Mutter zugunsten der Doppelheirat ihrer Kinder mit dem englischen Königshause anspann. Diese Sophie Dorothea tobt durch die Memoiren ihrer Tochter als eine wahrhaft Shakespearesche Figur, dumm, beschränkt, undisziplinierd, aber von einer Zähigkeit, die nie entwaffnet. Man feiert Wilhelmines Hochzeit mit dem Erbprinzen von Bayreuth, die der König nur aus Ärger angestiftet hat oder aus Ermüdung, um den ewigen Treibereien ein Ende zu machen. Die Königin verlangt von ihrer Tochter die Versagung der ehelichen Pflicht, um die Scheidung vorzubereiten und dem Prinzen von Wales die tatsächliche Jungfräulichkeit zu reservieren. Die Großen, die damals Memoiren schrieben, dachten an kein Publikum im heutigen Sinne, sie gingen nicht als Ankläger oder Advokaten in eigener Sache vor die Menschheit, die sie nichts anging. Sie wandten sich privatim an Leute von Stand, die das Hofleben kannten und die richtigen Tatsachen empfangen

ſollten. Alle Memoiren des ſiebzehnten und achzehnten Jahrhunderts bis zu denen der Abenteurer und Schwindler haben dieſen ſpröden Sinn der Tatſächlichkeit, weshalb ſie von den heutigen Artiſten der Literatur ſo gern zu Dramen und Erzählungen verarbeitet werden. Sie haben die pſychologiſche Untermalung übrig gelaſſen, ſie geben die reine Aktion mit einem gewiſſen Gleichmut und überlaſſen das Urteil dem Weltverſtand der Philoſophen. Wilhelmine ſagt, daß ſie durch ihr Unglück zu einer Philoſophin wurde, ohne es ſein zu wollen, und Katharina entwirft mit fünfzehn Jahren von ſich das Porträt einer Philoſophin, das ihr ein befreundeter Staatsmann korrigiert, ſoweit ihre Prinzipien nicht die richtigen zu ſein ſcheinen. Die Grundſätze, mit denen man ein Leben erträgt oder höher baut, werden aus den muſtergültigen Schriftſtellern geholt, den Beiſpielen der Geſchichte entnommen, und in dieſer Zeit der einſeitig männlichen und praktiſchen Weltbildung wußten die Frauen noch aus Cicero für ihre Lebensführung zu lernen.

Die Markgräfin von Bayreuth hat ſorgſamer geſchrieben als die Kaiſerin, die ein großes Reich zu regieren hatte. Sie führt ſelten eine Perſönlichkeit ein bis zu einflußreichen Kammerdienern und Kammerfrauen herunter, ohne ein Signalement aus ihrer ſcharfen Feder vorauszuſchicken. Zuweilen hält ſie ſogar den geſchwinden Lauf der Erzählung an, um ſich mit einer humoriſtiſchen Schilderung zu erquicken. Jeder Kulturhiſtoriker wird ſich an ihrer farbigen Aufnahme der ſüddeutſchen Hinterwäldlerei erquicken, wie die fränkiſchen Reichsfreien mit hundert Jahre alten Koſtümen und Manieren die junge Fürſtin begrüßen. Die preußiſche Propreté der Zopfzeit begegnet naſerümpfend dem maleriſchen Schmutz, mit dem ſich das Barock in einem der windſtillſten deutſchen Winkel überzogen hat. Aber ſonſt läßt ſich die Darſtellung kaum an einem Ruhepunkte nieder; Wilhelmine hat noch die uns verloren gegangene Unbefangenheit der Erzählung, die nichts als Bericht ſein will, die alles was wir heute an verweilender Schilderung, an beſonders angeſtellter Analyſe verlangen, in den gleichmäßigen Fluß der Tatſachen rein aufnimmt. Die Prinzeſſin legt nicht einmal eine Unterſuchung an, was von der Zurechnungsfähigkeit ihres Vaters zu halten war, wenn er ſeine Depreſſionszuſtände bekam, wenn er ſich oder die Kinder zu erdroſſeln ſuchte. Ihre Darſtellung erlaubt ſich jede Rückſichtsloſigkeit, weil Tatſachen ihre Rechte haben; es wäre ihr lieber geweſen, wenn ſie weniger Prügel bekommen hätte, aber Mutter und Erzieherin mißhandelten ſie auch, und über dieſen etwas zu weit getriebenen Gewohnheitsrechten ſteht unantaſtbar für jeden Gedanken die patria potestas, auch wenn ſie augenſcheinlich in der Unverantwortlichkeit einer Pſychoſe ausgedrückt wird. Friedrich der Große hat das Privatleben ſeines Vaters mit den furchtbaren pathologiſchen Seiten in ſeinen Memoiren einfach geſtrichen, um nur den König übrig zu laſſen als einen der größten Verwalter und Koloniſatoren der Geſchichte. Als er zur Regierung

kam, gab er dem Manne Recht, der ihm die Jugend mit blinder Grausamkeit ausgetrieben hatte, und er schmeichelte sich, ihm ähnlicher zu werden, als seine Freunde es ahnen durften. Auch Wilhelmine gehörte zu den Enttäuschten, und ihre Memoiren sind von Forschern hauptsächlich beanstandet worden, weil sie in der Zeit der Ablehnung und Entfremdung entstanden. Sie schiebt die Charakteristik des so veränderten oder vielmehr enthüllten Bruders allerdings einem Vertrauten zu, aber sie duldet doch, daß man ihn mißtrauisch, verstockt, maßlos selbstsüchtig, undankbar, lasterhaft und noch einiges nennt. Ihre Liebe kam erst wieder, als er groß wurde, neu geboren aus dem Stolz einer preußischen Prinzessin, einer Frau von großen Anlagen, die sich in eine kleine Wirksamkeit zu schicken hatte. Sie mußte sich damit begnügen, ihn in den Wechselfällen des Krieges zu bewundern oder zu beweinen und im übrigen ihr kleines Bayreuth zu einer der reizendsten Reliquien des Rokoko aufzuschmücken. Diese melancholische Wilhelmine, der man gleich ihrem Bruder die Jugend ausgeprügelt hatte, wurde ungefähr die einzige Patriotin unter den preußischen Prinzessinnen, und wie ihre politische Fähigkeit sich allmählich an dem Verständnis von Friedrichs Mission schärft, so hätte sie wahrscheinlich auch eine Herrschergabe bewährt, wenn sie in größere Verhältnisse und vor lohnende Aufgaben gestellt worden wäre.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Frauen ein Volk so gut wie ihre Männer beherrschen können. Entweder ist das Regieren leichter als man glaubt, oder es wird ihnen gerade dadurch erleichtert, daß sie mehr Sinn für Persönlichkeiten als für Prinzipien haben. Heinrich von Treitschke vermaß sich sogar, aus einer tüchtigen Hausfrau einen tüchtigen Finanzminister zu machen, aber ich meine, daß eine Frau eher einen König als einen Minister ersetzen kann, und wenn gewählt werden muß, der Staat ist immer glücklicher mit einer Königin fortgekommen, die sich Günstlinge hielt, als mit einem Monarchen, der sich von Mätressen regieren ließ. Die Frauen haben das überlegene Feingefühl, um zu wählen, die größere Rücksichtslosigkeit, zu verwerfen, und selbst eine so bedürftige Dame wie Katharina hat sich nicht in sexuelle Hörigkeit bringen lassen. Es liegt wohl auch an der physiologischen Beschaffenheit der Frauen, daß ihnen reichere Betätigung auf diesem Gebiete besser bekommt. Ihr Gehirn hat jedenfalls auch von einer überschwänglichen Quantität der Leistungen, wenn sie nur normal bleiben, weniger zu fürchten. Die großen Männer, die eigentlich schöpferischen Naturen, wußten wohl, warum sie mit ihrem Stoff sparsam umgingen, falls der Vorrat sich nicht in der Jugend, wie bei Cäsar und Friedrich, erschöpft hatte.

Die jüngeren Leser, die das Zeug zu einem Potemkin in sich fühlen, werden von der Diskretion nicht ganz erbaut sein, mit der Katharina diesen Punkt behandelt. Die schwere Wartezeit vor der Thronbesteigung, auf die sich ihre Erinnerungen beschränken, verbot ihr zunächst, sich ihrem starken Temperament zu überlassen, zumal da die Kaiserin Elisabeth selbst sich auf diesem Gebiete noch

ſehr tätig zeigte. Mit fünfzehn Jahren kam ſie nach Petersburg, um den Neffen und Thronfolger der Kaiſerin zu heiraten; ſie brachte nichts mit als drei Kleider und ein Dutzend Hemden. Von ihrer zänkiſchen und ſehr ſubalternen Mutter wurde ſie nach altem Brauch geohrfeigt, ſie erhielt auch von dem kindiſchen Peter ihre Püffe, wenn ſie nachts über ſeinen Mätreſſengeſchichten einſchlief, aber die tatſächliche Gefangenſchaft, in der ſie als Frau des Thronfolgers gehalten wurde, war nicht ſo eng und bedrückend wie die Exiſtenz von Wilhelmine unter einer intriganten Mutter, die niemals Ruhe gab, und einem unberechenbaren Vater, der in ſeinen zerknirſchten Stunden die eigene Brut wie die lebendige Erbſünde verfolgte. Ein ruſſiſches Gefängnis verwahrt nicht ſo gut wie ein preußiſcher Hof, der unter dem Regiment des Stockes nach der Ordnung der Kaſerne geführt wird. Katharina hatte fünfzehn Jahre Zeit, um ſich den ruſſiſchen Verhältniſſen zu akklimatiſieren, um mit ihrer Liebenswürdigkeit und Zuverläſſigkeit allſeitig Sympathien zu gewinnen, bis ſie von der Fuchtel der Kaiſerin und dem zuweilen gefährlichen Kretinismus ihres Gatten erlöſt wurde. Die kleine deutſche Prinzeſſin, die ſich ſo ſchnell zur Ruſſin machte und fleißig die Meſſe beſuchte, kannte zuerſt kaum andere Vergnügungen als ſich mit ihren Kammerfrauen auszuheulen und auszutanzen. Sie hätte ſich gern im Anfang mit einem halbwegs vernünftigen Mann begnügt, dem ſie Kinder und Erben auferziehen konnte. Aber von Peter war die notwendige Mitwirkung nicht zu erwarten, und man machte ihr auf ruſſiſche Weiſe ohne viel Umſtände klar, daß ſie ſich nach einem Stellvertreter umzuſehen hätte. Da man ihr zwei Kammerherren Nariſchkin und Soltikoff zur engeren Wahl ſtellt, zögert ſie nicht, ſich zu entſcheiden, und es iſt nun das Hübſche und Ruſſiſche, daß Soltikoff nach getaner Arbeit an einen befreundeten Hof geſandt wird, um die Nachricht von der glücklichen Geburt eines Thronfolgers in feierlicher Miſſion zu überbringen. Nicht minder ruſſiſch berührt es, wenn ihr die Kaiſerin die neugeborenen Kinder gleich fortnimmt, weil ſie nun der Dynaſtie gehören und weil ſich vielleicht einmal eine Veranlaſſung ergeben könnte, ihre Mutter wieder nach Hauſe zu ſchicken.

Katharinas Erinnerungen prangen von einer großartigen Nüchternheit und Unbefangenheit. Die Kaiſerin ſagt ſich ſelbſt die Wahrheit, und ſie dürfte der einzige Menſch ſein, von dem ſie keine Schmeicheleien angenommen hat. Sie bedauert nichts, verwünſcht nichts und beſchönigt nichts; die Krone von Rußland war ſchon eine Reihe Demütigungen, Lächerlichkeiten, Mißhandlungen wert. Die Verhältniſſe haben ihren Charakter nicht beſtimmt, ſondern ſie hat ihr Weſen wie ihre geſunden fünf Sinne trotz ihnen in der langen Prüfungszeit unabänderlich behauptet. Die ſittliche Gleichgültigkeit der Umgebung hat ihre Tugend nicht zu Fall gebracht; verantwortlich bleibt immer die menſchliche Veranlagung ganz allein. Man kann noch die Philoſophie zu Hilfe nehmen, um ſich über das Einzelne zu erheben, um die Menſchen zu ergründen, bevor man ſie beherrſchen

will, aber man denkt hauptsächlich, um seine Instinkte kennen zu lernen, nicht um sie zu unterdrücken. In einem sehr hübschen Selbstporträt stellt Katharina sich als einen sehr freimütigen und umgänglichen Kameraden vor, dessen Geist mehr vom Manne als vom Weibe hat. Aber die Männlichkeit des Denkens hat sie um die weiblichen Reize nicht gebracht. Sie gefiel, sie wollte gefallen, und die Philosophin bemerkt sehr richtig, daß versuchen und versucht werden ungefähr dasselbe bedeutet. „Trotz der schönsten moralischen Grundsätze ist man, sowie die Sinnlichkeit sich hineinmischt, schon unendlich viel weiter als man glaubt, und ich weiß noch heute nicht, wie man sie hindern kann, sich unser zu bemächtigen. Flucht könnte vielleicht helfen, aber es gibt Fälle, Lagen, Umstände, wo die Flucht unmöglich ist. — Alles, was man hiergegen einwenden mag, ist Prüderie, die dem menschlichen Charakter nicht eigen ist. Niemand hält sein Herz in der Hand und kann es, indem er sie schließt oder öffnet, nach Belieben zusammendrücken oder fahren lassen."

Auf den Thronen sitzen keine großen Damen und Philosophinnen mehr. Die Fürsten haben sich zu stark verbürgerlicht, und die Philosophie ist durch die Professoren und die Metaphysik aus der Welt, in der man wirklich lebt, entführt worden. Katharina war nicht so tugendhaft wie die heutigen Hausfrauen, aber die Freundin Voltaires und Diderots wußte sich an ihrem Plutarch, an der Enzyklopädie, an ihrem Montesquieu zu erbauen. Es gab einen Kanon der Lebenskunst, eine Staffel der Maximen in diesem Zeitalter der zynischen Moralisten von Larochefoucauld zu Chamfort. Man bekannte sich zum Epikureismus, wenn man konnte, und zum Stoizismus, wenn man mußte. Katharina war in der schweren Wartezeit ihres Lebens und ihrer Freiheit nie ganz sicher. Sie hat einmal sogar die Entscheidung selbst herausgefordert, die sie leicht wieder nach Zerbst als die kleine und arme deutsche Prinzessin hätte verschlagen können. Dann wäre sie statt einer philosophischen Kaiserin wahrscheinlich eine ganze Philosophin geworden, und sie hätte die Schriftstellerei, von der sie durchaus nicht lassen konnte, mit großer Fruchtbarkeit als Hauptberuf betrieben. Kleine Ähnlichkeiten machen sie schon so mit George Sand verwandt, die ja eine Urenkelin Augusts des Starken war und sich vielleicht aus dieser Abstammung das starke Kinn und die starke Nase der hochgeborenen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts rettete. Katharina hat dieselbe heitere Kraft, dieselbe gesunde Wärme eines Vollweibes, das die Bedürftigkeit und Passivität des Geschlechts mit einem Männerkopf gekrönt hat. In ihren Erinnerungen klingt etwas von der hellen Munterkeit eines Spielers, der wenig einzusetzen und alles zu gewinnen hat. Drei Kleider und ein Dutzend Hemden gegen ein Weltreich. Katharina hat ihr Land oberflächlich zivilisiert und ihre Macht gegen Europa und Asien bedrohlich vorgeschoben. Mehr haben ihre größten Vorgänger und Nachfolger auch nicht erreicht, und Potemkinsche Dörfer hat man für jeden von ihnen gebaut.

Liberale Kirchenpolitik/ von Artur Bonus

Die Verurteilung Jathos tut mir menſchlich leid. Politiſch iſt ſie der größte Glücksfall, der dem Liberalismus nach dieſer Seite noch ſo kurz vor den Wahlen zuſtoßen konnte.

Es ſind nun vor allem zwei Schwierigkeiten zu überwinden:

Man hat ſchon ſeit dem Aufbrechen des Falls im Winter vermutet, daß die Hauptverhandlung in die Hundstage vor die großen Ferien verlegt werden würde, um die Gegenwirkung abzuſchwächen.

Es kommt darauf an, dieſen taktiſch nicht ungeſchickten Zug unwirkſam zu machen.

Dann aber muß ſich der Liberalismus darüber klar werden, daß es ſich für ihn darum handelt, die ſelbſtändig religiöſen Kräfte an ſich zu ziehen, nicht ſie von neuem zu brüskieren.

Er geſchweige alſo den überlegenen Philiſter ein wenig und laſſe diejenigen in ſeinen Reihen zu Worte in dieſer Sache, denen die Religion mehr als ein ſonderbarer Atavismus, denen ſie eine Angelegenheit iſt, — es brauchen nicht gerade Theologen oder ſonſt Kirchenmänner zu ſein.

Erwägen wir indeſſen etwas poſitiver, was der Liberalismus tun kann.

Er hat ſich bis jetzt auf die rein negative Parole der Trennung von Kirche und Staat beſchränkt.

Ich würde nicht für richtig halten, ſie aufzugeben. Es waren niemals größere Ausſichten für ſie als in dieſem Moment, in welchem ſie auch in den religiös lebendigeren Kreiſen, in denen man ſie bisher ablehnte, als einzig übrigbleibende Möglichkeit auf das ernſthafteſte erwogen wird.* Nicht zwar, als ob ſie dadurch die Ausſicht gewänne, ſofort durchzudringen; aber ſie kann ihre Anhängerreihen jetzt ſehr verſtärken.

---

* So in der Tagesordnung einer für den Oktober angeſetzten Beratung der Freunde der Chriſtlichen Welt. Etwas abweichend in einem ſehr bedeutſamen Aufſatz Tröltſchs über „Gewiſſensfreiheit“ (Chriſtliche Welt vom 20. Juli).

Bei dieſer Gelegenheit ſei einige Literatur zum Fall ſelbſt verzeichnet: Akten zum Fall Jatho (Verlag Neubner in Köln). Beſonders wichtig Heft 7: Rede Traubs vor dem Spruchgericht. Traub gilt bekanntlich für das bereits vorbeſtimmte nächſte Opfer der Inquiſition. Ein intereſſanter Augenzeugenbericht aus der Feder des anderen Verteidigers, des theologiſch auf ſeiten des Spruchgerichts ſtehenden Profeſſors Baumgarten in ſeiner „Evangeliſchen Freiheit“. Der Verlag (Mohr-Siebeck in Tübingen) ſtellt einen Sonderdruck dieſes Berichts gratis zur Verfügung. Gute Überſichten in der „Chronik der Chriſtlichen Welt“.

Machen wir uns klar, daß der Fall Jatho und sein Ausgang unsre kirchenpolitische Lage von Grund aus verändert hat.

Denn das ist das spezifische Gewicht dieses Falles, daß hier zum erstenmal der programmatisch geschlossene und institutionell festgelegte Wille des Kirchenregiments vorliegt, die Weiterbildung der religiösen Gedankenmassen des Protestantismus dem freien Spiel der Kräfte zu entziehen und ihr eine gebundene Marschlinie vorzuschreiben.

Gewiß hat man das an den herrschenden Stellen auch früher immer gewollt. Aber es bestand demgegenüber die Hoffnung, daß dergleichen vereinzelt, zufällig und von vorübergehender Bedeutung sei.

Diese Hoffnung war nie sehr aussichtsreich: die zurzeit herrschenden Parteien haben ihr Übergewicht durch ein sehr besonderes Wahlgesetz dermaßen fest verankert, daß gar nicht daran zu denken war oder ist, daß sie in absehbarer Zeit aus dem Besitz geworfen werden könnten. (Ich habe versucht, das in meiner bei Diederichs erschienenen Streitschrift wider die Irrlehre des Oberkirchenrats auszuführen.)

Aber wenn die Lage schon lange verzweifelt war, so ist dieser Tatbestand doch erst in dem Augenblick wirksam geworden, in dem er sich vor aller Augen mit der Eindringlichkeit dieser Spruchgerichtsprozedur enthüllt hat. Erst damit ist die Hoffnung auf eine andere Zukunft mit freierer Entwicklung innerhalb der alten Landeskirchen entschwunden.

Es würde also keinen Sinn haben, gerade jetzt dem Liberalismus die Aufgabe seiner Trennungsparole anzuraten.

Wohl aber hat es Sinn, darauf hinzuweisen, daß die Parole als eine rein negative für sich ungenügend ist.

1. Unser Liberalismus hat sie den katholischen, religiös gänzlich verschieden von uns konstruierten romanischen Völkern entnommen. Dort bedeutet sie die Aufgabe des Kampfes gegen die Übermacht der geschlossenen katholischen Kirche, der positiv beizukommen die religiösen Kräfte im Volkstum fehlen.

Ein: Tu mir nichts, ich tu dir auch nichts.

Dies ist aber nicht unsre Lage, wird auch in germanischen Ländern aller Wahrscheinlichkeit nie die Lage sein.

Es scheint mir geradezu ein Charakteristikum der germanischen Völker gegenüber den romanischen, daß sie den Trieb zu geistiger Selbständigkeit und Wahrhaftigkeit bis zur religiösen Vertiefung empfinden und deshalb sich der Verpflichtung zu solcher religiösen Vertiefung nie dauernd entziehen.

Nicht als hielte ich das für eine angeborene Rasseneigentümlichkeit.

Ich glaube vielmehr, daß jener Trieb auch in den romanischen Völkern nicht erstorben ist. Es scheint, daß er sich gerade jetzt in ihnen neu zu regen beginnt, und daß das der religiöse Kern in der vielfach verworrenen Bewegung des

Modernismus iſt. Aber die jahrhundertelange religiöſe Mißerziehung ſcheint die religiöſen Grundkräfte in dieſen Völkern viel ſchwächer gemacht zu haben, als ſie in den Völkern geworden ſind, welche ſich ganz oder zum Teil der Reformation geöffnet haben.

Jedenfalls aber ſteht es zurzeit ſo, daß man nur in den germaniſchen Völkern, in ihnen aber mit Sicherheit auf dieſen Trieb zur religiöſen Vertiefung zählen kann und muß.

Und offenbar iſt er heute unter uns im Erſtarken begriffen.

Was ihm fehlt, iſt das, was er in England und Amerika hat: Ermutigung, Anerkennung und poſitive Unterſtützung.

Ebendies iſt es, was ihm der Liberalismus leiſten muß, wenn er ſich kräftiger, als ihm bisher gelungen iſt, ins Volksdenken einſenken will.

Daran aber hängt meiner Meinung nach ſeine Zukunft als einer Volksbewegung, als eines lebendigen und tragenden Volksgefühls.

2. Was hat die Parole in ihrer bisherigen rein negativen Form dem Liberalismus geleiſtet?

Daß er allen und jeden Einfluß auf die kirchlichen Dinge erſt freiwillig aufgegeben und dann allmählich auch gegen ſeinen Willen verloren hat. Das bedeutet, daß er alle freiheitlichen Bewegungen in den Kirchen im Stich gelaſſen und, ſoviel an ihm lag, geſchwächt hat.

Das ſind Interna der Kirche! ſagte der Liberalismus, und die Konſervativen beſtätigen ſchmunzelnd: Jawohl, unſre Interna. Interna des Konſervatismus!

Wie etwa Deutſchland ſagt, wenn die Türken chriſtliche Armenier abſchlachten: das ſind Interna der Türkei, da dürfen wir uns nicht hineinmiſchen, ſo ſteht es mit den konſervativen Vergewaltigungen und Brüskierungen aller freier Gerichteten in den Kirchen: Es ſind eure Interna, ſagt der Liberale!

So ſind dem Konſervatismus allmählich wahre Paſchagefühle gegenüber „ſeinen" Paſtoren angezüchtet worden. Heute ſteht es bereits ſo, daß der Konſervatismus mit der gekränkten Miene eines, dem offenkundiges Unrecht geſchieht, über Einmiſchung in ſeine internen Angelegenheiten zetert, wenn man ihm ein Opfer zu entreißen ſucht.

Er befindet ſich in der Tat recht wohl unter dieſer liberalen Parole. Sie verſchafft dem Liberalismus alle Nachteile der Trennung, ohne ihm auch nur einen einzigen Vorteil zu verſchaffen.

Die Parole bedarf alſo einer poſitiven Faſſung.

Dazu gehört vor allem Klarheit darüber, daß es, ſolange die Trennung nicht erreicht iſt, Interna der Kirche im ſtrengen Sinne gar nicht gibt.

Im Gegenteil: will der Liberalismus die Trennung durchſetzen, ſo muß er ſie den Konſervativen wünſchenswert erſcheinen laſſen: das kann er gerade nur durch ein möglichſt kräftiges Hineinwirken in die kirchlichen Dinge erreichen.

Der jetzige Zustand, wo der Liberalismus sich jedes Eingriffs enthält und sich auf tönende Phrasen beschränkt, ist ja für den Konservatismus der denkbar angenehmste und wünschenswerteste. Die Volkskirche, das heißt die wirkungskräftige Organisation der Volksreligion, ein konservatives Internum — was kann er Günstigeres verlangen!

Solange also die Trennung nicht durchgesetzt ist, muß der Liberalismus sich der freier gerichteten Strömungen innerhalb der Kirche mit der größten Energie annehmen.

Dazu gehört, daß er als Zwischenforderungen, bis sein Hauptprogramm verwirklicht ist, die beiden Forderungen aufstellt:

a) Gleiche direkte Wahlen zu den kirchlichen Vertretungskörpern (sogenannten Synoden).

Mit der Durchsetzung dieser Forderung wäre die Herrschaft des Konservatismus in der Kirche am schnellsten niedergebrochen. Er wird eher in die Trennung willigen als in diese Revision der kirchlichen Verfassung.

b) Selbständigkeit der Einzelgemeinden in allen Überzeugungsangelegenheiten, vor allem freie Predigerwahl.

3. Zu einer wirkungskräftigen Ausgestaltung der Hauptparole der Trennung von Kirche und Staat würde ferner folgendes gehören:

Der Liberalismus darf keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß es sich für ihn nicht um Abtötung der religiösen Gefühle und des religiösen Gemeinschaftslebens handelt, sondern im Gegenteil um deren größtmögliche Kräftigung bis dahin, daß sie stark genug werden, um sich der orthodox-konservativen Bevormundung entziehen zu können.

Hier muß sich der Liberalismus einiger Phantome entschlagen.

Stärkere religiöse Kräfte äußern sich nie so rationell, wie der gemeine Bürgerverstand für wünschenswert halten möchte. Sie äußern sich, vom rationellen Gesichtspunkte aus betrachtet, eher dumpf, nämlich mythisch.

Auch diejenigen religiösen Bewegungen, welche aus ihrem tiefsten Wesen heraus eine Erhellung des ganzen inneren Menschen hervorbringen mußten, sind nie als rationelle Aufklärung, sondern als ein neuer Mythos in die Welt getreten. Erst eine spätere Zeit bringt eine Einfühlung in die rationellen Gewöhnungen der Zeit mit sich. Und es ist die Frage, ob das nicht eher eine Schwächung als eine Stärkung bedeutet. Man darf Kraft und Wert religiöser Neubildungen nie an der Rationalität ihrer Aussagen messen, sondern allein an der freien Suggestionskraft, die sie auf die eigenen edleren Gefühle ausüben.

Hätte der Liberalismus das Ziel, das Staatskirchentum in rationalistischer Richtung zu reformieren, dann hätte es einen Sinn für ihn, nur rationalistische Aufklärung zu fördern.

Hat aber der Liberalismus dieses Ziel offenbar nicht, will er vielmehr das

Staatskirchentum als den kräftigenden Hinter- und Untergrund reaktionärer Gesinnung bekämpfen und dabei diejenigen religiösen Kräfte für sich gewinnen, welche geeignet sind, persönliche Selbständigkeit zu fördern, so muß er suchen, alle gegen das Staatskirchentum ankämpfenden Kräfte an sich zu ziehen und zu unterstützen, wo er sie findet. Es gibt ihrer genug.

Es ist politisch betrachtet unverzeihlich, die religiösen Neubildungen — Sekten, Gemeinschaften und dergleichen — mit Gewalt in das konservative Lager zu treiben, wie es der Liberalismus bisher fast als Sport betrieben hat, zum mindesten in seiner Presse.

Alles, was wächst, öffnet sich nach der Seite, von der ihm Wärme und Licht kommt.

Hier muß der Liberalismus von seinem Gegner lernen, der als politisch handelnde Partei ihm an Großheit der Gemeinempfindung nun einmal überlegen ist.

Der liberale Führer pflegt sich zu fragen: Wie können wir Richtungen unterstützen oder auch nur unbekämpft lassen, die wir persönlich nicht anerkennen, mit denen wir sozusagen nicht mitmachen können? Das wäre ja Heuchelei!

Es klingt das gewiß sehr edel und aufrichtig. Es ist aber bei Lichte besehen nur der alte doktrinäre kleinliche Polizeigeist, der auch sonst dem Liberalismus die einigende, zusammenfassende Kraft nimmt.

Nie wird ein Konservativer sich versucht fühlen, die Frage aufzustellen, ob er die orthodoxe These im einzelnen sich persönlich aneignen könne. Er sagt sich: diese Leute wollen mit mir die Hochhaltung der Tradition, der Autorität, des Gehorsams. Sie liefern mir dafür Kräfte, die mir persönlich vielleicht abgehen, — um so erwünschter!

Sollte nicht auch der Liberale in bezug auf die Sekten und Gemeinschaften sagen müssen: diese Leute wollen mit mir die Durchbrechung der gegebenen Schranken, die Freiheit der individuellen Überzeugung gegen die traditionelle Institution. Dieses Freiheitsverlangen werde ich, auch gegen ihren eigenen Willen, unterstützen aus sachlichen Gründen, denn es ist Geist von meinem Geist.

Zumal doch nicht so schwer ist, sich zu der historischen Erkenntnis aufzuraffen, daß der Liberalismus als Volksbewegung ein Kind des Sektengeistes in der Tat ist. Man sehe auf die Heimat des Liberalismus (England).

Aber der deutsche Liberalismus hat so sehr viel wichtigere Fragen zu entscheiden: die, ob diese freiheitlichen und gegen die Staatskirche kämpfenden Organisationen voller Kräfte, welche ihm fehlen, auch alle die großen Erkenntnisse haben, die er hat, als, daß ein Toter nicht wieder lebendig werden und keiner auf dem Wasser wandeln kann, und was solcher erstaunlicher Einsichten aus dem Physikleitfaden mehr sind.

Sieht man von hier aus die Geschichte noch einmal an, so scheint die Entscheidung darauf hinauszukommen, ob der Liberalismus reif ist, eine wirkliche

Lebensrichtung im großen Stil zu werden, oder ob er sich, nach seiner geistigen Grundlage betrachtet, weiter als eine Anhäufung kümmerlicher Schulweisheiten durchs Leben zu schlagen gedenkt.

Im vorigen Sommer tagte in Berlin ein Kongreß aller frei gerichteten religiösen Organisationen, aller Organisationen heißt das, die die Idee der staatlich-institutionellen Bindung des religiösen Lebens ablehnen. Da waren römische Modernisten, amerikanische Sekten aller Schattierungen, Juden (durch den Philosophen Cohen in Marburg vertreten), liberale Protestanten der deutschen Landeskirchen (durch ihre professoralen Lehrer vertreten) — ein internationales Zusammenwirken liberaler Kräfte auf breitester Grundlage. Dieser Kongreß, der eine kolossale Bedeutung für den Liberalismus haben konnte (und noch kann), — wie schon das Wutgeheul der Orthodoxie am besten bescheinigte — ist (bei manchen Ausnahmen) im großen und ganzen unbemerkt hingegangen. Solche Gleichgültigkeit ist gewiß das Gegenteil derjenigen Ermutigung, die der Liberalismus den religiösen Kräften seiner Richtung schuldet.

Die Orthodoxie begriff die Sache besser. Mir persönlich ist nicht unwahrscheinlich, daß die Einrichtung des Spruchkollegs im gegensätzlichen Zusammenhang mit diesem Kongreß steht, daß der Kongreß mindestens stimmungsgemäß stark auf das Zustandekommen der neuen Einrichtung eingewirkt hat.

Was ist nun in diesem Zusammenhang von der neuen Kölner Sezession, der sogenannten Jathogemeinde, zu halten? Was kann sie für die Weiterentwickelung der religiösen Kräfte bedeuten?

Das wird unter anderm davon abhängen, welche Stellung der Gesamtliberalismus zu der Sache einnimmt.

Es läßt sich daher nicht mit irgendwelcher Sicherheit abschätzen; es lassen sich nur Hoffnungen und Möglichkeiten entwickeln.

An sich ist diese Sezession, soweit sich bis jetzt sehen läßt, die zukunftsvollste aller freikirchlichen Neubildungen, die bisher entstanden sind.

Die glückliche Hand, die in dieser Gründung waltet, hat sich vor allem darin bewährt, daß der Fehler eines Austritts aus der Landeskirche vermieden worden ist.

Solange die Trennung von Staat und Kirche ein frommer Wunsch bleibt, ist der Austritt aus der Landeskirche, wie auch alle bisherigen Gründungen freier Gemeinden bewiesen haben, die sichere Garantie für Einflußlosigkeit und Kurzlebigkeit.

Es wird allerdings auf mancherlei vorläufig unsichere Posten in dieser Rechnung ankommen:

Werden die liberalen Pastoren, wie es vorläufig der Fall zu sein scheint, ihren Mann stehen? Werden sich viele religiös kräftige Persönlichkeiten unter ihnen finden? Wird es zu weiteren ähnlichen „Fällen" kommen? Wird das Spruchkolleg mit der gleichen Energie und kirchenpolitischen Unerhelltheit, die in dieser

Frage zugleich Ehrlichkeit ist — denn wenn die Orthodoxie wahrhaftig bleibt, kann sie sich mit diesem Fall nicht begnügen — weiter arbeiten? Leider nicht zuletzt: wird die „Jathospende", die bekanntlich nicht für die Jathogemeinde allein bestimmt ist, sondern der Unterstützung weiterer ähnlicher Gemeinden dienen soll, die nötige Unterstützung finden? — eine Frage an den deutschen Gesamtliberalismus.

Treten diese Voraussetzungen ein, so können hier Konzentrationsherde geschaffen werden für alle diejenigen, welche mit der kirchlichen Verkündigung nichts anzufangen wissen, aber nicht auf religiöses Gemeinschaftsleben verzichten mögen.

Werfen wir von hier aus unsern Blick auf das Ideal der Trennung von Kirche und Staat zurück. Was würde geschehen, wenn diese Trennung plötzlich und vorbereitungslos über uns käme?

Der Konservatismus würde alles aufbieten, die jetzigen Gemeinden von sich aus zu halten. Die Unzähligen, welche religiöses Gemeinschaftsleben nicht missen mögen, wären, wie jetzt, wohl oder übel genötigt in ihnen zu bleiben oder würden nur vereinzelt, zusammenhanglos und sehr allmählich absplittern. Die orthodox bleibende Kirche würde sich noch mehr verhärten. Der Liberalismus würde für das, was er braucht, um Volksbewegung und Volksstimmung mit Kraft der Dauer zu werden, wenig oder nichts erreicht haben.

Kommt es dagegen zu einer zahlreicheren Entstehung ähnlich innerkirchlicher freier Gemeinschaften, — denen das Spruchkolleg fürs erste die nötigen Kräfte zu liefern hätte, später könnten sie untheologische Kräfte ausbilden — so stünden im Augenblick der vollzogenen Trennung die neuen Gemeinschaften kampffertig da. Kleinere sich neu bildende Gemeinschaften fänden organisatorischen Anschluß an sie. Es entstünde eine Freikirche, die dem Liberalismus die wünschenswerte religiöse Unterlage böte.

Ich kann also nicht finden, daß es im Interesse des Liberalismus liegt, die Parole auf Trennung von Kirche und Staat in ihrem bisherigen rein negativen Sinn zu urgieren.

Dagegen scheint mir eine energische Bewegung in der Richtung der Kölner Sezession nicht aussichtslos.

Zur Hygiene des Schülerselbstmords/ von Robert Hessen

Ihnen ist wohl, den armen Jungen. Aber uns ist nicht besser.

Soll der Schülerselbstmord in Deutschland vielleicht eine ständige Institution werden? Sollen wir uns an ihn gewöhnen und mit völliger Gleichgültigkeit von ihm reden, wie der Zar über die russischen Hungersnöte, vor dem Botschafter White? „Freilich, freilich. Jeden Winter sterben

ganze Bauerndörfer aus. Leider nichts zu machen.“ Der Amerikaner wunderte sich doch sehr.

Nun hören wir, niemand sei schuld. Staat, Lehrer, Elternhaus, alles tadellos. An den Schülern allein liegts! Nur keine Weichlichkeit! Schon viel zuviel Hygiene! Das verwöhnt die Schlingel! Mehr Hocken, mehr Drill, sie noch viel fester in die Hand nehmen! Dann wirds schon werden.

Ja, wo wäre die Scholastik jemals um einen Einwand verlegen gewesen? Bei den Hexenprozessen konnte der Gatte ruhig beteuern: „Donnerstag abend, wo meine Frau zum Blocksberg soll geritten sein, hat sie daheim neben mir am Ofen gesessen.“ Der Ketzerrichter schrie: „Der Teufel hat einen Scheinleib hingesetzt! Der Ehemann ist im Bunde! Man foltre ihn, da wird man schon hören!“

So heißts auch jetzt: „Die verruchten Schüler! Sie sind alle im Komplott! Mehr Folter!“

Zuerst waren es ganz „rätselhafte“ Kinder, die ins Wasser gingen oder sich zum Fenster hinausstürzten. Dann waren es krankhafte „Schwächlinge“. Dann waren es geschlechtlich Verdorbene, ohnehin „für den Lebenskampf ungeeignet“. Nur immer fort mit Schaden! Da kommt aus Leipzig die Kunde, daß drei frische, kerngesunde Jünglinge, die begabtesten Schüler der Anstalt, vor dem neuen Semesterbeginn lieber in den Tod, als in die Schule gegangen sind.

Und immer noch will man bestreiten, daß der Kessel überheizt ist, daß es an den Ventilen arbeitet. Immer noch soll mehr Feuer untergelegt werden! Prof. Gurlitt berechnet für die zwei Jahrzehnte von 1881—1901 nicht weniger als 1152 Schülerselbstmorde. Und neuerdings fallen durchaus normale, hoffnungsreiche Elemente. Da wollen wir doch die abgeleierten Phrasen und Scheltworte endlich einmal beiseite lassen.

Wenn die gedrillten, beaufsichtigten, gegängelten Deutschen von heut es vergessen haben sollten, daß es ein Ding wie persönliches Freiheitsgefühl gerade in jungen Menschen gibt, einen Unabhängigkeitssinn, der lieber sterben will, als das Dasein unter Bedingungen weiterführen, die ihm ganz gegen den Strich gehen, so darf man sie vielleicht an ein Theaterstück erinnern, das zurzeit überall bei uns gesehen und beklatscht wird. In „Glaube und Heimat“ tut ein etwa zehnjähriger Bub das Gleiche wie so viele von unsern Schülern: der kleine Rott springt übers Geländer in den Mühlbach. Weshalb? Ist er plötzlich „Psychopath“ geworden? Hat er ein „krankhaftes“ Ehrgefühl? Ach nein, er ist die Gesundheit selbst. Aber er soll gezwungen werden, daheim zu bleiben, während die Eltern in die Ferne wandern. Und bei solchem rohen Zwang freut ihn das ganze Leben nicht mehr.

Sind wir so stumpf geworden, ins fiskalische Joch gebrochen, daß wir der-

gleichen mit anſehen, es kühn, frei, groß und ſchön finden, um nachher maßlos zu erſtaunen und zu ſchimpfen dazu, wenn es dicht in unſrer Nähe paſſiert? Aber die Herren Schulmänner ſind ja gelehrt. Vielleicht wirkt auf ſie ein Beiſpiel aus dem klaſſiſchen Altertum.

Da gab es in Rom einen jungen Marianer, den der Deſpot Sulla nach kurzer Unterredung, rein aus dem Blick der furchtloſen grauen Augen, für ſo gefährlich hielt, daß er rief: „In dem ſteckt hundertmal Marius!“ Er ſuchte ihn zu ſich herüberzuziehen, bot ihm große Vorteile, doch unter einer Bedingung: der junge Mann ſollte ſeine Gattin Cornelia, die Tochter Cinnas, verſtoßen und ſich aus dem Optimatenlager friſch verſorgen; andernfalls käm er auf die Proſkriptionsliſte.

Nichts war in Rom gebräuchlicher als Scheidung, und Sulla pflegte kurzen Prozeß zu machen. Trotzdem ließ der junge Gatte ſich nichts anbieten. In ſeine Privatſachen ſollte ihm keiner dreinreden dürfen. Sonſt war das Leben nur noch ein Plunder, ohne Wert. Er gab Sulla eine kalte Abſage.

Dieſe in Deutſchland, wie es ſcheint, abhanden gekommene Geſinnung nennt ſich Stolz. Unſre Schulmänner täten beſſer, dieſe Vokabel aus ihren Lexika wieder zu lernen, ſtatt junge Leute zu verläſtern, die für die abverlangten Opfer an Selbſtachtung zugunſten einer pedantiſch-philologiſchen Schulfron zu reif und innerlich zu frei geworden ſind.

Vor etwa ſiebzig Jahren dachte ein junger Deutſcher ähnlich, als er ſeinem Vater ſchrieb: er quittiere den Dienſt. Am Befehlen läge ihm weniger, als am Nichtgehorchen. Dieſer ſtolze, vollkommen unverſtändliche Schwärmer hieß Otto von Bismarck. Und jener junge Marianer hieß Julius Cäſar.

Cäſar, dem es an Plänen und Vorahnungen ſeiner Laufbahn ſicher nicht fehlte, weshalb er auch früh ſchon eine Marianerin geheiratet hatte, „warf“ alſo Leben und Zukunft „weg“. Er konnte nicht wiſſen, daß hinter ſeinem Rücken die ſchöne Servilia, des Brutus Mutter, zu Sulla für ihn bitten gehen, der Tod in Verbannung umgewandelt werden würde. Er war nur wenig älter als jene drei leipziger Primaner, die zu Oſtern dieſes Jahres freiwillig die Reiſe ins Schattenreich antraten; und er dachte wie ſie.

Wenn aus dem Beiſpiel der drei Leipziger nicht, wie man erwarten ſollte, der Schluß gezogen wird: daß Grundfehler im deutſchen Schulſyſtem ſtecken müſſen, ſo liegt das daran, daß ein Komplott nicht bei den Schülern, ſondern zwiſchen Staat, Eltern und Lehrern beſteht.

Als ich dieſe Dinge zum erſtenmal im Januarheft der „Neuen Rundſchau“ von 1910 angriff, ſchrieb mir ein bekannter Dichter: der deutſchen Schule müſſe noch manches Loch in ihren Panzer geſchoſſen werden, ehe ſich die Dinge zum Guten wenden könnten. Alſo friſch geladen!

Der Kardinalfehler liegt darin, daß die Deutschen kein biologisches Ideal haben. Hier müssen moderne Physik und Physiologie erst ihren langsamen Weg machen, bis die mittelalterliche Askese, die heut noch in der christlichen Schule spukt, endlich überwunden, der „Geist" nur als eine stoffgebundene Energieform, Körperpflege, solange der Mensch noch wächst, als unerläßlich zur Geistespflege betrachtet wird. Hören Eltern und Lehrer nicht mit der Einbildung auf, man könne den viel vorzüglicheren Geist ohne Ansehung des Körpers pflegen, oder gar indem man den Körper malträtiert, so besteht leider wenig Aussicht auf Besserung.

Das Turnen versagt, es ist kein Allheilmittel. Es hat versagt vor dem Kneipenlaufen; es versagt vor dem schwächenden Jugendlaster, das auf deutschen Schulen grassiert; und es versagt auch vor den Schülerselbstmorden. Das Herz der Jugend hängt nicht an ihm. Der englische Boy weiß, was er am freien Sport hat: einen Lebensreiz von zauberischer Kraft, einen wahren Quickborn. Vom Turnen, seit es, ganz entgegen den Absichten Jahns, zu einem Drillmittel korrumpiert worden ist, nimmt ein deutscher Knabe so gern Abschied, wie von der lateinischen Grammatik oder vom Cicero-Kommentar.

Von der Verpflichtung, die Heranwachsenden der Mittelschulen Abend für Abend auf gesunde Weise körperlich müde zu machen, so daß sie einschlafen, wo sie hinfallen, weiß der Staat nichts. Er pflegt Hirnermüdung; hiermit ein Bedürfnis nach Aufpeitschung durch Alkohol und „spannende" Lektüre; hiermit ein ungesundes Phantasieleben; hiermit frühe Masturbation. Den Kleinen folgt oft schon die Schulfolter ins Bett nach; sie träumen von den „Aufgaben", mit denen sie nachts um zehn Uhr noch nicht fertig waren.

Konzessionen werden heute zwar gemacht, aber nicht etwa durch Anerkennung des Jugendrechtes auf systematische Leibeszucht, sondern rein opportunistisch zur Beseitigung der „Schulschäden". Da läßt man Rücken, Augen und Zähne nachsehn. Aber die Überfüllung bleibt; das stundenlange unnütze Herumhocken bleibt; die schonungslose Abnützung der Jugendfrische bleibt.

Hat diese Abnützung nun rein gar keinen Zweck? Doch, sie hat einen, und zum Unglück einen sehr gewichtigen: einen merkantilen. Der Unterricht soll sich im späteren Leben bezahlt machen. Und da die Deutschen ein kaufmännisch rechnendes, viel verdienendes Volk geworden sind, weil die Eltern davon gehört haben, daß deutsche Kontoristen, deutsche Techniker, deutsche Fachmänner schlechthin einen solchen Ruf in der Welt wegen ihrer gediegenen „Kenntnisse" genießen, geben sie ihren Segen dazu.

Sie mögen in jedem Einzelfall Recht zu haben scheinen. Aber die Nation wäre grenzenlos albern, die bei der Jagd nach solchen merkantilen Augenblickserfolgen die dauernde Ausschindung der Jugend, mit deren Ermüdung die Ausrottung der Genialität, kurz die prinzipielle Pflege der Mittelmäßigkeit wie des

körperlichen Verfalles auf ihre Fahne ſchreiben wollte. Sinnen die Eltern auf wirtſchaftliche Selbſterhaltung, ſo muß die Nation an das höhere Prinzip der animaliſchen Arterhaltung denken. Mißt man unſern heutigen Volkskörper an biologiſchen Anſprüchen, ſo erſcheint der Zeitpunkt ſehr übel gewählt, um das bisherige Syſtem der nationalen Aufzucht zu loben. Die immer nur die ſinkende Sterblichkeitsziffer voranſtellen, verdienen den Namen Hygieniker nicht. Ein ſolches Prinzip garantiert nur die Großkümmerung aufgepäppelten Menſchenſchundes; ein Volk, das etwas auf ſich hält, ſollte ein ſo niedriges Ziel verachten. Wenn aber die Deutſchen dabei blieben, die Schuljugend zur Pflege der Nationaleitelkeit und Gewinnſucht abzurichten, abzuplagen, würden ſie das gleiche Verbrechen begehen, als wenn ſie in der Induſtrie die Sonntagsarbeit, will ſagen die pauſenloſe, entnervende Abhetzung, beibehalten hätten.

Was kann der Staat nun tun? Wäre den Eltern damit gedient, wenn er auf einen Schlag alle Berechtigungen herabſetzte, um Knaben und Mädchen zu entlaſten? Ein Aufſchrei der Wut würde durch Deutſchland gehen. Wegen „Vermögenskonfiskation"! Denn dies iſt die Alternative: ein paar Millionen Mark Nationaleinkommen weniger, dafür eine robuſte Jugend und eine ſichre nationale Zukunft; oder biologiſche Verkommenheit und unrühmliches Ende, doch vorerſt, falls es ſo weitergehen darf, womöglich noch eine Milliarde Mark im Jahr mehr.

Vor dieſer prinzipiellen Entſcheidung würde es bald zutage treten, wie dünn geſät gerade in Lehrer- und Elternkreiſen die wahren Freunde der Jugend ſind. Ihr ſoll es ſchlecht gehen. Denn beherrſcht wird unſre Schulpolitik von Leuten, die ebenfalls keine glückliche Schulzeit mehr gekannt hatten und ſie darum auch keinem Nachwuchs gönnen. Frohe, lebige, unbändige Jugend gilt als ein Staatsfeind, als ob man den Fürſtenknecht Schwarzerd nach dem Bauernkrieg hörte: „Es wäre vonnöten, daß ein ſolch wild, ungezogen Volk, als die Teutſchen ſind, noch weniger Freiheit hätte, als es hat, . . daß man es billig viel härter halten ſollte uſw." Und wie man die armen Bauern damals niedermetzgerte, ſo will man heut auch die Jugend, wo ſie noch ſtolz und friſch iſt, kleinbekommen; damit nicht etwa „alles Körperliche eine neue Dreiſtigkeit gewinnt".

Warum ſind wir nicht Goethe gefolgt, als er gegen Lavater „die Wahrheit der fünf Sinne" in Schutz nahm? Warum doch mußten wir uns durch Kant und Schiller weismachen laſſen, daß die ſtörriſche Pflege von Unluſtgefühlen den höchſten moraliſchen Wert habe? So daß nun auch die pädagogiſche Höchſtleiſtung darin beſtünde, Schüler mit Gegenſtänden zu martern, für die ſie keine Anlage mitbringen. „Was zerſtört ſchneller," ſagt Nietzſche, „als ohne innere Notwendigkeit, ohne eine tief perſönliche Wahl, ohne Luſt arbeiten, denken, fühlen, als Automat der „Pflicht"? Es iſt geradezu das Rezept zur decadence, ſelbſt zum Idiotismus." Und nach dieſem Rezept unterrichten zumal die „ſtrengen" Lehrer. Nach der Seite der Differenzierung hin, auch für ſpätere

Berechtigungen, ist noch unendlich viel bei uns zu tun. Aber es fehlt am Wichtigsten: an Duldung für Eigenart und Anschmiegung an praktische Bedürfnisse.

Die sogenannten „Kompensationen" zwar waren eine glänzende Idee, ein grüner Keim, ein Ölzweig. Doch was hilft es, daß gegen gute Mathematik schlechtes Latein „kompensiert" wird, wenn die armen Burschen doch den gräßlichen Grammatikdrusch, die endlose Textkritik lange Jahre hindurch ohne jeden innern Anteil trotz allem über sich ergehn lassen müssen? Ellen Key sprach einmal von „mißbrauchter Frauenkraft". Aber wir treiben Knospenfrevel mit mißbrauchter Jugendkraft.

Natürlich lehnen sich, wo das geschieht, nur Opfer auf, die schlau genug sind, es zu merken, und stark genug, sich zu wehren. Vielleicht haben Friedrich Hammer, Werner Naundorf, Erich Pöschmann in Leipzig die Worte des Cassius im Sinne gehabt:

„Den Teil der Tyrannei, der auf mir liegt,
Werf ich nach Willkür ab . . ."

oder an Sokrates gedacht, der ja auch „sein Leben wegwarf", obwohl er es hätte behalten können, wenn er sich demütigte. Er brauchte nur die Milde des Volkes anzurufen und war gerettet. Der „Psychopath" verschmähte das und starb mit einem Witz auf den Lippen. Er, der denunziert war, die Staatsgötter nicht zu ehren, machte den Wärter, der ihm den Schierling reichte, verlegen durch die Frage: ob es gestattet sei, auch aus diesem Becher ein Trankopfer darzubringen?

Man wird künftig den „Phaidon", wo das beschrieben steht, vom Schulplan absetzen müssen, damit sich unsre Primaner nicht etwa jene „innere Freiheit" aneignen, die ein unwürdiges Dasein geringschätzt und einen Zwang zu seiner Fortsetzung nicht anerkennt. Ich weiß wohl, jetzt wird man mir vorwerfen, ich „verherrlichte" den Schülerselbstmord. Ja, warum verherrlichen denn die Schuldirektoren den Sokrates? Merken sie gar nicht, wie sie von ihrem Paradepferd geschlagen werden?

Aber wehe dem, der ernstlich versuchen wollte, unsre Helden, unsre Dulder den jungen Herzen näher zu rücken, um ihnen Mut und Energie durch diese Bekanntschaft zu stählen! Vor jedes derartige Buch pflanzt sich breit ein Zensor. Da muß vor allem das unterdrückt sein, wonach die Jugend lechzt: wirkliche Information. Nicht was Primaner gern lesen würden, sondern wovon rückständige Lehrer, Eltern und Vormünder sich einbilden, daß es „Sittlichkeit und Frömmigkeit" hebt, das muß darin stehen. Findet sich tatsächlich irgendein Schmock, solchen patriotischen Brei anzurühren, so schiebt ihn die Jugend angewidert zurück. Aber das macht ja nichts aus. Läßt sich das Problem nicht positiv lösen, so bleibt immer noch der beliebte repressive Weg: unsern Schülern die Lektüre fortzunehmen, die sie tatsächlich haben.

Nein, ſollen die Dinge beſſer werden, ſo müſſen die Fundamente hygieniſch reguliert werden.

Die Jugend muß ein anerkanntes Recht auf Glück und Geſundheit erlangen. Die Schuljahre müſſen aufhören, die traurigſten, ödeſten und geplagteſten zu ſein. Heute beſteht der Verdacht, daß die Mehrzahl der überlebenden Schüler den „Stall" zwar genau ſo haßt wie die Selbſtmörder, nur nicht den gleichen Stolz, die gleiche Entſchlußkraft beſitzt. Künftig ſollte die Anſtalt die beſte ſein, die ſich der friſcheſten, lebensfreudigſten Zöglinge rühmen darf. Es iſt der Körper, der ſich den Geiſt baut.

Nicht geiergleich ſoll auf Anſtalten losgefahren werden, wo die Jugend ſich glücklich fühlte, mit hämiſchem Nachweis, daß andre, wo ſie ausgenützt wird, „mehr leiſten", alſo berechtigter ſeien.

Der Deutſche ſollte doppelt ſoviel Geld für ſeine Schulen ausgeben, als er ſchon tut, damit doppelt ſoviele Lehrer wie bisher in doppelt ſovielen Räumen wirklich unterrichten, nicht zu Hauſe Gelerntes „abfragen" wie heut, wo in überfüllten Klaſſen der überbürdete Lehrer nervös, die Jugend mit Stickluft vergiftet wird. Ja, die „häuslichen Aufgaben" ſollten ganz aufhören, die Nachmittage der Bewegung im Freien, der Athletik in Hallen gehören.

Lehnt es der Deutſche ab, ſich hierin zu ändern, ſo kann ihm leicht ein Schabernack geſchehn. Denn wenn die Briten, die tatſächlich ein biologiſches Ideal hegen, erſt merken, was gemeint iſt, und daß ihr Hauptkonkurrent feſt entſchloſſen bleibt, rückſichtslos die Jugend auszuſchlachten, dann geben ſie, die gleichfalls eine ſtarke finanzielle Ader haben, ihr Prinzip vielleicht auf und nehmen das unſrige an. Dann ſind wir, da in den gebildeten engliſchen Schichten viel größere Spannkräfte geſchont und zur Abnützung vorrätig liegen, ſchließlich doch noch die Betrogenen, trotz aller Brutalität und Verſtocktheit, womit wir für den „internationalen Konkurrenzkampf" unſre Jugend geplündert hatten.

Vorläufig allerdings dürfen wir noch die Oberſchlauen ſpielen und machen uns nicht wenig luſtig über die faulen Geſchäftsleute, die Engliſhmen, die, ſei es in Petersburg, in Teheran oder Schanghai, Sommers um ſechs Uhr ſich weiß kleiden und zum Tennis oder Polo fahren. Indes die Deutſchen, die tüchtigen, die wahren, bis neun Uhr hocken, um noch irgend etwas zu ergattern, und ſodann, wie es ſich gehört, zu Biere gehen. Von welcher deutſchen Bank aus kämen wohl die Angeſtellten zeitig genug auf einen Sportplatz? Sie haben ja die Kneipen, wenn ſie ſich durchaus „erholen" müſſen! Was bekanntlich die harte, ältere Generation überhaupt nicht gekannt hat. Die Geſchäfte gehn vor. Und die Kenntniſſe erſt recht.

Sie werden ſo lange vorgehen, bis der Körper nachgeht, und eingeht. Unſre Knaben haben ſich bisher wunderbar gehalten, im Ertragen des Unerträglichen. Aber wenn ſo viele von ihnen doch . . . lieber ſterben?

Vom neuen Schauspieler/ von Alfred Polgar

Das Kennzeichen des Burgtheaterschauspielers, wie ihn, verführerisch, hinreißend, sieghaft, die Erinnerung der heutigen Generation bewahrt, ist: Überlebensgröße. Das waren Helden, Könige, Tyrannen, Bösewichter, die wuchtig auf der Erde standen und mit dem Haupt an die Sterne rührten! Ihrem künstlerischen Organismus war der Kothurn wie einverleibt. Sie gaben sich nicht, im psychologischen Sinn, als Durchleuchter der Menschlichkeiten, die sie darzustellen hatten, sondern als Verdeutlicher in einem materiellen Sinn. Ihre Figuren hatten scharfe Kanten, breite Flächen, tiefe Schatten. Ihrer Helden Leidenschaft flammte schnurgerade und leuchtete in einer klaren, satten Farbe. Charakter: das ist die Verhältnisziffer zwischen einer Summe von Trieben und einer Summe von Hemmungen. Bei den großen alten Burgschauspielern war diese Ziffer immer eine runde Zahl. (Die Rechnung ging ohne Rest, wohlschmeckend, auf). Sie individualisierten nicht, sondern gaben einen reinen, erhöhten, ton- und lichtstarken, überlebensgroßen Typus. Sie waren Kristall-Spieler.

Dann kamen, aus Berlin, die Rohmaterial-Spieler. Die Lebensgroßen. Die Exakten. Von einer Literatur geboren, deren Ehrgeiz es war, den Traum der Kunst mit wachen Sinnen zu träumen, Anti-Magier, Anti-Illusionisten, setzten diese Schauspieler ihren Stolz darein, mit einer aufklärerischen, einer Tageslicht-Technik, die holden Truggeister der Bühne zu bannen. Sie brachten ein Leben auf die Szene, das sich seiner Fiktivität schämte. Der Gaukelei unfrohe Gaukler. Einen eng und stumpf gefaßten Begriff der „Wahrheit" richteten sie als ideellen Götzen auf und opferten ihm, was an Phantasie und Traum im Pferch ihrer Künstlerschaft weiden mochte. Sie gaben nicht mehr einen erhöhten, großartig-sinnbildlichen Typus, sondern einen Durchschnittstypus, dessen Studienwert in der Fülle und Genauigkeit seiner Details bestand (aber Größe konnte diese unruhige Akkumulation von Kleinigkeiten niemals vortäuschen). Da es ihnen um eine Wahrheit ging, die mit den Sinnen zu überprüfen war, blieben sie Oberflächenspieler; ihre Verinnerlichung war eben nur eine Verdickung der Oberfläche in die Tiefenrichtung. Sie waren Feinde alles Undefiniten, Rätselvollen, Unsichtbaren, Untastbaren, kurz: Feinde des Geheimnisses, als welches doch ein innerstes zeugendes Prinzip aller wahrhaftigen Kunst ist.

Um die Jahrhundertwende entstand der deutschen Schaubühne eine neue Rasse von Menschendarstellern. Kompromißler zwischen Überlebens- und Lebensgroß. Aber es war noch ein Kompromiß des Neben-, nicht des Ineinanders. Die dramatische Literatur fischte zu jener Zeit gerne in dem rosig-grauen Brackwasser, darin Traum und Wirklichkeit, Kunst und Leben, Nüchternheit und

Phantaſie ſich trübe miſchen. Und die Schauſpielkunſt, die ſich dieſer Literatur akkommodierte, bekam einen zweideutigen Charakter, baute Luftſchlöſſer mit Zuhilfenahme von Stein und Mörtel, war abenteuerluſtig mit Kautelen und Rückverſicherungen. Die Schauſpieler hatten Angſt vor dem heldiſch-Großen, ihr Pathos ſcheute die Flamme, ihre Wahrheit duldete keine allzu ſcharfe Schärfe. Sie bekannten ſich zu einem ſtiliſierten Realismus, der kraftlos, mutlos war, und ſeine Kraftloſigkeit als Stil aufſpielen wollte. Sie gingen, immer zur Umkehr bereit, nach keiner Richtung hin bis an die Grenzen, wo allein ſtrittiges und neues Gebiet zu erobern wäre. Sie boten eine reizvolle in vielen Farben lüſtern flimmernde, aber zaghafte Schauſpielkunſt, der die großen Individuen und die großen Wirkungen verſagt bleiben mußten. Eine feine, nervöſe, literariſche Schauſpielerei, deren ſchillerndes Moſaik die Fach-Eſſayiſten zu den hübſcheſten Auseinanderleg- und Zuſammenſetzſpielen inſpirierte.

Dieſe zweideutige Kompromißkunſt beherrſcht noch heute die deutſchen Bühnen. Aber der Schauſpieler von morgen, der neue Menſchendarſteller, wie er ſchon jetzt hie und da, aufblitzend-epiſodiſch, beunruhigend und ſtörend, in den Vordergrund tritt, wird ſich nicht zu ihr bekennen. Weder zu den gelockten Geiſtern mit künſtlicher Glatze, noch zu den Kahlköpfen mit Lockenperücken.

Der neue Schauſpieler — dies nobilitiert ihn und macht ihn unſerem Herzen teuer — kommt nicht von der Literatur her. Sondern er wird zur Menſchendarſtellung getrieben durch die gährende Fülle von Menſchen-Möglichkeiten, die er in ſich ahnt. Er vermummt und vermimt ſich nicht als Mörder, als Narr, als toller Liebhaber, ſondern er läßt das elementare Stückchen Mordbereitſchaft, Irrſinn, gieriger Zärtlichkeit, das in die vielfältige Struktur einer Menſchenſeele eingebettet iſt, hypertrophieren, läßt das, was als echteſter Keim in der dunklen Tiefe ſeines Ich ſchlummert, für ein paar magiſche Stunden zur vollen Blüte aufſprießen. Er täuſcht nichts vor, was nicht in ihm iſt. Nur der wuchtige Akzent, den er auf dieſen oder jenen Ton ſeiner Empfindungs- und Leidenſchaften-Skala legt, bewirkt die Täuſchung. (Und er hat die Fähigkeit der verſchiebbaren ſeeliſchen Akzente.) Das Zauberiſche, Myſtiſch-Unwirkliche ſeiner Kunſt iſt nicht wie ein bunter Hut einem nüchternen Schädel aufgeſetzt. Sondern in ihm, im neuen Menſchendarſteller, iſt die Miſchung von Traum und Realität, Phantom und Wirklichkeit durchaus organiſch vollzogen.

Eine allerreichſte Fülle innerer Möglichkeiten, ein labiler ſeeliſcher Akzent, und die myſtiſche Treibhauskraft, jederzeit aus Keimen Blüte und Frucht zu zwingen: das ſind die Vorausſetzungen der neuen Schauſpielkunſt, die allein imſtande ſein wird, dem Herzen des modernen Menſchen etwas zu ſagen. Es ergibt ſich in logiſcher Folge die traurige Erkenntnis, daß der neuen Generation nur ein bedeutender Menſch als bedeutender Schauſpieler wird gelten können. Eine ſchöne Stimme, ein nobler Gang werden, ſolange das Geſellſchafts-Vergnügen

„Theater" üblich ist, ihrer guten optischen und phonetischen Wirkungen sicher sein. Aber als großer Schauspieler, als Entrücker und Bezauberer wird uns nur der gelten, dessen Kunst unendlich viel mehr ist als eine Summe ästhetischer Begabungen, sinnfällig gemacht durch eine Summe brillanter Geschicklichkeiten. Die rätselhafte Heterogenität: Idiot im Leben und Genie auf der Bühne wird das Forschergewissen künftiger Theaterpsychologen nicht mehr foltern.

In einem Einzelindividuum kündet sich der Typ des neuen Menschendarstellers noch nirgends an. Aber aus der Menge der kleinen, unscheinbaren jungen Leute an modernen Bühnen, flackert schon der helle Schein, der des großen neuen Mimen Ankunft vorherläuft. Dieser helle Schein strahlt aus den schicksalsträchtigen Augen, über den blassen, hart modellierten, von Gedankenplage durchgebosselten Stirnen der jungen Leute, Mädchen und Jünglinge, deren Talent, — des Glaubens an sich selbst, der Ruhe, der Nervenkraft entbehrend, von keinem Wohlwollen gefördert, von keinem Verständnis unterstützt und mit dem Makel der Hysterie stigmatisiert — sich in den ersten Anfängen verbraucht. Der moderne Schauspieler ist schon da, überall, als Funke, als vorübergleißendes Phantom, als geisterhafte Erscheinung, die festzuhalten den Theaterpädagogen der magische Spruch noch nicht eingefallen ist.

Derzeit freilich wäre der neue Schauspieler, dessen Kunst in einem bedeutenden Menschentum wurzelt, überhaupt noch nicht möglich. Ein besser organisierter Geist hielte und hält es im heutigen Theater nicht gut aus. (Nicht einmal als Betrachter.) Er wird nomadischer Geldverdiener, um möglichst bald der Bühne entraten zu können; oder schickt sich unter Preisgabe der besten Teile seines Ich (und unter starkem Trostverbrauch von Alkohol) ihren schmutzigen und peinlichen Daseinsbedingungen.

Und darum wird der erste, früheste Schauspieler jener neuen Art ein großer Komiker sein. Der Komiker hat es nämlich leichter. Das besondere Wesen seines Kunstschaffens gestattet ihm, auch dort, wo er noch nicht imstande ist, das Ungewöhnliche und Ungemeine, das er in sich verspürt, zu gestalten, — doch schon dies eine: gegen das Gewöhnliche und Gemeine, das er in sich merkt, zu protestieren. Wir haben in Wien einen jungen Komiker, Max Pallenberg, der mir ein solcher Vorläufer moderner Schauspielkunst, ein genialischer Protestler zu sein scheint. Er ist der einzige Komiker, über den ich lachen kann, aus dem Herzen und aus dem Rückenmark. Seine Komik ist, auch wo sie roh und billig scheint, noch immer wie ein origineller Gassenhauer, ein bizarres Spottkouplet auf allerlei faule Heiligkeiten des Lebens, ein groteskes Pamphlet gegen die Menschheit, die gemeiniglich nicht ahnt, einen wie hohl geschliffenen Spiegel des Schönen, Erhabenen und Göttlichen sie abgibt. Pallenberg hat den Mut, oft auch den Übermut, zum Lächerlichen und zum Häßlichen. Er hat Blick für die gespenstischen Fratzen, die im sumpfigen Dunkel einer Menschenseele ihr

geheimnisvolles Unweſen treiben; und bekennt ſich zu ihnen mit einer wahrhaft kindlichen, blauäugigen Aufrichtigkeit. Und wie ſich nun dieſe geſpenſtiſch-unheimlichen Larven, ans harte Tageslicht heraufbeſchworen, unſicher, ſchwankend, blinzelnd gegen die Helle wehren: das macht die Kraft und Eigenart der Pallenbergſchen Komik aus. Er iſt, auf ſeinem Gebiet, das, was der neue Schauſpieler im univerſellen Sinne ſein wird: ein Geiſterſeher.

Neue Bücher*/ Ein Geſpräch von Emil Ludwig

„Sonderbare Geſchichten?" ſagte der Muſiker und ließ das Buch ſinken. „Sie ſind reif, prägnant, ſpannend, die Geſchichten von Eulenberg, aber ſonderbar kann ich ſie nicht finden."

Der Regen ſchlug gegen die Kajütenfenſter, tiefer ſank der Nebel, und man glaubte auf dem Meere zu fahren, ſo uferlos und ohne Horizonte lag der abendliche See. Der Major hatte nach ſeiner Weiſe ſcharf aufgepaßt, als ſein Freund die Geſchichte von der Windmühle vorlas, um dieſe graue Stunde zu verkürzen, die ſie, ſtatt des erhofften blauen Abends auf Deck, in den Bauch des kleinen Dampfers bannte. Die ſchöne Frau ſaß zwiſchen ihnen, halb horchend, doch abgewandt und immer den Blick aufs Waſſer geheftet, das wenige Fuß unter dem Fenſter von der unerbittlichen Kante des Schiffes zerſchnitten wurde.

„Aber ſonderbar iſt der Autor," ſagte der Offizier, „und genial obendrein."

„Scheint dir nicht auch," fuhr der Muſiker fort, „als wüßte er mit ſeiner Begabung nichts anzufangen? Ein Melodienerfinder, wie ſie in allen Künſten gegenwärtig fehlen — aber er kann keine Symphonien machen. Ihm fehlt ganz einfach die ausdauernde Kraft."

„Das hier," ſagte der Offizier, „will keine Symphonie ſein und iſt ſchlechthin vollkommen."

Der Muſiker trotzte: „Ebendeshalb! Die Geſchichten vom Turmhahn, vom Scherenſchleifer und andere aus dem Buch: weil ſie vollkommen ſind, zürne ich dem Dichter, der ein Recht hat, ſich als Dramatiker zu fühlen. Sie ſind vollendet, weil ſie kurz ſind. Dramen aber pflegen lang zu ſein, und Eulenbergs Geduld reicht meiſt nur bis zum zweiten Akt. Ich hörte, er arbeitet in einem Turm. Sperrt ihn dort ein, bei Waſſer und Brot und laßt ihn im Schweiße ſeines Angeſichtes arbeiten!"

Die ſchöne Frau wandte ſich vom Fenſter gegen den Raum. „Ich liebe dieſen Dichter nicht," ſagte ſie, „er iſt ſehr unharmoniſch. Aber gerade durch

* Herbert Eulenberg, Sonderbare Geſchichten (Rowohlts Verlag, Leipzig); Friedrich Huch, Enzio (Moerikes Verlag, München); Hermann Löns, Der Wehrwolf (Diederichs, Jena); D' Iſraeli, Contarini Fleming (Oeſterheld & Co, Berlin).

dieſe kurzen Geſchichten beweiſt er aufs neue, daß man ihn ohne Nutzen einſperren würde. Das iſt kein Grabbe, der geniale Szenen in Trunkenheit auf die Fidibuſſe ſeiner Pfeifen ſchreibt. Er iſt ein Arbeiter und holt aus ſich heraus, was irgend in ihm ſteckt. Aber ihm fehlt die eiskalte Periode, nach der Erfindung, zwiſchen der Darſtellung. Er iſt immer erhitzt, daher auch die Entgleiſungen in Geſchmacksdingen. Entſinnen Sie ſich an Wilhelm Meiſters Lehrbrief? ‚Mehl kann man nicht ſäen, und die Saatfrüchte ſollen nicht vermahlen werden.‘ Er vermahlt ſie, gedankenlos, unbekümmert, es iſt ſchade.“

„Ihre Lippen,“ ſagte der Major, „ſind eigentlich zu ſchön, um einem ſo ſcharfen Geiſt zu dienen. Immerhin möchte ich noch jetzt mit dem Dichter tauſchen, denn ich bemerke, wie ſehr Sie ihn ſchätzen.“

„Ich zürne nicht ihm, ſondern dem Geſchick,“ ſagte ſie wieder, „das unter ſo vielen ſchwachen Talenten in dieſer Zeit Einem, in dem endlich der Puls des deutſchen Meiſters wieder ſchlägt, wie etwa Peter Viſchers, nicht den Bedacht gegeben, das handwerkliche Zögern. Das können doch nur hinreißende Temperamente als Künſtler entbehren. Er iſt keiner, weil er das Handwerk mißachtet und doch Germane iſt. So wird aus dem, der Marmor meißeln könnte, ein Miniaturiſt, und ich fühle die tiefe Trauer mit ihm, die ihn ergreifen mag, wenn er eine ſolche knappe Novelle allzu vollendet vor ſich ſieht. Es iſt keine Entwickelung in ihm, ſein letztes Stück gleicht im Grunde dem erſten. Wer etwa an die Mit- und Nachwelt dächte, müßte wünſchen, er ſchriebe immer nur ſolche prachtvolle Geſchichten. Aber ich wette, ewig wird er Stücke ſchreiben, und ewig glauben, er ringe mit dem Engel, ohne daß er doch die Inbrunſt Jakobs hat.

Man wird ſeiner nicht froh. Scheint er nicht ein Beiſpiel gegen das Geſetz von der Erhaltung der Kraft? Hier verſchwendet ſich wahrhaft eine große Kraft meiſt ohne Schönheit!“

Man ſchwieg. Die Männer dachten: Es iſt beinahe ruchlos von einer Frau ſo denken zu können.

„Ich habe kürzlich ein anderes Buch geleſen,“ ſagte der Major, in dem Wunſch über ein ihm vertrautes Werk das Urteil dieſer Frau zu hören. „Kennen Sie es? Es iſt ein muſikaliſcher Roman und heißt ‚Enzio‘. Es iſt wundervoll!“

„Es iſt abſcheulich!“ rief der Muſiker. „Sprechen wir nicht davon. Ich aber habe ein neues Buch geleſen! — er wandte ſich der Dame wieder zu — kennen Sie es? Es iſt ein Kriegsroman und heißt ‚Der Werwolf‘. Das iſt herrlich!“

„Das iſt ſchlecht!“ rief nun der Offizier.

Die ſchöne Frau lachte. „Ich kenne die Bücher nicht, aber wenn der Kriegsmann einen muſikaliſchen Roman gegen den Muſiker, der Muſiker einen kriegeriſchen gegen den Kriegsmann verteidigt, mag man wohl neugierig werden!“

Sie hatte sich lebhaft zum Tisch gewendet, nahm eine Zigarette und schien belustigt.

„Dieses Buch also . . .“ begannen Beide lebhaft auf sie einzusprechen, aber da sie zwei verschiedene meinten, war ein paar Augenblicke nichts zu verstehen. Alle drei lachten. Der Major verbeugte sich und wollte dem Künstler den Vortritt für seine Apologie lassen, aber dieser, zorniger auf jenes Buch als begeistert für dieses, rief sogleich:

„Ich darf das Buch verdammen, nicht weil ich Musiker bin und etwa über Beethoven allerhand bestreitbare Dinge darin stehen, sondern einfach als Künstler! Hier ist nichts komponiert. Eulenbergs Geschichten sind Meisterstücke an Knappheit und Härte. Hier wird nur addiert, es plätschert so fort, nach ein paar Seiten macht dieser Friedrich Huch einen kleinen Strich, und dann geht es weiter. Das bringt mich auf! Warum schreibt dieser Künstler Romane? Alles, was Roman in ‚Enzio‘ ist, ist üblich, matt, dagewesen: Vitriol, Sichverschnappen und dadurch Enthüllen, Johannistriebe der alternden Sängerin, Resignation einer Frau zugunsten ihres Kindes. Die geniale Ricarda, Huchs Schwester, hat wahrlich die Mittel zu lang hinhallenden Stimmungen, aber sie weiß den Roman aus den Stimmungen herauszuholen und diese wieder in den Roman zurückzuleiten. Hier wird alles mühsam zusammengestückt!“

Die schöne Frau sah fragend nach dem Offizier, denn dies alles war zu lebhaft gesprochen, um falsch zu sein.

„Du hast recht,“ sagte dieser, „der ‚Roman‘ ist hineingesetzt, überflüssig. Diesem Autor macht es keine Freude, zu verwirren und zu entwirren, und er hat weder die Fabulierlust der Goetheschen Begabungen noch die Schachkunst und göttliche Souveränität Balzacs.“

„Ist er ein Menschenschilderer?“ fragte die Frau zwischen die Streitenden.

„Niemals!“ rief der Künstler.

„Zuweilen,“ sagte der Offizier, „wie er da ein kleines Mädchen hinstellt, die es auf eine Heirat mit dem Helden abgesehen hat, mit der naivsten Frechheit, das ist in fünf Zeilen prachtvoll gegeben, und wie er die Spanierin, die sich den schönen Menschen einfach für ihren . . . Divan nimmt, mitten unter die jungen Leute stellt, die einzige, die das Leben beherrscht, weil sie allein sich an Realitäten hält, — das ist ganz vollkommen. Schade, sagt sie zu dem schönen Jungen, daß du kein Mädchen bist, du hättest eine große Karriere machen können!“

Die schöne Frau lachte und rief durch die weißen Zähne: „O, das Buch muß ich lesen, in dem eine tolle Spanierin so zu einem deutschen Idealisten spricht! — Ist dieser Huch Wagnerianer, wenn er ‚bestreitbare Dinge über Beethoven‘ sagt?“

„Er war es, natürlich,“ murrte der Musiker, „und es ist immerhin symptomatisch angenehm zu sehen, daß hier zum erstenmal im Rahmen des Romans

der alte Zauberer abgeschüttelt wird, ohne daß seine Genialität übersehen würde. Das hat aber Nietzsche zuerst und sogleich auf den Grund gesagt. Freilich, über Mozart . . ." Er knurrte und schien nicht weiter reden zu wollen.

„Über Mozart stehen sehr tiefe Dinge in dem Buch," ergänzte der Major. „Mir ist, sagt jemand, als hätte Mozart in einer Vorexistenz einmal in das Gorgonenantlitz geblickt."

Die schöne Frau lachte nicht mehr, zog die Brauen zusammen und sagte: „Schicken Sie mir das Buch, ich will es haben. — Warum sind Sie noch starrköpfig?" fuhr sie dann fort und sah den Künstler mutig an. „Was haben Sie gegen das Buch? Denn allein das ‚Romanhafte' kann es nicht sein!" Er sah auf und betrachtete sie kritisch. „Woher wissen Sie das? Wieder haben Sie es getroffen. Es ist das Romanhafte nicht. Es ist Enzio."

„Wer ist Enzio?" fragte sie kurz.

„Enzio," gab er kalt und sicher zurück, „ist ein begabter Schurke, ein genialer Weichling, ein Junge mit dem Götterfunken, den man standrechtlich vor dem Portal der Akademie erschießen sollte, weil er nichts zustande bringt!"

Darum der Haß! dachte die schöne Frau. Du fühlst dich getroffen? Mit Unrecht, mit Unrecht.

„Enzio ist ein schöner Knabe," setzte der Offizier fort und schien schon durch den Ton seiner Stimme die Worte des Freundes nicht angreifen, aber in ihrer Wirkung umzuwandeln wollen, „der ist ganz Musiker, und ganz von einem Musiker geschildert."

„Ja," brummte jener, „von einem, der nur für Cello und Flöte schreibt."

„Du bist närrisch! Wir reden von Kammermusik!" rief der Major. Dann fuhr er zu der schönen Frau gewendet fort: „Enzio empfindet zwei Mädchen, die er liebt, aus bestimmten Gründen wie eine Terz. Als ihre Namen auf den frischen Adressen zweier Briefe aufeinanderfallen und sich in Spiegelschrift abdrücken, fühlt er: Das ist ein festgehaltener Ton, der den Übergang von einer Tonart zur andern bildet. Aber er lacht darüber, verstehen Sie?"

„Nirgends," warf der Künstler dazwischen, „wird die Wahrheit über diesen Knaben gesagt."

„Dann hast du die einzige Stelle überschlagen. Weißt du, wer sie sagt? Richards Mutter, seines Gegenspielers, die Frau, die nie ein Wort spricht, deren Misanthropie und Verblendung in den eigenen Sohn ihren Blick durch Eifersucht erhellt. Ein Mensch wie Enzio, sagt sie ungefähr, verwöhnt vom ersten Augenblicke an und von solcher Schönheit, müßte eine Seele von Stahl haben, um seinem Leben dagegen das Gleichgewicht zu halten."

Die schöne Frau bebte: „Eine Stimme aus dem Tartarus über den Götterliebling," sagte sie leise. „Von wem hat er die Haltlosigkeit?" fragte sie dann. „Das Buch dürfte nicht um 1900 geschrieben sein, wenn keinerlei Vererbung darin spukte."

„Von seinem Vater, einer glänzenden Figur: Halbkünstler und naiver Egoist."

„Ich kenne ein Buch von Friedrich Huch," sagte sie wieder, „Mao, das ist eines Dichters Buch. Ist auch Enzio eine Dichtung?"

„Verschwommen," sagte der Musiker.

„Verschwommen — und ganz Dichtung," sagte der Offizier und lächelte. „Da sagt der Enzio einmal zu sich, ganz jung: Vielleicht werde ich einmal denken, dies war meine glücklichste Zeit. — Fühlen Sie den Dichter? Oder: Zwei junge Menschen gehen nach der ersten Nacht der Liebe in der Dämmerung aufs Feld, die Sonne aufgehen zu sehen. Da heißt es, ich werde das nie vergessen: Der Zauber der Nacht, das heimliche und schöne Grauen war dahin, der Zweite Tag war für sie angebrochen."

Die schöne Frau erbleichte ein wenig, aber sie lächelte. „Geben Sie mir doch endlich das Buch!" rief sie lachend.

„Wir schwimmen gegenwärtig," erwiderte der Major, „und Marconi ist auf den Binnenseedampfern leider noch nicht etabliert!"

Er unterbrach sich, denn ihr Blick war schon wieder verwandelt. „Ich brauche das Buch nicht mehr," sagte sie leise, „ich kenne Enzio nun. Man möchte weinen um dies Geschick. Warum ermordet er nicht am Schluß seinen Vater, dessen Erbschaft ihm die Sterne verstellt?"

„Dergleichen tun die Enzios nicht!" spottete der Musiker. „Am Schluß treibt ihn die Weigerung Irenes, seines Idols, die Seine zu werden, in Verwirrung und Tod. Sie wird am Ende prinzipiell wie Rhodope und beweist ihm, daß sie sich nicht entschließen könne, einen Mann zu nehmen, der andre vor ihr umarmte. Ibsenkonflikt und Hebbel-Algebra!"

„Enzio stirbt viel schöner," sagte ruhig der Major. „Auf Schlittschuhen gleitet er am Hause der Freundin vorüber, die Fläche entlang, auf der er einst eingebrochen, halb willig zum Tode, halb mit dem Sicherheitsgefühl des Verwöhnten: er beginnt als Abenteurer zu verflachen. Als das Eis bricht, will der Lebensstarke dennoch zurück, aber nun ist es zu spät."

„Der Gott hat es endlich satt," rief der Musiker dazwischen, „das Spiel um den Knaben hat ihn ermüdet, nun zieht er ihn mit energischer Faust hinab, — dorthin, wohin die Enzios gehören!"

„Wehrwolf!" rief die schöne Frau und blitzte ihn an.

„Ja, Wehrwolf!" blitzte er zurück. „Das ist eine andere Welt! Dies Buch, eine Bauernchronik des Norddeutschen Löns, das ist ein männliches Buch, kein Künstlertraum. Ein hartes, unliterarisches Buch, das schildert Männer und ihre Not. Hier erlebt man den Dreißigjährigen Krieg in einem einzigen Dorf. Wissen Sie, was da vorgeht? Aus schweren, ruhigen Bauern wird durch das Beispiel, das sie selbst zertrümmert hat, eine Schar routinierter Wegelagerer, die

lieber Hammer als Amboß sind. Die leben wie der Wolf auf der Heide und der Adler über dem Bruche. Ihre neue Gründung, anarchisch durch die Not der Zeit, wird bei dem tiefen Rechtsgefühl und der deutschen Schwere dieser Bauern rasch zur Republik geordnet. Erst stehen sie da vor den Trümmern ihres guten, friedlichen Dorfes, rat-, brot- und wortlos, Menschen vom Schicksal geschlagen, und nach ein paar Jahren haben sie, ganz dilettantisch, aber mit starken Instinkten für das Zweckmäßige, eine neue Gemeinschaft improvisiert. Eine andre Welt freilich als die des Herrn Enzio!"

„Er glüht vor Haß und Liebe!" rief lachend die schöne Frau. Der Musiker lachte nun auch, doch klang es befangen, und sie verstand ihn und seinen Widerspruch.

„Was geht uns dies Schlachten an, diese Marodeure," sagte der Offizier ärgerlich, „Pest und Schießerei. Wozu solche Sensationen? Es ist primitiv."

„Freilich!" rief der Künstler, „hier heißt es jeden Augenblick: das Leben. Dem Offizier mag das primitiv vorkommen. Er macht dir mehr Spaß, der kleine Enzio. Wäre dies nur der Krieg, man läse allerdings besser im Geschichtsbuch. Hier ist aber alles allgemein deutsam, grade weil dies nicht unterstrichen wird. Hast du bemerkt, wie das Genrebild hier in die Landschaft gesetzt ist, das einzelne ins allgemeine, wie bei Breughel und den Seinen? Und wie ist hier alles komponiert, von den Kapitelüberschriften bis zu den Schlußliedern!"

„Mir scheint," sagte die schöne Frau lächelnd, „Ihnen gefällt das viele glatte Totschlagen in diesem Buch heimlich besser noch als die ‚Komposition'. Sie lieben und hassen immer aus Gründen, die Sie nicht kennen oder nicht sagen, und recht wie ein Künstler entzücken Sie sich an einem Stoff, der Ihrem Leben möglichst unadäquat ist."

Der Musiker hörte nichts, griff nur ein Wort auf und rief: „Recht wie ein Künstler, ja! In zwanzig Zeilen weiß dieser Löns die Herankunft einer Reiterschar zu beschreiben, das Harren von hundert versteckten Bauern, ihren Überfall. Das ist herrlich! Warum lachen Sie nur? Warum schweigst du?"

„Ich mag diese Bücher nicht!" sagte verstimmt der Major. Und um den Freund zu reizen, fügte er hinzu: „Der Jörn Uhl steckt mir noch in den Gliedern!"

„Mein Gott! Volkstheaterkost! Aber denkst du noch an Florian Geyer?"

„O!" kam es leise von den Lippen der Frau und ihr Auge glänzte.

„Dennoch," sagte eifrig der Musiker, „so sehr dies wunderbare Werk als Dichtung liebenswert bleibt, es scheint künstlerisch zurückzustehen. Was dort undramatisch wirkt, kommt in der Chronik zu seinem Recht. Hier ist nichts erarbeitet, alles verarbeitet und so im ganzen aufgegangen, wie bei einem, der die Geschichte seiner Väter schreibt."

„Du übertreibst. Gut an dem Buch ist das, was es aus den Chroniken

nimmt. Wenn dieser Autor lyrisch wird, wird er banal. Es ist peinlich, wie plötzlich die Natur ganz unzusammenhängend, aus Stimmungsgründen ‚mit Gefühl' behandelt wird. Das ist wie Butter. Auch den Gegenspieler kann er nicht meistern: die Szene beim Herzog ist unmöglich, und wie die beiden rivalisierenden Bäuerinnen reden, anno 1630, das klingt, als hätten sie die Ellen Key studiert!"

„Und das Dichterische," rief der andre eifrig, „steht das auch in den Chroniken?" Er suchte die schöne Frau zu überzeugen und sprach in sie ein: „Wie die Kinder noch den toten Hund streicheln. Wie der einzige überlebende Knecht während seiner Erzählung von dem Überfall des Dorfes mitten im Satze einschläft. Wie diese Bauern, als sie die beiden Haupthalunken haben, plötzlich zeremoniös werden: ohne Ansehen haben sie alle fremden Scharen erschlagen, — hier, wo Schuld und Sühne lebendig wird, vor ganz bestimmten Schuldigen, bahnt sich das Rechtsgefühl durch ihre Wut den Weg und stellt sich auf mit Schwert und Wage, wie als wär es ein bestellter Gerichtshof, der dort Recht spricht. ‚Die Sonne kam heraus,' heißt es da, ‚und beschien zweihundert Gesichter. Sie waren alle von Stein.' Steht das auch in den Chroniken? Und der Alte, der durch Bauchreden hilft, daß die Schweden glauben, der Teufel ist nah. Und wie er beim Pendelschwingen der Kastenuhr an die Gehenkten denken muß, die sie in die Birken praktiziert haben: steht das alles vorgezeichnet, — Herr — Herr Korpskommandant?"

Er wurde sicherer, heiterer. Das Dampfboot näherte sich dem Ufer, und der Regen hatte aufgehört. Man ging an Deck.

„Hätten wirs besser getroffen, wir wären nicht literarisch geworden," sagte die schöne Frau mit Lachen. „Aber die dumpfe Kajüte brütet allerhand Schändlichkeiten aus. Versöhnen Sie sich, rasch! Es ist klar, warum Sie so lebhaft für und wider fühlen: es sind nicht die Bücher, es ist die Welt, die sie darstellen, was Sie beide so aufregt. Kriegsleute — verzeihen Sie, daß ich Sie so mittelalterlich tituliere — Kriegsleute mögen keine Kriegsgeschichten, Künstler keine Künstlerromane. Ja, wenn man jung ist, stürzt man sich wohl darauf. Die Realität ist dann aber immer so verteufelt verschieden, nicht wahr? Das Spiegelbild zu nahe. Im geheimen lieben Sie ja die Bücher, die Sie angreifen. En avant. Versöhnen Sie sich."

Der Major lachte: „Wissen Sie uns nicht ein neues Buch zu nennen, das der Kriegsmann und der Künstler mit gleichem Genuß ohne Trübung lesen könnte? Nun, weise Schönheit! Warum lächeln Sie?"

„Weil ich eines wüßte; es ist zwar nicht neu, aber neu übersetzt, und wenn Sie's schon nicht englisch lesen mögen, lesen Sie es deutsch."

„Nun?" fragten beide gespannt.

„Nun?" lachte die schöne Frau, „Es ist der Roman eines Weltmannes und

Künſtlers, geſchrieben von einem Weltmann und Künſtler. Meiſtens ſind ſolche Leute geborene Ariſtokraten und dann Dichter geworden. Dieſer iſt ein geborener Dichter, der ſpäter Ariſtokrat wurde. Zuletzt hieß er Lord Beaconsfield, und der Roman heißt: Contarini Fleming."

„Iſt er ſchön?" fragten Beide zu gleicher Zeit.

„Leſt ihn, leſt ihn!" rief die ſchöne Frau und lachte.

Künſtlerſchaft und Gleichhändigkeit/ von Max Friedeberg

Seit vielen Jahren habe ich beobachtet und in Biographien beſtätigt gefunden, daß unter den Künſtlern ſich unverhältnismäßig viel Gleichhänder befinden. Dieſe unterſcheiden ſich von den Rechtshändern durch eine beſſere Beanlagung zu einer linksſeitigen Handtätigkeit. Auch wenn man annehmen wollte, daß die Rechtshändigkeit der meiſten Menſchen nicht ererbt, ſondern durch Erziehung erworben ſei, muß bei den Gleichhändern, die derſelben Erziehung und den gleichen Einflüſſen in der Kindheit unterliegen, eine beſſere Begabung der linken Seite vorhanden ſein, um der dauernden Bevorzugung der rechten Seite das Gleichgewicht zu halten.

Dieſe Beſonderheit der Künſtler iſt inzwiſchen von mehreren Seiten betont worden, beſonders im Zuſammenhang mit den Beſtrebungen, bei den Kindern beide Hände gleichmäßig auszubilden.

Der hieſige Arzt und Biologe Wilhelm Fließ gibt in ſeinem Werk „Der Ablauf des Lebens" eine höchſt phantaſtiſche Erläuterung zu dieſer von ihm mit mannigfachen Beiſpielen belegten Erſcheinung. Nach Fließ hat alles Lebendige den Charakter des Zweigeſchlechtigen. Bei den Künſtlern ſind die gegengeſchlechtlichen Eigenſchaften beſonders ausgebildet und dasſelbe iſt bei linkshändigen Menſchen der Fall. Es beſteht alſo ein Trias: Künſtlerſchaft, Gegengeſchlechtlichkeit und Linkshändigkeit.

Wenn man die Beobachtungen von Fließ verfolgt, ſo ſieht man, daß er ſowohl mit der Linkshändigkeit wie mit der Gegengeſchlechtlichkeit ſo frei umgeht und ſich bei ſeinen Feſtſtellungen einen ſolchen Spielraum läßt, daß man ſeinen Schlußfolgerungen wenig Beweiskraft zuerkennen kann. So bezeichnet er als Linkſer jeden Menſchen, der beim Falten der Hände den linken Daumen nach oben nimmt. Nun iſt dieſe Auffaſſung gänzlich ungerechtfertigt. Man könnte im Gegenteil annehmen, daß die kräftigere Hand nach unten zur Unterſtützung der anderen gelegt wird.

Noch verſchwimmender und unpräziſer ſind die Angaben über die „ſekundären konträren Sexualcharaktere", die Fließ an den Künſtlern beobachtet. Da er zu den weiblichen Merkmalen bei Männern rechnet: weichliche Körperbildung,

ſchwachen Bartwuchs, lange Haare, weichen ſtarken Bartwuchs, Gutmütigkeit, Erregbarkeit, und ſchließlich natürlich homoſeruelle Neigungen, ſo gibt es beſonders bei den zu Fettanſatz neigenden Germanen und den häufig weich behaarten Juden, unter denen Fließ ſeine Beiſpiele ſucht, kaum jemand, bei dem nicht das eine oder andere dieſer Merkmale zuträfe. Das mag ja für die Lehre der Zweigeſchlechtlichkeit aller Weſen ſprechen, deren Beurteilung den Biologen überlaſſen bleiben ſoll, aber für die Charakteriſirung einer geſonderten Menſchen- oder Berufsklaſſe iſt damit nichts anzufangen. Wenn man auf dieſe Merkmale hin etwa die Parlamentarier oder die Oberlehrer oder die Bankiers unterſuchte, ſo wäre das Reſultat dasſelbe. Fließ rechnet zu den mit beſonderem Überſchuß an Weiblichkeit behafteten denn auch in einer Fußnote die Geiſtlichen und indirekt als Linkſer die Ärzte, die Zimmerleute und die Verbrecher.

Wenn die genannten Merkmale die äußeren Begleiterſcheinungen des weiblichen Sexualcharakters ſein ſollen, ſo wird das eigentliche Weſen der weiblichen Pſyche von Fließ durch ein Zitat nach Möbius gekennzeichnet, das mit folgenden Worten beginnt: „Im geiſtigen Leben des Weibes herrſcht das Geſetz der Trägheit; während der Mann auf Neues aus iſt, widerſtrebt das Weib der Änderung; es nimmt paſſiv auf und tut nichts Eigenes dazu.“ Dieſe Charakteriſtik ſteht in ſolchem Gegenſatz zu den Eigenſchaften, die wir als die Wurzel aller Künſtlerſchaft empfinden, daß augenſcheinlich dieſe Theorie der Weiblichkeit des Künſtlers auf ſchwachen Füßen ſteht. Die Folge dieſer mit vorgefaßter Meinung zuſammengeſtellten Beobachtungen iſt denn auch, daß Goethe als Hauptbeiſpiel eines Künſtlers mit weiblichem Sexualcharakter bezeichnet wird.

Bei den Künſtlerinnen gehört wohl ein gutes Teil von männlicher Energie dazu um ſich durchzuſetzen, ſo daß hier eher von einer Art von Gegengeſchlechtlichkeit geſprochen werden kann. Es kommt noch hinzu, um die Unſicherheit der Beobachtungen zu ſteigern, daß auch der Begriff „Künſtler“ wenig präziſirt erſcheint. Handelt es ſich um Berufskünſtler, um Künſtler im Gegenſatz zum Pfuſcher oder um Leute mit künſtleriſchen Neigungen?

Wir haben uns mit dieſer Theorie ein wenig beſchäftigen müſſen, da Fließ der einzige iſt, der eine Erklärung für die auch von ihm beobachtete Links- oder Gleichhändigkeit der Künſtler beibringt. Wir ſind, wie geſagt, der Meinung, daß ſeine Kombinationen unrichtig ſind; wenn wir ſie aber auch gelten laſſen wollten, ſo wäre damit doch nichts für unſere Erkenntnis gewonnen, da kein innerer Zuſammenhang dieſer Erſcheinungen erfindlich iſt und da der etwa gleichzeitig beſtehende „konträre Sexualcharakter“ auf die Beziehung der Linkshändigkeit zur Künſtlerſchaft kein Licht wirft.

Nach den Beobachtungen, die ich ſeit vielen Jahren angeſtellt habe, läßt ſich die zur Diskuſſion ſtehende Tatſache in einfacherer und pſychologiſch verſtändlicherer Weiſe erklären: Die gleichhändigen Menſchen haben ein gutes Formen-

gedächtnis, sei es ein optisches oder ein akustisches, häufig auch beides vereint, oder besser umgekehrt: die Menschen mit gutem Formengedächtnis sind vorzugsweise Gleichhänder.

Das Formengedächtnis ist keine unerläßliche Voraussetzung für die Künstlerschaft und es ist daher kein Widerspruch gegen unsere These, daß viele tüchtige Künstler ausgesprochene Rechtshänder sind. Das erklärt sich aus der Verschiedenheit der künstlerischen Anlagen.

In den bildenden Künsten unterscheiden sich zwei Arten des Schaffens; Wiedergabe des mit den leiblichen Augen Gesehenen und Wiedergabe des mit den geistigen Augen Gesehenen. Bei wenigen Künstlern sind die Fähigkeiten zu diesen beiden Schaffensweisen in gleichem Maße entwickelt. Die Künstler, die „aus dem Kopf" arbeiten, besitzen großes Formengedächtnis. Sie haben die Architekturformen, die menschliche Gestalt, die Ornamente in ihrem Gedächtnis leicht erreichbar aufgespeichert; sie können damit nach Gutdünken schalten und unter Verwendung des Gesehenen Neues bilden. Ein solches Gedächtnis erleichtert die künstlerische Arbeit wesentlich; die Formen fließen ohne Qual in die zeichnenden oder bildenden Finger. Das allezeit bereite Formengedächtnis bildet allerdings eine Gefahr für die Originalität des Schaffens, weil die bekannten Formen sich der Hand zu leicht darbieten. Bei solcher Anlage und solcher Art des Schaffens arbeitet der Künstler sogar vor der Natur aus dem Kopf. Das Auge führt nicht die Hand, sondern das Gesehene wird erst in das Gedächtnis aufgenommen und von dort aus verwertet.

Charakteristisch für diese Art der Künstlerschaft ist ein kleines Erlebnis, das mir der Wiener Porträtmaler Stauffer erzählte. Er kam zu Makart und fand ihn malend in seinem Atelier, in dem viele Rosen auf dem Boden zerstreut lagen. Makart sagte ihm: „die Leute räsonieren immer darüber, daß ich nicht nach der Natur male, nun habe ich mir zu den Rosen Modell genommen." Stauffer sah die Malerei an und sagte: „Aber Makart, das sind doch keine Rosen, diese grünen und braunen Knödel, so was gibt es doch gar nicht." „So meinst du?" sagte Makart, ließ die Blumen herausbringen und malte nun auswendig die schönsten Rosen. Der Künstler, der in dieser Weise ohne Modell arbeitet, sieht meistens in seinem inneren Auge nicht die Natur vor sich, sondern das Bild. Die Projektion geschieht unter der Schwelle des Bewußtseins.

Bei den reproduzierenden Musikern bildet das vom-Blatt-spielen und das auswendig-spielen ebenfalls zwei getrennte Fähigkeiten. Nach Noten zu spielen wird ein jeder durch Übung bis zu einem gewissen Grade lernen, ein großes Musik-Gedächtnis kann aber nicht durch Fleiß errungen werden; es muß vorhanden sein. Viele Musiker haben ein phänomenales Gedächtnis, sie spielen auf Verlangen jede Sonate von Beethoven, jeden Schumann, überhaupt jedes Stück der Musik-Literatur, das sie kennen gelernt haben. Es handelt sich aber hierbei

nicht lediglich um das akuſtiſche Gedächtnis, ein großer Teil der Erinnerung ſitzt in dem Nervenapparat, der die Mechanik der Finger beherrſcht.

Das Gedächtnis für muſikaliſche und körperliche Formen iſt benachbart und häufig zugleich vorhanden. Der größere Teil der Künſtler beſitzt es, nicht weil es unbedingt für künſtleriſches Schaffen nötig wäre, ſondern weil durch dieſes Formengedächtnis ſchon der Knabe zu künſtleriſcher Betätigung gedrängt wird und weil die Leichtigkeit des Schaffens und die bald entſtehende Formengewandtheit ihm den Anlaß geben, ſich ganz einem künſtleriſchen Beruf zu widmen. Auch den Griechen galt die Mnemoſyne als die Mutter der Muſen. Immerhin betreffen dieſe Ausführungen nur das Rüſtzeug des Künſtlers. Die eigentliche Schöpferkraft und die Qualität der Leiſtung ſind von anderen Faktoren abhängig. Hierfür hat der Vater Jupiter einzutreten.

Wir müſſen nun verſuchen darzulegen, daß bei den Künſtlern mit bemerkenswerter Gleichhändigkeit es ſich gerade um ſolche handelt, deren Können zumeiſt auf einem ſtarken Formengedächtnis beruht oder mit einem ſolchen verbunden iſt.

Da können zuerſt als klaſſiſche Zeugen die großen Klavierſpieler angeführt werden. Dieſe Virtuoſen, die meiſtens ſtunden- und tagelang auswendig ſpielen können, haben nach meinen Beobachtungen, die ein jeder Muſikkundige beſtätigen wird, beſonders kräftige linke Hände. Ich denke mit einer gewiſſen Wolluſt an die Souveränität, mit der die linke Pranke Rubinſteins den Rhythmus eines Stückes beherrſchte. Die bekannten Konzertetüden für die linke Hand ſind auch augenſcheinlich nicht geſchrieben zur Ausbildung der linken Hand, ſondern als Paradeſtücke für die beſonders in dieſer Richtung befähigten Virtuoſen, die hiermit das meiſtens aus gewöhnlichen Rechtshändern beſtehende Publikum verblüffen.

In der Geſchichte der bildenden Künſte begegnet uns zuerſt Leonardo da Vinci als ein Künſtler, von dem wir annehmen, daß er die linke Hand ſtark gebraucht hat, da ſeine Manuſkripte in Spiegelſchrift geſchrieben ſind. Sein Formengedächtnis wird von Vaſari bezeugt, der von ihm ſagt: „Wenn er irgendeinem Menſchen mit ungewöhnlichen Geſichtszügen, Bart oder Haarſchnitt begegnete, prägte er ſich ſeine Geſtalt alſo ein, daß er ſie zu Hauſe getreu nachzeichnen konnte.“

Der Künſtler-Biograph Carel van Mander, der in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts lebte, berichtet ferner, daß Holbein mit der linken Hand gemalt habe. Hier zeigen uns die unvergleichlichen Zeichnungen zu kunſtgewerblichen Gegenſtänden und die Holzſchnitt-Illuſtrationen zur Bibel, wie ſehr dieſer Künſtler die Welt der Formen beherrſchte und wie groß ſein Können war, frei aus der Phantaſie zu ſchaffen. Holbein iſt zwar als Porträtmaler bekannter; die damaligen Maler in den nördlichen Ländern und in Frankreich haben aber die Porträts meiſtens nicht nach der Natur gemalt, ſondern nach Bleiſtiftſkizzen ausgeführt, ſo daß auch für dieſe Kunſt das Gedächtnis eine weſentliche Rolle ſpielt.

Von modernen Künstlern ist als Gleichhänder bekannt Adolf von Menzel. In der Menzel'schen Kunst sind beide Arten des Schaffens enthalten. Er zeichnete und malte treu nach der Natur, aber ebenso wichtig in seinem Werk ist die Wiedergabe von Szenen, die sich ihm beim früheren Sehen eingeprägt hatten. Die Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen wirken zum Teil wie Momentaufnahmen, die ihm seine künstlerische Phantasie, unterstützt durch ein ungeheures Gedächtnis, in den Griffel gab.

Ich möchte noch als bezeichnend für unsre These aus meinen Notizen anführen eine Charakteristik des glänzenden Simplizissimuszeichners Thöny, die ich vor Jahren in einer jetzt wohl nicht mehr bestehenden Zeitschrift „Die Freistatt" las. Es hieß darin: „Er ist scharf hinter jeder dekadenten Figur her und jede ist ihm verfallen, die er erblickt. Es genügt eben, daß er sie nur erblickt; es knipst dann in ihm wie in einem Kodak und die Aufnahme des unglücklichen Modells ist zur Reproduktion im „Simplizissimus" ohne langwieriges Verfahren fertig." Und weiter: „Wie ich ihn so sah in der rechten und in der linken Hand Pinsel haltend und mit Verve und nie zögernder Schnelligkeit zugleich mit beiden Händen die Umrisse der Figuren ziehend . . . ."

Man sieht also auch hier: glänzendes optisches Gedächtnis und auffallende Gleichhändigkeit.

Dies waren einige literarisch überlieferte Fälle. Noch mehr überzeugte mich aber die eigene Beobachtung an einer großen Anzahl von Menschen, bei denen ich ein starkes optisches oder akustisches Gedächtnis vereint fand mit bemerkenswerter Gleichhändigkeit, sei es, daß sie mit der linken Hand Billard spielten, wie Reinhold Begas, oder kegelten, wie ein mir befreundeter Musiker. Die häufigste Antwort lautet: Eigentlich bin ich linkshändig.

Wenn wir nun an einzelnen Persönlichkeiten das Zusammentreffen dieser Eigenschaften vorgeführt haben, so können auch noch einige Gruppen als Zeugen angeführt werden. Ein hiesiger Universitäts-Professor, der lange in Japan gelehrt hat, bestätigte mir, daß bei den Japanern der Prozentsatz von Linkshändern erheblich größer sei als bei uns. Außerdem werden bei den Kindern beide Hände möglichst gleichmäßig ausgebildet. Auch Fließ sagt, die Japaner hätten das Stigma der Linkshändigkeit. (Das Stigma des Femininen wird man ihnen wohl schwerlich aufprägen.) Die japanische Kunst ist nun, wie alle stilisirte Kunst, durchaus Gedächtniskunst. Der japanische Künstler sieht das Bild so genau im Geiste, daß er beim Zeichnen eines Vogels bald einige Schwanzfedern, bald etwas am Kopf zeichnet und so an verschiednen Stellen mit kalligraphischer Sicherheit arbeitend die Figur vollendet.

Schließlich will ich anführen, daß die Kinder in den ersten Lebensjahren immer gleichhändig sind, oft mit einer Bevorzugung der linken Hand. Und auch bei Kindern wird häufig ein phänomenales Formen-Gedächtnis gefunden, das sich

meiſtens ſpäter bei gleichzeitigem Hervortreten der Rechtshändigkeit verliert. Ich habe viele Kinder gekannt, die etwa vom vierten Jahre ab alle Tiere des zoologiſchen Gartens in ſchwierigen Verkürzungen zeichneten, Schlachten, hiſtoriſche und bibliſche Vorgänge ohne Beſinnen aufs Papier warfen, wobei ſie Reminiszenzen aus Bilderbüchern oder aus Geſehenem frei verwerteten.

Es iſt anzunehmen, daß die Gleichhändigkeit der Kinder eine ataviſtiſche Eigentümlichkeit iſt. Die ſpäter durchgreifende vererbte Neigung zur Rechtshändigkeit wird dann durch die jetzige Erziehungsweiſe und das Beiſpiel noch verſtärkt. Als weſentlich bei der Erziehung des Menſchengeſchlechts zur Rechtshändigkeit erſcheint mir folgendes Moment, das bisher ſo viel ich weiß unbeachtet blieb. Eine ſtarke Bewegung des linken Armes beim Speerwerfen oder Fechten zerrt an den Bändern, an denen das Herz hängt, und verurſacht auf die Dauer Unbehagen, beſonders wenn das Herz gleichzeitig durch die Anſtrengung ſich erweitert. Das empfindet auch der geſunde Menſch; wir brauchen daher gar nicht darauf hinzuweiſen, daß bei den prähiſtoriſchen Menſchen, deren Leben auf Kampf und Flucht beruhte, auch eine Überanſtrengung des Herzens nicht zu den Seltenheiten gehört haben wird und daß die erwähnte Erſcheinung dann in verſtärktem Maße auftritt.

Die bisher gemachten Ausführungen beruhten auf der Beobachtung von Künſtlern und von künſtleriſchem Schaffen. Es erſcheint nun unerläßlich, die Frage noch von der phyſiologiſchen Seite aus zu prüfen und ich habe verſucht, obwohl mir dieſes Gebiet ferner liegt, feſtzuſtellen, ob die bisherigen Ergebniſſe der phyſiologiſchen Pſychologie unſere Theſe bekräftigen.

Es iſt bekannt, daß wegen der Kreuzungen der motoriſchen Bahnen die Bewegungszentren der linken Körperhälfte ihren Sitz in der rechten Gehirnhälfte haben. Es iſt daher zu folgern, daß bei Linkshändern die rechte Gehirnhälfte die beſſer arbeitende iſt und daß auch bei Gleichhändern dieſe Seite beſſer ausgebildet iſt als bei Rechtshändern.

Die Pſychologen und ihre Schulen ſind nicht einig darüber, inwieweit die Gehirnfunktionen als lokaliſiert zu betrachten ſind. Mehrere unſerer neuen Erfindungen, wie der Fernſprecher und der Phonograph, haben uns gezeigt, auf welch einfache Formeln die anſcheinend komplizirteſten Tongebilde ſich zurückführen laſſen. Im Grammophon beſtimmt eine einzige in einer Ebene liegende Linie den Klang eines ganzen Orcheſters, die Töne, die Tonſtärke und den Timbre der verſchiedenen Inſtrumente oder der menſchlichen Stimme. Es iſt uns daher wohl faßbar und naheliegend, anzunehmen, daß die muſikaliſchen und die optiſchen Erinnerungsbilder in dem Gehirn in einfacher Reduktion aufgeſpeichert ſind.

Die Gehirnpathologie, der wir die meiſten Aufſchlüſſe über die Lokaliſation der Gehirnfunktionen verdanken, hat über die in Frage ſtehenden Eigenſchaften noch keine genauen Daten beigebracht. Einzelne Autoren (Wilbrandt, Nothnagel,

Flechsig u. a.) nehmen für das Gesicht in der Okzipitalrinde zwei funktionell getrennte Felder an, nämlich ein besonderes optisches Wahrnehmungsfeld und ein besonderes optisches Erinnerungsfeld. Das Wahrnehmungsfeld wird in die mediale und das Erinnerungsfeld in die übrige Okzipitalrinde gelegt. Eine ziemlich engbegrenzte Lokalisation des optischen Gedächtnisses scheint aus einem Fall aus der Praxis des Neurologen Charcot hervorzugehen, den Monakow in seiner Gehirnpathologie wiedergibt. Es heißt darin:

„Ein junger Kaufmann, der ein hervorragendes visuelles Gedächtnis besaß, wurde nach einer leichten apoplektiformen Attacke, ohne daß anderweitige Störungen zurückblieben, von einer visuellen Schwäche des Gedächtnisses für Formen und Farbe befallen und zwar derart, daß er die Straßen der Stadt, in der er wohnte, nicht erkennen konnte und daß ihm ganz bekannte Personen als fremde Menschen erschienen. Früher ein guter Zeichner, war er nicht imstande, ein Minaret, das Profil eines Kopfes oder einen Baum zu zeichnen." Da hier keine motorische Störungen präzisiert sind, so ist nicht zu folgern, ob die Schädigung die rechte oder die linke Gehirnhälfte betraf.

Über das Verhalten des musikalischen Gedächtnisses bei Gehirnaffektionen sagt Monakow folgendes: „In der Regel überdauert bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit, sich musikalisch auszudrücken, diejenige der Wortsprache, und oft ist man überrascht, daß der bis auf die bekannten Wortreste der Sprache völlig beraubte Patient mit ziemlicher Sicherheit mit einstimmt in ein ihm von früher bekanntes Lied, wenn ihm der Anfang dieses vorgesungen wird; auch wird die Melodie ohne Text, bisweilen aber bis zu Ende richtig gesungen.

Über die Verschiedenheit in der Lokalisation der Herde, welche Aphasie mit oder ohne Störung der vokalen Ausdrucksfähigkeit hervorrufen, ist sehr wenig bekannt; vor allen Dingen bedarf es noch der Aufklärung, ob die rechte Hemisphäre bei tieferen Störungen der Fähigkeit Melodien zu singen, eine gewisse Rolle spielt oder nicht."

Eine bestimmte Lokalisation des visuellen und des musikalischen Gedächtnisses in einer der beiden Gehirnhälften ist hiernach aus den bisherigen Ergebnissen der Pathologie nicht nachzuweisen. Unsere These setzt keineswegs voraus, daß die Zentren des musikalischen und des optischen Gedächtnisses nur in der rechten Gehirnhälfte liegen. Es genügt die Annahme, daß diese Seite zu einem erheblichen Grade dabei beteiligt sei.

Bei der Symmetrie der Aufnahmeapparate des Gesichts und des Gehörsinns ist dies auch wahrscheinlich. Die Nervenbündel eines jeden Auges teilen sich; die eine Hälfte geht zu der Gehirnrinde derselben Seite, während bei der andern Hälfte eine Kreuzung stattfindet, so daß auch bei dem Sehen mit einem Auge beide Gehirnhälften mitwirken. Ein ähnliches scheint bei dem Akustikus der Fall zu sein.

Ziehen, ein Hauptvertreter der phyſiologiſchen Auffaſſung der Sinneswahrnehmungen, ſagt in dem Leitfaden der Phyſiologiſchen Pſychologie (S. 147): „Die Pathologie beweiſt uns in kaum zu bezweifelnder Weiſe, daß die ſinnlichen Partialvorſtellungen a. b. c. (Duft, Farbe und Form einer Roſe) ſämtlich doppelt in unſerm Gehirn vorhanden ſind. Jede Hemiſphäre hat ihre Geſichtsvorſtellung der Roſe."

Ein Zeugnis für die Bedeutung der rechten Hemiſphäre gibt Griesbach in einem Aufſatz „Hirnlokaliſation und Ermüdung" in Pflügers „Archiv für Phyſiologie 1910." Er ſtellt äſthesiometriſche Ermüdungs-Meſſungen an und kommt zu folgendem Ergebnis: „Wenn bei geiſtiger Arbeit und künſtleriſchem Schaffen die Phantaſie lebhaft beteiligt iſt, ſcheint eine erhebliche Betätigung auch der rechten Hemiſphäre zu erfolgen." Die Phantaſie kann aber nur leicht ſchaffen und einen freien Flug nehmen, wenn die Welt der Formen oder die Tonverbindungen dem Künſtler jederzeit zu Gebote ſtehen und wir können annehmen, daß die mneſtriſchen Zentren beim Arbeiten der Phantaſie ſtark in Aktion treten werden.

Wir ſehen alſo, daß die Ergebniſſe der Hirnphyſiologie und der Hirnpathologie die Annahme unterſtützen, daß die rechte Hemiſphäre für die Gedächtniszentren des Geſichts und Gehörs weſentlich in Frage kommt. Nun wiſſen wir, daß bei Rechtshändern das in der rechten Gehirnhemiſphäre vorhandene Sprachzentrum verkümmert und nur nach Zerſtörung des linken Sprachzentrums allmählich einen ſchwachen Erſatz bildet. Wir können alſo folgern, daß auch die Beteiligung der rechten Hemiſphäre an der Aufbewahrung der Formen bei Rechtshändern eine geringfügige iſt. Dieſer Ausfall macht ſich bei der künſtleriſchen Arbeit geltend. Die volle Herrſchaft über die im Gehirn aufgeſpeicherten Formen wird eben nur dann vorhanden ſein, wenn alle dafür in Betracht kommenden Zentren ihre höchſte Ausbildung erreicht haben, und nur dann werden die Aſſoziationen präzis arbeiten. Wir können alſo auch a priori annehmen, daß eine gleichmäßige Anlage und eine gleichmäßige Ausbildung beider Gehirnhälften die künſtleriſche Arbeit weſentlich erleichtert und fördert.

Wenn wir nun aus dieſen Erörterungen noch eine praktiſche Schlußfolgerung ziehen wollen, ſo müſſen wir den neuen Beſtrebungen bei Kindern beide Hände auszubilden zuſtimmen. Es iſt äußerſt wahrſcheinlich, daß die ſtärkere Betätigung der linken Hand zur Entwickelung der in der rechten Gehirnhälfte vorhandenen Anlage und Fähigkeiten beitragen wird. Dadurch wird nicht nur die linke Hemiſphäre entlaſtet werden, ſondern es werden auch Fähigkeiten ausgebildet, die bei einſeitiger Betätigung der linken Gehirnhälfte verkümmern. Deswegen bleibt es doch den geborenen Rechtshändern unbenommen, der rechten Hand einen dauernden Vorzug einzuräumen, und der Linkshänder wird eher zu ſeinem Recht kommen als jetzt, da man ihn zwingt, ſich ausſchließlich rechts zu betätigen.

Geschichtsklitterung in hohen Staatsämtern ist die Regel. Von Monarchenreden will ich schon gar nicht reden. Sie sind entweder dekorative Gleichgültigkeiten, die unschädlich sind und ohne Gemütserschütterung gehört werden können, wenn sie nicht gegen die elementarsten Regeln des Taktes oder der Klugheit verstoßen. Oder sie sind so offenbare Apologien der dynastischen Würde und Unentbehrlichkeit, enthalten so naive Gruppierungen der Welt- und Landesgeschicke um die fürstliche Familiengeschichte herum, eine solche Steigerung ihrer engen Relativitäten ins Absolute und Gottesmächtliche, daß man sich fast abgewöhnt hat, mit kritischem Ohr hinzuhören, und zufrieden ist, wenn billigen Anforderungen an die Wortkunst genügt ist. Anders verhält sichs, wenn Staatsmänner geschichtliche Rückblicke in ihre öffentlichen Reden einrühren, die politischen Zwecken dienen. Politik ohne einen Kern Vergewaltigung war bisher nicht möglich und wird in alle Zukunft unmöglich sein; nur ist die Vergewaltigung in demokratischer Zeit verschleiert, durch dialektische Künste drapiert: sie ist Betörung durch das gedruckte und geschriebene Wort geworden. Politik ist heute zum großen Teil eine redende Kunst: sie ist das Mittel, durch Überredung öffentliche Meinung zu machen und die öffentliche Meinung vor ihre Zwecke zu spannen. Daher verlangt kein Mensch von unsren leitenden Politikern das lautere Streben nach wissenschaftlicher Objektivität, wenn sie die Vergangenheit benutzen, um die Zukunft, wie sie ihnen vorschwebt, Hörern, Masse, Wählern plausibel zu machen. Diese Art Tatsachenvergewaltigung ist das loyalste Mittel von der Welt, sie ist das eigentliche Kunst- oder Konstruktionsmittel des Politikers; und wenn ich die Reden Bismarcks, Cavours, Disraelis durchlese, denke ich nicht im geringsten daran, zu prüfen, ob und in welchem Umfang sie Geschichte als Wissenschaft benutzt haben, sondern: wie groß ihr psychologisches Geschick war, sie *absichtsvoll* zu deuten, das heißt: zweckvoll zu vergewaltigen. Doch ist diesem Brauch (oder Mißbrauch der Geschichte) eine natürliche Grenze gesetzt: elementare Tatsachen der historischen Psychologie, die zu den Selbstverständlichkeiten der allergemeinsten Bildung gehören, dürfen nicht verletzt werden.

Nun, ich bedauere, sagen zu müssen, daß der englische Schatzminister, Herr Lloyd George, diese Grenze überschritten hat, als er durch seine Rede vor den Londoner Bankiers in den Marokkohandel eingriff. Er gehört ohne Zweifel zu den begabtesten Politikern der Gegenwart; und nicht ohne Bewunderung sahen wir diese frische, leidenschaftliche, stürmisch besonnene Kraft sich in den Vordergrund des englischen Lebens drängen und zielbewußt die Führung der großen Demokratie übernehmen. Ein Mann, der durch Herkunft und Abstammung dem Volke ganz nahe steht, und in dem die unverbrauchten geistigen und

moraliſchen Reſerven des Volkes plötzlich bewußt und geſtaltend werden. Ein Mann, in dem des Volkes Inſtinkthaß gegen den Dünkel und die ſchmarotzende Nobilität der Pluto-Ariſtokraten von Neu-England ſich regt, und der doch, von taktiſch nützlichen Übertreibungen in Wahlkampfreden abgeſehen, der geborene Ordner, Organiſator und Todfeind aller Anarchie iſt. Auch ſchien ihm der Reſpekt vor fremder Leiſtung eingeboren; und im ganzen Vereinigten Königreich lebte (hatten wir Grund zu glauben) kein Menſch, der die frechen Formen des britiſchen Nationalſtolzes, den ſchnarrend verächtlichen Ton des geld- und ländergierigen Jingo ſo gründlich verabſcheute wie Lloyd George. Mehr als einmal hat er das ekle Gift der nationaliſtiſchen Phraſe denunziert; und wenn ſein allzu reicher Vorrat pazifiſtiſcher und freihändleriſcher (und ultrademokratiſcher) Illuſionen uns zuweilen lächeln machte, ſo vergeſſen wir nie, daß Irrtum nach dieſer Richtung nur wohltätig und volkserzieheriſch wirken kann. Da, mit einemmal, gefällt ſich dieſer pazifiſtiſche Demokrat in Äußerungen, die geeignet ſind, den allgemeinen Argwohn und das blinde Mißtrauen gegen Deutſchland zu ſteigern, jedes Verſtändnis für deſſen prekäre Lage und beſonderen Nöte vermiſſen laſſen und Englands Verdienſte um die Humaniſierung der Weltpolitik mit geradezu grotesker Naivetät rühmen. Er wird ſich nicht wundern dürfen, wenn der Appell an die Dankbarkeit der kontinentalen Völker mit Hohnrufen beantwortet wird. Gerade die engliſche Geſchichte der letzten Jahrhunderte ſtrotzt von Beweiſen, daß nationaler Heroismus ein anderes Wort für konſequent durchgeführten nationalen Egoismus iſt. Von den Subſidien, die Friedrich dem Großen während des Siebenjährigen Krieges bezahlt (oder nicht bezahlt) wurden, um Frankreich für den Kampf um die Weltmacht in Amerika und Indien zu ſchwächen, bis auf die bekannten Verſuche, die Einigung Deutſchlands um das preußiſche Zentrum zu hintertreiben und, ſpäter, ihm koloniale Erwerbungen unmöglich zu machen: zieht ſich eine Kette planvoll gelegter Fußangeln, die freilich wohl einzelne ſchwache Individuen, nicht elementare hiſtoriſche Entwicklungen am Marſche hindern können. Die Exeterhall-Begeiſterungen für die polniſchen und die italieniſchen Freiheitskämpfer, die Empörungen gegen bulgariſche und armeniſche Gräuel haben ihren Wert gehabt, weil ſie ehrlichen Gefühlen und Stimmungen entſproſſen; aber das offizielle England, das heißt die Verwalter ſeines nationalen Heroismus haben die Einmiſchung von Humanität ins politiſche Geſchäft faſt immer mit Erfolg abzuwehren verſtanden. An der Humaniſierung der Politik iſt, ſoweit davon ernſtlich geſprochen werden kann, nicht Englands guter Wille, ſondern die Tatſache ſchuld, daß gleich mächtige Nebenbuhler entſtanden ſind, die zu freundnachbarlicher Berückſichtigung fremder Lebensintereſſen einfach zwingen (und, trotz dem Proteſt der britiſchen Admirale, die weitere und gründlichere Vermenſchlichung des Seerechts herbeiführen werden). Es iſt traurig, einem Lloyd George ſagen zu müſſen, daß er zwar die Phraſeologie aber

nicht die Logik der Weltmachtpolitiker sich angeeignet hat, denn er spricht, als ob Englands „in heroischer Arbeit" erworbener Kolonialbesitz und seine Weltstellung moralische Arbeitswerte und nicht auf dem brutalsten Faustrecht beruhende Okkupation zur Voraussetzung hätten. Eine Verständigung auf solcher Basis ist unmöglich. Und Deutschland, das aus Menschenüberfluß, Bodenenge und Wohnungsnot um ein paar Fetzen Koloniallandes bettelt, die bisher keinem der großen Kulturverwalter gehören: Deutschland wird durch solch zum Prinzip erhobenes Nichtverstehenwollen auch seiner sogenannten Freunde in eine Lage gedrängt, die es begreiflich und beinahe verzeihlich macht, daß die Drohung mit seinen Machtmitteln zum diplomatischen Requisit wird. Wird der Marokkohandel unter dieſen Gesichtspunkt gestellt, so liegt der Grund aller den Weltfrieden bedrohenden Gefahren nicht in Deutschland.

Aber der Leser beruhige sich. Wir haben keinen Anlaß, in die Posaune des right or wrong: my country zu blasen (ein Grundsatz, den Lloyd George während des Burenfeldzuges mit schöner Tapferkeit von sich geschüttelt hat). Deutschland hat — von dem abgesehen, was alldeutsche Schreier als seinen Willen ausposaunen — nicht das Unrecht einer anmaßenden Begehrlichkeit, wohl aber den eines diplomatisch ungeschickten, inkonsequenten, irrlichterierenden Ausdrucks seines Willens. Keine hofhistoriographische Liebedienerei, sie sei tausendmal geschickter als die von Professor Schiemann in der „Kreuzspinne" betriebene, kann dieses Unrecht von der offiziellen deutschen Diplomatie reinwaschen. Tanger, Algesiras, Casablanca, die schließliche und mit dem billigen Presseweihrauch bestreute „endgültige" Versöhnung vom 8. Februar 1909: ein aus wirrer Zielsetzung so unklar gewirktes Gewebe hat selten eine Kanzlei dargeboten. Dieser Umstand hat, dieser vor allem, das Mißtrauen gegen Deutschland auch in die wohlwollendsten Gemüter gebohrt; und so sieht sich der Deutsche im Ausland — ich mache eben in Westeuropa und im Verkehr mit einigen seiner freiesten Geister die wiederholte Erfahrung — als ein Individuum beargwöhnt und oft auch behandelt, dem bewußte Unklarheit und der Wille zu den Schleichwegen eines gewissen Marktverkehrs zu den Mitteln seiner geschäftlichen Perversität gehören. Dieser Vorwurf kehrt in den hundert Varianten der fremden Kritik unsrer auswärtigen Politik täglich wieder, der Vorwurf eines plumpen, störrischen Wollens an sich, das will, aber nicht weiß, was es will. (Das klingt wie eine Kritik einer gewissen Spielart neudeutschen Wesens oder Unwesens. Dies nebenbei.) Die schärfste und sachkundigste deutsche Kritik, die Hardens zum Beispiel, der mit seiner luchsäugigen Klarheit die gefährlichen Inkonsequenzen dieser Art Machtpolitik Phase um Phase bloßlegte, hat solche Vorwürfe längst vorweggenommen. Hoffentlich werden wir bald berichten dürfen,

daß die neueſte Phaſe, die bei Agadir anhebt, die Wendung zum Beſſeren einleitet . . .

Völkerpſychologiſch ſind Zeiten wie dieſe höchſt lehrreich. Bis in den ſtillſten Winkel ſpritzt der chauviniſtiſche Schlamm. Wie weit und wie tief greift in Wirklichkeit die Erregung? Die Börſe, das Geſchäft, das Rentnertum, der in den Machtſtaat irgendwie eingeknetete Beamte: ſie wurden von dem Marokkohandel verſchieden, aber alle ſehr merklich berührt. Doch nur die Börſe zeigte Sturm, weil ſie ganz ſinnlos auf Symptome und diplomatiſche Geſten reagiert. Kein vernünftiger Menſch mochte glauben, daß ein Krieg gewollt werde und die Bevölkerungen auf ihn vorbereitet ſeien. Alle deutſchen Nöte ſeit den napoleoniſchen Kriegen waren Phaſen eines Konſolidierungsprozeſſes deſſen, was von Natur zuſammengehört. Es war deshalb verhältnismäßig leicht, den deutſchen Patriotismus anzufachen. Von 1864 bis 1870 kämpften die Deutſchen um das Recht auf das eigene Weſen, das ihnen von außen beſtritten wurde. Schließlich war das Volk bis in die Tiefen aufgewühlt und ſein Heroismus war ein natürliches Produkt des Willens zur Selbſtbehauptung. Heute liegen die Dinge unendlich ſchwieriger. Die Maſſe des Volkes fühlt anders als diejenigen, die an der kolonialen Expanſion ein direktes und leicht nachweisbares Intereſſe haben. Es ſieht allerhand Geſchäftshuber am Werke, vernimmt von hüben und drüben die Drohungen der Redaktionspatrioten und Preſtigeleute und vermag die tieferen Urſachen nicht einzuſehen, deretwegen ihm plötzlich ein ſozuſagen exterritorialer und überſeeiſcher Patriotismus zugemutet wird. Ein Krieg, der auf der Begeiſterung für Marokko beruht, iſt ein gewagtes Unterfangen, ſelbſt wenn man die Ankündigung der ſozialdemokratiſchen Preſſe, das Proletariat werde nicht mittun, für Wind nimmt. — Ich wage nicht zu entſcheiden, ob der Patriotismus des franzöſiſchen Proletariats ſo wenig kriegswillig iſt, wie es ſelbſt laut verkündet. Es iſt tatſächlich das kapitaliſtenfeindlichſte, das exiſtiert; zudem das am meiſten von anarchiſchen Regungen angenagte. Aber die Probe aufs Exempel könnte Überraſchungen bringen. Gerade die Anlage zur Inſubordination in Friedenszeiten weiſt auf das ewig unveränderliche galliſche Temperament zurück, das froh iſt, dem ſtrengen Einerlei des Alltags zu entlaufen und in Abenteuern und den Impromptus des Lagerlebens zu verpraſſeln. Freilich, könnte man einwenden, für den wiſſenſchaftlichen Krieg, für den Krieg wie ihn die Deutſchen verſtehen und ſo glorreich in Übung gebracht haben, iſt die Landsknechtsnatur eher ein Nachteil als ein Vorzug. Die Franzoſen waren die erſten, dies zuzugeben; ſie verzweifelten, eine der deutſchen gleichwertige anonyme Maſſe herzuſtellen, von der eine beliebige Menge automatiſcher Kunſtgriffe abverlangt werden konnte. Nun aber beginnen ſie von neuem zu hoffen. Der Aeroplan,

den sie mit gerechtem Stolz eine französische Leistung nennen, das neue Gewehr mit seiner unheimlich vertikalen Schlagkraft, der man kompakte Massen nicht aussetzen darf, sie machen zu wirksamer Handhabung einen starken persönlichen Faktor unerläßlich: Menschen mit selbständiger Entschlußkraft, mit disziplinierter Initiative, mit „Elan" statt automatischem Gehorsam. Der Krieg, hört man sie frohlocken, wird neben der Wissenschaft eine Kunst. Die französischen Soldatentugenden feiern ihre Auferstehung. La belle évolution qui ramène pour nous des chances de victoire! C'est la rentrée en scène des qualités ataviques du soldat français, collaboration des cerveaux et des coeurs pour la défense du sol sacré de la patrie. C'est la résurrection de la furia francese, non plus livrée aux inspirations de l'heure, mais disciplinée par une science qui met en valeur sa vertu. Dürfen wir den inspirierten Chauvinismus der französischen Nationalisten ernster nehmen als die Friedensbeteuerungen des französischen Proletariats?

Anmerkungen

„Raſſe"

Kongreſſe im Hochſommer ſind ein beliebter Sport. Aber ernſthafte Menſchen, die von der außerordentlichen Bedeutung der Raſſenprobleme für die geſchichtliche Erkenntnis und das tägliche Leben erfüllt ſind, hätten verhindern ſollen, daß ſie zum Gegenſtand ſommerlicher Veranſtaltungen und billiger menſchenverbrüdernder Begeiſterungen gemacht werden. Das iſt leider nicht geſchehen; und ſo hat Ende Juli in dem vom Trubel der Krönungstage noch halbberauſchten London ein Raſſekongreß ſtattfinden dürfen, in dem die gefährliche Schwärmerei der Raſſedilettanten wahre Orgien gefeiert hat. Die treibende Kraft dieſer Veranſtaltung war Profeſſor Felix Adler in Neuyork, der Präſident des Internationalen Ethiſchen Bundes. Seltſamerweiſe aſſiſtierten ihm auch einige feinere Geiſter von wiſſenſchaftlicher Zucht, von denen ſich annehmen läßt, daß ſie die Abwege in das Geſtrüpp nationaler und politiſcher Leidenſchaften kennen, die mit dem Raſſeproblem, wie es ſcheint, unauflöslich verknüpft ſind. Wie muß ihnen zumute ſein, wenn ſie rückblickend die „Reſultate" dieſes kläglich verlaufenen Kongreſſes überſchauen, der ſich beſcheiden das „Parlament der Menſchheit" nannte? Das ganze Gebiet iſt bekanntlich mit einer Decke von Glatteis überzogen, auf dem die disziplinierteſten Geiſter ſtraucheln; und ein Werk wie Sombarts Judenbuch zeigt deutlich, wo die Gefahren ſtecken. Profeſſor von Luſchan in Berlin, ein achtungswerter anthropologiſcher Forſcher, endet beiſpielsweiſe ſeinen Eſſay — das Wertvollſte an dem Kongreß iſt der Band . . . gedruckter Abhandlungen! Man hütet ſich, durch perſönliches Erſcheinen mit dem Gewimmel dilettierender Gernegroße verwechſelt zu werden —: Profeſſor Luſchan endet ſeine „Anthropologiſche Anſicht der Raſſe" mit einem Hymnus auf „unſere herrlichen Soldaten und unſere ruhmreichen Panzerſchiffe!" Worauf ja ein Baſtien Lapouge das Recht hätte, den erfinderiſchen Genius der keltiſchen Raſſe zu feiern und Blériots rekordbeladenen Monoplan anzudichten . . Wohin kommen wir mit dieſer famoſen „Wiſſenſchaft"! Und nun berechne man den wiſſenſchaftlichen Abſtand der meiſten Kongreßredner von dieſem Gelehrten, der meſſend, vergleichend, forſchend ein ganzes langes Leben der Raſſenfrage gewidmet hat, und ſtelle ſich den Sud von ſentimentaliſch angerührten Gemeinplätzen vor, durch den man die tauſendfach zerriſſene Menſchheit glaubt verkitten zu können. Man wettert gegen die Verwirrung, die genial veranlagte Dilettanten wie Gobineau und Chamberlain durch ihre für Geſchichtskonſtruktionen ausgegebenen Raſſenphantaſien in unreifen Köpfen hervorgerufen haben; und man geht nicht fehl, wenn man unter die Wetterer vor anderen die Veranſtalter dieſes Kongreſſes rechnet. Aber verglichen mit der leichtfertigen Seichtigkeit ihrer Kongreßidee erſtrahlen Gobineaus und Chamberlains luftige Syntheſen im Glanze wiſſenſchaftlicher Leiſtungen nüchterner Forſcher. Das Reſultat entſprach den Erwartungen; den Erwartungen derer, die ſeit Jahren alle ernſthaften Verſuche, über das Raſſenproblem aufzuklären, vermerken. Man ſprach nebeneinander her und aneinander vorbei. Inder, Ägypter, Polen, Finnen, Neger trugen ihre Nationalſchmerzen vor; und das unterdrückte Schluchzen der politiſch oder, wie die Neger, ſozial Geknebelten und Verfolgten verdunkelte immer mehr das eigentliche Ziel dieſer Veranſtaltung, welches, programmgemäß, doch durch Wiſſenſchaft die Kultur und Politik der Gegen-

wart befruchten will. Schließlich hörte jeder nur sein Weh, sein Leid, durch Autosuggestion glaubte er die Mächtigen, die ihn versklaven, vor den Richterstuhl der Menschheit zur Rechenschaft gefordert und übersah nur die winzige Tatsache, daß sie weltenfern waren und selbst die englische Regierung, die bekannte Beschützerin und Befreierin unterdrückter Rassen, durch Abwesenheit demonstrierte. O über die Blindheit der Aufklärer, die durch unverbesserlich falsche Methoden die Humanität bloßstellen und ihre wahren Vorkämpfer schwächen.

S. Saenger

„Anarchismus"*

Für uns alle, die wir sehnsüchtig am nächtlichen Nebelhimmel der heutigen Gesellschaft nach den ersten Zeichen der Morgenröte des neuen Menschheitstages ausschauen, bedeutet die wirtschaftliche, die Futterfrage nicht mehr als die unerläßliche Grundlage des zukünftigen Gemeinlebens, die solide Grundmauer des neuen Hauses, die in der Erde verborgen sein wird, von der man, als dem Selbstverständlichen, kaum je sprechen wird. Was wir wollen oder träumen, das ist eine wirkliche Kultur, wie sie nur erwachsen kann aus dem heiteren Gemeinschaftsgeist einer Gesellschaft, die durch keine Klassengegensätze zerspalten und vergiftet ist, und die deshalb in gemeinsamer Arbeit, fast im Spiel, der Natur abgewinnt, wessen sie bedarf, um mehr als Tierheit sein zu können.

Aber noch ist das Fundament zu legen, der Boden auszuschachten; alte feste Gemäuerreste müssen mit Spitzhacke und Sprengstoffen beseitigt werden: da ist es kein Wunder, wenn die meisten der Pioniere das weitere Ziel zeitweilig aus dem Auge verlieren, nur an das Nächste denken und sich so benehmen, als sei die Futterfrage das Ende anstatt der Anfang ihrer Arbeit. Und da tut es gut, wenn ein Künstlermensch einmal wieder in verzücktem Schauen die Herrlichkeiten der Zukunft ausmalt und sie wirksam mit der trüben, für empfindlichere Naturen in der Tat nahezu unerträglich gewordenen Gegenwart kontrastiert. Ein solcher Künstlermensch ist Gustav Landauer, der bekannte „Anarchist", der Freund und Übersetzer Peter Kropotkins, auch eines „Anarchisten", der doch zugleich, wie Elisée Réclus, einer der gütigsten und weisesten Menschen unserer Zeit ist. Nirgend, außer in den wundervollen Phantasmen des holländischen Dichterphilosophen Frederic van Eeden fand ich eine so hinreißende Kraft des Glaubens an eine schöne Zukunft der Freiheit, Heiterkeit und Kultur wie hier. Das blüht empor, wie eine Rosenhecke in der Junisonne oder besser, das sprüht und spritzt wie aus einer geöffneten Arterie, heiß und rot: die alte Phrase wird hier fast Wirklichkeit, daß diese flammende, glühende, lockende Werbeschrift mit dem Herzblut des Mannes geschrieben ist.

Ich wollte, das Büchlein käme in die Hände vieler nachdenklicher Männer und Frauen. Sie könnten erkennen, wie harmlos dieser „Anarchismus" ist, der mit den friedlichsten Mitteln der Selbstbefreiung, nicht etwa mit blutigen Revolutionen oder Dynamitattentaten vorzugehen beabsichtigt: er will auf dem Wege der konsumgenossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Organisation die Mittel gewinnen, um Land zu erwerben und hier genossenschaftliche Siedlungen einzurichten; er will die Flucht aus dem Kapitalismus, nicht den Kampf gegen ihn, so lange er ihm nicht etwa aufgezwungen wird. Und er hofft darauf, daß diese freien Siedlungen zu Bünden zusammentreten werden, die immer mehr die Güterherstellung und den Konsum im inneren Kreise organisieren und so der kapitalistischen Ausbeutung ihr Herrschaftsgebiet abringen, etwa wie der alternde Faust dem Meere sein neues König-

* Gustav Landauer: „Aufruf zum Sozialismus" Berlin 1911. Verlag des sozialistischen Bundes.

reich abgewann, um „ein freies Volk auf freiem Grund zu sehen“. Und er zweifelt nicht einen Augenblick daran, daß der neue Gemeinschaftsgeist, der hier auf dem Grunde der vollen Freiheit und der vernunftmäßigen Gleichheit aufblüht, in den schönsten Früchten der Kultur reiche Ernte bringen wird.

Gährend ist die Schrift, brausend und chaotisch. Was sie von volkswirtschaftlichen Vorstellungen enthält, ist vielfach brüchig und veraltet; glücklich ist nur im allgemeinen die Kritik des von dieser Gruppe aufs äußerste gehaßten und bekämpften Marxismus. Aber, was macht das aus, ob des Verfassers Anschauungen über die Lohnbildung richtig oder falsch sind, ob seine Kapitallehre klar oder unklar ist usw.: aus diesen Blättern schreit eine Sehnsucht nach Luft und Licht, nach Glück und Gerechtigkeit, ruft ein tief religiöser Glaube. Und das ist so herrlich, so gott-menschlich, daß es, denke ich, selbst den Skeptiker für einen Augenblick rühren und erschüttern wird, der nicht, wie wir Träumer, der Meinung ist, daß ein Weg ist, wo ein Wille ist.

Scheltet uns nur „Utopisten“. Die Utopie ist die Wirklichkeit von morgen, wie unsere Wirklichkeit die Utopie von gestern ist.

Franz Oppenheimer

Die Ex-Sozialistin

Frau Lily Braun spinnt weiter an dem Faden ihres Romans, den sie aus angesammelten Tagebuchblättern herausholt. Sie hat uns im ersten Memoirenband („Lehrjahre“) die Wege geführt, auf denen sie Sozialistin wurde, und wir fragten danach neugierig, ob sie es auch geblieben ist. In einem zweiten ebenso starken Band, „Kampfjahre“,* bringt sie jetzt die Antwort. Dabei gibt sie wieder allerlei Interessantheiten mit offenen oder verdeckten Personennamen zum besten, bewährt sie auch wieder — und sogar noch verstärkt — ihre geschickte erzählerische Kleinarbeit, und nur die Antwort, die wir hören möchten, ist unklar. Sie ist, nach den unzähligen kleinen Ehrlichkeiten, nicht einmal ganz ehrlich. Sie klingt ein kleinwenig unecht, wie ein falscher Ton im Gesang.

Es ist mir ganz klar: Lily Braun, die in der losen und dabei doch so energischen und berechneten Führung ihres Tagebuch-Buchs allerlei Probleme im Vorübergehen streift, ist doch in Wirklichkeit selber ihr eigenes großes Problem. Gewiß: es sei rasch noch einmal gesagt: dieses Buch liest sich gut. Verblüffend die Schärfe und Redlichkeit eines Gedächtnisses, das allein schon (Tagebuchnotizen konnten dabei doch nur Hilfsdienste leisten!) Begegnungen und sogar Eindrücke, Schwankungen und Verstimmungen, die vergangen und verklungen sind, so zu fixieren weiß, als würden sie von Neuem erlebt. Man verkenne auch nicht, daß sich eine Art dichterischer Kunst darin äußert oder sich zwanglos damit verbindet. Solche Memoiren haben einen gewissen kribbligen Wirklichkeitsreiz, der weniger in die Gefahr fader Stilisierung verfällt als mancher erfundene Roman; sie haben den Reiz der Photographie neben der leeren Glätte des komponierten Bildes. Und doch! — Frau Lily Braun hält das Feuer ihrer Kunst keineswegs immer rein. In der poetischen Darstellungsform, die sie leider ein wenig übertreibt, entgleist sie mehr als bloß einmal — jenes eine Mal am Schlusse — und vergreift sie sich zuweilen auch in der Tonart. Sie verquickt die Politik nicht nur mit persönlichen Intimitäten, was noch natürlich wäre, sondern auch mit lyrischem Schmuck oder lyrischem Ehrgeiz. Sie verbindet die Politik mit der Stimmung, mit der Jahreszeit, verbindet sie rhetorisch sogar auch mit der Witterung. Sie schreibt nach den großen Erwartungen, die sich an die sozialdemokratischen Wahlsiege von 1907

* Lily Braun: Memoiren einer Sozialistin. (Kampfjahre) München, Verlag Albert Langen.

geknüpft hatten: „Doch es geschah nichts.“ Und sie fügt hinzu: „Nur der Sommer war gekommen mit seiner Blumenpracht — —!“ Kann man das sagen? Reißt das von dem menschlichen Problem, das in der Schreiberin selbst liegt, nicht die Hülle?

Wie steht es denn in Wahrheit um den Künstler- und Stimmungsmenschen, der in die Politik hineingerät? Lily Braun ist am Ende nicht ganz das maßgebende Beispiel für die Frage, aber Bernard Shaw etwa: Bernard Shaw, der stahlscharfe Zerebralmensch, nimmt dem Sozialismus alle Schulwaffen, die man ihm einst verliehen hatte, und gibt ihm dafür doch alle Schärfen seiner eigenen schlagfertig-männlichen Gesinnung. Oder Anatole France. Für Anatole France und seine leidenschaftliche Liebe zur ehrlichsten und einfachsten — und sei es darum selbst auch nüchternsten — menschlichen Verfassung bedeutet Politik, und die ist bei ihm gleichfalls der Sozialismus, nicht als gründliches Aufräumen mit Ungerechtigkeiten, mit dummen Vorurteilen und Konventionslügen. Für den Dichter-Politiker bildet vielleicht noch am ehesten Anatole France einen Schulfall, ein Paradigma. An ihm sehe ich in der Tat, wie der Dichter von seinem zweiten Ich, vom Denker, zu den Bahnen der Gegenwart und zur „vita activa“ geführt wird. Hinter den Realitäten, in die er die ganze vage Welt seiner Stimmungen, seiner leisesten Gedanken und persönlichsten Urteile hineinverlegt, fühlt er, dieser Dichter, doch noch eine abschließende letzte, starre und harte Realität, fühlt er eine Wand, die nicht erschüttert werden darf, einen Halt. Mit Sachlichkeiten, ja Notwendigkeiten arbeitet er schließlich auch in seiner Arbeitswelt als Psychologe, als Gestalter, als Schaffender immer; diese selbe sachliche Notwendigkeit fesselt ihn in der politischen Arbeit. Er weiß auch, was es heißt, sich seiner kleinen persönlichen Eitelkeiten, seiner Persönlichkeit im Alltagssinn, entäußern. Er kennt das von seinem eigenen Werk, und er empfindet keine Entfremdung mit sich selbst, wenn er dem politischen Genossen die Hand drückt. Er empfindet nur das Recht, dem er dient; er empfindet die Masse, die ihn trägt.

Das ist ein Weg, scheint mir, von dichterischem Vorstellungen und Sentimentalitäten zum Kampf, von der Kontemplation zur Tat. Diesen Weg aber ist Lily Braun nicht gegangen. Halbdichterin, die sie dem Maße ihrer Veranlagung nach schließlich ist, überschätzt sie den Überschwang ihrer natürlichen Regungen und steigert sie ihn noch künstlich. Vor trockenen Ausdrucks- und das sind schließlich auch Lebensformen (wie wenig fürchtet sich der wirkliche Künstler davor, „trocken“ zu werden!) scheut sie zurück. Und vor allem: ihre Person vermag sie niemals ganz auszuschalten. Einmal ist sie nahe daran; da schreibt sie — es ist zur Zeit des Berliner Konfektionsarbeiterstreiks — in ihren Memoiren sehr hübsch: „Je weiter ich mich von mir selber entfernte, desto stärker wurde ich.“ Ein andermal aber kritisiert sie sich als Politikerin (nun ist sie bereits im Begriff, mit ihrem Gatten die revisionistische Zeitschrift „Die neue Gesellschaft“ zu begründen) schon bedenklich: „Gewohnt, mein eigenes Erleben zu betrachten, wie der Forscher ein wissenschaftliches Experiment . . .“ Und schließlich bekennt sie in den Tagen des Hannoverschen Parteitags: „Die Sache forderte den ganzen Menschen restlos, ich aber wollte im Kampfe für sie ich selber bleiben!“ Das ist allerdings ehrlich, aber selbst diese Ehrlichkeit hilft über die Selbsttäuschung nicht hinweg, die für den Sozialdemokraten, er sei Revisionist oder Radikaler, in einer derartigen Betonung seines „Ich“ liegt. Für den Sozialdemokraten, sage ich, aber nicht einmal für ihn bloß allein; denn auch der auf anderen Gebieten Tätige, jeder Wollende, jeder Kämpfende wird natürlich sich selbst immer wieder aus den Augen verlieren müssen. Man spricht ja zwar gern heute von den „Erlebnissen“ persönlicher Art, die eines Menschen Tun beeinflussen. Man

will ſogar aus den Biographien der Menſchen ihre Leiſtungen ableiten. Aber wir wiſſen auch längſt, wieviel Dilettantismus in dieſem Verſuch ſteckt, wir refüſieren dieſen Dilettantismus, und wenn Lily Braun für ihre Perſon doch nicht darauf verzichtet, nun, ſo nehme ich keinen Anſtand, zu ſagen, daß grade ſie, die Gebildete, Vielſeitige, von den beſten Abſichten Erfüllte, in das politiſche Handwerk nur zu leicht und zu oft einen fühlbaren Tropfen Dilettantismus hineinmiſcht.

Und ſo ſehe ich denn das ganze Problem dieſer begabten Frau: Pſychologiſch gleicht ſich jede Veranlagung und jedes Schickſal irgendwie doch immer aus, und Lily Braun — Lily Braun, die Memoirennatur — kann folgerichtig alles das nicht vergeſſen, was der Politiker vergeſſen können muß. Sie iſt Äſthetin, iſt ſentimental und kann nichts unterdrücken, nichts verſchweigen, nichts im Leben unwörtlich, nichts „halb" nehmen. Sie iſt „Dilettantin" und türmt vor ſich ſelber unzählige Male künſtliche Schwierigkeiten auf. Ohne tadelnden Beigeſchmack wird der Leſer ihres Buches das feſtſtellen. Er wird ihr, im Gegenteil, für das Märtyrertum, das ſie aus allen dieſen Gründen in der Partei unbeſtritten erlitten hat, lebhaftes Mitgefühl nicht vorenthalten. Und er wird ihr, wenn er Luſt hat, eine Individualität zu kritiſieren, höchſtens Eines, die Wahlloſigkeit vorwerfen, mit der ſie ſich auch fade Salonſozialiſten (es gibt deren in ihrem Buch!) als Freunde gefallen ließ.

Und dann aber — dann kommt freilich die Schlußbilanz aller der kleinen und großen Erinnerungen der kleinen und großen Alix, erſt Alix v. Cleve, dann Alix Brandt, wie Lily Braun ſich im Buche nennt, kommt die Schlußfolgerung, das Schlußbekenntnis, und da haben wir denn als Kritiker wieder feſten Boden unter den Füßen. Lily Braun ſucht ſelber nach der Summe ihrer bisherigen Entwicklung, und ſie vermeidet bei dieſer Aufgabe die Löſungen, die man ihr am eheſten zumuten würde: Weder fügt ſie ſich dem Parteiprogramm, noch auch reſigniert ſie in ſtillem Verzicht auf jede Parteifarbe. Sie will ſich nicht ſelbſt ihrer Stellung entkleiden; ſie bleibt Sozialiſtin. Sie glaubt und behauptet wenigſtens, daß ſie es bleibe; ſie verkündet eine Art Trutz-Sozialismus und ſie begründet dieſes improviſierte Gefühlsprogramm mit — Nietzſche. Sie zitiert (Verzeihung!) ein paar Nietzſcheſche Phraſen; darin ſoll nun eine Art neu-reviſioniſtiſchen Parteiprogramms liegen. Das iſt die Zumutung, die wir bei allem Reſpekt vor der Lily Braunſchen Individualität rundweg ablehnen dürfen. Das iſt der Mißklang am Schluß des Buchs. Das iſt der — menſchlich und „philoſophiſch" — allzu offenkundige Gickſer.

Lily Braun mag ſich ſelber weiterhin nennen, wie ſie es richtig oder ſchön findet; wir aber ſehen als Zuſchauer die Kehrſeite ihrer Selbſtanalyſe und wiſſen, daß ſie nicht mehr Sozialiſtin iſt. Sie iſt Ex-Sozialiſtin. Warum es nicht ausſprechen? Dabei kann man ja immer noch für viele ausgezeichnete Dinge ſchwärmen und manches intereſſante und erfolgreiche Buch in die Welt ſchicken.

Alfred Gold

Leben des Enea Silvio

Vielleicht iſt unter allen Vorſtellungen, aus denen wir die Abſtraktion unſerer Bildung herzuleiten pflegen, keine ſo ſchwer in einheitliche Betrachtung zu faſſen wie die, durch die uns das Leben in der Renaiſſance erſcheinen ſoll. Man hat im Zentrum dieſes Zeitgeſtirns den Schatten Griechenlands, in ſeinen Ausſtrahlungen den Glanz des kaiſerlichen Rom zu erkennen gewähnt und hat es doch immer wieder im Brand des Mittelalters zuſammenbrechen oder — wie die wahrhaft heroiſchen Epochen, nur mit den Abſtänden kleiner, leicht beendeter Kriege — in Blut untergehen ſehn. Was allein gemeinſam bleibt, das gleicherweiſe in den Seelen der Herzöge, Päpſte und Condottieri,

der Humanisten, Künstler, Dichter, selbst der Frauen, mit der leidenschaftlichen Perennität eines mystischen Feuers oder Sturmes unaufhaltsam nach aufwärts lebt, das ist jene bis ins Letzte sich erschöpfende Auswirkung des tiefsten und gesamten Menschentums in jedem, dieses „das Amt seines Wesens Ausüben", um ein glückliches Wort des Chronisten von Perugia, Matarazzo, zu gebrauchen. So umschrieben, erscheint der Begriff der Renaissance geschlossen und klar. Um nun die gesamte Erstreckung aller seiner Vorstellungen einmal aufzuzeigen, hat der Verlag Eugen Diederichs in Verbindung mit der als Erforscherin Leonardo da Vincis hochgeschätzten Schriftstellerin Marie Herzfeld die Herausgabe der wichtigsten gleichzeitigen Schriften unternommen, wodurch die Kenntnis der wirklichen Lebenswege dieser gar zu gern ins Fabelhafte umgeträumten Zeit — man kann sagen — erst eröffnet wird. Bisher sind drei Bände erschienen: die Chronik von Perugia des schon genannten Matarazzo, ein glutvoll farbiges Bildfragment zäher und blutiger Parteikämpfe um den Besitz der finsteren Stadt (die Ausgabe ist von der Herausgeberin in Einleitung und Übertragung mit Hilfe großer wissenschaftlicher Erfahrungen gleich vortrefflich besorgt); dann „Briefe und Gespräche Petrarcas", vom Übersetzer, Dr. Ulrich Hefele, mit einer ungemein instruktiven, Leben und Art des Dichters ausgezeichnet schildernden Vorrede versehen, endlich — und hier verweilen wir — die Briefe jenes Enea Silvio Piccolomini aus Siena, der als Papst den Namen Pius der Zweite trug; eingeleitet und übertragen von Max Mell.

Die Einleitung des Übersetzers, in dessen Namen man eine der hervorragendsten Erscheinungen neuerer österreichischer Literatur zu erkennen hat, hebt die Gestalt des Briefschreibers und ihr Schicksal von ihrer Epoche und dem bedeutendsten Ereignis darin auf das vorzüglichste ab und es gelingt ihr, die behandelte Persönlichkeit als Ausdruck und Triumph der Zeit selbst in schöner Deutung darzustellen. Ausgang und Bewegungsgrund dieser Laufbahn wird das Konzil von Basel, das als der letzte und stärkste Versuch einer Konstitutionsidee innerhalb der kirchlichen Hierarchie im Ankampf gegen die absolute päpstliche Gewalt betrachtet wird. Die ersten Briefe des jungen Enea, der an dem geistlichen Parlament als weltlicher Beirat bald größeren Anteil nimmt, berichten über Verlauf und Entfaltung dieser Kämpfe mit der Ruhe und Treue des im Innersten kaum Beteiligten und erreichen ihr schriftstellerisches Meisterstück mit der Schilderung vom Ausbruch des Schismas: wie sich die Leidenschaften der Konzilsparteien fast bis zu Tätlichkeiten und geradezu kriegerischem Anschein vertiefen, endlich bis zu frevelhaftester Entweihung des Doms, indem beide Teile bei offenem Hochamt einander überlärmend ihre Entschließungen verlesen und hierauf in das Tedeum auszubrechen wagen. Dennoch vollzog das Konzil die Absetzung Eugens des Vierten und besaß noch die Kraft zur Wahl eines Gegenpapsts, aus welcher der Herzog von Savoyen hervorging. Enea wird sein Sekretär. Als jedoch die Sache des neuen Papstes zu keinem weiteren Fortschritt gelangt, hauptsächlich infolge der starr eingehaltenen Neutralität des deutschen Reiches, das Konzil andrerseits abbröckelt und langsam an Spannkraft nachzulassen beginnt, verläßt der fein witternde Italiener den unfruchtbaren Dienst und wird Sekretär Kaiser Friedrichs des Dritten, der ihn früher zum Dichter gekrönt hatte. Am Hof des Kaisers, in die vertraute Nähe des Kanzlers gezogen, scheint sich Enea in seinen dichterischen und wissenschaftlichen Neigungen mehr vertieft zu haben; seine Briefe, fast ausschließlich weltmännischen oder gelehrten Themen zugewandt, weisen neben Eleganz und Schliff des Ausdrucks die überraschendste Kenntnis antiken Lebens und sogar Lebensgefühls in größtem Maße auf. Als dann der Konzilsstreit durch einen Vertrag zwischen Kaiser und Papst

— an dem Enea ſelbſt entſcheidenden Anteil hat — mit dem Siege Roms endet, fällt dem verdienten Sekretär, der inzwiſchen klugerweiſe die Weihen genommen hatte, das Bistum Trieſt plötzlich zu. Damit erſcheint eine bisher weltliche Laufbahn durch feine Erſpähung des günſtigſten Moments ins Geiſtliche gekehrt und nun eilt ſie, Schlag auf Schlag, der Höhe zu: dem Bistum von Trieſt folgt das Erzbistum von Siena, dieſem der Kardinalshut und dieſem — am 19. Auguſt 1458 — das Traumwunder der Tiara. „Die Kardinäle ſaßen, blaß, ſtumm und geſpannt, der Wahlkampf war kurz. Rodrigo Borgia erhob ſich: ‚Ich trete zum Kardinal von Siena.‘ Der kleine welke Mann mit den feurigen Augen wurde gewählt, ſein höchſtes Ziel hatte er erreicht. Er brach in Tränen aus.“

Max Mell ſieht in dieſem Leben inſofern den Ausdruck und die Beſtätigung ſeiner Zeit, als derjenige zur höchſten Macht gelangt, der die tiefſten Bewegungen ſeiner Gegenwart nicht anders als literariſch, das iſt: ohne ſelbſt Partei zu ſein, und eigentlich in einer Vergangenheit miterlebt. Es war ſeine Luſt, in die Ereigniſſe das a priori der Antike als vollzogene Ordnung einzudenken und aus ihnen wieder Form, Beiſpiel, Schein von Größe für künftige Betrachtung zu gewinnen. Er war der Humaniſt κατ' ἐξοχήν, dem es Spiel blieb, das Altertum nachzuleben, die großen Träume der Mythologie und die gewaltigen abgelaufenen Wirklichkeiten als Schmuck in ſeine Rhetorik einzufaſſen und alles hierhin edel zu beziehen. Das Weſen des Humanismus wird von dem Überſetzer höchſt geiſtvoll im Spiel erblickt, dennoch — und, ſo geſehen, ſcheint Eneas Papſtwerdung vom Schickſal gleichſam beglaubigt — als etwas „ungeheuer Chriſtliches“ empfunden, inſofern auch hier das gegenwärtige Leben aufgegeben und ein — allerdings nie mehr erreichbares — Jenſeits und goldenes Zeitalter erſehnt wird. Die Briefform, worin die Geſchichte und der Charakter dieſes Mannes auf ſolche Weiſe zur Kenntnis gelangt, iſt freilich kein völlig ſicheres Zeichen für alles: Humaniſtenbriefe waren keineswegs geheim, ſondern öffentlich und kommen in vielem unſeren Zeitungsartikeln gleich; woraus hinwiederum eine andere Eigenſchaft des Schreibers — die der journaliſtiſchen Begabung — zur Entſchädigung für manches Verſchleierte mit Gewißheit, ſogar mit Aufdringlichkeit hervorgeht. In der Tat haften ihm alle Anzeichen ſolcher Berufsart als vorherrſchend an: ein geradezu leidenſchaftlicher Mitteilungstrieb, glatte Verwendlichkeit, immer bereite Ungefragtheit, Erläuterungsſucht und Luſt zur Beeinfluſſung, und ſo darf er in einer noch ſtarren und kindlichen Zeit als der leichteſte, beweglichſte, freieſte (wohl auch frivolſte) Geiſt Sympathien erwecken, die ihm eine andere, ernſtere Epoche ſicherlich nur in geringem Maße gegönnt hätte. So aber teilte ihm das Schickſal das Ende eines heiligen Lebens lächelnd zu.

Die Briefe ſelbſt, vortrefflich überſetzt und ausgewählt, haben faſt ausſchließlich weltlichen Charakter und geben, da dieſer Meiſter des Lebens alle Dinge gleich ſtark ergriff und für ſich ausſchöpfte, ein höchſt intereſſantes, nie beſchönigtes Bild mittelalterlicher Kultur und Geiſtesart. Man wird erſtaunen, ihn über die Liebe reden zu hören: mit welcher Freiheit, welcher großherzigen Beherrſchung alles Menſchlichen hier geradewegs die Natur ſelbſt erfaßt wird. In einem Brief an ſeinen Vater erzählt er ein Liebesabenteuer auf eine entzückende Weiſe, rühmt ſich des Kindes und bittet, es im elterlichen Hauſe aufzunehmen; ein andermal gibt er ſich dazu her, für einen Fürſten einen Liebesbrief zu ſchreiben oder dichtet für einen gelehrten Freund eine Liebeserzählung — die berühmte Novelle von Euryalus und Lukrezia — und ſteigert ſich hier zu einer Glut und Kraft in Ausdruck und Geſtalt, einer durch alle rhetoriſchen Phraſen und antiken Reminiſzenzen durchbrechenden Leidenſchaftlichkeit, daß man eher meinte, eine Legende aus tauſend und einer Nacht als

eine neulateinische Stilübung vor sich zu haben. Im späteren Alter warnt er freilich vor der Liebe, immer jedoch in freiester Redeweise und etwas literarisch im Hinblick auf Ciceros „De senectute". Von seinen sonstigen Briefen, deren vollendete Latinität besticht und an denen nur die oft wörtliche Übernahme klassischer Stellen, so des Horaz, des Ovid, befremdet, befassen sich natürlich viele mit der Poesie und den Wissenschaften, deren Lob zu sprechen seine einzige Leidenschaft gewesen zu sein scheint, mit Beschreibung von Städten, in denen er gerade weilt, mit der Freundschaft, darunter ein recht amüsanter Abschiedsbrief an einen früheren vertrauten Gefährten. Hochinteressant ist eine lange Abhandlung über das Elend der Hofleute. Unter den politischen Briefen ist, abgesehen von den Konzilsberichten, eine Schilderung des jugendlichen Ladislaus Posthumus und der Schlacht bei Varna hervorzuheben. Ein einziges Mal wird eine geistliche Sehnsucht frei: damals, als er einen Freund in Prag bittet, ihm eine Bibel zu kaufen, und sein Verlangen darnach in bewegten Worten gesteht. Und so erscheint es doch wie ein tragischer Abschluß, wenn am Ende alles, was in diesen Briefen und sonstigen Schriften niedergelegt ist, in der großen Retraktionsbulle des Papstes Pius des Zweiten an die Kölner Universität zurückgezogen, schwache Verteidigung gegen Angriffe auf weltfrohe Vergangenheit geführt und mit der ungeheuren Aureole des Schlüsselamts das heitere Leuchten eines freien Lebens umflort und gelöscht wird. An der letzten Höhe menschlicher Stufenleiter angelangt — wie Traum dieses Steigen und Verharren! — entschwindet ihm die goldene Tiefe im Nebel und er läßt sie sinken, von dem Bewußtsein seiner nun erreichten Mission tiefer durchflammt als es sein kaltes Herz jemals geahnt hätte.

Felix Braun

Die Gnadenwahl

Auf künstlich vergilbendem Papier, in anmutig verstaubten Einbänden mit graugelbem, zart von der Zeit angegriffenem Schnitt, kurz mit allen Akzidenzien süßen alten Weines werden Franz Bleis Vermischte Schriften neu serviert. (Georg Müller, München.) Manches noch nicht Bekannte, manches gern Wiedergesehene darunter, bemerkenswert alles durch eine neue, fast systematische Anordnung. Man kann mit zweierlei Fingern in den Büchlein blättern. Einmal gespannt und schnell: nach lustigen Anekdoten und geschmackvollen, beinahe zu geschmackvollen Kenntnissen, des Amüsements wegen, was einem der Autor gewiß nicht übel nimmt. Ein andermal mit einem Bleistift zwischen den Fingern, ernsthaft anstreichend, was einem für den Grundgedanken wesentlich, durch die neue Ordnung auch in besseres Licht gerückt scheint — und plötzlich werden sich diese mit dem Bleistift niedergehaltenen Tasten wie zu einem Orgelakkord gesammelt haben, in dem das große Herz eines bis an die Grenzen denkenden Menschen aufstrahlt. Man wird dann dieses Buch nicht mehr mit all den kleinen, jetzt so beliebten Regelsammlungen der Lebenskunst und des guten Anstandes verwechseln, deren Bestes (weil Unwillkürliches) in dem verächtlichen Parvenütone des Verfassers liegt, — es scheint solchem selbstverständlich, daß die andern Leute den guten Ton noch nicht haben, weil er selbst eben auch erst gerade jetzt arriviert ist . . . Eben diese guten Manieren und die vornehme Haltung als ein bloß sekundäres Element gegenüber der Ekstase und dem Aufgehn in Gott zu brandmarken, ist der unter Verhüllungen leidenschaftlich eingesponnene Kern des Buches. Zwar wird Manier und Haltung empfohlen und mit Lächeln auf alle, die nicht einmal so viel haben, zur Seite geblickt, — aber diese Vorstufen sind doch eigentlich nur wichtig für die, denen das Himmelreich nicht geradeaus als Ziel vor-

ſchwebt. Mindeſtens muß man Manieren haben, mindeſtens — wäre dieſes Buch in kürzeſtem Auszug zu geben. „Alles andere iſt Geſchenk Gottes, empfangen von ihm in der Hingabe.“ Geben ſonach „Pflichten höherer Ordnung“, gibt ein das Geſamtweſen erfaſſender „Katholizismus“ vollwertige, ja überwertige Entlaſtungsgründe den guten Sitten gegenüber, ſo wird hingegen durch Normalität und Intellektualismus nicht die kleinſte Abweichung von der Mode entſchuldigt. Hierin liegt die eigentümliche Anſchauungsweiſe Bleis, die ihm ſelbſt noch ſo ſcharf und intereſſant erſcheint, daß er ſie mit immer neuen Witzen und Paradoxen auf ihre Schneidekraft unterſucht. (Denn Witze ſind Knoten, die wir unter das Meſſer einer unwitzigen ernſthaften Theorie bringen, um die Theorie zu prüfen.) Er räumt der Mode, der faſhionablen Weltlichkeit einen Mittelplatz ein, überſtrahlt von der Ewigkeit, ſelbſt aber alle abſtrakten Klugheiten der Zeit wie z. B. Politik, Emanzipation, Bücherleſen uſf. überſtrahlend. .... Wie dieſer den gebräuchlichen Standpunkten gegenüber komplizierte, der Wirklichkeit gegenüber wohl noch nicht genug komplizierte Lehrſatz nun den Damen begreiflich gemacht, wie ihnen als ſchlechtes Beiſpiel die Hamilton, die Ninon als gutes, manche andere Frau noch als bedenkliches vorgeſtellt wird, dies mit Hinweglaſſung alles Zickzacks nacherzählen wollen, hieße der Grazie entraten, die als mittlere Leiſtung (dem Vorigen analog) von einer Kritik nur, falls Tiefe, Schöpferkraft und andere himmliſche Dinge angeſtrebt werden, nicht gefordert werden darf. Und darauf wollen wir es doch vorläufig nicht ankommen laſſen.

Max Brod

Der jüngere Darwin

Unter dem Titel „Die Fundamente zur Entſtehung der Arten“ hat Frau Maria Semon (bei Teubner in Leipzig) ein Buch herausgebracht, das ein paar Menſchen ein kleines Bißchen was angeht: es macht uns mit der Urfaſſung von Darwins „Entſtehung der Arten“ bekannt, legt uns außerdem die Bleiſtiftſkizze vor, nach der die Urfaſſung gearbeitet wurde. Darwin war ein Fünfziger, als er das Hauptwerk herausgab, war 35 Jahre alt, als er die Urfaſſung ſchrieb und 33, als die erſte Skizze zu Papier gebracht wurde.

Ich las und las und fürchtete nach Bewältigung der 318 Seiten von dem Buche Abſchied nehmen zu müſſen mit dem Gefühl, ich ſei bei großer Hitze auf einem Scheibenſtand im Gras gelegen und hätte den Zielübungen eines künftigen Meiſterſchützen beigewohnt. Hätte einem Menſchen, von dem ich weiß, daß er als Fünfzigjähriger einen Schuß mitten ins Schwarze tat, zugeſchaut, wie er ſich mühte, einen gewiſſen ſchwarzen Punkt in fernem weißem Felde mit der Kugel herauszuſtechen, ohne daß ihm der Treffer ganz gelang, weil er und ſein Inſtrument ſich noch nicht vollkommen verſtanden, er ſich auch über die Diſtanz zwiſchen ſich und der Scheibe noch nicht ganz im Klaren war. Ein Probieren alſo mit wechſelndem Glück im Nahekommen: kann mich intereſſieren, wie nah mit jeder Patrone, nachdem ich weiß, daß er — ſpäter — die Diſtanz richtig berechnet und (nach Ausſage der Kontrolleure) ins Zentrum getroffen hat? Nein, das iſt zum Vergeſſen. Denn die Einzelerträge jener Eſſays ſind für die Phantaſie, die im Jahre 1911 das Leben bearbeiten und der Welt eine Ordnung geben muß, nicht mehr von Belang.

Aber . . . zwiſchen Zielen und Laden dreht Darwin ein paarmal ſich um und das im Hauptwerk, den Briefen und der Autobiographie ſo ſorgſam verborgene oder zum mindeſten neutrale Geſicht läßt uns unerwartet auf den Grund der Seele blicken, die dahinter liegt. Auf dem Grund dieſer Seele ſteht geſchrieben, daß Darwins Leben und Arbeit nicht das Ringen des von der Theologie enttäuſchten heißen Herzens

um ein Einswerden mit der Natur gewesen ist (ich lasse dich nicht, du segnest mich denn), sondern ein Ringen des Intellektes um das Einswerden mit einem Gedanken über die Natur. Der Gedanke war der Entwicklungsgedanke. Darwin findet ihn nicht in der Welt der Erscheinungen, sondern in Büchern über die Welt, nicht im Eigenschaftlichen, sondern in Meinungsäußerungen (über das Eigenschaftliche). Und nachdem er ihn hat, ist das Problem nicht: wohin trägt er mich, in was für Wunderlande läßt er meine Seele fliegen, sondern: wie kann er bewältigt, bewiesen werden. Auch die Idee zum Beweis findet Darwin weder draußen noch in sich selber, sondern wieder in Büchern. Das Abschnittchen über die Zuchtwahl, das auf der achten Seite des Essays von 1842 beginnt, hebt an mit den bezeichnenden Worten: „De Candolles Krieg in der Natur könnte — sieht man das zufriedene Aussehen der Natur — zunächst angezweifelt werden . . . Bedenkt man aber die enorme geometrische Vermehrungskraft jedes Organismus und daß jedes Land unter gewöhnlichen Umständen bis zur höchsten Möglichkeit mit Organismen besetzt sein würde, so sieht man, daß er vorhanden sein muß. Malthus bezüglich des Menschen". — Und wenige Sätze weiter heißt es noch einmal mitten im Text: „Malthus studieren!" Als er dann den Malthus studiert und die Vermehrungsverhältnisse in der Tier- und Pflanzenwelt mit den Möglichkeiten, einen Unterhalt zu finden, verglichen hat, hat er den Beweis, daß in der lebendigen Welt die natürliche Zuchtwahl das leiste, was in der Kultur die auslesende Hand des Menschen vollbringt, und ist glücklich, die Kette schließen zu können. Nirgends klingt etwas an wie der Jubel einer Seele, die hoffnungslos war und unerwartet auf neuen Wegen sich heimgefunden hat; das Vergnügen beschränkt sich auf die etwas dürre Freude am Besitz einer einfachen Denk- und Anschauungsmethode, welche die Umwelt reizvoller macht: daß er nun „nicht mehr auf ein Lebewesen zu blicken braucht wie ein Wilder auf ein Schiff oder irgendein anderes Kunstwerk, in dem er ein völlig über sein Verständnis hinausgehendes Ding erblickt", sondern es ansehen kann „als ein Produkt einer geschichtlichen Entwicklung, die wir zu erforschen vermögen" . . . Begreiflich ist mir, das Darwin sein Hauptwerk unerbittlich auf diesen Ton abgestimmt hat; der Wunsch, in weite Fernen und dunkle oder versteckte Seelen hineinzuwirken, schrieb es ihm vor. Nicht minder hätte es drum wohlgetan, wenn man ihn in den Essays der Jugendzeit die Haltung, die er im Hauptwerke hat, mitunter hätte verlieren sehen und etwas hätte spüren dürfen von Herzensnot, den Bewegnissen des Beteiligtseins, von Angst, Staunen und der heiteren Stimmung dessen, der eine verloren geglaubte Welt endlich wieder umarmt. Doch es wird nirgends Musik gemacht. Das Denken hat das Persönlichkeitliche ganz aufgefressen, indem die Intellektarbeit dieses Mannes eben so persönlich war, daß kein Rest blieb, der sich als Temperament hätte äußern können.

Adolf Koelsch

Räubergeschichten

Das berühmteste Beispiel der Weltgeschichte ist der Fall Julius Cäsars. Er ward von Seeräubern aufgegriffen, aber gebärdete sich nicht wie ein Gefangner, sondern als der Räuber Herr. Als sie, in Unkenntnis seiner hochadligen Geburt, nur ein mäßiges Lösegeld verlangten, da schrie er sie an: „Was, für einen Mann von meiner Bedeutung wollt ihr nur so eine elende Summe?" Auch soll er ihnen gedroht haben, sie noch alle ans Kreuz schlagen zu lassen. Das geschah denn auch. Denn nachdem das stattliche Lösegeld entrichtet, und Cäsar freigelassen, rüstete er ein Schiff aus, jagte ihnen nach, und fing sie alle.

Verschiedene Räubergeschichten spielten

ſich in höchſten Kreiſen ab. Auf gar edles Wild ging manchmal das Treiben, auf Fürſtenkinder, wie die Meißner, und ſogar auf Päpſte. Noch in der jüngſten Zeit wurde ein weimariſcher Fürſt in der Campagna überfallen, trug aber, zur ſchadenfrohen Überraſchung der Welt, nur 62 Lire auf ſeinem Leibe, mit deren Verluſt er davon kam. Mark Twain meinte bei jener Gelegenheit, das ganze Räuberweſen ſei in Italien lediglich das Unternehmen einer fremden Vergnügungsgeſellſchaft. Für einen Überfall durch zwei Banditen zu Fuß zahle man zwanzig Lire, durch vier vierzig Lire, und für berittene Banditen entſprechend mehr. Die Fremden wollten doch gerne ein Abenteuer erleben, und davon zu Hauſe den Damen erzählen.

Man ſoll ja nicht meinen, daß das edle Räuberhandwerk ſchon ganz aus der Welt geſchafft ſei. In Afrika und Aſien kann man noch jeden Tag ſo viel davon haben, wie man nur will, und darf ſich nur ja nicht einbilden, daß das immer nur ein ungemiſchtes Vergnügen ſei, geeignet, romantiſche Schauer zu erzeugen. Marokkaner wie Perſer ziehen gern ihre Gefangenen nackt aus, und zwingen ſie unter Püffen und Stößen zu tanzen. Man kriegt ſchlechtes Eſſen, und, ſtatt eines guten Bettes, viel Läuſe. Aber auch in Europa blüht noch das Handwerk. In Rußland vergeht kaum eine Woche, ohne daß man von einer gewaltſamen Aufhebung hört. Mitunter iſt es furchtbar genug. So war einſt die Fürſtin Orbelliani mit einigen Freundinnen auf ihrem Landſitz, viele Stunden von Tiflis entfernt. Da ward die Kunde überbracht, ein Überfall ſeitens dhageſtaniſcher Räuber ſei geplant. Der Fürſt ſchickt ſeiner Gemahlin einen Reiſewagen. Alles iſt fertig und in ſchönſter Ordnung, da verplaudern ſich die Frauen, und das Schickſal ereilt ſie. Die Damen werden zu einem furchtbar anſtrengenden Ritt durch ſteinige Schluchten und über ſteile Höhen gezwungen, und da das Geſchrei des Kindes die Räuber ſtört, nehmen ſie es einfach, und zerſchmettern ihm vor den Augen der Mutter, der Fürſtin, den Schädel an einem Felſen.

Nicht minder iſt auf dem Balkan das Entführen noch gang und gäbe. Vor etwa zwölf Jahren wurde eine ganze Reiſegeſellſchaft Stangen aufgehoben, ein andermal wurden drei Amerikanerinnen feſtgenommen; diesmal aber endete die Sache in allgemeiner Heiterkeit. Obwohl nämlich die ſtattliche Summe von dreihunderttauſend Franken ſchon längſt erlegt war, kamen die Amerikanerinnen noch immer nicht wieder, und die Eine kam ſchließlich, ſtill und geräuſchlos, mit einem Kinde zurück. In dem erſten Jahrzehnte unſeres Jahrhunderts, namentlich ſeit 1905, war es bei den verſchiedenen Banden, die Macedonien durchſtreiften, geradezu Geſchäftspolitik geworden, möglichſt viele Fremde aufzuheben. Das ausnahmslos ſehr hohe Löſegeld floß den Kaſſen der betreffenden Freiheitskomitees zu. Häufig mußte die Türkei ſelbſt, gegen die ſich doch die Bewegung der Banden richtete, für die geforderten Gelder aufkommen. Man darf ſich jedoch nicht zu ſehr darauf verlaſſen, und ſich nicht etwa den Scherz eines Beraubungsabenteuers leiſten, in der Überzeugung, das doch andere für den Schaden aufkommen; denn die türkiſche Regierung iſt nur haftpflichtig in zwei Fällen, erſtens, wenn die Überfallenen in einer Eiſenbahn ſitzen, und zweitens, wenn ſie, abſeits der Bahn, von Zaptiehs, Schutzleuten, begleitet werden. Das iſt gar nicht ſo billig, denn die Sitte erheiſcht, daß man einem Zaptieh täglich ungefähr vier Mark Trinkgeld gebe, der Kaimakam oder Wali kann aber einfach beſtimmen: hier iſt die Gegend beſonders gefährlich, hier müßt ihr zwölf, oder vierundzwanzig Zaptiehs nehmen.

Die Hauptfrage iſt nun die: Empfiehlt es ſich, während der Reiſende noch in Gefangenſchaft iſt, Truppen gegen die Räuber aufzubieten, oder ſoll man die Herren Briganten wie rohe Eier behandeln, und ihnen ja nirgends zu nahe treten? Ein öſter-

reichischer Oberst, Graf Montecucoli, wurde 1816 in dem klassischen Lande der Briganten, bei Terracina, in der Heimat Fra Diavolos in seiner Staatskalesche überfallen, und wochenlang durch das rauhe Gebirge der Äquer und Volsker geschleppt. (Ich war selbst einmal vor langen Jahren mit einem Freunde dort, und wir hatten uns dermaßen ausstaffiert, um sicher zu gehen, daß im Gegenteil wir allgemein für Räuber gehalten wurden, und rechte Unannehmlichkeiten davon hatten.) Das Verschwinden eines so hohen Offizieres konnte nicht nnbemerkt bleiben. Die Österreicher ließen Truppen marschieren, und der Erfolg war günstig. Je bedenklicher ihre eigene Lage wurde, um so geringer setzten die Räuber von Tag zu Tag das Lösegeld an. Im übrigen war eine Spaltung bei den Männern von Terracina, genau so, wie bei den Helden des „Wirtshauses im Spessart" bei Hauf. Der Fall Richter liegt dagegen für die Räuber günstiger. Die Balkangebirge gewähren viel mehr Spielraum, als die kleinen Volskerberge; auch ist an der türkisch-griechischen Grenze schon seit Jahrhunderten die Räuberplage unausrottbar. Als ich 1908 in Thessalien war, lieferte die Plage eine ganze Tagesberatung dem Parlamente in Athen. In Malakassi erzählten mir die Offiziere, daß sie kürzlich drei kutzowlachische Räuber bei einem Streifzuge erschossen hätten. Vor dem Olymp wurde ich ausdrücklich gewarnt. Um Richter herauszureißen, haben die Türken bereits elfhundert Mann aufgeboten; mehr hätten sie auch für einen Engländer oder Amerikaner nicht getan, wahrscheinlich aber weniger. Die Möglichkeit besteht noch, daß die gentlemen of the road den Ingenieur durch den ganzen Balkan durch nach Akarnanien, an die Küste der Adria geschleppt haben, von wo dann einer der Bande zu Schiff nach Italien, oder sonst einem neutralen Orte gelangen könnte, um von da aus die Verhandlungen zu führen.

Albrecht Wirth

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Kulturgeſchichte und Kapitalismus/ von Friedrich Naumann

Seit reichlich einem halben Jahrhundert ſpricht man von Kulturgeſchichte, es wird aber immer dunkler, was eigentlich damit gemeint iſt. Das nämlich, was zeitweiſe eine Kulturgeſchichte zu ſein ſchien, zerlegt ſich vor unſeren Augen in ſeine einzelnen Teile, und wir haben nun Geſchichten der Kriegskunſt, der Verwaltung, des Rechtes, des Handels, der Technik, der Muſik, Dichtkunſt, Architektur, Malerei, der Philoſophie, Theologie, Moral, Sitte, der Entdeckungen, Trachten uſw. Kein Menſch findet ſich mehr in dieſer Menge von hiſtoriſchem Stoff zurecht und unſere Muſeen ſind ſo überladen von Erkenntnismaterial, daß kaum noch die Privatdozenten ſich in ihnen zu Hauſe fühlen. Was man ſuchte, hat man zu reichlich gefunden: es gibt Geſchichtsſtoff wie Sand am Meer und er kann jeden Tag vervielfältigt werden! Denn wer kann es verbieten, daß uns Geſchichten der Dachziegel oder der Trinkgefäße oder der Karikaturzeichnungen als notwendig zur allgemeinen Bildung vorgetragen werden? In dem allem aber fehlt die eine große Linie, die wir „die Geſchichte" nennen möchten. Wir ſuchen nach dem Urelement der Entwicklung, nach dem Kern der Verwandlungen, nach der Seele des hiſtoriſchen Werdens. Was iſt es? Für die ältere Geſchichtsſchreibung war es der Staat. Alle ſonſtige Geſchichte war nur Anekdotenſammlung neben der politiſchen Geſchichte. So war es noch bei Ranke, und ſeine Größe und Ruhe lag eben darin, daß er dieſen einen Ausgangspunkt für ſein hundertfältiges Wiſſen beſaß. Er wußte nicht nur vieles, ſondern kannte auch einen Grundriß, in den ſich das Viele einfügt. Hinter ihm aber beginnt ein Suchen nach einer neuen Idee für die hiſtoriſche Erkenntnis: Marx will die Geſchichte vom Mehrwertsverhältnis aus begreifen, Lamprecht von der Reizſamkeit der Seele aus. Der eine ſtellt Wirtſchaftsgeſchichte, der andere Pſychologie in den Mittelpunkt, und gelegentlich verſuchen mediziniſche Philoſophen die Phyſiologie, die Ernährung und ihre Umſetzung in Energie, als Geſchichtsbaſis hinzuſtellen. Dazu kommen die Soziologen und verlangen eine Naturlehre der menſchlichen Gemeinſchaften, damit man den Vorgang des Werdens der Menſchheit ſyſtematiſch begreife. Sie alle haben dabei auf ihre Weiſe recht, und gerade darin liegt das Peinliche, daß wir ihnen allen einigermaßen recht geben müſſen. Die Menſchheit hat ſo vielerlei gelernt, daß ſie vor lauter Geſichtspunkten nicht mehr einheitlich zu ſehen vermag. Wie aber ſoll ſie dann handeln? Wie ſoll ſie erziehen? Was iſt das Ziel aller der

unendlichen Mühen, die wir uns geben, wenn wir nicht wissen, was „die Geschichte" eigentlich will.

Als ob die Menschen immer erst ein reines Wissen haben müßten, ehe sie handeln können! Wissen ist nur Begleitung und Kontrolle, vor ihm aber marschiert der Wille. Aus welchen Tiefen er aufsteigt, welche Vorstellungsreihen er braucht, wie er es fertig bringt, Hunderttausende von Menschen in Bewegung zu setzen, das alles sind Geheimnisse, denn — das eben haben wir ja so wunderbar gelernt, alles als Geheimnis zu entschleiern! Man enthüllt die Unerkennbarkeit der Urerscheinungen! Wer darum so schüchtern ist, daß er vom Willen erst dann zu reden wagt, wenn er ihn als Gesamtvorgang und als Einzelvorgang genau erklären kann, der wird überhaupt nie dieses verwogene naturhafte Wort in den Mund nehmen dürfen. Wer sich aber noch getraut, das Feuer als Feuer, den Wind als Wind, den Herzschlag als Herzschlag zu bezeichnen, der kann auch noch heute den Mut haben, den Willen bei seinem alten ehrlichen Namen zu nennen. Wenn der Föhn über die Alpen kommt und auf der Nordseite den Schnee von den Steinen wirft, dann ist es eine höchst schwierige Sache für den Gelehrten, was denn eigentlich über die Berge steigt; aber alle die, welche vom Wind selber gehoben, gestoßen und geschüttelt werden, sind trotzdem keinen Augenblick im Zweifel, daß sie eine einheitliche Kraft vor sich haben, mag sie geworden sein wie sie will. So nur reden wir in der Geschichte vom Willen. Das etwa war es wohl auch, was Carlyle im Sinn hatte, wenn er von glaubenden Zeiten redete. Er bemühte sich, einen erträglichen Ausdruck für die Bewegungen zu finden, die nicht erst von einer ausgedachten Theorie abhängig sind.

Wenn die Historie mehr von den Handelnden geschrieben würde und weniger von den Betrachtenden, so würde in ihr der Wille stärker zu merken sein. Aber die Fälle sind selten, wo ein Bismarck Gedanken und Erinnerungen aufzeichnet. Im allgemeinen wird Geschichte von Leuten geschrieben, die vom Wind nur lesen, ihn aber nicht selber fühlen. Dadurch wird die Historie so gelehrt und so arm an Belehrung. Dieser Zustand der Geschichtsdarstellung gehört mit zu den Gründen, weshalb wir nicht recht wissen: was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?

Als Schiller im Mai 1789 seine Antrittsvorlesung über diese Frage hielt, war er zwar in keiner Weise ein Geschichtsgestalter im Sinne der Pariser Revolutionsführer, aber er war ein dramatischer Dichter und als solcher ein Willensmensch. Er kannte das Brennen des Feuers und das Rauschen des Windes. Er kannte es! Daher sieht er überall die arbeitenden Kräfte und behält im Hintergrunde die Hoffnung, daß der Weltzweck erkennbar sei. Es gibt für Schiller höhere Gewalten, die den selbstsüchtigen Menschen zwingen, unbewußt das Vortreffliche zu fördern. Wir müssen, so ruft er, unser fliehendes Dasein an die unvergängliche Kette befestigen, die sich durch alle Menschengeschlechter

windet. „Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unſterblichkeit, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte."

Alle dieſe und ähnlichen Worte Schillers kommen uns heute etwas fremd vor, wie eine alte feine aber gelb gewordene Zeichnung. So ſpricht jetzt kein Geſchichtsprofeſſor. Aber . . . es iſt möglich, daß nach weiteren zwanzig Jahren wieder ſo geſprochen wird. Wir haben ſo unmäßig viel Realismus gehabt, daß die Idealiſten des Willens faſt ſchon ein allgemeines Bedürfnis ſind. Schiller wird eines Tages aus der höheren Töchterſchule herausgeholt und in den Lehrſaal der Erwachſenen und Gereiften getragen werden, ſo wie man einen Jeſaja trägt oder einen Homer. Dann wird man nicht mit ihm über den Abfall der Niederlande rechten und über die Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges, ſondern wird ſeinen Phantaſien vom Willen in der Geſchichte lauſchen, ſeinen Erzählungen vom Geiſt, der Taten macht. Es gibt nämlich vieles, was der Dichter zuerſt von allen Menſchen verſteht.

Es müßte Schiller uns ſagen, warum uns die alte Art der Staatengeſchichte nicht mehr genügt und was wir als Kulturgeſchichte ſuchen. Solche Fragen können nicht bearbeitet werden wie eine Doktorarbeit, beſchäftigen aber doch viele Menſchen, die wiſſen möchten, was die allgemeine Geſchichtsaufgabe unſerer Periode iſt. In der Staatengeſchichte gibt es keinen Raum für den Begriff Menſchheit. Dieſer Begriff beginnt aber in der neueren Zeit an Körperlichkeit zu gewinnen. Das iſt der Vorgang, der uns der Geſchichte gegenüber ſo unſicher macht: es iſt „der Wille zur Menſchheit" vorhanden, ohne noch ſeine Form gefunden zu haben.

In der Staatengeſchichte ſtehen ſich die Stämme der verſchiedenen Patrioten feindlich gegenüber und ſchlagen ſich nach Möglichkeit tot. Das iſt der Inhalt der bisherigen Geſchichte und auch jetzt noch können wir gar nicht anders, als Kriegsſchiffe bewilligen und Maſchinengewehre zuſammenſetzen. Unſere Gegenwart iſt die Fortführung des alten Spieles, das die Jahrhunderte füllt und niemand weiß, ob nicht ſchon im nächſten Sommer der Qualm der Geſchütze alle Ausſicht auf das Weltmeer der Menſchheit verdecken wird. Der Gegenwartsmenſch muß gerüſtet ſein. Er geht daher wie ein Ritter mit Mechanik. Indem er aber ſo geht, läßt ihn das Gefühl nicht los, daß er eigentlich etwas altmodiſch geworden iſt. Er trägt ſeine Staatengeſchichte wie einen notwendigen Geſellſchaftsanzug, vertauſcht ſie aber gern in ſtillen Stunden mit dem formloſeren Gewande der Kulturgeſchichte. Dieſes iſt ſo viel bequemer und eignet ſich für ſchöne Waſſerfahrten und Aufſtiege. Die Kulturgeſchichte iſt das zweite geiſtige Kleid des heutigen Menſchen. Menſchen einer ſo ſpäten Epoche müſſen mehrere Monturen beſitzen, da ſie Bürger verſchiedener Welten gleichzeitig zu ſein haben.

Solange wir alſo unſer ſtaatliches Normalgewand tragen, gehören wir in die

Gedankenreihe: Ranke, Bismarck, Treitschke, Delbrück. Sobald wir aber Weltbürger werden, greifen wir zur Gedankenfolge: Herder, Schiller, Marx, Lamprecht. In beiden Fällen beschäftigen uns ganz andere Fragen, so daß es oft schwer ist, die innere Einheit dabei festzuhalten. Und doch ist beides zugleich wahr und nötig, denn es gibt zwei große Willensbewegungen: Nationalismus und Internationalismus; Staat und Menschheit! So wie vor 60 Jahren im damaligen Deutschen sein Partikularismus und sein Nationalgefühl durcheinanderwogten, so sind wir jetzt auf etwas erweiterter Fläche ähnlichen Seelenschwankungen ausgesetzt. Um diesen Wechsel des Hauptgedankens willen nennt man unsere Zeit eine Übergangszeit. Das ist sicherlich nichts völlig Neues, denn alle Zeiten waren Übergangszeiten, aber neu ist doch die Größe dessen, was sich herauszuarbeiten sucht: die Menschheit wird begreifbar!

Das Hauptthema der geschichtlichen Untersuchungen des letzten Jahrzehnts ist die Frage nach Wesen und Entstehung des Kapitalismus. Das ist eine Frage, die gar nicht in den Bereich der alten Staatengeschichte gehört, sondern in den der Kulturgeschichte. Von den Staatshistorikern wird es geradezu als dilettantisch abgelehnt, eine solche Fragstellung als zentrales Problem zu behandeln. Für sie gibt es keinen internationalen Kapitalismus, sondern nur Großbetriebe und Finanzkräfte innerhalb der Nationen. Höchstens gestatten sie, daß die Fachwissenschaft Wirtschaftsgeschichte sich damit beschäftigt, die modernen Betriebsformen in den verschiedenen Ländern zu vergleichen. Und in der Tat haben es die Staatsgeschichtler leicht, uns nachzuweisen, daß der Begriff Kapitalismus gar nichts eigentlich Historisches ist. Er entbehrt aller Festigkeit und sicheren Erklärbarkeit. Auch diejenigen, die ihn verwenden, sind äußerst schwankend, was es eigentlich ist, wovon sie reden. Meinen sie eine neue über die Erde hin sich ausbreitende Seelenstimmung der Menschen oder eine Form der Arbeits- und Besitzrechte oder eine Handelsorganisation? Ist die Urform des kapitalistischen Menschen der Venetianer oder der kalvinistische Holländer oder der vertriebene spanische Jude? Versteht man unter Kapitalismus die Periode des liberalen Individualismus oder die der Vergesellschaftung aller Großunternehmungen? Wohin man blickt, sind Unsicherheiten. Und doch fesselt diese Frage die Menschen, während sie rein staatsrechtlichen Erörterungen aus dem Wege gehen. Es muß etwas geben, was erst noch gefunden werden soll. Es besteht irgendein vorläufig noch unaussprechlicher Zwang, sich mit einem Gebilde zu befassen, das man noch nicht greifen kann, das aber mächtig genug ist, uns alle zu beunruhigen. Dieses Gebilde nennen wir nach dem Vorgange von Marx Kapitalismus, ohne damit seine Erklärungsversuche gleich mit zu übernehmen. Das Denken der Zeit hat seine Richtung gefunden: aus der Menge des Stoffes, die wir Kulturgeschichte nennen, hebt sich etwas heraus, was neues Zentrum zu sein scheint. Es weht ein Wind, ein großer geschichtlicher Wind. Da er keinen

alten Namen beſitzt, ſo bekommt er eine Benennung etwa ſo wie der Erdteil, den Kolumbus entdeckte, eines Tages Amerika genannt wurde.

Eine Zeitlang konnte es ſcheinen, als würde das Neue, das über uns kommt, Sozialismus heißen. Es war aber doch von vornherein bemerkenswert, daß der geiſtige Vater der ſozialiſtiſchen Propaganda ſelber ſein Hauptwerk einfach überſchrieb: „Das Kapital". Er ſah den Sozialismus teils als Erſcheinungsform innerhalb des Kapitalismus an und teils als ſpätere Folge. Das aber was er unterſucht, iſt noch gar nicht der Sozialismus, ſondern er umſpinnt mit ſeinen Gedanken die Umwandlung der Arbeit im ganzen. Dieſe aber geht auf ſo verſchiedenen Wegen vor ſich, daß der Organiſationsbegriff Sozialismus für ſie nicht ausreicht.

Indem Marx alſo der Problemſteller wurde, ſetzte er das fort, was auf ganz andere Weiſe vor ihm Herder und Schiller und in anderem Sinne auch Fichte und Hegel begonnen hatten. Er will Geſchichtsphiloſoph ſein, der den Willen begreift, der hinter den Einzelerſcheinungen iſt. Ob er ſelber die Entwicklungsgewalt, mit der er denkend ringt, als Wille bezeichnet oder nicht, iſt dabei ſachlich gleichgültig. Er ſucht, um mit Schiller zu reden, die unvergängliche Kette, an der unſer fliehendes Daſein befeſtigt iſt. Er ſucht die über alle Staatsgrenzen und überkommene Partikularkulturen hinwegſtrömende Bewegung, die aus vereinzelten Menſchenhaufen eine Organiſation Menſchheit macht. Während aber Herder die Poeten der Völker ſammelte, um ſie zum Orcheſter zuſammenzuſtellen, während Schiller die Erziehung zum vollkommenen Idealmenſchen als den Kern der Anſtrengungen anſah, ſtieg Marx in die Fabriken und Kontore und ſagte den Hiſtorikern, daß es auch dort große Dramatik gibt, den Schickſalsgang, der die einen erhebt und die andern zu Sklaven macht, alle aber an eine Kette bindet.

Anfangs nun wurde Marx von den Proletariern ſo einſeitig in Beſchlag genommen, daß die übrige Welt kaum recht merkte, was er ihr zu ſagen hatte. Man hielt Marx für einen Marriſten. Inzwiſchen aber zerſetzt ſich die Parteidogmatik und wird von ihren eigenen Anhängern beinahe vergeſſen. Welcher Sozialdemokrat ſitzt eigentlich jetzt noch an der Quelle der Grundfragen der Kulturgeſchichte? Sie haben alle mit Tagesarbeit und Agitation viel zu viel zu tun und haben nur einige große allgemeine Entwicklungsgedanken übrig behalten. Damit aber nähern ſie ſich dem Zuſtande, in dem ſich heute auch das nicht marriſtiſch gebundene Denken befindet. Es iſt zum marriſtiſchen Problem gelangt, ohne gerade auf Marx beſonders ſchwören zu wollen. Die Arbeiten von Sombart und Max Weber ſind die Neuaufnahme der marriſchen Fragſtellung mit neuen Mitteln und auf Grund eines neuen halben Jahrhunderts. Das, was Marx von ferne ſah, iſt näher gekommen, iſt größer geworden, hat ſeine Anfangsgeſtaltung abgeworfen und reckt ſich auf zur Herrſchaft über die Länder. Es kommt der Kapitalismus. Es kommt etwas, was in Auſtralien ebenſo ausſieht wie in Perſien oder Kanada, eine Methode, die Schätze der Erde nach dem Schema der

Aktiengesellschaft zu verwerten. Es kommt die Eisenbahn, der Polizist, der Jurist, der Hotelbesitzer, der Architekt, der Monteur, der Maschinist, der Prokurist, und sie alle sind aufeinander eingerichtet und haben einen gemeinsamen Willen kapitalistischer Kolonisierung. Untereinander sind sie oft arg widerwärtig und gönnen sich gegenseitig ihre Prozente nicht, aber als Gesamtwirkung sind sie doch eine Einheit. Sie sind mindestens so einheitlich wie ein Wanderstamm in der Gotenzeit. Und überall in der Welt sind diese Leute untereinander vertauschbar. Es fehlt irgendwo in Südamerika an Zuckertechnikern, man sucht sie in Europa. Es fehlt den Japanern an Kleinmotoren, man mietet Männer aus Deutschland. Und alles, was diese austauschbaren Männer vollbringen, wird in Münze berechnet und kann mit jeder Ware auf der Erde vertauscht werden. Auch hängen die höchsten Leiter aller großen Unternehmungen wie eine Oberfinanzfamilie unter sich zusammen. Es rollt etwas Unerhörtes über die Erde, eine überstaatliche Lebensgemeinschaft, ein neues System, Mensch zu sein. Das hat kein Einzelner gemacht und ausgedacht und kann auch keiner genügend darstellen, denn keiner erlebt es ganz. Es kommt eine neue Gesellschaftsordnung. Ihr Kommen ist der eigentliche Inhalt der Kulturgeschichte. Deshalb rief man seit 60 Jahren nach Kulturgeschichte, weil man fühlte, daß die Staatsgeschichte nicht mehr den Inhalt des Geistes der Zeit ausmache.

Immer dann, wenn eine neue Gestaltung heranrückt, melden sich historische Regungen. So ist es in der Familie am Tage vor dem Umzug in die neue Wohnung. Da wird noch einmal alles durchgesprochen, was man hier erlebt hat und jeder Winkel wird noch einmal gestreichelt. So macht es jetzt die Menschheit mit allen vorkapitalistischen Erscheinungsformen. Alle untergegangenen oder untergehenden Wesen oder Sprachen oder Rechte oder Töpfe werden gesammelt, es wird alles noch einmal auf Anmut und Güte hin geprüft und mit liebender Hand in Fächer gebracht. Das ist der gewaltig anwachsende Stoff, der uns bedrängt. Wenn schon einst Napoleon im Sande Ägyptens seinen Soldaten zurief: vier Jahrtausende schauen auf euch hernieder! so ist die Zahl der Jahrtausende, die in unseren Bibliotheken und Museen auf den Brettern sitzen, noch wesentlich größer geworden. Die Jahrtausende sprechen zum Kapitalismus: morituri te salutant! Sie fühlen, daß sie interessant geworden sind, weil sie unmöglich geworden sind. Ihr alten Handwerkskünste, ihr Gebräuche, ihr Dialekte, Trachten, Sitten, ihr alten Wagen, Zäune, Ziegel, ihr hundert Schalen alter Ahnen, wir grüßen euch und machen Feste, bei denen ihr gezeigt werdet wie die Reliquien der ersten Missionare oder wie die Funde aus dem Schutt von Troja. Ihr werdet gefeiert, weil ihr schon etwas Patina habt oder Runzeln im Gesicht. Das Leben selber aber geht über euch hinweg, das neue Haus wird bezogen, es kommt der Kapitalismus.

Es hat aber die Kulturgeſchichte keineswegs nur einen Geiſt des Sammelns. Sie will etwas Theoretiſches gewinnen, eine Art von Geſetzen über die Entwickelung auf allen Gebieten. Man treibt beiſpielsweiſe Kunſtgeſchichte nicht bloß, um Kataloge für ſchöne Galerien herzuſtellen, ſondern um die Kunſt in ihrem Werden zu begreifen: warum, weshalb ſie hier ſo und dort anders geworden iſt und welche Vorausſetzungen des Klimas, der Raſſe, der Staatserhaltung und Gewerbetechnik nötig waren, damit ein ſchaffendes Zeitalter auftauchen konnte. Es ſoll genetiſch begriffen, das heißt die Stammbäume der geweſenen Kulturen ſollen darſtellbar gemacht werden. Man gewinnt ſo durch Übung eine große Fähigkeit, die Zuſammenhänge aufzufinden, die zwiſchen den Nationen des Altertums oder des Mittelalters vorhanden waren. So wird die Einheit der Menſchheit nach rückwärts hin aufgezeigt. Die alten Völker wußten gar nicht, wie einheitlich ſie eigentlich waren und wie ſehr alle ihre Unterſchiede nur lokaler Natur waren, wir aber wiſſen es, denn wir treiben ja Kulturgeſchichte der Menſchheit.

Aus der Vielgeſtaltigkeit und Buntheit alles deſſen, was Kultur genannt wird, erſcheint ſchließlich ein höchſt merkwürdiges, unanſehnliches Weſen mit Augen, Händen und Hinterkopf, der Menſch. Dieſer iſt das Subjekt aller der hundert und tauſend Tätigkeiten, die von irgendeiner Spezialwiſſenſchaft der Kulturgeſchichte in ihrer Veräſtelung ſtudiert wird. Die Geſchichte des Kupfers oder die Geſchichte des Hexameters oder die Geſchichte der Teekanne, alles iſt ſchließlich Geſchichte des Menſchen. Alle tauſend Arbeiten ſind am Ende Ausſtrahlungen einer Seele, die es irgendwann verſtand, ſich aus der Tierheit emporzuheben. Alſo iſt Kulturgeſchichte eine Darſtellung wie dieſe Menſchenſeele ſich vervielfältigte: Differenzierungsgeſchichte.

Es ſteht am Anfang ein Unbekanntes, ein X. Dieſes X iſt der entwickelungsfähige Urmenſch, mag er nun einmal oder mehrere Male vorhanden geweſen ſein. In dieſem Urvater der Kultur iſt alles darin, was ſpäter aus ihm herausgleiten wird, er weiß es aber ſelber nicht. Er iſt auf ſeine Weiſe das unbewußte Abſolute. Er iſt der aus der Fauna aufragende Herr, der ſich die Erde untertänig machen wird. Seht wie er es anfängt! Seht zu, wie er ſein Weib ſchlägt, weil ſie das Feuer hat ausgehen laſſen und er nun nie wieder ſich wird erwärmen können! Seht, wie er es lernt, aus Hölzern und Steinen Feuer zu machen! Das war anfangs ſchwerer, als es heute iſt, die Stadt London zu beleuchten. Welche Generationen ſind verſtorben und es iſt von ihnen nichts, gar nichts geblieben, als daß auch ſie mit verſucht haben, Feuer zu machen. Wollte der ewige Gott ſie heute wieder aufwecken und abends nach London ſetzen, ſo würde dieſes Himmels Herrlichkeit alle ihre kühnſten Wünſche ſo übertreffen, daß ſie den Allmächtigen bitten würden, wieder ſchlafen zu dürfen, weil es jetzt gar zu viel Lichter gibt. Und ſeht dann zu, wie er das Feuer ſpäter ſteigert, bis das Eiſen weicher Brei wird! Das kann der Menſch! Er kann nach Regel und Vorbild

Eisen schmieden. Wer hätte ihm das zugetraut! Dazu gehört eine hohe Erziehung des Willens und der Intelligenz. Es ist, als ob ein Mensch über sich hinauswüchse und riefe: alle Metalle werde ich noch fließen lassen wie Wasserbäche! Und in der Tat, er hat sie alle fließen lassen und noch viel mehr. Er hat die ganze Erdoberfläche zum Acker und Bergwerk gemacht und hat dabei Zeit gefunden, etliche hundert Sprachen auszubilden und in den verschiedensten Stilarten zu dichten, zu bauen und sich zu salben. Dieser Mensch in seiner Gesamterscheinung ist der Inhalt der Kulturgeschichte: vom Menschen bis zur Menschheit! Von Adam bis zu dem Zentralvorstand der vereinigten Eisenwerke des Erdballs! Es ist viel Neugierde in dem, was wir Kulturgeschichte nennen. Weil wir nämlich einer neuen und noch ganz unübersehbaren Periode entgegengehen, so möchten wir gern etwas Systematisches darüber wissen, wie die Dinge sich entwickeln müssen. Es ist uns zu unheimlich, den Erdkugelkapitalismus sich verbreiten zu sehen, ohne zu wissen, ob er Glück, Unglück, Höhe oder Tiefe sein wird. Deshalb gewann Marx so viele Anhänger, weil er zu weissagen anfing. Aber es geht ihm wie allen alten Propheten: teils kommt es so, teils kommt es anders, meist aber kommt es später als man denkt. Aber trotzdem war diese marxische Weissagung sehr gut, denn sie weckte die Spannung: wacht auf ihr Menschen, werft die Nacht von euch, denn eine neue Sonne geht auf, und eine neue Gesellschaftsordnung erscheint!

Mit dem Wort Gesellschaftsordnung wurde der Kulturgeschichte von Marx ihr innerstes Gebiet angewiesen. Auch dieses Wort ist schließlich nur ein Klang und man muß suchen, aus ihm etwas herauszufühlen, aber immerhin steckt viel in diesem Klang. Gesellschaftlich ist alles menschliche Schaffen. Unser Keiner lebt ihm selber! Alles Arbeiten, Denken, Herstellen, Vollenden ist die Sache von Generationen. Das hat der Fleiß der Kulturgeschichtler bis zum Übermaß bewiesen, daß die Einzelhelden aller Künste und Gewerbe nur die obersten Steine breiter Bergrücken sind. Ehe Richard Wagner singen kann, müssen Kompagnien von Tonsetzern und Notenschreibern gewesen sein, und ehe Siemens seine Kabel legte, mußte es hunderte Drahtzieher und Kupferschmiede vor ihm geben. Das mindert das Verdienst der Großen nicht, aber die Geschichte wird dadurch breiter, unpersönlicher. Man ahnt in ihr das Heranwälzen von Gesamterscheinungen. Die Gesellschaft keucht und steigt, um etwas fertig zu bringen, sie macht die Werke der Menschheit. Wer sie recht versteht, der wird am ehesten etwas von der Zukunft wissen. Darum treibt man in der Kulturgeschichte nicht nur Psychologie vom Urmenschen bis zum elektrischen Übermenschen, sondern man treibt ebenso Soziologie, Gesellschaftskunde, um die Menschheit werden zu sehen.

Es hat aber Marx nicht nur von Gesellschaftsarbeit geredet, sondern von Gesellschaftsordnung. Er und besonders seine Nachfolger haben mit diesem Worte allerlei Unfug getrieben, indem sie von einer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung

ſprachen, im Gegenſatz zu der, die erſt kommt. Es war das aber wohl oft mehr Hilfloſigkeit des Ausdrucks als Irrtum in der Sache. Eine gegenwärtige Geſellſchaftsordnung gibt es nicht, es meldet ſich aber in aller geſellſchaftlichen Arbeit die Ordnung als das Prinzip des Zeitalters, als der geheime Wille der Providenz, oder wie man ſonſt einen Vorgang bezeichnen mag, der über alle bloß privaten Wünſche weit hinaus liegt. Es meldet ſich die Ordnung in der Differenzierung. Der Menſch hat ſich entwickelt, nun will er ſich organiſieren. Es ſoll eine Ordnung gemacht werden, die von China bis Argentinien reicht und in die alles inbegriffen iſt, was der Urmenſch im Laufe der Jahrtauſende gelernt hat. Die Inventur zur Aufrichtung dieſer Ordnung heißt Kulturgeſchichte.

Indem die Menſchheit ſich anſchickt, ihre Einheit zu ſuchen, nimmt ſie ihre Lagerbeſtände auf und macht einen Auszug aus ihren bisherigen Leiſtungen. Diejenigen, die dieſe Arbeit beſorgen, tun es mit großer und oft geradezu rührender Liebe für die Erhaltung der bisherigen Beſonderheiten. Da ſammelt einer die Baupläne der Hinterindier und ein anderer die Architekturen von Babylonien. Jeder von ihnen iſt in ſein Spezialgebiet vertieft und lebt und webt für ſeine Sache. Sobald man aber dann ihre Arbeiten zuſammenſtellt, ergibt ſich daraus das Lexikon aller überhaupt auf der Erde vorgekommenen Bauformen. Es entſteht die Überſicht über die bisher verſuchten Möglichkeiten, eine Grundlage, die dann nur nachgebeſſert aber nicht wieder neu gelegt wird. Die Bauten der Menſchheit fließen zu einer großen Generaldarſtellung zuſammen. Und ſo iſt es auch auf allen anderen Gebieten. In gleicher Weiſe entſteht die Überſicht aller bisher möglichen und vorhandenen Religionen, aller bisher möglichen Methoden der Kindererziehung, aller irgendwo gebrauchten Nahrungsmittel, aller überhaupt verwendbaren Pflanzenfaſern, aller Arten von Wärmeherſtellung oder was es ſonſt ſein mag. Es werden die Vorarbeiten gemacht für den Haushaltplan der Menſchheit.

Das iſt eine Rieſenarbeit und jeder Mitarbeitende iſt nichts als eine Ameiſe, die ihr Körnlein ſchleppt. Sie alle aber unterliegen einem gemeinſamen Zwange, einer Unruhe, die in ihnen ſchafft bis das große Lagerbuch der Menſchheit fertig iſt. Und mit ihnen arbeiten die Statiſtiker aller Länder und zählen alles, was zählbar iſt auf Erden. Das hat es früher nie gegeben. Die Menſchheit als Ganzes zählt ſich. Es wird nicht mehr ſehr lange dauern, bis alle geborenen Kinder eingetragen, bis alle geſtorbenen Menſchen abgeſchrieben werden. Dann wird man wiſſen, wieviel Getreidefläche auf jeden Kopf kommt und wieviel Obſt, Wein, Zucker und Eiſen jedem zufällt. Die verwendbaren Beſtände werden katalogiſiert und organiſiert.

Nachdem nämlich die ganze bewohnbare Erde entdeckt und faſt ſchon mit Eiſenbahnen überzogen iſt, gibt es auf dem Gebiet der Völkerkunde, der Gewerbekunde, der Kunſt- und Religionshiſtorie keine neuen großen Überraſchungen mehr. Sicherlich wird noch vieles hinzugefunden und kritiſch durchdacht, aber mit der

Entdeckung Innerafrikas und Hochasiens ist das Suchen der Menschheit in gewissem Sinne an sein Ziel gekommen: Der Umfang der Stoffe und die Quantität der Menschen ist erkennbar geworden oder wird es wenigstens bald werden. Es gibt kein fremdes Hinterland mehr für das Menschentum.

Wenn man dieses große Sammeln aller bisherigen Menschheitsleistungen sich in seiner Fülle zu vergegenwärtigen sucht, so kann dem nachdenkenden Menschen leicht einmal die Sorge nahetreten, was denn dann nach dieser Einheitsregistrierung die Menschheit noch zu tun haben werde. Abgesehen davon aber, daß wir uns nicht die Köpfe der Nachkommen zu zerbrechen haben, so ist es eines der sichersten Ergebnisse der bisherigen Geschichte, daß hinter jedem Gebirgszug von Aufgaben neue Gebirge sich erheben. Was zum Abschluß kommt, ist die Sammlung des Stoffes, was vielfach erst beginnt, ist seine innere Verarbeitung. Man kennt jetzt ziemlich alle Pflanzen und Tiere, aber in der Erklärung der Lebensvorgänge sind wir noch Kinder. Da stammeln auch die besten Geister noch mit dürftigen Begriffen. Und mit der Übersicht der vorhandenen Gewerbe ist lange noch nicht die Elektrizität in Jedermanns Hand. Auch ist es ein fast wohl endloser Weg von der Statistik der Menschheit bis zu ihrer Verfassung. Nein, das soll uns sicherlich nicht sorgen, daß die Spätern nichts zu tun haben werden! Eher könnte uns besorgt machen, daß das kulturhistorische Sammeln an sich eine Alterserscheinung sei und den Abend des Wollens bedeute.

Man denkt dabei so leicht an jene Gelehrten von Alexandria, die einst die Reste des griechisch-römischen Kulturlebens in ihre Bibliotheken sammelten, während die Barbaren über alle Grenzen hereinbrachen und die Kunstwerke zerstörten, die in Alexandria beschrieben wurden. Kann es uns mit unserer Kulturgeschichte nicht ebenso gehen?

Es kann so gehen? Es kann, denn noch sind Hintergründe innerhalb der Menschheit, deren Kapitalisierung unsicher ist, das heißt große Völker, von denen wir nicht wissen, ob sie in das Allerweltssystem der vertauschbaren Waren und Kräfte hineinpassen werden. Dabei denken wir weniger an die afrikanischen Neger, denn diese werden durch Eisenbahn, Schule, Mission und Spiritus teils ruiniert, teils zu dienenden Brüdern der kapitalistischen Zivilisation gemacht. Aber im Osten und Süden von Asien sitzen viel gewaltigere Bestände, über deren Willen zur Menschheit man noch recht im unklaren ist. Sie können noch starke Störungen bringen, viel stärkere als etwa ein europäischer Krieg, der nur ein Gewitter sein würde aber keine Hinwegschwemmung. Doch was hilft es, von Möglichkeiten zu sprechen, die man nicht übersehen kann. Das, was wir jetzt sehen, was wir überall fühlen, wovon wir umgeben sind, das ist der Wille, alle Arbeitskräfte und Produkte auf der ganzen Erde zur Einheit zu organisieren. Dieser Wille erscheint uns, die wir von ihm geschoben werden, so stark, daß wir glauben müssen, er werde auch Ostasien und Indien überwältigen, bis am Ganges

und Jangtsekiang ebenso mit Kursbuch und Telephon, mit Dynamomaschine und Millimetermaß gelebt wird wie in Berlin und San Franzisko.

Jedenfalls ist das ein Unterschied zwischen der Periode der alten Alexandriner und unserer Kulturgeschichtler, daß damals Müdigkeit und Fleiß im Sammeln zusammengingen, jetzt aber die Menschheit noch voll und übervoll ist von Ansätzen, Versuchen, Plänen. Es weht der große Wind einer gestaltenden Epoche. Er weht über allen Weltmeeren und in allen Häfen, er weht über die Industrie Deutschlands und über die Agrikultur Kanadas, er streicht daher über die Pflanzungen in Brasilien und über die Goldfelder von Transvaal, er weht bei den Japanern und weckt die Russen. Überall werden Menschen an der einen großen Kette gezogen; ob sie dabei stöhnen oder jubeln, sie müssen mit. Das ist das Schicksal, das ist die Idee in der Geschichte.

War es nun eigentlich das, was Herder, Schiller und Hegel in ihrem Geiste hatten? Ja und nein! Sie träumten von der Menschheit, aber sie kannten sie noch sehr viel weniger als wir sie kennen. Ihnen fehlten Karten, Zahlen, Beobachtungsmaterial. Die Menschheit war für sie mehr luftförmig: Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt! Bald dichterisch, bald in der Form der schweren Begriffe sannen sie über Zweck und Ziel der Universalgeschichte und suchten mehr im Gebiet der Geisteswissenschaften und schönen Künste als in dem der Gewerbe und des Durchschnittskönnens der Massen den Inhalt der Entwicklung zur Menschheit. Lessings Erziehung des Menschengeschlechts und Kants Weltbürgertum waren noch nicht von der Eisenbahn berührt und dachten noch nicht an die internationalen Preisfestsetzungen der großen Börsen. Aber ist es denn nicht ganz natürlich und unvermeidlich, daß eine Idee erst durchsichtiger und lockerer ist, ehe sie sich materialisiert? Auch die Verfassung des Deutschen Reiches war vor ihrer Verwirklichung viel atmosphärischer als jetzt. Es bleibt trotz des großen Unterschieds in der Greifbarkeit doch das bestehen, daß die geistigen Führer der großen deutschen Denkperiode den Willen der Geschichte am ersten und besten gemerkt haben. Sie fühlten den Föhn, der sich erheben wollte. Und sie waren es, die uns kulturgeschichtlich machten, indem sie uns über die bloße Staatengeschichte emportrugen.

Auch sollen wir nicht etwa glauben, daß wir des idealistischen, moralischen Elementes entbehren könnten, das in diesen hohen Geistern lebte. Mit bloßem Maschinenverstande läßt sich die Menschheit als Einheit nicht organisieren. Das war die Einseitigkeit von Marx, daß er das technische allzusehr in den Vordergrund schob. Es muß der Pädagog mit dem Techniker gehen, damit etwas Ganzes werde. Erst hatten wir große Pädagogen, dann starke Techniker, und erst mit ihnen beiden zusammen erscheint das, was werden soll. Wir Deutschen haben nicht die neueste Wendung der Weltgeschichte gemacht, aber wir haben unser gutes Teil dazu beigetragen. Um das aber zu können, mußten wir Volk,

Nation werden, mußten erst selber organisiert sein, ehe wir der Organisation der Menschheit zu dienen imstande waren. So ordnet sich unsere Volksgeschichte ein in den allgemeinen Vorgang, und unser Volk kann zur neuen Menschheitskultur deshalb seine Gaben bringen, weil es erst selbst in harter Geduld seine vielen Partikularismen in sich verarbeitet hat.

Und damit sind wir beim letzten angekommen, wovon wir reden wollten. Wir sprachen im Anfang vom Gegensatz der Staatengeschichte und der Kulturgeschichte. Dem Kulturgeschichtler erschien sein Arbeiten oft als unabhängig oder doch fast unabhängig von Politik, Verfassung und Staatskampf. Das mußte so sein, weil er diejenigen Menschheitsentwicklungen verfolgte, die sich nicht um Staatsgrenzen kümmern. Aber je tiefer die Kulturgeschichte erfaßt wird als die letzte große Selbsterkenntnis der vorkapitalistischen Welt, desto deutlicher wird, daß das neue selbst, daß die kapitalistische Periode nicht kommt ohne den Staat. Die Urform aller Organisation, die über Familien und Einzelhaushalt hinausreicht, ist der Staat. An ihm arbeitete Pädagogik und Technik der Vergangenheit und er ist das gewaltige Instrument der Zukunft.

Bei allen Untersuchungen über Entstehung und Wesen des Kapitalismus ergibt sich je länger desto mehr, daß die Urkapitalisten die Militärfürsten sind. Sie organisieren die Menschen und ihren Bedarf, sie zwingen den Bauern zur Geldwirtschaft, sie zählen die Völker. Um sie herum entstehen die Geldverleiher und die Eisenkönige. Mag die Religion des Kalvinismus und des Judentums noch so wichtig sein für die Herstellung der kapitalistischen Unternehmergesinnung, so liegt die Führung selbst bei denen, die die Armeen disziplinieren. Sie überwinden die Kleinstaaterei, den Kantonsgeist, die überweltliche Gelassenheit, die Naturbummelei und die Romantik der Unorganisiertheit. So werden sie Zwingherren zu einer neuen Art des Lebens, und Ranke behält Recht darin, daß der Staat die erste aller menschlichen Gesellschaftserscheinungen ist.

Wie würde der Menschheitskapitalismus möglich sein ohne die englische Seemacht, die das Weltmeer diszipliniert hat? Eine Menschheit gibt es nicht ohne Unterdrückung der Seeräuberei. Wie kann die Erde mit Eisenbahnen umsponnen werden, wenn es keine Polizei gibt, die die Schienen sichert, und wie kann die Volksschule alle Erdteile erobern ohne Steuereinnehmer? Die Vorbedingung zu jeder Modernisierung ist der Staat. Deshalb sind auch die Kämpfe um die Einheitsmenschheit politischer Natur. Jede Nation sucht ihr Gebiet am Gesamtwerke sich zu sichern. Unpolitische Kulturgeschichte ist nur Hilfsarbeit zur Universalgeschichte. Diese aber ist Menschheitsgeschichte auf Grund der Überwindung aller Kleinorganisationen durch die großen Gebilde der ersten Mächte der Menschheit. Nur das hat sich geändert, daß wir nicht mehr den Staat als letzten Selbstzweck der gegenwärtigen Gesellschaftsperiode betrachten. Auch er ist Hilfskraft, wenngleich die erste. So behält er seine Würde und wir dienen ihm, damit er etwas sei für die Menschheit.

Die Vaterlandsloſen/ Roman von Herman Bang

(Fortſetzung)

Der Kellner meldete zum zweitenmal das Mittageſſen und Joan erhob ſich von dem Sofa ſeines Abteils und ging durch die klappernden Wagen des Orientzuges. Sein Akkompagnateur, der Auſtralier Henry Collvett, ſtand an der Tür des Speiſewagens und wartete auf ihn: „Wiſſen Sie ſchon?“ ſagte er, „Jens Lund iſt im Zuge. Er iſt in München eingeſtiegen.“ Joan machte über ſeinem hohen Stehkragen eine haſtige Bewegung mit dem Kopf: „So,“ ſagte er, und etwas langſamer fügte er hinzu: „Wo ſoll er ſpielen?“ „Ich weiß es nicht,“ antwortete der Auſtralier, und indem er ſeine runden und blauen Augen weit aufriß, ſagte er: „Er ſah ſeltſam aus. Sein Geſicht iſt wie in das Holz eines Kirchenſtuhles geſchnitzt.“ Joan antwortete geiſtesabweſend: „Das iſt wahr.“ Plötzlich ſagte er und nickte vor ſich hin: „Ja. Sein Wille hat es geſchnitzt.“

Henry Collvett hatte die Tür zum Speiſewagen geöffnet: „Aber er iſt viel zu geputzt,“ ſagte er. Und indem ſeine Gedanken eine andere Richtung nahmen, fügte er hinzu — den Tonfall von Joans letzten Worten noch im Ohr: „Wie Sie ihn bewundern.“ Es glitt ein Lächeln oder vielleicht nur ein Zittern über Joans Geſicht: „Ja,“ ſagte er. Und ſie nahmen Platz.

Joan ließ ſeinen Blick über die leeren Tiſche gleiten und er grüßte Herrn Bizot, der drüben in der Ecke neben ſeiner Frau ſaß. Der Komponiſt, der bereits ſeit zehn Minuten auf das Eſſen wartete, ſagte mit einer Stimme, die von einem Halskatarrh, den er ſich durch Menſchenalter hindurch in drei Weltteilen zuſammengeholt hatte, krächzte: „So weit wären wir alſo glücklich gekommen.“ Er warf ſeinen viel zu großen Kopf über dem kleinen Kleiderbündel, das ſeinen Körper vorſtellte, ärgerlich hin und her: „Und nun ſoll man alſo das liebe Publikum wiederſehen,“ ſagte er. Frau Bizot ſagte mit einem Lächeln, das an das einer bekümmerten Hausfrau erinnerte — ſie hatte ſeit ſiebenundzwanzig Jahren der Zubereitung von Herrn Bizots Weltruf vorgeſtanden —: „Mein Lieber, wir haben doch ſo viele Freunde in Wien.“ Herr Bizot hielt ſeine immer weißgefrorenen Hände über den Tiſch, als wärme er ſie vergebens an dem Feuer ſeiner eigenen Berühmtheit, das am Verlöſchen war: „Freunde, Freunde,“ ſagte er, „ja, Frau Bizot bewahrt die Geſichter derſelben fürſorglich in ihren Albums auf, um die Teuren wiedererkennen zu können, wenn ſie ihrer von neuem bedarf.“ „Aber liebſter Freund wie ſprichſt du,“ ſagte Frau Bizot, und hielt ihrem Mann ſcherzend den Mund zu, während ſie zu Joan hinüberlächelte. Aber brummig — in dem Tonfall, der das Entzücken der hinausgeworfenen Interviewer war und einen Teil ſeines Weltrufes ausmachte — ſagte Herr Bizot: „Spar dein Lächeln auf. Wir ſind noch nicht da. Frau Bizot braucht erſt dem Gepäckträger entgegenzulächeln.“

Als die Tür geöffnet wurde, unterbrach Herr Bizot sich selbst und fragte den Kellner, der mitten im Wagen wartete, weshalb man zu Tisch gerufen würde, wenn man doch nichts zu essen bekäme. Joan, der in der entgegengesetzten Ecke, dem Australier gegenüber Platz genommen hatte, erhob sich wieder und verbeugte sich vor einer sehr schlanken Dame, die hereingekommen war, von einer langen Boa umschlungen, deren Enden fast den Boden erreichten. „Ah, sieh da, Graf Ujhazy," sagte sie, „wir machen die Reise zusammen. Ich bin in München eingestiegen. Wir waren in Cap Martin." „Eure Hoheit pflegen dort jeden Winter zu verweilen," sagte Joan, der sich in seinem Nachmittagsdreß sehr gerade hielt (vielleicht etwas zu gerade, wie es seine Gewohnheit war, wenn er Leuten aus dem Kreise begegnete, in dem er geboren, von dem seine Stellung ihn aber entfernte): „Cap Martin ist auch der ruhigste Ort an der ganzen Küste." Die Prinzessin antwortete mit einigen Worten und sagte, indem sie weiterging: „Aber ich freue mich auf Ihre Konzerte daheim. Sowie ich „La Roumanie" gelesen hatte, habe ich telegraphisch Billette bestellt." Joan sagte mit einer Neigung des Kopfes, die so unmerklich war, daß er nur die Augenlider zu senken schien: „Hoheit sind zu liebenswürdig." Und die Prinzessin nahm an einem der Tische mit ihren beiden Damen Platz.

Der Saal war bereits voll und alle Sprachen schwirrten durcheinander, während die Kellner Bouillon in Tassen herumreichten. Herr Haagemester, der in Begleitung seines blutjungen, norddeutschen Cellisten, dessen Mund nicht größer als eine Kirsche war, hereinkam, konnte keinen Platz finden, und bat Joan, ob er sich an seinen Tisch setzen dürfe. Er sagte, während er sein seidenes Taschentuch aus dem Ärmel zog: „Der Käfig scheint ja voll von geehrten Kollegen zu sein" (er sprach mit einer Betonung, als seien die Herren Kollegen Gegenstände, die zur gefälligen Betrachtung in Spiritus ausgestellt seien), und er grüßte zu dem deutschen Gesandten aus Bukarest hinüber, den er vom kronprinzlichen Hof in Potsdam kannte — während die Frau des Ministers, die ihren Mann nach seinem Namen gefragt hatte, Herrn Haagemester durch das Lorgnon betrachtete, als ob er schon auf dem Podium die ersten Töne zu Brahms Variationen über Händel angeschlagen habe.

Jean Roy von der Pariser Oper übertönte alle anderen. Er schliefe in einem Schlafwagen ausgezeichnet — brillant. Und er wüßte überhaupt nicht, weshalb man in einem Waggon-Lit nicht ebenso gut schlafen sollte, wie in einem Hotel. Was ihn aber ärgere, mehr als er sagen könne — so führte er sehr laut aus — daß sei, daß die Waggon-lits nicht mehr französisch seien. Madame de Stein, seine Akkompagnatrice, deren Gesicht von Puder bedeckt war, der sogar in ihren Augenbrauen hing, sagte: „Die Gesellschaft wohnt doch in Brüssel." Herr Roy aber antwortete: „Nein, nein, das ist es ja gerade — ganz leise, ganz leise ist sie nach Berlin gezogen, wie alles, alles nach Berlin zieht." Joan beugte den Kopf

über seinen Teller, während der deutsche Gesandte den Kellner gedämpft, in deutscher Sprache, um noch zwei Gabeln bat.

Das Gespräch verbreitete sich über Hotels und Schlafwagen und Mademoiselle de Stein sagte: „Mir ist es ganz einerlei, wo ich schlafe" — und sie sah Herrn Roy gerade ins Gesicht — „man kann genau dieselben Annehmlichkeiten auf einer Eisenbahn haben." Als aber Henry Collvett den Cellisten um seine Schlafwagenmeinung befragte, sagte der junge Mann, der früher ein Wunderkind gewesen war: „Ich bin zwei Jahre lang auf Tournees gewesen."

Joan hatte, vielleicht um den Betten zu entgehen, eine Frage an Herrn Haagemeister gerichtet, der mit einem goldenen Bleistift Zierate auf seine Serviette zeichnete. Die Zierate verwandelten sich zu verborgenen Zahlenstellen und Engagementsangeboten, die er heimlich zusammenzählte. Der Pianist ließ sein Rechenexempel im Stich und antwortete auf Joans Frage: „Nein, ich spiele nie in der Jagdsaison." Und er begann — während er den Gesandten ins Gespräch zu ziehen versuchte — von seiner letzten Jagd in Galizien zu erzählen, wo er beim Großfürsten Paul zu Gast gewesen war. Der Gesandte aber, der Herrn Haagemeister mit einem Lächeln auswich, sagte, zu Joan gewandt: „Graf Ujhazy, nicht wahr. Ich weiß bereits, daß wir das Vergnügen haben werden, Sie in Bukarest zu hören."

Kurz darauf aber hörte Joan, der in der äußersten Ecke saß, die Frau des Gesandten zu ihrem Mann sagen: „Ist er auch ein Virtuose?" In einem Ton, als ob sie ihn in der Stille für etwas Vorteilhafteres gehalten habe. Es war, als ob Joans Fingerspitzen schmerzten, indem sie das Tischtuch berührten.

Die Prinzessin sagte oben an ihrem Tisch, der zwischen dem des Gesandten und Herrn und Frau Bizots stand, und wo das Gespräch sich noch um Hotelbetten und Eisenbahnbetten drehte: „Gut schlafen, gnädige Frau, kann ich eigentlich nur in Rumänien." „Ach ja," sagte Frau Bizot, und ein plötzliches Lächeln glitt über ihr Gesicht, „da haben Sie Recht, wenn ich richtig ausschlafen soll, muß es in Le Bourg sein." „Madame Bizot schläft überall wie ein Feldstein," sagte Herr Bizot. „Ja, ja, mein Freund," sagte Frau Bizot wie mit einem Ruck; und sie versicherte der Prinzessin, daß sie nur deshalb ruhig schlafen könne, weil sie stets ein Kopfkissen mit sich führe, das mit Kräutern gefüllt sei, die sie selbst auf einer Wiese an der Seine, neben ihrer Villa, gepflückt habe.

Haagemeister, der sich erhoben und bei der Prinzessin, die er als Ehrendame bei der Königin Elizabeth kennen gelernt, in Erinnerung gebracht hatte, kehrte an seinen Platz zurück und sagte: „Die Frau braucht wahrlich kein anderes Schlafmittel als die Musik ihres Mannes." Und er begann von neufranzösischer Tonkunst zu sprechen, die ihm ein Beweis von der französischen Dekadenz sei. „Sie sind doch meiner Ansicht, nicht wahr?" sagte er sehr laut zu Joan. Joan antwortete: „Ich bin in Frankreich erzogen worden." Und vielleicht verdrossen

über etwas in Joans Ton, sagte Herr Haagemeister ihm direkt ins Gesicht: „Ja, das hört man." Henry Collyett, der beständig die Tür im Auge behielt, sagte zu Joan: „Ob Herr Jens Lund nicht mitißt?" Jean Roy, der Haagemeisters Worte gehört hatte und feuerrot geworden war, sagte sehr laut: „Wen Gott strafen will, den läßt er als Holländer zur Welt kommen." Und Mademoiselle de Stein lachte daß sie das Gold in ihren Zähnen mit ihrer Serviette verdecken mußte. Herr Haagemeister, dessen Stirn sich einen Augenblick zu einer Falte zusammenzog, sagte zu Joan: „Und die „Oper" ist der Grabstein über Frankreichs Dekadenz." Joan antwortete mit derselben kühlen Höflichkeit: „Sie beherbergt doch einige der größten Künstler der Gegenwart." „Die Meister Bizots Opern singen, jawohl" sagte Herr Haagemeister, der noch immer recht laut sprach, während Jean Roy, die Serviette um den Hals, mit beiden Händen auf den Tisch trommelte.

Die Prinzessin, die augenscheinlich sprechen wollte, um die lauten Stimmen zu dämpfen, wandte ihren Stuhl halb zum Gesandten um und sagte: „Sie kennen mich gewiß nicht mehr, Herr von Benckendorf, und Frau von Benckendorf habe ich nie das Vergnügen gehabt zu treffen." Der Gesandte erhob sich halb: Er habe Ihre Hoheit gleich wiedererkannt, sagte er und stellte seine Frau vor, während Jean Roy sich von seinem Stuhl erhob und mit dem Glas in der Hand auf das Ehepaar Bizot zuging: „Auf Frankreichs Meisterschaft", sagte er und stieß mit Herrn Bizot an, während zwei junge Rumänier, die in der gegenüberliegenden Ecke saßen, und in ihren Smokings ganz unbekleidet wirkten, ihre ringgeschmückten Hände wie zu einer Art Applaus zusammenschlugen.

Herr Bizot hatte sich erhoben, und indem er die beiden Rumänier in seinem Dank mit einschloß und so sprach, als beantworte er einen Toast bei einem Festmahl, sagte er mit einer Handbewegung: „Mein lieber Mitarbeiter, wir machen die langen Reisen, um unsere Führerschaft zu behaupten." Der Gesandte beugte sich lächelnd zur Prinzessin und sagte: „Man befindet sich hier fast wie en Route in einem diplomatischen Korps." „Abgesehen von den Formen", sagte seine Frau und sie lachten alle drei, während die Prinzessin sagte: „Ach, ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als wenn wir auf die Dauer dem diplomatischen Dienst angehört hätten . . ." „Nicht wahr", fuhr sie fort, „die Heimat bleibt doch immer die Heimat. Und außerdem — wenn man so von Ort zu Ort reist und an jedem neuen Ort neuen Lächerlichkeiten begegnet, dann wird einem zuletzt die ganze Menschheit lächerlich . . ." Joan, der die Worte der Prinzessin hörte, starrte sie einen Augenblick an, und der Gesandte sagte plötzlich ernst: „Das ist sehr wahr. Unser Leben hat etwas vom ‚Fluch' an sich. Aber", fuhr er im selben Ton fort, „das Land, dem man nach besten Kräften dient, fragt nicht nach dem Preis, den der Dienst uns kostet." Joan blickte noch

immer zu dem Tisch des Gesandten hinüber, während die feinen Falten um seine Augen leise zitterten. „Das ist wahr," antwortete die Prinzessin, „ich bin nur froh, daß Paul Rumänien dadurch dienen kann, daß er Rübenzuckerfabriken anlegt." „Ach, Hoheit," sagte Frau von Benckendorf, „es ist nicht so schlimm, wie Sie glauben. Und außerdem wollen wir natürlich in Darmstadt sterben. Wenn mein Mann sechzig Jahre alt ist, kaufen wir uns ein Haus in der ‚Prinzessin-Allee' und züchten Spargeln." „Das ist der Traum meiner Frau," sagte der Gesandte. „Gott, wie ich Sie verstehe," sagte Frau Bizot plötzlich hinter der Prinzessin, „für mich gibts auch keine größere Freude als meine Artischocken in Le Bourg."

Die Frau des Gesandten wendete sich, während sie ihr Lorgnon fallen ließ, plötzlich zur Prinzessin und sagte leise: „Wissen Sie, Hoheit, der junge Mann dort tut mir leid." Die Prinzessin war ihrem Blick gefolgt und auch ihre Augen streiften Joan, während Frau von Benckendorf sagte: „Er ist also arm?" Die Prinzessin antwortete: „O, durchaus nicht. Aber ich glaube, er trauert um seinen Vater." Joan hatte seinen Namen gehört und mit einer etwas zu hastigen Bewegung beugte er sich zu Henry Collyett, der mit dem Cellisten sprach, und fragte ihn: „Was erzählt Mr. Collyett Ihnen?" Der Cellist, dessen auffallend kleines Gesicht unablässig die Farbe wechselte, sagte: „Mr. Collyett sagt, daß er sich alles ansieht, wenn er reist, Museen und dergleichen. Und ich sehe gar nichts . . . denn man muß doch üben, nicht wahr?" Joan lächelte: „Ich will Ihnen sagen, Henry sieht auch gar nichts. Er übt zehn Stunden lang — und wenn er auf die Straße kommt, sagt er, daß er sich nach Melbourne sehnt." Herr Haagemeister, der aß, sagte über den Tisch hinüber: „Und wonach kann man sich in Melbourne sehnen?" Henry hob seinen Kopf: „Nach der Sonne," sagte er und öffnete seinen Mund weit, „die scheint nirgends so wie in Melbourne." „Dann sollten Sie lieber in der Sonne bleiben", sagte der Holländer, der zu jungen Kollegen in einem Ton sprach, als seien sie die Treibjäger seiner fürstlichen Jagdbekanntschaften. „Ja," sagte Henry Collyett, „das will ich auch — wenn ich gesiegt habe." Der Holländer blickte bei dem Ton seiner Worte auf: „Und wen wollen Sie besiegen?" „Weshalb nicht zum Beispiel Sie," sagte Joan, der wieder vor sich hinstarrte. „Ich wünsche guten Erfolg," sagte der Pianist und legte seinen goldenen Bleistift auf einen anderen Platz.

Henry Collyett aber sagte rasch — und man sah, daß seine runden Augen Metallfarbe bekommen konnten —: „Aber die, die gesiegt haben, verstehen nie, daß andere auch siegen wollen." Joan sagte und seine Stimme klang gedämpft: „Und die Besiegten verstehen auch nicht, Henry, daß sie selbst gewollt haben, und daß die anderen wollen." Der Cellist kehrte Joan hastig sein junges Gesicht zu: „Sieg ist doch Sieg," sagte er und über seinen eigenen Tonfall

erschrocken, errötete er ganz bis zum Hals hinunter. „Und Geld," platzte es aus Henry heraus, der sein Haar schüttelte. Das hatte Roy gehört und er lachte laut: „Der Australier ist weise." Und während er fortfuhr zu lachen, daß der kleine Tisch bebte, rief er durch den Wagen: „Prost, Herr Bizot." Er lachte noch immer und sagte, zu Mademoiselle de Stein gewandt: „Mutter Bizots Artischocken haben goldene Blätter und Frankreichs Bank hat einen tiefen Keller." Mademoiselle de Stein aber wendete ihren Stuhl halb um und sagte: „Graf Ujhazy, Sie als Ungar müssen doch — das ist wahr — von diesen Papieren Bescheid wissen." Und sie fing an von gewissen Aktien und Werten in Galizien zu sprechen.

Auf einmal sprachen alle die geehrten Kollegen von Geld und Anlegen von Geldern und Bons und Papieren und Prozenten. Alle Stimmen sammelten sich um Börsen und Transaktionen, nur Joan verblieb stumm vor dem Lorgnon der Frau des Gesandten, das erstaunt von dem einen Börsenjobber auf den anderen — auf seine Kollegen gerichtet wurde. Mademoiselle de Stein hatte ihren Stuhl ganz zu Herrn Haagemester umgedreht, der Montanaktien empfahl oder Ankauf von Russen. Jean Roy schob seinen Teller von sich, weit aufs Tischtuch hinaus und sagte zu Joan hinüber, daß nichts, nichts auf die Dauer so vorteilhaft sei, wie Bodenankauf in New York. „Mein Lieber," sagte er, „Amerika ist die Zukunft. Wir werden den Tag erleben, wo New York größer ist als London." Und er sprach von Straßen und Avenues und Bauplätzen und Wolkenkratzern, als habe er eine Karte von New York ausgebreitet vor sich auf dem Tisch liegen.

Herr Haagemester sagte Kurse her und nahm einen Kurszettel aus seinem Hensche1 und breitete ihn auf einem Teller aus. Mademoiselle de Stein glaubte ihm nicht, und erhob sich von ihrem Platz um sich selbst zu überzeugen. Sie verbreitete, während sie aufstand, einen starken Blossom-Duft im ganzen Wagen und studierte den Kurszettel Seite an Seite mit dem Holländer, der ihren etwas mitgenommenen Busen betrachtete, der durch die Spitzenborten ihrer Rosabluse schimmerte. Jean Roy fuhr fort, von Amerika zu sprechen. Es gäbe auch Leute, die auf New Orleans schwörten. Aber man solle nie Geld in einem Terrain anlegen, das man nicht kenne. Herr Haagemester las noch immer Kurse vor, während Mademoiselle de Stein mit ihrem Taschenbuch angestürzt kam, das in Gold gebunden war. „Lieber Freund," sagte sie zum Holländer, „Sie sind ein Mann mit Verstand." Und sie begann Aktien nach Herrn Haagemesters Diktat zu schreiben.

Der ganze Wagen war angefüllt mit Zahlen, die wie ein Mückenschwarm über die Tische schwirrten, während Herr Bizot die gespreizten Finger seiner blaugefrorenen Hände unablässig auf der Tischplatte hin- und herführte, als schrabe er unsichtbare Geldhaufen zusammen — vielleicht die Monatsmiete von

den öffentlichen Häusern, die der Komponist der Cäcilia-Legende in den südfranzösischen Provinzstädten besaß. Herr Haagemeester faltete die Kursliste zusammen und sagte: „Die ganze Kunst zu spekulieren, gnädige Frau, besteht darin, wirkliche politische Verbindungen zu haben," — der Gesandte hörte es, so daß es ihm entging, wie die Prinzessin zu ihm sagte: „Nichts in der Welt ist mir gräßlicher als Geld. Ich kann keine Mark von einem Frank unterscheiden." „Graf Ujhazy, da ist er." Es war der Australier, der es geflüstert und sich fast gleichzeitig erhoben hatte.

Joan hatte den Kopf gedreht und Jens Lund gesehen, er stand in der offenen Tür. Seine Hand war gegen den Türrahmen gestemmt. Joan fuhr fort, diese Hand zu betrachten, sie war geformt, als sei sie gewöhnt, einen Griff zu umfassen. „Er hat dennoch kein Gesicht," sagte Henry, der sich ganz über den Tisch beugte. Joan, der den Blick von Jens Lunds Hand zu seinem Kopf erhoben hatte, betrachtete das Gesicht, das durch unablässig und heftig arbeitende Gedanken in starre Unbeweglichkeit versetzt zu sein schien. „Sein Gesicht ist nach innen gekehrt, Henry." „Ja," antwortete der Australier. Und als Jens Lund an ihnen vorbei durch den Wagen ging — er hielt beide Hände geballt — sagte Joan: „Er hat Hände wie ein Rudergast." „Das ist wahr," sagte Henry und wieder von dem Klang in Graf Ujhazys Stimme betroffen, sagte der junge Australier, ebenso wie vorhin: „Wie Sie ihn bewundern." Und mit einem plötzlichen Übergang fügte er hinzu: „Ich bin froh, daß es keinen Pianisten gibt, den ich so bewundere." „Warum?" „Weil ich dann —", sagte der Australier und lachte und hörte wieder auf zu lachen, „— weil ich dann aufhören würde zu spielen." Joan sah hastig zu Henry Collvett auf. Dann schlug er die Augen nieder und hörte Mademoiselle de Stein sagen: „Sie interessieren sich wohl nicht für Kurse, Graf Ujhazy?" Joan sagte und wandte sich zu ihr: „Nein, gnädige Frau, ich spekuliere nie — und außerdem habe ich wenig Künstler gekannt, die reich gestorben sind."

Es trat ein plötzliches Schweigen an allen Tischen ein. Mademoiselle de Stein machte eine Bewegung mit ihrer Hand, als wolle sie ein Haar aus der Stirn streichen, wo gar kein Haar war — während der keuchende Lärm des Zuges plötzlich über allen Anwesenden zusammenschlug und man das klirrende Rütteln des Wagens, der Türen und Fenster vernahm. Da sagte Jean Roy, dessen großes und offenes, obgleich etwas zu fettes Gesicht, alle Gemütsbewegungen widerspiegelte: „Ja, das ist wahr — und seltsam." Und durch eine Ideenverbindung begann er von einem berühmten Kameraden zu erzählen, einem Sänger, der vor kurzem gestorben war. „Ja," sagte er, „er war ein merkwürdiger Mensch. Ganz plötzlich zog er sich zurück. Mitten in einer Tournee in Amerika brach er ab — — — und setzte sich zur Ruhe. Er wollte nicht mehr." „Er war wohl krank," meinte Herr Haagemeester. „Keine Spur. Er

wollte nur nicht mehr. Und dann lebte er fünfzehn Jahre in einer kleinen Stadt fünf Stunden von New York entfernt . . . tat nichts, stand nur auf und ging zu Bett unter Fremden."

Zwei Falten hatten sich in Joans Stirn eingegraben, wie bei jemandem, der gewaltsam einen Gedanken zu verfolgen sucht. „Aber nach seinem Tode," sagte Jean Roy, „wollte er nach Frankreich gebracht werden. Denn wie weit man auch in der Welt herum kommt, auf dem Père Lachaise will man doch mal ausruhen."

Mademoiselle de Stein sagte — mit einer leisen Sentimentalität für Kirchhöfe —: „Père Lachaise ist aber auch der schönste Ort in der Welt. Ach, mein Lieblingsmonument ist das mit dem trauernden Genius . . . das ist ein ganzes Drama . . . ein junger Mann — ein junger Mann aus dem Kaiserreich — der einzige Sohn . . . ich habe gehört, daß der Vater Minister war. Und eines Tages erschoß er sich — ohne Grund — keiner wußte den Grund und er war dreiundzwanzig Jahre."

Joan hatte seinen Kopf in der stützenden Hand gedreht: „Wissen Sie, wie er hieß?" sagte er. „Nein," sagte Mademoiselle de Stein, „aber es ist der geheimste Wunsch von uns Frauen mal solchen Mann gekannt zu haben." Jean Roy lachte. Mademoiselle de Stein aber sagte: „Ach ja, es ist schön, jung zu sterben." Jean Roy sagte und fuhr fort zu lachen: „Chère, das können Sie ja noch erreichen." Mademoiselle de Stein machte eine Bewegung mit ihrer Schulter: „Pfui, spotten Sie nicht. Ich sage Ihnen, ich kann bisweilen in der Nacht erwachen, vor lauter Angst daß ich im selben Augenblick und in einem Hotel sterben muß." Frau von Benckendorf wendete sich halb um, so hastig, daß ihr Arm die Serviette vom Tisch riß. „Madame," sagte Jean Roy und legte sie wieder auf den Tisch des Gesandten. „Schöne Freundin," sagte er zu Mademoiselle de Stein: „Sie sterben als Achtzigjährige — in fünfundfünfzig Jahren." Mademoiselle de Stein wandte sich wieder an Joan und sagte: „Graf Ujhazy, wann möchten Sie am liebsten sterben?"

Joan konnte, an allen anderen vorbei, Jens Lund sehen, der an dem Tisch der beiden Rumänen saß und aß. Er aß wie jemand, der sich Mühe gibt, hübsch zu essen und es bisweilen vergißt. „Ich?" sagte er, „ich möchte an einem Tage sterben, an dem ich noch bei voller Vernunft bin." Mademoiselle de Stein machte dieselbe hastige Bewegung mit den Schultern wie vorhin: „Graf Ujhazy . . . ich weiß gar nicht . . . Sie sagen Dinge, als wären Sie das Gespenst in einer Komödie."

Herr Haagemester hatte sich plötzlich mit seiner linken Hand dreimal über die Stirn gestrichen — während Jean Roy Joan gerade ins Gesicht sah. „Wissen Sie," sagte er und es trat ein Ausdruck von Angst in seine Augen, die er im nächsten Augenblick wieder verjagte, „ich war in dem Londoner Theater zugegen, wo Mr. Thomson plötzlich verrückt wurde. Er spielte, spielte sehr vernünftig

und plötzlich in einer Szene . . . mitten in einer Replik stand er von seinem Stuhl auf und ging in die Kulissen hinaus — — und war verrückt." „Ich werde es nie vergessen," schloß er. Jens Lund hatte aufgehört zu essen. Er saß mit vorgestrecktem Kopf da und mit einem Ausdruck in den Augen, wie ein witternder Windhund. Die Prinzessin sagte zu Jean Roy hinüber: „Ja — es soll furchtbar gewesen sein. Meine Kousine hat mir davon erzählt — sie war auch da." „Hoheit," sagte der Sänger, „es war entsetzlich." Und indem er fast mit Gewalt den Ton änderte, sagte er, daß er ihre Hoheit Prinzessin Stourdza sehr gut von der Oper kenne, „wo wir alle unsere Abonnenten kennen." Die Oper sei nicht der einzige Ort, wo sie Herrn Roy gehört habe, sagte die Prinzessin. Überall, wo es ihr möglich gewesen sei, habe sie seinen „Lohengrin" gehört. Jean Roy verbeugte sich und plötzlich fing er so herzlich an zu lachen, daß auch der Gesandte lächeln mußte. „Man hat in England eine Karikatur von meinem ‚Lohengrin' gezeichnet. Das ist das Köstlichste, was ich jemals gesehen habe." Auch Frau von Benckendorf hatte die englische Karikatur gesehen und mußte unwillkürlich lachen, während die Prinzessin sagte: „Aber meine Kousine, Gräfin Greffulhe hat mir von Ihren eigenen Zeichnungen erzählt, Herr Roy." „Ach ja," sagte Jean Roy, „ich kritzle ja selbst so'n bißchen auf Papier."

Frau Bizot, die beständig der Prinzessin zulächelte, deren Namen sie gehört hatte, sagte — und sie plumpste damit heraus, wie jemand, der gar nicht gefragt worden ist: „Herrn Roys Albums sind in ganz Paris berühmt." Mademoiselle de Stein sagte: „Herr Roy hat sie in seinen Koffern." „Sie können sie gern zu sehen bekommen," sagte Herr Roy ohne Formalitäten, und ging hinaus, um die Bücher zu holen, während Herr Haagemeester zu Joan sagte: „Sänger können immer für so vielerlei Dinge Zeit finden . . . wenn sie *selbst* Zeit finden." Und Frau Bizot, auf deren Gesicht noch immer dasselbe verlegene Lächeln lag, begann Prinzessin Stourdza zu erzählen, daß ihr Mann, Herr Adolphe Bizot — und sie machte eine Bewegung, als stelle sie ihren Mann vor — daß seine ganze Zeit vom Niederschreiben seiner Erinnerungen in Anspruch genommen sei. „Aber das Schlimmste ist," sagte Frau Bizot, „daß man uns nie in Ruhe läßt. Wie ich so oft sage, wir hätten gar nicht mit dem Dirigieren anfangen sollen." Die Prinzessin, die nicht recht wußte, was sie antworten sollte, sagte: „Rumänien hat leider noch nie die Ehre eines Besuches von Herrn Bizot gehabt." „Nein," sagte Frau Bizot, und sie machte eine Bewegung mit ihrem schmächtigen Oberkörper, als zöge sie ihre sonntägliche Angelschnur auf der Seine zu sich heran: „Dort sind wir nicht gewesen. Aber wir haben beide so viel von ihrem schönen Land gehört." „Das herrliche Rumänien," sagte Frau Bizot. Jean Roy kehrte mit seinen Skizzenbüchern zurück und reichte eines davon der Prinzessin. Sie öffnete es: „Oh," sagte sie: „das ist aus Rumänien,"

und nachdem sie einige Blätter umgeschlagen hatte, fing sie an zu lachen: „Herr Roy, das ist ausgezeichnet, das ist brillant. Gerade solchen Ausdruck hat Ihre Majestät, wenn sie ihren Hofdamen ihre Operntexte vorliest."

Frau von Benckendorf wollte auch sehen und sie lachten beide, über das Bild gebeugt, auf dem Carmen Sylva, hinter einem Gitter mitten im Schloßhof auf einem Dreifuß saß, mit einer Toga bekleidet, lorbeerbekränzt, während sie dem ungarischen Adel auf einer Harmonika etwas vorspielte, der, entzückt und in Nationalkostümen, die Beine schwang, so daß man den Boden der durchlöcherten Sandalen sah. „Herr Roy, sie müßten in Bukarest ausstellen," sagte die Prinzessin und lachte noch lauter. Als sie aber den Kopf hob und ihr Blick auf ihre Smoking-Landsleute fiel, die die Ohren spitzten — den einen kannte sie: er war der Sohn eines Branntweinhändlers in Konstanza — sagte sie: „Sie haben ganz recht, Herr Roy, Ihre Majestät ist ungewöhnlich musikalisch." Und sie und Frau von Benckendorf bekamen im selben Augenblick genau denselben Ausdruck im Gesicht. Die Skizzenbücher gingen an den Tischen von Hand zu Hand und alle lachten über die Lächerlichkeiten aller Nationen. „O ja, o ja," rief Collyett und schlug sich vor Lachen auf seine Sportsbeine: „Von diesem Bild hab ich gehört ... Sehen Sie doch, bitte, Graf Ujhazy, sehen Sie ..." Es war Mr. Schürmanns Karussell, bei dem Herr Schürmann Janitschar war und Herr Strakosch die Trompete blies, während Engländer und Yankees und Spanier und Deutsche das Karussell stürmten. Zuletzt kamen zwei Holländer. „Sehen Sie nur die Trommel," rief Collyett, „die Trommel ist dänisch." Die Trommel wurde von einem winzig kleinen Mann geschlagen, dem Haare in die Stirn und Schweißtropfen unter der Nase hingen. Er trommelte mit seinen eigenen, schiefen Beinen. Auf der Trommel stand: Die dänische Presse.

Alles lachte, jeder in ein Buch vertieft. Die Kellner, die Stangenspargel herumreichten, blieben stehen und schielten über die Schultern der Damen und Herren auf die Zeichnungen. „Das ist sündhaft," sagte Mademoiselle de Stein, „Dänemark ist charmant. Das einzige Land, wo die Presse die Kunst zu schätzen weiß." Jean Roy lachte: „Ich wage zu behaupten," sagte er, „daß es das einzige Land ist, wo man Mademoiselle de Stein ernst genommen hat." „Jean ..." Jean Roy aber fuhr fort. „So wenig Ernsthaftes hat man dortzulande zu denken ..." Henry Collyett wandte sich Mademoiselle de Stein zu und hatte plötzlich aufgehört zu lachen: „Ist es wahr," sagte er: „ich habe gehört, daß man Kopenhagen eher vor Amerika nehmen soll." „Das sollen Preußen sein, nicht wahr," sagte der Gesandte zu Jean Roy, indem er auf eine Karikatur zeigte, wo eine Reihe Mannsleute in gleichem Tritt und gleichen Anzügen, mit gleichen Rücken und gleichen Bärten, wie nach einem unhörbaren Kommando geradeaus marschierten. Der Cellist aus Norddeutschland lachte über eine Zeichnung, die Bach-

begeisterung hieß, und wo ein Logenrand von gähnenden Gentlemen, Herrn Borwick applaudierte, der so hingehaucht spielte, daß seine Finger die Tasten gar nicht berührten. Jean Roy aber sagte: „In Wirklichkeit bewundere ich die Deutschen." „Doch nicht blindlings," sagte der Gesandte und lächelte. „Es ist leicht sehend zu sein," sagte Jean Roy, „bis zu einem gewissen Grad sehend, wenn man alles von einem Hotelfenster aus betrachtet." „Nicht wahr, Ujhazy," fuhr er fort und wandte sein Gesicht Joan zu: „Wir, die wir immer umherziehen, sehen stets die Lächerlichkeiten, weil wir die Gefühle der anderen nie ganz verstehen." Joan nickte und Frau von Benckendorf sagte zu Jean Roy: „Ich glaube wohl, daß Sie recht haben." „Herr von Benckendorf," sagte Jean Roy und sein starkes und frohes Gesicht erschien plötzlich müde, während er auf die aufgeschlagenen Skizzenbücher zeigte: „Daß man alles dies hier sehen kann — das macht einen heimatlos auf Erden." „Jeder hat doch sein Vaterland, zu dem er zurückkehrt," sagte der Gesandte.

Joan schloß das Skizzenbuch, das vor ihm lag, ohne es zu wissen, es war plötzlich rings herum still geworden — als Jean Roy sagte: „Ja, Mademoiselle de Stein ist in der Rue de l'Abbé de l'Epée geboren, und sie sagt, daß sie sich dort in der Straße ein Dach kaufen will, um darunter zu sterben." „Lieber Freund," sagte Mademoiselle de Stein: „das ist durchaus nicht lächerlich. Rue de l'Abbé de l'Epée liegt gleich neben dem Garten des Luxembourg, wo ich als kleines Mädchen spielte." Joan hatte seinen Kopf gegen die Wand gelehnt und die Augen geschlossen. Seine langen Wimpern lagen wie ein breiter, schwarzer Rand unter den weißen Augenlidern.

„Nun ja, nun ja, Mademoiselle de Stein," sagte Jean Roy, „dann besuchen Sie mich wohl eines Tages in Marseille. Dort kaufe ich mir nämlich ein Haus — unten am Hafen, auf einem Abhang rechts, ich weiß die Stelle genau . . ." Er veränderte den Ton: „Ich bin nämlich aus Marseille, Hoheit," sagte er und beugte den Oberkörper vor: „Und, glauben Sie mir, wenn ich am besten singe, dann ist es mir immer, als hörte ich eine alte, südfranzösische Weise . . . die mir tief drinnen in meiner Brust souffliert . . ." „Auch im Lohengrin," sagte die Prinzessin lächelnd. „Auf Ehre, ja," sagte Jean Roy, „und darum ist Don José meine liebste Rolle."

Der Gesandte und seine Frau hatten sich erhoben, und Herr von Benckendorf reichte Jean Roy die Hand. „Auf Wiedersehen," sagte Herr von Benckendorf und lächelte Jean zu, der zusammenfuhr, als würde er geweckt. Und Herr und Frau von Benckendorf gingen hinaus. „Er ist eigentlich sehr ansprechend," sagte Frau von Benckendorf von Jean Roy, als sie durch den Korridor gingen. „Aber Graf Ujhazy," fuhr sie fort, „tut mir leid. Man muß auf die Dauer ja ganz verrückt werden in solcher Gesellschaft."

Die Prinzessin hatte sich erhoben und grüßte (jetzt, da die Mahlzeit im Eisen-

bahnwagen beendet war) ganz fremd nach beiden Seiten, als habe sie mit all diesen Damen und Herren keine fünf Worte gewechselt. Plötzlich aber wandte sie sich, als sie die Tür bereits erreicht hatte, an eine ihrer Damen und sagte: „Ach, es wäre nett, eine Aufnahme zu machen." Und in demselben munteren und freimütigen Ton, wie während der Mahlzeit, sagte sie: „Meine Damen und Herren, darf ich meinen Apparat holen." Joan war zusammengezuckt. „Es kommt selten vor," fuhr die Prinzessin fort, „daß man mit so vielen europäischen Berühmtheiten zusammen ist. . ."

Alle antworteten durcheinander, während eine der Damen den Apparat holte und die Prinzessin sagte zu dem Sohn des Branntweinhändlers, mit dem sie so höflich sprach wie zu einem Gepäckträger auf einem Bahnsteig: „Herr Brazzi, wenn Sie sehr fest stehen, kann ich den Apparat auf Ihrem Rücken halten." Der Photographieapparat kam, während alle Blicke auf den Rumänier gewandt waren, den die Prinzessin stellte und hinpflanzte, als sei er ein Stativ von Eisen. Herr und Frau Bizot mußten ihren Platz wechseln und sich an den verlassenen Tisch der Prinzessin setzen, wo Frau Bizot sich dicht an den Meister drückte, beide Hände auf seiner Schulter. „Es wird ausgezeichnet, ausgezeichnet — höchst interessant," sagte die Fürstin, die in den kleinen Spiegel des Apparates sah, und sie wandte sich zu dem anderen Smoking: „Sie sorgen also für das Licht," sagte sie: „das haben Sie wohl schon früher getan". Der junge Mann sollte das Magnesiumlicht abbrennen und seine Finger zitterten. „Ausgezeichnet, ausgezeichnet," rief die Prinzessin wieder. Die Damen und Herren waren aufgestellt. Am obersten Tisch hatte der junge Cellist sein in der Mitte gescheiteltes Haupt wie eine Magdalena gesenkt, während Mademoiselle de Stein die Lippen in ihrem aufwärtsgewandten, runden Gesicht, wie den Mund in der tragischen Maske öffnete, und sich mit der linken, erhobenen Hand, gegen einen unsichtbaren Schleier zu wehren schien. Jens Lund aber, der noch nicht mit seiner Mahlzeit fertig war, hatte wie zufällig, mitten im Essen innegehalten, und steckte die Hände in die gespreizten Taschen, als hielte er in beiden einen Totschläger. „Ausgezeichnet, ausgezeichnet," rief die Prinzessin und beugte sich wieder herab, — um in den Spiegel zu sehen. Der Australier der mit Vorliebe seine Sportsbeine photographieren ließ, weil er in den Reklamen nun einmal als Sportsmann galt, hatte sie endlich über dem Rücken eines Stuhles angebracht. „Aber Sie, Graf Ujhazy, Sie," sagte die Prinzessin eifrig — und hielt plötzlich inne. Joan war nicht zu sehen. Nur seine Schulter. Vielleicht wußte er nicht, daß der Sportsmann-Australier ihn verdeckte.

„Jetzt," rief die Prinzessin. Alle zuckten zusammen, als das Licht aufblitzte, und Mademoiselle de Stein schrie auf. Dichter Rauch zog durch den Wagen und die Prinzessin lief mit einem „vielen Dank meine Herren," womit sie gleichsam eine Tür hinter sich zuschlug — hinaus, als habe sie keine Ahnung von der

Störung, die sie hervorgerufen hatte. „Hm," sagte Jean Roy und schützte seinen Tenor mit einem batistenen Taschentuch: „das muß man sich also gefallen lassen, wenn man sich Bukarest offen halten will." Und plötzlich wütend (und von dem Rauch und dem Zug gereizt) — wütend über die heimliche Demütigung, die sie unbestimmt empfanden und der sie sich als die Professionals die sie waren, ausgesetzt hatten, sprachen sie alle durcheinander, während der Rumäne seine geschwärzten Finger zu säubern versuchte. Mademoiselle de Stein sagte so laut, daß die Damen der Prinzessin, die ihr den Kasten nachtrugen, es hören konnten: „Gott, ich wünschte, man könnte es lernen, nur halb so unverschämt zu sein, wie diese Art Menschen." Als Jean Roy aber an Herrn Haagemeister vorbeiging, sagte er zum Holländer: „Sie, mein Herr sind wohl daran gewöhnt — an Höfen photographiert zu werden." Als Joan und der Australier durch den Korridor zurückkehrten, schoß der Impresario Ledock auf sie zu. Er war in Pelz und Wollhemd. Zeit zum essen hatte er nie. Auf Reisen erledigte er Zeitungsausschnitte und seine Korrespondenz: „Kann man ein Schnitzel in diesem verfluchten Zug bekommen?" rief er und stürzte weiter.

Herr und Frau Bizot zankten sich laut hinter einer halbgeschlossenen Tür, während sie ihr Gepäck ordneten, das hauptsächlich aus einer Unendlichkeit von gestreiften, wollenen Tüchern zu bestehen schien, die wie Leibwärmer aussahen. „Aber es ist, wie ich immer sage," schrie Herr Bizot: „hab ich mich ihr vielleicht aufgedrängt? Man achtet sich selbst oder man tut es nicht. Diese Art Leute behandeln einen, als sei man ein Krokodil im Jardin des Plantes." „Lieber Bizot . . . reisen wir vielleicht zu unserem Vergnügen? . . . Ihr Onkel ist Präsident in der „Gesellschaft für Musik". „Unsinn. Woher weißt du das?" „Adolphe, du weißt doch, daß ich ein gutes Gedächtnis habe . . . ich hörte ihren Namen und wir haben ja voriges Jahr mit diesen Leuten korrespondiert."

Der Australier fing an zu lachen, während Joan weiterging. Die Prinzessin saß bei offener Tür, in einem Meer von lila Seidenkissen. Das ganze Kupee duftete nach Verveine, worin sie sich gewaschen hatte, um nicht vom Rauchgeruch behaftet zu sein. Sie hob ihr Gesicht vom Buch auf und sagte, als sie Joan sah: „Es war nicht hübsch von Ihnen, Graf Ujhazy, daß Sie nicht mit auf mein Bild wollten." Joan antwortete: „Hoheit, ich gehöre nicht zu Europas Berühmtheiten." Die Prinzessin lächelte und sagte — und es sollte ein Kompliment sein: „Wohin gehören Sie sonst?" Es ging wie ein plötzliches Zittern über Joans Gesicht und er sagte: „Das ist wahr, Hoheit: nirgends." Prinzessin Stourdza wollte ihn zurückhalten, rief ihn — von irgend etwas in seiner Stimme berührt. Joan aber war weitergegangen.

Er saß mit einem Buch in der Hand, als Henry Collyett hereinkam. Der Australier setzte sich, bewegte seine Sportsbeine unruhig hin und her und schlug

sie übereinander. „Lesen Sie?" sagte er und bewegte noch immer seine Beine. „Nein." „Was für 'ne Masse Unsinn geschwatzt wurde." „Ja." „Aber Roy ist ein großartiger Zeichner." „Ja." „Er würde davon leben können." „Sicher." Der Australier scharrte noch immer mit seinen Füßen. „Wissen Sie, was ich so dachte, während wir aßen?" „Nein." „Daß Sie eigentlich an dem Tisch der anderen sitzen müßten." „Warum?" „Weil Sie doch ein Graf sind — obgleich Sie spielen." Joan starrte nur vor sich hin. Dann sagte er: „Dort war wohl auch kein Platz für mich."

Alle Gesprächsthemata vom Mittagessen schwirrten in Henry Collyetts behendem Gehirn durcheinander. Und indem seine Gedanken wieder zu Jean Roy zurückkehrten und zu dem, was er von den südfranzösischen Weisen gesagt hatte, die in ihm sangen, sagte er: „Australien wird auch einst seine Musik bekommen ... Musik wächst aus der Erde hervor — aus der Erde in die Menschen hinein, nicht? Aber es wird lange dauern, denn Menschen müssen erst lange an einem Ort gewohnt haben." Henry Collyett betrachtete seine eigenen Stiefel: „Aber," sagte er, „solange die australischen Töne nicht aus der Erde kommen, solange werden die Australier auch keine richtigen Musiker sein — nicht? Oder verstehen Sie nicht, was ich meine?" Joan starrte ins Leere: „Doch, Henry," sagte er, ohne sich zu rühren. Der Australier schlug die Hacken zusammen: „Aber darum kann man doch ganz gut ein berühmter Klavierspieler werden," sagte er.

Er schwieg eine Weile, bis er, noch immer mit dem Mittagsgespräch im Kopf, sagte: „Man müßte vielleicht daran denken, Kopenhagen zu gewinnen —" „Ich habe nie in Dänemark gespielt," sagte Joan, der noch immer vor sich hinstarrte. „Wie merkwürdig, da Sie doch ein halber Däne sind." Es verging eine Weile. Dann sagte Joan: „Dort will ich — zuletzt spielen."

Henry Collyett scharrte wieder mit seinen Sportsbeinen und während seine Gedanken weiter eilten, sagte er und war beim photographieren: „Wir sind ja aber auch allesamt Gaukler." Plötzlich lächelte Joan: „Ja, Collyett," sagte er und stand auf. „Die anderen sind es aber auch," sagte Henry etwas heftig. „Möglich," sagte Joan. „Aber sie spielen ihre Rollen besser und machen weniger Lärm." Der Australier sann einen Augenblick nach: „Ja," sagte er dann: „das mag sein. Aber schließlich bleibt man doch das, als was man geboren worden ist. Joan stützte einen Augenblick seinen Ellenbogen gegen Collyetts Schulter: „Sie sprechen heut so weise, Collyett ... Aber sehen Sie, Henry, es gibt Menschen, die als Krüppel zur Welt kommen. Und die hätten lieber gar nicht geboren werden sollen."

Ein starkes und weißes Licht fiel auf ihre Gesichter. Es kam von den Bogenlampen auf dem Bahnsteig in Wien. Die Schaffner liefen ein und aus und ließen die Kupeefenster herunter, während die Gepäckträger Plaids und

Handtaschen und Koffer und Pelze durch die Fenster hineinwarfen. Die Passagiere stiegen aus, um ihre Beine auf der festen Erde zu rühren, und Bruchstücke aller Sprachen schwirrten in dem Zugwind der offenstehenden Türen durcheinander. Jean Roy stand, ein Taschentuch um den Hals und im flatternden Mantelkragen, ohne Hut, mitten im Gewimmel und schälte eine Apfelsine, während er laut zu der leeren Luft sprach, wie ein Lastträger in dem Hafen seines Marseille. Mademoiselle de Stein (die Joan zunickte und sagte: Ah, monsieur, on se promène) setzte ihre Pariser Stiefel mit Messingabsätzen trippelnd auf den Asphalt und ließ ihre seidenbekleideten Beine etwas hoch oben in dem Gewirr ihrer Röcke verschwinden.

Frau Bizot, die Gummischuhe trug, suchte die Herren vom Vorstand mit den Augen, während sie unablässig lächelte. „Denn sie empfangen uns natürlich," sagte sie: „sie sind hier, mein Adolphe, sei überzeugt, daß sie hier sind;" und Herr Bizot, dessen Pelz mit einem grauen Wolltuch zusammengebunden war, sagte so wütend, daß seine Augen wie auf Stielen standen: „Das ist mir ganz einerlei. Laß uns von hier fortkommen — wie heißt unsere Schenke?" „Das goldene Lamm, Adolphe, das goldene Lamm. Aber sie sind hier, mein Freund, sie sind sicher hier."

Der Impresario lief mit siebzehn Depeschen in der Hand an ihnen vorbei: „Alter Herr," sagte er zu Herrn Bizot: „da sind einige Personen, die nach Ihnen suchen." Und er rannte weiter, während er Reklamen und Zeitungen aus seinen vollgestopften Taschen verlor, wie ein Ochse seinen Dünger. „Machen Sie Ihren Mantel zu," rief er Jean Roy zu, während Herr Bizot mit der Hand um das Wolltuch geballt stehen blieb, martialisch und zahnlos, wie ein Lilliputoberst aus einem Panoptikum. „Adolphe, Adolphe," Frau Bizot sang es fast; sie hatte die „beiden Personen" wiedererkannt, neben denen Herr Haagemeister in seinem Jagdpelz mit Schnüren, einem gleichfalls erschienenen Mitglied der bayrischen Gesandtschaft die Hand drückte, während derselbe sagte: „Ja, Seine königliche Hoheit hat gleich an die Erzherzogin Valerie . . . ." Der Impresario kam mit leeren Händen zurückgelaufen und mitten im Gewühl, wo eine trauergekleidete Familie von sieben Schwarzverschleierten einen blonden Jüngling in ihren Kreis eingeschlossen hatte, der unter Ankunftsküssen verschwand, als würde er von einer Mühle herumgewirbelt — bemerkte er, daß seine Nägel einer Reinigung bedurften und er fing an, sie mit einem Stahlmesser auszukratzen. Dann raste er weiter, grüßend, alle kennend, rufend, als wäre er ein Stationsvorsteher, der bei einem Zusammenstoß kommandierte. Die beiden Rumänier balancierten ihre Nacktheit unbekümmert auf einem amerikanischen Koffer und Mademoiselle de Stein war an Jean Roys Arm gelandet, wo sie ihre Frauenreize wie eine Venusfigur aus der Verfallzeit wiegte. „O nein, meine Herren, Herr Bizot ist gar nicht müde. Wenn man nach Wien kommt, ist man nur glücklich,"

sang Frau Bizot, und man hörte den jungen Bayern von der Gesandtschaft sagen: „Nichts ist angenehmer, als seinen Freunden einen Dienst erweisen zu können. Erzherzogin Valerie wird Sie sofort empfangen."

Joan hatte nicht gesprochen und sich nicht gerührt. Den Kopf gegen den Rahmen der Kupeetür gestützt, stand er unbeweglich und starrte auf den Bahnsteig hinaus. Und plötzlich hörte er wieder die Stimme des Impresarios, die alle anderen übertönte: „Liebe Herren, meine Herren, habe die Ehre, gehe nach Budapest mit Herrn Jean Roy. Aber man muß immer Geschäfte machen. Meine Herren, Kunst heißt, sich der Zukunft bemächtigen. Ich habe ihn in der Eisenbahn gefangen, meine Herren, im Zuge. Das neue Phänomen, mein Herr, ich sage Phänomen, denn Künstler haben wir genug ... mit all den Herrschaften, die sich auf den Tribünen zeigen, kann man Schweine füttern. Aber Herr Jens Lund, meine Herren, wollen Sie ihn sehen? Wenn ich Herrn Jean Roy abgeliefert habe, widme ich mich Herrn Lund während der nächsten drei Jahre. Aber, meine Herren, er ist teuer, er ist sehr teuer. Wir leben in einer Zeit, in der die Genies Geschäftsleute geworden sind. Die Börsenkurse, meine Herren, hängen ihnen aus dem Hals ... „Dort ist er, meine Herren ... dort im Kupee ... er sieht Sie nicht (Herr Jens Lund saß an seinem Fenster und studierte einen Courier universel, seine einzige Lektüre) er ist ein lesender Geist, meine Herren, ein Geist für sich; in jeder Hauptstadt Europas erwarten ihn Bücherpakete, Bücherhaufen."

Die beiden Gentlemen, die der Presse angehörten, wurden plötzlich Jeans ansichtig und grüßten. „Ja," sagte der Impresario ebenso laut wie vorher: „das ist der." Und er ging vorbei, ohne Joan auch nur eines halben Blickes zu würdigen. Joan war bei dem Ton seines „der" so dunkelrot geworden, als habe eine Faust ihm ins Gesicht geschlagen.

Er hatte nicht bemerkt, daß der Zug sich in Bewegung setzte. „Wollen wir nicht das Fenster schließen?" sagte der Australier hinter ihm. Und Henry Collyett zog das Fenster herauf, während Joan sich setzte. „Sie sind heut so schweigsam," sagte der Australier, der immer etwas sagen mußte. „Ich habe während der letzten Stunden so viel zugehört und so mancherlei gedacht," sagte Joan. „Was haben Sie gedacht?" fragte der Australier und scharrte mit seinen Beinen. „So mancherlei," sagte Joan und schloß die Augen.

Die Tür des Abteils wurde aufgerissen. Es war Jens Lund. Joan zuckte zusammen. Dann dachte er, während der andere in der Tür stand: „Wie klein ist er eigentlich." „Sie sind Ujhazy," sagte Jens Lund und nickte. „Ich darf mich wohl setzen." Die Hand reichte er ihm nicht. Joan sagte: „Das ist Herr Henry Collyett." Jens Lund nickte wieder: „Ein Klavier," sagte er, „ist das übelste Instrument, das es gibt. Ich glaube fast, daß selbst ein Genie auf einem Klavier kein Talent beweisen kann. Ich bin froh, daß ich auf einem Schiff

geboren wurde. Dort war kein Platz für so'n Ding. „Lesen Sie?" fragte er und ließ seinen Blick über Joans Bücher schweifen, die überall herumlagen. „Ja, man muß seinen Geist doch mit etwas beschäftigen," sagte Joan. Jens Lund hatte seine Arme untereinandergeschlagen: „Es gibt nur wenige, die Geist haben," sagte er und wollte er entweder unverschämt sein oder wußte nicht, daß er es war: „Ich lese nie. Wenn Menschen lesen, geschieht es nur, weil sie sich leer fühlen. Ich bedarf keiner Bücher. Ich habe mich selbst. Übrigens spreche ich auch mit keinem."

Herr Jens Lund sprach in einem sonderbaren Staccato, das jeden Satz gleichsam abhackte und isolierte: „Ich weiß, ehrlich gesagt, nicht, mit wem man sprechen sollte. Die meisten Menschen, die leben, haben ja seit einem Menschenalter zu leben aufgehört. Wo wollen Sie hin?" fragte er plötzlich und sah Joan an. „Ich will nach Bukarest," antwortete Joan. „Und Sie auch?" wandte Jens Lund sich an Collvett. „Ja."

Jens Lund, der noch immer die Arme verschränkt hielt, sagte: „Ich habe Sie noch nie spielen gehört, darum kann ich Ihnen auch keine Komplimente machen." „Das ist auch nicht nötig," sagte Joan, der wußte, daß Lund log. Und während er fortfuhr Jens Lunds Gesicht zu betrachten, fühlte er von neuem — und so heftig, daß es ihn fast schwindeln machte — die unsinnige Angst, die er an jenem Abend in London empfunden hatte, als sein Impresario zu ihm sagte: „Wissen Sie, wer hier ist? Jens Lund hat sich in einer Loge verborgen." Und es war Joan gewesen, als ob seine Finger mit Leim zusammenklebten und seine Seele machtlos in seinem Halse geknebelt würde . . .

Ohne etwas zu hören, fuhr er fort, Lunds Gesicht zu betrachten, in dem die Zähne leuchteten, als bissen sie grimmig in die Worte, die er sagte. Joan dachte an den anderen Abend, den Abend in Brüssel, als er, seine Knöchel blutig beißend, von Jens Lunds Konzert nach Hause gefahren war. Auf seinen Knien hatte er im Wagen gelegen und hatte gewußt, daß er besiegt sei. Geschluchzt hatte er, während er seinen eigenen Nacken mit Fäusten schlug. Und außer sich in seiner Machtlosigkeit, hatte er gesagt: „Ich will nicht mehr spielen." Und während dreier Tage und Nächte war er wie ein betrunkener Mann gewesen — trunken vor Demütigung . . . Trunken von der Gewißheit, daß er nicht der Größte sei. Daß er nie der Größte werden würde. Wie war es sonderbar, daß die Kunst, die ihm nie Freude gebracht hatte — — ihm soviel Schmerz bereiten konnte. Und doch hatte er fortgefahren zu spielen — — Joan hörte Jens Lund mit Collvett sprechen und Jens Lund sagte: „Melbourne, Melbourne, Vaterland — Vaterland, ich werde rasend, wenn ich von diesem ewigen Vaterland faseln höre. Weshalb bin ich der Größte? Weil ich kein Vaterland habe. Entschuldigen Sie, Herr Klavierspieler, daß ich von mir selbst spreche, aber ich bin so aufrichtig, zu gestehen, daß es das Einzige ist, was mich inter-

essiert. Wofür interessieren Sie sich? Frauenzimmer? Gut, des Nachts. Aber wovon spielt man? Von sich selbst."

Und indem seine Gedanken zurückwanderten, sagte er und lachte kurz: „Vaterland? Meine Eltern waren vernünftiger. Sie haben mir keines gegeben. Der Vaterlandslose ist der Freie, und ich bin auf dem Ozean geboren, der alle Welten verbindet. Vaterland — was ist das? Trabrennen um denselben Tisch, wo wir den Daumen in einer Ritze vorwärtsschieben, die von den Daumen unserer Vorfahren gegraben ist. Ich habe ein Vaterland, mein Herr, und das heißt ich. Und dort bin ich sowohl König wie Volk und ratgebende Versammlung und Gesetzgeber. Ich bin mein Vaterland, wo ich regiere." Jens Lund drehte seinen Kopf plötzlich zu Joan um: „Ihnen ergeht es ebenso wie mir — Sie hören nie zu." „Doch," sagte Joan: „ich höre." „Das scheint mir nicht so," sagte Jens Lund und lachte wieder. „Ich mag Europa nicht. In wieviele Kirchspiele ist es eingeteilt? Wir müßten den Rassen nach zusammengeschüttelt werden. Ich spiele den Weißen etwas vor. Das nehme ich auf mich. In China habe ich vielleicht einen Ebenbürtigen, der den Gelben etwas vorspielt und ihnen zuruft: ‚Hört zu, zum Donnerwetter, hier spiele ich, mein eigener König und mein eigener Gott, mein eigenes Reich und mein eigenes Leben — ich.' Na, zum Kuckuck, Sie sagen nichts —" „Nein, ich höre zu," sagte Joan, und er dachte immer dasselbe: — Jetzt will ich aufhören zu spielen — — und er hatte doch weitergespielt. Jens Lund hatte einen Augenblick geschwiegen. Dann sagte er: „Übrigens wurde mir vorhin beim Mittagessen eine Überraschung zuteil. Ich glaubte nicht, daß meine Kollegen so klug seien, daß sie sich davor fürchteten, verrückt zu werden."

Joan antwortete nicht. Er sah noch einmal den Eßsaal mit seinen Mitbrüdern, die von Prinzeß Stourdza photographiert wurden, und den Perron, wo die Damen und Herren sich bei offenem Vorhang vor einem Parterre von zwei Journalisten zeigten. — Jetzt will ich nicht mehr spielen . . . Jens Lund aber, der immer dasselbe wiederholte, sagte zu Collyett: „Vaterland, Herr, wie heißen Sie doch noch? Vaterland — mein Ich ist meine Flagge und mein Ziel — und wenn die Menschen lächerlich sind, so ist mir das gleichgültig . . ." Und zum erstenmal lachte er lange und herzlich: „Denn vielleicht sind sie nicht lächerlicher als ich selbst." „Aber Vaterland? Meine Mutter gebar mich unterm Äquator und mein Vater war die Hebamme, die ihr half. Ein Vaterland?" — und Jens Lund erhob sich und plötzlich war es, als ob eine Maske von seinem Gesicht fiele, die Adern sprangen aus seiner lebensvollen Stirn hervor, während seine Lippen sich krümmten und breit wurden unter seinem Spott —: „Ein Vaterland? Das ist eine zehndoppelte Kette, die unsere Vorfahren uns um Hals und Füße schmiedeten. Ein Vaterland — das sind Gesetze, die unsere Knie blutig reißen und unsere Augen mit Blindheit schlagen. Vaterland

— Vaterland iſt ein Gefängnis und ein Brunnen. Vaterland — ja, das iſt die Manège, wo wir mit Striemen auf unſeren geſchwollenen Rücken, Spießruten laufen. Vaterland, pfui Teufel. Das Vaterland iſt ein Ort, wo wir alle ausſätzig und bucklig werden. Ujhazy, klettern Sie auf die Berge hinauf. Klettern Sie hoch hinauf und die Grenzen werden nicht mehr zu ſehen ſein und die Staaten ſind nicht mehr. Und die Geſetzbücher ſind nicht, und das Verbrechen iſt kein Verbrechen und die Schande iſt keine Schande und die Schmach keine Schmach, es gibt keine Strafbücher und keine Paragraphen. Aber ich bin — und kein anderer als ich . . .“

Jens Lund ſchwieg einen Augenblick. „Ich und die Sterne ſind. Spielen Sie den Sternen etwas vor, Herr ‚Wie heißen Sie doch noch?‘, die können ebenſogut hören wie die Menſchen. Uber uns ſind die Sterne und der Tod. Noch aber *lebe* ich und ſpiele den Sternen und dem Tod mein Leben mitten ins Geſicht.“ „Sie aber, Graf Ujhazy“ — und Jens Lund drehte ſich auf der Hacke um — „Sie ſind aus dem vorigen Jahrhundert.“ „Ja,“ ſagte Joan, in deſſen Schläfen das Blut klopfte. Jens Lund lachte wieder: „Und was ich ſage, iſt Unſinn, aber was ich denke, iſt wahr.“ „Ja,“ ſagte Joan leiſe: „wahr für den, der ſo denken *kann*.“ Jens Lund ſtand eine Weile nachdenklich. Dann ſagte er plötzlich zu Joan: „Wiſſen Sie, was Sie von ſich ſelbſt glauben, — daß Sie ein Edelmann des Schmerzes ſind. Aber, mein guter Herr, Schmerz tragen, adelt niemand. Zu *wagen* adelt . . . unſer Jahrhundert . . . Wann werden Sie in Bukareſt ſpielen? fragte er ohne Übergang. „Montag,“ ſagte Joan, ohne ihn anzuſehen. „Herr, ich ſoll meine Seele in Peſt hingeben.“ „Die neue Seele,“ ſagte Joan. „Nein“ und Jens Lund klaſchte in ſeine erhobenen Hände — „meine *ewige* Seele ſoll ich den Bankiersfrauen in Peſt ſervieren.“

Es war einen Augenblick ſtill. Dann ſagte Joan: „Aber Sie hatten doch eine Mutter, die Sie unterm Äquator zur Welt brachte.“ „Und einen Vater, der ſie bei Archangelsk befruchtete. Mein lieber Ujhazy, iſt das nicht ganz gleichgültig? Darf ich fragen, wer erinnert ſich Herrn Bonapartes ſenior? Die Geſchichte beginnt mit Herrn Napoleon. Mein Vater war aus Lögſtör und verheiratete ſich mit einer Barke aus Rudköbing. Zur Beſatzung gehörte Jenſine Jenſen, die, im Eismeer genommen, mich unterm Äquator zur Welt brachte.“ „Rudköbing?“ ſagte Joan. „Ja. Sie kennen es nicht.“ „Doch,“ ſagte Joan und ſprach leiſe wie vorhin: „das liegt in Dänemark.“ „Auch Dänemark,“ ſagte der Auſtralier und blickte von einen zum andern, als wolle er ſie meſſen. „Ja, man nennt es Dänemark,“ ſagte Jens Lund: „Rudköbing liegt auf Langeland und Langeland iſt ein Strich im Meere. Von Langeland kam die Elektrizität und ich. Ujhazy, der Menſch hat keinen Urſprung. Ich *wurde* und *bin*. Wer ſollte das Recht haben, uns zu rufen? Ich gehorche niemanden.

Ich bin der, der ich bin. Und ich bin an einem Vormittag unter glücklichen Sternen geboren. . ." „Sie glauben an die Sterne?" lächelte Joan. „Wer weiß selbst, was man glaubt? Für den, der lebt, gibt es keinen Tod. Aber was es für den gibt, der tot ist, wissen Sie das, Herr Ujhazy, entschuldigen Sie, Graf Ujhazy. Ich habe gelesen, daß die Erde die kleinste der Welten, und daß jeder Stern eine Welt ist. Dort wäre für viele Tote von einer kleinen Erde Platz. ." „Und wenn Sie einst tot sind," sagte Joan und sprach in einem halb singenden Tonfall, „wollen Sie dann, daß ein Schiff den Äquator aufsucht und ihre Asche wie Staub über den Ozean verstreut?" „Nein," sagte Jens Lund. „Nicht?" „Nein" — er errötete gegen seinen Willen über den seltsamen Widerspruch, den er im Innern und unbewußt empfand: „Nein, ich will bei meiner Mutter liegen und sie ist auf Langeland begraben."

Ein Lächeln war über Joans Gesicht geglitten: „In Dänemark," sagte er. Und vielleicht um seinen eignen Gedanken zu entgehen, sagte er kurz darauf: „Die Frauen in Budapest sind schön, Herr Jens Lund." „Weiber," sagte Jens Lund und er scharrte ebenso wie der Australier mit den Beinen: „kenne ich nicht. Wenn ich sie kennen lerne, werde ich sie wahrscheinlich lieben. Dann werde ich viele lieben, um nicht von einer zugrunde gerichtet zu werden."

Joan lachte: „Dasselbe hat einst ein Inder zu mir gesagt." „So ist es also wahr, daß die Inder weise sind." „Er war weise. Er sprach von dem Tage, an dem die Gelben wie eine Woge kommen und sich wie Sand über uns legen werden."

Jens Lund stand auf: „Ach, dergleichen wird in den Zeitungen geschrieben. Übrigens lese ich nie Zeitungen. Die Gelben? Die werden über diejenigen kommen, die zu der Zeit leben. Und wir leben jetzt. Gute Nacht, Herr Graf Ujhazy. — Gute Nacht, Herr ‚Was ich nicht behalten kann.' „Collyett," sagte Henry. „Collyett, ja. Ziehen Sie des Nachts Handschuhe an?" „Handschuhe?" „Ja. Das tue ich. Ich reibe meine Hände mit Cream ein und ziehe Handschuhe an. Das sollten Sie auch tun — der Finger wegen. Gute Nacht, Ujhazy. Wissen Sie, was ich glaube, Sie gehören zu denen, die ein zu gutes Gedächtnis haben. Man soll nicht zurückdenken — man soll weitergehen. Ich gehe jetzt nach Budapest. Gute Nacht." Jens Lund nickte und ging.

Die beiden anderen saßen eine Weile schweigend beisammen. Dann sagte Henry Collyett: „Er war seltsam." „Ja." Sie schwiegen wieder, bis der Australier sagte: „Er hat so vieles gesagt, aber ich kann mich nicht mehr darauf besinnen." Es war wieder still: „Aber vielleicht," sagte Henry, „werde ich mich dessen in Jahr und Tag erinnern." „Vielleicht." Der Australier zündete sich eine Zigarette an: „Aber wie spielt er eigentlich?" fragte er und sah Joan an. Joan, der mit geschlossenen Augen dasaß, antwortete nicht gleich: „Spielt?"

ſagte er dann. „Er ſpielt von dem Berg herab, auf dem er ſteht — mit dem Ausblick auf die ganze Welt.“ Kurz darauf erhob er ſich: „Ich will zur Nacht zurechtmachen laſſen.“

Während der Schaffner hereinkam, ſtanden ſie im Korridor und blickten in die Dunkelheit hinaus: „Jetzt ſind wir gewiß in Ungarn,“ ſagte Henry. „Ja, jetzt ſind wir in Ungarn.“ Die Ringe ihrer Zigaretten formten ſich und löſten ſich wieder auf. „Wie ſeltſam ſie ſich verſchlingen,“ ſagte der Auſtralier und verfolgte die Ringe mit ſeinen Augen. „Ja.“ „Ich habe häufig verſucht, ſie nach meinem Willen zu formen,“ ſagte Henry. „Aber das kann man nicht.“ Joans Augen folgten dem Rauch: „Das kann vielleicht Herr Jens Lund,“ ſagte er. Henry Collvett lachte und ſagte: „Alles kann er doch wohl auch nicht — zum Donnerwetter.“

Sie trennten ſich und Joan ging in ſein Abteil. Er zündete die beiden Wachslichter an, die er auf Reiſen ſtets bei ſich hatte und ſtellte ſie in den beiden kleinen Leuchtern auf den Tiſch. Dann löſchte er die elektriſche Lampe und ging zu Bett.

Er hatte lange wachgelegen, länger als zwei Stunden, als es an die Tür klopfte. Es war der Auſtralier: „Schlafen Sie?“ ſagte er: „Ich weiß nicht, aber ich kann nicht ſchlafen. Darf ich eine kleine Weile bei Ihnen ſitzen?“ „Gern,“ antwortete Joan. Sie hörten nichts als den Lärm des Zuges — bald über eine Brücke, bald über Felder, bald an unbekannten Städten vorbei. Joan rührte ſich nicht. Der Schein der gelben Lichter fiel auf ſein ſtilles Geſicht. „Ich finde,“ ſagte der Auſtralier leiſe, während er zu der roten Decke hinaufſtarrte: „daß es ein ſeltſamer Tag war. Und doch iſt eigentlich nichts geſchehen.“

Joan ſagte, ohne die Augen zu öffnen: „Was verſtehen Sie unter geſchehen, Henry? Wenn wir mit dem Orientzuge in einem Fluß ertrunken wären, oder wenn Räuber unſere Schecks geſtohlen hätten.“ Er lag wiederum ſtill da. Dann öffnete er die Augen: „Nun will ich nach Dänemark reiſen.“ „Nach Dänemark?“ ſagte Henry und ſchrack zuſammen. „Ja. Dorthin, wo ich — zuletzt ſpielen will.“ „Joan,“ ſagte Henry und er hatte ihn noch nie beim Vornamen genannt.

Joan aber ſprach nicht mehr. Und auch der Auſtralier ſchwieg. Aufrecht und unbeweglich blieb er neben den Lichtern ſitzen — wie eine Wache.

Joan Ujhazy drehte ſeinen Kopf wieder auf den roten Kiſſen der däniſchen Staatsbahnen. Der Akkompagnateur hatte etwas zu ihm geſagt. „Was ſagen Sie?“ fragte er. Der Kopf war ihm ſchwer. Ihm war, als habe er beim Anblick dieſer flachen und regenmaſſen Felder, ſein ganzes Leben noch einmal durchgelebt. „Wir ſind gleich da,“ ſagte der kleine Pianiſt, der, präziſe wie eine Uhr, damit beſchäftigt war zu ordnen und zu ſchließen, heute, wie an jedem Tag.

„Schon?“ sagte Joan und sah die ersten Häuser der Stadt. „Wo sollten wir hier doch noch spielen?“ „Im Frauenverein.“ „Aha.“ Joan erhob sich: „Und es regnet noch immer,“ sagte er und betrachtete die Häuser, die zahlreicher wurden.

Dann hielt der Zug. Joan öffnete die Kupeetür: „Ist dies die ‚Grenze‘?“ fragte er den Kondukteur, der ihn jedoch nicht hörte. Ein kleiner Mann stand gerade vor dem Kupee, mit einer Pelzmütze auf dem Kopf. „Ja, dies ist die Grenze,“ sagte er und nahm die Mütze ab. „Und sind Sie vielleicht Herr Ujhazy?“ „Ja, der bin ich.“ „Ich bin die Vorsitzende des Frauenvereins,“ sagte plötzlich ein ganz junges Mädchen, das hinter dem kleinen Mann vortrat, während sich eine Woge von Blut über ihr weißes Gesicht ergoß: „Und das ist mein Vater.“

Joan blieb etwas verwirrt auf dem Tritt vor dem Kupee stehen. Dann sagte er und plötzlich mußte er beim Antlitz des kleinen Gesichts, das rot und immer röter wurde, lachen: „Sie sind jung, gnädiges Fräulein.“ Der Vater sagte: „Ja, einer mußte ja Mut fassen, und so wurde es meine Tochter.“

Sie gingen über den Bahnsteig. Das junge Mädchen ging an der Seite ihres Vaters. Alle grüßten, aber der kleine und breite Mann nickte nur als Erwiederung. „Aber die Verhältnisse sind ja nur klein bei uns,“ sagte er. Und Joan, der noch immer etwas verwirrt war, ohne zu wissen, weshalb, sagte und dachte an den Verein, der ihn engagiert hatte: „Ich hoffe, daß Leute kommen werden.“

Das junge Mädchen wandte den Kopf und sah ihren Vater an. Er aber sagte nur, wie jemand, der der Sache weiter keinen Gedanken geschenkt hat: „Ich weiß es nicht. Es werden schon welche kommen.“ „Sonst wird es ja ein Verlust für den Verein,“ sagte Joan und wendete sich an das junge Mädchen. Fräulein Gerda Johansen antwortete nicht, sondern fuhr nur fort, auf die Erde und auf ihre Füße zu blicken. (Was hat sie für reizende Füße, dachte Joan.) Und der Vater wiederholte kurz darauf dieselben Worte: „Aber die Verhältnisse sind nur klein bei uns,“ und dabei sah er gerade aus, als wolle er die Telephonstangen messen.

Sie schwiegen alle drei, während sie weitergingen, und Joan, der nicht wußte, was er sagen sollte, wandte sich zu Hans Haacke um, der hinterher ging mit einem Toiletteetui und einem Regenschirm in der Hand, die ihn nie verließen, weil es Geschenke seiner Braut waren. „Das ist Herr Pianist Haacke,“ sagte er. Und nachdem man sich begrüßt hatte, wurde wieder weitergegangen, ohne daß jemand ein Wort sprach. Den Diener aber, der als letzter folgte, und der sich nie genierte, konnte man flöten hören.

Plötzlich aber sagte das junge Mädchen, als flöge es ihr nur so aus dem

Mund oder als wolle sie jemand damit einen heimlichen Puff geben: „Das Gasthaus aber ist am schlimmsten." Der breitschultrige Vater wandte Joan sein Gesicht ein klein wenig zu und sagte: „Deshalb haben wir drüben bei uns ein paar Zimmer instand gesetzt . . . wenn Sie und Herr Haacke . . ." Joan aber sagte und es kam etwas zu hastig: „Besten Dank. Aber ich muß mich immer ruhen, bevor ich spiele." „Das ist begreiflich," sagte der Vater im selben Ton wie vorhin: „ich wollte es nur gesagt haben."

Sie kamen jetzt zur Hauptstraße, die lang und aufgeweicht war. „Hier ist leider nicht gepflastert," sagte Herr Johansen, der auf Joans Promenadenstiefel herabgesehen hatte. „Aber elektrisches Licht haben wir," fügte er hinzu. „Und das ist unser Stolz," sagte das junge Mädchen und plötzlich lachte sie, weil sie entweder erleichtert war, daß Joan nicht ihr Gast sein wollte oder weil sie ihre Enttäuschung damit zu verbergen suchte. „In Dänemark ist alles sehr weit fortgeschritten," sagte Joan. „Das sagt man," antwortete Kaufmann Johansen. „Hier ist also die Grenze?" fragte Joan. „Ja," sagte der Vater nur, dieses eine Wort aber hatte einen ganz anderen Klang gehabt. „Dort," sagte Fräulein Johansen und zeigte mit ihrem ausgestreckten Arm: „dort ist die Grenze." „Hier ist das Gasthaus," sagte Herr Johansen und blieb vor einem langen, roten Gebäude stehen, dessen Tor einem Loch glich, das der Sturm eingeschlagen hatte. „Besten Dank," sagte Joan, „auf Wiedersehen." „Wir essen um halb sieben Uhr," sagte der Kaufmann, „und möchten Sie bitten, bei uns fürlieb zu nehmen." Er reichte Joan die Hand und auch Fräulein Gerda reichte ihm die ihre — eine kleine Hand, wie Joan fühlte. Und Seite an Seite, still, aber mit festen Schritten, gingen Vater und Tochter zusammen weiter.

Das eine Fenster der Flurtür war vom Wind eingedrückt, und als Joan in das vorderste Zimmer trat, stand ein zerfetztes Billard mitten in dem öden Raum. Hans Haacke setzte sich auf einen Stuhl und hielt das Etui und den Regenschirm zwischen seinen Beinen, wie jemand, den die ganze Sache nichts angeht, während der Diener, dessen Berliner Augen vor Schadenfreude funkelten, in einem diensteifrigen Ton von der Tür aus sagte: „Soll ich klingeln, Herr Graf?"

Der Berliner klingelte. „Es kommt niemand," sagte er und klingelte von neuem — im selben Augenblick flog die Tür auf und ein Mann kam hereingestürzt, der, als er Joans ansichtig wurde, in größter Verwirrung sein struppiges Haar mit gespreizten Fingern zu glätten begann. „Wir haben Zimmer bestellt," sagte Joan. „Gewiß, jawohl" — und plötzlich tasteten die Finger des Unglücksmenschen vom Haar zu einem Taschentuch, das er statt eines Kragens um den Hals trug —: „Wir glaubten, daß die Herren bei Johansen wohnen würden." Joan sagte: „Ich habe es vorgezogen hier zu wohnen."

Es wurde eine Tür im Nebenzimmer aufgerissen. „Gott, wie sieht es

hier aus," sagte Hans Haacke, der sich immer vor Gicht in den Fingern fürchtete, und eine eilige und gellende Frauenstimme klang durch die Räume: „Jensen, führe die Herren in die Gesellschaftszimmer." Der Kellner, der sich unablässig in den Hüften zu heben schien, sagte: „Ich bitte die Herren, mir zu folgen," und er führte sie über einen Gang, in drei aneinanderstoßende Zimmer mit breiten und weißlackierten Schiebetüren, die in allen Ritzen gesprungen waren. „Wollen Sie hier bitte warten," sagte der Kellner und stellte ihnen zwei Stühle hin, die ebenso wie die Türen weißlackiert und gesprungen waren. „Sorgen Sie für die Koffer," sagte Joan zum Berliner, der mit dem Kellner hinausging.

Als die beiden draußen auf dem Korridor waren, sagte der Kellner und warf den Kopf zurück, während er den Diener musterte: „Woher sind Sie, wenn man fragen darf?" „Ich bin aus Berlin." „Ach so, davon hab ich schon viel gehört," sagte Herr Jensen und begann ohne Grund zu lachen. Ein Stubenmädchen kam ihnen entgegen, den Arm voll feuchter Bettücher. Sie trug ein halsfreies Kleid und Korallen. Die Stirnlocken hatte sie in aller Eile gebrannt, der Hinterkopf aber sah ziemlich unordentlich aus. „Hier sollen die Herren wohnen," rief sie und stieß die Tür zu einem Zimmer im ersten Stock auf. Der Kellner aber lief eine Treppe höher und warf eine Tür hinter sich ins Schloß. Der Berliner stand mitten im Zimmer, während das Mädchen ein blaues Bett mit gelben Arabesken zurechtzumachen begann. „Hier muß eingeheizt werden," sagte der Berliner, der von hinten einen Überblick über die weibliche Bedienung nahm. „Ja freilich," sagte das Mädchen und schlug mit ihren roten Händen auf die Bettdecke: „Aber der Ofen ist heruntergerissen und die Heizung (sie zeigte auf ein Eisengitterwerk unterhalb der Fensterbank) ist nie fertig geworden. Aber wir können ja den Petroleumofen für die Herren hereintragen."

In den Gesellschaftsräumen saß Hans Haacke immer noch mit dem Toiletteetui auf seinen runden Knien: „Wann fängt es an?" sagte er, indem er vor sich hinblickte. „Ich denke um acht Uhr," sagte Joan, der einige blaue Fayencekruken betrachtete, die auf den weißen Borten längs der Wände standen. „Wo?" fragte Hans Haacke wieder, und blickte noch immer vor sich hin. „Hier", sagte Joan und sah, daß die Fayencekruken aus Holz waren. Hans Haacke schwieg eine Weile, bis er wieder sagte: „Haben die Leute Sie nicht eingeladen?" „Doch," antwortete Joan und er sah die kleine Vorstandsdame wieder vor sich, wie sie plötzlich am Bahnhof aufgetaucht war. „Sie war hübsch." „Ich hab sie nicht angesehen." Joan mußte lachen und wußte selbst nicht, ob es beim Gedanken an das errötende Gesicht des jungen Mädchens war, oder über Hans Haacke: „Sie sehen nie etwas, Haacke," sagte er. „Es gibt ja auch nichts zu sehen," sagte Haacke und starrte wieder vor sich hin.

Die Tür wurde geöffnet, und der Berliner kam herein, um zu sagen, daß die Zimmer fertig seien. „Sozusagen fertig," fügte er hinzu. Joan und Haacke gingen hinaus und auf der Treppe begegnete ihnen der Kellner Jensen, der sein Haar mit Hilfe von sehr viel Wasser und Wachsstummeln in der Mitte gescheitelt hatte, so daß es aussah, als hätte er zwei Wülste im Haar.

Das Mädchen rief aus einem der Zimmer: „Jensen, hier soll der andre rein;" und das Mädchen erschien in der Tür zu einem Raum, in dem das Mobiliar aus einem braungebeizten Bett mit zwei großen Federdecken bestand. „Hier herein," sagte Jensen, der den Petroleumofen in Joans Zimmer trug. „Sie sehen die Fenster an, Herr Graf," sagte er: „gewöhnlich pflege ich sie mit etwas Papier auszustopfen . . . ja, es ist schrecklich, wie das Haus verfallen ist. Aber es wurde ja sozusagen auf offenem Felde erbaut, als die Stadt angelegt wurde. Und dann mußte Thomsen ja die ganze Sache im Stich lassen, bevor das Haus fertig eingerichtet war und alle Möbel wurden ja in Kopenhagen gezeichnet. Und mit Olesen, dem jetzigen Wirt, steht es auch nicht zum besten, darum verfällt das Haus, wenn man so sagen darf." „Erlauben Sie," Herr Jensen flog ans Fenster, das Joan fester zuziehen wollte. „Danke," sagte Joan.

Herr Jensen aber fuhr fort zu schwatzen, während er unablässig an seinem weichen Vorhemd herumtastete, das so fadenscheinig war, daß man seine nackte Brust hindurchsah. „Aber der Saal, wo gespielt werden soll, ist wunderhübsch," sagte er: „denn der war fertig, bevor Thomsen verkrachte, und der trägt ja auch das ganze Geschäft." „Wieso?" fragte Joan, der seine Nägel mit Cream rieb. „Gott ja, wir haben ja so viele verschiedene Versammlungen hier in der Gegend und Vorträge" — während Herr Jensen sprach, wiegte er stoßweise seine Haarwülste hin und her, wie eine verhätschelte Ziege — „wir sind ja eine aufgeklärte Gegend, wenn man so sagen darf, und die Landbewohner sind auch mit auf dem Laufenden . . . obgleich es für jemanden, der es anders gewohnt war . . . Ich bin nämlich aus Kopenhagen. Und hier ist es ja 'n bißchen einsam — in jeder Beziehung." „Ja, ja," sagte Joan. „Und ich hatte ja auch von einem andern Leben geträumt," sagte Jensen: „ich singe nämlich Tenor und wollte ja zum Theater." „Das Theater spukt in vieler Köpfe hierzulande," sagte Joan.

Herr Jensen lächelte; „Ja, und das Land ist nur klein, so daß nicht alle ankommen können. Aber es liegt wohl so in der Natur und die Bevölkerung ist ja aufgeklärt, wenn man so sagen darf." Joan sah aus dem Fenster. Telephonstange reihte sich an Telephonstange in der langen Straße. „Aber wir glaubten ja, daß die Herren bei Johansen Wohnung nehmen würden," fügte Herr Jensen wie abschließend hinzu: „Johansens Haus ist wundervoll . . . aber Herr Johansen ist ja auch so 'ne Art Wortführer für die ganze Gegend. Aber Herr Graf werden dort wohl Besuch machen," sagte Herr Jensen, der sich endlich dazu bequemte, sich zur Tür zu bewegen.

Joan drehte sich um. Der Petroleumofen dunstete, so daß es im ganzen Zimmer roch. „Ja," sagte er gedankenlos. „Wollen Sie bitte meinen Diener rufen." Herr Jensen verschwand. Joan legte sich aufs Sofa. Das in Kopenhagen gezeichnete Möbel eignete sich nicht recht zum liegen. Und der Ofen dunstete noch immer. Wenn er ihn aber auslöschte, würde es wohl so kalt werden, daß seine Finger erstarrten. Joan lag und blickte durchs Zimmer. Die Glasscheibe in der Tür war zerbrochen und mit Zeitungspapier, auf dem „Volkszeitung" stand, zusammengeklebt. Hier im Hause schien man allem Schaden mit Zeitungspapier abzuhelfen.

Als der Berliner hereinkam, sprang Joan mit einem Satz vom Sofa auf, wobei sein Cheviotrock an einem Ziernagel, mit dem der Bezug festgemacht war, hängen blieb: „Nein," sagte er, „hier wird es mir zu kalt. Gehen Sie zu Johansens hinüber und fragen Sie, ob ich dort eine Stunde sein könne. Wo ist Haacke?" „Herr Haacke ist zu Bett gegangen." „So. Ja, hier im Hause kann man sich auf keine andere Weise helfen. Man muß unter die Bettdecke kriechen, wenn man sich warm halten will. — Ich geh also zu Johansens," schloß er.

Als Joan kurz darauf aus dem Tor des Hotels ging, fuhr ein Landauer an ihm vorbei. Ein junger, breitschultriger Herr saß auf dem Vordersitz. Joan wandte den Kopf und sah dem Herrn nach. Das Gesicht war ihm bekannt erschienen. Dann ging er über die Straße auf Johansens rotes Haus zu. Es war kein Name und kein Schild daran. Die lange Front lag breit und hart auf dem Erdboden. Joan trat in den Laden, wo ein Gehilfe hinter einem langen und zerkratzten Ladentisch stand, und er fragte ihn, ob man von hier in Herrn Johansens Wohnung käme. Der Gehilfe hatte bereits eine Klappe geöffnet und sagte — Joan hatte die Empfindung, als sei der Mensch ganz in Schweiß gebadet —: „Ja, gewiß, Sie können diesen Weg gehen." Im selben Augenblick trat ein blondbärtiger Herr durch die Tür: „Um Gottes willen, nein, folgen Sie bitte mir," sagte er. Und er führte Joan wieder auf die Straße hinaus und dann durch den Torweg. Die Treppe war voller Blumen. „Bitte," sagte der blonde Herr, „dort oben ist es."

Als Joan die Treppe hinaufgestiegen war, öffnete Fräulein Johansen selbst die Tür, die geradeswegs in die Zimmer führte. „Willkommen," sagte sie und gab Joan einen festen Händedruck. „Wir haben es uns ja gedacht, daß es drüben zu ungemütlich sein würde. Hu, es ist so häßlich dort. Aber hier werden Sie von niemand gestört werden. Nun schließen wir hier die Türen" (und sie begann die Flügeltüren zu den anderen Zimmern zu schließen, als wäre es etwas, was schon lange bestimmt gewesen war) „und dort ist ein Schlafzimmer.' Sie warf einen kurzen, prüfenden Blick übers Zimmer und ging dann hinaus. Joan hatte etwas sagen, sich entschuldigen wollen. Aber sie war bereits durch die Flügeltür verschwunden, die sie hinter sich geschlossen hatte.

Joan mußte lächeln: Hier konnte er gewiß Ruhe haben. Wie angenehm. Er lächelte noch immer. Wie reizend sicher das kleine Vorstandsfräulein war. Während er um den Tisch unter der Hängelampe herumging, betrachtete er die Bilder an den Wänden. Es waren meistens vergrößerte Photographien auf grauem Karton in schwarzen Rahmen. Darunter einige energische Gesichter, die Männer mit Halsbinden bis ans Kinn. Dieses Frauengesicht war eigenartig. An was erinnerte es ihn doch? Die Augen und die Form der Stirn. An was und an wen? Richtig, an die Wirtin des „Goldenen Horn" in Montreuil . . . wenn sie des Abends in ihrer Küche vorm Feuer saß. Es waren dieselben Augen. „Erzählen Sie mehr," pflegte sie immer zu sagen, „erzählen Sie mehr." Und Joan mußte weitererzählen, während die Alte mit ihren seltsamen Augen (ja, es waren dieselben Augen) ins Feuer blickte. „Aber weshalb reisen Sie nicht selbst nach Paris, Madame Chabou?" hatte er gesagt. Die Alte aber hatte erwidert: „Hier reist man nicht, hier bleibt man auf seiner Scholle. Aber denken darf man."

Und bis spät in die Nacht hinein mußte er Mutter Chabou von den großen Städten und den weiten Ländern erzählen. „Ja, Herr," sagte die Alte, „die Welt ist groß." „Groß und klein, Madame Chabou." Sie aber blickte ihn mit ihren allzu großen Augen an: „Groß für den, der sie nicht kennt," sagte sie.

. . . Joan war vor dem Bild stehen geblieben. Als er weitergehen wollte, hätte er fast eine Flasche Eau de Cologne umgeworfen, die auf einem niedrigen Tischchen stand. Die Flasche schwankte, aber er rettete sie noch. Dieser Stuhl war bequem. Die Möbel waren eigentlich neu, aber sie sahen aus, als hätten sie schon lange in dem Zimmer gestanden. Dort waren drei Borte unter dem kleinen Tisch — ah, das waren Albums. Joan nahm das eine und schlug es auf. Da war die „Bauerfrau" von der Wand wieder. Ja. Aber dieses Bild war besser. Wie die Augen das Gesicht beherrschten. Der Mund glich einem kräftigen Strich überm Kinn. Joan blätterte weiter. Es waren dieselben Bilder wie an den Wänden, und alle Augen glichen denen der Alten. Die Gesichter aber wurden schmäler, dieses Kinn zum Beispiel war nicht mehr halb so energisch. Und es war, als ob die Augen immer größer würden. Bei diesem jungen Mädchen war es, als habe sie nichts als Augen. Und der Mund war voller geworden, mit geschweiften Lippen. Joan schlug unwillkürlich zur ersten Seite zurück. Die Alte hatte ihre Augen durch das ganze Geschlecht hindurch gebrannt. . .

Und, ja, ja, das kleine Vorstands-Fräulein hatte vorhin, als ihr Auge übers Zimmer schweifte, denselben Blick gehabt. Die Alte war also — und Joan fuhr fort, im Album zu blättern — die Urgroßmutter. Und das war die Großmutter im damastseidnen Kleid mit der Goldbrosche. Dies aber war die Mutter, mit dem

kleinen Halsausschnitt und dem Medaillon. Ja, die Augen waren dieselben geblieben, der Ausdruck aber hatte sich geändert. Bei dem jungen Mädchen (da war sie wieder, mit einer Studentenmütze) war nichts als Fieber im Blick zurückgeblieben . . .

Hm, all die anderen Bilder waren wohl die Familie des Vaters. Recht nette, blonde und sympathische Personen . . . Der da ähnelte dem Holländer, den sein Vater vor zehn Jahren zur Insel kommen ließ, um eine Meierei anzulegen. Er klagte stets darüber, daß er kein ordentliches Glas Bier bekäme und schrieb Gedichte in ein Poesiealbum.

Im Hause wurde mit einer Tür geschlagen und Joan klappte unwillkürlich das Buch zu. Er stand auf und ging zum Klavier. Was war das? War das wirklich eine Photogravüre nach Corot, wehmütige und dunkle Corot'sche Bäume? Und dort in der Fensternische hingen noch andere Photogravüren nach Corot. Wie mochten die hierher geraten sein? Das dort oben — und Joan beugte sich vor, um besser zu sehen — ja, das war wahrhaftig „Le Crépuscule." Joan blieb vor dem Bild stehen und ohne es zu wissen, strich er sich mit der Hand über die Augen. Seltsam, daß er vergessen hatte, daß heute der Geburtstag seiner Mutter war. Es war zum erstenmal seit langen Jahren . . . Er entsann sich noch ganz genau, daß sein Vater „Le Crépuscule" nach dem Tode der Mutter von dem gewohnten Platz beim Ofen fortgenommen und über seinen Schreibtisch gehängt hatte . . . Vielleicht hatte das französische Bild etwas „Dänisches" an sich — die Dämmerstimmung . . . Wie oft hatte seine Mutter davor gesessen und es angeblickt — in die Dämmerstimmung hineingeblickt, die sich auf alles herabsenkte.

Joan wandte den Kopf zum Fenster. Er konnte durch das letzte Fenster des gegenüberliegenden Wirtshauses in ein Zimmer blicken. Kellner Jensen stand mitten drin und drehte und wendete seinen Körper — ach, er stand vor einem Spiegel. Joan ließ seine Augen über den Giebel schweifen, auf dem „Hotel Dänemark" stand. An der Öffnung, die als Tor gedient haben sollte, waren vier Türangeln angebracht — vier große, kahle Angeln . . . Wenn Joan nach Hause kam, wollte er die Zimmer seines Vaters bewohnen. Wo jetzt der Arbeitstisch seines Vaters stand, sollte sein Flügel aufgestellt werden. Wie wenig er eigentlich seinen Vater gekannt und von ihm gewußt hatte. Aber er hatte ja auch immer so wenig gesprochen. Es hatte Jahre gegeben, wo er nur las, früh und spät — all die verschiedenartigen Bücher, medizinische Werke und philosophische und „Erinnerungen," er las und las immer nur. Joan erinnerte sich, wie er eines Tages in den Ferien zu dem Vater ins Zimmer gekommen war. „Du sitzt hier den ganzen Tag, Papa," hatte er gesagt: „Wollen wir nicht zusammen reisen? Wir könnten nach Constanza fahren . . ." „Du magst reisen," sagte der Vater. „Und du? Du sitzt den ganzen Tag und liest und liest . . ." „Ja," sagte

der Vater und ſtarrte wieder in ſein Buch: „man muß die Zeit ja mit etwas hinbringen. Und außerdem könnte man doch vielleicht eine Erklärung finden.“ „Eine Erklärung?“ hatte Joan gefragt. „Ja — eine Erklärung für die Sinnloſigkeit.“ Und der Vater hatte fortgefahren zu leſen. Während der letzten Jahre aber hatte er auch nicht mehr geleſen. Er ritt und ritt nur; morgens und nachmittags und wenn die Sonne untergegangen war, er ritt allein, rund um die Inſel herum, als ritte er in einem ewigen Kreislauf. Und nun war er einſam geſtorben.

Joan wußte nicht, daß er ſeinen Kopf gewandt hatte und wieder in Corots Dämmerung ſtarrte. Wie ſehr ſein Vater die Mutter geliebt haben mußte. Mutter aber — ſie war immer wie jemand geweſen, dem das Blut langſam, ganz langſam entrinnt — bis ſie ſchließlich ſtarb. Wie deutlich er ſich ihres Todestages erinnerte und er war doch noch ſo klein geweſen. Er war durchs ganze Haus und zu allen gelaufen und hatte gefragt und gefragt: warum, warum iſt Mutter tot?

Joan trat wieder vom Fenſter zurück und ging an den Möbeln vorbei, inſtinktiv, ohne ſie zu ſehen, als kenne er dieſe Umgebung ſchon lange. Da lag eine Wochenzeitung. Es war „Die illuſtrierte Zeitung“ vom letzten Sonntag. Joan ſchlug das Heft auf. Ach, da war ſein Bild — das Bild, das die Zeitſchriften immer zu bringen pflegten.

Es klopfte. „Herein,“ ſagte Joan und ſtand noch mit dem Blatt in der Hand. Es war das junge Mädchen, das ein Teebrett trug: „Ich wollte Ihnen nur etwas Tee bringen,“ ſagte ſie mit ihrer ruhigen Stimme, und während ſie das Brett hinſetzte, ſagte ſie mit einem ganz leiſen Lächeln: „Ja, das iſt Ihr Bild.“ Joan ſagte und ließ das Bild etwas haſtig ſinken: „Ich habe Ihre Albums betrachtet, gnädiges Fräulein.“ Das junge Mädchen breitete ein weißes Tiſchtuch über die bunte Tiſchdecke. Ihr Haar war wie ein Kranz geflochten und mit einem ſilbernen Pfeil durchſtochen. „Das wird Sie kaum intereſſiert haben, denn es iſt nur meine Familie.“ „Im Gegenteil. Die alte (Joan ſuchte nach einem paſſenden Wort und ſagte dann) die alte Dame hat ein prachtvolles Geſicht.“ Das junge Mädchen ſah haſtig auf: „Finden Sie?“ „Aber das Bild dort an der Wand,“ ſagte Joan und nahm das Album zur Hand, „das iſt nicht ſo gut . . .“ „Nein,“ ſagte ſie und fuhr fort mit ihren ruhigen Bewegungen den Tiſch zu ordnen, „das iſt ja auch nur vergrößert.“ Joan blickte in das Album: „Aber hier iſt das Geſicht wundervoll,“ ſagte er.

Das junge Mädchen, das noch immer mit dem Ordnen des Tiſches beſchäftigt war, fragte in ihrem ruhigen und ſicheren Ton: „Soll der Tee ſtark ſein?“ „Ja, danke,“ ſagte er und mußte lächeln: „ich trinke ihn ſtark.“ „Das dachte ich mir,“ ſagte das junge Mädchen und auch ſie lächelte einen Augenblick: „wenn er nur gut genug iſt. Es iſt ſo ſchwer, guten Tee auf dem Lande zu bekommen, obgleich wir ihn ja ſelbſt im Geſchäft haben.“ Joan hatte von dem Bild der Alten auf

das Geſicht der jungen Dame geblickt: es war faſt unbeweglich in ſeinem ruhigen Liebreiz. „Wir Bauern verſtehen uns übrigens nicht auf Tee," ſagte ſie.

Jetzt aber, als ſie den Tee einſchenkte, ſah Joan, und er wußte nicht, weshalb er etwas wie eine plötzliche Freude dabei empfand, daß ihre Hand zitterte, ſo ſtark zitterte, daß ſie faſt nicht einzuſchenken vermochte. Und etwas haſtig ſagte er: „Wollen Sie ſelbſt nicht mittrinken, gnädiges Fräulein?" „Ich will nicht ſtören," ſagte ſie. „Oh, im Gegenteil — dann habe ich keine Zeit, mich zu ängſtigen." „Ängſtigen?" „Ja." „Haben Sie Angſt uns etwas vorzuſpielen, uns, die wir uns drei Wochen lang darauf gefreut haben."

Joan hatte ſich erhoben, von der Unruhe ergriffen, die ihn ſtets vor einem Konzert befiel: „Gerade deshalb, gnädiges Fräulein," ſagte er und indem ſein Blick durchs Zimmer ſchweifte, fügte er hinzu: „Ich möchte hier gern gut ſpielen." „Dann will ich mir eine Taſſe holen," ſagte ſie und ging hinaus. Als ſie hinausgegangen war, dachte Joan und wußte nicht weshalb: „Dieſe Leute müſſen ſehr wohlhabend ſein."

Als das junge Mädchen wieder hereinkam, ſagte ſie und zeigte auf das Album: „Das iſt meine Urgroßmutter," und es war, als hätte ihre Stimme einen anderen und helleren Klang bekommen. „Und das," ſagte Joan und folgte den Bildern, „iſt Ihre Großmutter." „Ja," ſagte ſie und lachte. „Und das iſt Ihre Mutter und dies iſt Ihre Schweſter." „Ja." „Ihre Schweſter ſtudiert?" „Ja —" und ſie zögerte einen Augenblick, während ihre Stimme wieder einen anderen Klang bekam — „meine Schweſter ſtudiert." „Und das iſt mein Bruder," ſagte ſie und es war, als ſchöpfe ſie Atem: „und mehr Geſchwiſter ſind wir nicht." „Wo iſt Ihr Bruder?" fragte Joan. Sie nippte von ihrem Tee: „Mein Bruder ſoll das Geſchäft haben . . . er iſt in Veile." „In Veile," wiederholte Joan. Durch ſeinen Tonfall eigenartig berührt, ſagte ſie eifrig: „Nicht wahr, es iſt herrlich in Veile? Ich finde, es iſt der ſchönſte Ort . . . ſo blau und grün wie dort alles iſt." „Ich bin nie im Sommer dort geweſen," ſagte Joan. „Oh, aber das müſſen Sie . . . ich komme häufig nach Veile. Die Bäume bei Veile halten ſich ſo lange grün. Und ſo blank iſt dort alles." Joan ſagte: „Meine Mutter war aus Veile."

Es verging eine Sekunde. „Aus Veile?" ſagte ſie und ſprach leiſer. „Ja, aus Veile," wiederholte Joan und ſeine Stimme klang ganz ſanft. Und von etwas in ſeiner Stimme berührt, ſagte ſie faſt im ſelben Ton: „Und dann mußte ſie ſo weit fortreiſen?" Joan ſah ſie plötzlich an: „Ja, ſo weit," ſagte er.

Vielleicht um die Stimmung zu ändern, ſagte ſie, und ſie ſprach dabei etwas abgebrochen, aber munter: „Im Winter iſt's dort übrigens auch ſchön. Ich finde, es iſt alles ſo lebensvoll in Veile . . . Die Leute treten ſo feſt auf und ſprechen ſo laut auf den Straßen . . . Ich mag eigentlich Veile lieber als Kopenhagen." „Als Kopenhagen?" „Ja. Mag ſein, daß Kopenhagen für ſo eine

vom Lande zu groß ist . . . oder, vielleicht nicht groß genug." „Nicht groß genug?"

Joan betrachtete ihr kleines Gesicht, das ebenso wie vorhin auf dem Bahnhof rot und immer röter wurde: „Ich habe freilich nie eine größere gesehen . . . Aber man stellt sich doch so viel unter einer großen Stadt vor . . ." Sie schwiegen und ihr Gesicht war wieder blaß geworden. „Sie haben wohl alle Städte gesehen?" fragte sie. „Viele," sagte Joan: „und alle Städte gleichen sich." Sie wandte den Kopf: „Wirklich?"

Sie ließ den Kopf wieder sinken: „Aber Sie haben sie doch gesehen," sagte sie, und fügte mit einem Lächeln, das ganz schwach um ihre Mundwinkel zitterte, hinzu: „die meisten Menschen bekommen sie nie zu sehen." Und wieder den Ton wechselnd, sagte sie: „Aber mein Bruder hat viel gesehen. Er ist drei Jahre lang zur See gefahren." „Zur See gefahren?" „Ja, drei Jahre lang. Aber dann sollte er das Geschäft übernehmen und vielleicht hatte er auch keinen rechten Mut, ich weiß nicht . . ."

Es war eine Weile still, bis Joan fragte, nur um etwas zu sagen: „Wo ist er denn gewesen?" „Er war in Kalifornien" — sie sprach den Namen so breit aus, daß er wie sehr etwas Fernes wirkte — „und in Shanghai." „Es soll sehr hübsch in The settlement in Shanghai sein," sagte Joan. Und plötzlich fragte er: „Wie heißen Sie eigentlich, gnädiges Fräulein?" „Wie ich heiße" — und sie lachte, während sie einige kleine Bewegungen mit ihren Händen machte — „ich heiße Gerda." „Gerda," sagte Joan und wiederholte es: „das ist leicht auszusprechen." „Ja," — und Gerda fuhr fort, zu lachen —: „aber Ihren Namen kann keiner von uns sagen. Wir haben uns geübt und geübt. Aber wir wußten ja auch gar nicht, wie er eigentlich ausgesprochen wird." „Joan," sagte er: „Joan — sagen Sie es mal." „Joan," wiederholte Fräulein Gerda.

Er aber fing an zu lachen: „Sie sprechen meinen Namen so aus wie Ane." Fräulein Gerda lachte mit: „Wer ist Ane?" „Das ist mein altes Kindermädchen . . . Ane ist auch aus Veile." „Alle sind aus Veile," sagte Gerda und lächelte. „Ja." Und plötzlich streckte Joan die Hand aus und schlug auf dem Klavier an:

„Veile ist meine Heimat,
dort bin ich geboren . . ."

„Oh, wie schön, daß Sie unsere Lieder kennen . . ." Joans Hände sanken von den Tasten herab: „Das sang meine Mutter," sagte er. Gerda hatte sich erhoben.

„Ane folgte meiner Mutter," sagte Joan leise.

Joan saß ganz still. „Ungarn ist Ihr Vaterland, nicht wahr?" sagte Gerda und sie sprach ebenso leise wie er: „Ungarn soll so schön sein. Ich habe einen Vetter, der in Ungarn gewesen ist." Joan hatte sich auf den Klavierbock gesetzt: „Was möchten Sie denn am liebsten von der Welt sehen?" sagte er. „Am

liebſten?" ſie wiederholte das Wort ſehr langſam, und durch die Dämmerung, die ſich im Zimmer zu breiten begann, ſah er ihre großen Augen wie ſuchend durchs Zimmer ſchweifen. „Am liebſten Berge." „In meiner Heimat ſind Berge," ſagte Joan. „So?" Man hörte es kaum. Joan machte eine Wendung auf dem Klavierbock: „Und wenn Sie nicht in Veile oder Kopenhagen ſind, dann wohnen Sie hier?"

Gerda hatte ſich etwas entfernt von ihm ans Fenſter geſetzt: „Ja, ich muß jetzt bei Vater ſein — ſeitdem er nur noch mich hat." „Aber dann kommt Ihre Schweſter wohl in den Ferien nach Hauſe? . .

Es war einen Augenblick ſtill, bis Gerda ſagte: „Meine Schweſter iſt tot." „Tot?" Joan war unwillkürlich zuſammengefahren. „Ja, ſeit vorigem Jahr." Sie erhob ſich. „Ich muß wohl den Tee hinausbringen." „Weshalb?"

Sie antwortete nicht, ſammelte nur das Teegeſchirr zuſammen: „Soll ich die Lampe anzünden?" „O nein, ich ſitze gern in der Dämmerung. Die Dämmerung iſt lang in Dänemark." „Ja. Oh, das iſt meine liebſte Stunde." Und ſie lachte wieder: „Weil man dann nichts zu tun braucht." „Was tun Sie denn ſonſt, Fräulein Gerda?" „Ich, Graf Ujhazy . . ." und ſie lachte beim Ausſprechen des Namens, den ſie nicht richtig ſagen konnte. „Ujhazy," verbeſſerte Joan. „Ujhazy," verſuchte Gerda. Joan lachte: „Das war beinah richtig." „Ja, beinah," ſagte Gerda, die mit dem Teebrett daſtand. „Aber was tun Sie denn tagsüber, Fräulein Gerda?" „Oh, ich tue viel. Ich führe den Haushalt und" — ſie ſchob den Mund etwas vor — „ich ſoll mich auch etwas mit der Buchführung beſchäftigen. Unſer Geſchäftsführer ſagt immer, daß ich mich Vaters wegen fürs Geſchäft intereſſieren muß . . ." „Der Geſchäftsführer . . . wer iſt das?" „Das iſt der Herr, der Sie hier heraufgeführt hat."

Plötzlich ſagte Joan, in einer Art eiferſüchtigen Inquiſition: „Er ſchien ſehr nett." „Er iſt ſeit zwei Jahren bei uns. Vater kann ſich nicht mit dem Ladengeſchäft abgeben, weil er außerdem noch mit dem Holz- und dem Weinhandel zu tun hat."

Sie öffnete die Tür. Im Nebenzimmer war Licht angezündet worden, ſo daß der Schein auf Joan fiel und das junge Mädchen ſagte, indem ſie ihn anſah: „Ich kann mirs noch gar nicht denken, daß Sie wirklich da ſind . . ." „Doch," ſagte Joan, „ich ſtehe leibhaftig hier." Plötzlich knixte Fräulein Gerda: „Ja," ſagte ſie haſtig und wurde wieder rot: „Vielen Dank für die angenehme Teeſtunde."

Und ſie ſchloß die Tür. Joan blieb gegen den Türpfoſten gelehnt ſtehen: wie weich der Tonfall der däniſchen Sprache klang. Ihm war, als ob ſie ihm während vieler Jahre wie eine Melodie im Ohr gelegen habe, wie eine Liedermelodie, die er halbwegs vergeſſen hatte. Aber er hatte ſich recht dumm be-

nommen, seit er in Dänemark war. Er hätte gleich vom ersten Tag an mit richtigen Menschen zusammen sein sollen, anstatt nur mit Künstlern, die allen anderen Künstlern der Welt glichen. Nur ärmlicher und verbrauchter waren sie, und die Frauen gingen allesamt mit Kleidern, die vorn zu kurz waren. Joan mußte unwillkürlich lächeln — seine Gedanken sprangen vom einen zum anderen, wie sie es zu tun pflegten, wenn er ein wenig froh war — und er dachte an das Fest in Kopenhagen, das seinetwegen gegeben wurde. Die Herren hatten mit ihren verschobenen Vorhemden dagesessen, wie Leute, die nur selten zu einem Fest kommen, sich dann aber auch für ihr Geld satt essen wollen. Die Damen aber saßen geistesabwesend da, mit hohlen Augen und Granatketten um den abgemagerten Hälsen und preßten ihre gewaschenen Glacéhandschuhe gegeneinander. „Ach ja, Herr Graf," hatte seine Tischdame zu ihm gesagt (sie glich einer Seniliakaktee, so wirr hing ihr das Haar um die Stirn) „man wird ganz wirbelig im Kopf, wenn man erst seine Fünf zu Bett gebracht und dann sich selbst angekleidet hat." Die Künstlerfrauen glichen den Garnisonsdamen in Orsowa, als die Regierung ihnen eine Zeitlang ihr Gehalt nicht auszahlte. Seine Tischdame aber hatte fortgefahren ihn zu unterhalten: „Entschuldigen Sie, ich weiß wohl, daß mein Deutsch sehr mangelhaft ist, obgleich ich in Leipzig Musik studiert habe. Aber man vergißt so schnell und wenn man erst die Dummheit begangen hat, sich zu verheiraten, muß man die Kunst an den Nagel hängen, der Haushalt verschlingt einen und niemand dankt es einem . . ." Und plötzlich hatte sie gesagt, indem sie sich über ihre hervorstehenden Backenknochen strich: „Was halten Sie eigentlich vom Leben, so'ne Berühmtheit wie Sie?" . . .

Joan lächelte noch immer, während er durchs Zimmer schritt: Nein, sonderliches Sprachtalent besaßen die Dänen nicht. Man reiste wohl nicht viel, sondern blieb zu Hause. Seine Mutter hatte die ungarische Sprache auch nie recht lernen können, der Vater hatte immer dänisch mit ihr gesprochen. Wie deutlich er sich ihrer Stimme erinnerte. Die war auch so leise, gleichsam furchtsam gewesen.

Joan hatte sich ans Klavier gesetzt. Eine Melodie wuchs langsam unter seinen Händen hervor . . . wie waren doch noch die Worte? Seine Mutter hatte sie ihm so oft gesagt, wenn er das Lied vor dem schwarzen Ofen sang, während er mit den Füßen den Takt dazu trat:

Und einen Monat später . . .
einen Monat . . .

Joans Hände sanken von den Tasten herab.

Draußen auf der Straße waren die Lichter angezündet worden. Ihr Schein fiel durch die Blumen auf den Fensterbänken und auf die Blumen an der Wand. Wie still es hier war. Er konnte die langsamen Schritte der Fuß-

gänger auf der Straße hören. Nun kehrten sie wohl von der Arbeit und von den Feldern heim. Joan suchte noch immer nach den Worten:

Und einen Monat später
da war er kalt und tot.

Seine Mutter hatte häufig des Abends am Fenster gesessen, die Hände unterm Kinn, und hatte hinausgeschaut. „Wonach schaust du denn aus, Maria?" hatte sein Vater gefragt. „Ich blicke zur Heimat hin." Nein, nein, er konnte den Text nicht finden . . . wie war er doch nur:

Es war der Ritter Aage,
Es war Herr Ritter Aage . . .

Aber das junge Mädchen würde es gewiß wissen. Natürlich, sie würde es wissen. Joan stand auf und klopfte an die Tür, bevor er öffnete. Eine Dame stand im Zimmer, unter der Lampe. Sie wandte sich um und zeigte ihm ein knochiges Gesicht.

„Entschuldigen Sie," sagte Joan, „ist das gnädige Fräulein nicht hier?" „Ich werde sie rufen," sagte die Dame und ging hinaus. „Ach, Fräulein Gerda," sagte Joan, als sie hereinkam — die Tür hatte sie offenstehen lassen, so daß das Licht der Lampe übers Klavier fiel —: „mir ist eine Melodie eingefallen und ich kann die Worte nicht dazu finden . . ." Und er schlug wieder an: „Das ist Ritter Aage." „Es war Herr Ritter Aage," sagte sie. „Ja." „Aage," verbesserte sie und lachte. „Aage," sagte Joan und lachte auch: „das hab' ich nie lernen können." „Aage," wiederholte sie und öffnete den Mund weit:

Es war Herr Ritter Aage
Der ritt im Harnischkleid.

„Ja," sagte Joan, der ihrer langsamen Stimme auf dem Klavier folgte.

Er freite um Jungfer Else,
Sie war solch holde Maid.

Joan fuhr fort zu spielen, während Fräulein Gerda mit halber Stimme weitersang:

Er freite um Jungfer Else
In ihrem Gold so rot,
Und einen Monat später
Da war er kalt und tot.

Einen Augenblick war es still. Dann sagte Fräulein Gerda: „Das ist ein trauriges Lied." „Ja," sagte Joan, dessen Hände noch auf den Tasten lagen. Die Schritte der Fußgänger klangen von draußen herein. „Wie still es hier ist," sagte Joan und spielte wieder. „Meine Mutter hat dies Lied oft gesungen." Gerda antwortete nicht und keiner von ihnen sprach.

Dann sagte Gerda und ihre Stimme klang heller: „Ich werde jetzt die

Lampe anzünden." Joan stand auf und betrachtete ihre Hände, während sie die Lampe anzündete. Dann sagte er und starrte in die Lampe — und er sprach im selben Ton wie vorhin —: „Heut ist der Geburtstag meiner Mutter. — Es ist seltsam, daß ich gerade heut hierhergekommen bin." Sie hielt die Glocke in der Hand. „Ja," sagte sie und ihre Stimme klang wie seine: „das ist seltsam."

Sie setzte die Glocke auf — und vielleicht durch eine Ideenverbindung, vielleicht auch nur um ihn zu zerstreuen — sagte sie munter: „Ich will Ihnen das Haus zeigen, wo ich geboren bin . . . groß ist es nicht." Und sie lachte, während sie eine Photographie von der Wand nahm: „ein sehr kleines Haus, mit vier Fenstern und einer Tür. Und zwei von den Fenstern gehörten zum Laden," sagte sie, indem sie aufs Bild zeigte. „Das ist meine Mutter, und mich hält sie auf dem Schoß." „Und das ist Ihre Schwester," sagte Joan. Etwas hastig antwortete sie: „Ja, das ist meine Schwester." Und sie fuhr fort: „Meine Mutter war noch so jung, als sie starb — gerade, als wir in dies neue Haus einzogen. Sie hatte sich so darauf gefreut, sagt Vater. Und dann starb sie — nur vier Monate später." Joan sagte nichts.

„Und Großmutter ist auch jung gestorben. Aber Urgroßmutter hat sie alle überlebt. Sie lebte, bis ich neun Jahre alt war." „Dann ist sie aber alt geworden," sagte Joan und lächelte, ohne zu wissen weshalb. „Ja, sie war dreiundneunzig," sagte sie: „und bis zum letzten Tage war sie im Geschäft tätig." Sie hängte das Bild wieder an die Wand: „Und dann kam meine Tante ins Haus." „Ist das Ihre Tante?" fragte Joan und machte eine Bewegung zum Nebenzimmer hin. „Ja, es ist die Schwester meines Vaters." Joan lachte: „Sie sieht Ane ähnlich," sagte er. „Wirklich? Tante ist so gut."

Joan fuhr fort zu lachen, fast als wolle er sie necken: „Aber sie sieht Ane doch ähnlich." Und gleich darauf sagte er: „Oh, ich will an Ane telegraphieren. Damit mache ich ihr eine Freude. Wo ist das Telegraphenamt?" „Das ist beim Bahnhof, der Hausknecht kann Ihr Telegramm hinbringen." „Nein, ich will selbst gehen." „Es ist gleich beim Bahnhof," sagte Fräulein Gerda: „Aber ich kann Sie begleiten." „Würden sie das wirklich tun?" „Ja, gern." „Aber erst will ich spritzen." Sie nahm ein Flakon und spritzte Eau de Cologne durchs Zimmer, während Joan lachte: „Warum tun Sie das?" „Weil die Luft schlecht ist. In einem Haus, in dem ein Krämergeschäft ist, wird sie so leicht schlecht." „Tante," rief sie ins Nebenzimmer, „wir gehen zum Bahnhof."

Und einen Hut setzte sie auf und einen Mantel zog sie an, ohne daß Joan ihr helfen konnte. Sie stiegen die Treppe hinab und sie öffnete eine Tür und rief hinein: „Ich geh' nur zum Bahnhof." „Es ist Vaters wegen. Er will immer wissen, wo ich bin. Er ist seit dem letzten Jahr so ängstlich geworden. . ."

Sie waren auf die Straße hinausgekommen. Joan wandte sich einen Augenblick um, und sah den Geschäftsführer in der Ladentür stehen. „Da steht der Geschäftsführer," sagte er. „So?" sagte Fräulein Gerda und ging ruhig weiter. „Es ist derselbe Weg, den Sie vorhin kamen," sagte sie. „Aber jetzt ist er viel hübscher," sagte Joan. „Ja," sagte sie und blickte zu den Lampen hinauf, die über der Straße hingen: „jetzt ist es hier elektrisch beleuchtet. — Das elektrische Licht ist unser Stolz." Ihr Blick schweifte über die roten Häuser der Straße und sie lachte wieder: „Aber es wird fast gar nicht gebraucht, denn es ist niemand da, der es sich leisten kann. Und wir gebrauchen es auch nicht. Denn wenn wir es in der Wohnung hätten, müßten wir es auch im Laden haben ... und das will Vater nicht." „Weshalb nicht?" fragte Joan. „Er sagt," — und sie lachte noch immer — „daß die Kunden so billige Ware, wie wir sie hier verkaufen müssen, nicht zu genau sehen dürfen." „Ihr Vater ist klug," sagte Joan und lachte. „Ja," nickte das junge Mädchen plötzlich ernst.

Es wurde dunkler auf dem Weg und einige Wagen fuhren an ihnen vorbei: „Die wollen zum Konzert," sagte Fräulein Gerda und unwillkürlich flüsterte sie. Die Fahrenden sahen im Halbdunkel wie große und schwarze Schatten aus. „Sie sind von drüben," sagte Gerda. „Von drüben?" „Ja, von der anderen Seite der Grenze," flüsterte sie.

Sie hatten den Weg erreicht, der zum Bahnhof führte, und gingen über eine kleine Brücke, die über einen breiten Graben lag: „Sie schaukelt," sagte Gerda und blieb mitten auf der Brücke stehen. „Ja," sagte Joan und stampfte auf das Bretterwerk. Als sie ins Kontor kamen, sagte das junge Mädchen: „Graf Ujhazy" — sie hatte gleichsam einen Anlauf zu dem Namen genommen — „möchte telegraphieren." „Bitte schön," sagte der Beamte und reichte Joan ein Formular.

Joan trat an ein kleines Pult und schrieb. Der Apparat plauderte mit seinem kurzen und hastigen Ticken. Fräulein Gerda sagte: „Von hier drinnen kann man mit der ganzen Welt sprechen." „Ja," sagte Joan, „und von hier sprachen Sie zum erstenmal mit mir." „Ja — — wie ich nur den Mut dazu bekam." Joan zeigte ihr das Formular, das er beschrieben hatte. „Ist es so richtig?" fragte er. Gerda nahm das Formular und las: „Ane Jensen. Chateau Ujhazy. Orsowa. Serbie. Jeg sender dig, gamle Ane, en hjärtelig Hilsen fra Danmark.* „Ja," sagte Gerda, „aber s e n d e r wird mit einem d geschrieben." „Ach, wie ärgerlich, ich kann nicht mal richtig dänisch schreiben," sagte Joan und es klang fast heftig. Er riß das Telegramm entzwei und schrieb wieder — langsam wie jemand, der jedes Wort buchstabiert. „Ist es nun richtig?" fragte er und reichte ihr wieder das Papier, das Gerda las: „Jeg sender dig, gamle Ane, en

* Ich sende dir, alte Ane, einen herzlichen Gruß aus Dänemark.

hjärtelig Hilsen fra Danmark. Din Josse." „Ja," sagte sie und lachte: „so ist es richtig." „Josse," sagte Joan: „das wird sie erfreuen." Joan bezahlte und sie gingen hinaus.

Fräulein Gerda blieb einen Augenblick auf der Brücke stehen: „Das war teuer," sagte sie: „Aber es ist ja auch weit" — — — und sie blickte durch die Dunkelheit. Dann sagte sie: „Aber ich mag keine Telegramme bekommen." „Weshalb nicht?" „Ich hab mal eines bekommen, das war so traurig." Sie kamen am Bahnhof vorbei und Joan sagte: „Ob mein Gepäck wohl ins Hotel gekommen ist?" (Er wußte sehr gut, daß es der Fall war). „Wir können ja fragen," sagte Gerda.

Sie gingen durch die Vorhalle auf den Perron hinaus. Niemand war da, alles war still, nur der Telegraphendraht sang über ihnen. Sie standen am Rande des Perrons. Der Stahl der Schienen verlor sich draußen in der Dunkelheit. Fräulein Gerda sagte und sprach leise: „Ich gehe häufig des Nachts hierher" — sie wollte lachen. „Des Nachts?" „Ja, wenn der Schnellzug vorbeikommt. . . Ich darf es nicht. . . Aber ich bin dann noch nie zu Bett. Und es ist so hübsch — all die erleuchteten Wagen und all die Menschen drinnen, die man nie kennen lernen wird. . ." „Sie kennen gewiß hunderttausend Menschen," sagte sie. Und wie um sich selbst zu unterbrechen, zeigte sie plötzlich durch die Dunkelheit: „Das ist unser Berg," sagte sie. „Berg?" „Ja, diesen Hügel nennen wir einen Berg" — sie lachte. „Kann man auf den Berg hinaufsteigen?" sagte Joan und lachte auch. „Ja, das kann man. . ." und sie fing an zu gehen — „aber wir sollen um halb sieben Uhr essen."

Sie lief fast. Sie gingen längs der Schienen und sie mäßigte ihren Schritt: „Ich komme ganz außer Atem." Joan aber sagte und er sprach sehr sanft: „Wenn Sie nun erst in die Welt kommen und hunderttausend Menschen kennen lernen." „Das werde ich nie," sagte sie und schüttelte den Kopf: „Vater sagt, daß Theodor — Theodor ist mein Bruder — für die ganze Familie gereist hat." „Hier ist es," sagte sie und bog von den Schienen ab, auf einen Feldweg ein. „Als wir Kinder waren" — sie wandte den Kopf und Joan sah ihr Lächeln durch die Dunkelheit — „spielten wir immer ‚die Länder der Welt', im Hof — denn der ist so groß — und die Tonnen waren Städte und die Wagenremise war Rom. Die Wiese aber war Asien. — Sind Sie in Asien gewesen?" „Nein," antwortete Joan.

Sie begannen den Hügel hinaufzusteigen und sie erreichten die Höhe. Vor ihnen breitete sich die Dunkelheit der Felder. Nur die vereinzelten Bäume traten wie eine Schildwache aus Schatten hervor. Sie standen schweigend vor der stillen Dunkelheit, dicht nebeneinander . . . „Aber," sagte Joan und er sprach langsam und nur mit halber Stimme: „was tun Sie denn, Fräulein Gerda, wenn Sie so spät noch wach sind?" Sie sprach wie er: „Ich sitze bei der

Lampe. Es ist so schön, wenn alle schlafen und in keinem einzigen Haus mehr Licht ist. Dann ist man ganz allein und kann denken . . ." „An was denken Sie dann?" „Ach, ich weiß nicht. Was wohl einst geschehen wird . . ." Joan lächelte: „Ist denn schon mal was geschehen?" Sie sah ihn an: „Nein, nie," sagte sie und schüttelte den Kopf.

Sie schwiegen eine Weile angesichts der stummen Dunkelheit. Dann sagte Joan: „Wie ist die ‚Dämmerung' an ihre Wand gekommen?" „Ich hab sie gekauft," antwortete Fräulein Gerda hastig. „Dasselbe Bild hatte auch meine Mutter." „Ach?" sagte Gerda leise. „Ja . . . es hing beim Ofen und der war aus Dänemark gekommen." Joan schwieg wieder. Dann sagte er, als hätte er einen Weg durch unbekannte Gedanken zurückgelegt: „Aber Musik hören Sie bisweilen?"

Und als ob sie zusammen gedacht hätten, sagte Gerda in genau demselben Ton: „Ja, hin und wieder." Plötzlich aber änderte sie den Ton: „Im Musikverein. Aber dort führt Frau Baabel das Wort." „Frau Baabel?" „Ja, die Frau des Arztes . . . und voriges Jahr spielte Herr Green. Das war wundervoll." „Wer ist Herr Green?" fragte Joan. „Das ist unser erster Violinist. Ach, er spielte Mendelssohn. Es war das Schönste, was ich jemals gehört habe." Joan knipste plötzlich mit seinen Fingern durch die Dunkelheit: „War es wirklich so schön?" sagte er und sie sah nicht, daß er lächelte. Sie schwiegen wieder, bis Fräulein Gerda plötzlich sagte: „Was ist Josse?" Joan antwortete und sah sie an: „So wurde ich genannt, als ich klein war. Ane ist ja immer bei uns gewesen." „So," sagte Gerda.

Von den schweigenden Feldern stieg kein Laut zu ihnen empor. Hinter ihnen schimmerten die Lichter der Häuser. Das Rollen eines Wagens verlor sich in der Ferne. Joan starrte auf die schweigenden Schatten der Bäume. „Hier ist Dänemark," sagte er. Fräulein Gerda hob ihre Hand — sie wußte nicht, weshalb ihre Stimme bebte: „Und das ist Schleswig," sagte sie, „das sind die schleswigschen Felder." „So nah?" sagte Joan. Sie schwiegen wieder, bis Joan sagte: „Finden Sie auch, daß es so traurig ist?" „Was denn?" „Das mit Schleswig. . ." „Ja" (und sie nickte). „Denn sie sind so treu — trotz allem." „Trotz allem? . ." Sie antwortete nicht darauf, sagte aber: „Und Vater sagt, wir sind so wenige. . ." „Aber —" sie sprach etwas schneller — „das versteht man nicht, wenn man solch großes Vaterland hat wie Sie." Joan sagte: „Mein Vaterland ist kleiner als Dänemark." „Ungarn?" sagte Gerda. Joan rührte sich nicht: „Ungarn ist nicht mein Vaterland. Mein Vaterland ist nur eine Insel." „Eine Insel?" „Ja. Man nennt sie die ‚Insel der Verbannten'.

Gerda hatte ihm ihr weißes Antlitz zugewandt. Joan aber strich sich mit der Hand über die Augen: „Davon werde ich Ihnen ein andermal erzählen."

„Ein andermal?" sagte sie. Joan wollte sprechen und schwieg — von demselben Gedanken ergriffen. „Jetzt müssen wir nach Hause," sagte sie und begann rasch vor ihm herabzusteigen. Als sie unten waren, erreichte er sie. Sie gingen einen anderen Weg, der kürzer war. Er führte an einer Hecke entlang: „Das ist der Kirchhof," sagte Fräulein Gerda. „Was ist „hold"?" fragte Joan plötzlich. „Hold?" sagte Gerda mit einer hastigen Bewegung, und indem sie lächelte, sagte sie: „Hold, ist gewiß hübsch." Plötzlich aber verwirrt, ohne zu wissen weshalb, sagte sie: „Wir sind lange fortgewesen." „Eine halbe Stunde," sagte Joan. Sie sah vor sich hin: „Nicht länger?" Und sie schwiegen wieder.

Sie bogen in die Straße ein, wo die elektrischen Lampen hingen: „Um halb sieben Uhr wird gegessen?" fragte Joan und sprach munter. „Ja." „Kommen viele?" „Einige." Sie lachte: „Das ist gut für Sie. — Dann haben Sie keine Zeit sich zu ängstigen." „Ich will mich jetzt umkleiden." Sie waren beim „Hotel Dänemark" angelangt. „Auf Wiedersehen," sagte Joan und gab ihr die Hand: „und vielen Dank für den Spaziergang." „Zu unseren Bergen," sagte sie und lachte wie er: „Adieu, Graf Ushazy." Sie ging. Joan aber rief hinter ihr her: „Das war beinah richtig, Fräulein Johansen." „Und das war verkehrt," rief sie zurück. „Adieu." Joan blieb im Torweg des Gasthauses stehen, als Kellner Jensen plötzlich hinter ihm sagte: „Ja, Fräulein Johansen ist reizend." Joan hatte sich umgedreht und wollte ihm heftig antworten. Statt dessen ging er nur an ihm vorbei und stieg die Treppe hinauf.

„Wo bist du nur gewesen?" sagte die Tante, als Fräulein Gerda ins Zimmer trat. „Oh, wir sind weit gewesen," sagte Gerda. Und plötzlich hob sie ihre Hände und streichelte der Tante beide Wangen. Der Geschäftsführer erschien in der Tür. Er ging ins Eßzimmer um Flaschen aufzuziehen.

(Fortsetzung folgt)

Der neue Stil/ von Karl Scheffler

Das von unbedingt modernen Baukünstlern und von leidenschaftlichen Kulturagitatoren geprägte Schlagwort vom „neuen Stil" erinnert lebhaft an ähnlich utopische Formulierungen unserer Zeit, zum Beispiel an die Rufe nach einem „Zukunftsstaat", nach einer „Umwertung aller Werte" oder nach dem „Übermenschen". Wie in allen solchen Begriffen, ist auch in diesem so lapidar gegebenen Architekturprogramm viel dogmatisch Groteskes; denn es weist dem wollenden Bewußtsein eine Arbeit zu, die nur vom unbewußten Kulturdrang geleistet werden könnte. Doch tritt dann in dem bloßen Ausdruck einer solchen Forderung auch wieder ein hoher Sinn zutage. Es spricht sich darin der Wille aus, wie auf den politischen und moralischen Gebieten so auch in dem großen Künstekompler, der Baukunst heißt, das Zeitschicksal in erster Linie wieder von inneren, von seelischen Kräften abhängig zu machen, nachdem die äußeren, die materiellen Gewalten so lange gewirkt haben, scheinbar zwar mehrend, dem Wesen nach aber kulturzerstörend; und es spricht sich darin die Einsicht aus, daß das Wort Stil, richtig verstanden, etwas Ungeheures umschreibt. Was es bezeichnet, das wird geahnt, wenn man bedenkt, daß der Mensch das Chaos der Weltgeschichte am sichersten nach Stilbegriffen gliedert. Mit deren Hilfe stellt er sich anschaulich die großen Metamorphosen der Geistesentwickelung vor Augen, fühlt er sich ein in den Geist und in den Empfindungsablauf der Geschichte. Das Wort Stil bezeichnet nichts Geringeres, als die nach außen projizierte innere Einheitlichkeit des Lebensgefühls umfangreicher Menschheitsgruppen; ja, es gilt überhaupt nur das als große Epoche im weltgeschichtlichen Sinne, was innerhalb der Grenzen eines Kunst- und Kulturstils liegt. Wenn heute darum mit Nachdruck von einem neuen Stil der Baukunst gesprochen wird, der uns ganz zu eigen gehören soll, so will das auch sagen, daß unsere Zeit sich als eine neue weltgeschichtliche Epoche zu fühlen beginnt, daß ein Selbstbewußtsein wieder erwacht, das der großen Zeiten der Vergangenheit ebenbürtig zu werden strebt. Es ist Jahrhundert- wenn nicht gar Jahrtausendbewußtsein in diesem Ruf; er meint ein durchaus erneuertes Lebensgefühl und umfassende, das ganze Leben revolutionierende Neugestaltungen.

Was in der Baukunst mit tieferem Recht Stil genannt wird, ist das Produkt vieler auf einen Punkt gerichteter Kräfte; er ist ebensosehr ein Ergebnis äußerer Wirkungen wie innerer Ursachen.

Jede allgemeingültige Stilform — ein Pleonasmus — weist vor allem auf soziale Bedürfnisse zurück, auf Wohn-, Arbeits- oder Schutzzwecke entweder, oder auf Repräsentations- und Kulturzwecke. Oder auch auf alles dieses zu-

gleich. Es deutet jede Stilform der Baukunst auf einen sozialen Zwang, der entweder ein Müssen der Notdurft ist oder ein fest umgrenztes Wollen der Volksphantasie. Stilform ist nur, was als endgültig treffende Ausdrucksform allgemeiner, materieller und geistiger Lebensbedürfnisse anzusprechen ist, was einer ganzen Zeit, einer großen, oft verschiedene Völker umfassenden Gemeinschaft eigentümlich zugehört und was in allen seinen Abwandlungen die Merkmale sozialer Notwendigkeit an sich trägt. Voraussetzung eines großen Baustils ist es darum in erster Linie, daß über alle grundrißbildenden Bedürfnisse eine wortlose Einigkeit herrscht. Das heißt: es kann ein Baustil nicht entstehen, wo nicht vorher die wichtigsten wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Lebensfragen geregelt sind. Kunststil kann nur sein, wo vorher Lebensstil ist.

Wo, zum Beispiel, Wohnhaustypen entwickelt werden sollen, da muß der Bewohner sich vorher ganz sicher fühlen in seinen Lebensgewohnheiten und in seinen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen: es muß ihm der Grundriß seiner Wohnung so selbstverständlich geworden sein, wie seine Tageseinteilung, er muß ihm „passen" wie seine Kleidung. Und wo ein Tempelstil, als höchster Ausdruck eines vergeistigten Volkswillens, Herrschaft erlangen soll, da müssen vorher die rituellen Formen des gottesdienstlichen Kultus fest stehen. Man betrachte, als ein bequem nahes Beispiel, den Grundriß und die Raumdisposition der romanisch gotischen Kirche. Die aus dem basilikaartigen Versammlungsraum entwickelte mittelalterliche Kirche brauchte eine mystische Stätte für das Allerheiligste, im Zielpunkt aller Blicke, und es bildete sich der Chor mit dem Altar. Sie brauchte im Langschiff den Mittelgang und den Gang des Querschiffes für die feierlichen Umzüge der Priester und es entstand wie von selbst die Kreuzform des Grundrisses, die in der Folge dann obligatorisch wurde. Sie brauchte Raum für die Heiligenaltäre, und es entstanden die Seitenschiffe und die nischenartigen Kapellenkränze hinter dem Chor. Es forderte der Kultus später eine nachdrücklichere Trennung noch von Klerus und Volk, als das Querschiff sie ermöglichte, und es bildete sich der Lettner aus: und es forderte der Kultus sodann auch die hohen Glockentürme, um die Allgegenwart des religiösen Gedankens zu künden und Treppentürme für die den Mönchen und Nonnen reservierten Emporen. Aus diesen und ähnlichen zweckvollen Forderungen heraus ergab sich die Grundform eines gewaltigen architektonischen Organismus, einer der imposantesten Stilformen der Baukunst wie von selbst. Und nicht anders ist es mit den weltlichen Gebilden der darstellenden Architektur. Auch der Palastbau ist in seiner Baudisposition immer zurückzuführen auf eine Vermischung profaner Wohn- und Verteidigungszwecke mit vergeistigten Repräsentationszwecken. Überall liegt im historisch gewordenen und sozial gewachsenen Grundriß der Urkeim der Stilidee.

Zum anderen sind diese Stilideen dann abhängig vom Baumaterial und von

der technischen Konstruktion. Nur ein einziges Material gibt es nämlich, das in der Baukunst einer rein kunstmäßigen Ausbildung fähig ist: das Steinmaterial. Die künstlerische Behandlung des Holzes, zum Beispiel, reicht über kunsthandwerkliche Verzierung nicht hinaus. Das Holz ist nicht so sehr ein Baumaterial wie ein Konstruktionsmaterial. Nur das Steinmaterial hat die Masse, die zur Gewinnung der freien Form nötig ist, nur in ihm ist der Materialüberfluß, aus dem das Schöne gewonnen wird. Wie der menschliche Körper nicht denkbar ist ohne sein Skelett, wie seine Schönheit aber nur von der Epidermis abgelesen werden kann und erst durch die das Skelett umhüllende Fleisch- und Muskelmasse zum Ausdruck kommt, so bedarf es auch in der schönen Baukunst eines Materials, das plastische Fülle hat, das das Bauskelett zugleich verhüllen und erklären kann, das imstande ist, das konstruktive Müssen als ein freies plastisches Wollen zur Schau zu tragen. Daß nur das Steinmaterial, sei es nun der gewachsene Naturstein oder der geformte Ziegelstein, höherer Stilbildungen fähig ist, beweist die Kunstgeschichte. Für bedeutende Bauwerke der repräsentativen Architektur sind andere Materialien nie in Frage gekommen; Länder, die im wesentlichen auf den Holzbau angewiesen waren, wie Skandinavien oder wie die ostasiatischen Gebiete haben es, trotz starken Kulturgefühls ihrer Bewohner, zu einer monumentalen Baukunst niemals gebracht. Somit zeigt es sich, daß die Stile der Baukunst, so betrachtet, sogar von der geographischen Lage der Länder und vom Klima abhängig sind.

Unverkennbar ist sodann auch der Zusammenhang von Konstruktion und schöner Stilform. Alle Baustile sind mechanischer entstanden, als man es sich gemeinhin vorstellt. Jeder primäre Architekturstil ist auf ein bestimmtes Konstruktionsprinzip ohne weiteres zurückzuführen. Dem griechischen Stil liegt das Prinzip zugrunde, ein horizontal Lastendes vertikal zu stützen, wodurch sich die Säule in ihrer Grundform wie von selbst ergab; der romanische Stil beruht auf der von den Etruskern gefundenen Kenntnis des Gewölbebaues; und die Gotik beruht auf der Fähigkeit, den Rundbogen zum Spitzbogen zu überhöhen. In dieser Weise geht jeder Stil irgendwie immer zurück auf Materialmathematik und Konstruktionsgeometrie. Das Prinzip des Spitzbogens führte mit innerer Notwendigkeit zum reinen Gewölbebau, zum Pfeilerbündel, zur Auflösung der Fläche, zur Höhentendenz des Ganzen und aller Teile, wie das Prinzip des griechischen Stils ebenso konsequent zu Horizontal- und Vertikalgliederungen bis ins Letzte zwang. So kommt es, daß das feinste Ornament noch, irgendwo am Dach oder Gebälk, inneren Zusammenhang mit dem ursprünglichen Konstruktionsprinzip verrät. Freilich ist damit nun keineswegs gesagt, daß Konstruktion auch schon Stil oder gar Schönheit sei. Bestenfalls ist die Konstruktion die Mutter des architektonisch Schönen; sie schafft das Skelett, das die bildende Phantasie des Künstlers dann mit blühendem Fleisch überzieht, sie ist das Leit-

motiv, das die künſtleriſche Einbildungskraft hundertfach variiert, iſt das naturaliſtiſche Müſſen, das der Künſtlergeiſt zur idealen Freiheit erhebt. Auch iſt die Stilbildung keineswegs dem Zufall der techniſchen Entdeckung überantwortet. Denn die fundamentalen Entdeckungen in der Baukunſt ſind immer dann nur gemacht worden, wenn der künſtleriſche Forminſtinkt, wenn der geniale Bautrieb einer ganzen Zeit ſie erſehnte, und ſie für beſtimmte Aufgaben brauchte. Auch hat das eine Konſtruktionsprinzip das andere immer ausgeſchloſſen, dergeſtalt, daß man ſich nicht einmal vorzuſtellen vermag, der Spitzbogen hätte neben der griechiſchen Säule beſtehen können. Einer konſtruktiven Stilwahrheit waren, bis an die Grenze der neuen Zeit, die Menſchen zurzeit immer nur fähig. Darum klingt es plauſibel, wenn geſagt worden iſt, der griechiſche Stil ſei bei ſeiner charaktervollen Selbſtbeſchränkung geblieben, weil nur die auf harmoniſche Horizontal- und Vertikalgliederungen gebrachten Steinmaſſen, weil nur die flach geſtreckte rechtwinklige Bauweiſe in den griechiſchen Berggegenden zu wirken vermocht hätte, wogegen der gebirgeartig in die Höhe ragende Spitzturm der Gotik ſo recht die wirkungsvolle Bauweiſe für das nordiſche Flachland geweſen ſei. Es bedeutet keineswegs eine Diskreditierung der Bauſtile, als Genieſchöpfungen der Menſchheit, wenn man ihre Abhängigkeit von Konſtruktionsprinzipien nachweiſt; anderſeits aber ſteht dieſe Abhängigkeit von der Technik, von der Wiſſenſchaft, von der Konſtruktion außer Zweifel. Es kann darum kein neuer, lebendig fortwirkender Bauſtil Geſtalt gewinnen, wenn ihm nicht auch eine aus den Schöpfungsinſtinkten der Zeit geborene mächtige Konſtruktionsidee zugrunde gelegt werden kann.

Würden dieſe aus den ſozialen Zwecken, aus dem Material und der Konſtruktion ſich herleitenden Vorausſetzungen nun aber alle auch erfüllt, ſo wäre ſelbſt damit der Weg zu einem neuen Bauſtil noch nicht frei. Denn auch auf ſo konkreter Grundlage gelangt eine Zeit allein aus ſich ſelbſt noch nicht zu ſchönen Stilformen. Da ſich im rein Schmückenden der edlen Kunſtarchitektur immer etwas abſolut Allgemeingültiges kriſtalliſiert, da jede lebendige architektoniſche Kunſtform eine äußerſte Komprimierung, ein Extrakt, eine abſolute Abſtraktion und etwas von allem zufällig Naturaliſtiſchen Gereinigtes darſtellt, ſo können ſchöne Bauformen nur ganz langſam, nur von vielen Generationen, nur im progreſſiven Zuſammenarbeiten der Geſchlechter ausgebildet werden. Da es das abſtrakte Geſetz der Schwerkraft iſt, das jede Bauform in konkret ſinnfälliger Weiſe, dem Temperament einer Zeit gemäß, illuſtriert und ſymboliſiert, da es ſich um Schmuckformen, um Bauglieder handelt, die über Jahrhunderte hinweg Geltung behalten und bei allen vorkommenden Fällen verwendbar ſein ſollen, ſo muß in ihnen die viele, viele Male geſiebte Formempfindung ganzer Geſchlechter niedergelegt ſein. Das wird aber nur ermöglicht, wenn die Tradition mithilft. Etwas ſo Überindividuelles, wie bedeutende Bauformen es ſind, kann nur ſuk-

zessive entstehen. Auch das rein Kunstmäßige eines Baustils muß darum immer von irgendwoher entwickelt sein — analog dem Schöpfungsprinzip der Natur —, es kann das Neue nur werden, wenn seine Wurzeln ins lebendig Überlieferte hinabreichen. Wie die griechische Baukunst nicht denkbar ist ohne Ägypten und Asien, wie die Gotik nicht werden konnte ohne Berührungen mit der romanischen und islamischen Architektur, wie sich die romanische Baukunst auf die römische, byzantinische und auf den Orient bezieht, die Renaissance auf das alte Griechenland, das Barock auf die Renaissance, das Rokoko auf Barock und Gotik zugleich und das Empire dann bewußt archaisierend auf die Antike, so wird sich jeder Baustil der Zukunft auch irgendwie auf Überliefertes beziehen müssen.

Hier erst, nach soviel Prämissen, setzt die freie Bildungskraft bei der Stilgestaltung ein. Womit aber wieder nicht gesagt ist, daß der bildenden Phantasie fast nichts zu tun mehr übrig bleibt. Im Gegenteil: eben weil sie alle diese gewaltig gegebenen Notwendigkeiten in schöne Freiheit zu verwandeln hat, muß die Bildungskraft genialen Temperaments sein und voll eines unerschütterlichen Vertrauens zu sich selbst und zu ihrer Zeit. Der Baukünstler muß viel Kühnheit entwickeln, um den Kühnheiten solcher Voraussetzungen die Wage halten zu können. Er muß in sich die Gefühlskraft sowohl, wie auch die harmonische Reife seiner ganzen Zeit in gewisser Weise verkörpern; zu allen jenen Vorbedingungen muß er das Genie seiner Zeit, seiner Rasse und seines Individuums hinzufügen. Erst wenn dieses gelingt, rundet sich der Epoche ein lebendig fortwirkender Baustil.

Wird nun also der Ruf nach einem neuen Stil in unserer Zeit laut, so fragt man, inwieweit heute mit solchen fundamentalen Voraussetzungen gerechnet werden kann. Und man ermißt das Utopische, das Verzweifelte der Forderung erst ganz, wenn man erkennen muß, daß schlechterdings nicht eine jener Prämissen mehr — oder schon wieder — unzweideutig gegeben ist. In den gewaltigen aber auch gewaltsamen Entwickelungen zur demokratischen Freiheit des Individuums, zum Industrialismus, zum Kapitalismus, zum Weltverkehr und zur Großstadttendenz, in all dem Lärm wirtschaftlicher und sozialer Umgestaltungen, in all dem unheimlich geschäftigen Gewirr des Überganges sind jene Vorbedingungen einer höheren Baukultur zeitweise vollständig aufgehoben worden. Lebenskraft und Arbeitswille sind übergenug vorhanden, aber es fehlt ganz die innere Einheitlichkeit, die Einzelindividuen zu einem Volksindividuum im höheren Sinne macht. Es ist, als wäre den modernen Menschen alles tiefere Volksempfinden, aller ideale Gemeinsinn abhanden gekommen.

Vergebens sah sich der Baumeister im letzten halben Jahrhundert nach deutlich sich äußernden Wohnbedürfnissen um, wenn er vor der Aufgabe stand,

modernen Menschen Wohnhäuser zu bauen. Die Macht der Verhältnisse hat ihn herabgedrückt zum Werkzeug des Bodenspekulanten, oder hat ihn selbst zu einem auf Vorrat bauenden Unternehmer gemacht, der einem errechneten Bauschema untertan ist. Da hat er es natürlich nicht zu lebendigen Grundrissen und zu ausdrucksvollen Aufrissen, nicht zur Schöpfung zeitgemäßer, charaktervoll schöner Wohnhaustypen bringen können. Ebenso steht der Baumeister, der heute zum Bau von Kirchen berufen wird, vor der schmerzlichen Einsicht, daß ein lebendiger, grundrißbildender Kult ihm nicht mehr die Richtung weist, daß weder Laien noch Priester wissen, ob in der protestantischen Kirche z. B. der Altar wichtiger ist oder die Kanzel oder ob das Langhaus dem Rundbau vorzuziehen sei, daß also auch in diesem Fall die Formen bildenden Konventionen zerronnen sind. Niemand weiß wie und wohin, und der Architekt steht darum vor einem gähnenden Nichts, das zur Willkür geradezu zwingt. Auch wird der moderne Architekt nicht mehr von seiner Zeit zu einem bestimmten Baumaterial und zu bestimmten Konstruktionsweisen gezwungen; er hat die Qual der Wahl unter allen bekannten Baumaterialien und allen Konstruktionsarten der Vergangenheit. Die bequemen und wohlfeilen Transportmittel der Gegenwart können der Großstadt jedes gewünschte Material zuführen; die Mehrkosten kommen gegenüber dem allein ausschlaggebenden Bodenpreis gar nicht in Frage. Die technische Wissenschaft lehrt den Architekten sodann alle bekannten Konstruktionsweisen verstehen und anwenden, so daß er nur zu wählen braucht. Früher haben sich die Menschen stets auf ein einziges Konstruktionsprinzip beschränkt; zuerst aus Zwang, weil sie nur kannten, was sie sich selber entdeckt hatten, später aber aus Absicht. Die Renaissancemenschen hätten technisch auch in der Spitzbogenmanier bauen können, weil sie die Beispiele ja vor Augen hatten; ihr reines Lebensgefühl aber, das sich durchaus als Formgefühl äußerte, bewahrte sie vor dieser Versuchung zur Stillosigkeit und sie retteten ihrem Kulturempfinden die Einheitlichkeit, indem sie die ihnen nicht gemäße Gotik zu verachten sich zwangen und sie barbarisch schalten. Im Gegensatz dazu greift der Architekt unseres Jahrhunderts nach allem, was die Geschichte vor ihm ausgebreitet hat und baut im Rundbogenstil, im Sinne der griechischen Konstruktionsweise oder in der Spitzbogentechnik, wie es die an falsche Voraussetzungen sich klammernde Bauaufgabe zu fordern scheint. Und es ist nur konsequent, daß in dieser willkürlichen Arbeitsweise dann auch die Fähigkeit, Traditionen lebendig zu pflegen verloren gegangen ist. Die Menschen der Antike, des Mittelalters, der Renaissance konnten im schöpferischen Sinne das Überlieferte nützen, weil sie ganz sie selbst waren und weil ihnen die Tradition nur Mittel zu höchster Selbständigkeit war. Ihnen war Tradition das organische Zwischenglied, das Leben mit Leben verbindet. Nur der produktive Mensch kann das Überlieferte fruchtbar nutzen; eine Zeit wie die unsere konnte es aber nur mißbrauchen. Auch die der Vergangenheit entlehnte Schmuckform ist heute

darum ein toter Besitz. Schlimmer als das: sie ist in diesen Jahrzehnten unter den roh und verständnislos zupackenden Händen zur Karikatur geworden und wir haben vor der Geschichte die Schmach auf uns geladen, das einst groß und edel Geschaffene, das organisch Entwickelte travestiert zu haben. Unsere Architektur hat nicht die eine, die natürlich gegebene Tradition gesucht, sondern hat, mit Hilfe eines äußerlichen wissenschaftlich kritischen Verstehens, eklektizistisch die historische Baukunst geplündert und hat sich selbst in solchem Parvenütreiben vollständig verloren. Denn daß bei solchem Tun von einer selbständigen Schöpfungskraft nicht mehr die Rede sein kann, leuchtet ohne weiteres ein. Inmitten der großen Hurerei des Intellektualismus hat sich die moderne Architektur als Kunst und als Kulturmacht selbst aufgegeben und sie ist schließlich auf einen Punkt der Verderbnis angekommen, daß die Stunde der Selbsterkenntnis zu einer Stunde schamvollen Erschreckens werden mußte.

Aus der Tiefe dieses Erschreckens heraus ist dann jener Ruf nach einem neuen Stil artikuliert worden.

Was er in sich schließt ist nun angedeutet. Er kommt einer Forderung zu vollständiger Lebenserneuerung gleich. In diesem Programmwert liegt, zum Beispiel, alles schon beschlossen, was in den hier mitgeteilten Aufsätzen über die Großstadt und über die moderne Nutzarchitektur gesagt worden ist. Es setzt diese Forderung eine bewußt und wollend gewordene Großstadtbevölkerung voraus, Menschen, die genau wissen wie sie wohnen wollen, die sich über die geistig sozialen Fragen ebenso geeinigt haben wie über die materiellen und die darum auch für ihre Repräsentativbaukunst grundrißbildende Forderungen aufzustellen wissen. Da die lebenden Architekten moderner Gesinnung nun aber nicht warten mögen und können, bis die neuen, ganze Geschlechter beschäftigenden Vorbedingungen erfüllt sind, sondern da sie, in den Grenzen der gegebenen Arbeitsmöglichkeiten, mit den praktischen Reformen gleich zu beginnen trachten, so weist die Zeit eine Reihe sehr merkwürdiger, oft einander widersprechender, oft unzulänglicher und doch bedeutender und zu einem Ziele zweckender Versuche auf.

Begonnen haben die Reformatoren damit, sich den Sinn der Bauaufgaben wieder klar vor Augen zu führen. Mit tiefem Ernst und starkem Pathos haben sie, zum Beispiel, Ideen propagiert, wie sie in den hier früher mitgeteilten Aufsätzen zusammengefaßt worden sind. Das ist vor allem innerhalb jener Bewegung geschehen, die für alle Zeiten merkwürdig bleiben wird, die mit Reformen im Kunstgewerbe begonnen hat und in der vor allem der Architekturautodidakt herrscht. Dieser schon nicht mehr kleinen, mächtigen Gruppe von Architekturkünstlern verdankt die Zeit den wichtigen Versuch, modernen Menschen Interieurs zu schaffen, die seinen tieferen Instinkten entsprechen und aus solchen Interieurs dann eine ganze neue Heimidee zu entwickeln. Es

ist die kunstgewerbliche Idee ins Ethische, ja ins Moralische projiziert worden, weil nur so alle die sozialen Voraussetzungen und Folgen der Arbeitsidee gezeigt werden konnten; man hat nicht die Gefahren solcher Verquickung gescheut, weil die großen Stilfragen nun einmal von den Fragen der Lebensform nicht zu trennen sind. In erster Linie ist immer mehr von Zweck, Bedürfnis und Logik die Rede gewesen als von Kunstwirkungen. Was damit erreicht worden ist und was damit nicht erreicht werden konnte, das soll in einer besonderen Abhandlung noch untersucht werden.

Die Probleme von Material und Konstruktion, die untrennbar zusammen gehören, sind ebenfalls anfangs zur Hälfte immer ethisch begriffen worden. Ausgehend von der Verachtung der willenlosen Wissenschaftlichkeit, die das einst Lebendige des Materials und der Konstruktion in toter Weise imitiert, ist man wie von selbst dahin gekommen, die Forderungen nach natürlicher Materialwahl, nach Materialaufrichtigkeit und nach Aufgabe alles parvenühaften Surrogatwesens wie Forderungen der Sittlichkeit zu stellen. Man hat es endlich wieder begriffen, daß in großen Bauepochen Materialgefühl und Konstruktionswille auf innere Notwendigkeiten zurückzuführen waren und man hat sich darum ebenfalls nach dem zwingenden Muß unserer Zeit umgesehen, um dort den Ausgangspunkt zu nehmen. Der Lösung des Problems glaubte man nahe gekommen zu sein, als es klar wurde, welche Rolle das Eisen in der modernen Bauweise spielt. Dieses Material gehört in der Tat ganz unserer Zeit zu eigen, was vor allem bei einem Blick auf die Nutzarchitektur klar wird. Denn Bauten wie Bahnhöfe, Eisenbahnbrücken, große Versammlungshallen, Fabrikgebäude usw. kann man sich ohne Eisengerippe nicht einmal mehr denken. Zu dem bedingt die Eisenkonstruktion, wenn sie strikt der technischen Rechnung folgt, eine eigenartige neue Verteilung der Baumassen, die Schwerpunkte erscheinen gegen früher verlegt und es entstehen Spannungsverhältnisse eigener Art. Was Wunder, daß man das stilbildende Baumaterial der Zukunft gefunden zu haben glaubte. Eine schnelle Begeisterung für die Eisenkonstruktion kam auf, man schwärmte für die grazilen Kühnheiten der Eisenformen in Brücken, Hallenwölbungen und Krahnbauten und sagte, die Baukunst der Zukunft werde eine Ingenieurkunst sein. Im Verlauf der praktischen Versuche ist dieser stolze Glaube dann aber bald geschwunden. Denn es hat sich gezeigt, daß Konstruktion unter keinen Umständen schon Kunstschönheit ist und allein zur Stilbildung nicht ausreicht, daß das Eisen, mehr noch als das Holz, immer nur das Gerippe, das Skelett bilden kann und künstlerisch plastischer Durchbildung unfähig ist, weil es seinen strähnigen Schienenformen ganz und gar an Masse fehlt. Es haben die Architekten einen Ausweg zu finden geglaubt, als sie sodann die Eisenkonstruktion dem Steinbau verbanden. Aber diese Verquickung hat den Zwiespalt erst ganz offenbar werden lassen, weil es sich nun kaum vermeiden ließ, auch dem Eisen Stein-

formen künstlich zu oktroyieren, woraus sich dann eine groteske Vergewaltigung ergab. Heute ist die Hoffnung, aus dem Eisenbau einen Stil ableiten zu können, zum größten Teil wieder aufgegeben worden. Dagegen zeigt sich von Jahr zu Jahr deutlicher nun ein anderes Material, das modernen Hoffnungen entgegenkommt. Es ist der Beton und der Kunststein. Das sind flüssige Steinmassen, die um dünne Eisengerippe gegossen werden und deren Widerstandskraft gegen Druck, wenn die Masse erhärtet ist, enorm genannt werden muß. Man sieht mit diesem Material in der Baukunst wirklich ganz neuen Möglichkeiten entgegen. Denn es ist kunstmäßiger Ausbildung fähig, weil es beliebig viel Masse und Fülle hat, weil aus ihm heraus frei geformt und modelliert werden kann. Natürlich kann die Willigkeit dieses Gußmaterials auch zu den ärgsten Mißbräuchen benutzt werden, und die werden denn auch wohl nicht ausbleiben. Auch klingt es, wenn man die bisherigen Bedingungen der Baukunst berücksichtigt, nicht eben hoffnungsvoll, wenn man konstatiert, daß in absehbarer Zeit wohl ganze Etagenhäuser gegossen werden können, wie man ein Bildwerk gießt, unbekümmert darum, wie die eisenfesten Massen einst wieder beseitigt werden können. Dennoch ist der Beton ein Baumaterial, das man unbedenklich als das der Zukunft, als das der Großstadt bezeichnen kann. Was mit ihm zu leisten ist haben machtvolle Gewölbebauten, die von Ingenieuren hergestellt worden sind, bereits dargetan; und in welcher Weise Kunststeinbau und Eisenbau künstlerisch monumental verbunden werden können, hat unter anderen Peter Behrens mit seiner vorbildlichen Turbinenfabrik für die A. E. G. in Berlin bewiesen. Andererseits steht die Zeit dem neuen Material natürlich noch ganz experimentierend und tastend gegenüber. Die Zukunft erst kann lehren, ob der Beton einer Baukunst einst sein kann, was der Marmor den Griechen, der Hau- und Ziegelstein der Gotik und die Putzmasse der Barockzeit waren. Heute kann noch nichts gesagt werden, als daß sich endlich ein Weg zeigt, den verwirrend vielen Konstruktionsmöglichkeiten zu entrinnen und den modernen Lebenssinn in einer einzigen Bautechnik zum Ausdruck zu bringen, die alle historischen Bauweisen konstruktiv eigentlich in sich begreift.

Von zwei Seiten suchen sodann die modernen Baukünstler dem „neuen Stil" rein kunstmäßig näher zu kommen. Die eine Gruppe geht vom Historischen, von der Traditionenfülle in einer besonderen Weise aus, und eine andere Gruppe bemüht sich, mit freier Erfindungskraft eine ganz neue architektonische Formenwelt zu schaffen.

Die erste Gruppe setzt sich aus den eigentlich berufsmäßigen, aus den auf Bauakademien erzogenen Architekten zusammen, die sich in all dem sie umgebenden Akademismus ein freies Gefühl für die lebendigen Forderungen der Zeit bewahrt haben. Diese Künstler unterscheiden sich von den Eklektizisten der letzten Jahrzehnte nicht sowohl der Art als vielmehr dem Grade nach. Auch

sie kommen in der Regel vom äußerlichen Imitieren historischer Formen her, auch sie sind zuerst immer akademisch geschulte Kompilatoren und Nachempfinder gewesen; aber sie haben es dann verstanden, ihre zuerst mehr wissenschaftliche als künstlerische Arbeitsweise bis zu einem Punkte echter und neuer Kunstempfindungen zu vertiefen. Sie sind genug Persönlichkeiten, um sich von den neuen Aufgaben, handle es sich nun um den Bau von Warenhäusern, Fabriken, Mietshausgruppen oder Landhäusern, zu neuen Anschauungen erziehen zu lassen, sind fähig, eine gesunde Schule des Naturalismus durchzumachen und mit der so gewonnenen, zweckdurchdrungenen Ursprünglichkeit die historischen Schmuckformen in einer neuen und tieferen Weise zu begreifen und zu verarbeiten. Von dem Wissen und der Art der historischen Bauformen sind sie auf Grund einer gründlichen Naturalisierung aller ihrer Kunstempfindungen, zum Gefühl für die organische Lebendigkeit des architektonisch Schönen fortgeschritten. Was sie in ihren neuartigen Bauten benutzen, sind im wesentlichen immer noch historische Bauglieder; unmerklich aber erhalten diese Formen in der neuartigen Anwendung und vorsichtigen Umgestaltung einen neuen, einen modernen Sinn. Und während sich so nun modernes Zweckgefühl, lebendiger Materialsinn, logisch abgeleiteter Konstruktionswille und naturalisierte Formenempfindung einander nähern und auf gewissen Punkten wohl gar verschmelzen, zeigt es sich, daß sich in diesem Konsolidationsprozeß der Kreis der vorbildlichen historischen Bauformen wie von selbst verengert und daß der Baukünstler ganz von selbst zur beschränkenden Tradition hingeleitet wird. Es ist nicht Zufall, daß alle die Akademiker, die in dieser Weise die Architektur regenerieren — es brauchen nur Namen wie Messel, Gabriel von Seidl, Ludwig Hoffmann, Dülfer, Billing, Schmitz und viele Namen jüngerer Baumeister genannt zu werden — in gewisser Weise etwas Verwandtes haben, daß sie einerseits — wie August Grisebach richtig herausgefunden hat — von der merkwürdigen deutschen Bauweise um 1600 zu lernen wissen, und daß sie andererseits sich begegnen in den Überlieferungen der deutschen Baukunst um 1800. In diesem Sinne ist der allgemeine Zug unserer Architektur zu dem Stil, der etwa zwischen dem abklingenden Barock und dem Klassizismus Schinkels steht, mehr als Mode und Willkür. Zu diesen letzten unmittelbar noch lebenden Traditionen ist der sich vertiefende Eklektizismus mit innerer Notwendigkeit hingeleitet worden, und es erscheinen seine besten Bauwerke darum in vielen Fällen wie direkte Fortsetzungen der letzten selbständigen deutschen Bauperiode und wie ein Wiedererwachen einer lange verloren gewesenen Bauempfindung. Bedeutungsvoller noch wird dieser durchaus deutsch und modern betonte Klassizismus, der wie der Beginn eines neuen Großbürgerstils wirkt, weil auch viele der in der kunstgewerblichen Bewegung stehenden Autodidakten in natürlicher Weise zu diesen selben Stilquellen geführt worden sind. Es liegt hierin eine Bestätigung dafür, das tiefere Zeit-

strömungen dieser Architekturtendenz zugrunde liegen, trotzdem sich viel toter Eklektizismus neben dem lebendigen natürlich immer noch breit macht und trotzdem eine bedenkliche Empiremode nebenherläuft.

In dieser Gruppe von Traditionskünstlern findet man die eigentlich praktischen Baumeister. Denn nur die fortgesetzte Beschäftigung mit dem Historischen und das Bewußtsein, ein Enkel zu sein, können dazu erziehen, unbefangen in Massen zu denken und den großen Maßstab sicher zu handhaben. Es ist darum erklärlich, daß die zweite Gruppe architektonischer Formbildner, die das Problem von einem andern Punkte aus bearbeitet und in der man die unbedingten Revolutionäre und Neuerer findet, mehr eine Gruppe von Detailisten ist. Gehen Jene immer vom Ganzen der Bauwerke aus, vom Grundriß, von der Gesamtgliederung, so gehen diese von der einzelnen Form aus, wie von einer architektonischen Keimzelle. Man begegnet in dieser zweiten Gruppe sehr merkwürdigen Persönlichkeiten; ja, sie ist im Grunde wichtig zumeist als eine Gruppe bedeutender Individualitäten. Diese Neubildner geben sich der Hoffnung hin, man könne nur aus dem Willen und dem Gefühl heraus einen neuen Baustil schaffen. Dadurch wirken sie durchaus genialisch; genialischer oft als die Baukunst, die eine Kunst des sozialen Opportunismus ist, es zuläßt. Äußerlich kommen diese Persönlichkeiten alle vom neuen Kunstgewerbe her, innerlich von der Linie, von der abstrakten plastischen Ausdrucksform, von der Form an sich. „Die Linie ist eine Kraft": das ist das Leitmotiv ihrer Arbeit. Aus starken Erlebnissen des statischen Kräftespiels, aus den Impressionen des Lastens, Strebens, Zerrens, Stützens, Klammerns usw. leiten sie ursprüngliche Formen ab, Funktionsornamente, die ihre halb naturalistische, halb symbolische Bedeutung förmlich herausschreien. Nicht an irgend etwas Historisches sollen ihre Formen erinnern, sondern sie sollen unmittelbar das Gefühl des Schwellens, des sich Weitenden, des sich Verengenden, des Wachsens, des Emporschnellens usw. hervorrufen. Darum erinnern diese Kausalitätsarabesken so oft an jene Naturgebilde, in denen der Wille der bauenden Natur besonders deutlich zutage tritt, an Algen, Flechten, Moose, Knorpelbildungen, Versteinerungen oder an die bedeutungsschwere Plastik von Skeletten. Motivation ist diesen Künstlern alles; sichtbare, überwältigende Motivation. Und da sie bei solcher Tendenz primitiv von vorn beginnen müssen, so kommen sie vorläufig über die Detailformen nicht hinaus, die sich einem größeren Bausystem nur sehr schwer einfügen lassen, die jedenfalls nicht zugleich mit und an einem monumentalen Bausystem emporgewachsen sind und darum aus dem Interieur selten nur herauszukommen vermögen. Trotz ihrer tendenzvollen Traditionslosigkeit nähern sich diese Künstler nun aber doch in gewisser Weise dem Überlieferten; denn auch in der Kunst ist immer „alles schon einmal dagewesen." Es vertreten diese Erfinder nämlich gegenüber dem sachlichen Purismus und modernen Klassizismus jener Andern die Traditionen des Barock,

des Rokoko und der Gotik. Sie treiben Formenpsychologie im Einzelnen, wie die Ornamentiker des Rokoko, wie die Steinmetzen der Gotik. Und sind doch recht eigentlich die Syntheticker der Bewegung. Denn eben sie wollen am leidenschaftlichsten den alles umfassenden „neuen Stil," sie begreifen fanatisch die ganze Zeit aus einer einzigen Kulturidee heraus. Innerhalb der praktischen Arbeit haben sie dennoch nur die Kraft der Einseitigkeit. Aber sie schaffen mit ihrer romantisch aufs Ursprünglichste, aufs Primäre zielenden Arbeitsweise etwas wie einen Sauerteig, der die ganze träge Masse der Zeit in Gährung versetzt und unendlich anregend auf alle Kulturarbeit wirkt.

Gemeinsam arbeiten beide Gruppen an der schönen Aufgabe, dem Baumeisterberuf seine ursprüngliche Würde wiederzugeben und den Architekten zum Herrn eines Ganzen wieder zu machen, zum Organisator, dem alle Bauhandwerke und das ganze Kunstgewerbe in gewisser Weise unterstehen. Tatsächlich gewinnen dann auch alle Architekten, die sich zur Selbständigkeit durchgerungen haben und die ein größeres Ganzes meistern können, wieder mehr und mehr Einfluß auf die dekorative Malerei und Plastik, auf die Gartengestaltung und auf alle Kunsthandwerke. Und dadurch kommt dann hier und da eine Einheitlichkeit in die gesamte Produktion, die von Stil oft garnicht mehr weit entfernt ist. Im Anblick eines Warenhauses von Messel, eines Fabrikgebäudes oder eines Repräsentationsraumes von Peter Behrens, eines Landhauses von Muthesius, einer Wohnhausgruppe von Tessenow oder eines Interieurs von van de Velde ahnt man schon von Ferne, was mit dem Wort vom „neuen Stil" gemeint ist. Man erkennt, daß eine Arbeit geleistet worden ist in den letzten Jahren, die viele Sünden des vergangenen halben Jahrhunderts wieder wett macht. Und die auch hoffnungsvoll in die Zukunft weist, trotzdem allen diesen neuen Bauresultaten noch das eigentlich Klingende und Musikalische fehlt. Es ist die Tendenz an den Resultaten noch zu sehr beteiligt, als daß heitere, unbefangene Schönheit schon aus dieser modernen Formenwelt sprechen könnte, als daß das rein Melodische schon wieder entstehen könnte. Es kann nicht anders sein. Unsere Architekten werden lange noch an anderes zu denken haben als an beruhigte Harmonie und spielende Anmut. Der Sinn für das Klingende, für das Rhythmische, für das allgemein Melodische kann langsam nur wiedergewonnen werden, in dem Maße, wie die äußere und innere Rastlosigkeit der Heutigen einer lebendigen Ruhe und innerlich reicher Genußkraft weicht.

Die Frage ist nun: berechtigen diese schönen Anfänge nach einer Periode tiefer Entartung zu so weitgehenden Hoffnungen, wie sie in dem Wort vom „neuen Stil" beschlossen liegen? Schickt die neue Zeit sich an, der Antike, der Gotik, der Renaissance als eine große weltgeschichtliche Epoche sich an die Seite zu stellen?

Zuweilen will es scheinen, als könnte es so sein; denn es liegt kein Grund vor, der Menschheit jetzt weniger Schöpfungskraft zuzutrauen, als sie in früheren Jahrhunderten bewiesen hat. Doch ein Aber stellt sich dann ein, und das läßt sich in keiner Weise fortwünschen und fortdenken. Formuliert lautet es so: kann man einen neuen Stil wollen? Hat dies Stilproblem nicht eine ganz neue Bedeutung erhalten, in dem Augenblick, wo sich die Reflexion seiner bemächtigt hat? Dieses ist geschehen, und es ist niemals wieder rückgängig zu machen; denn niemals kann die Menschheit zur Unschuld, zur Naivität zurück, wenn sie einmal vom Baume der Erkenntnis gegessen hat. In der Vergangenheit ist die Stilbildung stets instinktiv und halb unbewußt vor sich gegangen; sie war der spontane Gefühlsakt einer ganzen Zeit. Gefühl könnte nun auch heute noch entwickelt werden; nur steht neben, nein, über dem Gefühl jetzt immer der kontrollierende, vergleichende und kritisierende Intellekt. Und der läßt sich nicht wieder verscheuchen. Man werfe zum Vergleich einen Blick auf die historische Entwickelung des Staatswesens. In früheren Jahrhunderten waren die Staatsformen zumeist Produkte eines unbewußten sozialen Kräftespiels und sie erschienen den darin Lebenden immer so selbstverständlich, daß von der Annahme, es könnte auch anders sein, von einem kritischen Vergleich garnicht die Rede war. Änderte sich irgendwie die Staatsform, so begriff man die neue gleich wieder als die allein mögliche. Seit mit der, in der französischen Revolution sich zuerst manifestierenden, großen demokratischen Selbstbesinnung aber die Reflexion ins Staatswesen gekommen ist, mußte die prinzipielle Gleichheit aller Bürger notwendig die Folge sein. Und solange diese Reflexion über den Staat und über die beste mögliche Staatsform nicht wieder aus der Welt zu schaffen ist, kann auch dieses demokratische Gleichheitsstreben nicht wieder verschwinden. Denn der Reflexion gilt die Autorität nicht mehr als heilig, sondern nur noch als verwaltungstechnisch notwendig. Darum sind auch die alten Herrschafts- und Gehorsamsformen unwiderbringlich dahin, seitdem jeder Einzelne gelernt hat, die Staatsformen relativ zu nehmen. Wie sollte die Reflexion aber aus der Welt geschafft werden können, nun sie einmal da ist? Das wäre gegen das Naturgesetz des Menschen.

Ebenso läßt sich die Menschheit nicht zu der natürlich gegebenen Beschränkung zurückführen, die einst Voraussetzung war für die Entstehung jedes primären Stils. In Zukunft könnte jene instinktive Selbstbeschränkung der Vergangenheit nur ersetzt werden durch eine bewußte Selbstbeschränkung, also durch einen Willensakt. Seine Möglichkeit anzunehmen, wären aber utopisch. Denn eine ungeheure Masse kann sich selbst in dieser Weise nicht disziplinieren. Sie will immer das äußerst Erreichbare, das Mannigfaltige und wenn die Schranken einmal gefallen sind, so richtet sie selbst sie nur soweit wieder auf, wie die materielle Not es fordert. Es ist nicht möglich, die Menschen wieder vergessen zu machen, was sie in kurzen Jahrzehnten kennen gelernt haben: die alten Baustile,

ihre Relativität und ihre Verwendbarkeit für den modernen Eklektizismus. Die kommenden Geschlechter werden nicht ärmer sein wollen; und als Verarmung werden sie es empfinden, wenn sie all den historischen Tand fahren lassen sollen. Kleinere Kreise geistig Kultivierter werden die freie Selbstbeschränkung wohl zu üben wissen, und sie werden auch nie ohne stilbildenden Einfluß sein; die Masse aber wird immer wieder der Abwechselung des Eklektizismus zustreben, wird immer wieder Rückfälle erleben und die alten aristokratischen Baukünste immer gründlicher demokratisieren wollen. In dem Maße freilich wie sich der Demokratismus der Zeit menschlich vertieft, wird sich auch der Stileklektizismus in der Baukunst vertiefen, es werden neue Bauelemente zugelassen werden und es wird vor allem das materiell Notwendige moderner Nutzarchitektur in einem neuen Sinne stilbildend wirken, so daß immerhin etwas Starkes und Neues entstehen kann, dem eine gewisse Allgemeingültigkeit innewohnt: eines „neuen Stils" aber, der der griechischen Baukunst oder der Gotik an umfassender, alles Andere ausschließender Bedeutung entspricht, ist die moderne Menschheit in absehbarer Zeit unfähig, weil ihrem schöpferischen Gefühl der im voraus kritisierende Intellekt immer im Wege steht.

Um so weniger wird ein absolut herrschender, umfassender „neuer Stil" in diesem hohen Sinne möglich sein, als die nun erst anbrechende Geschichtsepoche auf Extensität viel mehr gerichtet ist als auf Intensität, weil sich das Nationale nur noch im Rahmen internationaler Ziele entwickeln kann. Wir stehen wahrscheinlich am Anfang einer Epoche, der die Kontinente ungefähr dasselbe bedeuten werden, was früheren Jahrhunderten die einzelnen europäischen Länder gewesen sind. Es wird ein selbständiges Australien geben, einen afrikanischen Staatenbund, einen asiatischen, einen amerikanischen und in der Folge wohl auch einen europäischen. Es wird dann geschehen müssen, daß in diesen wirtschaftlich einander eng verbundenen und vorwiegend europäisch kolonisierten Staatenbünden, etwas wie ein interkontinentaler Kolonialstil der Baukunst aufkommt, in dem die nationalen Determinationen nur den Wert von Nüancen haben werden. Wahrscheinlich wird sich, unter der Führung der germanischen Völker, ein einheitlicher Stilcharakter moderner Nutzarchitektur in aller zivilisierten Welt ziemlich gleichmäßig ausbilden, ein Stilcharakter, dem es nicht an monumentaler Gewalt fehlen wird. Man vermag sich sehr wohl eine Art von Weltnutzarchitektur vorzustellen, der wenige große Stillinien zugrunde liegen, gewonnen aus den international gültigen, industriellen Arbeitsbedingungen, aus dem Industriematerial des Beton und aus den Instinkten einer weltumspannenden Unternehmerästhetik. Und man kann sich auch denken, daß ein moderner, ganz zweckgerichteter, großbürgerlicher, weltbürgerlicher Interieurstil, mit mannigfaltigen nationalen Sonderzügen, in allen von der indogermanischen Rasse regierten Weltteilen Herrschaft gewinnen könnte. Einen neuen Repräsentativstil wie die Gotik oder

selbst nur wie die Renaissance, ein Gewächs also glücklicher künstlerischer Phantasie, kann man sich aber weder national noch international determiniert vorstellen. Das Wahrscheinliche ist, daß es in den kommenden Jahrhunderten einen großzügigen Kolonialstil geben wird, den man mit dem Adjektiv naturalistisch-klassizistisch bezeichnen könnte, einen Stil, wie ihn große Baugesellschaften und Bautrusts handhaben können, der Rückfälle in alle möglichen Arten von historischer Stilimitation nicht ausschließt und in dem doch auch wieder die Bestrebungen der ganz Ursprünglichen, der starken Einzelindividuen Platz haben. An Kunstgewalt wird sich dieser großzügige aber ziemlich indifferente moderne Weltbaustil mit der tief klingenden Macht der alten Baustile nicht messen können; aber er wird dafür von Kapstadt bis London, von Chicago bis Berlin, von Sidney bis Paris, von Rio de Janeiro bis St. Petersburg reichen, ein Stil der Weltwirtschaft, ein Stil jener Großstadt, die wie ein Stadtstaat im Lande daliegt und wie eine Provinz verwaltet wird. Ein Kolonialstil, mehr römisch auch in seiner Ableitung als griechisch, gewaltig mehr durch monumentalen Zweckſinn als durch mystische Kunsttiefe. Ein Stil, der bei alledem in seinen höchsten Werken nicht weit hinter dem erschütternden Pathos der Kolossalbauten des alten Rom, nicht hinter Caracallas Thermen und Titus' Kolosseum zurückzustehen braucht.

Daneben wird es in jedem Lande dann die genialen Romantiker geben, die eine Gemeinde um sich zu sammeln wissen und denen prachtvolle Sonderwerte, Sondersynthesen sozusagen gelingen. Sie werden klagen und anklagen, sich sehnen und auf Unbedingtheit in ihrem Künstlertum bestehen. Aber sie werden alle über kurz oder lang einsehen müssen, daß die Kulturmenschheit, die europäische zum mindesten, ihre Jungfernschaft verloren hat, und daß sie im grellen Licht des Bewußtseins künstlerisch nun leben muß wie sie eben kann. Bis zu dem Tag wenigstens, wo, im noch dunklen Osten vielleicht, bei jüngeren, erst emporsteigenden Völkern, ein neues Licht sich entzündet; bis zu der ferneren Zeit, wo einer Rasse, die noch naiv heroisch ist, indem sie sich selbst zu fühlen beginnt wie von selbst in unsterblicher Weise das gelingt, was die Sehnsucht und Verzweifelung der bewußt alternden Kulturmenschheit heute mit dem Ruf bezeichnet: „Der neue Stil".

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Oſtaſien

27. Februar 1908.

In der Fremde fühlt man den Wert der Heimat. Aber umgekehrt bietet auch nur die Liebe zum eigenen Volk den rechten Ausgangspunkt für das Verſtändnis und die Aneignung des Fremden. Dieſe Liebe hat nichts zu tun mit dem billigen und ſo oft heuchleriſchen Patriotismus, wie man ihn in Zeitungen oder in Volksverſammlungen trifft, ſondern ſie iſt wie jede große Liebe ein hohes und ſeltenes Ding, die eine beſondere Expanſionskraft der Seele erfordert. Nicht wie in älteren Zeiten und kleineren Verhältniſſen kann der Patriotismus weſentlich landſchaftlich und geographiſch gefärbt ſein, auch kein heimatlich enges Stammesgefühl kann dafür genügen, ſondern er muß wirklich die ganze heimatliche Kulturwelt umfaſſen. Ich ſage, um deutlicher zu ſein, Kulturwelt, wo ich lieber das Wort Nationalität gebraucht hätte. Denn Kultur heißt, die auf Überwindung der Naturwiderſtände gerichtete menſchliche Arbeit, ſie umfaßt ſomit alle menſchliche Arbeit. Zieht man aber davon die materielle oder techniſche Kultur ab, die als internationaler Beſitz gelten muß, ſo bleibt ein Reich geiſtiger und ſeeliſcher Formen übrig, die auch Uberwindung der Natur in dem Sinne ſind, daß das bloß Stoffliche des Daſeins, die Lebensbedingung, aſſimiliert und zu einem ſelbſtändigen geiſtigen Wert umgeſchaffen wird. Dieſe Kultur im geiſtigen Sinne iſt aber zeitlich und räumlich individualiſiert und die Individualitäten, aus denen heraus ſie ſich jedesmal geſtaltet, nennen wir Nationalitäten. Negativ liegt in dieſer Begriffsbeſtimmung, daß ſie keine Raſſeneinheit zur Vorausſetzung hat, ihre poſitive Vorausſetzung iſt nur eine gewiſſe Konſtanz phyſiſcher und hiſtoriſcher Lebensbedingungen, denen eine Menſchengruppe unterliegt. Aus ſolchen konſtanten Einflüſſen ergeben ſich feſte Reaktionen auf allen, auch den alltäglichſten Lebensgebieten, bis dieſelben ſich wechſelſeitig abſchleifend und verſtärkend immer mehr zu einem großen Rhythmus zuſammenklingen. Nationalität iſt die Tendenz auf eine beſtimmte ſeeliſche Form. Jeder einzelne von uns iſt ein Tropfen im Strom der nationalen Geſtaltung. Die Welt zeigt ſich uns in dem Bilde, in dem unſere großen Volksgenoſſen ſie vor uns geſehen haben. Unſere Liebe und unſer Haß, Trauer und Entzücken, Stolz und Reſignation nehmen die Form an, die einzelne große und unzählige namenloſe Mitglieder unſerer Volksgemeinſchaft uns vorgelebt haben. Aller innere Reichtum, alle ſchönſten Augenblicke unſeres Lebens, alle Werte, um die wir kämpfen, wurzeln im Mutterboden unſeres Volktums.

Aber auch wenn wir an dieſen Zuſammenhang nicht glauben wollen, auch wenn der Einzelne ſich ganz autochthon auf dem Boden der Natur fühlt, ſo kann der Weg über die Schranken der Individualität hinaus nur durch unſer

Volkstum führen. Wollen wir unseren innersten Lebenstendenzen Wirkung und Dauer verleihen, wollen wir irdische Unsterblichkeit — nur unser Volk kann sie uns geben.

„Was unterscheidet Götter von Menschen?
Daß viele Wellen vor jenen wandeln
ein ewiger Strom,
uns hebt die Welle,
verschlingt die Welle und wir versinken."

Im Sinne dieser Goetheschen Strophen ist dem Einzelnen sein Volk wahrhaft ein Gott. Allerdings nicht so, als ob die eigene nationale Art als Inbegriff aller Vollkommenheit empfunden werden müßte. Im Gegenteil. Ein starker Patriotismus ist kaum denkbar, ohne leidenschaftliche Selbstkritik. Die Liebe kann auch hier die Sehnsucht nach Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes genannt werden.

Aber auch wenn wir die Notwendigkeit nicht in Freiheit umzuwandeln die Kraft fühlen, so kommen wir doch über die Tatsache nicht hinweg, daß wir nun einmal schicksalsgemäß in eine bestimmte Nationalität hereingeboren sind, die mit allen Mängeln uns verwandter ist, als jede andere; daß auch im Hinblick auf unsere materielle Sicherheit und auf unser Fortkommen wir — von Ausnahmen abgesehen — auf sie angewiesen sind. Daraus mag sich dann ein Gefühlsverhältnis halb gewohnheitsmäßiger, halb oportunistischer Art ergeben, das nur unter außergewöhnlichen Umständen bei Krieg und Gefahr oder in der Fremde sich zu wirklicher Vaterlandsliebe zu vertiefen pflegt. Immerhin ist dieses sehr durchschnittliche und banale Gefühl eine breite psychologische Basis, eine sehr fest begründete Realität, und an ihm gewinnt der gesteigerte Patriotismus des Einzelnen erst die Sicherheit, daß er nicht ins Leere baut.

3. März 1908, Bucht von Suez.

Ich bin überwältigt von der Gewalt und Schönheit des Lichts — eines Lichts, von dem unsere nordische Natur keinen Begriff geben kann. Das tiefblaue rauschende Meer mit zitterndem Glanz übergossen und dahinter in den zartesten und doch klaren Tönen, die glühende Wüste — bald nur wie ein fernes goldenes Band die Fluten säumend, bald in edlen Bergformen sich gegen den strahlenden Äther abzeichnend. Das verbrannte Gestein schwimmt in einem Duft von Rosa, Gelb, Violett und Blau und ist wie mit einem Staub von Gold und Silber bestreut. Diese Gebirgswelt — leblos und unfruchtbar — scheint doch in seligem Selbstgenügen in dem endlosen Licht zu ruhen — fast unwirklich, fast nur wie ein violetter Schatten und Traum. Das Licht entmaterialisiert die Materie und verwandelt den Berg Sinai, den Berg des Zornes und des Gesetzes, in ein luftiges Bild der Freiheit, das wie ein zartes Gespinst von Gold und Farbe mehr dem Himmel als der Erde gehört.

Was weiß der Norden von der welterlösenden Macht, von der Offenbarung des Lichts, von diesem Reichtum ohne Grenzen und Zweck, von dieser überwältigenden Musik, denn wirklich, es ist wie ein Klingen im Äther, wie ein Wechselgesang zwischen Sonne und Erde, in dem sie sich einander ihr Lob und ihre Liebe zurufen und ein großes Ja und Amen als Grundfigur der Melodie.

Der Tag schreitet fort. Allmählich wird der Osten undeutlicher. Noch eine gewaltige gelbe Strahlengarbe sendet die Sonne in den Raum, dann versinkt sie schnell hinter den Zacken des afrikanischen Festlandes. Und im Moment ist die Welt wie verwandelt. Die Glorie im Westen bekommt einen fahlen, grünen Schein, den nur oben ein rosaviolettes Band von dem aufziehenden Nachthimmel trennt. — Die einsame Bergküste sieht verlassen aus, wie wenn nie das Leben sie betreten hätte. — Aber auch dies nur ein Augenblick in der Kette der Verwandlungen. Dann taucht der westliche Horizont wieder in ein warmes Gelbbraun und es tritt eine zarte, blasse Mondsichel daraus hervor — das Zeichen des Islam, dem diese Welt gehört.

9. März 1908.

Wenn ich daran denke, welcher Zauber für mich als Kind der Name Arabien war! Mochten andere sich an den Heldentaten der Rothäute freuen, meine ganze Neigung gehörte den Arabern. Stundenlang konnte ich über der Karte von Arabien oder auch von Marokko brüten, mich als Helden träumen, der ihnen Freiheit und Macht gäbe, und mir alle die Kostbarkeiten vorstellen, die ich an meinem Hofe zu versammeln dachte.

Als ich in Aden zum erstenmal arabischen Boden betrat, fanden meine Eindrücke in den Kinderträumen einen seltsamen Hintergrund. Das war allerdings nicht das Gold- und Elfenbeinland, keine Palmen über kühlen, rauschenden Brunnen, keine in kostbare Seide gekleidete Schaiks mit edelsteinfunkelnden Dolchen, die auf schneeweißem, goldgezäumten Maultier mit blauer, silberdurchwirkter Satteldecke durch die Straßen ritten, keine schimmernden Moscheen aus buntem Marmor, auf denen der goldene Halbmond thronte, und von denen herab die Muezzins die Gläubigen zum Gebet riefen — statt dessen eine trostlose Küste, ohne Baum und Strauch, mit wirbelndem Sand, überragt von einem finster drohenden Felsengebirge. Einzelne englische Regierungsbauten am Hafen und unten im Wasser Kähne mit halbnackten schreienden schwarzen Teufeln. Sonst nichts! Aber ein glücklicher Zufall fügte es, daß die See zu hoch ging, um weiter draußen im Hafen zu kohlen, und so konnten auch wir uns an Land etwas umsehen. Ein kleiner Wagen führte uns in etwa dreiviertel Stunden nach dem eigentlichen Aden, der Eingeborenenstadt. Nachdem die Befestigungen passiert waren, die die Engländer gegen die Landseite errichten, boten sich seltsame Bilder. Ganze Karawanen glattrasierter Kamele kamen das

steile Geröll herabgezogen mit Lasten oder tiefdunkeln Kerlen darauf, die nur ein weißer Turban oder ein paar bunte Fetzen gegen die stechende Sonne schützten. Dann wieder begegnete man von kleinen Büffeln gezogenen Karren, sich tummelnden schwarzen Kindern und Ziegen. Schließlich in einem Felstale die Eingeborenenstadt selber — derselbe Orient, dessen erste Berührung mich schon in Port Said bezaubert hatte, nur unvergleichlich südlicher, dunkler, wilder. Viel Negerblut! Hier und da schon ein Parsi und Indier!

Nicht nur das Auge schwelgt in dem unglaublich malerischen Milieu, wo jeder bunte Lappen und jedes weiße Gewand zu den dunklen Leibern und zu dem steinigen Grundton der Landschaft abgestimmt erscheint, nicht nur die ausdrucksvolle Beweglichkeit der bronze- und ebenholzfarbenen Leiber ist für den bekleideten Nordländer ein Wunder, auch die Seele fühlt sich in einen fremden Lebensrhythmus herabgezogen, der seltsam aus Gleichmut und Leidenschaft gemischt ist. — Daß dieser seelischen Form die heutige Konstellation unserer Kulturentwicklung mit ihrem Appell an die wirtschaftliche und politische Spannkraft der Menschen nicht günstig ist, leuchtet ein. Ganz falsch aber wäre es darin eine absolute Widerlegung ihres inneren Wertes zu sehen. Dieser Wert kann nur aus ihr selbst heraus beurteilt und an den Gefühlen gemessen werden, mit denen ihre Träger dem Glück und dem Leid der Welt, dem Tod und dem Leben entgegentreten. So viel ist jedenfalls sicher, daß auch heute der Orientale nicht mit uns tauschen würde, und ich möchte glauben, daß er ein seelisches Gleichgewicht besitzt, daß unsere viel labilere und reizbarere Organisation nur selten und mit ganz anderem Kraftaufwand erreicht. —

Natürlich ist die Eingeborenenstadt gleichzeitig furchtbar schmutzig und ärmlich, es wimmelt von einäugigen oder sonst verstümmelten Menschen und auch die Kamele sind mühselig und beladen. Die über der Stadt kreisenden Raubvögel und Aasgeier zeugen davon, daß täglich hier viel Leben verendet. Trotzdem sieht es so aus — und ich glaube, es ist wirklich so, als ob das alles hier weniger bedeutete, leichter ertragen würde. — Schon die Kamele scheinen uns das zu sagen. Dies unglaubliche Tier, halb Vogel Strauß, halb Vierfüßler, sieht wie das bestgeschundene Wesen der Welt aus und trägt trotzdem einen unerschütterlichen Ausdruck spöttischer Ruhe und Blasiertheit mit sich herum. Und diese dunkle Menschheit, von deren Armut keiner unserer Proletarier sich einen Begriff machen kann, von Krankheiten heimgesucht, von Gefahren umlauert, ohne andere Bestimmung, als da zu sein, atmet doch ein Lebensfeuer, das alle diese Schlacken im Augenblick wieder verbrennt! —

Auf das Schiff zurückgekehrt, blickte ich mit anderem Auge auf die Landschaft zurück. Das war allerdings nicht das glückliche Arabien idyllischer Träume, aber dafür ging ein starkes Pathos von dem öden Felsgebirge aus — die erste Landschaft, zu der unbedingt eine Löwe gehört!

Schwüle Luft und Wetterleuchten! Gegen 2 Uhr nachts liefen wir in den Hafen von Colombo ein.

Man hat mir einmal früher gesagt, daß das Paradies zwischen Afrika und Indien mitten im heutigen Indischen Ozean gelegen habe. Ich weiß zwar jetzt, daß es wo anders, nämlich irgendwo in uns, hinter uns liegt. Trotzdem verstehe ich, wie diese geographische Bestimmung durch einen Aufenthalt in Ceylon entstehen kann.

In diesen Palmenwäldern voll leuchtender Blüten und Früchte, von heißen, balsamischen Gerüchen durchzogen mag der Löwe einst mit dem Lamme gespielt und der nackte Mensch mit der schillernden Schlange gesprochen haben. Dann kommt der Abend, wo alles Licht stiller wird und alle Blüten der heraufziehenden Nacht entgegenduften. Da tritt aus der kristallenen Brandung, die groß und gelassen gegen diese Küste spült, Gott Vater hervor, um sich in seinem Garten zu ergehen und seine Geschöpfe zu segnen. — Man müßte Gärtner sein, um dieser tropischen Natur gerecht zu werden, ihre Sprache zu verstehen. So kann ihr vegetativer Reichtum nur geahnt werden, wenn man an dem Riesenschilf der verschiedenen Bambusarten emporstaunt, oder den Zimtbaum schmeckt, oder die Blätter der Mimose bei leichter Berührung sich schließen sieht. —

Im südlichen Indien soll der Buddhismus seine reinste Form angenommen haben. Hat der Islam etwas vom Räubergeist, vom Stolz und der Lässigkeit der großen Katzen, so kommt im Buddhismus eine andere Naturstimme zum Wort: die leidenlose Pflanzenwelt. Zwar fand Buddha, als er sich in die Wildnis zurückzog, dort nicht die Offenbarung, welche er suchte, und kehrte enttäuscht in die Welt zurück, um dann erst seine innere Berufung zu erfahren. Aber doch entstammt sein Lebensideal der tropischen Natur- und Pflanzenwelt. Ist die Sehnsucht des Buddhisten nach einem Leben ohne Leiden nicht in der Pflanze verwirklicht? Hat seine passive Lebenshaltung nicht ihr Urbild im stillen Dasein der Blumen und der Bäume?! Kommt die Scheu vor dem Schmerz nicht aus der Erschlaffung dieser Treibhausnatur? Wäre seine Gleichgültigkeit gegen die konkreten Lebensinteressen in einer anderen Natur möglich, wo nicht jeder Ast dem Bedürftigen eine Frucht reicht, wo nicht die Luft allezeit als ein laues Bad den nackten Leib umspült? Ist jene Ethik, die alles Lebende schont, nicht der Ausdruck einer von tropischer Fülle überwältigten Seele, einer Gärtnerseele, die an dem Urwald ringsumher nicht rühren will?! — Daß der Buddhismus über seine besonderen Entstehungsbedingungen hinaus eine der großen Kulturformen der Menschheit, daß er eine Geste voll Zartheit und Adel bedeutet, daß er der typische, der konsequenteste Ausdruck einer Lebensrichtung ist, die immer wieder auch in anderen Verhältnissen und Himmelsstrichen zum Durchbruch kommt, das ändert nichts daran, daß er ein tropisches Erzeugnis, die

geschichtliche Gabe des tropischen Menschen an die Menschheit darstellt und daß er die Übermacht der tropischen Vegetation spiegelt.

Auch die Perlen und Edelsteine Ceylons, die dort in allen Farbenspielen und Preislagen feilgeboten werden, reden dem, der sie hören will, buddhistische Weisheit. Seit jeher hat mich die Welt der Steine in ihrem Schweigen, ihrer Ruhe, ihrer Dauer, ihrem Farbenspiel, ihrer bis zu kristallischer Logik sich steigernden Struktur besonders angezogen. Im Edelstein erscheint das Wesen des Steins am reinsten. In ihm ist ein Leben und Blühen, das über alles Leben und Blühen hinaus ist. Alle Glut des Lebens erscheint in ihnen zur Ewigkeit erstarrt. — Die Edelsteine sind Natur und wirken doch ganz wie die echten Werke der Kunst. Daß sie tot und lebendig zugleich scheinen gibt ihnen ihre geheimnisvolle Macht. Dort ist auch Nirwana! — Alle menschlichen Vorstellungen von Jenseits und Erlösung gehen darin den Weg der Kunst, daß sie ein Stück Wirklichkeit ausschneiden und idealisieren, bis die menschliche Sehnsucht am Ziele zu stehen meint. Auch Nirwana, scheinbar die Aufhebung der Welt, ist doch nur die Welt in verdünntester Form. Es bedarf keiner sehr tiefen Überlegung, um einzusehen, daß wir zwar alles einzelne in der Welt negieren können, daß ein absolutes Nichts aber ein Widersinn oder ein bloßes Wort ist, wie ein viereckiger Kreis. Die Negation des einzelnen bedeutet ja nur, daß etwas anderes da ist als was ich erwartet, gewünscht, gewollt habe. Dieses andere ist in sich natürlich völlig positiver Natur. Glaube ich nun dies Verfahren auf die ganze Wirklichkeit ausdehnen zu können, so bleibt genau, wie bei der Negation des einzelnen, doch etwas positives übrig, und wenn es auch nur der Schatten der eigenen Sehnsucht wäre. — Daß selbst das Nirwana immer als etwas Positives empfunden worden ist, zeigt seine inhaltliche Bestimmung als Seeligkeit, Frieden usw. — Wie sehr ist doch Nirwana, diese Verewigung flüchtigsten Weltinhalts jenen Edelsteinen von Ceylon verwandt, in denen alle Farbenwunder einer südlichen Atmosphäre zu dauernder Gegenwart gebannt erscheinen.

22. März 1908.

Penang — das Wort klingt in englischer Aussprache wie der Schlag gegen ein Gong — bot die erste Berührung mit jenem fernsten Osten, der auch bei den alten arabischen Märchenerzählern schon als die Heimat alles fremdartigen und wunderbaren galt, China. Die Rickschas, schwarz mit goldenen und silbernen Vögeln darauf, davor der kräftige hellbraune chinesische Kuli, mit dem Trichterhut. Ganze Stadtteile sind chinesisch, große bunte Papierlaternen vor allen Türen, die hier und da in durchbrochener Vergoldung leuchten, drinnen der glitzernde, den Ahnen geweihte Hausaltar und eine rastlos fleißige Menschheit, deren praktische Tüchtigkeit sofort in die Augen springt. Man hat dem Chinesen gegenüber gleich das Gefühl, einem von festen Kulturtraditionen beherrschten Menschen gegenüberzustehen.

Penang ist ein ganz moderner Platz mit ausgezeichnetem Hafen, breiten, weißen Straßen, elektrischem Licht und einzelnen großen öffentlichen Gebäuden. Das Gewimmel der Eingeborenen, Malaien, Indier, Chinesen, überall beherrscht von der unsichtbar allgegenwärtigen englischen Verwaltung. Bewunderungswürdig diese englische Ordnungsgewalt, die sich nirgends aufdrängt, nirgend renommiert, alles Leben frei spielen und gewähren läßt und doch mit eisernem Griff das Ganze hält! —

Reicher noch wie in Ceylon ist die tropische Vegetation. Die hohen Berge, welche den Hafen schützen, sind mit dichtem Urwald bedeckt. Starke, heiße Düfte durchziehen die eingeschlossene Luft dieses Tales, das wie ein großes Treibhaus sich auftut. In dem stillsten heißesten Winkel, von waldigen Hügeln ganz eingeschlossen, liegt der Botanische Garten, ein großer Park, in dem Gärtnerkunst auch tropische Pflanzen anderer Zonen heimisch gemacht hat. Ein Formen- und Farbenreichtum unbeschreiblicher Art, beinahe schon so, daß er den Menschen erstickt, dessen Freiheit und Initiative kaum mehr in dies schwüle, selbstgenugsame Pflanzenreich gehört.

Mit der schnell hereinbrechenden Nacht fing der ganze Himmel an in den stolzesten Gewittern zu zucken, überall ein unbestimmtes Aufflammen, manchmal ganze Strahlenbündel zackiger Blitze in den Wolken. In den Palmenwäldern von Malaga regnete es in Strömen. Allmählich fand die gespannte Atmosphäre ihren Ausgleich. Und als der Mond hervortrat, kam über die schimmernden Wasser ein kühlender erlösender Lufthauch herüber.

26. März 1908.

Vor vielen Jahren sah ich unter den für das Luxemburg in Paris angekauften Ausländern ein englisches Bild, vielleicht Whistlerscher Schule, von dem eine starke Stimmung ausging: von irgendeiner Höhe blickte das Auge herab auf blauende Inseln und Meere, die nach immer weiteren Fernen hindeuteten. Alles gebadet in Luft und Licht, und zitternder Sonnenglanz auf den ruhenden Wasserflächen. So mag dem Vogel zumute sein, der die rauhen Gebirge überwunden hat und nun auf seiner Fahrt nach dem Süden wärmere Meere sich ausbreiten sieht. Sérénité hatte der Maler sein Werk genannt. Ich wüßte nicht, wie ich besser den Blick wiedergeben sollte, der von dem Peak von Hongkong auf Buchten und Inseln sich auftut.

Hongkong ist groß, nicht nur als Natureindruck. Der weite von hohen Bergen geschützte Hafen wimmelt von den Flaggen aller Nationen und zwischen ihnen namen- und zahllos das Getriebe der Dschunken. In stolzen Terrassen steigt die Stadt hoch und steil empor, große Bauten zeugen von der zunehmenden Modernisierung, die Zahlen der Handelsstatistik wären noch beredter — dahinter die beiden gewaltigen Realitäten, China und England, die sich hier zueinander verhalten wie Stoff und Form. Es ist imponierend was England in sechzig

Jahren aus diesen kahlen Felsen, die früher nur chinesische Seeräuber unsicher machten, geschaffen hat, eine tropische Großstadt, ein Zentrum für den östlichen Handel und einen außerordentlich starken militärischen Stützpunkt. — Materiell ist der hier zu hebende Schatz der Reichtum Chinas. Derselbe mag in Produkten aller Art bestehen, die Hauptsache bleibt, das ungeheure Menschenreservoir selber, dessen Aufnahme- und Produktionsmöglichkeiten gar nicht zu übersehen sind. Wie die Menschenkraft hier vergeudet wird, welcher Überschuß davon vorhanden ist, macht sich am eigenen Leib fühlbar, wenn man von zwei geduldigen Kulis für wenige Cents die steilsten Berge heraufgetragen wird. Sehr märchenhaft des Nachts diese leisen Sänften mit ihren kleinen Lichtern unter dem Blätterdach südlicher Bäume!

Man hat behauptet, daß das Grundphänomen unserer modernen westlichen Zivilisation mit ihrer ganzen technischen und ökonomischen, sozialen und politischen Entwickelung, die rapide Zunahme der weißen Menschheit sei. Wenn diese Anschauung wahr ist, so bedarf sie jedenfalls der Ergänzung, daß diese Menschenvermehrung mit einer allgemeinen Steigerung der Bedürfnisse parallel laufen mußte. In China hat der Menschenzuwachs jedenfalls zu dem ganz anderen Resultat, nicht der individualistischen Betonung, sondern der Verachtung des Einzeldaseins geführt. Der Chinese, namentlich aus dem niederen Volk, ist in den Augen seiner Umgebung fast gar nichts, in seinen eigenen gewiß nur sehr wenig wert und das Sterben bedeutet ihm nicht allzuviel. Darin steht er der Natur näher und fester auf dem Boden der Wirklichkeit als der Europäer. Der westliche Individualismus mit seinen gesteigerten Bedürfnissen hat zwar zu einer bisher nicht gesehenen Entfaltung menschlicher Energie geführt, aber um den Preis einer gefährlichen Illusion, deren neuester Ausdruck der Sozialismus, als ein nur verkappter, radikaler Individualismus ist. Der Chinese mit seiner geringen Bewertung des Individuums ist im eigentlichen Sinne viel sozialer, er fühlt instinktiv, jedenfalls handelt er so, als ob der Einzelne nur das unselbstständige Glied einer arbeitsteilig organisierten Gemeinschaft wäre. Das Individuum scheint sich hier in seiner sozialen Funktion zu erschöpfen. — So weit brauchen und wollen wir nicht gehen, wohl aber glaube ich, daß die wirtschaftliche und politische Entwickelung — nicht zuletzt die Erstarkung der Orientalen — die weiße Menschheit wieder zu viel stärkerer sozialer Bildung des Einzelnen führen muß. Der zunehmende Konkurrenzkampf wird die Völker vielmehr zusammenschweißen und als inneres Korrelat dieser Lebensnotwendigkeit ein Gemeinschaftsgefühl zeitigen, von dem unsere materialistische Durchschnittsbildung keine Ahnung hat. Diese Entwickelung würde unserer vertieften heutigen Anschauung vom Wesen des Lebens als einer überindividuellen Einheit entsprechen. Jedenfalls scheinen sich den Völkern, die dieser Tendenz folgen, die besten Chancen im Daseinskampf zu bieten. Auch für unser Innenleben würde es ein großer

Fortschritt sein, wenn der Einzelne von dem Wahn erlöst würde, nur sich selbst zu gehören, um in dem Anschluß an die ihn tragende Allgemeinheit irdische Unsterblichkeit, Freiheit und Schwung zu gewinnen. —

Die Entwickelung von Kunst und Geschmack, ein feines Barometer der Zeitströmung, scheint in Deutschland neuerdings nach dieser Richtung zu deuten, denn ihre innerste Tendenz geht auf die Gewinnung eines Stils, das heißt: einer verlorengegangenen Kontinuität des Lebens.

2. April 1908.

Shanghai gibt dem Ostasienfahrer zunächst ein westöstliches Unbehagen. Merkwürdig, in diesem „Paris des Ostens" fühlt man zuerst so etwas wie Verbannung. Die Oberfläche des Lebens ist in dem ausländischen Settlement sehr zivilisiert. Elektrische Straßenbahnen und elektrisches Licht, große europäische Gebäude (eins der stolzesten darunter, der deutsche Klub, eine Art Renaissance, im Geschmack von vor zehn Jahren), ein europäisches Straßenpublikum, im wesentlichen englisch-deutscher Färbung, Diners und Jours und alles was man haben will, aber — Europa ist das nicht. In diesen Häusern wohnt kein Heimatsgefühl. So kostbar sie gebaut sein mögen, sie behalten doch etwas provisorisches. Auch über den Menschen liegt die Stumpfheit der Kulturferne. Nur materielle Kultur ist da und man fühlt recht, wie wenig sie allein bedeutet. Für den Chinesen ist sie eine ungünstige Folie. Er erscheint an ihr gemessen, plump und unzulänglich. Andererseits wirkt er in diesem seelenlosen Milieu selber noch nüchterner und trockener. — Ganz anders, wenn man die Eingeborenenstadt betritt. Hier ist der Chinese bei sich und zu Hause. In diesem Gewirr von Gäßchen, wo unausgesetzt gekauft und verkauft, gearbeitet, gekocht, geschwatzt und geschrien wird, ist wirkliches Leben, — sehr fremdartig und mit seinem Schmutz und Gestank sicher nicht überall sympathisch — aber doch voll magnetischer Kraft und Suggestion. Dieses unwahrscheinlich nahe und intensive Miteinanderleben, dieser Knäuel menschlicher Interessen, dieser Handelsgeist, dieses bunte Zusammenwirken von Stoffen, Farben, Gerüchen aller Art, das ist glühende ausdrucksvolle Wirklichkeit.

Ich war nicht traurig, als mich die chinesische Eisenbahn gestern von Shanghai nach Nanking entführte. Dieser erste Schnellzug nach Nanking brauchte allerdings zehn Stunden, dafür aber war man im Coupé erster Klasse vorzüglich aufgehoben mit Frühstück und Tee und hatte Muße das reiche im ersten Frühlingsgrün prangende Land an sich vorbeigleiten zu sehen. Der in kleinste Parzellen aufgeteilte Boden ist wie ein Garten bestellt, dazwischen von Bambus- und Weidengebüsch umhegt, zahlreiche Ansiedelungen, belebte Wasserstraßen und von Zeit zu Zeit hochummauerte Städte mit ragenden Pagoden. Das Ganze erinnerte beinahe an Frühlingseindrücke, wie sie Frankreich mit seinem Gartenland und seinen Kanälen bietet. Es wimmelt hier von Menschen. Dies Land

wo zweimal, manchmal dreimal geerntet wird, kann Massen ernähren. Dicht dabei wohnt das Elend. Vor den Städten sieht man Kolonien von Stroh- und Lehmhütten, in denen die Ärmsten hausen, die vor der Hungersnot geflohen sind.

3. April 1908.

Gegen zehn Uhr abends hielt ich meinen Einzug in Nanking. Ein altes Tor öffnete sich knarrend, der Kutscher wechselte einige Worte mit der Torwache, dann rollten wir unter einem mächtigen Tonnengewölbe hindurch in die Stadt. Aber wo war die Stadt? Nichts wie ein großer Park mit Feldern und Büschen. Von der „Stadt" Nanking war diesen Abend nichts zu sehen. — Auch den anderen Morgen auf einem langen Spaziergang nur Frühling und ländliche Eindrücke. Ein etwas hügeliges Gartenland mit chinesischen Bauernhäuschen, Bambus und grünenden Weidenbüschen, kleinen Fischteichen, Maulbeeranlagen, einzeln oder zu rosigen Hainen sich schließend blühende Obstbäumchen. Zitronen- und Perlmutterfalter gaukelten in der Luft. Hier und da hackte ein Chinese in seinen Beeten, wo die Bohnen schon Blühten treiben. Überall der Blick durch Buschwerk begrenzt und auf stiller Fruchtbarkeit ruhend. Damit diese Nähe aber auch eine Ferne gewinne und der menschliche Nutzen sich in zweckloser Schönheit vollende, ragen über diesem Gartenland in reiner italischer Linie einzelne Bergketten empor, auf denen das Licht vom Leben ungehindert wandeln kann. Die nächste davon in vesuvischer Form, heißt bei den Chinesen der Purpurgoldberg. An seinem Fuß außerhalb der Stadt liegt das Grab des ersten Ming-Kaisers, des Befreiers vom Mongolenjoch. Von diesem Grabmal aus kann der Blick Nanking raumzeitlich umfassen. — Die Gegenwart ist arm, der städtisch bebaute Teil, schmutzig und dürftig, die verschiedenen Yamen der großen Beamten mit den Geistermauern und ihren bunten Malereien, erwecken in dem Europäer nicht gerade das Gefühl der Autorität. Aber noch innerhalb der Umfassung zeugen die Ruinen der Kaiserstadt von größeren Zeiten. Die alten Stadtmauern und Tore sind wuchtig und hoch. Doch alle Schauer der Geschichte umwittern erst das Grab des Ming-Kaisers selber. Von hier aus kann der alte Held, wenn er, was bezweifelt wird, wirklich hier liegt, seine Hauptstadt in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken. Achtunddreißig Kilometer ist die Stadtmauer lang, eine sich selbstgenügende Welt mit eigener Ernährungsmöglichkeit umschließend. Nur ein kleiner Teil des Gebiets ist städtisch bebaut. Dahinter dehnt sich die Landschaft, in der es Fasanen und Hasen, Füchse, Dachse und sogar Wölfe gibt. Auch heute noch werden nachts alle Tore geschlossen und immer noch stellt das Stadtgebiet gegenüber dem freien Land einen umfriedeten Bezirk dar. Diese Riesenanlage im ältesten orientalischen Stil, kommt dem westlichen Ideal einer Gartenstadt sehr nahe. Die Mauern umschließen eine Landschaft für sich. Im Osten erhebt sich auf steiler Anhöhe eine Pagode, die „Nordpol-

halle", im Norden schließt eine waldige Hügelreihe die Gegend ab, dazwischen eine üppige intensiv bebaute Niederung, deren mannigfaltige Gestaltung im Wasser, Busch und Feld, von einem Landschaftsgärtner erfunden sein könnte. — Alles dies kann das Auge von dem Ming-Grabe aus mit einem Blick umfassen, auch jenseits in der Ferne noch die Mauern ragen und dahinter die Fluten des Yangtse gleiten sehen. — Das Grab selber liegt in tiefer Sicherheit. Wenn bei kleinen chinesischen Grabanlagen die schützenden Arme der Mutter Erde durch einen halbkreisförmigen Wall dargestellt sind, so hüten hier die hohen Rücken des Purpurgoldberges selber das Grab des ersten Ming-Kaisers, das wie ein Abschied ist, an den Glanz und die Unbeständigkeit der Welt und die Rückkehr in den bergenden Schoß der Erde. — Zwei hochstehende Tore eröffnen den Weg. Eine riesige steinerne Schildkröte, das Symbol der Erde und der Dauer, empfängt den Wanderer. Nach einer kleinen Senkung führt rechtwinklig dazu eine Doppelreihe steinerner Tiere einen Hügel hinan, Löwen, Kamele, Elefanten, immer ein stehendes und ein kniendes Paar, auf dem höchsten Punkte aufrecht zwei mächtige Elefanten. Zwischen kleineren Tierbildern geht es bergab bis zu zwei schönen Marmorsäulen um dann wieder rechtwinklig umzubiegen. Nun geleiten die finsteren Gestalten der Militär- und Zivilmandarinen den Weg. Ein hohes Tor bildete einst sein Ende. Nicht in derselben Richtung, sondern seitlich befindet sich der Eingang in die noch heute, wenn gleich ruinenhaft ragende Grabanlage. Drei parallele Steinbrücken führen über einen Wasserlauf. Dann öffnet sich die Eingangshalle, ein ummauerter Hof, ein zweites größeres Gebäude zum Opferdienst, schließlich ein mächtiger gemauerter Sockel, durch den es in einem Tunnel aufwärts geht. Oben ein drittes dem Totenkult geweihtes Haus. Aber auch hier ist noch nicht das Grab. Die Ummauerung ladet weiter aus, um einen richtigen oben abgeflachten Berg zu umfassen. In diesem Berg, niemand weiß wo, liegt das Kaisergrab. Einst von Menschenhand aufgeschüttet, ist es heute ein grüner Hang mit schönem Laubholz bestanden. — Man erklärt den merkwürdigen Zickzackweg dadurch, daß die bösen Geister irregeführt, nicht zum Grab gelangen sollen. Möglich daß dem so ist. Ich fühle in der ganzen Anlage aber auch einen Rhythmus und einen Zusammenklang von Architektur und Landschaft. Dieses Bergauf und -ab, diese plötzlichen Wendungen des Weges, haben etwas spannendes und in ihrer steinernen Umrahmung Feierliches. Der Weg zum Kaisergrab soll auch dem ehrfürchtigen Besucher nicht leicht gemacht werden. Die Grabanlage selbst ist in ihrem allmählichen Übergang vom Menschenwerk zur Natur von hoher architektonischer Weisheit. Die Tempelbauten steigen rhythmisch an, um in dem gewaltigen Grabhügel schon zur Natur überzuleiten, deren Stimme dann ungebrochen von dem hohen Bergmassiv herniederspricht. In seiner Weise predigt dies Grab, wie auch der große, der geschichtliche Mensch in den dunklen Grund zurücktreten muß, der ihn einst geboren hat.

Hankau hat alle Chance bei etwas entwickelten Verkehrsverhältnissen einmal das große wirtschaftliche Zentrum des Reichs zu werden. Bis Hankau ist der Yangtse vom Meere aus im großen Stil schiffbar, während nach der anderen Seite seine Wasserader für kleinere Dampfschiffe und Dschunken noch hunderte von Meilen ins Land hinein reicht. Dort hat die Verbindungsbahn Peking-Canton, auf der binnen kurzem eine Eisenbahn gehen wird, etwa ihre Mitte. Dazu kommen die Mineralien, die an diesem Teile des Yangtse sich finden. Was jetzt von Hankau exportiert wird, Häute und Felle, Sesam, Baumöl, Eierpräparate, Tee, ist ja nur ein ganz kleiner Anfang zu dem was die an landwirtschaftlichen Produkten so reichen Länder abgeben können. Ich könnte mir Zeiten denken, wo von Hankau aus Fleischereien im größten amerikanischen Stil die Welt mit ihren Produkten überschütteten, wo sich ein neues Zentrum des Weltgetreidemarktes hier gebildet hätte, wo die mannigfachen in China aus uralter Zeit überkommenen Handfertigkeiten in Seiden und Silber, in Bronze und Stickereien, Flechterei, Porzellan, Steinguterzeugung, Holz- und Lackarbeiten, hier zu großen exportfähigen Manufakturen sich verdichteten. Bis dahin wird noch viel Wasser den Yangtse herabfließen. Auch werden mannigfache Faktoren wie die große Küstenentwickelung Chinas, die Verschiedenheit der Dialekte und Stämme, die Mannigfaltigkeit der klimatischen Bedingung immer auf Produktion und Handel des Landes dezentralisierend wirken. Immerhin, wird das Yangtsetal wohl immer mehr zur Mitte in diesem Reich der Mitte werden. Damit aber wäre die Stellung Hankaus gesichert, dergestalt, daß sich die Bedeutung der Plätze Shanghai und Hankau einmal umkehren könnte.

Ich kann mir nicht anders denken, als der Rationalismus unserer westlichen Wirtschaft in dem materiellen und berechnenden Naturelle des Chinesen, wenn einmal überhaupt verstanden, sehr feste Wurzel fassen und einen entwickelten Kapitalismus — im Guten wie im Schlimmen — zeitigen muß. Alles wird in dieser Beziehung darauf ankommen, wie schnell sich eine intelligente Oberschicht der Bevölkerung bildet. Denn der Weg vom Europäer zum chinesischen Volk kann nur durch einen Mittelsmann gehen, dessen Rassenmerkmal chinesisch und dessen Kopf europäisch ist. Die ungeheure Armee bedürfnisloser, nur von der Hand in den Mund lebender Menschen in China, ist ja eine geradezu ideale Basis kapitalistischer Wirtschaft. Diese Menschenmassen sind das wirklich Grandiose in China. In welchen Hekatomben sie auch zugrunde gehen — und es ist dies ja nur die Kehrseite dieser Fülle — davon gab das große Unglück oberhalb Hankau wieder einen erschütternden Beweis. Bei meinem Eintreffen in Hankau war der Yangtse allenthalben mit Schiffstrümmern und Wracks bedeckt. Die Regenfälle im Gebirge hatten in einem Nebenfluß des Yangtse eine solche plötzliche Flutwelle erzeugt, daß hundert dort liegende Dschunken in einem Augenblick kenterten. Einige tausend Menschen sollen dabei ertrunken sein.

Daß letzten Endes doch Gedanken die Welt regieren und in den stillsten Winkeln sich das Schicksal vollzieht, dafür sind auch diese Menschenrassen Chinas ein Beweis. Denn diese Fülle folgt aus der religiösbetonten Anschauung, daß Nachkommenschaft, besonders männliche Nachkommenschaft zu haben, von höchstem Wert und Bedeutung sei. Dieser tiefsoziale Instinkt, der das gerade Gegenteil von unserem „Ausleben des Individuums" bedeutet, hat sehr frühe Eheschließungen und damit den Kinderreichtum zur Folge, aus dem diese Menschenfülle emporwächst. Daß der Wert der Familie, des überindividuellen Lebenszusammenhanges dem Chinesen wirklich lebendig ist — es ist vielleicht der einzige dies Volk wirklich beherrschende sittliche Gedanke — hat China durch die Jahrtausende erhalten und gewährt ihm auch heute noch seine Zukunft. Denn alle fremden Herrschafts- und Ausbeutungsgelüste müssen letzten Endes an diesem Menschenblock scheitern, der, so mannigfache Verschiedenheiten sich auch in ihm finden mögen, doch in der Ablehnung alles Ausländischen einig ist.

Peking, den 4. Mai 1908.

In dem Himmelstempel vollzieht sich der Gottesdienst des Kaisers der Chinesen. Dort übt der Beherrscher jener Hunderte von Millionen den ihm allein vorbehaltenen höchsten Kultus aus. Der Kaiser, der, wie man gesagt hat, zugleich ein hoher Priester, ein Gott und ein Atheist ist, betet und opfert dort seinem Vater, dem Himmel als dem höchsten und letzten Prinzip der Welt. In dieser Religion des Kaisers scheinen Ahnenverehrung und Naturkult, die zeitlich geschichtliche und die räumlich natürliche Seite der Welt in eigentümlicher Weise zusammengefaßt. Der Kaiser ist der Sohn des Himmels. Das würde vielleicht in unserer Sprache lauten: Der Staat ist die Fortsetzung der Natur, eine zweite Natur, deren wenn auch nur abgeleitete Ordnung auf gleichem höchsten Rechte ruht. Das heißt aber auch umgekehrt: Die Natur ist ihrem Wesen nach Macht und Autorität, ein letzter Wille, dem wir uns zu beugen haben. Es heißt aber auch ferner, daß diese Naturgewalt ihre volle Inkarnation in einem kaiserlichen Übermenschen finden kann. Hierin liegt, wenn man will, der atheistische Zug der Kaiserreligion. Ein Gott muß in dem Sinne Atheist sein, daß er keine anderen Götter neben sich gelten läßt. Nur vor sich selber kann der Kaiser Ehrfurcht empfinden. Damit wendet er sich aber in mystischer Auffassung dem Weltgrunde selber, dem Himmel zu. In diesem Sinne ist der Kaiser der hohe Priester seiner eigenen Gottheit. Wenn ich diese Kaiserreligion richtig deute, so hat der alte mystische Grundgedanke der Wesensidentität des Menschen mit Gott hier zugleich eine naturalistische Erweiterung und politisch-historische Zuspitzung erfahren. Eine naturalistische Erweiterung, denn nicht ein raumloser innerer tiefster Punkt, sondern die Welt gerade in ihrer räumlichen Ausdehnung, der Himmel, ist das Element, in dem Gott und Mensch sich berühren.

Die Anschauung der Chinesen ist mehr wie die des Abendlandes auf das Reich der Luft gerichtet. Überall kehrt der stilisierte Wolkenhimmel als dekoratives Moment wieder, bald rein und unbelebt über Meer und Gebirge aufsteigend, bald von Kranichen, Phönixen, Drachen durchflogen. Immerhin kann unser Gefühl hier noch folgen. So erschauert Zarathustra im Anschauen des über ihm sich wölbenden Lichtabgrundes in göttlichen Begierden. So heißt es in Goethes italienischer Reise bei der Beschreibung des römischen Karnevals: Der blaue Himmel so unendlich rein und schön, sah so edel und unschuldig auf diese Possen. So steigt vor mir die Erinnerung an den blauenden Himmel eines Vorfrühlingstages auf, den jugendlicher Trennungsschmerz und Abschiedswehmut ganz erfüllten. Eben war der Schnee erst aus der Luft verschwunden, schon ruhte die Sonne warm auf dem Erdreich, alle Bäume noch kahl und doch überall die Ahnung sich erneuernden Lebens. Da verwandelte sich diese Himmelsglocke in etwas seelenhaftes und es war als ginge von ihr eine große Sicherheit aus, dergestalt, daß nichts in der Welt verloren gehen könne, daß jede Trennung keine wirkliche Trennung, daß jeder Abschied kein wirklicher Abschied sei, sondern, daß alles Schöne und Vollkommene der Welt seine wahre Heimat und seinen ewigen Bestand in jenem göttlichen Himmelsauge habe, daß in makelloser Seligkeit herabzublicken schien. — Das alles sind westliche, sehr westliche Empfindungen. Immerhin schlagen sie eine Brücke zu jenem Naturkult der Kaiserreligion. Das eigentliche Rätsel beginnt für uns erst damit, daß diese Himmelsverehrung mit einer Vergöttlichung des Staates und seiner Geschichte verschmolzen ist. Denn der Kaiser von China ist die Verkörperung der Staatsidee selber. Alle staatliche Ordnung und Macht ist von ihm abgeleitet.

Zunächst scheint jenes Staatsgefühl in der lebendigen Überzeugung eines eminent friedlichen Volkes von dem Wert und Nutzen einer höchsten Ordnungs- und Friedensgewalt zu ruhen. Indessen fließt unter dieser Oberfläche als Unterstrom die Verehrung des Bestehenden als eines Gewordenen. Das Gefühl, daß alle Vergangenheit fortwirkt, lebt, ist dem Chinesen selbstverständlich. Wie der Chinese zu seinen Ahnen, das heißt zur Geschichte seines eigenen Wesens mit Anbetung aufblickt, so sieht er auch im Staat nicht Willkür und Zufall, sondern eine aus dem Naturgrunde hervorgewachsene Schicksalsmacht, der Unterordnung und Ehrfurcht gebührt.

Diese ganze Anschauungswelt mit ihren für uns nur zu erratenden Gefühlsfarben, muß man vor Augen haben, wenn man den Himmelstempel in Peking betritt. Dieser dem Himmel geweihte Raum, ist ein Park mit Rasenflächen und Hainen von alten Lebensbäumen und Koniferen. Durch mehrere konzentrische Mauernringe ist er in Bezirke von zunehmender Heiligkeit eingeteilt. Im innersten Ringe liegt der große weiße Marmoraltar, auf dem der Kaiser seinem Ahnherrn opfert, eine runde in drei Stufen ansteigende Terrasse von erlesener Reinheit und Einfachheit der Form. Dort hält der Kaiser zweimal im

Jahre mit dem Himmel Zwieſprache. Wendet ſich aber der Blick der Erde zu, ſo leuchten aus dem Graugrün alter Bäume tiefblaue wie mit Gold beſtreute Tempeldächer herüber. Vor allem der Tempel des glücklichen neuen Jahres, der, ſelber ein Symbol des azurenen Himmelshauſes, ein dreigeteilter runder blauer Turm mit goldenem Knauf auf dreigeteilter weißer Marmorterraſſe aufſteigt. Die durchbrochenen Wände nehmen ihm alle Schwere. Und doch hat dieſer ſcheinbar ſchwebende Tempel etwas ſo ſicher Ruhendes, wie die Himmelsglocke ſelber. Auch das Innere, eine Art Wölbung in Holzkonſtruktion, iſt in ſeiner blaugrün-goldenen Pracht mit dem Sonnenauge in der Mitte, ein ſtiliſierter Himmel. — Noch ſchöner ſah ich dasſelbe Motiv in einem alten halbverfallenen Mondtempel. Dort war der Fußboden tiefblau und die Decke kühl, dämmernd wie die Nacht. —

Die ganze Anlage des Himmelstempels erinnert mich an den Park von Verſailles. In beiden ſpricht ſich ein Höhen- und Herrſchergefühl aus. Iſt der Roi Soleil nicht dem Sohne des Himmels nahe verwandt? Verſailles iſt kunſtvoller, reicher, bewußter; der Himmelstempel iſt dafür unvergleichlich naiver und ſtärker. Nicht eine vorübergehende hiſtoriſche Kombination und das Selbſtgefühl eines einzelnen Menſchen ſpricht ſich in ihm aus, ſondern der Lebensinſtinkt einer jahrtauſende alten Raſſe.

Peking, den 10. Mai 1908.

Schon oft hatten die Bergeszinnen herübergegrüßt, wenn über die Mauern und Tore von Peking hinweg die untergehende Sonne ſie mit goldenem Staub umhüllte, oder das Morgenlicht ihnen roſige Klarheit gab. Geſtern durfte ich zuerſt ihren Boden berühren.

Tje-tai-tſe iſt eine Art buddhiſtiſchen Kloſters. Eine andere Bezeichnung iſt: Zehntauſend Jahre alter Buddhatempel. Es iſt der erſte gutgepflegte Tempel, den ich bisher in China geſehen, das erſtemal, daß ich einen Hauch von Buddhas Geiſt hier verſpürt habe. Aus dem kahlen Bergland erhebt ſich ein mit Eichen- und Maulbeerbäumen beſtandener Hang. Goldgrün leuchtet das junge Laub in der ſtarken Sonne. Hoch oben auf einem Vorſprung, von alten Nadelhölzern umgeben, ſteigen terraſſenförmig die Tempel an. Wie ſtill es hier oben iſt, wie fern der Welt, die unten in ſtaubiger Ebene bis an die Tore Pekings ſich dehnt. Hier iſt der Ort, um durch Entſagung den Frieden zu erlangen und alle Weſen in leidvoller Liebe zu umfaſſen. Im Tempel thront in grünblauer Dämmerung auf rieſiger Lotusblume golden das Buddha-Bild und verbreitet heiliges Schweigen. Aber inniger noch fühlt man ſein Weſen im Anſchauen der alten Bäume. Liebevolle Pflege hat dieſe Stämme hunderte von Jahren umgeben. Sie durchwachſen in knorrigen Formen die Tempelterraſſen und ſchließen ſich ſchattig über ihnen zuſammen, hier und da einen Durchblick in die Ferne umrahmend. Ein Wunder vor anderen iſt der „Tauſendjährige Baum". Wie eine alte Eiche oder Weide, geht ſein ſilberweißer Stamm dicht über dem Boden in vielen ſtarken Zweigen aus-

einander, um ein breites Wipfeldach voll grünblauer Nadeln zu wölben. Ein steinerner Zaun schützt fein gearbeitet das herrliche Gewächs in dem uraltes Leben von frommer Hand behütet, sich zu reiner Schönheit vollendet hat. —

Nachmittags vor dem Aufbruch noch eine Stunde der Ruhe. Der Wind rauschte in den alten Bäumen, an der blauen Himmelstiefe zogen helle Sommerwolken vorüber, und in der fernsten Ferne kreiste über dem Bergland ein Adler. —

8. Juni 1908.

In Europa schlafen die Könige im Zwielicht alter Kirchen oder Mausoleen, durch bunte Scheiben nur dringt der Tag in Räume, die von menschlichen Zeremonien erfüllt sind. Neben den Kaisergräbern Chinas erscheint dies alles künstlich und klein. Hier ist ein ganzes Gebirgstal gerade groß genug die machtvollen Schatten zu fassen. Die westlichen Kaisergräber (etwa 100 Kilometer südwestlich Pekings), liegen in einem weiten Gebirgskessel, der von kühngezackten öden Felsenbergen umschlossen ist. Ein Wald- und Wiesental mit klaren fließenden Wassern, alten Weiden, Kiefern, Lebensbäumen, mit weißen Marmorbrücken, Marmorbogen und gelben Tempeldächern — dahinter die dunkle Gebirgswand, in olivgrünen und violetten Tönen, manchmal auch unter einer unerbittlichen Sonne tiefblau, wie in Saphir geschnitten, starrend. Wie schicksalsvoll ist diese Felsenmauer rings um das Tal des Todes! Und wie frisch die grüne Niederung mitten in einem Lande, wo in diesen dürren Frühsommertagen allenthalben Staubsäulen über den verbrannten Boden wandern! —

Der alte Mandarin, der diese Grabstätte der Mandschu-Dynastie zu bewahren hat, empfing uns mit chinesischer Freundlichkeit in seinem Yamen, wo schnell das Nachtquartier gerichtet war. — Nach den glühenden Tage ein Bad im schilfigen Flüßchen. Diese Kühle, dieses Labsal! Wie liebten wir gleich diesen Wasserlauf durch Wiesengründe, in dem ein alter Flußgott uns, den Fremden, so willig seine Wundergaben für Leib und Seele bot. Dann kam die Nacht herauf und frische Düfte erfüllten die Stille. Eine Mondsichel sah mit ungewissem Licht durch die Baumzweige. Nur die größeren Sterne traten aus dem sanft umflorten Himmel hervor. Unter den dunklen Bäumen aber sang unablässig mit den Grillen und Fröschen um die Wette ein chinesischer Pan auf seiner Flöte die Nacht an, während in fernen Hüttchen ein anderer Träumer leise die Laute schlug.

14. Juli 1908.

Pi-yiing-sse ist kein weltentlegener Ort buddhistischer Anbetung. Nur wenig über die Ebene erhöht, kann der Blick von hier aus den Sommerpalast, die Edelsteinpagode und in der Ferne ganz Peking umfassen. Bei klarem Wetter leuchten die Dächer der Kaiserstadt golden bis hier herüber. — Auch die reiche Marmorarchitektur aus dem achtzehnten Jahrhundert atmet Lebensfülle und

Lebensfreude. Indischer Einfluß ist unverkennbar. Aber nicht die entsagungsvolle Strenge, sondern die an tropischen Formenreichtum sich entzündende Naturliebe des Buddhismus lebt in dieser Steinarbeit. An dem Eingangstor sind bakchische Reliefs, musizierende und andere heiter bewegte Gestalten im Walde; reiche Blumenornamente ersprießen allenthalben dem Stein; auf dem weißen Marmorsockel, der die Pagode trägt, thronen die ernsten Buddhagestalten in einem übermütigen Rankenwerk stilisierter Pflanzen, während darüber ein mit Bullenköpfen verzierter Fries stolz und trotzig herniederblickt. So kehrt auch hier die weltentsagende Religion zum Preise des Lebens zurück und wie sollte es anders sein!? Ist doch jede Weltanschauung ihrem Wesen nach ein Sieg des Lebens.

Aber Pi-ying-sse stammt aus älteren Zeiten und weist auf ursprünglichere Gefühle zurück. Die buddhistische Liebe zur belebten Natur traf auf den alten chinesischen Naturkult und verband sich mit ihm. Die taoistische Vorstellung von Fung-shui (Wind, Wasser), d. h. von den Stellen, wo Wind und Wasser richtig sind, wo das Weltgesetz das Tao sich richtig vollzieht, hat die Errichtung von Pagoden und Tempeln beeinflußt. Viele buddhistische Heiligtümer liegen auf luftigen Höhen oder bergen eine klare kalte, manchmal auch eine wohltätige warme Quelle in ihrem Bezirk, und nur an diesen Stellen sind schöne alte Bäume in dem entwaldeten Land zu finden.

Auch Pi-ying-sse ist eine Stätte des Naturkults. Zwei Bergriesen schützen das Heiligtum, köstliches Wasser sprudelt aus marmornem Drachenkopf hervor und Lebensbäume, Koniferen, Laubhölzer umschatten das Tempelland, in dessen Umwallung auch eine Herde schwarzer Ziegen und Schafe die Nacht verbringt.

Nichts heimlicher als das Murmeln des klaren Quells, dem halb versalien und grasbewachsen ein hölzerner Trommelturm und ein Paukenturm lauschen. Eine Treppe höher, in einem zweiten Hof, dieselbe träumerische Wildnis, ein schilfbewachsener Goldfischteich, über den eine Trauerweide sich neigt. Wie süß das Mondlicht diese Räume erfüllte in der heißen Julinacht, wo noch alle Steine von den Gluten des vergangenen Tages brannten. Und weiter hinan die Pracht des weißen Marmorbaues!

In dieser feierlichen Stunde war alles Weltliche geschwunden. Wie ein Altar des reinsten Dankes ragte der leuchtende mit 7 Pagoden gekrönte Sockel der Nacht und den Gestirnen entgegen. Das Mondlicht liebkoste den weißen Stein und lag wie Silberglanz auf den Stämmen der alten Nadelhölzer. Dahinter die gewaltigen Bergesschatten gegen den dämmerigen Himmel. Nur hier und da ließ der Mond die Rippen und Knochen der schweigenden Riesen hervortreten: In einem Seitental beim Tempel „des schlafenden Buddha" wurde eine alte Brummglocke angeschlagen. Irgendwoher aber antwortete ihr Zarathustras trunkenes Nachtlied, des Name ist „Noch einmal", des Sinn ist „in alle Ewigkeit".

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Der Vielgewandte/ Novelle von Hans Reisiger

Kein Ort der Welt schien Herrn Peter Lobesam so schön, so paradiesisch, so richtig gartenhaft zu sein, als der kleine, sonnige, mit vielen Blumen bepflanzte Abhang, der hinter dem Hause des Herrn Gügel zwischen zwei grünen Zäunen sich zu dem Fluß hinabsenkte.

„Hier ist es so ländlich," pflegte er zu sagen, wenn er Fräulein Bianka Böck half, die Nelken und Radieschen zu begießen; denn das tat er jeden Abend. Sein größtes Entzücken jedoch waren die Salatbeete, die ganz zu unterst, dem Flusse am nächsten, lagen. Um zu ihnen zu gelangen, mußte man, da das Ufer sich plötzlich senkte, eine kleine, in die Erde gegrabene Treppe, auf deren Stufen hölzerne Bretchen lose lagen, hinabsteigen. War man dann unten angelangt, so war von den Fenstern des Hauses, auch des oberen Stockes, nichts mehr zu sehen, und nur das Dach konnte man noch gewahren. Nichts dünkte nun Herrn Peter Lobesam lieblicher und sommerlicher, als hier unten zu stehen und das Wasser aus Fräulein Biankas Gießkanne auf die breiten, grünen Blätter erfrischend rauschen zu hören und in die braune Erde rasch einziehen zu sehen, indes der nahe Fluß freundlich vorbeiströmte, und die Luft ganz allmählich kühler und blasser wurde. Es war nicht ausgemacht, ob Fräulein Bianka Böck die Passionen des jungen Herrn Lobesam teilte. Jedenfalls verweilte bei der abendlichen Gärtnerei auch sie stets am längsten bei den Salatbeeten, welchen Umstand man aber auch einfach damit erklären konnte, daß hier der natürliche Abschluß ihrer Tätigkeit gegeben war, und daß es lieblich sein mußte, angesichts des Flusses, den durch Wasser reichlich erfrischten Garten hinter sich, noch so ein wenig herumzustehen, indes das Haus, von dem nur noch das Dach zu sehen war, schon in die leise aufdunkelnde Unwahrscheinlichkeit des Abends halb versunken schien.

Ob jedoch Fräulein Bianka Böck etwa auf ihrer rosigen Wange den liebkosenden Blick spürte, den Herr Peter Lobesam schräg von der Seite darüber gleiten ließ; oder ob sie ein Empfinden hatte für die tiefe Erregung, die sie in seinem Herzen entfachte, wenn sie ihre Hand ordnend an ihr aufgestecktes Haar führte, und der weite Ärmel ihres Kleides zurückfiel und ihr bloßer Ellenbogen im Vorbeigehen die Schulter ihres Nachbars berührte; oder ob sie etwa des magnetischen Reizes sich bewußt war, den ihr schlank um die große Gartenschürze zusammengezogener Ledergürtel auf die Hand des Salatliebhabers ausübte — alle diese Fragen blieben für Herrn Lobesam durchaus unentschieden. Denn er glaubte stets in der Luft zwischen sich und ihr etwas Entfremdendes, Hochmütiges zu fühlen, das ihn stets peinlich verhinderte, einen seiner zärtlichen Wünsche auf seine Ausführbarkeit zu erproben.

Dieſes Fluidum war jedoch andrerſeits nicht ſtark genug, um Herrn Lobeſam für immer von ſeinen abendlichen Neigungen zurückzuhalten. Insbeſondere da er ſich nicht vorſtellen konnte, daß Fräulein Bianka Böck irgendeinem andern männlichen Weſen gegenüber etwa zutraulich oder gar zärtlich hätte ſein können. Er hatte ſie ein einziges Mal zuſammen mit Herrn Gügel geſehen, der das obere Stockwerk ſeines Hauſes bewohnte. Er hatte, unbemerkt eines Sonntagnachmittags den Gartenweg herkommend, geſehen, wie der dicke, kleine Herr Gügel ſehr nahe bei Fräulein Bianka, unweit von den Salatbeeten, ſtand, und, ſie mit ſeinen vorſtehenden Augen anſehend, ſagte: „— na? wie?!," wobei er mit den Händen in ſeinen Taſchen herumklimperte und einen rechten Tanz aufführte.

So war es Herrn Lobeſam erſchienen, der, von oben herkommend, dieſen Vorgang aus halber Vogelperſpektive erſpähte. Das Herz aber hatte ihm freudig geſchlagen, als er die hochmütige und kalte Miene geſehen hatte, die Fräulein Bianka Böck zu dieſem „na? wie" gemacht hatte. Ja, hochmütig und kalt ſchien ihm noch nicht genug, er glaubte in dieſem Ausdruck etwas wie Hohn und Ekel finden zu müſſen. Und die dicke, goldene Uhrkette, die auf dem Bauche Herrn Gügels in der Sonne glitzerte, hatte in den Augen Herrn Lobeſams die traurige, rohe und lächerliche Rolle, die Herr Gügel in dieſer nachmittäglichen Szene ſpielte, in nichts würdiger machen können.

Wenn Herr Peter Lobeſam ſich dieſe Miene Fräulein Bianka Böcks vergegenwärtigte, ſo ging ſeine freudige Kühnheit manchmal ſogar ſo weit, daß er ſich kleine zufällige Berührungen, Blicke, Worte, kurz ihr ganzes Weſen ihm gegenüber als eine Art ſcheuer oder herber Provokation vorſtellen zu müſſen glaubte. Und es erſchien ihm oft unglaublich, ärgerlich, jämmerlich oder verhext, daß dieſe zeitweilig ſogar zur Überzeugung gewordene Idee ſich immer in dem leichten rötlichen Schein des Haares Fräulein Biankas, in dem Hauch ihrer Kleider ſogleich zaghaft verflüchtigte und er beim beſten Willen ſich zu nichts provoziert fühlte.

Fräulein Bianka Böck bewohnte zuſammen mit ihrer tauben Mutter zwei Zimmer in dem unteren Stock des niedrigen Hauſes. Sie räumte Herrn Gügel, der, wie geſagt, im oberen Stock wohnte, die Stuben auf und beſorgte ihm das Nötigſte.

Wenn Herr Peter Lobeſam an dieſen letzteren Umſtand dachte, ſo drehte ſich ihm das Herz im Leibe um. Er ſah im Geiſte ihre himmliſchen, nur von der Arbeit etwas geröteten Hände die Kiſſen und Bettwülſte aufſchütteln und zurechtſtreichen, in denen Herr Gügel jede Nacht ſeinen dicken Körper ausruhte; die Hände, die er, Herr Lobeſam, hätte liebkoſen und mit ſeinen Lippen hätte berühren mögen. Er ſah, wie ſie ſein zerknault herumliegendes Nachthemd glättete, zuſammenlegte und unter das Keilkiſſen ſteckte.

Er sah, wie sie das Wasser, das er schmutzig im Waschbecken zurückgelassen hatte, in den Eimer goß, den sie dann, die eine Hand am Geländer, die hölzerne Treppe hinabtragen mußte.

Er sah, wie sie ihm die tausend kleinen Gegenstände auf seinem Schreibtisch abstäubte und arrangierte, indes sie mit ihren grünen Augen diese oder jene Photographie sich besah oder eine Briefadresse las. Er sah, wie sie ihm die Schuhe blank bürstete, wie sie ihre Hand in denselben Stiefel steckte, in dem sein dicker, froschartiger Fuß sich aufgehalten hatte. Ja er hatte es einmal zufällig mit seinen leiblichen Augen erblicken müssen, daß Fräulein Bianka ein Paar unförmiger Hosen über dem Arm hatte, die sie in ihr Zimmer trug, wo sie sich wohl ein Viertelstunde lang damit hinsetzte und drei abgerissene Knöpfe annähte. Damals, als Herr Lobesam *dies* gesehen hatte, hätte er Herrn Gügel unverweilt mit seinen eigenen Hosenbeinen erdrosseln und den kleinen stählernen Fingerhut auf Fräulein Biankas Mittelfinger als ewige Reliquie inbrünstig an sein Herz bergen mögen.

Und wieder, wenn er sich jene unzweideutige Miene vergegenwärtigte, mit der sie damals Herrn Gügel angesehen hatte, so begann er von neuem zu grübeln über die Frage: was *denkt* sie bei solchen schnöden Verrichtungen? Muß sie nicht durch diese immer wiederholte Besorgung so höchstpersönlicher Dinge notwendig am Ende in eine Art intimen Verhältnisses zu Herrn Gügel geraten?

Oder dachte sie etwa wirklich gar nicht an ihn, selbst wenn sie sein Bett machte und sein Nachthemd umdrehte? hatte sie vielleicht nur so allgemeine Wirtschaftsgedanken? oh, und an was würde sie wohl denken, wenn sie *sein* — Herrn Peter Lobesams — Bett zu machen hätte?

Über alle solche Erwägungen und Empfindungen wäre Herr Lobesam wahrscheinlich nie hinausgekommen, wenn nicht an einem Sommerabend das Folgende sich ereignet hätte.

Der Sonntag war derjenige Tag, an welchem Herr Gügel sich zu erholen und nachmittags im Garten sich zu erlustieren pflegte. Er nahm dann oftmals auch seine Abendmahlzeit im Freien ein, und Fräulein Bianka war es, die ihm Suppe, Kotelett, Salat und Bier in die kleine Laube getragen brachte, die an der einen Seite des Gartens stand.

Herr Lobesam vermied es, an diesen Abenden zu erscheinen, seit er an jenem Sonntag Herrn Gügel hatte bei Fräulein Bianka stehen sehen. Er vermied es jedoch nicht mit der ruhigen Konsequenz eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt hat; vielmehr hatte er jeden Sonntagnachmittag einen neuen, harten Kampf zu kämpfen mit seinem Verlangen, Fräulein Bianka zu sehen; und der Gedanke an die ruhigen, beim Rauschen der Gießkanne ungestörten Wochenabende wehte ihn dann melancholisch und sehnsüchtig an.

Eines Abends endlich geschah es, daß er sich nicht länger bezwingen konnte

und beschloß, doch noch sich auf den Weg zu seinem Salatparadies zu machen. Er hatte den ganzen Nachmittag allein zu Hause gesessen. Viele geputzte Sonntagsmenschen waren allenthalben ins Grüne gepilgert und hatten ihre Wohnungen still zurückgelassen. Herr Lobesam, der ja eigentlich auch hätte spazieren gehen können, war jedoch in einer gewissen wehleidigen Stimmung in seiner Stube geblieben und hatte wohl mehrere Stunden mit allerhand Träumereien und Herumblättern in Journalen sich die Zeit vertrieben. Am Schluß war er über ein Heft geraten, in dem sich Berichte und Photographien aus aller Herren Länder befanden: interessante Dinge aus dem Theaterleben; Porträts schöner Frauen; das Bild einer fremdartigen, dunkeln, nur mit leichtem Schmuck phantastisch und lockend bekleideten Tänzerin; dazwischen auch zwei oder drei elegante und romantische Liebesgedichte und allerlei der Art.

Herr Peter Lobesam saß lange Zeit betrachtend und träumend darüber, und als er am Ende das Heft zuschlug, fühlte er sich mit einem Male abenteuerlich angeregt; er vermeinte den Hauch des „Lebens" zu spüren, das irgendwo draußen in gedämpfter Glut schimmerte, brauste und flirrte, und es überkam ihn, indes er vom Tische aufstand, eine Art Lebemannsrausches, eine Art zuversichtlicher Sehnsucht, Wein zu trinken, zu küssen, bei feinen Speisen elegant zu plaudern und die Fieber der Erwartung sicheren Liebesglückes zu spüren. Und all dieser undeutliche Drang vereinigte, erlöste und verstrickte sich zugleich schließlich in dem Gedanken an Fräulein Bianka Böck.

Und kühn, glühend und sorglos entschloß er sich, sie noch heute abend zu sehen. Die Stube war schon dämmerig, und als Herr Peter Lobesam an dem Spiegel vorbeiging, fand er sich interessant und fein aussehend.

Die Luft draußen war immer noch sehr warm. Jedoch schien es, als ob zugleich mit dem sacht entschwindenden Licht der Staub des Tages sich verzöge und man reiner atmen könnte. Und als Herr Lobesam sich dem Flusse näherte, wurde ihm fast feierlich zu Mute, und es schien ihm beinahe, als werde seine elegante Abenteurerstimmung von dem kühlen stillen Rauschen unmerklich ins Unbestimmte hingenommen.

Der Garten Herrn Gügels lag ruhig und friedlich mit seinen golden angeleuchteten Büschen da. Auch das zweistöckige Haus schien wie von der Abendsonne verklärt. Alle seine Fenster waren geöffnet, und Herr Lobesam mußte einen Augenblick daran denken, daß nun Fräulein Bianka Böck gewiß schon das Zimmer Herrn Gügels zurechtgemacht hätte, sein Bett abgedeckt, frisches Wasser hereingebracht und die Fenster selbst aufgemacht hätte, um die kühlere Luft hereinzulassen. Er ließ sich jedoch von diesem schnöden Gefühl nicht übermannen, sondern ging, indes er seine Miene gleichgültig-unwiderstehlich formte, auf die grüne Gartentür zu.

Es ließen sich Stimmen vernehmen, die von dorther kamen, wo die Laube

stand. Herr Lobesam hörte sogar das laute Organ der Mutter Fräulein Biankas, der alten Frau Böck, die mit Befriedigung in die Stille ihrer eigenen Taubheit hineinplärrte. Frau Böck saß gewöhnlich um die Abendstunden höchstens eine Weile auf der Bank, die unmittelbar neben der Haustür und unter den Fuchsien ihres Fensters stand. Daß sie jetzt mit in der Laube saß, berührte Herrn Lobesam sogleich seltsam, und er merkte, wie sich seiner jenes wirre und besinnungslose Gefühl bemächtigte, das uns vor plötzlichen, neuartigen Geschehnissen zu ergreifen pflegt.

Man konnte, wenn man den schmalen Weg entlang kam, die Laube nur von der Seite sehen und also ihr Inneres nicht erforschen. Herr Lobesam sah sich denn auch mit einem Male wie im Traum dicht vor Herrn Gügel, der hinter dem kleinen Tisch auf der schmalen Bank saß, die in der Laube rund herum ging. Herr Gügel hatte die Serviette noch in seinem weiten und niedrigen Kragen stecken und war sichtlich in großer Wärme.

Auf dem Tisch standen zwei Teller, auf deren einem der Knochen eines Koteletts lag, ein Glas, eine Weinflasche, Apfelsinenschalen und ein Aschenbecher, um dessen Rand sich eine nymphenhafte Person aus Bronze herumschlang. Und an dieser Person spielte die Hand Fräuleins Bianka Böcks und ging auch nicht weg, als Herr Gügel soeben in diesem Moment mit seinem fetten Zeigefinger die Asche von seiner Zigarre über dem Becher herunterklopfte.

Herr Lobesam wurde ohne großes Aufsehen begrüßt und fand neben der alten Frau Böck seinen Platz auf der schmalen Bank. Das Herz schlug ihm außerordentlich rasch, ohne daß er recht fühlte, weshalb. Er konnte sich nicht erinnern, Fräulein Bianka Böck jemals so schön gesehen zu haben. Sie erschien ihm fast wie ein fremdes Wesen, das aus einem bunten, zauberhaften Reiche hierher in diese nüchterne Wirklichkeit gebannt und zu schmählicher, den Schmelz ihrer Schönheit roh vernichtender Arbeit gezwungen sei. Jetzt, wie sie da so saß, schien es ihm, als ob die unbestimmt und blaß im Sommerabend ziehenden Farben gleichsam in dem Muster ihrer leichten bunten Bluse, in dem Schimmer ihres Haares und der Rosigkeit ihrer Wangen zum Leuchten kämen. Und neben dem grauen, dicken Anzug und dem glasigen Gesicht Herrn Gügels erschien sie ihm so recht als der Inbegriff von Frische und Blüte.

Es läßt sich nun kaum beschreiben, welch ein Gefühl Herrn Peter Lobesam durchzuckte, als er, in seiner Aufregung noch kaum darauf achtend, in welcher Weise man sich unterhielt, plötzlich sah, wie Fräulein Bianka Böck ihre Hand, die sie im Sprechen erhoben hatte, auf das Bein Herrn Gügels sinken und sie dort ruhen ließ. Herr Lobesam traute seinen Augen nicht.

Es konnte kein Zufall sein. Die Hand blieb ruhig liegen, indes man von gleichgültigen Dingen weitersprach, und alle ihre fünf Finger waren leicht an dem dicken Fundament ausgebreitet. Herr Gügel selbst schien nicht im mindestens

über dieſe Berührung erſtaunt. Man ſah, daß er ſie bemerkte, aber als ſelbſtverſtändlich hinnahm. In demſelben Augenblick hörte Herr Lobeſam auch, wie Fräulein Bianka ihren Nachbar mit „Du" anredete.

Und indes er noch in ſeiner Erſtarrung daſaß, ſah er plötzlich, daß ihn Fräulein Bianka mit ihren grünen Augen anſah, und hörte, wie ſie mit ihrer etwas belegten Stimme ſagte: „Herr Lobeſam weiß ja noch gar nichts." Darauf ſah auch Herr Gügel ihn an, ohne eine Miene zu verziehen, und ſah ebenſo wieder weg, in ſeinem eigenen Blick verglaſend. Und indes die alte Frau Böck irgend etwas zu plärren anfing, ſagte Fräulein Bianka in demſelben unveränderten Ton: „Herr Gügel und ich haben uns heute verlobt." Man wartete gar nicht groß auf den Effekt, den dieſe Neuigkeit hervorbringen würde, ſo daß Herr Lobeſam kaum Zeit fand, irgendeine Antwort oder irgend etwas wie einen Glückwunſch zu ſtammeln. Man ſprach weiter über allerhand gleichgültige Dinge, Herr Gügel machte einige ſeiner Witze, die wie ohne ſein Zutun aus ihm herausquollen, und Fräulein Bianka lachte halb dazu und ſchien von Zeit zu Zeit zärtliche Aufwallungen zu bekommen, und legte dann halb verlangend, halb wie neugierig etwas Unappetitliches erforſchend ihre Hand Herrn Gügel um den Hals. So wenigſtens empfand Herr Lobeſam die Pſychologie dieſes Vorgangs, indes er, das linke Ohr vom Geſchrei der alten Frau Böck erfüllt, in Zorn und Schmerz auf der ſchmalen Bank daſaß.

Er konnte es ſchließlich nicht länger aushalten. Nachdem er wiederholt die ganze Macht ſeiner getäuſchten Liebe, ſeine ganze Verachtung und Demut zugleich vergeblich in glühende Blicke gefaßt und Fräulein Böck zugelodert hatte, ſtand er am Ende auf und verabſchiedete ſich erſtickend.

Es war mittlerweile dunkel geworden. Das Rauſchen des Fluſſes war vernehmlicher. Man konnte nicht mehr den freudig grünen Anſtrich des Zaunes und der Gartentür gewahren, ſo daß Herr Lobeſam nur den Eindruck hatte, durch ein dunkel ſtarrendes Gatter zu ſchreiten, das ſich hinter ihm für immer vor einem verlorenen Paradieſe ſchlöſſe.

Er ging zuerſt ſehr ſchnell. Sein ganzes Herz war kochend angefüllt mit Empörung und Schmerz. So alſo hatte man mit ihm geſpielt. Erſt an ſo vielen Sommerabenden mit ihm kokettiert, ihn durch eitle Berührungen und Blicke zu den unerhörteſten Kühnheiten zu provozieren geſucht, und nun ſich wie ein Dienſtmädchen hingeworfen an den Mann, dem man ſeit Jahren ſchon das Bett machte und das Nachthemd umdrehte. O pfui, pfui! ſagte ſich Herr Lobeſam.

Und weshalb? — weil er Geld hatte. Weil er eine dicke goldene Uhrkette auf dem Bauche trug. Und weil er indolent, faul, fett und gemein war und ſo etwas die niedrig gearteten Weiber reizte. Gemein und pervers! ſagte ſich Herr Lobeſam.

Was leuchtete auch in ihren grünen Augen anderes als Geldgier und Eitelkeit? Was anderes gab ihren rosigen, gesunden Wangen diesen Schmelz, als die äußerste, gleichgültigste, frivolste Gewissenlosigkeit? O er — Herr Peter Lobesam — konnte wirklich von Herzen froh sein, daß man ihm so jäh die Augen geöffnet hatte. Er horchte auf andere Musik in das Leben hinaus, er würde nicht sein besseres Ich verlieren, nicht den Verstand verlieren über der lumpigen, frechen Schönheit, die sie jetzt dem widerlichen Geldprotzen darbieten würden.

Allmählich ging Herr Lobesam langsamer. Ist es denn möglich? — begann er zu denken. Hat sie ihn denn nicht damals mit jener unsäglich kalten und höhnischen Miene betrachtet, als er mit dem unwürdigen: „na, wie?" sich an sie anzudrängen suchte? — Sicherlich hatte er damals schon versucht, sie zur Heirat zu bewegen.

Und Herr Lobesam begann immer mehr sich Fräulein Bianka Böck so vorzustellen, wie er sie ja doch immer gekannt hatte; er suchte mit aller Gewalt sich loszumachen von dem plötzlichen, höhnisch-hexenhaften Zauber, den sie für ihn angenommen; er suchte seine Phantasie mit dem Hauch der Salatbeete und dem Geruch der frischbegossenen Erde zu durchwehen, und er fühlte sich allmählich immer mehr von der weinerlichen Lust erfüllt, eine sentimentale, wort- und tränenreiche Zwiesprache mit der Treulosen zu halten. Er formte sich ganze lange Sätze im Geist und probierte die Wirkung des Tones seiner Stimme und die Macht seiner verzweifelten Geste. Alles gleichsam im Lichte ihrer grünen Augen.

Und als er am Ende in seiner einsamen dunklen Stube gelandet war, warf er sich über sein Bett hin und tastete leer nach dem Allem, was nun dieser träge Herr Gügel besitzen sollte, und biß mit seinen Zähnen schluchzend in die Kissen hinein. Indes von ferne durch das offene Fenster die Stimmen und Geräusche der Sommernacht hereindrangen. —

Die Konsequenzen aller dieser Vorgänge vollzogen sich in vollkommener Ruhe. Die Verlobungszeit des jungen Paares war nur sehr kurz angesetzt. Während ihr besorgte Fräulein Bianka Böck ganz wie unter normalen Umständen die nötige Bedienung Herrn Gügels und goß des Abends die Blumen und die Salatbeete des Gartens, wie zuvor. Herr Peter Lobesam hielt sich diese ganze Zeit hindurch in der Dumpfheit seines Unglückes einsiedlerisch verborgen.

Er vergrub seinen Schmerz in rastloser Bureauarbeit und empfand schließlich eine Art herrischer Wollust darin, sich gleichsam wie in eine Staubwolke von Beschäftigung einzuhüllen.

Plötzlich flog ein solches Wesen und Gedämpf eines Tages wie eine Taube ein weißer Brief herein. Das Kuvert war lang und schmal, und am Rande, wo es zugeklebt war, mit Gold versehen. Als Herr Lobesam es öffnete, fand er darin eine Einladung zu der Hochzeitsfeier von Fräulein Bianka Böck und Herrn T. P. Gügel.

Seine erste Bewegung war, es wild und höhnisch zu zerreißen und wegzuwerfen. Er würde nicht Zeuge der Orgien sein, die dieses noble Paar feierte, ehe es sich zusammen ins Eheparadies trollte! Allmählich aber beruhigte er sich. Er warf das Ding auf den Tisch vor sich hin und begann, weiter Zahlen auf den großen Bogen Papier zu schreiben, der vor ihm lag. Etwas Beirrendes stieg zu ihm auf und benahm ihm den Sinn. Er konnte jetzt in ein paar Tagen hingehen, wenn er wollte, und diese beiden zusammen sehen. Fräulein Bianka Böck im weißen Kleide, mit einem Schleier, als Braut. Und Herrn Gügel, dick, mit quellenden Augen und atemlosen Lippen, mit dem Wust von goldener Uhrkette auf dem Bauche. Herr Lobesam mußte immer an eine Zeile denken, die er in einem sehr heidnischen Gedicht von Goethe gelesen zu haben sich erinnerte: „Denn seine Kühnheit wird zur Pflicht" oder so ähnlich.

Herr Lobesam nahm das weiße Billett wieder auf und ließ seine Blicke auf den beiden Namen, dem männlichen und dem weiblichen, verweilen. Und es wurde ihm zu Mute, als ob da vor ihm in dem schönen Druck geheimnisvoll der Zauber dessen, was er als Leben, als Wonnen und Leiden oder sonst wie sich vorstellte, gefangen sei; als ob man romantisch und mysteriös dazu bestimmt sei, das, was man als lockend, zärtlich und schön empfände, rötlich schimmerndes Haar, weiche, rosige Wangen, — und alles, alles dies hingegeben zu sehen an das Häßliche, Phlegmatische, sozusagen an das Prinzip des Frosches.

Und Herr Lobesam fing an, sich zu fühlen als einen Ritter, der, von irgendeinem trägen Zauber in Staub und unwürdige Krämertugend gebannt, schweren Kopfes lange daheim gesessen und die Zeit vertrödelt habe, da er noch dem Feinde das Begehrte, das Zarte, Bunte, Prinzessinnenhafte hätte entreißen können, das nun für immer dahin sei. Was hatte er denn gewollt? Hatte er denn auch nur einen Finger zu irgend welcher Tat gerührt? Hatte er geglaubt, dieses viel zu schöne, strenge, scheue Mädchen, die in ihrem Haar, in ihren Augen, in dem Schmelz ihrer Wangen die blühenden, zarten Farben fremder Paradiese trug, würde sich ihm an den Hals werfen, wenn er nur wie ein Stock sich recht fest und gerade hinstellte? Vielleicht — und das Herz begann Herrn Lobesam zu schlagen — vielleicht liebte sie ihn, hatte ihn immer heimlich geliebt, und warf sich nun aus Verzweiflung diesem Gügel hin. Und wenn Herr Gügel ihr etwas bieten konnte an Geld und Wohlbehagen — war es eine Sünde, wenn sie es annahm? Schickte es sich für einen Mann, bloß die leeren Hände nach einem Mädchen auszustrecken und gierig ihr, wie einem fremden Vogel seine glänzenden Federn, ihre Schönheit abzurupfen? Herr Lobesam lief in äußerster Erregung im Zimmer herum. Wohl war es zu spät, das Geschehene ungeschehen zu machen. Aber es war nicht zu spät, wenigstens jetzt nicht taub und dumm herumzuhocken, sondern auszuziehen, in den Bannkreis dieser Geliebten hinein, in das glühende, romantische Land der Leidenschaften hinein, die Wirklichkeit aller

ihrer verlorenen Schönheiten nahe zu sehen, und in ihrem Anblick zu zittern und zu begehren und zu leiden. —

Und Herr Lobesam setzte sich alsbald hin und verfaßte ein sehr elegantes Schreiben, auf steifem, glänzendem, weißem Papier, worin er sein Erscheinen bei dem Hochzeitsfeste zusagte. In der kurzen Zeit, die bis zu dem bedeutungsvollen Ereignis verging, hatte Herr Peter Lobesam zwar noch mancherlei Wandlungen seiner Triebe durchzumachen. Am Ende jedoch, je näher Tag und Stunde der Hochzeit rückte, um so mehr nahm der ritterliche Rausch zu, der ihn, wie einen sinnbenommenen Parsifal, hindrängte zu den ersehnten Mysterien entsagender und verlangender Liebe. Er vernahm, schon indes er sich festlich anzog, im Geiste die dunklen Choräle der Orgel, die wie eine geheimnisvolle Opfermusik hinschweben würden über eine lichte, am Altar hingeneigte Mädchengestalt, die sich nicht zu rühren wagte im Gefühl des unentrinnbaren Lebensschicksals, das in dicker, gügelischer Gestalt neben ihr kniete. Er vermeinte, wie einen feinen Blitz in der düsteren Zeremonie das Austauschen der Ringe zu gewahren. Und zarte, klagende Stimmen unsichtbarer Engelchöre schienen ihm über die befreiten Gewölbe hinaus in paradiesische Fernen trauernd davonzufliegen; indes eine leise Bewegung von Mitleid und Weinen durch die dichte Menge in der Kirche raunte, und am letzten Pfeiler halb verborgen ein junger Mensch stand, dessen eleganter Frack seltsam kontrastierte mit seiner gramvollen, von Schluchzen gerüttelten Haltung. —

Als jedoch dann Herr Lobesam in tadelloser Festgewandung, mit blitzenden Lackschuhen, wirklich sich unter den vielen Menschen, Herren und Damen, sah, die zu der Hochzeit sich versammelt hatten, als er den vertrauten Salatgarten entfremdet von dem Empfangszimmer im Hause Herrn Gügels wiedersah und sich in all dem Stimmengewirr als Kavalier einer jungen blonden Dame fand, die einen Kranz von Rosen im Haar und ein blaues Seidenband um den Hals trug; und als dann nur flüchtig das Brautpaar erschien, um sogleich das Zeichen zum Aufbruch in die Kirche zu geben; Fräulein Bianka Böck kaum zu erkennen hinter einem dichten Schleier, ganz in weiß, wie ein Traum, und Herr Gügel, in einem viel eleganteren Frack, als ihn Herr Lobesam selbst trug, in einer Art souveräner Dicke; und als Herr Lobesam dann sich in einem feinen Wagen zusammen mit der jungen blonden Dame fand und das schöne Seidenband an ihrem Halse und die Rosen in dem leichten Zauber ihres duftenden Haares sich so nahe sah, und das elegante Federn des Wagens und den ungewohnten leisen Geruch der Seidenpolster und des Lederzeuges spürte — da verging und verflog ihm, ohne daß er daran dachte, alles Seelenmysterium, und seine Wangen und Ohren glühten ihm rot, und er dachte mit Kummer daran, daß die Hitze seiner Stirn die Glätte seines anliegenden Scheitels derangieren und daß sein Teint ein unangenehm glänzendes Aussehen annehmen könnte.

In der Kirche ſaß er ſo, daß er nicht viel von dem Brautpaar ſehen konnte. Mit ſeinem Roſendämchen eingeſchloſſen in das hohe, dunkle, glänzende Holzwerk des geſchnitzten Geſtühls, hockte er nun mit Herzklopfen da und dachte an das Lichte, Duftende, Blonde neben ſich, und wie er es etwa wagen könnte, ein wenig mit ſeinem Ellenbogen oder mit ſeinem Lackſchuh daranzurühren. Und als beim Choralſingen ſie gemeinſam in das Geſangbuch hineinſehen mußten, entſchloß er ſich, es mit anzufaſſen und fühlte an ſeiner Hand ihre zarten Finger, die ſie nicht wegnahm, indes er ihre Stimme leiſe neben ſich ſingen hörte, und vergaß taumelnd ſeiner Ritterſehnſucht Gram und Gral. —

Während der ganzen Hochzeit ließ ihn der Zauber des Seidenbandes nicht wieder los. Herrn Lobeſams Sinne waren wie von einem Duft friſcher Milch und blühender Roſen umſchmeichelt, ſelbſt der Rauſch des Weines, der ſich allmählich ſeiner ein wenig bemächtigte, ſchien ihm lieblich darin zu vergehen. Die himmelblauen Augen ſeines zärtlichen Dämchens hielten ihn wie in einem unſchuldig-ſchäferhaften Idyll gefangen, und roſige Frühlingswolken hüllten ihn ein. Unterhalb des Getriebes von Wein und Braten hatte ſich in der Dunkelheit Fuß an Fuß vergnüglich gefunden, und wenn man oben, in dem allgemeinen Wirrwarr von Schwatzen, Lachen, Eſſen und Trinken, in dem heißen Duft von Wein, Blumen und Saucen, miteinander ſprach, war es, als ob man in dem Hauch ſeiner nahen Worte ſich ganz ungeniert und vergnüglich embraſſierte.

Flüchtig kam manchmal Herrn Lobeſam ein Schwall hoher Gedanken. Was ſuchte man noch? War das nicht Leben? Hatte er nicht Wein und elegante Speiſen vor ſich? Plauderte und ſcherzte er nicht leicht und doch mit dem geheimnisvoll-erotiſchen Einſchlag des echten Lebemannes? Was ging auf der Welt noch anderes, berauſchenderes vor? Wen gab es, der ſich nicht an ſeinen, Herrn Lobeſams, Platz gewünſcht und ihn um die Nähe ſolcher zärtlicher Herrlichkeiten beneidet hätte? —

Nur wie in nebelhafter Ferne des großen Saales konnte Herr Lobeſam das Brautpaar gewahren. Es ſchien ihm gar nichts Romantiſches mehr darin zu liegen, daß Fräulein Bianka Böck Herrn Gügel heiratete. Das Leben erſchien ihm nur noch wie ein ewiges großes Bankett, dem niemals eine Ernüchterung folgen könnte, und wo man ſchon alles, was vier oder fünf Stühle von einem entfernt vorging, nur noch wie in feſtlichen Wolken erblickte.

Als man ſich endlich von der Tafel erhoben hatte, und ſich zu Tanz und Geſelligkeit durcheinanderdrängte, fühlte Herr Lobeſam ſeine Füße bereits von höchſter Leichtigkeit beflügelt.

Plötzlich, als er mit ſeinem Dämchen aus dem Saale hinaus und in einen der Nebenräume geſchwärmt war, wo verlockende Liköre an einem Büffet ausgeſchenkt wurden, empfand er etwas beſonderes, und bemerkte auch ſchon in dem-

selben Moment, daß er sich ganz in der Nähe des Brautpaares befand, das sich mit anderen Freunden ebenfalls hier ergötzte.

Obwohl Herr Lobesam nicht mehr sehr scharf blicken konnte, gewahrte er doch, daß die Braut sehr erhitzt und rot aussah, so daß sie ihm momentan gar nicht gefiel. Trotzdem berührte ihn doch der Anblick dieser Gesichtszüge, die er sich so oft in Haß und Reue und Sehnsucht in das Nichts seiner Träume zu locken versucht hatte, im Innersten, und er wäre vielleicht trotz seinem Rosendämchen nahe daran gewesen, sich wenigstens für einen kurzen Augenblick, mit Aufwendung aller seiner Phantasie, zu den brautnächtlichen Schauern der Liebe und Entsagung durchzuringen, wenn nicht plötzlich — und Herr Lobesam traute seinen Augen nicht — Herr Gügel auf ihn zugekommen wäre. Seine glasigen Froschaugen unverwandt auf ihn gerichtet, blieb er eine Weile vor ihm stehen, ohne zu sprechen. Sein Frack saß drall in eleganter Dicke an ihm. Schließlich öffnete Herr Gügel seine dicken Lippen und sagte mit seiner Sprache, die ohne sein Zutun aus ihm herauszuquellen schien, er habe gehört, daß Herr Lobesam sich verändern wolle und eine Stelle in einem größeren Bureau suche. — Darauf sah er ihn wieder mit vorquellenden Augen an. Herr Lobesam verbeugte sich hastig mehrere Male und suchte sich mit Anstrengung vollkommenen Halt zu geben. Ja, er möchte wohl gern, und er hätte daran gedacht und . . . Tja, sagte Herr Gügel mit einem schmatzenden Laut, bei ihm sei gerade eine gute Stelle frei; wenn er wolle, könne er in allernächster Zeit sich bei ihm vorstellen. „Ich habe gutes über Sie gehört, junger Mann," sagte er schmatzend, und seine Augen bewegten sich etwas. Herr Lobesam verbeugte sich von neuem sehr lebhaft und nahm, einige Worte stammelnd, die ihm dargereichte fette Hand, die wie ein lebloser Kloß, ohne die geringste Bewegung eines Druckes, einen Augenblick an der seinen lag. —

Mächtige Säulen der Bürgerlichkeit richteten sich in Herrn Lobesams Seele auf, wenngleich er sie für den Rest dieses denkwürdigen Festabends nur schwankend vorerst noch in sich herumtrug. Undeutliche Gedanken wogten ihm durch die letzten, nebelhaften Lebemannseraltationen. Wohin hatte ihn seine Leidenschaft zu entführen gedroht? In welche verhexte Gärten hatte sie ihn verstricken wollen? In welche bunten und irren Entzückungen war das Beste in ihm: Tüchtigkeit und männliche Strenge, fortgerissen worden? — Wie hatte er sich in blinde Feindseligkeit hineinrasen können gegen den Mann, der ihm Selbstbewußtsein in der Arbeit, der ihm bürgerliche Macht verschaffen konnte und sie ihm mit ruhiger Würde nun tatsächlich verschaffte? Wie beschämt mußte er ihm gegenüber stehen, der, von Weiberwesen unbeirrt, fördernde und nützliche Pläne und Gedanken in sich trug, indes er, Herr Lobesam, seine Phantasie mit unfruchtbaren Wünschen gequält hatte! —

Ha! wer Macht hatte, dem liefen die Weiber von selbst zu! — Solche

Rosendämchen fanden sich zu Hunderten auf der Welt. Der wahre Lebenskünstler drückte diese süßen Früchte nur so nebenbei aus und warf sie weg. Diese weichen Pfötchen waren nur gemacht, um strenge Mannesmienen demütig zu streicheln; diese ganzen Liebesschätze waren nur dazu da, daß man sie — wie ein gewiegter Juwelenhändler schönes Geschmeide durch seine Hände gleiten läßt — ohne große Aufregung genösse. Dinge! hübsche Tiere! Leiber! — —.

Der Rest dieses Sultanstriumphes verlor sich, Herrn Lobesam nicht mehr wahrnehmbar, ins Unbewußte. — —

Herr Peter Lobesam hatte nicht umsonst im Rausche dieses Hochzeitsabends sein besseres Ich wiedergefunden. Er schritt, nachdem er den kurzen Vormittagsgram des ersten, nüchternen Werkeltages überwunden hatte, tapfer und ansehnlich auf der hellen, propern Straße der Männlichkeit weiter, das Herz in Verständnis schlagend, für alle gügelischen Unternehmungen und Ideen. Sein Geist war wie ein reines Blatt Papier, auf welches schöne, saubere Zahlen und Berechnungen ordentlich aufgeschrieben und zusammengestellt waren. Eine gewisse besonnene Munterkeit zuckte in seiner Feder. Und allmählich begann er auch manch ein leichtes Weltlüftchen an seiner Stirn zu spüren, manch einen Anhauch von dem großen Leben der Nationen, von ihren wichtigen finanziellen, politischen und kommerziellen Angelegenheiten. Seine Zahlen und Berechnungen und Korrespondenzen schreibende Hand bekam allmählich den großen Zug der internationalen Finanzmänner, und die imponierende, sorgenvoll-herrische Nervosität eines Rothschild und Vanderbilt zuckte auch in ihr. Die Ziffern und Buchstaben, die er am Bureautisch fixierte, wurden ihm jetzt das geheime magische System des Weltgeschehens und Völkerlebens, und wenn etwa Herr Gügel ihm dies oder jenes Diktat gab, so saß und schrieb er gebückt, mit allen Sinnen aufhorchend und gebannt, und der kleine, starke Mann hinter ihm schien ihm nicht anders und nicht geringer, als wie der Kaiser Napoleon, der der Welt Krieg oder Frieden diktierte.

Diese ganze Zeit hindurch hatte Herr Peter Lobesam die junge Frau Gügel nicht mehr zu Gesicht bekommen, da das Bureau Herrn Gügels nicht in seinem Hause lag. Und wäre er ihr begegnet, so hätte er nicht mehr die Zeit gehabt, durch ihren Anblick aufs neue erschüttert zu werden. Er fühlte sich durch die strenge Seelenkur, die er durchgemacht hatte, geheilt; er hatte keinen Rückfall in diesen Fiebersturm furchtbarer Leidenschaft mehr zu befürchten; er wäre nur noch mit dem etwas wehen, mühsam sich erinnernden und verzeihenden Lächeln des Genesenen an ihr vorbeigegangen.

So verging eine geraume Zeit, für Herrn Lobesam reich und fruchtbar an Tätigkeit und Befriedigung. Und der besondre Lohn seiner liebevollen Hingabe sollte nicht ausbleiben, denn eines Tages geschah es, daß Herr Gügel ihn mit seinen fetten Fingern am obersten Rockknopf faßte und ihn zu seinem speziellen

Privatsekretär ernannte, mit Gehaltserhöhung und freier Wohnung in Herrn Gügels eigenem Hause.

Zuerst hatte Herrn Lobesam etwas wie Unbehagen ergriffen bei dem Gedanken, nun doch noch von der Hand des Schicksals unter ein Dach mit dem Gegenstand seiner einstigen glühenden Verehrung gebracht zu werden. Allmählich jedoch konnte er sich eines gewissen Triumphgefühls nicht erwehren, daß der sichtbare Wille der Vorsehung nun am Ende seinen moralischen Sieg so eklatant und für den anderen Teil tief beschämend belohnte und krönte. Er fühlte sich nun fast zu einer Art religiös-symbolischer Position berufen, zur Wahrung des Hortes strenger, unbeirrter Mannestüchtigkeit, zur Wacht am Schilde St. Georgs, an dessen Fuß die Drachen der Wollust und Trägheit schillernd und machtlos sich wänden.

Wie lange hatte Herr Lobesam nun den Salatgarten nicht mehr gesehen! Wie lange hatte ihn der Hauch der Sommerabende nicht mehr erquickt, das Rauschen des Flusses ihn nicht mehr erfreut, der in der Tiefe des grünen Abhanges, ruhig vorbeizog. Wie lange hatte er nicht mehr den Gartenduft der frischbegossenen Beete gerochen! Nun öffnete sich das Fenster seiner kleinen Stube auf alle diese Herrlichkeit! Er konnte die Laube sehen, wo er an jenem denkwürdigen Abend gesessen hatte; die Büsche an den kleinen Wegen leuchteten wie einst, und mitten im Ernst seiner männlichen Arbeit sog Herr Lobesam mit Auge, Ohr und Nase Duft und Erinnerung eines wehmütig-schönen Idylls ein und das weiche Gefühl, daß doch kein Platz auf der Erde so schön sei, so paradiesisch, so richtig gartenhaft, wie dieser hier.

Und am Abend des ersten Tages, den Herr Lobesam hier in seiner neuen Behausung verbrachte, stand er, nachdem er alle Berechnungen säuberlich abgeschlossen und alle Briefe ordentlich zugeklebt hatte, lange Zeit fast regungslos an dem Fenster, zu dem der vertraute Gartengeruch dämmerlich aufstieg, und suchte sich vorzustellen, wie verlockend doch jetzt die Promenade in der Stadt sei, wo man Musik machte und Limonade verkaufte; dabei formte sich jedoch seine Miene schon zu dem milden, reifen, männlichen, ernsten, gütigen Ausdruck, der ihn am besten gegen allen Zauber grüner Augen, weich blühender Wangen, roter Lippen und flirrender Haare zu feien geeignet schien. Und er ging, seinen Hut gewissermaßen als Zeichen weltmännischer Fremdheit und Korrektheit aufsetzend, langsam aus seinem Zimmer und durch den Flur die Treppe hinunter in den Garten hinaus.

Niemand war zu sehen und keine Stimme ließ sich vernehmen. Die Fenster der gügelischen Zimmer waren noch zu. Die Insekten schwirrten schon in abendlicher Wahnsinnigkeit um die Büsche. Herr Lobesam hörte nur seine eigenen Schritte auf dem Kies knirschen und ihm war nicht anders zu Mute, als ob er über das unsichere Steingeröll eines großen Berges schritte. Die Brettchen auf

den Stufen, die in die Erde gegraben waren und zu den Salatbeeten hinunterführten, lagen noch genau wie sie immer gelegen hatten. Herr Lobesam stolperte, als er hinabstieg und wäre beinahe gefallen, und eines der Brettchen sprang beiseite und blieb verkehrt liegen, so daß man ein paar kleine nackte Schnecken sehen konnte, die daran klebten. Herr Lobesam legte es mit einem gewissen Gefühl von Hast wieder zurecht und ging dann vollends bis zu den Salatbeeten hin. Der Fluß strömte ganz nahe ruhig vorbei. Von dem Hause war nur noch ein Stück Dach zu sehen. Kein Laut von Menschen ließ sich ringsum vernehmen. Aus diesem umhegten grünen Abhang hier sah man hinauf, wo die leichten, durchscheinenden Wolken des Abends am Himmel standen, der wie in eine unendliche sanfte Helligkeit durchsichtig schien.

Eine gedämpfte und süße Herzensmelodie schwang leise in der Luft um Herrn Peter Lobesam. Er stand und lauschte ihr unruhig. In welchen Paradiesen befand er sich hier? War es möglich, daß er einmal hier gestanden hatte und nur die Hand nach den Früchten der Liebe hätte auszustrecken brauchen, wenn er gewollt hätte? Welcher Zauber lockte die Menschen immer begierig nach dem Nichts und verhexte ihnen ihr Verlangen in Abscheu oder Trägheit oder Furcht, wenn sie vor dem Wirklichen standen? Herr Lobesam rückte seinen schwarzen, steifen, runden, weltmännischen Hut mehr in die Stirn und schärfte die skeptischen Züge seines Mundes. Gut. Er *wollte* hier stehen. Er wollte diese magische Blüte ganz in die Hand nehmen, daß ihr Zauber, wie eines eingefangenen Leuchtkäfers Glanz, verginge. Er kam nun, mit anderen Mächten der Moral und des Intellekts gewappnet, als ehedem. Er würde keinen Schauer mehr empfinden, wenn man ihn berührte und unter halb gesenkten Augenlidern — oh, er sah es! — grünlich anglühte. Was schien ihm jetzt noch groß an einem weichen Gesichte und rosigen Wangen verlockendes? — Ich habe auch rosige Wangen, sagte Herr Lobesam und sah skeptisch, bitter und schmerzlich lächelnd über den Salat hin.

Plötzlich ließen sich oben vom Hause her Schritte vernehmen, die durch den Garten näher kamen. Herr Lobesam, jäh in einen Rausch verwirklichter Unwahrscheinlichkeit versetzt, wußte sofort, daß dies Frau Gügel sei, die da ganz allein hierherkomme, an die er eben noch wie an einen entflogenen Paradiesvogel und zugleich wie an eine unentrinnbare gierige Fee gedacht hatte. Er wußte, jetzt sehe ich gleich das schimmernde Haar, die grünen Augen wieder, vielleicht auch die große Schürze mit dem schlank zusammengezogenen Ledergürtel — den inzwischen eine fremde, dicke Hand . . . oh, Herr Lobesam hatte nicht Zeit zu denken. Er fühlte etwas Sausendes, Schwingendes in seinem Kopf; sein Blick war wie von Dunkelheit verengt. Er grüßte mechanisch und sah nur halb; und noch in dem Wogen seiner Erregung spürte er auch schon etwas ganz Neues, eine neue seltsame Sensation, die ihm wie ein weiches Messer süß und weh durch die Seele

schnitt und gleichsam warme Blutströme in seiner Brust befreite und über sein Herz schwemmte.

Das war nicht Bianka Böck und war sie doch. Das war ihr Haar, ihre Augen, ihr Mund und ihr weiches Gesicht; aber wie fremd, wie verzaubert war alles dies! Herr Lobesam spürte ein seltsames, spannendes, müdes Gefühl. Er sah, daß die junge Frau Gügel am Ziel ihrer weiblichen Bestimmung angelangt sei.

Sie gab ihm die Hand. Er nahm sie. Sie fragte ihn mit ihrer etwas belegten Stimme, wie es ihm gehe, und wie es ihm in seiner neuen Wohnung gefalle. Sie fragte das, wie eine ältere Frau einen jungen Mann fragt, und sah ihn dabei mit ihren grünen Augen freundlich und nachlässig an.

Herr Lobesam fühlte sich wie ein Schuljunge, der zum erstenmal an die weiche Hand der Liebe tasten darf. Alles, was er je empfunden hatte, schien ihm plötzlich wie von einem weichen, warmen Hauch verweht. Das süße Mysterium der Frau, das Leidende, Sanfte, Empfangende ihres Wesens, das Hingegebene an ihr berührte ihn wie ein erschlaffender, frühlingshafter Luftstrom. Denn es schien ihm jetzt nicht, als gäbe sie selbst sich hin, als wüßte sie auch nur, was mit ihr vorgehen sollte und könnte und müßte, sondern er sah es jetzt klar vor sich, wie alle diese rätselhaften, stummen, weichen und zarten Wesen nur wie in einer glühenden Müdigkeit und in der süßen Narkose des Duldens und Über-sich-ergehen-lassens sich in den Tempel der Liebe führen ließen. Was fragten sie auch dann groß nach dem, der das Opfer vollzog? Vielleicht war es ein roher, behaarter Affenmensch, vielleicht eine lächerliche, kleine gügelische Leibeskugel, was tat es ihnen? Wer wußte die Fieber zu deuten, die stumm in ihnen umgingen? Vielleicht büßende oder martyrische Mysterien, Seligkeiten fernster Urreligionen, seelenhafte Liebesekstasen, die sie nur lautlos und leise zittern machten unter den tierischen Händen, die sie liebkosten? — O, Herr Lobesam fühlte dieses lautlose Zittern! Er fühlte das mitleidige, süße, tränenhaft zärtliche Anschmiegen dieses Mädchenhaft-Mütterlichen, oh, und seine Hände würden nicht tierisch sein! er würde mitleiden und mitbüßen, scheu und weinend nur würde er diese Zartheit anrühren, und seine Seele würde mitglühen in diesem innersten Geheimnis, das wie eine magische Rose in dunklen Tiefen aufblühte; vor ihm würden sich diese müden, achtlosen, ekstatischen Augen nicht mehr schließen, sondern würden ihn anblicken und ihm alle Wandlungen seeliger und duldender Schauer ohne Scheu mitteilen!

Und Herr Lobesam stand nun, indes Frau Gügel bei den Salatbeeten verweilte, wie ein junger, reiner, geweihter Sklave neben ihr. Es kam nicht mehr darauf an, was sie sprach oder was sie tat. Er sah ihre Bewegungen, und eine gewisse Verlegenheit hielt ihn gefangen. Aber alles das war ohne Bedeutung. Er war bei ihrer Seele mit seiner Seele, er diente im Allerheiligsten, mit lautlosen Schritten und ohne das leiseste Flüstern und bebend von aufmerksamer, hoher Scheu.

Was war noch dieser Gügel, der sie roh besaß? Welche traurige, lächer-

liche Rolle spielte er. Er — Herr Lobesam — durfte mit dem heiligen Ernst des Wissenden leise mitlächeln über den ehelichen Dienst, den dieser fette Mann blind vollführen mußte, ohne etwas zu ahnen von dem, was in allen Himmeln der Seele rauschte!

Männlichkeit?! — O Gott, sagte sich Herr Lobesam, was ist Männlichkeit. Blinde und rohe Sklavenarbeit, um sich genug Essen und Trinken und Kleider kaufen zu können. Ein langes und würdiges Gesicht schneiden zu dem lächerlichen Geklimper elender Münzen. Plump und aufdringlich sein, das war männlich. Nach Schmetterlingen haschen wie ein Bär, und mit hochgeröteter, ernster und ungeschlachter Miene sein schwellendes Herz zur Schau zu tragen, daß jene Zarten und Duldenden sich nur kichernd und spöttisch davon abwenden konnten.

Das ist männlich! — sagte sich Herr Lobesam, und er fühlte ein Bedürfnis, seinen eleganten, steifen, weltmännischen Hut abzunehmen und sich die Abendsonne mild und wohlig um seine reine Stirn und sein schlichtes Haar scheinen zu lassen, wie ein Ritter, der nach langer, harter Wanderschaft seinen Helm abendlich ablegt und zum törichten, einfältigen Kinde wird, dem nur friedlicher Lufthauch die Stirne küßt.

Überall, wo Frau Gügel an den Salatbeeten hinging und da oder dort langsam ein Räupchen ablas oder ein Blatt abriß, schritt er ihr mit stillem Eifer und hilfsbereit nach, nur bescheiden und mit kindlicher Stimme ihr antwortend oder diese oder jene angenehme und anspruchslose Kleinigkeit berichtend. Öfters fiel ihm auch sein Hut, den er in den Händen trug, auf die braune Erde der Beete nieder, worauf er ihn dann mit seinem Rockärmel abputzte. Der Fluß strömte nah und ruhig vorbei, mit einem kühlen, tiefen, paradiesischen Unterton. Und die Brust Herrn Lobesams weitete und reinigte sich in diesem Idyll, das ihn so plötzlich und unwiderstehlich, wie etwas längst im Geheimen Vorbereitetes, gebannt und geborgen hatte.

Als Frau Gügel, ihm freundlich und nachlässig Adieu sagend, wieder ins Haus gegangen war, die kleine Treppe hinauf, stand er noch lange hier unten.

Nichts hatte sich in ihrem Gesicht verändert. Seine Farbe war noch so zart wie früher, die Lippen so voll und rot wie je und das Haar schimmernd und leicht. Nur der ganze fremd vertraute Ausdruck ihres Gesichtes war wie in einer leichten frauenhaften Müdigkeit gebannt. O Herr Lobesam hörte die melancholische Poesie des Abends singen bis an die verschwindenden Grenzen des ungeheuren fremden Gartens, in dem er stand.

Er ging dann auch noch aus, durch das grüne Zaunpförtchen hinaus und spazierte lange am Flusse hin, ein wenig hinauf und hinab, wie seine Ufer gingen. Er fühlte auch Lust, noch etwas anderes zu erleben: er schlug sich in die Straßen der Stadt und streifte um mancherlei Stätten herum, wo Licht

und Musik lockte und viele blumige, große, helle Hüte hin und her zu sehen waren. Aber nach etlichen Malen starken Herzklopfens stand er doch von allen Versuchen und Unternehmungen ab, trank nur einsam, mild, skeptisch und ritterlich ein Glas Bier und ging dann wieder zurück wie einer, der seine Mission in sich trägt.

Es war eine Mondnacht.

Die Häuser der Stadt waren schon nach wenigen Schritten in bläulicher Dunkelheit verzaubert. Leichte Feuchtigkeit schwebte hell über dem tiefer gelegenen Flußbett und hauchte die Büsche des Ufers neblig an. Unablässig und gewaltig ging das stille Brausen des ziehenden Wassers hin, von näherem Gluckſen und Strudeln seltsam unterbrochen. Alle Farben waren in Silber und Dunkel und leichter Bläue ausgelöscht. Das Haus stand einsam und stumm, mit glänzendem Dach. Alle Fenster im oberen Stockwerk waren geöffnet, auch das von Herrn Lobesams Zimmer. Nirgends war ein Licht. Alles schlief schon.

Herr Lobesam ging leise durch die Gartentür. Das Knirschen seiner Schritte auf dem beschienenen Kies empfand er peinlich und schlich auf dem Rasen und kam so lautlos bis zu dem Hause. Die helle Wand stand wie eine Vision über ihm. Scharfe, kurze Schatten zeichneten sich darauf ab. Die Öffnungen der Fenster waren nur in der Verkürzung schwarz und nächtlich zu sehen.

Herr Lobesam öffnete leise die Tür und trat ein. Es war das erstemal, daß er im Dunkeln sich hier befand. Er tastete sich zurecht, die erste Treppe hinauf. Er hielt die Hand an der Mauer und fühlte das Emporsteigen wie traumhaft. Die zweite Treppe war hell vom Mond beschienen, denn es war da ein Fenster, das ebenfalls offen stand. Man hörte von draußen laut und unermüdlich die Grillen singen.

Herrn Lobesam schien die Welt verschwunden. Zahlen, Berechnungen, Register, Briefe, Geld kamen ihm nur noch wie ein wüster, kraggeliger Traum vor.

Er mußte noch eine Tür aufschließen und kam dann in einem langen Gange an den Zimmern vorbei, die Herr Gügel bewohnte. Als er auf den Zehen vorüberschlich, hörte er aus dem einen ein Geräusch, wie Husten. Er wußte nicht, welches das Schlafzimmer sei. Aber er konnte sich nicht enthalten, näher zu balancieren und sein Auge an das Schlüsselloch zu beugen. Er war in dieses Haus verwunschen.

Das Schlüsselloch war verstopft, er konnte nichts sehen. Die Fenster des Zimmers mußten offen stehen, denn der Gesang der Grillen drang gedämpft bis an sein Ohr. Zugleich mit diesem stetigen Klange hörte er, wie in trägem Wetteifer, das Schnarchen Herrn Gügels; ein kleiner Pustlaut beendete jede Roulade. Unsäglicher Ekel bemächtigte sich Herrn Lobesams.

Nichts sonst war zu vernehmen, so sehr er auch alle seine Gehörnerven anstrengte. Diese Tür schloß finster alles Leben, alles Glück, alle Wirklichkeit von ihm ab. Wildesten Urahnen verwandte Wunschkraft hob sich unsichtbar und

verzweifelt gegen dieſe Schranke. — Hier einbrechen! Hier, einen Schritt vorwärts, wie ein Gorilla, brüllend und gierig, mit den Fäuſten auf die Heldenbruſt trommelnd, hineinſtürzen und das Süße, Wonnevolle hinwegreißen, hinwegrauben, den ſchnöden Beſitzer jämmerlich mit der Kraft des ſtärkeren Herzſchlags betäuben, ihn mit einem Fußtritt aus der Bahn ſchleudern und ſchon im Fortſtürmen die ohnmächtige Beute küſſen — küſſen! —

Oder wie ein dekameroniſcher Wagehals ſich einſtehlen, den plumpen Gegner mit tauſend Liſten wie mit unſichtbaren Seilen binden und, mitten in ſeiner eigenen Höhle, in ſeinem eigenen Neſte ihn betrügen, beſtehlen, begaunern wie ein Meiſterdieb! — Ein ſchwaches Huſten drang zu Herrn Lobeſams Ohr. Es war ihm unerträglich zu hören und ſo voll ſüßer Qual, daß er nicht länger ſtehen konnte. Seine Knie waren unſicher. Er mußte jeden Augenblick fürchten, ein verdächtiges Geräuſch zu machen. Auch fühlte er ſich abgeſtumpft, als ob er keinen Eindruck mehr in ſeinem Hirn aufnehmen könnte. Er taſtete ſich von der Tür los.

Als er in ſeinem Zimmer anlangte, warf er ſeinen Hut auf das Bett, das im Mondlicht glänzte, ſetzte ſich mit einem müden Ruck an den Tiſch und legte ſeine Stirn auf ſeinen Rockärmel. Er ſpürte etwas wie einen Brechreiz. Die Tränenfülle eines homeriſchen Helden drängte in ihm, Wut und Begier und Verachtung und Mitleid mit ſich ſelbſt.

Oh, er fand keine Worte! Er ſchluchzte in das Mondlicht. Nichts hielt ihn mehr in ſeiner ritterlichen Seele. Dieſes Licht nahm ihn unwiderſtehlich in ſeinen verherten Bann, in den glorioſen Liebesrauſch, den er als einſamer Parſifal ſich herbeizuzaubern vermochte.

Kein Laut war ringsum zu vernehmen. Die Nacht draußen verdunkelte ſich allmählich, als ſeien nun endlich die magiſchen Tiefen, aus denen ihr Silberrauch geſtiegen, erſchöpft, und als verdampfte nur noch leiſe die letzte Neige ihres Zaubers. Die Sterne traten ſtärker hervor. Alles ſchien ernſter, verengt, und ganz ſtill, als ſei nun nach einer ausſchweifenden, traumhaften Weltwirtſchaft Ordnung und Würde und alles ſtrenge Regiment wieder zurückgekehrt. Die Sterne ſchienen wie Lampen in einer ordentlichen Stadt angeſteckt. Und einer war auch darunter, den Herrn Peter Lobeſams Engel dort ſtill und blank aufgehängt hatte. Er leuchtete mit beſonderer Kraft. Und um ſeinen Schein herum war mit Buchſtaben, die wie kleine, dicke Bretzeln ausſahen, geſchrieben: „Ora et labora“.

Herr Lobeſam war ſanft an ſeinem Tiſch entſchlummert. Im Traum hatte er Worte und Mienen, wie er ſie nur irgend brauchte, wiedergefunden. Die Nachtluft ſpielte leiſe mit dem aufgeſträubten Haarwirbel ſeines hingeſenkten Scheitels.

***

Chamisso/ von Thomas Mann

Unter unseren Schulbüchern war eines, das sich, obgleich von außen so nüchtern und drohend sachlich wie nur irgendein Leitfaden und Grundriß, durch eine schöne Menschenfreundlichkeit und Zugänglichkeit des Inhalts vor allen andern hervortat. Es war — wie sonderbar! — ein unterhaltendes Buch; und ohne jedwede verdrießliche Einschaltung war es von vorn bis hinten mit anmutigen und unmittelbar fesselnden Dingen gefüllt. Wir lasen darin ganz ohne Nötigung und nur zu unserem Vergnügen, wir nahmen, was es zu bieten hatte, neugierig vorweg, bevor die gemeinsame Betrachtung im Klassenzimmer darauf fiel, die Unterrichtsstunden, in denen es auf den Pulten lag, waren ohne Gefahr und fast eine Lustbarkeit, die Übungen, die man ihm abgewann, dünkten uns leicht und ergötzlich, die Fragen, zu denen es Anlaß bot, beantworteten wir hurtig und mit bewegter Stimme, und wer unter den Kameraden sich hier teilnahmslos und ungeschickt zeigte, — nicht wahr? der mochte auf welchem Spezialgebiet sonst immer sich als tüchtig bewähren, so schien es uns doch, als könne er zuletzt nur ein roher Geselle sein.

Dies Buch, das eine zartere und gütigere Hand, als die sonst waltende, den vorgeschriebenen Lehrmitteln hinzugefügt haben mußte, hieß einfach das Deutsche Lesebuch. Es war uns gegeben einzig und allein zu dem Zweck, damit wir die Sprache, unsere Muttersprache, anschauten — oder vielmehr, damit wir sie belauschten, wie sie sich lächelnd selber anschaut im Gedicht. Bunt durcheinander vereinigte das Buch eine Menge guter Geschichten in rhythmisch gebundenem und edel ungebundenem Vortrag, und wenn es uns wieder zu Händen käme, — was gilt es? wir wüßten unsere Lieblingsstücke von damals noch heute ohne viel Blättern aufzuschlagen.

Da stand die schnurrige Ballade von Einem, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing, — er wollt' es anders haben. Die schelmisch-gravitätische Anekdote vom „Szekler Landtag" stand da, — und es ist uns, als habe ihr leichter und unantastbarer Bau aus Terzinen mit dem alles so glücklich vollendenden Einzelverse am Schluß uns einen ersten Begriff von Meisterschaft und Vollkommenheit vermittelt. Das schöne Loblied auf eine alte Waschfrau fand sich nicht weit davon — und was für ein Zauber war es nur, der uns jedesmal wieder ans Herz griff beim Einsatz der Schlußstrophe: „Und ich, an meinem Abend, wollte . . ."? Zitternde Sonnenkringel, so schien es uns, spielten auf einer gewissen Seite, bemüht, eine verjährte Untat an den Tag zu bringen. Gedehnte Verse erzählten von Abdallah mit den achtzig Kamelen. Der Derwisch trat zu ihm (um so gespenstischer in unseren Augen, als wir nicht ganz genau wußten, was das war: ein Derwisch), und Abdallah ward überreich und zum

blinden Bettler an einem Tage, durch Schuld seiner Habsucht. Da war des weiteren die schreckhafte, von Grund aus wunderliche Geschichte vom „rechten Barbier". Das kindische Riesenfräulein fegte da mit den Händen Bauer und Pflug in ihr gespreitetes Tüchlein. Die braven Weiber von Winsperg trugen ihre Eheherren huckepack zum Tore hinaus. Und kapitelweise, in prompt einander schlagenden Reimen, erstreckte sich das magische Traumgedicht vom Vetter Anselmo und seinem Undank.

Unter all diesen Stücken stand, als der ihres Urhebers, ein fremdlautender Name vermerkt: Chamisso. Und wir fanden ihn wieder auf dem reichen Deckel eines Buches, das wir dem Glasschrank zu Hause im Rauchzimmer entnahmen. Darin gab es freilich noch Dinge, wie das freundliche Schulbuch sie keineswegs aufzuweisen hatte, — dermaßen entsetzliche zum Teil wie die Sage von der versunkenen Burg, unser Leib- und Lieblingspoem lange Zeit, in Hinsicht namentlich auf die „freche Buhle", die in der Tat so frech war, in Schuhen aus feinem Weizenbrot einherzugehen, — und um so verteufelter erschien uns das Frauenzimmer, als wir nicht ganz genau wußten, was das sei: eine Buhle. Das sind früheste Eindrücke und Empfängnisse, von einer kindlich unvollkommenen Einbildungskraft wunderlich entstellt. Träumten wir nicht, wenn unser Magen verdorben war, pünktlich den Schreckenstraum von den Männern im Zobtenberge? Wir selbst waren es dann, die an Stelle des frommen Johannes Beer aus Schweidnitz die drei hageren Sünder im schwarz behangenen Saal und bei bleichem Ampelschein am runden Tische fanden; wir sahen den Vorhang klaffen, hinter welchem die Reste ihrer bösen Werke, Gerippe und Schädel, gräßlich zu Hauf lagen, und wir verstanden eben genug Latein, daß uns die Haut schauderte, wenn die drei Untäter ihr ödes „Hic nulla, nulla pax!" stammelten. Heut schauen wir aufs neue diese Strophen an, und unsere Bewunderung ist nicht geringer als damals. Welch eine vortreffliche Arbeit! Wie knapp und lebensvoll ist der indirekte Dialog in den Vers gespannt! Mit welcher ökonomischen Weisheit sind die Mittel der Sprache gewählt und verwandt, die Furcht und Grausen zu erregen geeignet sind! Der kalte und schaurige Hauch des nicht geheuren Ortes, die stiere, zitternde Betrübnis der Verfluchten, ihr Lallen, Zähneklappern, Beben, Schweigen, Deuten, Erschrecken und Verstummen, — wie ganz vorzüglich ist das! ... Kam aber der Abend, so saßen wir stille im Sessel und lauschten, wie die Mutter am Flügel den sanften Liederreigen von Frauen-Liebe und Leben vorüberführte.

Der Dichter nun, dessen Name so frühzeitig zu uns drang, der deutsche Schriftsteller, der unseren Knaben als erster, gültiger Meister vorgestellt wird, war ein Fremder, ein Ausländer. Französische Lieder erklangen an seiner Wiege. Die Luft, das Wasser, die Kost Frankreichs bildeten seinen Körper, der Rhythmus der französischen Sprache trug alle seine Gedanken und Empfindungen, bis er halbwüchsig war. Erst dann, mit vierzehn Jahren, kam er zu uns. Nie brachte

er es in unserer Sprache zu mündlicher Geläufigkeit. Er zählte französisch. Es ist überliefert, daß er, produzierend, bis zuletzt seine Eingebungen laut auf französisch vor sich hin sprach, bevor er daran ging, sie in Verse zu gießen, — und was zustande kam, war dennoch deutsche Meisterdichtung.

Das ist erstaunlich, — mehr, es ist unerhört. Man hat Beispiele, daß Männer des Geistes, von dem Genius eines fremden Volkes sympathisch angezogen, die Nationalität wechselten, sich völlig in die Probleme, die Ideen der wahlverwandten Rasse vertieften und in einer Sprache, die nicht die ihrer Väter gewesen war, gehörig, ja elegant die Feder führen lernten. Aber was bedeutet Korrektheit, was Eleganz gegenüber der tiefen Vertrautheit mit den letzten Feinheiten und Heimlichkeiten einer Sprache, jener sublimen Abgefeimtheit in bezug auf Ton und Bewegung, auf die Reflexwirkung der Wörter untereinander, ihren sinnlichen Geschmack, ihren dynamischen, stilistischen, kuriosen, ironischen, pathetischen Wert, jener Meisterschaft — um in ein Wort zu fassen, was zu analysieren unmöglich ist — auf dem zarten und mächtigen Instrument der Sprache, die den literarischen Künstler macht und deren der Dichter bedarf! Derjenige, dem der Beruf eingeboren ist, dereinst die schöne Literatur seines Volkes zu bereichern, wird sich seine Muttersprache früh auf eine besondere Art angelegen finden. Das Wort, das da ist, das allen gehört und das doch ihm in einem innigeren und beglückenderen Sinn, als jedem anderen, zu gehören scheint, es ist sein erstes Staunen, seine früheste Lust, sein kindischer Stolz, der Gegenstand seiner geheimen und unbelobten Übungen, der Quell seiner vagen und fremdartigen Überlegenheit. Mit vierzehn Jahren mag, in Hinsicht auf ein individuelles und ungewöhnliches Verhältnis zum Worte, in der Stille manches Vorbereitende geschehen sein. Und in diesem Alter nun unter ein fremdes Volk, in eine fremde Sprach- und Gemütszone versetzt zu werden! Wenn irgendwoher eine latente Sympathie vorhanden gewesen war, wenn die innere Anpassung an deutsches Tempo, deutsche Denkgesetze sich unbewußt und unwillkürlich vollzog, — wieviel bewußte Arbeit, wieviel Ringen und Werben um die Gunst unserer Sprache war selbst dann noch nötig, damit aus einem französischen Knaben ein deutscher Dichter würde!

Auch hat er lange gezögert, es lange für eine Vermessenheit geachtet, sich im Ernste als zugehörig zum deutschen Parnaß zu betrachten. Er ist einundvierzig Jahre alt, als er einem französischen Freunde schreibt: „Ich sollte, da wir Jünglinge waren, ein Dichter sein, du machtest auch deutsche Verse. Du hast wohl diese Flügel sinken lassen? Ich nicht ganz. Ich singe noch ein Lied, wenn es mir gerade einfällt und sammle sogar diese Zeitrosen zu einem Herbario für mich und meine Lieben auf künftige Zeit; aber es bleibt unter den vier Pfählen, wie es sich gebührt." Fünf Jahre später an Varnhagens Schwester: „Daß ich kein Dichter war und bin, ist eingesehen, aber das schließt den Sinn nicht aus." Und erst im Jahre darauf (1828), bei wachsender Aufmerksamkeit des Publikums: „Ich

glaube faſt, ich ſei ein deutſcher Dichter." Man hört in ſeiner Stimme den Stolz, das noch zweifelnde Glück, womit er den Kranz in den Locken ſpürt, die Ehrfurcht vor der Würde, die anzunehmen der Beifall der Nation ihn auffordert. Ein deutſcher Dichter: das war etwas dazumal in der Welt. Das Wort vom Volke der Dichter und Denker ſtand in ſeiner vollen Geltung. Die Romantik hatte dem europäiſchen Begriff von Poeſie ihren Stempel aufgedrückt. Poeſie — das war Romantik. Aber romantiſch — das war deutſch. Die leichthin vollzogene Gleichſtellung der Begriffe: „Ein Dichter ſein" und „Deutſche Verſe machen", in jener Briefſtelle iſt bemerkenswert. Nie war ein Epitheton mit ſeinem Hauptwort inniger verſchmolzen, als in der Wendung vom „Deutſchen Dichter". Ein Deutſcher ſein, das hieß beinahe ein Dichter ſein. Aber noch mehr: ein Dichter ſein, das hieß beinahe auch ſchon, ein Deutſcher ſein. Dies mag uns helfen, das Erſtaunliche zu erklären, daß das poetiſche Talent eines Ausländers im Erdreich der deutſchen Sprache ſo glücklich Wurzeln zu ſchlagen vermochte.

Chamiſſos Biographie liegt poetiſch beſchloſſen in dem ſchönen Gedicht, das einen gefühlvollen König zu Tränen rührte und das „Schloß Boncourt" überſchrieben iſt. Es ſchildert den alten Feudalſitz in der Champagne, deſſen Burghof des Dichters Kindheit umfriedete und über deſſen Stätte heute der Pflug geht; er entſchließt ſich, ſchwermütig, doch ohne Bitterkeit, zum Segensſpruche über den teuren, nun zur Fruchtbarkeit berufenen Boden, über den Ackerer, der ihn beſtellt; und es zeigt am Schluſſe den vertriebenen Enkel der Herren von Chamiſſo auf Boncourt, wie er mit jener melancholiſchen Reſignation, die dem romantiſchen Poeten ſo wohl zu Geſichte ſteht, ſich aufrafft, um, ein fahrender Sänger, ſein Saitenſpiel in der Hand, die Weiten der Erde zu durchſtreifen.

Der Knabe wurde im Jahre 1781 geboren und auf die Namen Louis Charles Adelaide getauft. 1790 durch die Ungunſt der politiſchen Verhältniſſe vertrieben, irrt die Familie jahrelang unter Entbehrungen durch die Niederlande, Holland, Deutſchland und wird zuletzt nach Preußen verſchlagen. Hier, in Berlin, gelingt es 1796, dem jungen Adelaide oder Adelbert die Stellung eines Edelknaben der Königin-Gemahlin Friedrich Wilhelms II. zu verſchaffen. Zwei Jahre ſpäter beginnt er ſeine militäriſche Laufbahn als Fähnrich in einem Berliner Infanterie-Regiment und wird 1801 zum Leutnant befördert. Als der Erſte Konſul den Eltern die Heimkehr nach Frankreich geſtattete, bleibt Adelbert zurück. Es ſcheint, daß um dieſe Zeit ſeine literariſche Produktion begonnen hat. Er ſchreibt franzöſiſche, dann deutſche Verſe. Freundſchaften mit gleichgeſtimmten Jünglingen, Varnhagen und Hitzig, ſpinnen ſich an, und die Frucht dieſer Verbrüderung iſt ein „Muſenalmanach", der von 1804 bis 1806 erſcheint und, wie unreifen Inhalts auch immer, dem jungen Chamiſſo das väterlich Wohlwollen Fichtes gewinnt. Private Studien, die dem Griechiſchen,

Lateinischen und gelegentlich auch den lebenden Sprachen Europas gelten, laufen nebenher. Dann unterbrechen Kriegsläufte den Musendienst. Chamisso nimmt teil am Weserfeldzug, er wird in Hameln gefangen, quittiert den Dienst und kehrt nach Berlin zurück, wo er, der unterdessen zur Waise geworden, ratlos in betreff seiner Zukunft, einsame, untätige Jahre verbringt. Ein Ruf in das Land seiner Väter, nach Napoléonville, als Professor am dortigen Lyzeum, entreißt ihn dem unleidlichen Zustande. Er eilt nach Frankreich, wohin in den Tagen der Berliner Qual sein Herz sich gesehnt haben mochte, — vielleicht nur geglaubt hatte, sich sehnen zu müssen. Es wird nichts aus der Professur. Der junge homme de lettres wird in den Kreis der Madame de Staël gezogen, dieser „großartig wunderbaren Frau", die er nicht zuletzt als eine dem Imperator unbotmäßige Macht bewundert. Er folgt der Vertriebenen nach Genf und Coppet. Und von dort schreibt er an den Normannensprossen Fouqué: „Hier leb' ich, lieb' ich, tracht' ich meinen deutschen ruhigen Weg fort, nirgends bin ich klotziger deutsch gewesen als in Paris." Auch kehrt er dann — 1812 — aus freier Wahl nach Berlin zurück, wo er an der Universität die naturwissenschaftlichen Studien fortsetzt, die er in Frankreich begonnen. Die Ereignisse der Jahre 1813 und 1815, an denen er nicht tätigen Anteil nehmen darf, „zerreißen" ihn, wie es in einem von ihm selbst verfaßten curriculum vitae heißt, „wiederholt vielfältig". „Was meine nächsten Freunde mir beim ersten Ausmarsch zuschreien müssen, sagte ich mir nun selbst: Die Zeit hatte kein Schwert für mich; aber aufreibend ist es, bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen." Schamvoll, mit sich selbst in Zwist, zieht er sich in die Einsamkeit zurück. Es ist eine schwerere Wiederholung der schweren, ratlosen Zeit nach seinem Austritt aus dem Heere. Wohin mit ihm? Er darf kein Deutscher sein und empfindet die französische Heimat doch als Fremde. Da fällt ihm ein Zeitungsblatt in die Hände, worin von einer bevorstehenden russischen Entdeckungs-Expedition unter Otto von Kotzebue „nach dem Nordpol" Kunde gegeben wird. Er horcht auf, Freunde springen vermittelnd ein, sogar der Staatsrat August von Kotzebue in Königsberg wird bemüht, und ein früher sehnsüchtiger Traum Chamissos geht unverhofft in Erfüllung, als er — Juni 1815 — zum Naturforscher auf die zu unternehmende Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt ernannt wird. Hamburg, Kopenhagen, Plymouth, Teneriffa, Brasilien, Chile, Kamtschatka, Kalifornien, die Sandwich-Inseln, Manila, das Kap der guten Hoffnung, London, Petersburg: — es sind drei Jahre, die der romantischen Wanderlust, der Sehnsucht ins Exotische üppig Genüge tun, die reichsten, ersprießlichsten Jahre seines Lebens ohne Zweifel, welche die Vorratskammern seines Geistes mit einem unverbrauchbaren Segen von Bildern und Stoffen füllen und seine ganze zukünftige Produktion mit Anschauung fundieren. Die unmittelbare literarische Frucht dieser

Jahre ist das liebenswürdige Tagebuch „Reise um die Welt", die wissenschaftliche ein Band „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unter Kotzebue"; ihr wichtigstes Ergebnis jedoch war persönlich-menschlicher Natur: es bestand darin, daß in der wilden Ferne und Fremde Chamissos Heimatgefühl, das so lange geschwankt hatte, sich auf immer entschied — und daß es sich für Deutschland entschied. Wanderlust und Heimatliebe sind ja nicht nur nicht einander widerstrebende, sondern befreundete und verwandte Empfindungen, die gerade in der romantischen Seele in gleichem Maße zu Hause sind und sich die eine an der andern entzünden und steigern. Chamissos sanftes und anschlußbedürftiges Herz hatte gelitten unter dem Zwiespalt doppelter Nationalität, unter der Unentschlossenheit, in welchem Boden er einst zu ruhen sich wünschen solle: Die Wanderschaft ließ ihn erfahren, daß, wenn er Gedanken und Empfindungen „heimwärts" sandte, Deutschland es war, wohin er sie sandte; daß alle seine Neigungen und Hoffnungen, Sprache, Wissenschaft und Freundschaft ihn mit dieser Heimat verbanden und daß er durch Schicksalsfügung nun wirklich ganz und im Herzen ein Deutscher geworden sei. Wir Heutigen, die wir weniger an das „Herz" als vielmehr an Rasse und Blut glauben und diesen Glauben vielleicht bis zum Aberglauben übertreiben, mögen hier zum Zweifel neigen; und in der Tat wäre heute, unter dem Druck einer allgemeinen Devotion vor der bindenden Macht des Blutes, der Fall Chamissos auch subjektiv kaum möglich. Genug aber, daß er es damals war und daß sich des Dichters innere Erfahrung, wie jede starke persönliche Wahrheit, auch objektiv zu bewähren und zu beweisen vermochte: nämlich durch sein deutsches Werk. Die Verse, in denen er bei seiner Landung in Swinemünde, Oktober 1818, die „Deutsche Heimat" begrüßte und sie „für viele Liebe" nur um das Eine bat, auf ihrem Grunde ihn einst den Stein finden zu lassen, darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge, — diese Verse gehören zu den schönsten, ergriffensten und ergreifendsten, die er überhaupt geschrieben; und dreizehn Jahre später hat er, ein Fünfzigjähriger, in ähnlich innigen Lauten „seiner lieben deutschen Heimat" Dank gesungen für alles Freundliche, das sie dem „gebeugten Gast" gewährte. Das war nicht wenig, und es scheint, als habe mit der inneren Ruhe auch sogleich von außen sich Glück und Wohlstand eingefunden. Friedrich Wilhelm von Preußen, längst ein Bewunderer seiner Kunst, nimmt ihn unter seinen Schutz, ernennt ihn zum Adjunkten am botanischen Garten, zum Vorsteher der königlichen Herbarien und besoldet ihn auskömmlich. Der Heimatlose gründet ein Heim, er heiratet, ein Häuschen wird sein, „und der bescheidne kleine Raum umfaßt ein neu erwachtes heitres reiches Leben". Friede und Ansehen erquicken ihn, sein Dichterruhm wächst, in Würde und Zucht entfaltet sich sein Talent zur Meisterschaft, und mit Bewunderung erklärt sein genialerer Kollege Heinrich Heine, daß Chamisso „sich mit jedem Jahre blütenreicher verjünge". Verehrt von dem literarischen

Nachwuchs, dem er ein gütiger Berater und Förderer war, gab er seit 1832 mit Schwab und Gaudy den „Deutschen Musenalmanach" heraus und wurde 1835 in die Akademie der Wissenschaften berufen. Aber Todesahnungen begannen aus seiner Dichtung zu sprechen. „Traum und Erwachen", 1837 geschrieben, ist die wehmütig heitere Rückschau eines, der sich am Ziele fühlt. Er war lungenleidend und entschlief im Hochsommer 1838, auf der Höhe seines Ruhmes. Fünfzig Jahre später hat ihm Berlin, das ihn als seinen Sohn betrachten durfte, auf dem Monbijouplatz ein Denkmal errichtet.

Er war ein hochgewachsener, sanfter Mensch mit lang herabhängendem, glattem Haar und edlen, beinahe schönen Gesichtszügen. Befähigt, mit Kindern und Wilden gut Freund zu sein, bewahrte er den Radack-Insulanern, deren Gast er einst war und deren Schönheit und Naturnähe er im Rousseau-Stile preist, ein schwärmerisches Andenken und nannte den Ulea-Indianer Kadu, der ihn in der Südsee bediente, „einen der schönsten Charaktere, die er im Leben getroffen, und einen der Menschen, die er am meisten geliebt". Seine wissenschaftlichen Arbeiten, zum Beispiel eine „Übersicht der nutzbarsten und schädlichsten Gewächse, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen", werden „schätzbar" genannt. Aber sein Name lebt als der eines Dichters.

Chamissos gesammelte Poesien, die er erst 1831, ein Fünfzigjähriger, herauszugeben sich entschloß, sind eigentliche Lyrik nur zum geringsten Teile. Das unmittelbar Liedhafte ist sparsam und nicht immer glücklich vertreten; das Hymnische, Dithyrambische, Ekstatische fehlt ganz und gar. Etwas gelassen Episches, geschmiedet Objektives eignet der bedeutenden Mehrzahl seiner Arbeiten; Eingänge und Präludien wie etwa:

„Ich bin schon alt, es mahnt der Zeiten Lauf
Mich oft an längst geschehene Geschichten,
Und die erzähl' ich, horcht auch niemand auf.
So weiß ich aus der Chronik und Gedichten,
Wie bei der Pest es in Ferrara war,
Und will davon nur einen Zug berichten" —

sind bezeichnend für seine dichterische Haltung, und selbst das blumenhaft Lyrische wie „Frauen-Liebe und Leben" und „Lebens-Lieder und Bilder" ist zu episch-dramatischen Kompositionen, zu Einheiten von Sang und Gegensang, von Monologen und Repliken zusammengeschlossen. Was auffällt, ist der schroffe, fast pathologische Gegensatz zwischen der sylphidischen Zartheit dieses Teiles von Chamissos Produktion und einer wahren Sucht nach starken, ja gräßlichen Gegenständen auf der anderen Seite. Es versteht sich, daß das öffentliche Urteil ihm nicht aus dem einen, wohl aber aus dem anderen Extrem einen Vorwurf gemacht hat, und Wohlwollende haben zu seiner Rechtfertigung die Freundschaft

herangezogen, die ihn mit dem Kriminaliſten Hitzig verband: Dieſer nämlich ſei es geweſen, der den ſtoffhungrigen Dichter aus ſeiner Lektüre mit ſo exotiſch blutigen Motiven verſehen habe. Die Entſchuldigung iſt ſo hinfällig wie der Tadel, — der, aus demſelben Umſtande, ja auch Heinrich von Kleiſt getroffen hat. Vielmehr könnte man behaupten, daß die Freundſchaft mit einem Redakteur kriminaliſtiſcher Zeitſchriften bereits eine Folge von Chamiſſos Verlangen nach objektiven Erfahrungen aus dem Gebiete des Abnormen und Gräuelhaften geweſen ſei. Denn das Überzarte und das Brutale ſind Komplementärbedürfniſſe der reizſüchtigen romantiſchen Konſtitution, und dieſer Kontraſt eben iſt es allein, der Chamiſſos lateiniſch klares, vernünftiges und geſchloſſenes Werk in den ſeeliſchen Bereich der Romantik rückt.

Gedichte, die ſolchen Hang zu graſſen Stoffen bekunden, ſind etwa: „Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes", die auch von Balzac vorgetragene Geſchichte jenes jungen ſpaniſchen Granden, der aus heroiſchen Gründen das franzöſiſche Bluturteil an der eigenen Familie zu vollziehen ſich unterwindet; ferner „Vergeltung", die wahrhaft peinigende Anekdote von dem Henker, der den gräflichen Verführer ſeiner Tochter im Schlaf mit dem Schandmal ſtempelt; oder auch der berühmte Terzinenbau „Salas y Gomez", welcher, im Wendtſchen Muſenalmanach von 1829 zuerſt erſchienen, in der ſchöngeiſtigen Welt geradezu Senſation machte und die literariſche Stellung des Verfaſſers auf immer befeſtigte. Wir verſtehen heute nicht ganz die Bewunderung, die damals dieſer ſchreckhaften Robinſonade zuteil wurde. Iſt ihr dichteriſcher Wert nicht ein wenig problematiſch? Was vermochte eigentlich den Dichter, die jammervolle Geſchichte des jungen Kaufmanns, der, durch Schiffbruch auf eine nur von Waſſervögeln belebte Inſel verſchlagen, dort hundert Jahre alt wird, und ſein Elend in drei Schiefertafeln kratzt, durch ſeine Sprachkunſt zu verklären? Er hatte auf ſeiner Weltreiſe die nackten Klippen von Salas y Gomez geſehen und ſich ſchaudernd geſagt, daß ein dort Ausgeſetzter wohl nur allzu lange von Vogeleiern ſein Leben zu friſten vermöchte, — Grund genug für ihn, mehr als dreihundert Verſe mit dieſem Schauder zu erfüllen, aber nicht völlig Grund genug für uns, die Sache ſonderlich intereſſant zu finden. Was auch wir ohne Rückhalt bewundern, iſt die Form des Gedichtes, das getriebene Erz dieſer Sprache, und es iſt ſicher, daß, wie Platen die vollkommenſten deutſchen Sonette geſchrieben hat, Chamiſſo in unſerem Sprachbereich der meiſterlichſte Terzinenſchmied genannt zu werden verdient.

Er war übrigens kein Formaliſt, und, ein gewiſſenhafter Künſtler, hat er das Künſtliche kaum gepflegt. Das Ghaſel etwa, in dem Rückert und Platen brillierten, kommt nicht vor in ſeinem Werk: andere klaſſiſche Formen, das Sonett, die Sapphiſche Ode, die Nibelungenſtrophe treten zurück. Und am liebenswerteſten ſind, wie in aller Lyrik, zwei, drei formal ganz einfältige und ſcheinbar

kunstlose Dinge, leicht hingeträumt und rasch endigend, aber bebend von Empfindung und seltsam kühn in ihrer Einfachheit, wie alles Bekenntnis:

„Was soll ich sagen?
„Mein Aug ist trüb, mein Mund ist stumm,
„Du heißest mich reden, es sei darum.

„Dein Aug ist klar, dein Mund ist rot,
„Und was du nur wünschest, das ist ein Gebot.

„Mein Haar ist grau, mein Herz ist wund,
„Du bist so jung, und bist so gesund.

„Du heißest mich reden, und machst mirs so schwer,
„Ich seh' dich an, und zittre so sehr."

Die alte Waschfrau ist wohl Chamissos populärstes Gedicht; „Salas y Gomez" gewann ihm den Beifall der Kenner; aber einen europäischen Namen, ja Weltruf verschaffte ihm eine prosaische Arbeit, eine Erzählung, — eben das kleine Buch, das wir hiermit dem deutschen Publikum wieder vorlegen, aus eigener Erfahrung der innigen und unmittelbaren Wirkung sicher, die es noch heute, fast hundert Jahre nach seiner Entstehung zu üben vermag.

„Peter Schlemihls wundersame Geschichte" wurde — um das Literarhistorische vorwegzunehmen — im Jahre 1813 niedergeschrieben: um jene Zeit, als der Dichter in einem menschlich und politisch desperaten Zustand auf dem Gute der ihm befreundeten Familie Itzenplitz botanisierte. Er selbst hat ausgesagt, daß er die Arbeit unternommen habe, um sich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes (Eduard Hitzig) zu ergötzen. Dann liegen noch ein paar Mitteilungen vor über kleine Begegnisse, die den Anstoß zur Bildung der Fabel gaben. „Ich hatte," äußert Chamisso in einem Briefe, „auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué frug mich, ob ich nicht auch meinen Schatten verloren habe? und wir malten uns das Unglück aus. Ein anderes Mal wird in einem Buche von Lafontaine geblättert, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde — ich meinte, wenn man dem Kerl ein gut Wort gäbe, so zöge er auch noch Pferde und Wagen aus der Tasche. — Nun war der Schlemihl fertig, und wie ich einmal auf dem Lande Langeweile und Muße hatte, fing ich an zu schreiben." Wilhelm Rauschenbusch, der Herausgeber der zweibändigen Groteschen Chamisso-Ausgabe und ein persönlicher Bekannter des Dichters, fügt hinzu, daß zur Entwicklung der Fabel wesentlich ein Spaziergang beigetragen habe, den Chamisso einmal mit Fouqué auf Nennhausen, dem Gute Fouqués, gemacht. Die Sonne warf lange Schatten, so daß der kleine Fouqué nach seinem

Schatten faſt ſo groß ausſah, als der hochgewachſene Chamiſſo. Sieh, Fouqué, ſagt da Chamiſſo, wenn ich dir nun deinen Schatten aufrollte und du ohne Schatten mir wandern müßteſt? Fouqué fand die Frage abſcheulich und reizte dadurch Chamiſſo, die Schattenloſigkeit neckiſch weiter auszubeuten. — Zerſtreuungsbedürfnis, Onkelgüte gegen ein paar Kinder, ein Reiſemalheur, eine hingeworfene Bemerkung gelegentlich eines Buches, ein Scherz unter Freunden, Muße und Langeweile, — das ſind äußerſt beſcheidene Anläſſe und Beweggründe für das Entſtehen einer Dichtung, die man unſterblich nennen darf. Freilich, ſo entſtehen Geſchichten. Aber die Geſchichte, die hier entſtand, erhielt unter den Händen eines Dichters die Eigenſchaften, eine Welt zu ergötzen. Franzoſen und Engländer, Holländer und Spanier überſetzten ſie, Amerika druckte ſie England nach, und in Deutſchland ward ſie mit den Zeichnungen des Dickens-Illuſtrators Cruikſchank, wieder aufgelegt. Hoffmann, als man ſie ihm vorlas, ſoll außer ſich vor Vergnügen und Spannung an des Leſenden Lippen gehangen haben. Das iſt ſehr glaubhaft.

Sind ein paar Erinnerungen, ein paar Hinweiſe im voraus auf die Reize der Erzählung erlaubt? Zunächſt: man hat den „Schlemihl" ein Märchen, ja, indem man ſich auf des Dichters läſſige Erklärung berief, er habe ihn für die Kinder eines Freundes geſchrieben, ſogar ein Kindermärchen genannt. Er iſt es nicht, iſt, obgleich auf unbeſtimmtem Grund und Boden ſpielend, zu novelliſtiſcher Natur, bei allem grotesken Einſchlag zu ernſt, zu modern-leidenſchaftlich, um der Gattung des Märchens eingeordnet werden zu können, und er eignet ſich aus denſelben Gründen nach unſerer Meinung und Erfahrung nicht ſonderlich für Kinder. Ganz realiſtiſch und bürgerlich hebt die Erzählung an, und die eigentliche Kunſtleiſtung des Verfaſſers beſteht darin, daß er die realiſtiſch-bürgerliche Allüre bis ans Ende und beim Vortrage auch der fabelhafteſten Begebniſſe mit aller Genauigkeit feſtzuhalten weiß: dergeſtalt, daß Schlemihls Geſchichte wohl als „wunderſam" im Sinne ſelten oder nie erhörter Schickſale wirkt, zu denen ein irrender Menſch durch Gottes Willen berufen war, aber nie eigentlich als wunderbar im Sinne des Außernatürlichen und Unverantwortlich-Märchenhaften. Schon ihre autobiographiſche, bekenntnismäßige Form trägt dazu bei, daß ihr Anſpruch auf Wahrhaftigkeit und Realität ſtrenger als beim unperſönlich fabulierenden Märchen betont erſcheint, und wenn es darauf ankäme, ſie mit einem Gattungsnamen zu beſtimmen, ſo wäre, meinen wir, der einer „phantaſtiſchen Novelle" zu wählen.

Das der Lafontaine-Lektüre entſtammende Motiv wird ſogleich auf den erſten Seiten mit Glück verwandt durch die überaus diskrete Einführung des Grauen — jenes „ſtillen, dünnen, hageren, länglichen, älteren Mannes", der auf Herrn Johns Garden-Party zum Entſetzen des Erzählers in aller Demut und Dienſtbereitſchaft nicht nur eine Brieftaſche und ein Fernrohr, ſondern einen türkiſchen Teppich, ein komfortables Luſtgezelt und drei aufgezäumte Reitpferde aus ſeiner

„knapp anliegenden" Schoßtasche hervorzieht. Es ist der Teufel, und er ist vorzüglich gezeichnet — namentlich in der Szene zwischen ihm und Schlemihl auf dem freien Rasenplatz. Nichts von Pferdefuß, Dämonie und hölliſchem Witz. Ein überhöflicher, verlegener Mann, der rot wird (ein köstlich überzeugender Zug), als er die entscheidende Unterredung wegen des Schattens einleitet, und den auch Schlemihl, zwischen Respekt und Grauen schwankend, mit bestürzter Höflichkeit behandelt. Was der sonderbare Liebhaber ihm für den Schatten zur Auswahl bietet, sind gute, altvertraute Dinge: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechselpfennige, Raubtaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein, Fortunati Wünschhütlein, „neu und haltbar wieder restauriert", und die Erzählung nimmt hier auf bekannte und nicht wohl bezweifelbare Sagen- und Märchenmotive Bezug, wodurch sie einen neuen Akzent von Legitimität und Vertrauenswürdigkeit erhält. Der betörte Schlemihl wählt den Glückssäckel, und es folgt jener unbezahlbare Moment, wo der Graue niederkniet, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit Schlemihls Schatten vom Kopf bis zu den Füßen leise vom Grase löst, aufhebt, zusammenrollt, faltet und in die Tasche steckt.

Die Sache ist nun die, daß jeder, Mann, Weib und Straßenjunge, sofort bemerkt, daß Schlemihl keinen Schatten hat und ihn mit Hohn, Mitleid, Abscheu deswegen überschüttet. Ich bin hier nicht ganz so bedenkenlos, wie etwa im Punkte des Glückssäckels. Wenn mir in der Sonne ein Mensch begegnete, der keinen Schatten würfe, — würde es mir auffallen? Und wenn es mir wirklich auffiele, würde ich nicht einfach im stillen auf irgendwelche mir unbekannte optische Ursachen schließen, die die Entstehung eines Schlagschattens in diesem Falle zufällig verhindern? Gleichviel! Eben die Unkontrollierbarkeit und Unentscheidbarkeit dieser Frage ist der eigentliche Witz und Einfall des Buches, und die Voraussetzung zugegeben, so ergibt alles sich mit erschütternder Folgerichtigkeit.

Denn was folgt, ist die Schilderung einer scheinbar bevorzugten und beneidenswerten, aber romantisch elenden, innerlich mit einem düstern Geheimnis einsamen Existenz, — und schlichter, wahrer, erlebnishafter, persönlicher hat nie ein Poet ein solches Dasein darzustellen und der Empfindung nahe zu bringen gewußt.

Dabei ist das Entscheidende, daß es dem Dichter längst gelungen ist, uns in die Vorstellung von dem Wert und der Wichtigkeit eines gesunden Schattens für die Honettität eines Menschen so vollkommen einzuspinnen, daß wir Ausdrücke wie „düsteres Geheimnis" nicht mehr als übertrieben empfinden, sondern vielmehr in einem Manne ohne Schatten den geschlagensten und anstößigsten Mann unter der Sonne erblicken. Wir sehen den reichen Schlemihl des Nachts bei Mondschein in einen weiten Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, sein Haus verlassen, getrieben von dem selbstquälerischen Wunsche, die öffentliche Meinung zu prüfen, sein Schicksal aus dem Munde der Vorüber-

gehenden zu vernehmen. Wir sehen ihn sich ducken unter dem Mitleid der Frauen, dem Hohn der Jugend, der Verachtung der Männer, namentlich der Wohlbeleibten, „die selbst einen breiten Schatten werfen". Wir sehen ihn zerrissenen Herzens nach Hause wanken, da ein holdes Kind, das von ungefähr ihr Auge auf ihn wandte, beim Anblick seiner Schattenlosigkeit das schöne Antlitz mit dem Schleier verhüllte und gesenkten Kopfes vorüberging. Seine Reue über den Handel ist grenzenlos. Und die Erzählung erhebt sich wieder zu einem ihrer seltsamsten Höhepunkte in dem Zwischenfall mit dem Kunstmaler, den Schlemihl unter allerlei Vorwänden fragt, ob er einem Menschen einen künstlichen Schlagschatten malen könne, der ihm aber die kalte Antwort erteilt: „Wer keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das ist das Vernünftigste und Sicherste" und ihn mit einem „durchbohrenden" Blick verläßt.

Mit der größten Lebenswahrheit ist hierauf geschildert, wie Schlemihl sich mit seinem Fluche so leidlich einzurichten sucht. Seinem Kammerdiener, einem Burschen von guter Physiognomie, hat er in weicher Stunde sein schimpfliches Gebrechen bekannt, und der Wackere, obgleich entsetzt, überwindet sich, der Welt zum Trotz, bei seinem gütigen Herrn zu bleiben und ihm nach Kräften zu helfen. Er umgiebt ihn mit Sorgfalt, ist überall vor und mit ihm, sieht alles vorher und, größer und stärker als Schlemihl, überdeckt er ihn in Augenblicken der Gefahr geschwind mit seinem eigenen prächtigen Schatten. So wird es Schlemihlen ermöglicht, sich unter den Menschen zu bewegen und eine Rolle zu spielen. „Ich mußte freilich viele Eigenheiten und Launen scheinbar annehmen," sagt er. „Solche stehen aber dem Reichen gut." Eine Bemerkung von entzückender novellistischer Echtheit. Niederlagen, Demütigungen bleiben nicht aus. Und nicht lange, so spinnt jene rührende Episode sich an, die ein unsterbliches Thema romantischer Poesie: die Liebe des Gezeichneten, Gehetzten, Infamen, Verdammten zu einem reinen und ahnungslosen Mädchen in stiller bürgerlicher Menschlichkeit abwandelt.

Es ist das unselige Idyll mit dem Forstmeisterskinde, und nichts fehlt dabei, was typischerweise zur Entwicklung des Themas gehört, weder die unschuldig eitle Kuppelei der Mutter und die biedere Ungläubigkeit des Vaters, der „so hoch nicht hinaus will", noch die Gewissensqual des Werbenden, die Ahnungen des Mädchens, ihre zärtlichen Versuche, in das Geheimnis des Geliebten einzudringen und ihr Weibesruf: „Bist du elend, binde mich an dein Elend, daß ich es dir tragen helfe!" Aber alles ist neu beseelt, neu belebt, und ein so bewegter Ernst des Ausdrucks, ein solches Wahrheitsdetail herrschen hier, daß man die Phantastik der Voraussetzungen völlig vergißt, daß auch der Dichter sie völlig vergessen zu haben scheint. Nirgends ist die Erzählung so wenig Märchen wie hier, nirgends so ganz Novelle, Wirklichkeit, ernstes Leben, und ein paar Verse scheinen über dieser Prosa zu schweben, bang, innig und seltsam kühn in ihrer Einfachheit, wie alles Bekenntnis:

„Du heißest mich reden und machst mirs so schwer,
Ich seh' dich an und zittre so sehr."

Man möchte nacherzählen, möchte den Finger auf jeden Absatz legen; aber hier folgt ja das Ganze. Nichts erfreulicher als der Kapitelschluß, wo der Böse, „als sei er solcher Behandlung gewohnt", sich stillschweigend, mit gebücktem Kopf und gewölbten Schultern von dem getreuen Bendel den Buckel zerbläuen läßt. Nichts amüsanter als die Pointe: „Nun ward mir auch das ganze Ereignis sehr natürlich erklärbar. Der Mann mußte das unsichtbare Vogelnest, welches den, der es hält, nicht aber seinen Schatten, unsichtbar macht, erst getragen und jetzt weggeworfen haben." Ja so! . . . Und keine schönere Schlußwendung war denkbar, als die vom Dichter erfundene, die versöhnlich ist, doch zugleich streng und weit von dem kindlichen Optimismus des Märchens entfernt, wo alles in Hochzeitsjubel und „wenn sie nicht gestorben sind" auszulaufen pflegt.

Schlemihl, „durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen", kehrt keineswegs in diese Gesellschaft zurück, gewinnt seinen Schatten nicht wieder. Er bleibt einsam, er fährt fort zu büßen, aber zum Ersatz für bürgerliches Glück wird er durch eine gnädige Fügung an die weite Natur gewiesen und verbringt sein Leben im Dienste der Wissenschaft. Die geographische Akkuratesse, mit der der Verfasser die Märsche seines Helden in den Siebenmeilenstiefeln bezeichnet, ist wiederum ein Mittel, die Phantastik seiner Angaben realistisch zu stützen, und bezeichnend für seine Umsicht sowohl wie für seine unauffällige Kunst, das Märchenhafte plausibel zu machen, ist der glänzende kleine Einfall von den „Hemmschuhen". Indem hier der geläufige Begriff der Hemmschuhe ohne weiteres und mit der unschuldigsten Miene auf die Pantoffeln übertragen wird, die Schlemihl über die Stiefel zieht, wenn er normale und keine Siebenmeilenschritte zu machen wünscht, erhält das ganze Wunder einen Charakter bürgerlicher Wirklichkeit, den es im Märchen niemals besaß. — Schlemihl also, ein grotesker und mit seinem Lose großartig zufriedener Wanderer, bewegt sich in kolossalen Studienmärschen auf dem Rücken der Erde. Er setzt die Geographie unerforschter Länderstrecken fest, er ist Botaniker und Zoologe großen Stils, und er wird Sorge tragen, daß vor seinem Tode seine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt werden. „Ich habe," sagt er, „seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu mit stillem, strengem, unausgesetztem Fleiß darzustellen gesucht, und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehangen." Hier wird die phantastische Improvisation dichterischer Einbildungskraft zum Bekenntnis. Und wird sie es wirklich erst hier?

Chamisso hat es der Mit- und Nachwelt leicht gemacht, festzustellen, daß mit dem Schlemihl er selbst gemeint ist, es hat ihm gefallen, wiederholt durch Äußerlichkeiten auf die Identität von Dichter und Fabelheld anzuspielen. Warum

muß Schlemihls treuer Diener „Bendel" heißen? Der Name kehrt wieder in einem Gedicht, worin humoriſtiſch erzählt iſt, wie Chamiſſo einſt als junger Leutnant über dem Homer die Dienſtſtunde verträumte:

„Stiefletten, Bendel, ſchnell! ich ſeh erſchrocken,
Daß ſich bereits der Obriſt eingefunden."

Ihm ſelbſt hat alſo ein Burſche dieſes Namens gedient. Und warum beſchreibt er in dem Briefe an Hitzig, worin er phantaſtiſch ſchildert, wie der ſchattenloſe Weltwanderer ihm perſönlich das Manuſkript ſeiner Memoiren überbracht habe, bis auf den ſchwarzen verſchnürten Rock genau ſeine eigene Perſon? Beinahe noch anzüglicher iſt ſein Leugnen. „Den Schatten," verſichert er in dem Einleitungspoem „An meinen alten Freund Peter Schlemihl," —

„Den Schatten hab ich, der mir angeboren,
Ich habe meinen Schatten nie verloren."

Um ſich dann zu beklagen:

„Mich traf, obgleich unſchuldig wie das Kind,
Der Hohn, den ſie für deine Blöße hatten. —
Ob wir einander denn ſo ähnlich ſind?! —
Sie ſchrien mir nach: Schlemihl, wo iſt dein Schatten?"

Dies ſcheint buchſtäblich wahr zu ſein, denn Hitzig berichtet an Fouqué, daß irgendein Berliner Junge, mit dem Chamiſſo auf der Straße ſeinen Scherz getrieben, ihm ſchließlich nachgerufen habe: „Warte nur, Peter Schlemihl!" und es iſt nicht anzunehmen, daß dieſe Popularität ſeiner Maske den Dichter verdroſſen habe. Dichter, die ſich ſelbſt geben, wollen im Grunde, daß man ſie erkenne; denn nicht ſowohl um den Ruhm ihres Werkes iſt es ihnen zu tun, als vielmehr um den Ruhm ihres Lebens und Leidens.

Welches iſt denn nun aber das Erleben und Erleiden, das dieſer Dichter mit ſeinem Helden gemeinſam hatte? Worin beſteht ſeine innere Solidarität mit dem armen Peter Schlemihl? Inwiefern iſt dieſes kleine Werk ein Bekenntnis und was bedeutet die Schattenloſigkeit? Man hat ſich ſeit dem Erſcheinen des Buches den Kopf darüber zerbrochen, man hat der Frage Abhandlungen gewidmet und ſie nur allzu klipp und klar beantwortet, indem man ſagte, der Mann ohne Schatten, das ſei der Mann ohne Vaterland. Allein das heißt die „tiefere Bedeutung" eines Motivs, das zunächſt einmal nichts als ein ſkurriler Einfall war, zum mindeſten allzu knapp umſchreiben. Der Schlemihl iſt keine Allegorie, und Chamiſſo war nicht der Mann, dem etwas Geiſtiges, eine Idee jemals das Primäre bei ſeiner Produktion geweſen wäre. „Nur Leben," war ſeine Maxime, „kann wieder Leben ergreifen." Aber eben weil dem ſo iſt, hätte er nicht ohne lebendige Erfahrung ein ſchnurriges Märchenmotiv zu etwas ſo Lebensvollem und novelliſtiſch Wahrem ausgeſtalten können, und Zerſtreuungsbedürfnis oder Onkelgüte allein hätten ihn nicht vermocht, die Geſchichte zu ſchreiben, wenn er

sich nicht in der besonderen Lage gewußt hätte, sie aus Eigenem und Persönlichem zur Dichtung beseelen zu können.

Nochmals, was war dieses Eigene und Persönliche? — Chamisso hat für die französische Ausgabe des Schlemihl ein reizendes Vorwort geschrieben, gegen dessen Ende er sagt, daß seine Erzählung in die Hände nachdenklicher Leute geraten sei „qui, accoutumés à ne lire que pour leur instruction, se sont inquiétés de savoir ce que c'était que l'ombre." Und so zitiert er denn, mit gefalteter Miene, aus einem gelehrten Schmöker die Definition des Schattens.

De l'ombre.

„Un corps opaque ne peut jamais être éclairé qu'en partie par un corps lumineux, et l'espace privé de lumière qui est situé du côte de la partie non éclairée, est ce qu'on appelle ombre. Ainsi l'ombre, proprement dite, représente un solide dont la forme dépend à la fois de celle du corps lumineux, de celle du corps opaque, et de la position de celui-ci à l'égard du corps lumineux. L'ombre considéré sur un plan situé derrière le corps opaque qui la produit, n'est autre chose que la section de ce plan dans le solide qui représente l'ombre."

(Haüy, Traité élémentaire de physique. T. II §. 1002 et 1006.)

„C'est donc de ce solide", bemerkt Chamisso dazu, „dont il est question dans la merveilleuse histoire de Pierre Schlémihl. La science de la finance nous instruit assez de l'importance de l'argent, celle de l'ombre est moins généralement reconnue. Mon imprudent ami a convoité l'argent dont il connoissait le prix et n'a pas songé au solide. La leçon qu'il a chèrement payée, il veut qu'elle nous profite et son expérience nous crie: songez au solide."

„Songez au solide!" Das ist also die ironische Moral dieses Buches, dessen Autor nur zu genau wußte, was es heißt, der Solidität, der menschlichen Standfestigkeit, des bürgerlichen Schwergewichts zu ermangeln. „So stand ich," sagt er in dem autobiographischen Abriß, den wir von ihm besitzen, „in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung; ich hatte nie eine Schule ernstlich besucht. Ich machte Verse .... Irr an mir selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit." Er kannte die Qualen der jugendlich problematischen Existenz, die, ohne regelrechte Laufbahn und ohne regelrechte Zukunft, sich nicht auszuweisen vermag und mit wundem Ichgefühl überall Hohn und Verachtung spürt, besonders von seiten der Dicken, Soliden, „die selbst einen breiten Schatten werfen". Er besaß vielleicht noch sonderbarere Einsichten in die schwebende Unwirklichkeit und Unsolidität seines Daseins. Er war, ein Franzose von Geburt, in Deutschland heimisch geworden und konnte sich sagen, daß er, wenn der Zufall es gewollt hätte, ebenso gut überall sonst hätte heimisch werden können. Ausdrücklich erklärt er irgendwo in seinen Schriften, daß er die Gabe in sich gefunden habe, „sich überall gleich zu Hause

zu finden"; und eine ähnliche Bewandtnis hatte es vielleicht mit seiner außerordentlichen Begabung für alle möglichen Sprachen, von der deutschen bis zur havaiischen, die man bei ihm festgestellt hat. Was war er, wer war er überhaupt? Ein Nichts und ein Alles? Eine unumschreibbare, überall heimische und überall unmögliche Unperson? Es mag Tage gegeben haben, wo er sich nicht gewundert haben würde, wenn er vor lauter Unbestimmtheit und Unwirklichkeit nicht einmal einen Schatten geworfen hätte.

Der Schatten ist im „Peter Schlemihl" zum Symbol aller bürgerlichen Solidität und menschlichen Zugehörigkeit geworden. Er ist mit dem Gelde zusammen genannt, als das, was man zu verehren habe, wenn man unter den Menschen leben wolle, und dessen man sich nur entschlagen möge, wenn man ausschließlich sich und seinem besseren Selbst zu leben gewillt sei. Den Bürgern, wie man heute sagen würde, den Philistern, wie der Romantiker sagte, gilt der ironische Zuruf: „Songez au solide!" Aber Ironie heißt fast immer, aus einer Not eine Überlegenheit machen, und das ganze Büchlein, das nichts als eine tief erlebte Schilderung der Leiden eines Gezeichneten und Ausgeschlossenen ist, beweist, daß der junge Chamisso den Wert eines gesunden Schattens schmerzlich zu würdigen wußte.

Nun, er ist ihm zuteil geworden! In dem hübschen Gedicht, durch welches Freund Hitzig dem dritten im Bunde, Fouqué, Chamissos Verlobung mitteilte, ist auseinandergesetzt, daß Schlemihl nun nicht mehr des Schattens entbehre, daß er ihn dreifach habe: zuerst den Schatten des Preußenaars, der gnädig seine Schwingen über ihm breite; zu zweit den Baumesschatten des botanischen Gartens, dem er, ein wohldotierter Blumenfürst, vorgesetzt sei; endlich den dritten, schönsten, der gelobt habe, nicht mehr von ihm zu weichen, „Antonie — das sei dir gnug gesagt." Und Chamisso selbst sandte mit einem Bilde seiner Braut an Fouqué die Verse:

„Den Schlemihl genannt sie hatten,
Reich in seiner Schatten Zier,
Gönnet jetzt von seinem Schatten
Strafend einen Schatten dir."

Es ist die alte, gute Geschichte. Werther erschoß sich, aber Goethe blieb am Leben. Schlemihl stiefelt ohne Schatten, ein „nur seinem Selbst lebender" Naturforscher, grotesk und stolz über Berg und Tal. Aber Chamisso, nachdem er aus seinem Leiden ein Buch gemacht, beeilt sich, dem problematischen Puppenstande zu entwachsen, wird seßhaft, Familienvater, Akademiker, wird als Meister verehrt. Nur ewige Bohèmiens finden das langweilig. Man kann nicht immer interessant bleiben. Man geht an seiner Interessantheit zugrunde oder man wird ein Meister. — Aber „Peter Schlemihl" gehört zu den liebenswürdigsten Jugendwerken der deutschen Literatur. Einleitung zur Pantheonausgabe des Peter Schlemihl

***

Der Musterschüler/ ein Porträt von Martin Beradt

In der Schule, da war ich glücklich: da war ich gebunden. Heute sagt mir jeder: Sie haben einen freien Willen, und als ein junger Mann können Sie ohne Nachteil tun und unterlassen, was Sie wollen. Aber ich fühle, ich werde immer mehr unterlassen als unternehmen, beläßt man mich in einem Leben mit tausend Möglichkeiten, zwischen denen ich wählen soll nach Laune und Ermessen. Denn wirklich, ich ruiniere mich durch unabläßige Erwägungen, ob ich nach rechts oder nach links schwenken soll, heftig oder gelassen arbeiten, säumend oder stürmisch leben. Ich bin ein Kreisel, zu gleicher Zeit angetrieben von rechts und links, wovon ich natürlich mich überhaupt nicht fortbewege; soll ich es anders ausdrücken, ein Mensch von so großer geistiger Beweglichkeit, daß sein Wille von den intellektuellen Erörterungen erschlagen wird. Nein, so ist es ebenfalls nicht. Mein Wille weiß sich auch wieder durchzusetzen; sobald er nur irgendeinen Reiz verspürt, gibt er nach, sogar mit Leidenschaft. Aber hinterher fehlt mir der Glaube an meinen Willen, die Zuversicht zu meiner Leidenschaft, ich habe ein schlechtes Gewissen, wo andere sicher sind und sich dazu bekennen und mitunter sich noch brüsten wie die Pfauen, und das selbst bei sehr schlechten Sachen.

Ich muß es wiederholen, jenen Zeiten, wo es Prüfungen zu machen galt, ihnen hänge ich nach mit einer Art von schwärmerischer Sehnsucht. Da war eine fette Hürde abgesteckt, es hieß, hier treibe dich herum und zeige, was du kannst, und ich grub meinen Boden um, ich pflügte ihn, ich beackerte ihn, ich durchsäte ihn, ich befruchtete ihn, und was aus ihm aufschoß und hochkam und was breit schwoll und heraufblühte, das war nicht wenig, das hatte schon seine rechte Art, und man konnte sagen, daß ich alle Fruchtbarkeit aus dem Boden zog, die er nur hergab.

Vielleicht hat auch eine solche Veranlagung Gutes, und wenn man einen kleinen Beamten aus mir machte, ich würde sicherlich exzellent mich führen. Denn dann hieße es, eine ganz bestimmte Verrichtung ausüben, die von einem Vorgesetzten einem zugewiesen würde. Man hätte eine Aufgabe, die mit vorzüglich sich lösen ließe, und wenn ich erst einmal meine ganze Sorgfalt auf sie wendete, würde sicherlich niemand kritteln können, daß auch nur ein leiser Mangel an ihr hafte. Aber ich kann diesen Beruf nicht ergreifen, weil ich eine andere Bildung habe, weil man in meinen Kreisen diese Lebensform bespöttelt, und ich habe heute das Gefühl, daß ich dadurch nicht nur meinen Beruf verfehle, sondern überhaupt verpfuscht werde.

Freilich hätte, ein Beamter zu sein, für mich den Nachteil, daß zuviel seelische Kräfte in mir ungebunden blieben, die nach einer Bindung streben. Die ganze Fülle der Fragen, wie man leben soll, würde noch mehr unbeantwortbar mich bedrängen. Ich bin ein Mensch, der ein Lebensgesetz aus sich heraus nicht finden kann, und wieder zu viel Hemmungen hat, um jedem Seelenverführer

nachzulaufen auf die Dauer. Ich wandle begierig in mir die Gedankengänge der großen Entsittlicher ab und erhöhe und erhebe mich dann wieder an den großen heiligenden Schriften, die die Deutschen haben. Ich lese bei einem Schriftsteller, daß uns Deutschen die Erotik fehle und daß wir sofort sie trieben, fänden wir nur eine Theorie für sie: und ich atme auf. Und dann gehe ich abends in ein Haus zu zwei Menschen, die wie zwei Tauben leben, und auf dem Nachhausewege habe ich die tiefe Sehnsucht nach einer Frau, die, ganz allein, mein Leben begleite. Oder der nächste Morgen findet mich frisch, ich lese, der König habe einen neuen Minister ernannt, einen Mann, der eine glänzende Laufbahn hinter sich habe, jemand, den ich flüchtig einmal gesehen, und ich fühle in mir das dringende Verlangen nach gesteigerter Betätigung, nach einem hemmungslosen Sichdurchsetzen und Einflußnehmen und Gebieten. Und wieder am Abend, unter blinzelnden Laternen, in einer warmen Luft mit lauen Schatten, schwimmt das Stimmunghafte, Betrachtsame Inzuschauenaufgelöstsein auf mich zu, und ich möchte in Venedig leben oder am Bodensee, gute Bücher bei mir führen und Zeitungen bloß noch lesen wie die Märchen von einer unglaubhaften Welt.

Bei alledem bleibt das Merkwürdige, daß keiner weiß, was in mir vorgeht. Meine glänzenden Examina haben mich zu einem Anfang gebracht, der den Leuten wohlanständig und verheißungsvoll erscheint, und da ich mit Bedacht mich nach außen nicht kompromittiere, meine Leidenschaften mit Frauen im geheimen abmache und sonst im ganzen das Gebahren eines gut angezogenen und umgänglichen Menschen habe, genieße ich selbst ein ganzes Ansehen, und mancher mag, nicht tiefsehend, sogar Hoffnungen auf mich setzen. Wenn die Menschen wüßten, daß meine Leistungsfähigkeit sich in den Prüfungen erschöpft, daß meine wohlerzogene Umgänglichkeit erkauft ist mit dem Verlust eines entschiedenen Willens, daß ich mit jedem mich zu verständigen suche, weil ich nicht die Entschiedenheit habe, jemanden abzulehnen, so würden sie möglicherweise mein Benehmen erheblich anders deuten.

Neulich erschrak ich, als jemand zu mir sagte, ich sähe immer aus, als hätte ich ein schlechtes Gewissen. So ist es, er hat recht, ich habe immer noch das Bedürfnis behalten von der Schule her, der Note *eins* nachzuleben, und für jede Handlung, die eine vier, eine fünf, ja auch nur eine drei mir einbringen muß, quäle ich mich, reibe ich mich auf. Dabei kann ich niemals dauernd die Nummer eins erreichen, weil ich das, was ich heute als gut empfinde, morgen als ungenügend bezeichne, und gut und mangelhaft sind für mich zwei Schwestern, die ich wohl heute, aber meistens nicht mehr morgen unterscheiden kann.

Es ist dieses Fehlen einer moralischen Unterscheidungskraft keine Untiefe auf meiner Seite. Es ist nicht wahr, daß es auch den Bösen gut gehe, wie man sagt, und auch nicht, wie andere sagen, daß es den Guten schlecht gehe. Das Verhängnisvolle ist, daß es auf Gutsein und Schlechtsein gar nicht ankommt,

daß die Leute, die unsittlich leben, bald schlechter, bald besser leben als die andern. Und die Guten: die stillen Leute übernehmen sich wieder an Selbstzufriedenheit so wie die lauten mit einem törichten Gepränge. Und dazu kommt, daß es den Reichen nicht besser geht als den Leuten mit dem kleinen Auskommen, denn wenn sie nur gesund sind, entschädigen sie sich auf andere Weise. Die Arbeit sogar ist für die meisten nur eine Ausrede, um von sich loszukommen, und der Müßiggang nicht Beschaulichkeit, sondern auch nur eine Flucht vor sich selbst. Wenn man ganz vorurteilsfrei die Sache ansieht, gibt es heute überhaupt keine irgendwie eindeutige Art zu leben mehr, und jeder kann leben, wie es seiner Natur entspricht, wobei ihn Theorien nicht mehr beängstigen sollen, als sie ihn, ohne daß er sich wehren kann, beherrschen. Das ist alles nicht weiter schlimm und sieht sogar nach einer bequemen Philosophie aus. Aber tragisch wird die Sache, wenn jemand, wie ich, das Leben nicht finden kann, das seiner Natur entspricht.

Ja, ich fürchte mich sehr vor meinem weiteren Leben. Einmal hat mich eine Frau geliebt, die sich in alles, was ich tat, verliebte. Sie fand eine Stelle hinter meinem Ohr schön, von der ich nicht einmal wußte, daß ich sie besaß, meinen etwas starken Hals küßte sie und hätte sich wohl am liebsten in ihn verbissen, ja an den häßlichsten Stellen meines Körpers fand sie noch Genuß und selbst Entzücken, wie sie aus den mißratensten Stellen meiner Seele, diesem ewigen, unsteten Schwanken, die Berechtigung zog, mich herzlich ihren großen Jungen zu nennen. Diese Frau, die eine wunderbar gute und sehr gesunde Frau von einer, wie ich spürte, höchsten Reinheit des Empfindens war, diese Frau konnte ich nicht wiederlieben, weil sie an mir liebte, was ich verachtete. Wie soll man auch eine Frau lieben können, die bewundert, was man ersticken möchte, die liebt, was man aus sich herausreißen, erwürgen, zehnmal umdrehen und in das Wasser schleudern möchte und noch mit Füßen dann in den Grund treten! Da, geh doch unter und daß alle Fische dich auffressen!

Seitdem ist das Leben für mich zweideutig geworden und ich fürchte sehr für meine Zukunft. Ich habe oft gehört, daß man heirate, wenn man selbst die Richtung im Leben verloren habe, und Kinder in die Welt setze, weil das einen der weiteren Stellungnahme überhebt und man sie nun dem neuen Geschlecht überlassen kann. Ich glaube aber sehr bestimmt, daß das Kind die innere Anlage vom Vater, nicht von der Mutter erbt und nur sein Maß an Intelligenz von ihr erhält. Mein Junge oder mein Mädchen würden also die unglückliche Anlage überkommen, die ich besitze, und das weiß ich sicher, ich würde meine Aufgabe darin sehen, durch die Künste der Erziehung diese unglückliche Anlage in eine glückliche zu verwandeln. Aber wenn eine Aufgabe in Gefahr ist, nicht gelöst zu werden, so ist es diese. Denn wer sagt mir, ob meine auf naive Natürlichkeit und Lebensselbstverständlichkeit, auf Entschiedenheit, auf Selbstvertrauen, auf weltmännische Sicherheit, kurz auf Adel und nicht

auf Bürgertum ausgehende Erziehung nicht an der stärkeren Anlage scheitert, ob ich nicht durch Abhärtungsmittel mein durch Vererbung verweichlichtes Kind sogar tödlich quäle, und die ständige Pein seiner jungen Jahre, dieser Widerspruch zwischen Anlage und Erziehung, es nicht erst recht zu einem halben Menschen und Viertelhelden werden läßt?

Ich bin so auf einem Punkt angelangt, von dem ich durchaus nicht weiter kann. Für mich gäbe es nur einen Weg: mich einem starken Menschen anzuvertrauen und mir seinen Beistand zu erbitten. Aber so bin ich, eher stürbe ich, ehe ich mit einem Menschen darüber redete, und so lächle ich lieber, wenn man findet, ich sähe aus, als ob ich ein böses Gewissen hätte. Ja, ich habe es und werde es noch haben, selbst wenn mein Weg infolge guter Verbindungen, durch Glück oder andere Umstände zu Höhen führen sollte. Denn ich würde dann als den wahren und höchsten Sinn des Lebens empfinden, in der Tiefe zu verbrausen und zu verwirbeln.

In der Schule bekam man Prämien, und wenn man sie erhielt, wußte man, man hatte richtig gelebt. Zuweilen wünsche ich, wieder gläubig zu sein und aus der Nachfolge im Glaube die Beruhigungen und Gewißheiten zu schöpfen, die dort durch so und so viel gute Handlungen zu erkaufen sind. Es hat das aber noch nicht meinen rechten Ernst, denn ich spüre doch zu sehr, daß ich das nicht kann. Aber wie schön müßte wenigstens die Einordnung in einen weltlichen Orden sein, in einen Klub, in dem man noch gesetzt wird, in dem man noch hinauf- und hinunterkommt nach dem Verdienst, und wo einem vorgeschrieben ist, was man den Tag über zu tun hat. Ich sage es offen, ich gehorche gern, und frei zu sein, ist nicht jedermann gegeben. Aber ich sage das nur offen auf dem Papier, ich weiß, man lachte mich aus und fände es unmännlich, gestände ich es allenthalben. Aber ich möchte es dennoch in alle Welt hinausschreien, um zu hören, ob es noch mehr solcher Menschen gibt, die an demselben Unglück leiden, daß sie sich suchen und nicht finden können und die Nächte nicht schlafen, weil sie sich damit quälen, was ihnen verboten sei und was erlaubt.

Nietzsche hat einmal gesagt, wem die Keuschheit schwer falle, dem sei sie zu widerraten, und auch von den anderen Tugenden mag er anders kaum gedacht haben. Aber welcher Mensch kann mir sagen, ob mir die Befolgung der Tugenden so schwer fällt, daß sie mir zu widerraten sei. Ich bin tief unglücklich, denn ich bin unsicher an mir selbst, und meine höchste Qual ist, daß mir schließlich meine Natur erlauben würde, auf die eine wie auf die andere Art zu leben.

Vielleicht aber ist das letzte Unglück meiner Existenz nur, daß ich mir zugleich zu klar über mich selber bin und dennoch unklar darüber, was mir gemäß sei.

Ganz heimlich wünschte ich, im Ethischen magnetisiert zu werden. Eine Frau könnte das an mir nicht leisten, denn sie kennt dieses Ethos nicht. Aber ich sehne mich nach einem Mann oder einem Buch, das mich an der Hand nähme, sanft, aber fest. . . .

***

Börse und Politik/ von Daniel Ricardo

Wenn Börse und Politik zusammenstoßen, gehen Logik und Überlegung häufig in Trümmer. Die Instinkte der Effektenmärkte sind zu sehr auf die Verwertung von Tages- und Stundenchancen eingestellt, um kalkulierender Überlegung Raum zu lassen. Das sind Gelegenheiten, bei denen der Zweifel an der wirtschaftlichen Mission der Börse aufkommt. Man fragt sich, ob das „wirtschaftliche Instrument" nicht in Wirklichkeit nur ein Spielplatz, ob das Börsenpapier ein legitimer Ausweis der kapitalistischen Entwicklung oder nur eine Spielmarke sei. Der marokkanische Handel brachte wieder einmal eine Probe aufs Exempel. Es mußte sich zeigen, ob die Börse politisch gut orientiert ist und ob sie die Fähigkeit raschen Ergreifens großer Gesichtspunkte besitzt. Was geschah? Zunächst betrachtete man Marokko als langweiliges Sommerthema und ließ sich im Haussespiel nicht stören. Dann wurde man um die Folgen des Spiels besorgt, verfiel in hysterische Angst und disponierte nur noch sub specie Marokkos. Solches Handeln hat einen Knick in der Mitte. Und der Mangel der Geradlinigkeit hängt mit den Eigenschaften der Börse zusammen. Die Politik ängstet sie nicht wegen der Gefahren, die ein Krieg der Wirtschaft bringen würde: man denkt bloß an die brutale Störung des Spiels und deren Konsequenzen. Die Börse hört auf, wirtschaftlich glaubhafter Faktor zu sein, wenn die Mehrzahl der Industriepapiere den Anschluß an die allgemeine geschäftliche Konjunktur verloren hat. Der künstlich fabrizierte Liebhaberwert, der auf den Preisen der Effekten liegt, bringt die Börse um ihren Ernst. Wäre die Distanz zwischen den Dingen und deren börsentechnischer Verwertung kleiner als sie in Wirklichkeit ist, so hätte Marokko die Börsennerven nicht in Unordnung gebracht. Aber das empfindliche Gewissen des Spielers verträgt harte Proben nicht, und so wurde die Börse, die anfangs an die Leuchtkraft ihres Sterns geglaubt hatte, brüsk in den Zustand furchtsamer Unentschlossenheit versetzt. Es ist klar, daß der erste Anprall eines elementaren Ereignisses das ganze Kursgebäude ins Wanken bringt. Aber von der Stärke der Urteilsfähigkeit hängt das Tempo der Rückkehr ins Gleichgewicht ab. Der erste Stoß, den die deutschen Effektenmärkte dieses Mal auszuhalten hatten, war bald überwunden, weil der spekulative Trieb noch alle anderen Empfindungen überwog, insbesondere aber politische Bedenken nur leise anschlagen ließ. Die zweite Attacke traf die Börse schon in starken politischen Schwingungen und ließ deshalb den Gegenstoß sehr viel schwächer, als es beim ersten Intermezzo geschehen war, zur Wirkung kommen. Die ungleiche Reaktion auf Einwirkungen, die im Grunde denselben

Ursprung hatten, zeigte, wie stark die Börse von Jobberinstinkten beherrscht ist. Und doch birgt sie daneben eine so starke motorische Kraft, daß man ihrer auch in den Tagen politischer Bedrängnis nicht entraten kann.

Ihre Psychologie hat sich seit dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 nicht geändert. Daß ihr politisches Feingefühl damals versagte, war eine Unterlassungssünde, der mildernde Umstände zugebilligt werden mußten. Denn auch Staatsmänner und Diplomaten wurden von der blitzschnellen Entwicklung der Ereignisse zwischen dem 4. Juli, dem Tage der Annahme der spanischen Kandidatur durch den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, und dem 15. Juli, dem Tage der Kriegserklärung, überrascht. Der Effektenmarkt befand sich, wie im Sommer 1911, im behaglichen Strom einer gut angeheizten Hausse. Als bekannt wurde, daß der Hohenzoller das Angebot Spaniens angenommen habe, kletterten spanische Werte in die Höhe. Wie wenig ahnte die Börse von der politischen Explosivkraft der Thronkandidatur und wie gering war ihre kombinatorische Fähigkeit auf politischem Gebiet. Hat sie in dieser Beziehung Fortschritte gemacht? Man könnte in 40 Jahren manches gelernt haben; aber die Börse hat seit den damaligen Tagen die Entwicklung Deutschlands zur wirtschaftlichen Großmacht erlebt, und das hat ihren Charakter verdorben. Das Kapital hat dem spekulativen Geist reizvolle Aufgaben gezeigt, und die Börse ist zur Akademie des Spieles geworden. Sie verleiht die Meisterschaft im Gewinnen (und im Verlieren) gewisser Vermögen.

Drei Tage vor der offiziellen Erklärung des Krieges brach die obligate Panik über die Börse herein. Die Kurse glitten in Tiefen, die das Senkblei kaum noch erreichte. Das war der finanzielle Niederschlag der Besinnungslosigkeit. Denn vom Tage der Gewißheit an, als die Mobilmachung bekannt wurde, erholte sich die Börse. Der spekulative Geist wurde lebendig. Man berechnete, wie vorteilhaft es sein könne, zu den Kriegskursen Papiere zu kaufen und ging, im Vertrauen auf die Überlegenheit der deutschen Waffen (so hieß es offiziell, um den Nationalstolz der Börse zu unterstreichen), rüstig wieder ans Geschäft. Weißenburg, Wörth, Sedan waren Siegesetappen der Börsenentwicklung. Man glaubte, daß die Hausse den Friedensschluß überdauern werde; aber der Instinkt der Börse versagte. Sie ist nur stark, wenn Symptome von eindringlicher Kraft auf sie einwirken. Sie versagt aber bei Forderungen der Logik und der politischen Einsicht. Als die völlige Unterwerfung der Franzosen sich in die Länge zog, die Belagerung von Paris kein Ende zu nehmen schien, die Operationen der Loirearmee ein unerwartetes Kapitel des Krieges neu begannen: da ergriff Verzagtheit die Börsenseele. Man bangte und zweifelte, berechnete die Kosten einer verlorenen Kampagne und fragte sich stöhnend, woher das Geld zum Begleichen der Rechnung kommen solle. Erwägungen dieser Art waren den Kursen nicht günstig. Der zweite Teil des Feldzuges stand im Zeichen einer

Börsendepression, die erst schwand, nachdem das Friedensinstrument in Frankfurt unterzeichnet und die Kriegsentschädigung von fünf Milliarden als willkommenes Schlagwort erschienen war. In welcher Weise die zehnstellige Zahl umgesetzt wurde, ist bekannt. Sie hat dazu gedient, der Phantasie des Gründers Flügel zu verleihen, und war die Devise der ersten „monumentalen" Epoche der Finanzierungsarchitektur in Deutschland.

Die Börse ist kein politisches Barometer. Sie zeigt nicht das Wetter in der Politik an, sondern nur die Stimmungen, die irgendwo herrschen. Wenn zwischen dem Börsenpalast und dem Auswärtigen Amt ein Draht gezogen wäre, der unsichtbar die offizielle Atmosphäre auf die Börse übertragen würde, so könnte man die Börsentendenz als glaubhafte Wetterprognose gelten lassen. Aber in Wirklichkeit haben die beiden Pole der Weltgeschichte keine Verbindung miteinander. Könnte es sonst geschehen sein, daß die Regierenden sich über die Nervosität der Börse amtlich verwunderten und diesem Erstaunen in einem offiziösen Pronunziamento Ausdruck verliehen? Herr von Kiderlen-Wächter war überrascht, daß der Berliner Effektenmarkt sich mit politischen Betrachtungen beschäftigte und dabei zu beunruhigenden Schlüssen kam. Diese Verwunderung und das sorgsame Interesse, das man für die Beruhigung der Börsennerven aufwendete, war eine Sensation für sich. Das amtliche Bemühen kontrastierte mit dem Mangel an politischem Orientiertsein, den die Börse unverkennbar zum Ausdruck gebracht hatte. So bleiben nur die besonderen Eigenschaften, die bei der Börse als Mittlerin zur Durchführung von Finanzoperationen zu finden sind. Sie muß der Politik als Stütze dienen, indem sie die Leistungsfähigkeit des Kapitals rege erhält. Die Anleihe, die Frankreich zur Zahlung der Kriegsentschädigung aufnahm, wurde achtfach überzeichnet, und zwar nicht nur in Paris, sondern unter Beteiligung von London, Wien und Berlin. So wirkte die Elastizität der Börsen, die auch durch den Krieg nichts an Zuverlässigkeit eingebüßt hatte. Diese Garantie möchte man nicht verlieren und sucht deshalb die Stimmung oben zu halten. Aber es ist natürlich schwer, einem Instrument, das so sensibel ist, wie die Börse, mit Gewalt Freudentöne zu entlocken, wenn die Saiten düsteren Ahnungen nachschwingen.

Zwischen Berlin und den beiden großen Börsen des Westens bestehen charakteristische Unterschiede in der politischen Veranlagung. London und Paris haben viel früher auf Marokko reagiert, als man in der Burgstraße auch nur ernsthaft an diese Angelegenheit dachte. Berlin war ganz mit sich selbst beschäftigt. Die Spekulation hatte genug zu tun, um den unverwüstlichen Johannestrieb des Publikums zum Aktienmarkt auszunutzen. Alle Lebensfragen liefen in dem einen Wunsch zusammen, der Hausse ewige Dauer zu verleihen. Auf die Politik warf man flüchtige Seitenblicke. Anders in London und an der Seine. Besonders dort, wo die politisch reifste Nation zu Haus ist. Die Londoner

Börse spielt noch heute eine politische Rolle, weil zwischen City und Parlament ein enger Zusammenhang besteht. Jeder Besucher der Stock Exchange ist politisch orientiert; und das Bewußtsein der Macht über die Entschlüsse der Staatsmänner kommt in den Stimmungen der Börse zum Ausdruck. Diese, das Foreign Office und die Bank bilden den „Rat der Drei", der über Krieg und Frieden bestimmt. Auch in Frankreich lehnt sich die Börse enger an die Politik, als es in Deutschland der Fall ist. Den Ausschlag gibt eben das Maß politischer Disziplin des Volkes. Vielleicht haben die Berliner Recht gehabt, die Marokkofrage anfangs auf die leichte Schulter zu nehmen. Aber wenn die Entwicklung der Dinge für sie sein sollte, so haben sie keinen Anspruch auf das Verdienst politischer Einsicht. Es war, im Gegenteil, Indifferenz, die ihr Verhalten bestimmte.

Als „Rothschild" noch Kriege machte, hatten die Börsen einen guten Soufleur. Das erklärte sich aus den großen internationalen Operationen des berühmtesten Finanzhauses der Welt, die enge Beziehungen zu den politischen Faktoren und Ereignissen brachten. Man kann überhaupt beobachten, wie sich das Verhältnis der Börse zur Politik verengt, sobald ein Großspekulant die Führung hat. Das trägt dazu bei, daß sich die Ausläufer der Nervenstränge bis in die entferntesten Winkel politischer Betätigung verlängern. Die Feinheit der Reaktion läßt nach mit dem Wachsen grobspekulativer Interessen. So ist es an der Neuyorker Börse, die mit kaum glaublicher Plumpheit jedem Einfluß von außen nachgibt. Unter den Politikern von Rang hat mancher mehr als platonische Beziehungen zum Wertpapiergeschäft, ohne doch imstande zu sein, dem Effektenmarkt die richtige politische Direktiven geben zu können. In der nordamerikanischen Union gibt es zwei wesentliche Tendenzen: eine dem Kapital freundliche und eine, die sich gegen den Reichtum wendet. Das ist die Dominante des politischen Liedes. Und die Börse richtet ihr Gesamtverhalten nach dem Überwiegen des einen oder des anderen Zieles. Damit hat sie das Verhältnis zur Politik erschöpft. Seitdem der demokratische Gedanke sich der „Öffentlichen Meinung" bemächtigt hat und der Besitz von mehr als zehn Cents in der Tasche als Verbrechen gilt, befindet sich die Börse Neuyorks im Zustand einer Depression, die nur gelegentlich von Kraftproben einzelner Spekulantencliquen durchbrochen wird. Die politische Note des Effektenmarktes deutet also auf den bevorstehenden Untergang des Dollarparadieses, während der politisch nicht an der Börse orientierte „Kenner" der Meinung ist, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika erst jetzt dem wahren Glück entgegenreifen.

Wenn man der Börse gerecht werden will, so muß man von einer prinzipiellen Verurteilung der Effektenspekulation absehen. Daß diese leicht zum bloßen Spiel ausartet, lehrt die Erfahrung. Aber wie schwer die Begriffsbestimmung ist, hat das Schwanken der Interpretation gezeigt, die sich schließlich auf das

grob materielle Kennzeichen des Operierens mit barem Geld oder mit Kredit festlegte. Gesteht man der Börse bestimmte glaubhafte Eigenschaften zu, so darf man auch anerkennen, daß die Größe des Kapitals, welches sie zu verarbeiten hat, ihr das Recht auf eine eigene Staatskunst gibt. Sie kann von den Vorgängen, die sich in ihrem engen Kreise abspielen, ganz erfüllt sein und braucht sich nicht mit Ereignissen zu beschäftigen, die noch keine direkten Beziehungen zu ihr haben. Tut sie es aber, so überwiegt natürlich die Sorge um die Engagements, während der „Blick aufs Allgemeine" verschleiert bleibt. Taucht ein politisches Schlagwort auf, so muß es auch zur Rechtfertigung von Bewegungen dienen, die ganz anderen Motiven entspringen wie der Sorge um das Staatswohl. Aber wenn zufällig ein „börsentechnischer" Prozeß, wie die Ausschaltung untüchtiger Elemente, mit einem politischen Zugstück zusammenfällt, so weiß man nicht, wieviel von den Ereignissen an der Börse auf jenen, wieviel auf dieses zurückzuführen ist. Vielleicht fühlen Börse und Politik sich am wohlsten, wenn sie am wenigsten von einander wissen.

Der Staat und die heikle Frage/ von Max Burckhard

Eine sehr beachtenswerte Schrift, betitelt „Die Prostitution und das Strafrecht", ist jüngst von einem hohen deutschen Richter, der sich schon durch verschiedene Publikationen zur Sache legitimiert hat, dem Senatspräsidenten R. Schmölder, erschienen. Sehr beachtenswert vor allem darum, weil sie die heikle Frage ganz ohne die Heuchelei behandelt, die man nun einmal der Gesellschaft und den staatlichen und kirchlichen Faktoren schuldig zu sein glaubt, wenn auf jenes Thema die Rede kommt.

Es ist ganz merkwürdig. Auf dem Gebiete der Sittlichkeit wird ja im Leben überhaupt sehr viel geheuchelt (obwohl Heucheln ebenfalls als unsittlich anerkannt wird), aber immerhin wird dort, wo es sich um ernste, wissenschaftliche Behandlung sozialer Fragen handelt, nicht viel überflüssige Entrüstung über den Tatbestand verschüttet, daß die gesellschaftlichen Gebräuche und Vorkommnisse mit dem, was als Forderung der Sittsamkeit verkündet wird, oft recht wenig in Einklang stehen. Daß in allen Gesellschaftsschichten fast alle männlichen Wesen und auch recht viele weibliche ihre sittliche Reinheit und ihre körperliche Unberührtheit nicht bis zur Verehelichung bewahrt haben, wird nicht nur bei öffentlichen Diskussionen, sondern auch im gesellschaftlichen Leben als Tatsache ohne Zeichen sonderlicher Gemütserregung anerkannt und hingenommen. Im allgemeinen nicht nur, sondern auch in den notorisch gewordenen einzelnen Fällen, wenn nur die Notorietät nicht die Form eines Skandals bekommen hat. Wo es sich aber um die Tatsache der Prostitution handelt, der gewerbsmäßig gegen Barzahlung

betriebenen Liebe, da ist die Sache ganz anders. Wie wenige Männer sind, die noch nie Liebe im Wege eines außerehelichen Rechtsgeschäftes bezogen haben! Und wie wenig Männer sind, die an einer öffentlichen Diskussion der Frage der Prostitution sich zu beteiligen versuchten, ohne ihren Abscheu und Ekel vor den Prostituierten, ihre sittliche Entrüstung über die Prostitution energisch zum Ausdruck zu bringen?

Es ist vielleicht nur eine Folge dieser Exzesse der Heuchelei, daß die Deklassierte als „Freudenspenderin" auch ihre überschwenglichen Lobredner gefunden hat. Man wird von solchen verzückten Panegyrikern, die in dem sich allgemein gegen Entgelt hingebenden Weib den Gipfelpunkt reizvoller Weiblichkeit erblicken, gewiß nicht behaupten können, daß sie die von ihnen gepriesene Art nicht kennen. Aber man darf wohl fragen, wie können jene anderen so mit Zeichen der Geringschätzung und Verachtung von einer Klasse sprechen, die kennen gelernt zu haben doch nur Sache ihres freien Willens war und mit der sie, hundert gegen eins zu wetten, trotz aller Geringschätzung und Verachtung doch immer wieder weiter verkehren?

Jeder einzelne mag das ja übrigens halten, wie er will. Er mag die Priesterinnen der Liebe lobpreisen, er mag sie verachten und schmähen, er mag sie aufsuchen, er mag sie meiden. Das ist ja seine Sache. Aber wenn er sie preist und dabei meidet, werden wir sagen, er sei nicht klug, und wenn er sie aufsucht und mit Verachtung auf sie herabzublicken behauptet, werden wir sagen, er sei nicht ehrlich. Und dieses werden wir auch von einer Gesellschaft sagen müssen, deren Glieder fast ausnahmslos ihr heimlich durch ihre Taten huldigen, die sie aber offiziell mit allen Zeichen der Verachtung und der Feindseligkeit behandelt. Die Öffentlichkeit ist in der letzten Zeit wiederholt auf das traurige Los der Mitglieder jenes Standes verwiesen worden und man hat Mittel besprochen, wie sich die ärgsten Unbilden ihrer Lage beseitigen oder doch mildern ließen. Aber hierbei verdreht doch fast jeder immer heuchlerisch die Augen, wenn er von den Gefallenen spricht, deren die Gesellschaft nun einmal nicht entbehren kann.

Nun, wenn die Gesellschaft ihrer nicht entbehren kann, so soll sie ihnen auch die soziale Anerkennung nicht verweigern. Die ärgsten Ausbeutungen, Unbilden und Entwürdigungen, denen sie ausgesetzt sind, die ärgsten Auswüchse der Prostitution, die größten Gefahren aus ihr kommen eben daher, daß dieselbe Gesellschaft, der sie unentbehrlich sind, sie ausschließt von dem klaren Lichte der Rechtsordnung und aus angeblicher Rücksicht auf die Sittlichkeit sie in Dunkel und Heimlichkeit verweist.

Wir mögen ja recht herrliche Gründe für unsere edle Entrüstung über die Prostituierten haben: diese Entrüstung wirkt so erziehlich abschreckend auf unsere Frauen, Schwestern und Töchter. Und wir mögen die edelsten Gründe für ihre Duldung haben: diese Damen wirken ja so wohltätig ablenkend, die Gefahren

für unsere Frauen, Schwestern und Töchter vermindernd! Zwei Mittel wirken eben sicherer als eines. Meint man. Aber vielleicht meint man es oft nur. Und dann ist es ja doch jedenfalls eine niederträchtige, bodenlose Gemeinheit, auf der einen Seite auf jemanden Versuchungen abzulenken, die wir den Unseren ersparen möchten, auf der anderen Seite die gewonnenen Helfer der Verachtung preiszugeben, um die Unseren davor zu bewahren, daß sie sich am Ende auch für die Helferschar werben lassen. Es ist nur ein Fehler bei der Rechnung. Ich will der Menschheit nicht Anständigkeit um der Religion oder Sittlichkeit willen predigen. Aber Anständigkeit ist immer das Praktischste, das Wirksamste. Aus jeder Unlauterkeit und Unwahrheit ergeben sich Winkelzüge, die schließlich dem Schwierigkeiten schaffen, was man anstrebt. Das ist das Geheimnis des Lebens, das nur so wenige kennen: Anständigkeit ist immer das sicherste Verhalten, die lukrativste Handlungsmaxime. Wie viele Lumpen habe ich schon über ihre eigene Lumperei stolpern gesehen. Und wenn es nichts anderes ist, (ich denke dabei durchaus nicht an irgendein mystisches Geheimnis), so ist es das, daß eben der, welcher der Unwahrheit folgt, gar so leicht im Schlechten des „Guten" zu viel tut oder seine klare Ruhe verliert und sich in der Aufgeregtheit zu Übertreibungen, Überflüssigem, Schädlichem verleiten läßt. Während der, der sich stets von der Wahrheit leiten läßt, ein viel kleineres Fehlergebiet vor sich hat, nur den Fehlern aus Irrtum unterliegt.

Was nun die Prostituierten betrifft, ist das der aufgelegte Widerspruch: sie einerseits möglichst intensiv mit denkbarster Ausschaltung der Gefahren für die anderen ausnützen zu wollen, damit die Herren, wenn sie in der Familie die Sittsamen spielen, in den Armen bezahlter Buhlerinnen sich schadlos halten und gefahrlos schwelgen können, und andererseits deren Stellung recht verächtlich und schimpflich zu machen, damit die weiblichen Glieder der Familie eben der Familie und der Gesellschaft erhalten werden. Ein doppelter Widerspruch liegt hierin. Einmal, wie können die Familien ihre Glieder erhalten, wenn der Stand der Prostituierten immer frische Zufuhr bekommen soll? Und zweitens, wie kann der Staat die Gefahren der Prostitution, ihre Funktionen auf dem Gebiete der Kriminalistik und der Geschlechtskrankheiten wirksam bekämpfen, wenn er sie ins Dunkel scheucht, einmal so tut, als sähe er sie nicht, das andere Mal sie zwingt, sich zu verbergen? Und außerdem, wie soll es die Sittlichkeit fördern können, ja wie soll sie nicht auf allen Gebieten kläglich zugrunde gehen, wenn der Staat, ihr öffentlicher Vertreter und Anwalt, so schamlos Ungerechtigkeit, Trug und Heuchelei übt, wie er es in der Frage der Prostitution für nötig erachtet!

Präsident Schmölder sendet seiner Abhandlung eine übersichtliche, lehrreiche Skizze voraus. Eine historische Skizze ohne falsche Gelehrsamkeit und ohne vorbringlichen Notenapparat. Nur eine Skizze mit klaren Gesichtspunkten und übersichtlichen Grundlinien.

Auf der einen Seite haben wir das römiſche Recht, das die Proſtituierten der Meldung, Abgabenleiſtung und Abſtrafung bei der Marktpolizei, den Ädilen, unterſtellte, behufs Erhaltung der edlen Geſchlechter aber bei dieſen in der lex Julia de adulteriis coërcendis das Stuprum, den außerehelichen Geſchlechtsverkehr für ſtrafbar erklärte, weshalb vornehme Römerinnen, um der Strafe des Stuprums zu entgehen, ſich beim Ädilen zu melden anfingen, was aber wieder eine weiſe Geſetzgebung dadurch zu vereiteln ſuchte, daß ſie ihnen dieſen Ausweg ſperrte und das Meldungsrecht nahm.

In dieſen Rechtszuſtand tritt das kanoniſche Recht mit ſeiner Verherrlichung der Jungfräulichkeit und ſeiner Heilighaltung der Ehe. Strafbares Stuprum wird hier jeder außereheliche Geſchlechtsverkehr und neben das Stuprum als ſtrafbare Handlung tritt noch die Fornicatio, die gewerbsmäßige Unzucht. Und da man römiſches und kanoniſches Recht zur Verfügung hatte, wandte man beide an. In den Städten duldete man nach dem römiſchen Recht Anmeldung und Hervortreten der Proſtituierten und belegte ſie mit Abgaben, ja errichtete Frauenhäuſer, deren Mitgliedern man ſogar zünftige Rechte verlieh und ſie bei Empfängen von Kaiſern und Fürſten zuzog. Die geiſtlichen Gerichte aber ſtraften neben der Ketzerei auch die „Fleiſchesverbrechen", ſo daß neben der Duldung auch hier ſchon die Möglichkeit der Abſtrafung der Proſtitution ſtand — wenn eben der geiſtliche Richter berufen war, weil es ſich um ein Sakrileg handelte, z. B. um Verkehr zwiſchen Chriſten und Juden, oder um männliche oder weibliche Perſonen geweihten Standes. Und wenn man dazu Luſt hatte. Und auch weiter dauerten die geduldeten Frauenhäuſer fort und daneben fing der Staat an, den außerehelichen Geſchlechtsverkehr als Verbrechen zu verfolgen.

Mit der modernen Geſetzgebung, die das preußiſche Landrecht 1794 inaugurierte, trat eine andere Art der Doppelzüngigkeit ein. Zunächſt wird die Beſtrafung der gewerbsmäßigen Unzucht des kanoniſchen Rechts übernommen, aber zugleich werden die Proſtituierten, die ſich in die unter Aufſicht des Staates geduldeten Frauenhäuſer begeben, für ſtraffrei erklärt. Hieraus entwickelt ſich die Proſtitution als konzeſſionierter Erwerbsberuf. Und hierzu tritt, wenn ein weibliches Weſen, ohne ſich der Aufſicht zu unterſtellen, Proſtitution treibt oder der Proſtitution auch nur verdächtig wird, die Zwangsunterſtellung, die Reglementierung mit allen ihren verderblichen Folgen, mit ihrer Zerſtörung jeden Schamgefühles, ihrer Überweiſung der Proſtituierten an die allgemeine Verachtung, ihrer dauernden Kettung der Proſkribierten an das Laſter — und ihrer Erfolgloſigkeit, was Gefahrenſchutz betrifft, ja ſchlimmer, ihrer Erhöhung der Gefahr durch Verbreitung falſcher Sicherheit. Schmölder beſchuldigt die Polizeibehörde geradezu, ſie wolle „mit ihrem Unterſtellen und Reglementieren, mit den Auflagen an die für ſtraffrei Erklärten . . . Proſtituierte ſchaffen, die der Nachfrage gerecht werden" (S. 16), er wirft dem Staate vor, daß man (wie er ſich an

einer anderen Stelle, S. 11, ausdrückt), „die immer größer werdenden Lücken in den Kreisen der Konzessionierten oder Privilegierten durch Zwangsaufnahmen oder Zwangsunterstellungen ergänzte". Man braucht da keinen Kommentar dazu zu schreiben, welcher Dinge ein hoher staatlicher Funktionär die staatliche Verwaltung hiermit für fähig hält.

Wie die Richter des preußischen Landrechtes und dann des deutschen Strafgesetzbuches, das die Strafbestimmungen über Prostitution aus jenem übernahm und mit der Novelle von 1870 zu ergänzen suchte, hin und her fluktuierten zwischen der Auffassung, die gewerbsmäßige Prostitution sei strafbar, eximiert seien nur die Konzessionierten, und der Auffassung, sie sei an sich grundsätzlich straffrei, Strafbarkeit trete nur ein, wenn eine Polizeivorschrift vorliegt und übertreten wurde, so erging es auch in anderen Staaten, und Österreich in der hergebrachten Polizeimanier überließ in den Strafgesetzen von 1803 und 1852 einfach die Bestrafung derer „die mit ihrem Körper unzüchtiges Gewerbe treiben" zunächst dem Belieben und der Willkür der Polizei. Und, was das Schönste ist, schon den Gipfel der Heuchelei bildet, weder in Deutschland noch in Österreich dürfen „Schanddirnen" irgendwo wohnen, wenn sie nicht zufällig Hausbesitzerinnen sind. Denn wer ihnen Wohnung gibt, wird wegen Kuppelei strafbar.

Wäre es da nicht, statt die Prostituierten zu reglementieren und die Kuppler dem polizeilichen Belieben einer Strafanzeige und Strafverfolgung zu überantworten, viel einfacher, wie Schmölder vorschlägt, die Kuppler zu reglementieren? Sind die Prostituierten unentbehrlich, so sind auch die Kuppler unentbehrlich, wenn nicht der Staat selbst Bordelle errichten und Kuppler werden will. Damit ist nichts getan als geheuchelt, daß man die Prostitution und die Kuppelei verbietet. Ist die Prostitution *nicht* unentbehrlich, ist sie sittenlos und so verächtlich, daß man nichts von ihr wissen will, dann verbiete man sie, strafe sie und rotte sie aus. Ist sie aber unentbehrlich, ist sie notwendig zur Vermeidung anderer Gefahren, dann heuchle man nicht, tue nicht immer wieder, als verbiete man und bekämpfe die Prostitution, sondern nehme sie wie so viele andere öffentliche Bedürfnisse in eigene Obsorge, sei es, daß man sie fürsorglich überwacht, sei es, daß man sie in eigener Regie führt. Und dann wird man auch Gelegenheit zu ehrlichem Strafen und zu wirksamem Kampf gegen wirkliche Gefahren haben. Man wird hintanhalten und strafen können, was die öffentliche Sicherheit des Lebens, des Eigentumes und der Gesundheit gefährdet und die geliebte öffentliche Ordnung ernstlich stört. Man wird insbesondere nun der größten sanitären Gefahr, der venerischen Infektion, viel aussichtsreicher vorbauen können als bei unseren jetzigen Einrichtungen. Freilich darf es dann nicht nur strafrechtlich verfolgt werden, wenn eine venerisch erkrankte Prostituierte, die weiß oder wissen soll, daß sie venerisch infiziert ist, geschlechtlichen Verkehr übt. Sondern ganz derselbe Tatbestand müßte auch bei anderen

Frauen — und auch bei Männern für ſtrafbar erklärt werden. Ehrbare Mädchen und unehrbare Herren dürfen doch kein Vorrecht haben auf Verbreitung von Gonorrhoe und Syphilis.

Porträt-Ausſtellung in Florenz/ von Emil Schaeffer

Mit achthundertundzweiundzwanzig Bildniſſen wurden ſämtliche Räume des Palazzo della Signoria zu Florenz „geſchmückt", — dies iſt das vornehmere, „tapeziert" wäre das richtige Wort, — nicht um dem Laien einen Genuß zu bereiten oder dem Forſcher die Löſung kunſtwiſſenſchaftlicher Probleme zu erleichtern, ſondern um durch Porträts zu beweiſen, daß Italien auch nach dem Ende der Renaiſſance, in ſeinem ſilbernen Zeitalter, niemals aufgehört hat, in dem Schauſpiel „die europäiſche Kultur", eine Hauptrolle zu ſpielen. Darum zeigte man uns die tüchtigen, aber nicht gerade aufregenden Bildniſſe, die Bacciarelli und Graſſi auf den Schlöſſern polniſcher Granden ſchufen, darum ſahen wir neben Porträts von Rigaud und Rubens auch ſolche der Damen Anna Therbuſch und Angelika Kaufmann, in denen berühmte Italiener konterfeit waren, und darum endlich fanden wir in dieſer „mostra del ritratto italiano", die das fünfzigjährige Beſtehen des Königreiches Italien feiern ſollte, auch ein Bildnis Winckelmanns von Anton Raffael Mengs, — vielleicht weil die beiden Deutſchen erſt unter dem Himmel Roms die Erfüllung ihres Weſens fanden. Alſo achthundertzweiundzwanzig Bekundungen des nationalen Stolzes! Konnte ſich der Patriotismus, ſtatt eine verwirrende Fülle guter, mittelmäßiger und ſchlechter Gemälde aufzuſtapeln, nicht bei vierhundert Bildniſſen beſcheiden, die uns mit der Entwicklungsgeſchichte der italieniſchen Porträtmalerei von Giottos Tagen bis zum Jahre 1911 vertraut gemacht hätten? Pazienza, unſere Wünſche kommen nicht in Betracht, ſonſt wären auch die vielen Mediceer-Bildniſſe des Juſtus Suſtermans, die uns hier nur Illuſionen rauben, nicht aus Poggio a Cajano nach Florenz gebracht worden. Sie wirken mächtig in den verſchlafenen Gemächern der Villa Bianca Capellos, in einer Atmoſphäre voll Grauen und blutiger Geheimniſſe; dort geſpenſtert blaſſes Licht über die hochmütigen Züge von Prinzen und Prinzeſſinnen, flackert über Rüſtungen und Breviere, gezückte Schwerter und venezianiſche Spitzen, und auf dem goldenen Dunkel der ſchweren Umrahmungen leſen wir Namen, die uns Träume bringen . . Poggio a Cajano . .! In Florenz jedoch träumen wir nicht, ſondern wollen für eine Lire Eintrittsgeld unſere Kenntniſſe bereichern, wir ſehen, ſehen noch einmal, vergleichen und finden daß Juſtus Suſtermans nur ein vergröberter van Dyck iſt. Und da er, gleich dieſem ſeinem Jugendfreunde, bei den Porträts

der Fürſten das Beſondere gern hinter dem Allgemeinen verſteckte, den Menſchen hinter ſeinem Rang, ſo langweilen uns dieſe fünfzehn Medici, wie uns eben Menſchen anöden, die bloß Repräſentanten ihres Milieus ſcheinen. Peliden des Hofes ſind Suſtermans Jünglinge; mädchenhaft holden Angeſichtes, doch der Panzer deckt die ſchlanken Glieder; die Feldſchlacht brüllt und ſie ſtehen graziös-läſſig da, wie der Geliebten harrend:

„Comment ces courtisans doux, cujonés, aimables
Sont il dans les combats des lions indomptables?“

fragen wir, in anderem Sinne freilich, mit Voltaire. Und die Damen? Vielleicht würden ſie's als Reſpektsverletzung empfunden haben, hätte Suſtermans ihre Würde mit Anmut umkleidet. Gleichgültig-froſtig ſchauen ſie über uns hinweg; vermenſchlichte Wappen, eingehüllt in den Pomp Ehrfurcht heiſchender Namen und Titel.

Gerade dies Habsburgiſch-Unnahbare, das Hidalgohaft-Zeremonielle an Suſtermans Bildniſſen muß den Neigungen der Florentiner entſprochen haben, die keinen ihrer malenden Stadtgenoſſen als Porträtiſten neben Suſtermans, dem Vlaamen, gelten ließen. Schade, ewig ſchade, daß zu Florenz kein Vinnen lebte! Er hätte ſeinen Mitbürgern toskaniſche Bildniſſe gewieſen, deren leuchtende Friſche alles in den Schatten ſtellt, was der robuſten Geſchicklichkeit des fremden Routiniers gelingen konnte. Wie trocken dünkt ſelbſt ſein temperamentvollſtes Porträt, das des Generals Geri della Rena, neben dem von einem wilden Furor durchglühten Bildnis eines dunkelbärtigen albaneſiſchen Häuptlings, das jener nämliche Volterrano aus breit hingeſtrichenen ſchimmernden Farbenflächen zuſammenſetzte, deſſen „Schwank des Pfarrers Arlotto“ in den Uffizien heute alle modernen Maler „entdecken“. Niemals vermochte Suſtermans ein Antlitz zu beſeelen, wie es der früh verſtorbene Giovanni da San Giovanni mit den Zügen eben dieſes eulenſpiegelnden Pfarrers Arlotto tat, deſſen Augen, heiter und melancholiſch zugleich, dem Spiel des Lebens zuſchauen, dem „giuoco del mondo“, wie es Julius II. nannte. Dann gewahrt man hier das Porträt eines Fra Ainolfo de' Bardi; um das helle Grau ſeines Magnatengewandes ſpielt das glitzernde Grau-blau der Luft, während die Landſchaft hinter dem hoch emporgereckten Ritter in ein paſtoſes Gewirr von ſchwarzen, roten, roſa, hellbraunen und blaugrünen Tönen aufgelöſt ſcheint. Courbet! möchte man rufen, und da auch Fra Ainolfo in ſeiner ſonnverbrannten Verwegenheit irgendwie an franzöſiſche Marſchälle erinnert, ſucht man voll haſtiger Neugier im Katalog den Namen des Malers — und lächelt über den Irrtum des Druckers. Aber nein, auch auf dem Rahmen ſtehts zu leſen: Carlo Dolci! Trotzdem, . . . wir zweifeln und gehen in den Palazzo Pitti, um daraufhin Dolcis Madonnen und Heilige wieder, . . . nein um dieſe Bilder überhaupt einmal anzuſehen. Denn haben wir uns bisher nicht ſorgſam gehütet, vor einem Carlo Dolci ſtehen zu bleiben, aus Angſt, vor dem moquanten

Lächeln der Kunſthiſtoriker, oder einer präraffaelitiſch erzogenen Miß? Und ſo bemerken wir denn erſt heute, daß einige ſeiner Gemälde zum Hintergrund einen Naturausſchnitt haben, deſſen Farbenflecke, ſaftig und ſüß zugleich, genau ſo hingeſetzt ſind wie auf dem Porträt im Palazzo della Signoria, genau ſo Courbethaft-geiſtreich wirken! Aber wie konnte Carlo Dolci, der als Achtzehnjähriger dieſen Fra Ainolfo ſo monumental geſtaltete, als Syrupmaler endigen, im banalſten Kitſch untergehen? Die alte Geſchichte . . . Armut . . . Familie . . . Sorgen . . . Da fabriziert der eine falſche Wechſel, der andere Kitſch, was Talent und Ehrgefühl eben zulaſſen . . .

Solch' angenehmer Überraſchungen blühen uns etliche. Guido Renis Porträt ſeiner Mutter hat, natürlich nur im Sentimento, etwas von Kalckreuth, die nordiſch-herbe Innigkeit, und wir ſehen wieder einmal, daß Bildniſſe der Eltern allen Künſtlern gelingen. Dann entzückt uns Caravaggios „Lautenſpielerin", die von einer gleichmäßig kühlen ſilberigen Helligkeit überflutet ſcheint, das holländiſcheſte Bild, das je ein Italiener gemalt hat. Das blendende Weiß der Ärmel, das zarte Zitronengelb im Gewande, das Kirſchrot des Stoffes auf dem dies blonde Mädchen ſitzt, und nicht zuletzt das Spiel der Sonnenflecken auf dem Olivengrün der Tiſchdecke, — alles deucht wie von einem ſüdländiſchen Vermeer van Delft erſonnen. Caravaggio iſt ſpäter zu grandioſer Farbendramatik vorgedrungen, aber manchem wohl wird dieſes Jugendgedicht das liebſte ſeiner Bilder bleiben. Auch den leidenſchaftlichen Frauenkopf des Pier Francesco Mola, dieſe Studie zu einer proletariſchen „mater dolorosa", vergißt man nicht ſo leicht; im allgemeinen jedoch durchſchreitet man die Räume, die den Schulen Bolognas, Genuas und der lombardiſchen Städte zugewieſen wurden, ohne ſonderliche Emotionen, die auch im Saale der Römer ausbleiben; denn das Pantagrueliſche Lächeln „Aleſſandros del Borro" iſt uns ja längſt vertraut. Ob die Berliner „Großkopfeten" das Kaiſer Friedrich-Muſeum ſeines vielleicht populärſten Bildes beraubten, nur um den Florentinern ein Vergnügen zu machen oder taten ſie wie die alten Ägypter, die laut Herodot, ihre Kranken an die Wege ſetzten, damit die Vorübergehenden ſie heilten? In Florenz, wo ſo viele Gemälde und ſo viele Gelehrte zuſammenkamen, — hier, wenn irgendwo, mußte ſich der Schöpfer dieſes alle Wiſſenſchaft verſpottenden Meiſterbildes erraten laſſen. Aber die „Vorübergehenden" haben ſolche Hoffnung getrogen, wenngleich ein paar Profeſſoren ihre Diagnoſen ſtellten. Als ein Velasquez mit Fragezeichen ging der „Borro" nach Florenz und als ein Velasquez mit dem unheilbaren Fragezeichen kehrt er von ſeinem Ausfluge nach Berlin zurück. Neben der luſtigen Gravität unſeres fetten Buffone, der, niemand weiß warum, auf den Namen des beinahe hageren Feldhauptmannes Aleſſandro del Borro getauft wurde, hat die noble, aber etwas dünnblütige Kunſt des Genueſen Bacciccio, der mit blaſſen, ins Bläuliche ſchillernden Farben Bruſtbilder von

Kardinälen und römischen Adeligen malte, einen schweren Stand, während Carlo Marattas Repräsentationsporträt von Papst Klemens dem Neunten schon um seines prunkenden Rahmens willen nicht übersehen werden kann. Es ist raffiniert, aber auf billige Effekte hin gemalt, — wie etwa von einem sehr viel geschickteren Philipp Laszlo. Das Antlitz des heiligen Vaters, der einem Wallensteinischen Reiteroberst gleicht, interessierte Maratta wenig. Hier stehen Lichter und schwärzliche Schatten ohne vermittelnde Halbtöne hart nebeneinander. Dagegen wandte er seine ganze, gerade im Nuancieren große Kunst der Wiedergabe des Accessoires zu, dem milden Glühen alten Goldes und dem verblichenen Glanz des Sammets an dem päpstlichen Thronsessel. Maratta wußte, was auf gekrönte Kenner zweiten Ranges wirkt . . .

Die vielen Porträts der römischen Schule haben nur den Entstehungsort miteinander gemein. Ihre Maler kamen, oft schon als Fertige, von irgendwoher nach Rom, wo sie Anregungen und Aufträge fanden. Aber jeder stand für sich allein; warum auf Federigo Zuccaro und Scipione Pulzone die Sacchi und Maratta folgen und diese wiederum von Pompeo Batoni und dem Raffael Mengs abgelöst werden mußten, — die Bilder all' dieser Meister geben auf solche Fragen keine Antwort. In Venedig hingegen war die Kunst autochthon, wurzelte mit tausend Fasern im Boden dieser Stadt, deren innere Lebenskraft und äußere Machtstellung die Malerei davor bewahrten, das Opfer fremder Kunstarten oder politischer Wechselfälle zu werden. So durfte sich ihr Entstehen und Vergehen nach den aller Kunst immanenten, genau verfolgbaren und kontrollierbaren Gesetzen vollziehen (und vielleicht ist — im Zeitalter der Biologie! — auch darum die Geschichte der venezianischen Malerei bislang noch nicht geschrieben worden). Woher der Weg ihrer Entwicklung kam und wohin er führen sollte, bekunden hier zwei Bilder gerade darum so deutlich, weil beide zur selben Epoche, noch im späten Cinquecento entstanden. Das Porträt eines Jünglings von Leandro Bassano, der, eine Dogge neben sich, auf der Laute in den goldenen Abend hinausträumt, ist noch mit Vergangenheit beladen, streng in der Linie und durchtönt von der süßen Giorgione-Weis'. Das andere, Grecos Bildnis des Miniaturmalers Don Giulio Clovio, deucht dem flüchtig Hinschauenden nur eine geschickte Nachahmung Tintorettoscher Manieren; aber Don Giulio hält ein aufgeschlagenes Buch, in dem wir eine Miniatur . . . nein, wir gewahren sie eben nicht! Ein Früherer hätte sie wohl mit spitzem Pinsel hineingetüftelt, Greco fegt nur ein Gewirr von Strichen und Kleren hin, die freilich, wenn man von dem Bilde etwas zurücktritt, sich zu einem Ganzen von so reicher Farbigkeit zusammenschließen, wie das keiner sorgsam ausgeführten Miniatur gelungen wäre. Da hätten wir den Beginn einer nur malerischen Darstellungsweise, des Unterdrückens der gezeichneten Form zugunsten ineinander verschwimmender Farbenflächen. Mit solchem Impressionismus kokettiert Barotari

in dem Bruſtbild einer nachtſchwarzäugigen Kurtiſane und er triumphiert vollends in dem wunderherrlichen Gemälde Tiepolos, das eine Verſammlung von Malteſer-Rittern in Udine ſchildert. Daß auch darüber noch ein Hinaus möglich war, beweiſt die Berliner Skizze ſeines Erben Goya zur „Sitzung der Philippinen-Kompanie" im Muſeum von Caſtres. Hier ſind die Menſchen nur Flecke im Raume und erſt deren Summe ergibt eine maleriſche Einheit; für Tiepolo hingegen bedeutet noch jeder dieſer ſchwarzgewandeten Herren ein Ganzes, ſie haben nicht bloß in ihrer Geſamtheit eine maleriſche Funktion zu erfüllen, ſondern jeder führt außerdem ſein beſonderes individuelles Daſein. Im übrigen herrſcht Tiepolo nicht ſo unbedingt wie man gern möchte. Denn ſein Porträt des Antonio Riccobuono iſt eigentlich keines, ſondern nur eine jener Transponierungen Rembrandtiſcher Rabbinerköpfe in den Stil des venezianiſchen Rokoko, wie ſolche Bartolomeo Nazari damals zu Dutzenden anfertigte und jedenfalls kein Erſatz für das unſagbar prachtvolle Porträt eines Nobile im Palazzo Stampaglia-Querini zu Venedig, nach dem wir hier vergeblich Ausſchau halten. Dagegen verblüfft uns Pietro Longhi mit einem Bildnis des Senators Piſani, worin die Energie der Charakteriſtik faſt ſchon an Karikatur grenzt. Wir ſehen geradezu, wie unter dieſem Patrizier mit ſeiner blumenbeſtickten Weſte tief „im weſenloſen Scheine" alle Menſchen verſinken, deren Namen das goldene Buch der erlauchteſten Republik Venedig nicht verzeichnet; leſen wir dann in Romanins Geſchichtswerk, wie gerade die Piſani ſich im Louis Quinze-Stil ihr Leben einrichteten, ſo erwächſt Longhis Bildnis zum kulturhiſtoriſchen Dokument, und wir verſtehen, daß der General Buonaparte die Exiſtenz eines Staates, deſſen Würdenträger ſo ausſahen, mit einem bloßen Tagesbefehl vernichten konnte. Andere Porträts von Pietro Longhi beſtätigen, ebenfalls, daß ihrem Schöpfer Unrecht geſchah, wenn man ihn nur als Sittenſchilderer, als einen „Goldoni der Malerei" gelten ließ, und auch Pietros Sohne Aleſſandro dürfte dieſe Ausſtellung, — obſchon ſein Hauptwerk, das leuchtende Bildnis eines Admirals, im Paduaner Muſeo Civico verblieb, — zu einer Schätzung verhelfen, die dem faſt Vergeſſenen bis nun verſagt geblieben iſt. Sein Porträt Cimaroſas, auf das ſordinierte Zuſammenklingen von Grau und Gold geſtimmt, zeigt, wie er einer kapriziöſen Künſtlernatur gerecht wurde, ein Bildnis des Prokurators Barbarigo, daß er auch mit dem Offiziellen ſich geſchickt abfand. Das ſchneeige Weiß der Allongenperücke, der purpurne Mantel, der Palaſt, um den die blinkende Luft der Lagunen flimmert, aus alledem jubelt eine Erdenfreudigkeit, in der das Feierliche und Pedantiſch-Repräſentative ertrinkt. In jener Fähigkeit, um einen Menſchen die Atmoſphäre ſtrahlender Nobleſſe zu ſchaffen, ſeiner Haltung Anmut, ein von jeglichem Bombaſt unbeſchwertes Pathos zu geben, waren die Söhne dieſer ariſtokratiſchen Stadt unübertroffen. Kein Wunder darum, wenn Europas Könige ſich gern von ſolchen Republikanern porträtieren ließen. So malte Bombelli den großen

Kurfürsten, Francesco Casanova, der unberühmte Bruder des Chevalier de Seingalt, Peter den Großen, und die zweite Katharina ließ sich und ihre Söhne von dem älteren Lampi konterfeien, der im annoch österreichischen Trentino geboren ist und vielleicht deshalb mit einer Anzahl von Werken hier erscheinen durfte, die genau im umgekehrten Verhältnis zu seiner Bedeutung steht.

Zu Venedig verbrachte auch Fra Vittorio Ghislandi seine Lernjahre, ein Mönch aus Bergamo, der, wie man überall hören und lesen konnte, dank dieser Ausstellung als ein Großmeister der Kunst des Porträts „entdeckt" wurde. Ja und Nein. Schon im Jahre 1910 waren viele Werke Ghislandis in Mailand zu sehen, das Museum von Bergamo besitzt deren etliche und an Berichten über sein Leben und Schaffen ist kein Mangel. Aber nehmen wir dem Worte „entdecken" seine altmodische Kolumbus-Bedeutung zugunsten einer mehr zeitgemäßen, dann stimmt die Sache. Man hat Ghislandi jetzt entdeckt wie vor kurzem den Greco; das heißt, seine Bilder, die bisher einen Pappenstiel kosteten, haben nunmehr an der internationalen Kunstbörse ihren Kurs. Wer heute ein Porträt Ghislandis erwerben will, muß bereits zu jenen Steuerzahlern gehören, die eine Stadt ungern an die andere verliert. Dann konnte man sichs nicht erklären, wieso Fra Vittorio in dem stillen Bergamo, abseits von den großen Zentren des Kunstschaffens, so malen konnte, wie er eben malte, und da man keine Beziehungen zwischen seinen Gemälden und denen Bombellis fand, in dessen Atelier er dreizehn Jahre lang tätig gewesen ist, suchte man seine Vorbilder in Holland oder machte ihn gar zum großen Einsamen, der führerlos den Gipfel der Vollendung erklomm. Nun, in Venedig mochte Ghislandi oft genug Werke von Holländern gesehen haben, und vielleicht lehrten ihn die Nordländer, Räume, die nur vom armseligen Flackern einer Kerze ihr Licht empfangen, mit den Augen des Malers zu sehen; aber der Frate selbst hat ja einem Schüler, dem Conte Maria Tassi, die Namen seiner eigentlichen Lehrmeister genannt: Tizian, von dem Ghislandi einen Studienkopf, der ihm gehörte, völlig zerkratzte, um das Geheimnis seiner Technik zu ergründen, dann Paolo Veronese und endlich der Bergamaske Giambattista Moroni. Die Anregungen, die er von diesem, seinem Stadtgenossen, empfing, waren wohl die stärksten und nachhaltigsten: von Moroni übernahm er dessen Art, einen Menschen hin zu setzen — und besonders zu stellen, dem Modell gewisse Haltungen des Kopfes zu geben, die zu denen des Körpers kontrastieren, von Moroni stammt seine Manier, einen Mann wie durch irgend etwas überrascht aus dem Bilde herausblicken zu lassen, und endlich teilte er mit ihm die Freude am beziehungsvollen Beiwerk, am anekdotischen Kleinkram. Ghislandi war durchaus nicht der einzige bergamaskische Porträtmaler, der sich solcherweise an dem sogar von Tizian bewunderten Moroni geschult hatte. Vor ihm schon wandelten in dessen Bahnen Francesco Zucco und Gian Paolo Cavagna, der brillante Salmeggia, dann der Priester Euaristo

Baſchenis, den ſeine Zeitgenoſſen als „fenice della pittura“ prieſen, endlich Carlo Ceresa, deſſen Bilder ſo wunderbar leuchten und den ſeine Neigungen für maleriſche Kontraſteffekte zu Ghislandis unmittelbarem Vorgänger machen. So iſt Fra Vittorios Kunſt durch ſtarke Feſſeln gerade an ſeine Heimat Bergamo geknüpft, wo er lebte und wirkte als letzter Sproß einer ſtattlichen Ahnenreihe, als der letzte Hüter Moroniſcher Traditionen, die nach ſeinem Tode ſchnell vergeſſen wurden. Hohe und Geringe ſaßen dort vor ſeiner Staffelei, Ritter und Geiſtliche, Künſtler und Doktoren, aber beinahe nur Männer; denn mit Frauen mochte er nichts zu tun haben, ſeit eine Dame, die er porträtieren ſollte, mit ihren fleiſchlichen Gelüſten ſeine mönchiſche Tugend bedräute. So hat er im Verlaufe eines faſt neunzigjährigen arbeitsfrohen Daſeins unzählige Bildniſſe geſchaffen, die, je älter Ghislandi wurde, mit immer breiterem Pinſel hingeſtrichen, von immer paſtoſerem Auftrage ſind; aber ſie alle, die frühen und die ſpäten, erfüllt ſeine Freude am Leben der Farbe und den Problemen der Lichtführung, alle bekunden, daß Ghislandis Virtuoſität jede Schwierigkeit in der Wiedergabe des Stofflichen bezwang; die glatte Haut der Äpfel, grobe Kutten, ſeidene Maſchen und fettige ſchweinslederne Bucheinbände — er hat alles, alles Tote mit der nämlichen ſuggeſtiven Kraft geſchildert. Nur den Menſchen nicht. Dafür gebrach es ihm an Intellekt; Fra Vittorio war, gleich Manzonis Don Abbondio von kindlich frommer Güte, aber beſchränkten Verſtandes, er vermochte nicht, ins Beſondere einer Perſönlichkeit zu dringen, und darum iſt allen, die er malte, wie als Familienzug, die heitere Zufriedenheit ins Antlitz geprägt, mit der Fra Vittorio ſelber von ſeinem Schutzpatron für die Fahrt ins Leben ausgerüſtet worden war. Die Kunſt der Ganz-Großen, der Tizian und Rembrandt, der Holbein und Velasquez, mit dem eigenen Ich ein fremdes zu durchdringen, ſtets derſelbe zu bleiben und immer ein anderer zu ſcheinen, Ghislandi hat ſie nicht beſeſſen, und ſo ſcheidet man von ſeinen Bildniſſen mit der Erkenntnis, daß ihr heute ſo ungeſtüm gefeierter Schöpfer ein großer Maler, ein ſehr großer ſogar, aber kein Menſchen-Schilderer im erhabenſten Sinne des Wortes und, obſchon er kein Still-Leben hinterlaſſen, vielleicht der heimliche Chardin das italieniſche Rokoko geweſen iſt.

Während die „sala degli Elementi“ mit den fünfundzwanzig Bildniſſen Ghislandis das Allerheiligſte für die Kenner bedeutet, die wahren und die falſchen, ſtaut ſich die Menge, deren künſtleriſches Intereſſe an einem Porträt genau ſo weit reicht, wie ihr perſönliches an einem Modell, vor den Bildniſſen der Napoleoniden und den viel zu vielen Porträts aus der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die ja bisweilen von einer gewiſſen trockenen Anmut, in den meiſten Fällen jedoch hart oder ſüßlich oder beides zugleich ſind. Aber mag ein Bildnis als ſolches noch ſo reizlos ſein, wenn darunter nur ein Name ſteht, der ihm heilig iſt, ſo jubelt der Italiener; einer winkt heftig den andern herbei und von

allen Seiten ſchwirrt es und ſurrt's: „Ecco il Rossini, . . . guarda il Rosmini, . . . vieni, bambino, c'è il Garibaldi . . . e la Monti-Perticari . . Dio, come è bella . . .!“ Und ſelbſt Männer, die bisher ein gutes Porträt von einem ſchlechten unterſcheiden konnten, werden im Palazzo della Signoria genau ſo empfindſam und ſentimental wie wir Deutſchen es anno Jahrhundert-Ausſtellung waren, als wir unſer Qualitätsgefühl auf Reiſen geſchickt hatten und fröhlich einen „echt deutſchen Meiſter“ nach dem anderen entdeckten. Nachher wurden wir ja wieder vernünftig, und iſt einmal das Jubeljahr verrauſcht, werden auch die Italiener erkennen, daß ſie den Generationen der Carbonari und Vittorio Emanueles wohl jenes ſeit Dantes Tagen von ihren Beſten in leidenſchaftlichen Viſionen erſchaute „Italia libera e unita“, jedoch kein risorgimento der Kunſt zu danken haben. Vielleicht bemerken ſie's auch ſchon früher; Florenz hat ja vortreffliche Ärzte für die Modekrankheit der Biedermeieritis: Neben dem Palazzo della Signoria ſtehen die Uffizien.

Der Mondespfeil/ von Jakob Schaffner

Es gibt eigentlich nur eine Art von Kunſt, die Kunſt ſchlechthin. Sie hat mit keinem Ismus zu tun; ſie iſt wie Gott, vollkommen, wie die Welt, richtungslos, wie das Leben, ſelbſtverſtändlich. Und ſie iſt viel rarer als man glaubt. Wir Heutigen haben viele Künſte, aber wenig Kunſt. Die wahren Künſtler ſind das Kind und der Gott; das Kind iſt kenntnislos und der Gott ſingulär. Wir alle taumeln auf dem Weg vom Kind zum Gott unſern Tagen nach. Unſer Leben iſt der Zufall, unſre Rettung die Not des Nachbars, unſre Welt die Verwirrung. Wenn wir es hoch bringen, ſo dringen wir zur Willkür vor und ſterben in Eigenart, mehr Perſönlichkeit als Künſtler, nicht mehr Kind, noch lange nicht Gott, Täter und Verbreiter der Unvollkommenheit.

Wir lernen, zuerſt war die naive Kunſt. Das iſt gut. Aber dann kamen die Anakreontiker. Und dann kam Sturm und Drang; der war im Grund die Romantik vor der Romantik. Darauf ſtieg die Klaſſik herauf wie ein Garten von Spalierbäumen. Nachher kam wieder die Romantik. Darauf erlebte man eine Nachklaſſik. Ihr folgte eine Dekadenz, die ſich durch die extreme Selbſtverleugnung des Naturalismus zur phyſiſchen Geſundheit zurückrettete, ohne für diesmal viel Gewicht auf die Kunſt zu legen. Vom Bauernwagen herunter fiel man zwiſchen die ſchwülen Blumen der Myſtik; es gab viel Träume, aber keine Kunſt. Jetzt beruft man uns glücklich mit einer Neuromantik. Von allen dieſen Worten verſteht das allweiſe und allgütige ſchreckliche Weſen kein einziges; es wartet auf den ſüßen Duft der Kunſt, der zu ihm alle hundert Jahre aufſteigt

und ihm das Entsetzen seiner Ewigkeit mit Hoffnung durchbricht. Es allein weiß, und vergißt es keinen Moment, daß das Kunstwerk zeitlos, vogelfrei und unfaßbar ist. Das Rezept ist einfach. Man habe Geist, nehme Materie und bilde ein drittes Selbständiges, das keines der beiden ersten darstellt und beide in sich vereinigt. Dann bekommt man einen Ares vor die Augen zum Verehren, oder als ein Gleiches den Denker von Rodin, einen Tempel der Akropolis, das Straßburger Münster, ein Rembrandtsches Selbstbildnis und eine Madonna des Raffael. Wo ist der, der es wagt zu sagen, der Ares ist klassisch und der Denker ist romantisch? Sie sind beide klassisch; sie sind beide hochromantisch; beide sind sie Kunstwerke, weil sie Synthese sind. Daß wir Kunst haben und machen, ist an sich schon die ritterlichste und erstaunlichste Romantik, die sich denken läßt. Das ist auch zugleich das einzige fruchtbare und würdige Staunen, das uns Rittern vor dem Nichts frommt. Man kann über tausend Einzelzustände erstaunen und daraus tausend Einzelkünste entwickeln. Die Kunst ist alles, wie das Kind und der Gott. Sie erstaunt nur über das Ganze und sieht nur sich im Brennpunkt des Ganzen. Die Richtung, die Einzelenergie, das Sonderwollen ist ihr lediglich ein Ton in der Symphonie, die ihr Ohr jeden Moment vernimmt und die nie aufhört, in ihrem erwägenden, schaffenden und träumerischen Geist im ganzen Umfang ihrer Kraft und Bedeutung zu erklingen. Erst wer das Leben in seiner vollen Breite, Höhe und Tiefe in sich selber erkannt und verleugnet hat, wird eine künstlerische Zeile schreiben, eine künstlerische Melodie erfinden, einen künstlerischen Strich zeichnen. Das All ist einfach, das Einzelne kompliziert. Wir meinen, es sei umgekehrt, und werfen uns neuerlich auf das Studium des Einzelnen. Wir versenken uns impressionistisch in das Seelenleben einer Ameise und verlieren darüber die Gotteskindschaft, der die Ameise ein Traum ist.

Ich glaube an Gott Vater, den Künstler, den Allmächtigen, der erschaffen hat Himmel und Erde, und der das Geschehen träumt. Alle Dinge sind uns durch ihn, der durch sie ist, und ohne ihn ist nichts, das erfaßbar ist. Ich glaube an seinen Sohn, den Liebenden, geboren in der Zeit, aber gezeugt in der Ewigkeit, der da leidet im Raum, gestorben ist in der Enge des Lebens, auferstanden von den Toten und aufgefahren zum Verständnis des Leidens, der da sitzet zur Rechten des Vaters und wiederkehrt, zu richten das Lebendige und das Tote. Ich glaube an den heiligen Geist der Selbstverleugnung, eine allgemeine künstlerische Einheit des Seins, eine Befreiung des Fleisches im Geist, eine Blüte des Geistes in der Materie, und ein ewiges Leben in der dreifachen Kraft des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Uns tut not, unterzutauchen in die Kindschaft. Es ist unser Schade, daß wir zu viel wissen. Statt der zweiten Kindschaft haben wir das zweite Bewußtsein, das den Traum in uns zerstört. Wenn ich weiß, was ich weiß, bin

ich durch dies Doppelwissen an der Darstellung gehindert, weil ich den Spiegel erkenne und das Bild nicht mehr ernst nehme. Der halbwissende Künstler ist immer stärker als der überwissende. Die Überbildung ist nicht nur der Fluch des Kunstpublikums, sondern in doppelter und dreifacher Wirkung des Künstlers. Es ist zum Beispiel Zeit, daß wir die Naturwissenschaft als Material hinter uns bringen. Sie ist wie die Soziologie ein Mittel zur besseren Darstellung, nicht das Objekt einer neuen Kunst. Es gibt keine neue Kunst. Kunst ist auch nicht das Ergebnis einer Wissenschaft, sondern einer Traumklarheit. Unsre neue Kunst verliert sich und ihre Kindschaft an den Anspruch der wissenschaftlichen Disziplinen, die die einige Traumklarheit in ein zerstücktes Halbwissen zerstören und die kraftvolle Naivetät der Darstellung desorganisieren. Wir werden nie vollkommen wissen, aber wir haben je und je vollkommen dargestellt, auch ohne Kenntnis der Naturgesetze und ohne Ahnung von neuwissenschaftlichen Theorien. Es gibt tausend Mägde und eine Herrin, tausend Auslegungen und eine Kunst. Die Künstler haben die Herrin vergessen und laufen den spitzen Zofen nach. Es geht nicht anders, wenn wir einen würdigen Zustand wollen, wir müssen das alte Verhältnis der künstlerischen Souveränität wiederherstellen, und den robusten, selbstverständlichen Mut haben, zu den Disziplinen und Fakultäten zu sagen: „Ihr dient uns, aber schlecht. Wir müssen eure ungenügenden Dienste in genügende Leistungen verwandeln".

Alle hundert Jahre steigt der süße Duft zum leidenden Wesen auf. Wir müssen hundert Jahre Gebrauchsgegenstände machen, damit ein einziger Künstler unter uns werden und aus dem Vorgeschaffenen das Kunstwerk des Jahrhunderts formen kann; manchmal formt er es auch daran vorbei. Wenn uns der Mut entsinkt, retten wir uns aus unserm Werktag in eines der fünfzig Feste des Wesens, die wir aus unsrer Geschichte kennen. Wer uns mit einem neuen Fest bekannt macht, ist unser Wohltäter. Vor Jahrtausenden stieg dem Wesen der süße Duft aus Indien auf. Das dargebrachte Opfer blieb uns in seiner Körperhaftigkeit zum Trost für das Leid unsrer eigenen, kleineren Ewigkeit zurück. Es nennt sich mit dem Namen „Der Mondespfeil". Es ist ein Kunstwerk, das aus dem vollen Wissen des Vaters, aus der auferstandenen Liebe des Sohnes und der diskreten Selbstverleugnung des heiligen Geistes kommt. Es ist eine Erzählung vom Leben, die sich rein ohne Überfluß und ohne Mangel, in sich selber enthält. Der Anfang ist vogelfrei und das Ende unfaßbar, das Ganze zeitlos. Es gehen darin zwei Lächeln gegeneinander, das des Geistes und das des Fleisches. Wo sie sich treffen, ist eine Vollkommenheit geworden, eine Unsterblichkeit in der Zeit, eine Erlösung im Raum. Das Wort erscheint in einer ungeheuren Kultur, zugleich in einer blendenden Bescheidenheit und Güte. Das Geschehen ist von jener sublimen Art, die sich nicht aufdrängt, die nicht einzig sein will, die aus dem reinen All kommt und nur durch die Kunst

des Gestalters Bedeutung zu erlangen scheint. Trotzdem zeigt sich in der Wahl des Stoffes der große Mensch, der verwöhnte Sammler, der ungewöhnliche Gastgeber. Jede Erscheinung ist so besonders, wie schön, so allgemein, wie reizend, so verständlich und bekannt, wie bedeutungsvoll und rar. Es ist nicht mehr Schwere da, als zu einer eleganten Degenklinge gehört; die Leichtigkeit gibt sich zu erkennen als die Abwesenheit der überflüssigen Materie.

Der Mondespfeil ist eine indische Liebesgeschichte. Sie hat zur Vorbedingung einen einsamen, unvollkommenen König und eine einsame, unvollkommene Jungfrau, und gibt in ihrem Verlauf beiden Gestalten ihre Vollkommenheit. Und zwar wird diese Vollkommenheit so absolut, daß der Künstler sie notgedrungen am Ende in ihren letzten Sinn, das Nichtsein, auflösen muß. Nachdem die Synthese ihre menschliche Gestalt gefunden hat, findet diese auch die göttliche Zustimmung, der Gott sendet auf die Liebenden einen Strahlenpfeil seines dritten Auges und verwandelt sie in Asche. Schöner ist kein Abklang im Bereich der Kunst. Gleich schön ist einiges, ähnlich weniges. Aber die Kraft, die durch ein Wort die Zeit still stellt, gleicht nur sich selber. Höchste Kraft ist höchste Weisheit. Der Dichter weiß, daß eine Zeit nicht auf die Dauer zu stellen ist; darum ist das Ende der Ausblick in den Anfang, der Stillstand eine Fermate in der Ewigkeit. Man kennt einige berühmte Fermaten; hier ist noch so ein Beispiel jener Kunst, die das Schweigen gestaltet.

Die Handlung dieser wundersamen Geschichte besteht darin, daß ein edelmutiger, tapferer, gerechter und weiser König von seiner Krankheit geheilt wird, die in einem strengen und schmerzlichen Weiberhaß besteht. Er erfährt von der Existenz einer überaus schönen und klugen Jungfrau, die das männliche Geschlecht verachtet und sich nur dem Mann ergeben will, dem es gelingt, ihr im Verlauf von einundzwanzig Tagen ein unlösbares Rätsel oder eine ihr zu harte Frage vorzulegen. Diese Jungfrau reizt den König und er zieht aus, sie zu erringen. Auf die Weise erfährt man der Reihe nach einundzwanzig geschliffene, helle und pointierte Geschichten, die der Freund in des Königs Namen erzählt und zu denen die Jungfrau jedesmal die Moral zu finden oder den psychologischen Schlüssel zu geben hat. Die Schicksalsfrage stellt dann der König selber, und da erscheint abermals jene liebe, erkenntnisreiche und muntere Augenfalte, die wir von Gottfried Keller in seinen allerschönsten Momenten kennen. Da sind immer Momente, die mit keinem Ismus zu tun haben. Keller gilt als Realist; es ist ein Notbehelf der Philologen, ein Ordnungswort. Keller ist ein Dichter, ein zeitloser Mensch und räumlich ein Weltmann, der in allen fünf Kontinenten Geltung hat. Wenn seine sieben Legenden einmal nach Indien kommen, wird man sie dort geradeso als wohlbekanntes Gut begrüßen, wie wir hier den seltenen und feingeschmückten Mondespfeil als Gold von unserm Gold erkennen. Das ist unsre Moral von der Geschichte. Es sind immer Künstler

zweiter Ordnung, die in einen Ismus passen. Sie haben keine Momente; sie sind Momente. Was aber jene Momente angeht, so sind sie die köstlichen und unbegreiflichen Weltminuten, in denen die tiefe Harmonie des, in der Hand des getrösteten Wesens ruhenden, Universums aufklingt, eben jene Augenblicke, die dem leidenden Wesen das Entsetzen seiner Ewigkeit mit Hoffnung durchbrechen. Im Grund sind sie nichts anderes, als der Sieg der Endlichkeit und das zur Schönheit erlöste Vergänglichkeitsglück der Sterblichen.

Wenn wir diese Geschichte erfahren haben, so bleibt uns nicht etwa noch übrig, über Kunstwirkung nachzudenken, sondern nur darüber, wie wir wieder zur Kunstwirkung kommen. Zu einer solchen Nachdenklichkeit liegt reichlicher Stoff vor; wir sind sehr weit von der reinen Kunstwirkung abgetrieben. Künstler und Kunstpublikum müssen sich in diesem Nachsinnen vereinigen; aber das Publikum soll für sich denken, nicht für die Künstler.

Das Werk ist eine Übersetzung aus dem Sanskrit, die der englische Dichter F. W. Bain besorgt hat. Er gibt in der Einleitung einen glaubhaften Bericht über den Zufall, der ihn zu dieser anscheinend bisher unbekannten Quelle führte. Seine Bescheidenheit gegenüber dem riesenhaften Glück, das ihn begünstigte, ist bemerkenswert. Er verzichtet auch in sympathischer Weise auf alle Eigenmächtigkeiten und erzählt die goldne Legende schlicht und geschmackvoll nach. Es sollen in Bälde weitere Werke von ihm folgen, die dann wohl herausbringen werden, wieviel von seinem Geist trotzdem in der abendländischen Form steckt, und wessen Kind jener selbst ist.

Dem Verlag Vita in Berlin gehört ein wohlgemessener, freudiger Dank für diese neue Veröffentlichung. Sie bedeutet einen Reichtum in unsrer übel verwalteten Armut, der nicht leicht mit einer Ziffer zu schreiben ist. Wenn ich persönlich etwas wünschen dürfte, möchte ich für eine eventuelle nächste Publikation von diesem Wurf und dieser Gunst gern ein handlicheres Format haben. Ein Buch, das sich nicht selbstverständlich transportiert, bleibt leicht exklusiv und verliert Möglichkeiten, die ein Taschenformat von Haus aus hat. Mit solchen Büchern muß man ungeniert ins blühende Gras liegen und von da weg in den Sommerwald gehen, und zum Schluß seine Lieblingsbank angesichts der untergehenden Sonne aufsuchen können. Das ist erst das rechte Milieu. Sonst glaube ich, daß der Verleger im Recht ist, wenn er den Zuschnitt auf den Liebhaber eingerichtet hat. Man weiß doch nachgerade, was heut gelesen wird und was nicht gelesen wird. Immerhin ist es ein gutes Zeichen, daß ein Verlag fünfhundert Exemplare, das reich ausgestattete Buch zu dreißig Mark, aufzulegen wagen darf. Ich wünsche ihm viel Glück dazu, hoffe aber für jene andern Liebhaber, die mehr Liebende als Habende sind, später eine zweite, wohlfeile Ausgabe.

Nietzſche-Briefe/ von Samuel Saenger

I

Mit den Briefen an Mutter und Schweſter und denen an Peter Gaſt iſt die Sammlung der Nietzſche-Briefe zum vorläufigen Abſchluß gelangt. Es ſind ſechs, zum Teil recht ſtattliche Bände, die der Inſel-Verlag einfach und würdig und ohne jeden ablenkenden Prunk ausgeſtattet und Eliſabeth Förſter-Nietzſche mit einem Stab von Helfern ſachlich und ſorgſam erläutert hat. Der Briefwechſel mit Richard Wagner liegt unberührbar in den Gewölben von Wahnfried, die Neugier wird noch auf lange Zeit hinaus auf ihn verzichten müſſen. Ich ſage ausdrücklich: die Neugier; denn dieſes unvergleichlich ſtärkſte perſönliche Erlebnis in Nietzſches Leben verdunkelt ſich nie, es bleibt immer brühwarme Gegenwart, beſtimmt die Denk- und Geſchmacksrichtung von der Geburt der Tragödie bis zu den polemiſchen Entladungen der letzten Zeit und ſchiebt ſich unter tauſend Varianten immer wieder in den Vordergrund des Briefwechſels. Gibt es wirklich Menſchen, die ſich den uns zugänglichen reichen Schatz an Gefühls- oder Denknuancen, den dieſes Verhältnis umſchließt, noch um neue vermehrt denken können? Es handelt ſich um eine Lücke, keinen Mangel. Nur die vom tic philologique unheilbar Befallenen werden darüber jammern.

II

Ueberhaupt iſt dieſer Briefwechſel keine bloße Sache der Philologie, kein Unternehmen, das aus Bedürfniſſen des „Betriebes" entſtanden iſt; der Leſer darf ihn ſich alſo ruhig anſchaffen, ohne zu fürchten, der Vollſtändigkeitsmanie der Zeit zum Opfer zu fallen. Dieſer tragiſche Dionyſier war in jedem Augenblick ſeines Lebens ganz und ungeteilt er ſelber. Er bietet einem Erwin Rhode, einem Jakob Burckhardt, einem Hippolyte Taine auch in der kleinſten Notiz kein ausgebranntes Kohlenbecken, keinen gemütlichen und gedanklichen Kleinkram dar, der nach anſtrengender Arbeit als Reſiduum ſonſt übrig zu bleiben pflegt: immer iſts die volle glühende Flamme ſeiner Seele mit dem ganzen atemraubenden Pathos ihrer Spannungen und der ganzen Leidenſchaft ihres Schöpferdranges, welche die kleinſte Notiz zu einem Bekenntnis macht und den Brief in den einen großen Hauptſtrom ſeines Lebens leitet. Was der letzten Klarheit ſeiner Werke Eintrag tut, da beſonders, wo es doch ſchließlich auf die Unterordnung unter ein klar und ſcharf geſehenes Denkziel ankommt: der Triebeinſchlag und die Affektbetonung des Wortes, das iſt hier in den Briefen am Platze. Aber der Affekt des Ausdrucks und das Bewußtſein der Denkmiſſion ſind zu gleichmäßig gegenwärtig und rufen, ſtiliſtiſch geſehen, eine gewiſſe Monotonie hervor. An Witz, Humor, an den tauſend Lichtern des überlegenen Pſychologen und den tauſend Bosheiten des Umwerters fehlt es natürlich nicht, und der Virtuos der Sprache

ſchüttet über alte Gedanken immer neues Licht: er verblüfft ſogar gelegentlich Taine, indem er für deſſen Napoleon die erlöſende Formel prägt: Syntheſe von Unmenſch und Übermenſch. Aber mitten in dieſem Reichtum, in dieſem äußerſten kompromißfeindlichen Ernſt, dieſen Intimitäten, die durch nackteſte Nacktheit noch geadelt werden, ſehnen wir uns nach ein bißchen Ruhe vor der taumelnden Erkenntnisbegierde; nach epiſchen Inſeln. Es iſt hier in den Briefen wie in den Werken. Je näher das Ende, deſto ſchrillere Töne miſchen ſich ein, deſto ruheloſer, lauter, unterſtrichener wird der Ausdruck, deſto unduldſamer wird die Behandlung aller überlieferten Wertungen und Ordnungen. Wer könnte zuſtimmend den Weg mit Nietzſche zu Ende gehen? Eſprit über Geiſt, Franzoſentum über Deutſchtum, der Süden über den Norden, Manfred über den Fauſt, Bizet über Wagner, Audran über Johann Strauß und Offenbach, faſt alles zunächſt ohne Abſtrich und Einſchränkung, der ganze alte Heiligenkalender ausgelöſcht, ſchließlich doch immer wieder mit Durchbrüchen der alten Liebe, wie zum Triſtan und Meiſterſingervorſpiel: es iſt die gleiche aus den Werken bekannte Steigerung des Schöpferdranges und der Ekſtaſe ins Schrankenloſe ... Aber auf Schritt und Tritt überraſchen herrliche Einzelheiten. Man muß dieſen Briefwechſel leſen. Auch für die „reine" Erkenntnis dieſes Lebenswerkes iſt er unentbehrlich, auch für die Einſicht, daß die Geburt der Tragödie und die Réealismusbücher und Zarathuſtra und Jenſeits und Antichriſt mitſamt den Zwiſchengliedern in dem ariſtokratiſchen Radikalismus dieſes Dionyſiers feſt verſchnürt ſind und die Kette von Überwindungen nicht durch Laune ſondern durch Notwendigkeit hervorgerufen iſt. Und man ſoll auch die Briefe leſen, um von dieſem Heroismus im Erdulden körperlicher und ſeeliſcher Schmerzen die rechte Vorſtellung zu gewinnen. O dieſer Zwang zur Vereinſamung! Dieſe übermenſchliche Metaphyſierung auch der animaliſchen Lebensgewohnheiten, um die Erkenntnismiſſion zu Ende führen zu können. Dann dieſe Irrfahrten an der liguriſchen Küſte, im Engadin, in Piemont, um die Orte mit ſeinem Maximum erreichbaren Wohlbehagens zu erkunden. Und wieder dieſe ſcheinbare Vergletſcherung um einen Fonds unerhörter Weichheit und Güte und Freundſchaftsnot. Und endlich dieſer Jubel, wenn ein paar Sonnenſtrahlen in die Höhle auch dieſes Abſeitigen liebkoſend eindringen, — wie ſprudeln dann die Quellen ſeines Reichtums. Von der rührenden Delikateſſe, mit der die kleinen, aber doch auch demütigenden Nöte ertragen werden, iſt nicht erſt viel Aufhebens zu machen. Wie alle Menſchen mit ariſtokratiſchen Grundinſtinkten liebte Nietzſche den ſchönen Luxus, die Äſthetiſierung von Fülle und Überfluß; der Kleine-Leute-Geruch war ihm genau ſo unlieb wie die Kleine-Leute-Moral, ſeine falſche Idealiſierung als Verdienſt und Tugend war ihm tief zuwider. Die Bilder romaniſcher Eleganz und Grazie im Süden vermerkt er überall mit Wohlbehagen und an den Stätten alter Vornehmheit, wie Turin und Venedig, fühlt er ſich gehoben. Er ſelbſt lebte, und man fühlt: nicht nur

aus hygieniſchen Gründen, das beſcheidenſte und einfachſte Leben. Seine Mittel waren äußerſt beſchränkt und er geriet, zumal da er für ſeine Literatur fortwährend Opfer bringen mußte, zuletzt in wirkliche Enge. Nie aber hat dieſer Umſtand die Heiterkeit ſeiner Seele bewölkt.

III

Es gibt keinen kleinen Nietzſche, wohl aber etwas wie einen Nietzſche intime. Den findet man beſonders in den gefühlswarmen Briefen an Mutter und Schweſter, die die Lebens- und Leidensgeſchichte mit ſämtlichen Perſonalien enthalten, an Malwida von Meyſenbug und Frau von O. Das Zartgefühl im Verkehr mit dieſen Frauen kennt keine Grenzen. Die warme weibliche Teilnahme tut ihm wohl, er läßt ſogar geſchehen, als ‚man' ſich daran macht, ihm eine paſſende Partie zu ſuchen, ja er überhört mit unnachahmlicher Ritterlichkeit Einwände gegen ſeine Philoſophie, weil er ja aus ſchmerzlichſter Erfahrung (Erwin Rhode) weiß, wie wenig Männer ſich die Mühe gaben, ſie aus ihrer perſönlichſten Notwendigkeit zu begreifen. Letztes und Höchſtes, wie etwa im Verkehr mit Rhode oder Peter Gaſt, ſeinem willigſten und erſten kongenialen Leſer, gibt er in dieſen Briefen nicht, aber die Entſpannung und der Ton brüderlicher Ergebenheit und Vertraulichkeit wie an Malwida, die Idealiſtin, ſind dort höchſt wohltuend. Am innigſten ſind die Briefe an die Schweſter, „Die Tröſterin und Helferin in allen Nöten". Nietzſche hat ſie, die einzige Frau, der er angeborene Jüngerſchaft nachrühmt, treu geliebt und darum unter der Trennung und zeitweiligen Entfremdung ſchwer gelitten . . Zu den Frauen rechne ich Heinrich von Stein und ſo gehört der mit ihm gepflogene Briefwechſel in dieſen Zuſammenhang. Die Jüngerſchaft dieſer ſchönen Jünglingsſeele, von der ſich Friedrich Nietzſche anfangs ſo viel verſprach, zerſtob im Dunſt peinlich fundamentaler Mißverſtändniſſe. Die Unreife in den Briefen dieſes edlen jungen Mannes iſt erſtaunlich: von der Wagnerecke aus, in der er mit ſeinem akademiſch zahmen Idealismus gefangen ſaß, wollte er Brücken ſchlagen zu dem Nietzſche der letzten Periode. . . Unendlich erfreulicher ſind die Briefe mit Frau Louiſe O., einer jungen nach Paris verheirateten Elſäſſerin, die Nietzſche in Bayreuth kennen gelernt hatte. Er war von ihrem Liebreiz ganz benommen; aber wie dieſer „Weiberfeind" ihr huldigt, mit welch verklärender Reſignation: das muß man an den paar veröffentlichten Briefen nacherleben. Und noch, als er der einſiedleriſchen Zarathuſtra-Periode ſich nähert, als ſein Leiden ihn längſt daran gewöhnt hatte, ſich „dünn zu machen, um durchzukommen", ſpielt er mit dem Gedanken, ſich in irgendeine Einſamkeit in der Nähe von Paris zurückzuziehen, nach St. Cloud etwa oder St. Germain, um ab und zu die Stimme dieſer Frau zu hören. Man ſieht das Bild dieſer Frau wie durch einen Schleier. Statt in Romanen verewigt ſie ſich in Kindern; und ſtatt mit der Patina erſchwitzter (und falſch gerichteter) Intellektualität lockt ſie mit dem

Frühlingszauber einer holden Gebärerin. In diesen Erinnerungen an das schnell entschwundene Frauenbild fühlte sich Nietzsche dem menschlichen Herdenglück am nächsten. Wir malen uns aus, wie die Nähe dieser herrlichen Frau ihn beruhigt und sein Daseinsgefühl erhöht hätte (während er die Salomés wie einen Scirocco empfunden und geflohen hat). Aber solche Erinnerungen waren selten, allzu selten.

IV

Ueber die Briefe mit Erwin Rhode, diesem „einzigartigen Denkmal hochgesinnter Jugend- und Männerfreundschaft", wie es in der Vorrede zum zweiten Bande heißt, denke ich doch wesentlich anders als die Herausgeber. Jugendfreundschaft: ja. Für die weiche, überströmende, weiblich produktive und phantasiebeschwingte Natur Nietzsches hatte Rhodes starke aber derbe, diesseitige Intelligenz — Rhode war Hamburger — und das Erz seines Charakters alle Reize des Kontrastes. Nietzsches Liebe zn dem männlichen Mann ist schwärmerisch. Aber wie weit *können* diese Naturen geistig miteinander gehen? Die zukunftsphilologischen Anfänge in der Geburt der Tragödie, die geniale kulturhistorische Horizonterweiterung des jugendlichen Stürmers macht Rhode mit, ob aus innerstem Bedürfnis oder aus der Idealität der Jugend, darf niemand (jedenfalls nicht der Schreiber) hinterher entscheiden wollen. Soweit dann der Weg durch Schopenhauer und Wagner und die dazu stimmenden klassisch-deutschen Überlieferungen markiert war, ist Harmonie. Bald aber, gleich am Anfang der dem westeuropäischen Positivismus zugewandten Epoche Nietzsches bis etwa zur Morgenröte, spürt man Mißklänge. Nicht daß Rhode Einwände macht, sondern wie er sie macht, ist das Entscheidende. Jakob Burckhardt, der für das spezifisch philosophische Denken kein Organ hatte, fühlte doch heraus, daß Nietzsches Bücher die Unabhängigkeit in der Welt vermehren würden; fühlt und sagt es. Das war nicht viel, aber doch genug, um den schwer an der Vereinsamung Leidenden zu beglücken. Nicht einmal so karges Lob kommt von Rhodes Lippen. Es fehlt ihm die Kraft der Einfühlung; das echte philosophische Fluidum. Der Bruch war unvermeidlich. Alle diese Bücher *waren* freundschaftsgefährlich und Nietzsche, der sich nach Mitgängern schmerzerfüllt sehnte, hat ihn ganz sicher lange vor dem Jenseits und der Genealogie der Moral kommen sehen und nur aus Selbsterhaltungstrieb, und um nicht sein Vorleben ganz zu zerbrechen, ein Jahrzehnt hinausgeschoben. Die respektwidrigen Bemerkungen Rhodes über Taine sind nur der äußere Anlaß dieses so lange verhaltenen Bruches. Rhode hatte Taine, den „substantiellsten" Kopf im damaligen Frankreich, inhaltlos gescholten. „In der schmerzlichen Geschichte der modernen Seele, die in vielem Betracht sogar eine tragische Geschichte ist, nimmt Taine seinen Platz ein als ein wohlgeratener und ehrwürdiger Typus mehrerer der nobelsten Qualitäten dieser Seele, ihres rück-

ſichtsloſen Mutes, ihrer unbedingten Lauterkeit des intellektuellen Gewiſſens, ihres rührenden und beſcheidenen Stoizismus inmitten tiefer Entbehrung und Vereinſamung. Mit ſolchen Eigenſchaften verdient ein Denker Ehrfurcht: er gehört zu den wenigen, die ihre Zeit verewigen. Auch erquickt der Anblick eines ſolchen tapferen Peſſimiſten, der geduldig und unerbittlich ſeine Pflicht tut, ohne den großen Lärm und die Schauſpielerei nötig zu haben. Sein Leben wird dergeſtalt, ob er es will oder nicht, zu einer Miſſion, er ſteht eben zu allen ſeinen Problemen notwendig (und nicht ſo beliebig, ſo zufällig wie du, gleich den meiſten Philologen, zur Philologie)." Wer Taine, der dem überlieferten Gelehrtentypus gar nicht einmal ſo fernſtand, ſo gründlich mißverſtand, konnte für die Denkrichtung und glühende Denkſehnſucht des Abſeitslebenden kein Organ haben. Der Abſchied von dieſem älteſten und liebſten ſeiner Freunde ſchüttelt einen durch und durch. Mit einem begütigenden Wort ſtreckt der Einſiedler dem Entſchwindenden die Hand aus. Er bittet, um die erbarmungsloſe Kälte des Alleinbleibens abzuwehren: Laß dich nicht leicht von mir entfremden! Aber er bleibt allein, — allein mit ſeinem Siechtum, ſeiner Miſſion, ſeinem Schickſal.

Junius/ Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Der Marokkozank zieht ſich in die Länge und wird dadurch entgiftet. Vor dem Friedensſchluß, welcher der Natur der Sache nach nur proviſoriſch ſein kann und den Schatz der internationalen Empfindlichkeiten bereichert zurücklaſſen wird, wird noch mehr als eine Nervoſität die Börſen und Sparer überfallen. Die Großbanken und Finanzgruppen werden noch weiter ein paar Wochen Zeit haben, „ihre" Völker auf ihre uneigennützige Art zu betreuen, ihre Portefeuilles werden weiter anſchwellen, die kleinen Rentner werden weiter über den durch Marokko bewirkten Aderlaß jammern und die Preſſe wird weiter mit Sperrdruck arbeiten: aber diplomatiſch geſehen, entgiftet ſich der Marokkoſtreit und der Friede wird kommen. Aber der Chroniſt wird als ſein wichtigſtes und überraſchendſtes Reſultat nicht den Frieden, ſondern die Geburt des exterritorialen Patriotismus in Deutſchland zu verzeichnen haben.

Noch vor einem Monat wurde hier ausgeführt, daß ein Krieg um Marokkos willen die Exiſtenz eines ſolchen überſeeiſchen Patriotismus unter den Deutſchen vorausſetzt, dieſer aber noch lange kein feſter Beſitzſtand der deutſchen Seele ſei. Die eingewurzeltſten politiſchen Denkgewohnheiten waren noch allzu binnenländiſch, und auch die ganze internationale Orientierung, die Bismarck ſeinem Volke in den Gedanken und Erinnerungen hinterlaſſen hat, wirkte dagegen. Die letzten Wochen haben uns und wohl aller Welt die Augen geöffnet. Nie hätte man

vermuten dürfen, daß das Bewußtsein von der prekären Lage Deutschlands unter den Weltvölkern so allgemein und so intensiv empfunden würde. Das ewige Bereden der sozialen Frage verstummte, und jeder dumme Michel erkannte mit einem Male die Allgegenwart und die Allgewalt der weltpolitischen Faktoren. Von oben her hat sich die Aufklärung nach unten gesenkt. Der ungeheure und äußerst geschickt gehandhabte Apparat, mit dem die Flottenbegeisterung besonders unter die heranwachsende Jugend gebracht worden ist, wurde zuerst als lästig, oft als gefährliche Spielerei empfunden; aber mancher ernste Mensch sah näher zu und fand im „Nauticus" eine Fülle objektiver Belehrung und nützlicher geographisch-wirtschaftlicher Daten, die immer wieder zeigten, wie eine Kultur und eine Wirtschaft aussieht, die, wie die englische, immerfort vom Salzwasser berührt wurde. Die kolonialen Interessenten bildeten erst ein Grüppchen, in der die Rheeder und die großen Exportfirmen überwogen. Die Großfinanz verhielt sich stumm und ablehnend; die Großbänker untereinander lächelten beim Duft ihrer schweren Havanna über die aussichtslose und läppischen Zins tragende Sache. Heute sind sie in den Kreis gezogen und machen, oft genug noch mit süßsauerer Miene, in kolonialer Expansion. Und dann die Presse. Von Kolonialdeutschen und Alldeutschen mit ihren niedlichen Weltverteilungskärtchen, auf denen schon vor einem Jahrzehnt ganz Kleinasien und halb Brasilien schwarzweiß angestrichen waren und aus denen in England, schwarz auf weiß, die deutsche Gefahr bewiesen wurde: von ihnen und ihrer Presse abgesehen, brachten die großen, ernsten und vornehmen Blätter sehr wenig koloniale Nachrichten. Selbst in den Vereinigten Staaten unterhielt kaum ein Blatt — mit einziger Ausnahme der Frankfurterin — einen ständigen politischen Korrespondenten, der auch beauftragt war, die dortigen Kulturkuriosa so gewissenhaft zu verzeichnen wie die englischen oder französischen. Überhaupt behandelten die liberalen Blätter das Auswärtige, wenn es nicht die alte Europa betraf, fast grundsätzlich als quantité negligeable oder höchstens als ideell interessant, aber nicht als lebenswichtig und mit daseinsbestimmend. Heute sind die Auslandsredakteure die bestbezahlten, diejenigen, bei deren Auswahl mit besonderer Sorgfalt verfahren wird. Nicht Schreibfertigkeit und der mit Recht so beliebte „flotte Stil" wird von ihnen verlangt, sondern auf Anschauung des fernsten Auslands beruhendes Urteil. Und endlich die Parlamentarier. Noch in den letzten Jahren, als die wirtschaftlichen Verhältnisse schon längst die politische Horizonterweiterung erzwungen hatten, tat das dürftigste Gestammel über Auswärtiges ihrem Ruf — falls einer vorhanden war — keinen Eintrag. Wenn etwa Bassermann oder Hausmann oder Herr von Hertling die Leitung des Auswärtigen kritisierten, blieben höchstens ihre Kollegen ernst; so mancher Reporter auf der Journalistentribüne konnte vor Lachen kaum weiterschreiben, wußte er doch: was die Herren da droben sagen, ist bestenfalls eine arge Verstümmelung des in der „Frankfurter

Zeitung" oder der „Zukunft" Geleſenen. Sie empfinden heute: es geht ſo nicht weiter. Das Schickſal des deutſchen Volkes hängt an dieſen Dingen. Der Wähler und vor allem die Preſſe vertragen das Geſchwätz nicht länger.

Auf dem ſozialdemokratiſchen Parteitag in Jena hat Bebel den Marokkohandel berührt. Der alte Löwe hatte ſeinen guten Tag und hat gut gebrüllt. Aber diesmal den Reviſioniſten, nicht den radikalen Hyänen zur Freude. Marokko, das erz- und früchtereiche, ſei ein Paradies und Deutſchland habe ein Recht auf Handelsgleichheit. Das iſt natürlich herzlich wenig und der alte Fuchs weiß ja ganz genau, wo die Schwierigkeiten für den deutſchen Handel unter franzöſiſchem Protektorat liegen. Er wird wohl auch den Aufſatz von Gerhard Hildebrand in der dem Parteitag gewidmeten Feſtnummer der „Sozialiſtiſchen Monatshefte" geleſen haben, worin mit vollendeter Klarheit gezeigt wird, daß von der deutſchen Sozialdemokratie politiſche Macht nur erobert und dauernd erhalten werden kann, wenn ſie die Lebensintereſſen des deutſchen Volkes in den Strudeln der internationalen Wirtſchaft und Politik ausreichend wahrnimmt. Da helfen keine humanitären Redensarten mehr, ſondern Einſichten: die Einſicht, warum es die elementare Natur unſrer Kapitalwirtſchaft notwendig macht, die kolonialen Produktivkräfte zu entfalten; warum die Einbeziehung immer weiterer tropiſcher und ſubtropiſcher Gebiete in den Weltverkehr, in die Weltwirtſchaft, in die friedlichen Austauſchbeziehungen der Länder und Zonen zueinander eine Notwendigkeit ſei; warum gerade ſo dicht beſiedelte Staaten wie Deutſchland, Großbritannien, Belgien, Italien auf geſicherte Wechſelbeziehungen mit fremden Bauern- und Rohſtoffländern angewieſen ſind. Dieſe Dinge ſind ja nun wohl bekannt und hier (gezwungenermaßen wiederholt) dargeſtellt worden. Aus der Statiſtik wird nachgewieſen, ein wie gefährliches Mißverhältnis in bezug auf kolonialen Landbeſitz zwiſchen den volk- und induſtriereichen Kulturſtaaten beſteht, und daß die engliſch-franzöſiſch-ruſſiſche Gruppe ſeit vielen Jahren ein förmliches Länderverteilungsſyndikat gebildet habe. Der Beweis iſt mit äußerſter Umſicht und Vorſicht geführt und ganz frei von chauviniſtiſcher Erhitzung; exakter kann ein politiſch-ökonomiſcher Beweis nicht geführt werden. Hildebrands Spezialität iſt ſeit Jahren das Kolonialweſen; und ihn als Sozialiſten intereſſierten beſonders die notwendigen Zuſammenhänge mit dem Grundweſen des Kapitalismus, den der Sozialismus nur hoffen kann, zu überwinden, wenn er ſeine Wirtſchaftstechnik nicht negiert ſondern kollektiviert. Es iſt gar kein Zweifel: alle vernünftigen und ſachlich-ehrlichen Köpfe unter den Sozialiſtenführern ſind überzeugt; privatim bekennen ſie ſich dazu, aber öffentlich — ja, öffentlich reden ſie auf Proteſttribünen, als ob unſre Regierung ſich das Programm der Alldeutſchen angeeignet und Kiderlen-Wächter deren Geſchäftsver-

walter sei. Lassalle forderte: Aussprechen was ist. Aber die feinsten Köpfe unter den Sozialisten lassen sich feige terrorisieren und verschweigen was ist. Und nach dem schönen Anlauf zur Offenheit landen die Herren Bebel und Genossen doch wieder bei einer Resolution, die von dem Gehirn des dümmsten Radausozialisten erschwitzt sein kann. Aber ich gebe zu: sie mag taktisch notwendig gewesen sein.

Während des gewaltigen englischen Verkehrsstreiks, der nur durch die größten Anstrengungen ausgleichender Vernunft zu einem (sehr vorläufigen) Ende gebracht werden konnte, mußte ich an die Vergänglichkeit deutscher Professorenweisheit denken. Auf deutschen Kathedern galt vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren der soziale Friede in England durch die großartige Entwicklung der dortigen Gewerkvereine für so gut wie gesichert. Sie waren schuld, sie vor allem, daß der sozialrevolutionäre Marxismus nicht nach der glücklichen Insel übergreifen konnte. In diesen Aristokraten des Proletariats lebte die praktische Vernunft, nach ihren Diktaten richteten sie sich, mit einem Minimum von Politik, in dem Kapitalistenstaate ein, sicher, durch den ungeheueren Druck ihrer geschlossenen Organisation eine sehr anständige und sogar langsam wachsende Quote vom Mehrwert der Produktion für sich zu erhaschen. Gewisse Erfahrungen schienen dieser rosigen Auffassung recht zu geben. Die Arbeitervertretung im Hause der Gemeinen war schwach und parlamentarisch wenig wirksam. Die riesigen Arbeiterverbände in den Stapelindustrien, auf denen das Gedeihen der englischen Industrie beruht: Bergbau, Textilgewerbe, Maschinen- und Schiffsbau, wollten mit dem Gewimmel der Ungelernten in London und den übrigen großen Häfen nichts zu tun haben, sie sahen auf diese Opfer des Schwitzsystems mit schlecht verhehlter Verachtung herab; und ein Mann, wie der heute viel genannte Ben Tillet, der damals unter diesen tiefsten Schichten der Londoner Docks und im Eastend sich zuerst an den Wirkungen seiner brutalen, fast keltisch hemmungslosen Agitationsgewalt berauschte, war auch jenen Arbeiteraristokraten ein Gräuel. Natürlich, wenn man genauer zusah und sich umsah, schmeckte nicht alles nach Lindenblüten; und mancher wollte an die stabilen Nerven des englischen Arbeitsproblems nicht recht glauben. Aber seit Brentano die Herrlichkeiten der englischen Arbeitergilden besungen hatte, war ihres Rühmens auf unsren Kathedern kein Ende; und der sonst so vortreffliche Herr von Schulze-Gaevernitz bahnte sich den Weg zum Ruhm, indem er zeigte, mit welcher Instinktsicherheit die Angelsachsen seit den Chartistenunruhen die Wege zum sozialen Frieden beschritten hatten. Viele Kathedersozialisten lebten von dieser Anschauung, die sehr bald in den Schlamm der Vulgärliteratur sickerte. Man studierte Carlyle und Ruskin und den sozialen Roman Englands von Gaskell und Kingsley bis Dickens und Eliot, man mischte, je nachdem, ein bißchen

deutſche Philoſophie oder Chriſtentum in den Brei und ſchuf ſo die ſozialpolitiſch ſo fruchtbare Strömung der letzten Jahrzehnte in Deutſchland: aber die Anſicht über England zu revidieren, dazu konnten ſich nicht einmal die glücklichen Verfaſſer zweiter und dritter Buchauflagen entſchließen. Was aber ſehen wir heute? Der Streik der Hundstage gibt ſehr deutlich die Antwort: ein labiles Arbeitsverhältnis. Zwiſchen Kapitaliſten und Arbeitern herrſchen die ſtärkſten Verſtimmungen. Jene ſprachen von einer unerträglichen Tyrannei der Gewerkvereine, die den Arbeitskontrakt völlig einſeitig und ohne Rückſicht auf das Lebensintereſſe des Kapitals zu geſtalten ſuchten; dieſe von der Unternehmerklaſſe als einer feindlichen Macht. Die Spannungen wachſen wieder. Sehr begreiflich: denn die Tage des engliſchen Monopolismus ſind entſchwunden. Noch iſt die Arbeiterpartei nichts als ein Anhängſel der liberalen Partei, aber ein ſehr wichtiges; und zwar weit mehr aus taktiſchen Gründen als aus Zuſammengehörigkeitsgefühl. Der engliſche Liberalismus hat von dieſer Seite her eine Transfuſion erlitten, die ſein Blut völlig verändert hat. Und dieſes neue Blut hat ihr den Willen zu radikalen, politiſchen und ſozialen Wandlungen eingeimpft, ſo umwälzend, aber auch ſo verheißungsvoll wie ſonſt nirgends in der alten Welt.

Sir Fairfax Cartright, der engliſche Botſchafter am Wiener Hofe, genoß von jeher den Ruf eines deutſchfeindlichen Diplomaten: aber kein Menſch hätte dem höflich kalten, verſchloſſenen Mann die aus leidenſchaftlichem Haß geborene Unbeſonnenheit zugetraut, einen Zeitungsausfrager zu dem Depoſitär ſeiner tollſten politiſchen Antipathien zu machen. Er hat zur unvorſichtigen Handlung die unvornehme gefügt: hat erſt geleugnet und dann halb zugegeben, indem er die Schuld der getrübten Aufnahmekraft des Ausfragers zuſchrieb. Die engliſche Regierung deckt dieſen Mann offenbar durch einen frommen Betrug, aber ſie vermag nicht zu verhüten, aus wie neid- und haßerfüllten Augen viele ihrer offiziellen Vertreter die deutſche Entwicklung verfolgen und daß ihnen gegen dieſen wider ihren Willen wachſenden Körper das Gift ſchamloſer Lügen und frechſter Intrigen diplomatiſch erlaubte Mittel ſcheinen. In China, in Südamerika, am Goldenen Horn, überall wo deutſche Arbeit ſich ein ehrliches Bett graben will, verfängt ſie ſich im Netz engliſcher Intrigen. Der Fall Cartright wirkt nur wie ein Scheinwerfer für die gutgläubige Öffentlichkeit; dem Eingeweihten ſagt er nichts Neues. Und dann: ſo ſehen die Meiſter der Zunft aus, in deren Hände die Geſchicke der Völker gelegt ſind. Wie unmöglich muß ſich in ſolcher Gemeinſchaft ein Mann wie der bisherige amerikaniſche Botſchafter in Berlin, David Jayne Hill vorgekommen ſein. Der iſt geſcheitert, weil er an die ſiegreiche Kraft von Rechtsgrundſätzen glaubte; die anderen behaupten ſich, weil ſie an die ſiegreiche Kraft von Lügen und Intrigen glauben.

Hier haben wir den polaren Gegensatz: den Diplomaten von gestern und den von übermorgen. Es ist nicht zweifelhaft, wen die Zünftigen heute ernst nehmen. Eine nicht uninteressante, eine unausbleibliche Entdeckung macht bei dieser Gelegenheit ein journalistischer Pfadfinder: Cartrights Mutter war eine Deutsche und hieß Pflaum. Der hemmungslose Deutschenhasser Sohn einer deutschen Gouvernante: das Bild rundet sich. Die Römer (fügt der kluge Leipziger hinzu) hatten einen Coriolan, wir Deutsche ihrer Zehntausende. Wahr. Die Szumans, die Gregers, Weckerles und Wetterlés: überall besorgen Deutsche die Geschäfte der Gegenpartei, helfen sie antideutsche Strömungen organisieren. In Böhmen, in Posen, im Elsaß, in Ungarn, in den englischen Kolonien, überall. Zehntausend Coriolanusse. Ein deutsches Problem.

Frau Ramsay McDonald, eine geborene Gladstone, die Gattin des bekannten englischen Arbeiterführers, ist gestorben. Sie gehört zu der nicht mehr geringen Zahl von Frauen guter Herkunft, die sich aus reiner, uninteressierter Ideologie ins sozialistische Lager treiben lassen, und in denen die Einsicht ins Gesellschaftsnotwendige alle bourgeoisen Eitelkeiten zum Teufel jagt. Ihre sehr gerühmten organisatorischen Leistungen gehören der englischen Lokalgeschichte an, für uns tritt sie aus Reih und Glied, weil sie den ersten sozialistischen Salon in England geschaffen hat. Da wurde nur zugelassen, wer über das banausisch Parteiliche hinausragte und die Banalität der guten Gesinnung durch Geist, Geschmack, Bildung und humanen Schliff entschuldigte. In dem Salon dieser seltenen Frau kamen die begabteren Arbeiter zum ersten Male mit den Imponderabilien der Kultur in Berührung. Auch die berühmte Frau Sidney Webb, früher eine üppige Schönheit, dachte nie daran, die guten Manieren ihres ererbten Wohlstands dem Proletarierinteresse zu opfern. War das für die Bewegung kein unberechenbarer Gewinn? Und wäre das bei uns so leicht möglich? Man denke an das Schicksal der Lilly Braun, an das Maß von Rüdheiten, die man ihr zu schlucken zumutete, an die glatte Ablehnung ihrer feineren Art, sich zu geben, an das feige heranschleichende Mißtrauen der Genossinnen, weil der gemeine proletarische Weiberinstinkt die Differenzierung nicht will. Ich glaube auch nicht, daß eine neutralere Person als Frau Braun, eine Frau mit weniger auffallenden Reizen und Eigenschaften als diese, einen Salon wie den der Frau McDonald in absehbarer Zeit bei uns zustande bringt.

Anmerkungen

Gelegentliches

Man sollte nie ohne Abschied voneinander gehen. Denn weiß man, ob man sich — als diese Persönlichkeiten — wieder begegnet?

Nur durch Schaden werden wir klug — Leitmotiv der ganzen Evolution. Erst durch unzählige, bis ins Unendliche wiederholte leidvolle Erfahrungen lernt sich das Individuum zum Meister über sein und alles Leben empor. Alles ist Schule.

Wie leicht ist es, den Tyrannen zu hassen, wie schwer, ihn zu lieben. Das aber ist die Aufgabe.

Die kleinen Schwächen legt man am schwersten ab, so wie man der Moskitos schwerer Herr wird, als des Skorpions oder der Schlange. Und so ist es recht eigentlich das Kleine, was den Fortschritt der Menschheit aufhält: Gedankenlosigkeit, Unaufmerksamkeit, Trägheit, Lauheit.

Niemand wird die Welt verstehen, der sie von heute auf morgen verstehen zu müssen glaubt, der sich über die augenblickliche Konfiguration der Erde nicht so hinwegzusetzen vermag, daß ihm Heute und Morgen zu Unwesentlichkeiten werden. Niemand wird die Götter und ihre Werke verstehen, vor dem tausend Jahre nicht wie ein Tag sein können und wie eine Nachtwache.

Der Welt Schlüssel heißt Demut. Ohne ihn ist alles Klopfen, Horchen, Spähen umsonst.

Man muß aufhören können zu fragen, im Täglichen, wie im Ewigen.

Es gibt für Unzählige nur ein Heilmittel — die Katastrophe.

Der moderne Mensch „läuft" zu leicht „heiß". Ihm fehlt zu sehr das Öl der Liebe.

Eine Wahrheit kann erst wirken, wenn der Empfänger für sie reif ist. Nicht an den Wahrheiten liegt es daher, wenn die Menschen noch so voller Unweisheit sind.

Der Renner, auf den heute alles gebracht wird, ist Egoismus, noch nicht — Liebe.

So wie der Strom in das Meer muß, so muß der Amor in die Caritas.

Unsere Kulturen sind noch vorwiegend egoistisch, darum ist auch so wenig Segen in ihnen.

Jede Krankheit hat ihren besonderen Sinn; denn jede Krankheit ist eine Reinigung: man muß nur herausbekommen, wovon und wozu. Es gibt darüber annähernd sichere Aufschlüsse; aber die Menschen ziehen es vor, über hundert und tausend fremde Angelegenheiten zu lesen und zu denken, statt über ihre eigenen. Sie wollen die tiefen Hieroglyphen ihrer Krankheiten nicht lesen lernen, sie interessieren sich, gleich dem Neger, noch weit mehr für das Spielzeug des Lebens als für seinen Ernst, als für ihren Ernst. Hierin liegt die wahre Unheilbarkeit ihrer Krankheit, in Mangel an und in Widerwillen gegen Erkenntnis, hierin, nicht im Bakteriologischen.

Die Zeitung ist das Hauptspielzeug des europäischen Negers. Um die Zeitung verkauft er dem schlauen Händler Ahriman mindestens das eine Horn seiner Weisheit.

Die Menschheit ist ein großes Kind, dem feindliche Mächte unaufhörlich neues Spielzeug schaffen helfen, damit es sich nicht wesentlich entbabysiere. Was muß sie dagegen tun? Das Spielzeug, soweit es irgend geht — spiritualisieren, statt sich von ihm materialisieren zu lassen.

Christian Morgenstern

Italienischer Militarismus

In der guten Stadt Florenz, die eine Zeit gesehen hat, wo sie das Zentrum der italienischen und man kann fast sagen der menschlichen Intelligenz war, hat man in diesen Tagen ein Gerichtsurteil verkündigt, das auch dem stärksten Mann aus Ostelbien noch stark vorkommen wird, wenn auch erfreulich.

Giuseppe Prezzolini, Herausgeber der Voce (Stimme), auch in Deutschland rühmlich bekannt durch ein kluges Buch über den Modernismus (Jena, Diederichs), erfreut sich des Rufes eines unparteiischen Kulturpolitikers.

Aus Anlaß einer außerordentlich schoflen Mordtat, die ein junger Kavallerieoffizier an einer Hofdame begangen hatte, veröffentlichte Prezzolini einen sehr heftigen Artikel über die Schäden im Offiziersstande.

Die Tendenz des Artikels wird dem Kenner seines Modernismusbuches gegenwärtig sein, wenn er sich jener Schlußsätze erinnert, in denen der Verfasser den Seelenzustand der jungen Priester beschreibt, denen man von ihrem hohen Amt gesprochen hat, und die dann in Wirklichkeit nichts zu tun finden als ein bißchen Katechismusunterricht und Kranke besuchen. Er vergleicht ihn mit dem der jungen Offiziere im militaristischen Friedensheer: „Mit Begeisterung für ihr hohes kriegerisches Amt treten sie in die Armee ein, um dann ein Leben lang ein ödes Kasernenleben zu führen. Anstatt des Schlachtfeldes haben sie immer nur die Rangliste vor Augen. Ihrem Berufe nach sollten sie Helden sein, sie leben aber wie gemütliche Bürger." Der Haß des Volkes auf der einen, die eigene Enttäuschung und Beschäftigungslosigkeit auf der andern Seite treiben sie je nach ihrer mehr oder minder starken Idealität zu radikalen Reformideen oder zu Nichtsnutzigkeiten.

Ähnlich hat unter uns Karl Bleibtreu die Psychologie des stehenden Heeres geschrieben (Band 38 der „Gesellschaft").

Einige hiesige Leutnants fanden, daß es dem Artikel an Anschauungsbeispielen fehle, und sie empfanden die Pflicht, sie zu liefern, indem sie den nicht gerade herkulisch gebauten Verfasser zu mehreren überfielen und schlugen.

Es erfolgte eine Reihe von gegenseitigen Verklagungen, und hier nun ist es geschehen, daß das Gericht den Artikel Prezzolinis nicht nur als Beleidigung, sondern als Verleumdung einschätzte, um die sehr harte Kerkerstrafe, die darauf steht, auf ihn anwenden zu können.

(Es spielte in die Gerichtsverhandlung noch ein anderes Moment hinein, das zur Psychologie des Heeres noch ein Kapitel zur Psychologie des Richterstandes hinzufügte und deshalb in Klammer hier mitberichtet werden möge:

Prezzolini setzte bei seinen Verteidigern durch, daß sie von allen den gewöhnlichen sentimentalen Versuchen, die Stimmung des Gerichtes zu bearbeiten, absahen, ja, er ging persönlich soweit, das Gericht zu ersuchen, es möge von einer Abschätzung des literarischen Wertes der Artikel und seines Blattes absehen, da es davon nichts verstehe. Wie das Gericht diese Zumutung der Sachlichkeit aufnahm, hat es in seinem Urteil zur Darstellung gebracht.)

Die Geschichte scheint mir auch für unsere Zustände lehrreich:

Auch bei uns gibt es die gleiche Tendenz, harte Beurteilungen öffentlicher Schäden mit der Konstruierung von Kollektivbeleidigungen zu beantworten.

Allerdings nicht für alle. Denn man darf zwar unangefochten die Sozialdemokraten als vaterlandslose Gesellen brandmarken, oder von der Verlogenheit und Frechheit der Presse sprechen, oder von der Kanzel herab wider die Volksverführung durch den Liberalismus predigen, aber man darf nicht das Offizierkorps angreifen. Wir haben auch bei uns Prozesse wegen Beleidigung des Offizierkorps gehabt.

Und auch bei uns besteht die Tendenz, die Beleidigungsstrafen für solche Fälle zu verschärfen. Man hat nur bei uns das

Mittel noch nicht, hier unverfänglich und dennoch richtig zu unterscheiden; denn schließlich liebt doch auch der Agrarier eine recht deutliche Aussprache.

Hier scheint mir nun das Florentinische Vorbild sehr beachtenswert: eine sprachliche Unterscheidung mit kräftigen sachlichen Wirkungen. Man belege die gewöhnliche Beleidigung mit scherzhaften Geldstrafen wie bei studentischem Ulk, und unterscheide davon die Verleumdung, die man im Gegensatz zu jener mit möglichst hohen Strafen belege. (Ähnlich wie Sachbeschädigung für Arbeiter und Unfug bei Korpsstudenten.) Einen guten Leumund haben offenbar nur die bevorrechteten Klassen zu schützen.

Oder noch einfacher und für deutsche Verhältnisse klarer: man unterscheide zwischen Schimpfen und ehrenrühriger Beleidigung. Geschimpft wird das niedere Volk (einschließlich Schriftstellern und dergleichen), während die bevorrechteten Klassen über eine berührbare Ehre verfügen und also nur ehrenrührig verletzt werden können. Durch zweckentsprechende amtliche Unterredungen, wie sie ja bereits eingeführt sind, könnte der Justizminister auf diese zarteren sprachlichen Unterschiede aufmerksam machen.

Man erwäge den unermeßlichen politischen Nutzen einer solchen lexikographischen Feinheit: Man kann öffentliche Schäden wirksam kaum bekämpfen, ohne das Verächtliche, das man in ihnen empfindet, als solches zu brandmarken. Hier wäre also ein einfaches und unverfängliches Mittel gegeben, die öffentliche Kritik auf dem Wege der praktischen Rechtsprechung zu regulieren.

In diesem Sinne sei das florentinische Vorbild unsern Staatserhaltern zu klüglicher Erwägung empfohlen.

Arthur Bonus

Atlantis

Aus dem Mittelalter, und sogar schon aus dem Altertum sind verschiedene Versuche von Fliegern bekannt. In der Regel stürzten sich die Flieger von einem Turme herab, und stürzten sich in der Regel zu Tode. Es kommt gar nicht so selten vor, daß jemand einen ganz richtigen, ja, daß er einen epochemachenden Gedanken hat, daß es aber in der Ausführung mangelt. Dies scheint mir auch der Fall von Leo Frobenius zu sein. Er ist ja überhaupt ein Draufgänger. Er ist ein Ameisenhaufen wimmelnder Hypothesen. Seine Ideen und Hypothesen sind fast immer großzügig, erstaunlich, Beachtung erzwingend. Allein fast immer hapert es mit den Beweisen. Frobenius zog aus, um das Märchen Platons als Wirklichkeit zu erweisen, um die versunkene Kulturwelt Atlantis aus der Dämmerung der Vergangenheit wieder ins Licht der Gegenwart heraufzubeschwören, um Vinetaglocken wieder zu neuen Tönen zu erwecken. Ganz ist ihm das nicht mißlungen. Der deutsche Forscher hat Kulturmomente des Westsudans aufgedeckt, die ins zweite vorchristliche Jahrtausend, vielleicht sogar ins dritte zurückreichen. Er ist bereits darüber in eine erbitterte Fehde mit einem französischen Offizier geraten, dem Leutnant Desplagnes, der — nicht mit Unrecht — seinerseits der erste Entdecker zu sein behauptet. Was immerhin dartut, daß die Entdeckung eines Streites wert sei. Soweit ist das ganz schön. Was man aber Frobenius durchaus nicht glauben kann, das ist seine Hypothese, die für ihn natürlich viel Bestechendes hat, daß er die platonische Stadt der Atlantier wahr und wahrhaftig in Westafrika wiedergefunden habe. Am allerwenigsten jedoch kann man glauben, daß die westafrikanische Kunst jener angeblich klassischen Stätte eine Kunst der Weißen, und mit der Keramik von Tanagra zu vergleichen sei. Denn hier spricht denn doch der Augenschein zu sehr dagegen.

Die Tonbüsten, die Frobenius zum großen Mißvergnügen der Engländer erwarb, sind in einer englischen Liebhaberzeitschrift, dem „Burlinghame Magazine", vor kurzem veröffentlicht worden; sie sagen einem unbefangenen Beschauer, daß von weißer Kunst oder zum mindesten von weißen Physiognomien keine Rede sein kann. Andererseits haben die Engländer Unrecht, wenn sie erklären, es sei reine Negerkunst. Mich erinnern die Büsten an ägyptische Vorbilder. Auch sonst hat man vielfach ägyptische Einflüsse in Westafrika angetroffen, so Obelisken bei den Sonrhai und eine Rhamses ähnliche Statue in Adamaua, wo sie 1905 von den deutschen Truppen erbeutet wurde (jetzt im Völkermuseum zu Frankfurt).

Das letzte Buch von Frobenius — „Auf dem Wege nach Atlantis" (Berlin, Vita) — gibt für unser Problem gar nichts aus, wenn auch im übrigen die überaus lebhafte Darstellung in jeder Weise anregt, und mit seinen späteren Berichten, die durch Zeitungen übermittelt wurden, ist auch nicht viel anzufangen. Gut und neu sind seine „Kulturbeziehungen der Völker Togos", aber die helfen uns wenig für die vorchristliche Zeit. Wissenschaftlich viel ertragreicher ist eine ungemein gelehrte Schrift des Pfarrers Dahse „Ein zweites Goldland Salomos". Der Pfarrer weist nach, daß außer dem Goldgebiet von Zimbabwe, südlich vom unteren Sambesi, noch ein zweites Ophir, und zwar an der Goldküste und Umgegend bestanden habe. Er geht aber einen Schritt weiter. Auf äußerst merkwürdige Untersuchungen, darunter astronomische, gestützt, stellt Dahse die Ansicht auf, daß die ägyptische Kultur aus Mittel- und Westafrika stamme. Die Verbreitung von Perlen, von Goldgewichten, von kennzeichnenden Ornamenten, wie dem Swastika und dem Halbmond mit Stern, ferner des Tierkreises, kurz, die entlegensten Sachen werden von dem Verfasser geschickt zum Beweise herangezogen. Sehr gut hat mir auch das gefallen, was er über den Sonnenvogel sagt, der in Zimbabwe und Westafrika und bei dem Horus der Ägypter erscheint, übrigens auch an der kolumbischen Küste Nordamerikas. Dahse hält es nicht nur für möglich, sondern schlechthin für notwendig, die westafrikanische Kultur bis 5000, oder noch früher zurückzuschrauben.

Durch derartige tiefschürfende und völlig Neues ans Licht fördernde Bohrarbeiten werden zugleich zwei Fragen berührt, die für die Entstehung der europäischen Kultur von äußerster Wichtigkeit sind. Nämlich einmal das Rätsel Altkretas. Immer mehr ringt sich die Überzeugung durch, daß die Eteokreter — ich erblicke darin Ait Kret, wie der Name aller heutigen Berberstämme mit Ait beginnt — afrikanischen Ursprungs waren. Ich würde näher bestimmen: westsudanischen. Denn sowohl ein Stammname Kredj, als auch Kandin für alle Berber (vergleiche Kandia) findet sich in der Gegend des Tschadsees. Auch soll das Pferd, das die alten Kreter importierten, deutlich libyscher Rasse sein. Man kann aber den Bogen noch viel weiter spannen. Prähistorische Funde Maltas stimmen mit solchen im vorgeschichtlichen Ägypten überein; die alte Keramik ganz Südwesteuropas berührt sich mit der vorchristlichen Westafrikas. Hierzu kommen sprachliche Entdeckungen der letzten Zeit. Bakisch ist mit Berberisch verwandt. Überhaupt wird schon längst zugestanden, daß die Iberer und Berber viel gemeinsames haben. Nun sind aber Iberer aus Mittel- und selbst Norditalien bezeugt. Meinem Auge erscheint die Toga der Römer als eine unverkennbare Schwester der Berbertracht. Anthropologisch hat Sergi nachgewiesen, daß die afrikanische Rasse bis nach Nordeuropa sich erstreckte. Hierauf, und nicht auf die spärliche Schar der Vandalen geht die Ähnlichkeit zwischen Berbern und Deutschen zurück. Ich persönlich glaube, daß einst, und zwar nicht länger als vor dreitausend Jahren Berber in Deutschland gesessen haben, und

vermeine, daß noch jetzt Ortsnamen davon Zeugnis ablegen. Ich würde Igls und Igel mit Igli-Igli südlich von Figig vergleichen, Fichtelgebirge mit Fichtala in Südmarokko, Ruhr mit dem Flusse Reris ebendort, Lech mit dem Licus Mauretaniens, das thüringische Vargula mit dem südnumidischen Vargula des Ptolemäus und der Gegenwart, ferner unsere Sieg mit der Siga, die Save mit dem Sebu, und die Drave und die Trave mit der Draa. Die Reihe ließe sich leicht verlängern.

Die allererstaunlichsten Ausblicke eröffnet jedoch die jüngste Höhlenforschung in der Dordogne und in den Pyrenäen. Man hat dort Tierzeichnungen vorgefunden, die von hoher Begabung und großem Können zeugen. Da die Schicht dieser Malereien der paläolitischen Zeit angehört, so schwören die Geologen, sie könnten ganz unmöglich unter 18000 v. Chr. herabsteigen. Wo bleiben da die neun Tausend Jahre der platonischen Atlantis? Eine etwas jüngere Malerei, die besonders merkwürdig ist, wird dem fünfzehnten Jahrtausend zugeschrieben. Sie stellt Frauen mit Glockenrock und entblößten Brüsten dar. Das ist nun genau die so auffällige, und für manche so anstößige Tracht Altkretas, während ich den Glockenrock noch heutzutage in Inneralbanien beobachtet habe. Damit wäre eine Brücke aus grauester Vorzeit bis zur Frühkultur Kretas, die um mindestens fünftausend Jahre zurückreicht, und sogar bis in die Gegenwart geschlagen. Die Hauptfolgerung aber ist die: Die Weltgeschichte beginnt nicht in Ägypten, nicht in Babylon (das laut Dahse durch Ornamente und anderes mit Westafrika verknüpft wird), nicht im Osten, sondern umgekehrt im äußersten Westen. Die Wiege der Urkultur wäre Europa.

Albrecht Wirth

Das keimende Leben

In einem Wetter, das wohl schon vor uns allen aufgezogen ist, über den Horizont unsres eignen Lebens oder über den andrer Menschen, zündet der Dichter Herbert Eulenberg die Blitze an. Er hat ein Buch geschrieben, das tief in ein altes, uraltes Problem eintaucht: in das Recht des Lebens am eigenen Leben, in die Geheimnisse der Mutterschaft, in den Kampf vor Gesetz und Natur. Es ist ein Kampfbuch geworden, das ein Dichter geschrieben hat. Ein Dichter im tiefen Sinn des Wortes: ein Menschenhelfer, ein Befreier. Und weil wir den Dramatiker Eulenberg lieb haben, lieber als den Agitator — denn so könnte es hier den Anschein haben — werden wir doch gerade dieses von seinen Büchern mit doppelter Aufmerksamkeit lesen, weil es von einer der schwersten und blutigsten Tragödien erzählt, die nicht die Phantasie des Dichters, sondern die Natur täglich neu und mit vollen Häusern auf der Bühne des Lebens spielt. Gerade in unsrer Zeit, wo wir keinen menschlichen Problemen näher stehn, wo wir immer ängstlicher und genauer die Gesetze des Staates prüfen und verbessern, und wo die fernsten Fäden aller Geschehnisse, Verbrechen und Taten schließlich doch in der Erotik sind, da werden diese Worte zünden. Und gerade uns Nervösen, immer mehr degenerierenden und von allen möglichen Kulturen und Einflüssen Überschwemmten, wird der starke Ruf wohl tun, und der Ernst und die Leidenschaft des Rufers. Über dem Strom der Erzählung wird uns vielleicht die Auseinandersetzung des Problems mit Menschen und Leben unwichtig erscheinen. Wir werden die Bilder des Dichters fühlen, seinen Schmerz und seine Begeisterung. Wir werden den roten, blutigen Streifen sehn, in dem die schwarze Gestalt des Richters mit drohendem Arme vor der Schwangeren steht, wie es Emil Preetorius auf den Titel gezeichnet hat. Und wir werden tiefe, erschütternde Dinge hören und

das alte Wort: „Es erben sich Gesetz und Rechte . . .“

„Das keimende Leben“ hat Eulenberg sein Buch genannt; es ist erschienen im Verlage von Ernst Rowohlt in Leipzig und kostet M. 1,50. „Aus dem Nachlaß eines jungen jüdischen Rechtsanwaltes, herausgegeben von einem Freunde“, so steht auf dem Titel. Und in knapper, gestraffter Form wird hier die Geschichte eines Anwalts erzählt, der ein Verbrechen gegen das keimende Leben zu verteidigen hat. Aus der Häßlichkeit und den Furchen dieser alten Frau, die seine Klientin wird, aus ihrer Verstocktheit, aus ihrem Elend geht ihm das Furchtbare auf. Sie erscheint ihm wie die Kloake der Gesellschaft, wie ein Kanal menschlicher Laster, die ihr Mund verschließt, die sie niemals öffnen wird, für die sie sich opfert und für die sie gebrandmarkt wird von ebendenselben, deren Frauen und Töchter vielleicht einmal hilfesuchend bei ihr gewesen sind. Erstickt von der Last und der ganzen Erkenntnis entsetzlicher Verirrungen und Grausamkeiten beschließt er, nicht mehr Herr über sich, diese schreiende Ungerechtigkeit zu stürzen, zu zertrümmern: ihre Sache zu der seinen zu machen. Mit aller Leidenschaft plädiert seine Rede auf Freispruch. Wie ein großer Redner seines Volkes, wie ein Prophet aus dem Alten Testament, ein Erlöser, so wächst er auf. Die Katastrophe tritt ein. Seelisch und körperlich zu Boden geschlagen durchirrt er die Straßen. Sein Leib findet keine Ruhe mehr vor sich und der Welt. Seine Seele erträgt dieses Unrecht nicht mehr. Ein letztes bleibt ihm: er trinkt das Gift auf die Zukunft der kommenden Menschen!

Das ist ganz kurz, ganz banal, der rote Faden der Erzählung, die über nicht ganz 80 Seiten fließt. Mit der ganzen Buntfarbigkeit Eulenbergscher Dramatik, mit der ganzen Plastik des Geschehens steigt sie aus den Blättern auf, die man jagend überfliegt. Bücher hätten es sein können, Blätter sind es geblieben, auf denen enggedrängt eine große Welt lebt und vergeht. In seiner Vorrede spricht der Dichter den alten Landsknechtspruch aus:

Eine jede Sache hat stets zwei Seiten.
Du kannst nur für die eine streiten.

Wahrlich, wollen wir in der Schlacht der Meinungen und Paragraphen mit ihm für die seine streiten, denn sie ist die einfache, menschliche und gerechtere. Es wäre dumm und verfehlt, sollte hier in eine Diskussion über das keimende Leben eingetreten werden. Das ist alles in dem Buche von Herbert Eulenberg geschehen, und das muß man lesen und erleben. Bei dem einen oder andern aber wird unser Gefühl länger verweilen, und etwas Grenzenloses von Trauer und Empörung wird durch unsre Seele wandern. Wir werden empfinden können, wie die Liebe zur Prostitution, und die Ehe zum Zuchthaus geschändet wird. Wir werden die tiefste Tragik durchkosten, was es heißt, wenn ein Mensch gezwungen wird, etwas gegen seinen Willen entstehen zu lassen und leben zu machen, was er vielleicht mit Ekel oder Entsetzen empfangen hat. Und nur ein Hauch von diesen tausendfachen Dingen wird bei uns aufwiegen alles das, was Gesetz, Moral und Staat mit ihrem Egoismus dagegen zu sagen haben. Ärzte, Juristen und Minister und noch viele andre werden das alles unreif und kritiklos finden. Sie werden die Köpfe schütteln. Für uns aber hat der Dichter gesprochen!

Walter Hasenclever

Die lächelnde Mona Lisa

Mit welchen Wonnen haben sie wieder einmal geschmockt! Sie troffen vor ergriffenen Worten und überschwänglichen Perioden. Der alte Moritz Quackfalber aus Paris stöhnte brünstig in seinem Magenblatt:

„Die „Mona Lisa“ ist aus der Salle Carrée des Louvre verschwunden! Wie eine Schreckenskunde haben diese Worte bis an

die äußersten Enden der gesitteten Welt gehallt und sind überall wie die Meldung einer von der ganzen Menschheit erlittenen Katastrophe empfunden worden, selbst von solchen, die kein persönliches Verhältnis zur zauberischen Florentinerin gewonnen, ihr nie in die unlotbar tiefen Augen geblickt, nie den scharfen Stachel ihres die letzten Geheimnisse der allgewaltigen Weiblichkeit in sich schließenden Lächelns in allen Nerven gespürt, nie vor ihren Wangengrübchen Wonne und Qual geträumt haben."

Es gibt etwas, das ganz außerhalb der Kunstwerke an ihnen auf uns wirkt, wenn wir nicht Nerven wie eiserne Brücken und den Geschmack von Herrn Allerwelt haben: das ist das Entweihende des Milieus, in das Kunstwerke gezogen werden können. Sie, die aus einsamen Stunden großer Feier oder großer Qual der Seele entstanden sind, werden dazu erniedrigt, die blöde Folie narrenhafter und gedankenloser Modeleute abzugeben. Keinem Kunstwerk der ganzen Erde wurde damit so übel zugesetzt, wie der davongelaufenen Mona Lisa. Es kam keine Feder in ihre Nähe, die nicht sofort zu glühen anfing. Immer das „rätselhafte Lächeln"! Aus Malerei war längstens minderwertige Literatur geworden. Paris baute eine ganze Industrie auf das Lächeln. So weit Fremde in der Stadt wohnten, traf man es auf alle mögliche Arten gedruckt, photographiert und kopiert. Aus allen Winkeln lächelte es einen an und in der Nähe des Louvre trieb es sich wie eine Dirne herum, so Allerweltsbesitz war es geworden. Der banal galante Zeitvertreibsschwatz der Franzosen hatte es sich seit langem als stehendes Bild angeeignet. Man konnte die Mona Lisa nicht mehr ohne tiefen Haß ansehn, ohne den ekelnden Widerstand, den Erscheinungen mit sich bringen, mit deren Seelischkeit und Intellektualität Hohlköpfe Gesellschaftsspiel treiben.

Gehen wir in den Louvre zum Original! Es hing in dem etwas dunklen Salon Carré. Sehen konnte man es überhaupt kaum. Seit einigen Jahren war es unter Glas und man mußte ganz nah heran treten. Daran hinderte einen aber immer der Wall der Kopierer-Staffeleien, dessen schmale Breschen mit himmelnden Deutschen, vor Bewunderung mit den Kinnbacken klappernden Engländern, verlausten Russen und französischen Kokotten zugestopft waren. Alles flüsterte wie die Literaten: Oh, das rätselhafte Lächeln! und drängte und stieß sich, rieb die Pinsel, ließ überwältigt die Arme hängen und den Atem still stehn.

Niemandem fiel es ein, vor dem Bild stehn zu bleiben, das schräg gegenüber hing. Auf ihm hatte Lionardo die Maria und die heilige Anna mit dem Jesusknaben gemalt, und beide Frauen lächelten wie die Mona Lisa. Auch niemand sah, daß das „rätselhafte Lächeln" Jahrzehnte hindurch auf ungezählten Bildern der ganzen Schule erschien. Immer nur die Joconda lächelte so anziehend. Denn auf diesem Bild zeigte sich das Lächeln zur Bequemlichkeit der Herrschaften und Schmöcke sozusagen im Ausschnitt. Es war Tannhäuser auf den Abendstern reduziert und der Drehorgel anheim gegeben.

In Wirklichkeit mag es etwas sehr Einfaches gewesen sein, aus dem das Lächeln stammte. Die darüber schrieben, hätten es eigentlich wissen müssen. Jeder schöpferische Intellekt trifft Erscheinungen, die ihn zu zwingen versuchen, sie durch seine Kunst nachzuschaffen. Sie stehn vor ihm, als schöpferischem Künstler, so tief aus der Natur gehoben und so mit sprödem Verweigern streitend, daß er sein Herzblut für sie hergibt, obgleich sie an und für sich gewöhnlicherer Art sein können, so wie das Lächeln der Frau des alten italienischen Herrn wahrscheinlich nicht viel tiefer stak als in der Koketterie der Dame. Aber sie gerade mag Lionardo als eines jener menschlichen Dinge erschienen sein, die seine Phantasie bezwangen und ihm in irgendeiner Weise zum Typus wurden. Er war deshalb bekern von diesem Kokettenlächeln, von diesem kühlen zurück-

haltenden Sichpreisgeben einer Frau, mit der ihn ein wohl unfruchtbares Zwitterverhältnis verknüpfte.

Denn groß und menschlich erhaben ist der Typus, den er zum Ruhm brachte, nicht. Es ist etwas Zweideutiges an ihm. Wir mögen das aus seiner Wirkung auf uns ermessen. Es befreit oder rührt oder erhebt nicht. Es wirkt nur auf die Nerven. Es müßte grade Männern sehr widerwärtig sein, weil seine Züge die Überlegenheit nicht des Weibchens, sondern des weiblichen Gesellschaftstiers so geringschätzig zur Schau tragen, so ohne Geist und Tiefe, so daß nur eine besondere Art von Männern sich von ihm fangen ließe.

Für das Gegenwärtige an dem Ereignis, das die Öffentlichkeit so stark beschäftigte, kann man die großen malerischen Eigenschaften des Bildes ganz außer acht lassen. Sie hatten keine Geltung in der Völkerwanderung, die seine Mode hervorrief und die ihren Höhepunkt in den Abenteuern einiger Kranker erreichte, denen die suggestive Kraft des Bildes das Leben gekostet haben soll. Man sagt, daß sich Männer durch das Lächeln betört, vor dem Bild der Mona Lisa erschossen haben. Wenn das wahr ist, so muß uns davor bangen, daß der Johannes Baptistus von demselben Lionardo, der in demselben Louvre in der großen Galerie hängt, entdeckt wird. Denn das Lächeln dieses weichen Jünglings, das dem Lächeln der Mona Lisa durch seine weibische und süßliche Perversität an „Rätselhaftigkeit" noch überlegen ist, müßte dann eine ganze Selbstmordschlacht Homosexueller hervorrufen. Gott sei Dank, daß ein kleiner Held die Frechheit und Geschicklichkeit besaß, der Menschheit die Joconda zu stehlen! Man kann sich wieder in die Nähe des Louvre begeben und kommt sich wie befreit vor. Deshalb erscheint mir gegenwärtig der Mann, der die Tat verrichtete, mehr des Interesses wert, als das verschwundene Gemälde. Weshalb raubte er das Bild? War er ein ungestümerer Genosse der Selbstmörder, ein kranker Fetischist, der nun mit der toten Joconda in seinem heimlichen Kämmerlein schläft? Oder ist die ganze Geschichte geschmacklos amerikanisch: Ein Milliardär-Wursttrust-Galerie-Anleger, der sie entführen ließ, wie ehemals die romantischen Ritter Prinzessinnen entführten? Oder war es nur räuberisches Heldentum, dem die Tat genügte und der Täter einer jener modernen französischen Unruhigen, einer jener anarchischen Helden, der in Anknüpfung an das alte gewissenlose Raubrittertum der Faust Freude am Raubrittertum des Geistes empfand? Ein praktischer Nihilist, einer der unpraktischen „Fümisten", die, um der Menschheit zu spotten, alle Voraussetzungen leugnend, ihren übergepflegten Intellekt in Unfruchtbarkeit verflattern lassen müssen? Wir wollen doch für die „beraubte Menschheit" so viel Mitgefühl haben und ihr nicht wünschen, daß die unglaubliche Tat von einem plumpen Alltagsdieb ausgeführt wurde, der einmal die Glocken läuten hörte, so ein Ding sei Millionen wert, und nicht wußte, daß das Bild ebenso unverkäuflich ist, wie es von der lebendigen Joconda behauptet wurde.

Norbert Jacques

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Chriſtusmythen/ von Max Maurenbrecher

Aber die Stunde drängt ſie: ſo drängen ſie dich. Und auch von dir wollen ſie Ja oder Nein. Wehe du willſt zwiſchen Für und Wider deinen Stuhl ſetzen? Nietzſche.

Es ſei erlaubt, dieſe Auseinanderſetzung mit einem perſönlichen Bekenntnis zu beginnen: ich ſchreibe heute nicht aus eigner Wahl und aus innerem Trieb, ſondern ich ſchreibe, weil ich aufgefordert wurde, zu reden. Aus eigener Wahl würde ich über die Fragen der Entſtehung des Chriſtentums in dieſem Augenblicke nichts ſagen: denn ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Da ich aber aufgefordert wurde, etwas zu ſchreiben, ſo würde es mir als Feigheit erſcheinen, ſtillſchweigend aus der öffentlichen Diskuſſion dieſer Fragen beiſeite zu gehen, ohne vorher zu ſagen, warum ich es tue.

Ich bin der letzte geweſen, der auf Grund einer rein literariſchen Analyſe der Evangelien verſucht hat, eine anſchauliche Darſtellung des hiſtoriſchen Jeſus zu geben. Schon dieſe Darſtellung enthält kaum noch einen Strich von dem Jeſusbilde, das die liberalen Theologen ſeit zwei Menſchenaltern gezeichnet haben; inſonderheit von dem „Religionsſtifter" Jeſus bleibt nichts mehr übrig. Aber eben als dieſes Buch erſchienen war, begann die große mythologiſche Welle über die Evangelien herzufluten, die alle Grenzſteine und Richtwege der älteren rein literar-kritiſchen Methode durcheinander geworfen hat. In den Fluten dieſer Welle ſtehen wir noch eben mitten drin. Und es iſt im Augenblick mir wenigſtens noch ganz unmöglich, zu ſagen, wie weit wir die Grenzſteine und Richtwege von Grund aus neu werden einordnen müſſen, wenn dieſe Waſſer verrauſcht ſind.

Ich will nicht leugnen, daß ich über die Entſtehung des Chriſtentums im Augenblicke gar keine Meinung habe. Die Forſchungen der Mythologen auf der einen, die akademiſch-hochfahrende Art unſrer liberalen Profeſſoren auf der anderen Seite ſind nicht ohne Eindruck auf mich geblieben. Ich bin in meiner früheren Sicherheit erſchüttert und habe einen neuen Standpunkt noch nicht gewonnen. Es iſt die ungeeignetſte Situation, um über eine Sache zu ſchreiben. Und doch wäre es Feigheit, dieſen wahren Grund eines etwaigen Schweigens durch Ausreden zu verdecken. Die Tatſache einer ſolchen Erſchütterung gehört auch mit zu den Symptomen der gegenwärtigen Lage. Und gerade weil ich die andern ſo unerſchüttert ſehe, weil jene Weinel, Weiß, Soden, Harnack uſw., die mir bisher ſo achtbare Forſcher ſchienen, nun auf einmal ſo klein daſtehen in aller ihrer Harmloſigkeit und Beſchwichtigungskunſt, gerade darum will ich mich der Auf-

orderung zu einer ehrlichen Aussage über den gegenwärtigen Stand der Frage nicht entziehen. Vielleicht hilft ein offenes Bekenntnis eines Erschütterten manch einem von den andern doch noch zur Besinnung.

Ich schildere also die gegenwärtige Situation der Frage, nicht die, die die Frage vor zwei Jahren hatte, noch weniger die, die sie in zwei Jahren etwa haben wird. Indem ich Fragen formuliere und Aufgaben feststelle, gebe ich keine Ergebnisse, die bleibenden Wert haben. Natürlich sind alle diese Aufgaben dazu da, daß sie gelöst werden. Der Zustand vollkommener Unsicherheit über die elementarsten Grundlinien dessen, was einmal geschehen ist, ist kein Abschluß, sondern höchstens ein neuer Anfang für die Geschichtswissenschaft. Schließlich einmal müssen wir auch über die Entstehung des Christentums zu festen und allgemein anerkannten Vorstellungen kommen. Aber die gegenwärtige Lage ist, daß wir, oder bescheidener gesagt, daß ich solche feste Vorstellungen nicht mehr besitze. Was ich zu geben vermag, ist also nur eine Momentphotographie, die hoffentlich in zwei oder drei Jahren schon nicht mehr richtig ist. Problematisches statt Apodiktischem.

Und daran soll gleich ein zweites Bekenntnis geschlossen sein. Wer nicht die Zeit hat, eine Mehrzahl sich widersprechender Darstellungen über die Entstehung des Christentums zu lesen, wer nur ein Buch sucht, aus dem er sich im großen über die Stimmungen und Situationen zu informieren vermag, aus denen das junge Christentum als Religion entsprang, und in denen es notwendig siegen muß, der lese nicht meine Bücher zur Frage; der lese auch nicht Drews' berühmt gewordene Kampfschriften, sondern der greife zu Samuel Lublinskis „Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur". Aus der schier unübersehbaren Flut von Schriften, die die letzten fünf Jahre gebracht haben, gebührt ihr vorläufig der Preis: sie kommt dem Ideal positiver, aufbauender, neugestaltender Geschichtsdarstellung am nächsten. Sie ist ungleich viel origineller und kraftvoller als die beiden Bände „Christus-Mythe" von Drews.

Artur Drews hat ein großes Verdienst, und das soll ihm ungeschmälert erhalten bleiben: er war der Rufer im Streit und hat für die mythische Auffassung des urchristlichen Jesus-Kultus in Deutschland die Bahn gebrochen. Er hat uns alle, die wir gewohnheitsmäßig in den Geleisen historischer Auffassung fortliefen, durch seine unermüdliche Agitation gezwungen, die Augen zu öffnen und erst einmal zu sehen, daß hier wahre Abgründe historischer Probleme liegen. Seine eigne Beweisführung ist dabei sehr selten zwingend und seine positive Geschichtsdarstellung fast nirgend befriedigend gewesen; aber das Zwingende war seine Polemik und seine Agitation an sich. Und wenn man sieht, wie sie ihm mit Ehrabschneidung und moralischen Totschlagsversuchen gelohnt wurde, ist es einfach Pflicht, zu bekennen, daß ohne ihn die ganze Bewegung in Deutschland

gar nicht vorhanden wäre, und daß wir es nur seiner unermüdlichen Kühnheit zu danken haben, daß wir überhaupt aus unserm faulen Trott aufgeschreckt worden sind. Das ist noch keine Zustimmung zu seinen Ergebnissen; aber es ist der Dank eines ehrlichen Mannes, dem es heute schon leid ist, daß auch er gegen Drews mehr polemisiert hat als gut war.

Auch bei Lublinski soll meine Empfehlung durchaus nicht heißen, daß ich den Einzelheiten seiner Erklärung des Christentums zustimmen will. Lublinski schiebt nämlich dessen Entstehung, das heißt dessen Loslösung vom Judentume, um fast hundert Jahre hinter die landläufige Datierung hinunter, in die Jahrzehnte, die zwischen der Zerstörung Jerusalems durch Titus und dem Aufstand des Bar Kochba liegen (70—135 nach Christus). Nicht nur Jesus, Maria und Joseph, sondern auch Petrus und Paulus werden als mythische Göttergestalten gefaßt, die ursprünglich Heiland-Götter verschiedener Mysterienreligionen gewesen, dann aber in einen einheitlichen Organismus verschmolzen seien. Diese Darstellung klingt verführerisch, wenn man sie in ihrer geschlossenen Wucht auf sich wirken läßt; sie gibt vielen Jesus-Sprüchen der Evangelien einen prachtvollen Hintergrund; sie stützt sich zum Teil auf Talmud-Stellen, die von der zünftigen Theologie bisher noch nicht genügend berücksichtigt waren. Aber sie ist längst noch nicht restlos überzeugend: es könnte vielleicht so gewesen sein, wenn nicht . . . doch darüber später. Jedenfalls, es fehlt auch diesem Gemälde, so anschaulich es auch gemalt ist, doch noch immer der Zwang, daß es so gewesen sein muß, daß es nicht anders gewesen sein kann.

Aber ich fasse diese positive Hypothese gar nicht als die Hauptsache im Lublinskischen Buch. Die Hauptsache ist vielmehr die Ausmalung der Stimmung, aus der die neue Religion entstand und ihre Verbreitung fand. Und ebenso wichtig ist der Nachweis, wie diese Stimmung in den allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Zuständen der ausgehenden Antike ihren Ursprung und damit ihre zeitgeschichtliche Notwendigkeit hatte. Das ist es, was bei Drews, Robertson, Smith, Vollers, Steudel und wie sie alle heißen mögen, so vollständig fehlt, und was auch Kautsky aus Mangel an Detailkenntnissen nur so unbefriedigend zu bieten vermochte. Hier bei Lublinski ist in Wahrheit der weltgeschichtliche Horizont, der alle Lebensäußerungen einer Periode als ein zusammenhängendes Ganzes faßt.

Damit hängt ein anderer Vorzug des Lublinskischen Buches zusammen und der führt uns mitten in die Probleme selber hinein. Je deutlicher Lublinski gesehen hat, aus welchen Kulturbedürfnissen die neutestamentliche Religion notwendig entsprang, um so schärfer tritt auch heraus, wie wenig sie uns noch zu bieten vermag in dem Prozeß religiöser Erneuerung, in dem die Kulturnationen der Erde sich gegenwärtig befinden. Das ist es, was bei Drews, bei Smith und bei Kalthoff gefehlt hat: und dadurch haben sie trotz guter historischer Ansätze die eigentlich religiöse Frage mehr verwirrt als gefördert.

Drews faßt als den Kern der Jesus-Mythe die Idee von der Einheit Gottes und des Menschen. Diese Gottmensch-Idee sei ursprünglich rein ideal, rein als Gedanke, als allgemeine Form der Religion oder als Ziel der religiösen Inbrunst gefaßt worden, und erst nachträglich, im Kampf mit der das Menschliche verflüchtigenden Gnosis, sei sie historisiert, im Lebensbild eines menschlichen Individuums verkörpert worden. Von dieser Individualisierung befreit, sei die Gottmensch-Idee auch heute noch fähig, Kernbegriff einer idealistisch-monistischen Religion zu sein. Daher platzt er immer wieder mit dem „idealen Christus" oder dem „Heiligen Geist" in die rein historische Auseinandersetzung hinein und will, trotz seines Austrittes aus der Kirche, unsre Zukunftsreligion zugleich als die wahre, richtig verstandene urchristliche Religion erscheinen lassen. Ähnlich hat Kalthoff den idealen Christus als den Kernbegriff einer sozialistischen Religion festhalten wollen. Und Smith, der amerikanische Unitarier, dessen Buch über den „vorchristlichen Jesus" die gegenwärtige Phase der Christusforschung eröffnet hat (1906), will Jesus als Deckname für den jüdischen Jahwe und als Symbol des Monotheismus gegenüber dem heidnischen Polytheismus fassen. Auch er sieht seine unitarische Religion in die Urzeit des Christentums hinein und betrachtet die Historisierung dieses Symbols als ein „uraltes Mißverständnis" der werdenden Kirche. Prinzipiell ist das nichts anderes, als was auch die liberalen Theologen und was schon Luther getan hatte. Das religiöse Problem der Gegenwart aber fordert eine andere Lösung.

Was soll die Frage nach Religion heute bedeuten? Was ist die Funktion in der Ökonomie unsres Gesamtbewußtseins, die die Religion heute zu leisten hat? Religion ist Kultursynthese. Ich nehme das schöne Wort von Lublinski auf; es klärt blitzartig die ganze Situation. Religion ist die Zentralidee, in der alle Linien einer Kultur jeweils zusammenlaufen, die letzte Idee, in der das Kulturproblem mündet, wo wir nach dem Wert unsrer Kultur, unsres Arbeitens, unsres Leidens und unsres Glückes fragen. Wir suchen Ordnung in dem ungeheuren Strudel der Eindrücke, Richtlinien für Erziehung, Arbeit und eigene Charakterbildung, Gewißheit für Wert und Sinn unsres Treibens auch angesichts des individuellen Endes. Aber diese Kultursynthese muß organisch herauswachsen aus unsrer Kultur; sonst wird sie als künstlich, als aufgepfropft und nicht als elementar-überwältigend und bindend erlebt. So wuchs das Streben nach einer neuen Gesellschaftsordnung als die Zentralidee aus dem Sehnen und Leben des Industriearbeiters heraus oder besser, sie ward von ihm als seine innere Erlösung und Tröstung und Bindung erlebt, sobald sie aus der Hegelschen Philosophie ihm entgegenwuchs. So ballten sich Hegelscher Entwickelungsgedanke, Darwinismus, griechische Philologie und Ekel am Philister in Nietzsche zur Idee des Übermenschen zusammen. Aber Name ist Schall und Rauch; ob man Zukunftsstaat sagt oder Übermensch oder Steigerung der Rasse oder Humanität oder

freies Menſchentum oder ſonſt wie: immer iſt die Zentralidee, die ſich uns aus unſerm Kulturleben offenbart, eine aktive Idee, ein Wille, ein Ziel, der Traum von etwas, was in der erlebten, geſchichtlichen Welt durch unſre Arbeit und Kämpfe hervorwachſen wird. Vielleicht dürfen wir es auch einen Mythos nennen und vielleicht wird im Bildungsprozeß der neuen Religion das Kommuniſtiſche Manifeſt etwa die Stellung der Pauliniſchen Briefe und Nietzſches Zarathuſtra die des Markusevangeliums erhalten. Aber der Unterſchied iſt doch immer, daß die alten Mythen redeten von etwas, was iſt und war: und der neue Mythos redet von etwas, was wird und wächſt. Er iſt nicht Ausſage, ſondern Aufforderung, nicht Seins-Urteil, ſondern Willens-Urteil, nicht Glaubensgemeinſchaft, ſondern Wollens- und Arbeitsgemeinſchaft. So allein wächſt die neue Zentralidee organiſch aus unſrer Wiſſenſchaft, unſrer Kunſt, unſren wirtſchaftlichen, ſozialen, politiſchen, techniſchen Zuſtänden heraus; ſo allein erleben wir ſie als zwingend, erſchütternd, laſtend und befreiend. So aber hat das Urchriſtentum ſeine Jeſusidee niemals erlebt.

Die Kulturſynthese der Spätantike war die Idee himmliſcher Tröſtung für irdiſches Leid, jenſeitiger, überweltlicher Hoffnung für diesſeitige Enttäuſchung, Sündenvergebung als Gegengift für überſpannten ethiſchen Idealismus, Dämonenverſcheuchung als Beruhigung der durch Dämonenfurcht überreizten Nerven. Dieſer Stimmung entſprach das neuteſtamentliche Chriſtentum, ſowohl Paulus und Johannes wie Markus, Matthäus und Lukas. Der Jeſus-Gott, der im menſchlichen Leibe Dämonen und Krankheit beſiegte und im menſchlichen Tode die oberſten Gewalten der widergöttlichen Geiſterwelt unterwarf, das war gerade der Troſt, den dieſe müde und verängſtigte Menſchheit brauchte. Nicht ſchaffen wollte ſie dieſen Gott, nicht ſelber ſiegen und Dämonen und Unvernunft bannen: glauben wollte ſie ihn, hinnehmen, ſeines Vorhandenſeins ſich verſichern: paſſive Religion in höchſter Potenz, wo wir aktive Kräfte ſuchen. Dieſe Jeſusidee, wie ſie die neuteſtamentliche Religion durchweht, iſt ſo notwendig als Kulturſynthese der Spätantike gewachſen, wie ſie unfähig iſt, unſre Kulturſynthese zu ſein. Je realiſtiſcher man ihre Notwendigkeit für ihre Zeit erkennt, je ſtärker man ſich veranſchaulicht, welcher Stimmung dieſe Idee entſprang, um ſo unmöglicher iſt jede, auch die Drewsſche oder Kalthoffſche Art von Reformation. Um ſo lebendiger aber erlebt man aus der Geſchichte, was eigentlich in der Gegenwart unſre religiöſe Aufgabe iſt; um ſo bewußter kann man Plan und Zuſammenhang in die zerſplitterte religiöſe Arbeit der Gegenwart bringen. In dieſem Sinne ſtehe ich nicht an, zu ſagen, daß noch keiner ſeit Nietzſche unſer praktiſches religiöſes Problem ſo gefördert hat wie eben Lublinski in ſeiner hiſtoriſchen Unterſuchung.

Gehen wir nun vom religiöſen zum hiſtoriſchen Problem weiter, ſo iſt auch hier eins noch vollſtändig gewiß; und für die große Maſſe derer, die nicht

Fachleute sind, ist es die Hauptsache: das neutestamentliche Christentum ist, mag es entstanden sein wie es will, auf keinen Fall eine Schöpfung des historischen Jesus. Der historische Jesus, wenn er überhaupt existiert hat, ist für die Gestaltung der christlichen Religion völlig gleichgültig gewesen. Diese Religion nimmt weder bei Paulus noch im Hebräerbrief noch bei Johannes auch nur die geringste Notiz von dem galiläischen Zimmermann, der auf Befehl des römischen Prokurators im fünfzehnten Jahr des Kaisers Tiberius gekreuzigt wurde. Was dieser Zimmermann, wenn er gelebt hat, persönlich gewollt, geliebt, gelitten, erträumt und gekämpft hat, ist für die neutestamentliche Religion da, wo sie zuerst als Religion im vollen Lichte der Geschichte erscheint, einfach nicht vorhanden. Die Religion knüpft nicht an den Menschen und seine Ethik an, sondern an den Gott und seine Erlösung. Sie ist Mysterienreligion des Kultgottes Jesus, genau wie jede andre Mysterienreligion die Religion eines bestimmten Kultgottes war. Die Frage, ob in den Evangelien neben den Motiven der Kultlegende auch noch letzte Funken einer verglimmenden Erinnerung an ein wirkliches Individuum Jesus vorliegen, ist damit noch nicht erledigt; darüber wird noch zu reden sein. Aber ganz sicher ist, daß für die Ausgestaltung der Religion solche historische Erinnerungen, wenn sie vorhanden waren, nicht mehr in Frage kamen. Für die Religion war das Entscheidende die Göttlichkeit, die himmlische Herkunft, der Sühnetod und die gegenwärtige himmlische Herrschaft des Jesus. Nicht die Erinnerungen, nicht das sittliche Bild des Zimmermanns, sondern das mythische Bild des gestorbenen und nun herrschenden Himmelswesens bestimmten Phantasie, Gebete und Hoffnungen seiner Gemeinden.

Dieser Tatbestand ist nicht erst durch Drews und die Mythologen festgestellt worden. Schon Gunkel und Bousset und Wrede, um gerade protestantische Theologen in Deutschland zu nennen, hatten dasselbe gesehen, auch meine Darstellung der Entstehung des Christentums ruhte auf diesem Boden. Aber die entscheidende Frage ist erst durch Drews formuliert worden: woher kommt es, daß zum Beispiel Paulus so verblüffend wenig vom historischen Zimmermann weiß? Kommt es vielleicht daher, daß die Dichtung vom predigenden Zimmermann zu seiner Zeit noch nicht existierte? Und wie ist es denkbar, daß schon wenige Jahre nach seinem Tode der Zimmermann Kultgott einer Mysterienreligion ist? Kommt es vielleicht daher, daß der Jesus von Anfang an Kultgott war, und daß der Zimmermann erst lange nachher erfunden wurde, um das menschliche Leben des Kultgottes anschaulich zu machen, von dem die Legende früher nur in den aus Paulus bekannten allgemeinen Worten geredet hatte? Das ist heute die Fragestellung, vor die sich jede zukünftige Darstellung der Entstehung des Christentums gestellt sieht. Die Frage ist erst gestellt und noch nicht gelöst; aber die Tatsache, aus der die Frage entsprang, ist eben durch diese Frage selbst endgültig klar herausgestellt worden. Diese Tatsache ist: der

hiſtoriſche Jeſus, ob er nun exiſtiert hat oder nicht, iſt für die Religion des Neuen Teſtaments höchſtens Anlaß, aber ſicher nicht Urſache und Urſprung geweſen.

Damit iſt nicht nur die hiſtoriſche Auffaſſung der liberalen Theologen erſchüttert, ſondern auch ihre religiöſe Poſition iſt endgültig zu Ende. Die religiöſe Poſition der Liberalen beruhte ſeit Albrecht Ritſchl darauf, daß das eigentliche Evangelium, der eigentliche Urſprung der neuen Religion, die wirkliche Offenbarung in dem ſittlich-religiöſen Charakter des Menſchen Jeſus liege, wie ihn die drei erſten Evangelien hiſtoriſch-treu enthüllen. Der Menſch Jeſus in der herzüberwindenden Kraft ſeiner Bruderliebe und ſeines Gottvertrauens, in der Reinheit, Hoheit und Demut ſeiner Erſcheinung ſei für jeden, der ihm nachfühlen lerne, die einzig ſichere Offenbarung für die Exiſtenz eines überweltlichen perſönlichen Gottes; er ſei die größte religiöſe, ſittliche, erzieheriſche Kraft auch noch in der Gegenwart. Alles, was Paulus, Johannes, die Kirchenlehre über ſeine Gottheit ausgeſagt hätten, ſei nur eine Wirkung dieſes perſönlichen Eindrucks geweſen, nur Bild und Titel, in dem man das unausdenkbare Erlebnis dieſer ſeiner Perſon habe ausdrücken wollen. Damit war jedes Dogma beſeitigt und war doch auch wieder erhalten als Ausdruck des Dankes und der Pietät der Gemeinde. Und es war eine dogmenfreie Religion gewonnen, die rein auf dem an den Evangelien gemachten Erlebnis, ohne philoſophiſche Beweiſe für das Daſein Gottes, begründet war. So haben Hermann, Harnack, Rade ihre Schüler predigen gelehrt; ſo iſt es ſeit mehr als zwanzig Jahren in der „Chriſtlichen Welt" jede Woche zu leſen: ſo redet auf ſeine Weiſe Johannes Müller und tauſend folgen ihm: ſo wird auf Hunderten von Kanzeln gepredigt. Und dieſe Form der Religion iſt es, die durch die geſchichtlichen Ergebniſſe wirklich zu Ende iſt.

Es hat immer etwas Wehmütiges, wenn man ſieht, wie ernſte und ehrliche Männer ihre ganze Lebenskraft darangeſetzt haben, ein Phantom zu einem Felſen zu machen: ihre ganze Jeſusreligion iſt Autoſuggeſtion, Phantaſie, abgequälter Enthuſiasmus, aber nicht friſchſprudelnde Wirklichkeit. Auf der anderen Seite: wenn man ſelbſt lange Jahre ſeiner Jugend vergeblich ſich abgequält hat, dieſe Gottes-Offenbarung in Jeſus wirklich zu erleben, wenn man immer wieder und wieder verſucht hat, auf dieſem hypnotiſchen Wege zur religiöſen Gewißheit zu kommen, ſo iſt es doch auch ein Jubel und eine Befreiung, endlich zu ſehen, daß dieſer Weg gar nicht zur Religion führen kann, weil er zu einer Illuſion führt. Die liberalen Theologen, die heute ſo laut den modernen Jeſuskult lehren, haben in ihrer Jugend wohl alle auch die Stunden erlebt, wo man ſich eingeſtehen mußte, nicht das an den Evangelien zu erleben, was andre daran erlebt haben wollten, wo man der Exiſtenz des überweltlichen perſönlichen Gottes nicht ſicher war, wo man vor den erfrorenen Sperlingen und den verdorrten Lilien ſtand und den Vater nicht finden konnte, von dem der Jeſus der Evan-

gelien so zuversichtlich sprach. Aber sie haben, scheint es, diese Stunden vergessen: Die Scheuklappen der gewollten Jesuseinseitigkeit, die Suggestion, die Gewöhnung an die amtlich befolgte Ausdrucksweise und was sonst haben sie sicher gemacht. Doch die Geschichte ist ernster als alle menschliche Bequemlichkeit. Sie schlägt ihnen die Scheuklappen von den Augen und den Stab aus der Hand und stürzt sie von neuem in Strudel und Zweifel: Geht und sucht echtere Grundlagen der Religion, ihr habt eine große Sehnsucht kleinlich verzettelt!

Gegenüber dem Liberalismus ist die Orthodoxie geschichtlich zehnmal im Recht. Es hat wirklich nicht eine Minute christlicher Religionsgeschichte gegeben, in der den Jüngern Jesus nicht mehr als ein Mensch war. Im Gegenteil, auf seine Gottheit, auf seine Auferstehung und Herrlichkeit hat sich vom ersten Tage an der Glaube gegründet. Daß es eben nicht nur ein sittlich gewaltiger Mensch war, der da litt und starb, sondern daß es der Gottessohn war, das ist die Pointe, um deretwillen allein schon Markus sein Evangelium schrieb. Christliche Religion ist die Religion, die zu dem Gott Jesus betet; wer das nicht mehr kann, weil er keinen Mythus mehr glauben kann, der hat nicht mehr das Recht, sich zur christlichen Kirche zu zählen. Das ist die einzige Konsequenz, die um der religiösen und um der geschichtlichen Klarheit willen gezogen werden muß.

Diese beiden Stücke des Christusproblems sind historisch klar und eindeutig bestimmt und sie sind gerade die, an die sich das religiöse Interesse der Gegenwart knüpft: der Christusmythus ist ein notwendiges Produkt der spätantiken Kultur; ebendarum ist er für uns heute tot! Der historische Jesus hat, wenn er überhaupt existiert hat, für die christliche Religion gar keine konstitutive Bedeutung gehabt; ebendarum darf man nicht heute versuchen, eine persönliche Jesusreligiosität als „Wesen des Christentums" zu bezeichnen.

Soweit ist alles klar. In das Problematische aber kommen wir, sobald wir fragen, wie nun positiv und konkret die Religion des Neuen Testaments und die christlichen Gemeinden entstanden sind. Es ist das eine rein historische Frage, die für unsre eignen religiösen Kämpfe kein direktes Interesse mehr hat; aber sie hat geschichtliches Interesse genug, um eine Generation von Forschern in Atem zu halten und auch den gebildeten Laien immer von neuem zu interessieren.

Die Frage nach der Entstehung des Christentums, in den Ausdrücken der modernen Religionsgeschichte gegeben, ist so zu formulieren: 1. wie ist der Mythos von dem auf die Erde gekommenen Gott Jesus Christus entstanden, wie ihn etwa die Paulinischen Briefe enthalten? Unterfrage: hat es von Anfang an zu diesem Mythos gehört oder ist es eine spätere „Historisierung", daß der Erlösergott Jesus Christus gerade im fünfzehnten Jahr des Kaisers Tiberius und in Kapharnaum am Galiläischen See aufgetreten ist und in Jerusalem von Pontius Pilatus gekreuzigt ward? — 2. Wie, wo und wann ist auf Grund

dieſes Mythos die Kultgenoſſenſchaft der Jeſusgläubigen entſtanden? Wie hat ſie ſich verbreitet? Wann kam ſie zum erſten Male nach Rom? — 3. Welche Bedeutung hat die neuteſtamentliche Literatur? Iſt ſie als Ganzes eine relativ ſpäte und darum relativ einheitliche Fälſchung? Oder iſt ſie zum Teil (Paulus, Hebräerbrief, Offenbarung Johannis) Urkunde aus der Entwickelung ſelbſt und nur zum Teil nachträgliche Prieſterlegende (Evangelien)? Oder gehört ſie ganz in das vierte bis ſechſte Jahrzehnt der neuen Bewegung (ſo Harnack, die Orthodoxen und bisher ich)?

Die Frage iſt alſo grundſätzlich nicht anders zu ſtellen, als bei jeder andren Kultgenoſſenſchaft der römiſchen Kaiſerzeit ſonſt, die wir kennen. Aber es begegnet uns doch gleich ein bezeichnender Unterſchied. Über die Kulte des Mithra, der Demeter-Kore, des Oſiris-Iſis uſw. haben wir keine eigene, aus den Kulten ſelbſt ſtammende Literatur oder höchſtens Bruchſtücke davon, die mit der Geſchloſſenheit etwa der Lukasſchriften oder der Kirchengeſchichte des Euſebius nicht entfernt zu vergleichen ſind. Wohl aber beſitzen wir urkundliche und literariſche Quellen in Menge, die uns die Namen und Mythen der beteiligten Götter bis in die vorgeſchichtliche Zeit zurückverfolgen und ihre Umwandlung in Myſterienreligionen wenigſtens annähernd ahnen laſſen. Für den Gott Jeſus Chriſtus aber haben wir eine relativ reiche Literatur aus dem erſten oder ſpäteſtens zweiten Jahrhundert ſeiner Kultgenoſſenſchaften, dagegen nicht eine Spur davon, daß Jeſus oder Joſua ein alter Gottesname geweſen wäre. Was darüber gelegentlich beigebracht worden iſt (Smith und Drews), iſt Vermutung, zum Teil rein willkürliche Kombination, aber kein urkundlicher Beweis, zum mindeſten keine objektiv datierbare Urkunde.

Der Gott Jeſus Chriſtus wird in den älteſten Schriften ſeiner Gläubiger mit einer Fülle von Namen genannt, die wir auch außerhalb ſeiner Genoſſenſchaft kennen. Er heißt Menſchenſohn, was an mindeſtens vier Stellen in jüdiſchen Schriften derſelben Zeit vorkommt und, wie Reitzenſtein glaubhaft gemacht hat, letzlich aus dem Perſiſchen ſtammt. Er heißt Gottesſohn und Erwählter oder Geliebter, was ebenfalls auch ſonſt in jüdiſchen Schriften ſteht, wenn auch der Urſprung und die prägnante Bedeutung (Oſiris-Iſis, Cybele-Attis?) nicht ſicher zu ermitteln iſt. Er heißt Logos, was zum mindeſten bei Philo ſeine Parallelen hat. Er heißt aber auch das geſchlachtete Lämmchen, der ewige Hoheprieſter, A und O, der treue Zeuge, der Bräutigam uſw. In allen dieſen Namen ſpielen mehr oder weniger deutlich Vorſtellungen mit, die wir auch in nichtchriſtlichen Kreiſen finden. Aber der Name Jeſus iſt bisher noch nirgend ſonſt unzweideutig wieder gefunden worden. Es ſcheint bis heute gerade dieſer Name als das Auszeichnende der neuen Gemeinde betrachtet werden zu müſſen; aber die anderen Namen ſcheinen zu verraten, daß von Anfang an eine Maſſe Anhänger anderer Myſterien ſich dieſem Jeſusmyſterium zugewendet haben

müssen, die dann den neuen Gott mit den Namen schmückten, die ihnen bisher schon die vertrautesten waren. Doch es ist hier in der Forschung noch alles in Fluß. Eine ganz systematische Nachspürung aller religionsgeschichtlichen Beziehungen in den neutestamentlichen Jesusnamen könnte vielleicht allein schon eine Anschauung von der wirklichen Geschichte dieses Kultus geben, die alles in Schatten stellt, was Apostelgeschichte oder Paulinische Briefe erzählen.

Die Mythologen, die den Ursprung des Christentums rein aus der Selbstentfaltung eines uralten Mythos erklären wollen, haben hier ihren schwersten Stand. Freund und Feind waren sich darüber einig, daß der Jesus-Gott ein „neuer" Gott sei; gerade darum wurden sie ja vom Staate verfolgt, weil sie einen neuen, vom Staate nicht privilegierten Kultus lehrten. Hätte es nicht nahe gelegen, zu sagen, daß auch dieser Jesus seit uralten Zeiten verehrt werde, wie Mithra, wie Asklepios oder Osiris, so daß man nach römischem Recht seinen Gläubigen keinen Prozeß machen dürfe? Statt dessen taten die Christen das Gegenteil. Sie datierten die erstmalige Erscheinung ihres Gottes auf die Zeit des Königs Herodes (36—4 vor Christus) oder der Volkszählung des Quirinius (7 nach Christus) oder das fünfzehnte Jahr des Kaisers Tiberius (28—29 nach Christus). Sie sprachen in der Apostelgeschichte ganz ungeniert von der Regierung des Claudius und des Nero, von den römischen Provinzialgouverneuren, die unter diesen Kaisern amtierten. Selbst wenn alle diese Datierungen erst unter Trajan und Hadrian erfolgt wären, so wäre das noch immer Gegenwart und nicht graue Vorzeit, etwa wie wenn heute ein Dichter einen Roman von den Freiheitskriegen bis 1848 spielen ließe. Und auch ohne alle Datierung: auch in dem Jesus-Mythus der Paulinischen Briefe und des Hebräerbriefes ist es das entscheidende Stück, daß dieser Heiland *jetzt eben* in die Welt gekommen ist, „als die Fülle der Zeit gekommen war", vor den Augen solcher, die „zumeist noch leben, zum Teil freilich schon entschlafen sind", „ganz am Ende in diesen (unsern) Tagen". Und dieses Jetzt allein erklärt die religiösen Gedankengänge der Verfasser, den Glauben an das Ende der gegenwärtigen Welt und an die neue Weltperiode, an das Ende des jüdischen Gesetzes, an die Erfüllung uralter Weisfagungen, an die unbedingte Pflicht zur stürmischen Eile in der Mission.

Diesen Unterschied des Jesus-Mythus von allen andern Mysterien-Mythen der Zeit hat noch keiner aus rein mythischen Motiven zu erklären vermocht. Es ist merkwürdig, wie die Mythologen hier scheu um den springenden Punkt herumgehen, wie z. B. Drews in seiner Skizze des paulinischen Mythos dieses Jetzt überhaupt nicht beachtet oder, wie selbst Lublinski auf ganz kleinliche Argumente verfällt, um die nachträgliche Fixierung des Mythos auf das fünfzehnte Jahr des Kaisers Tiberius glaubhaft zu machen. Hier aber liegt der Kern der Entscheidung.

Wohlgemerkt, damit soll nicht der eben hinauskomplimentierte Religionsstifter

Jesus zu einem Hintertürchen wieder hineingelassen werden. Einen Religionsstifter Jesus gibt es nicht; denn in der Religion der Christen ist Jesus nicht Muhamed, sondern Allah, nicht Mose, sondern Jahwe, nicht Heros, sondern Kultgott. Aber vielleicht ist es doch so gewesen, daß ein Mensch Jesus wirklich im fünfzehnten Jahre des Kaisers Tiberius von Pilatus gepfählt und nachher von seinen Anhängern als sterbender Gott aufgefaßt wurde. Ich habe versucht, in meinen beiden Bänden diese Hypothese im einzelnen durchzuführen. Sie erklärt wenigstens das Jetzt, das den Jesus-Mythus von allen anderen parallelen Mythen unterscheidet, und den neuen Gottesnamen dazu. Und sie stimmt zu den Daten der neutestamentlichen Literatur, über die wir noch sprechen müssen. Aber sie wird freilich, wie fast alle Kritiker angemerkt haben, von der großen Schwierigkeit gedrückt, anzunehmen, daß Petrus, Jakobus und Johannes (mehr als diese drei und einige Frauen sind es nicht gewesen) fast unmittelbar, höchstens zwei bis drei Wochen nach dem Tode des Führers, tatsächlich geglaubt haben, in seinem Tode wirklich das ungeheure Drama des sterbenden Gottes und des Wandels der Weltzeitalter vor sich zu haben. Unmöglich ist schließlich solch eine Annahme nicht; wenn jede andre versagt, muß sie trotz allem gemacht werden. Aber freilich, die Atmosphäre, die solch einen Glauben erzeugen konnte, die wild-leidenschaftliche Spannung, die mythische Richtung schon der bisherigen Phantasie dieser Männer und die starke Energie ihres Charakters müßte dann noch ganz anders wahrscheinlich gemacht werden, als ich es vor zwei Jahren zu tun vermochte.

Ich will hier keine Lösungen geben, ich will nur Fragen notieren und Schwierigkeiten bezeichnen. Ich wage heute noch nicht zu entscheiden, ob die rein mythische oder die gemischt mythisch-historische Hypothese den Vorzug verdient; ich will nur sagen, daß bisher kein Anhänger der rein-mythischen Hypothese hier alle Bedenken durchschlagend befriedigt hat. Aber ich möchte doch noch zu bedenken geben, daß die rein mythische Hypothese auch den religiösen Gehalt des Mythos nicht ganz zu erklären vermag. Weder Drews noch Lublinski können vermeiden, schließlich einen Punkt anzunehmen, wo die Historisierung des Mythos willkürlich, bewußt und gewollt von bestimmten Männern vorgenommen wurde. Und doch sagen auch sie, daß gerade auf der Fleischwerdung des Gottes für die damalige Religion der ganze Trost, die ganze Sicherheit und alle Hoffnung lag. Sie ist der objektive Grund, warum der Christ sich erlöst glaubt, erlöster als der Mithra-Diener oder der Asklepios-Knecht. Und sollte gerade dieses Fundament ihrer Religion eine bewußte Erfindung sein? Ist es nicht einleuchtender, anzunehmen, daß erst aus irgendeinem Zufall der Gedanke des Gottes in Menschengestalt entstand, und daß dann mit steigender Heftigkeit die religiöse Sehnsucht der Zeit sich an diesen Gedanken geklammert hat, der unbewußt in Wahrheit die Erlösung dieses Zeitalters war? Ähnlich wie aus der Kreuzung von Hegel,

Feuerbach und französischen Sozialisten der neue Gedanke entstand, der drei Jahrzehnte später zum Evangelium der aufwachenden Arbeiterschaft werden sollte, der Arbeiterschaft, die doch weder von Hegel noch von Feuerbach noch von den Utopisten etwas wußte, und die niemals aus sich heraus den Sozialismus zu finden vermocht hätte. Das wäre dann freilich beide Male ein ungeheurer Zufall gewesen — aber wer will behaupten, daß es einen Fortschritt in der Geschichte ohne solche in sich sinnlosen Zufälle gibt? Jedenfalls ist aus der Geschichtsphilosophie kein Argument gegen irgendeine Hypothese aus der empirischen Geschichtsforschung zu holen.

Die Mythologen haben mit Recht die unüberwindlichen Schwierigkeiten betont, die aus der rein historischen Auffassung fließen, wenn man das ganze paulinische Christentum aus der Person Jesus herleiten will. Das paulinische Christentum bleibt mythische Mysterienreligion und muß als solche noch ganz anders erklärt und in die allgemeine Religionsgeschichte hineingesetzt werden, als es bisher von uns allen geschehen war. Aber es bleibt die Frage, warum der Verfasser dieser Briefe gerade jetzt umherzog, um zum erstenmal in der weiten Welt des römischen Reiches Gemeinden zu sammeln, warum er der Meinung war, am Ende der Zeiten zu stehen und das Ende der Welt selbst noch zu erleben. Diese Situationen sind nicht erfunden, sondern tatsächlich erlebt worden. Weder Inhalt noch Stil, weder Situation noch Religion dieser Briefe läßt sich aus dem zweiten Jahrhundert begreifen. Die Briefe erzählen ja keine Geschichte, bieten keine ausgedachten Entwickelungen der Begebenheiten und der Gedanken und lassen doch aus ihren Andeutungen, Erwähnungen, Grüßen die ganze Geschichte der griechischen Mission des Paulus erkennen. Weizsäcker hat es fertig gebracht, rein aus diesen Andeutungen und Notizen der Briefe die ganze Geschichte des Paulus, seiner Reisen und seiner Gemeinden zu schreiben. Wenn das möglich ist, ist es unmöglich, von nachträglichen Dichtungen des zweiten Jahrhunderts zu reden. Man lese doch nur die Apostellegenden oder die Briefe, die wirklich gefälscht sind (Akta Pauli, Abgar von Edessa usw.), um den Unterschied zu erkennen. Hier ist literarisch der schwache Punkt der Mythologen.

Und mit der Apostelgeschichte ist es nicht anders. Sobald man einmal nicht auf ihren religiösen Gehalt, sondern auf die objektiven Maßstäbe der Datierung sieht, auf die gelegentlichen, halb ungewollten Beziehungen auf Geographie, Verwaltungsgeschichte, Militärverteilung: da ist alles korrekt und genau, soweit wir es aus andren Quellen zu kontrollieren vermögen, von Damaskus über das Ageische Meer und seine Stationen bis zum Vorort von Rom. Alle beiläufigen Erwähnungen von Entfernungen, Verwaltungsbeamten, Truppenteilen sind richtig. Wie sollte das ein Dichter des zweiten Jahrhunderts gekonnt haben? Woher sollte er wissen, wer in Zypern, wer in Korinth Prokonsul war, welcher Truppen-

teil in Cäsarea stand usw.? Dieser objektive Befund, nicht der religionsgeschichtliche, beweist, daß hier ein Zeitgenosse und Reisebegleiter des Paulus spricht. Das hat Harnack mit einer Fülle von wuchtigem Material bewiesen, und keiner der Mythologen hat auch nur den Versuch gemacht, darauf zu antworten.

Auch hier sage ich das nicht, um nachträglich doch noch meine früheren Darstellungen anzupreisen, die auf dieser literarischen Einschätzung der Apostelgeschichte und der Paulinischen Briefe beruhen. Denn wieder muß ich hinzufügen, daß es falsch ist, die wirkliche Geschichte der ersten Jahrzehnte der neuen Religion nur aus diesem Material erzählen zu wollen. Das ist, wie wenn man mit Sybel die Geschichte der Reichsgründung nur aus den Akten des preußischen Staatsarchivs schreiben wollte, oder noch besser, wie wenn man die Geschichte und die Gedankenkraft der Lassalleschen Arbeiteragitation nur aus dem dürren Bericht von Bernhard Becker ablesen wollte. Wie man Lassalle nicht nur aus seinen Reden und Beckers Protokollen beschreiben kann, sondern auch Fichte, Hegel, Marx dazu heranziehen muß, um ihn wirklich genetisch zu erklären, und die ganze wirtschaftliche und politische Bewegung der Zeit dazu, so darf man Paulus nicht nur nach seinen Briefen und seinem Lukas behandeln, sondern muß ihn in die Fülle der Religionsgeschichte hineinstellen, aus der allein er nach allen Fasern hin verständlich wird. Aber so wenig Lassallesche Reden eine Fälschung von Kautsky und Mehring sein können, so wenig gehören die Paulinischen Briefe ins zweite Jahrhundert.

Und noch eins muß zum Schluß betont werden, wo die Mythologen (außer Kalthoff!) hinter die gesicherten Ergebnisse der seitherigen Wissenschaft wieder zurückgegangen sind: die neutestamentlichen Schriften außer Lukas und Hebräerbrief sind in der Sprache unliterarischer Menschen geschrieben, wie vor allem Deißmann dargetan hat. Dazu muß man hinzunehmen, daß die Religion der Evangelien, des Paulus, des Jakobus und der Offenbarung Johannes die Stimmung armer Leute widerspiegelt, die sich dieser Armut bewußt sind und gerade aus ihrer irdischen Niedrigkeit die Gewißheit ihres himmlischen Wertes schöpfen. Ob man das „proletarisch" nennen will oder nicht, ist ein Streit um Worte, bei dem nichts herauskommt. Die beiden Tatsachen, die auf die soziale Herkunft der ältesten Gemeinden Rückschlüsse zulassen, stehen aus den Quellen fest. Die Mythologen haben im Eifer der symbolischen Ausdeutung aller Einzelheiten auch hier die harten Ecken der Wirklichkeit in einen unrealistischen Allerweltsbrei hineingequirlt, den kein moderner Historiker zulassen darf. Wie sie literarisch, geographisch und geistig alles auf einer Fläche sehen, so haben sie auch sozial überhaupt nicht mehr differenziert, sondern alles in die „spätantike" Kultur zusammengezogen. Auch Lublinski ist davon nicht freizusprechen. Er hat mit aller

Kraft die „spätantike Seele" nachempfunden. Aber die historische Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es mehrere „Seelen" gab, je nach Bildung, Klasse und Herkunft verschieden. So sind auch hier die Mythologen von einer wirklich aufbauenden, gestaltenden, die wirklichen Hergänge im einzelnen und die weiten Zusammenhänge im großen gleichmäßig aufzeigenden Geschichtsdarstellung noch weit entfernt.

So rollt sich das Ende dieser Besprechung in ihren Anfang zurück. Fest steht, daß keiner von uns, weder ein einzelner und hieße er Harnack, noch eine Richtung im ganzen einen befriedigenden Einblick in die wirkliche Entstehung des Christentums zu geben vermocht hat. Fest steht weiter, daß durch die Mythologen der Horizont dieser Frage so ungeheuer erweitert wurde, daß wir alle zunächst einfach geblendet stehen und jede bisherige Meinung ins Feuer zurück- muß, um umgeschmolzen und neugegossen zu werden. Aber ebenso fest steht auf der anderen Seite, daß auch die Mythologen noch weit davon entfernt sind, die endgültig befriedigende Lösung der von ihnen aufgeworfenen Probleme gefunden zu haben.

Das ist die gegenwärtige Situation der Fragen, die man heute mit dem Gesamtbegriff Christus-Mythe bezeichnet. Und nun: was ist zu tun? Wir brauchen nicht neue Einfälle, sondern Arbeit. Zusammenfassende Werkchen von 200 bis 300 Seiten sind jetzt genug geschrieben. Die impressionistische Methode des Forschens, Behauptens und Argumentierens könnte nun bald ihr Ende erreichen. Aber eingehende Untersuchungen der literarischen Verhältnisse und des literarischen Typus der Evangelien, der sozialen Zustände in den einzelnen Provinzen, der Religionsstatistik,wie sie Schürer für die jüdische Diaspora, Cumont für den Mithradienst und Harnack für die christlichen Gemeinden geliefert haben, der mythischen Beziehungen der neutestamentlichen Schriften und des mythischen Gehaltes der Zeit überhaupt: das muß nun alles noch einmal gemacht werden, induktiv, fachmännisch, vollständig, aus den ersten Quellen heraus, dickleibig meinethalben und nicht rein auf den leichten Absatz berechnet. Und dann, wenn das alles gemacht ist, können wir vielleicht zu einer wirklich wissenschaftlichen Auffassung von der Entstehung des Christentums kommen.

Es ist die Arbeit einer Generation, nicht eines einzelnen. Und es ist die stille Arbeit des Gelehrten, nicht die des Essayisten. Inzwischen laßt uns andre an den modernen Problemen der eigenen Weltanschauung arbeiten, ohne unsre religiösen Kämpfe mit Schlagworten aus dem Urchristentum zu verwirren.

Die Vaterlandsloſen/ Roman von Herman Bang

(Fortſetzung)

Joan ging durchs Vorzimmer, wo mitten im Zugwind ein dicker Mann ſtand, der ſich mit einem blauen Tuch den Schweiß von der Stirn trocknete. „Ich bin Oleſen," ſagte er. Joan nickte. „Der Wirt," ſagte der Mann, der fortfuhr, ſich den Schweiß abzutrocknen. Joan nickte wieder. „'s wird voll heut abend," ſagte Oleſen. „Das iſt ja ſchön," meinte Joan. „So?" ſagte Oleſen. „Was hat man davon?"

Und indem er Joan von der Seite anſah, fragte er und ſteckte ſein Taſchentuch ein. „Gibt es Pauſen?" „Ja, zwei," ſagte Joan, der im Begriff war, die Treppe hinaufzuſteigen. „Zwei?" ſagte Oleſen, den des Lebens Auf und Nieder an die Frageform gewöhnt hatte. „Aber der Saal iſt warm und wunderhübſch geſchmückt. Fräulein Johanſen hat ihn ja geſchmückt." Joan ſagte und blickte die Treppe hinauf: „Fräulein Johanſen hat ſich viel Mühe gemacht." „Das hat ſie," ſagte Herr Oleſen und trocknete ſich wieder: „aber die Leute haben ja auch das Geld dazu."

Plötzlich eilte er aufs Fenſter zu und rief durch eine eingeſchlagene Scheibe nach dem Hausknecht und nach drei Faß Bier: „Sie ſollen in den Saal gebracht werden," ſchrie er. Bei Johanſens „Geld" waren dem Wirt die Pauſen und der eigene Verdienſt eingefallen.

Joan war in ſein Zimmer gegangen, wo der Petroleumofen noch immer mitten im Zimmer dunſtete und die Koffer ungeöffnet an der Wand ſtanden. Hinter ihm trat Herr Jenſen ein. Er ſchien jedesmal zu knicken, wenn er grüßte. „Wo iſt mein Diener?" „Ihr Herr Diener iſt ausgegangen." Joan ſah die Kofferſchlüſſel auf dem Tiſche liegen und ſagte: „Öffnen Sie bitte meine Koffer." Während Herr Jenſen an den Schlöſſern herumhantierte, die Joan ſchließlich ſelbſt öffnen mußte, ſchwatzte er unaufhörlich. Joan ſtand am Fenſter. Jetzt war drüben bei Johanſens alles heruntergerollt. Wie viel Blumen auf den Fenſterbänken ſtanden! Die wurden wohl von Fräulein Gerda und ihrer Tante gepflegt. Heute würde Ane das Telegramm nicht mehr bekommen, aber morgen früh. Wie angſtvoll Fräulein Gerdas Stimme geklungen hatte, als ſie ſagte: Ich hab mal ein Telegramm bekommen, das war ſo traurig . .

Joan hörte Herrn Jenſens Stimme hinter ſich: „Wenn ich meine Meinung ſagen darf: es iſt eine ſehr nette Familie. Ihr Kreuz aber haben die Leute auch, denn man weiß ja, was ſo in der Provinz und an einem kleinen Ort geredet wird." Joan wollte ſeinen Kopf umwenden — vielleicht um zu fragen, als Herr Jenſen plötzlich ſagte: „Himmel, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung. Der Herr Hofjägermeiſter waren hier und haben nach dem Herrn Grafen gefragt." Und er zog eine Viſitenkarte hervor, die er auf der Bruſt unter ſeinem

Hemd getragen hatte: „Graf Holstein wollte wiederkommen," sagte er. „Holstein!" Es entfuhr Joan fast wie ein Ruf. Und auf der Karte, die er nahm, las er: Erich . . . ja, ja, Erich Holstein. Es war Erich. „Wohnt Graf Holstein hier?" fragte Joan und trat an Jensen heran. „Ja, dem Grafen gehört ja Hohenwalde . . . eine halbe Meile von hier, Gott, so 'n schönes und herrschaftliches Gut . . ." „Wirklich, nein, wirklich?" sagte Joan und wußte es selbst nicht. Erinnerungen und Gedanken wirbelten durch seinen Kopf: so sollte er also auch Erich hier treffen — auch Erich heut wiedersehen — —

Vor Freude schlug er die Kofferdeckel auf und wühlte zwischen Fracks und seidenen Westen: er, der seine eigenen Sachen sonst nie anrührte, nun wurde es Zeit, daß er sich umzog. „Ist er verheiratet?" fragte er plötzlich. „Gott, ja" — und Herr Jensen drehte und wendete sich: „Aber die Frau Gräfin ist selten zu Haus, sondern im Ausland oder so. Ach, und es wird ja so viel an einem kleinen Ort geredet, wenn ich mich so ausdrücken darf . . ." Das Geklatsch floß von Herrn Jensens Lippen, wie schmutziges Wasser aus einer Dachrinne. Joan hörte ihn nicht mehr. „Ich muß mich umkleiden," sagte er: „suchen Sie bitte meinen Diener."

Herr Jensen hielt plötzlich in seinem Wortschwall inne — weil ihm eine Idee gekommen war: er wollte heut abend, wenn niemand zu Hause war, diese Anzüge probieren! „Gewiß, gern," sagte er und knickte in der Tür zusammen, wobei er dem Berliner in den Bauch stieß, der gerade hereintrat und mißmutig auf die Koffer blickte: „Weshalb haben Herr Graf ausgepackt?" „Weil ich mich umkleiden will." „Jetzt?" „Ja. Ich will meinen Londoner Frack." Der Berliner rümpfte seine fleischige Nase: „Hier?" sagte er. „Ja." „Sehr wohl," sagte der Berliner wie einer, der sich ein für alle Mal klar gemacht hat, daß er einem Sonderling zu gehorchen hatte, der dumm genug war, ihm hundertundfünfzig Mark monatlich zu bezahlen.

Joan ging hin und her, während er sich auszog. Er schüttete Eau de Lubin in sein Waschwasser und rieb seinen Oberkörper damit ein. Wie drollig sie ausgesehen hatte, als sie mit dem Flakon spritzte. Aber recht hatte sie, es war schwere Luft im Zimmer — wie der Geruch von alten Weinfässern. Wie lange war es nur her, seit er Erich Holstein zuletzt gesehen hatte — dreizehn lange Jahre. Er hatte also inzwischen geheiratet. Und Joan lachte über das Waschfaß gebeugt: es war, als sei es erst gestern gewesen, daß er Erich sagen hörte: Wer wohl mal meine Frau wird? Joan wandte sich um: „Wo ist Haacke?" fragte er und patschte im Waschfaß, daß das Wasser nur so spritzte. Seine Bewegungen waren so rasch und so frisch — aus dem einen Beinkleid heraus und in das andere hinein. „Er schläft," sagte der Berliner. „Wecken Sie ihn," sagte Joan: „ich will diese Weste nicht, nehmen Sie die brokatseidene." „Sehr wohl," sagte der Berliner wie vorhin. Wie Erich Musik geliebt hatte!

Ganz verzückt konnte er aussehen. Daheim pflegte der blinde Hans solchen Ausdruck zu bekommen, wenn Joan ihm die Farben und die Sonne beschrieb. Er wollte das Programm ändern . . . wo war sein Schlips? Mendelsohn wollte er spielen, (und Joan lachte wieder) das Stück, das Herr Green aus Kopenhagen so wundervoll gespielt hatte. „Wecken Sie Haacke." „Sehr wohl." Der Berliner ging. Ob er die Volkslieder, die er so oft mit Erich zusammen gespielt hatte, noch auswendig konnte? Er öffnete hastig den Violinkasten und nahm die Violine heraus. Der Bogen glitt über die Saiten . . . es waren die Lieder seiner Mutter.

Die Tür öffnete sich, ohne daß er es gehört hatte. Der große, starke Mann, der plötzlich im Zimmer stand, war Erich . . . „Joan." „Dir zu Ehren," rief Joan und schwang seinen Bogen, und „Flieg, Vogel, flieg," erklang jubelnd mit vollen Saiten, während Holstein mit ausgebreiteten Armen stehen blieb. „Du bist noch ganz der alte," sagte er und schwieg wieder. Joan spielte noch einen Augenblick, legte dann aber die Violine beiseite — und schlang die Arme um Holsteins Hals: „Und du bist dick geworden," sagte er und küßte Holstein auf beide Wangen, „wie herrlich, herrlich dich wiederzusehen!" „Ja, nicht," sagte Holstein. Und plötzlich standen sie sich schweigend und verlegen gegenüber, als ob sie sich zu viel oder auch gar nichts zu sagen hätten. „Aber so setz dich doch," sagte Joan. „Daß es wirklich dreizehn Jahre her sind, seit wir uns gesehen haben," sagte Joan, während er seinen Frack anzog. Und sie unterhielten sich hastig, als gälte es eine gemeinsame Verlegenheit zu verbergen. Mit „weißt du noch" und „weißt du noch" fragten und antworteten sie — bis sie wieder schwiegen. Schließlich sagte Joan: „Du bist also verheiratet?" „Ja," sagte Holstein und betrachtete seine eigenen Knie. „Und wer ist es geworden?" fragte Joan und lachte. „Meine Kousine," sagte Holstein. „Bekomm ich sie nicht auch zu sehen?" fragte Joan, der die Violine zur Hand genommen hatte und leise über die Saiten strich. „Meine Frau ist verreist." — Joan spielte und hatte kaum zugehört. „Weißt du, Erich," sagte er, während er spielte, „heut ist der Geburtstag meiner Mutter. Ich glaube, es ist deshalb, daß mir soviel Schönes zuteil wird." „Wer weiß?" sagte Holstein und lachte wie in alten Tagen. „Denn hier ist es herrlich," sagte Joan.

Holstein hatte seinen Kopf an die Wand gelehnt und summte leise zu den Tönen der Violine:

Er freite um Jungfer Else,
sie war solch holde Maid.

Joan fuhr fort zu spielen und Erich summte etwas lauter:

Und einen Monat später,
da war er kalt und tot.

Einige Falten hatten sich wie Schatten in Erichs Stirn gegraben. „Na, fort

damit," sagte er plötzlich und schlug seine kräftigen Beine übereinander. „Wir müssen gehen," sagte Joan und legte hastig die Violine in den Kasten. „Gehen? Wohin?" „Erst muß ich in den Saal und dann zu Johansens," sagte Joan, der seine Ringe über die Finger schob und den Violinkasten schloß und im nächsten Augenblick stand er wieder neben Holstein. „Ich gehe mit zu Johansens," sagte Erich. „Meinetwegen," sagte Joan und griff Holstein übermütig in den Nacken, so daß dieser sich selbst im Spiegel zunickte, vor dem sie standen. Sie blieben Seite an Seite stehen und sahen beide in den Spiegel. „Hm," sagte Holstein und lachte, „du bist ein neuer Mensch geworden."

Es fiel Joan selbst auf, wie fein und jung sein Gesicht neben Erichs aussah, dessen Züge breit geworden waren. „Wirklich," sagte er und lachte wieder, voller Frohsinn. „Und ich bin ein alter Landjunker geworden," sagte Erich. Sie stiegen zusammen die Treppe hinab und Erich sagte langsam: „Schade ist es aber doch, denn man hätte sich noch so manches zu erzählen gehabt, was einem nicht sogleich über die Lippen will." „Ja," sagte Joan und ging weiter. Plötzlich aber wandte er sich um: „Was haben sie eigentlich für Kummer gehabt?" fragte er? „Wer?" Joan zögerte eine Weile, bevor er sagte: „Diese Johansens." Im selben Augenblick aber standen sie auf der Schwelle des Saales — und sahen Fräulein Gerda mitten auf der Bühne. „Sie hier, Fräulein Gerda?" rief Joan mit einer Stimme, die durch den ganzen Raum klang. „Nur auf einen Augenblick," sagte Gerda, „ich bin schon im Begriff zu gehen." Joan ging hastig durch den Saal und öffnete die kleine Tür, die zur Bühne führte. „Nein, wie hübsch ist es hier," sagte er.

Der Raum hinter den Kulissen war ganz wie ein Zimmer eingerichtet mit großen Lehnstühlen und einer Bronzelampe und Blumen. „Ach, das sind nur einige Möbel aus meinem Zimmer," sagte Fräulein Gerda, „ein bißchen gemütlich mußte ichs Ihnen doch machen." „Und ‚die Dämmerung' haben Sie hierher gebracht," sagte Joan, der plötzlich Corots Bild vor sich an der Wand hängen sah. „Ja, ich dachte . . ." murmelte Gerda. Sie hielt inne, und verwirrt oder bewegt hatten sie beide einen Augenblick geschwiegen, als Erich Holstein in der Tür stand: „Guten Abend, gnädiges Fräulein. — Ich hab Joan schon gesagt," fuhr er fort, „daß ich mir erlauben werde, mich ganz einfach bei Ihnen zu Gast zu laden." „Sie sind herzlich willkommen, Herr Graf," sagte Fräulein Gerda und lächelte, obgleich sie im selben Augenblick überlegte, daß es bei Tisch sehr eng werden würde. „Aber ich komme erst nach dem Essen," sagte Holstein. „Wie Sie wollen, Herr Graf," sagte Fräulein Gerda und sie lächelte wieder — ohne es zu wollen. „Adieu." Und sie lief auf die Bühne hinauf. Von dort oben aber rief sie zu Joan hinunter: „Es wird gleich bei uns gegessen." Und fort war sie. Erich Holstein bewegte seinen Kopf hin und her wie in alten Tagen. „Hab nie gesehen, daß sie so reizend ist."

Plötzlich aber fiel es Joan ein, daß er nicht mit Haacke gesprochen habe. Und mit einem „entschuldige" lief er durch den Saal und war mit sechs Sprüngen oben vor Haackes Zimmer. Er riß die Tür auf und rief hinein: „Ich spiele Mendelssohn." „Was?" „Wir spielen Mendelssohn heut abend, das Konzert." Und er schlug Haacke die Tür vor der Nase zu. Als Joan zurückkam, saß Graf Erich mit Corots „Dämmerung" in der Hand. „Weißt du noch," sagte er, „dies Bild hast du dir immer in Paris in den Schaufenstern der Kunsthändler angesehen." „Ja," sagte Joan. Erich betrachtete das Bild noch immer. „Jetzt versteh ichs viel besser," sagte er mit seiner langsamen Stimme (während dieselben Schatten wie vorhin auf seiner Stirn sichtbar wurden): „Schönes Bild." Joan lächelte: „Fräulein Gerda hat es hierher gebracht," sagte er. „Wie in aller Welt kommen diese Leute zu solchem Bild," sagte Erich, „der Giftmischer versteht sich doch nicht auf so was." „Der Giftmischer?" „Ja, so wird er genannt." „Weshalb?" „Weiß ichs. Hierzulande gibts viele Spitznamen und er ist ja ein verhältnismäßig wohlhabender Mann." Graf Erich hing „die Dämmerung" wieder an ihren Platz. „Freilich ist die Kleine reizend," sagte er mit Überzeugung.

„Ich muß jetzt gehen," sagte Joan, „auf Wiedersehen und Dank, daß du gekommen bist." Er legte beide Arme um Erichs Schultern, bevor er ging. Erich stand in der kleinen Tür und rief hinter ihm her: „Ich hab dich noch nie so aufgeräumt gesehen." „Ich bin so froh, daß ich in Dänemark bin," rief Joan aus dem Saal zurück. „Aber willst du hier sitzen bleiben?" „Ja," sagte Erich, „man kann hier ruhig einen Whisky leeren." Joan war gegangen. Erich ging auf die Säule neben der Bühne zu und drückte auf den Knopf, der das Publikum hereinrufen sollte — es gellte durchs ganze Haus. „Einen Whisky," rief er dem hereintänzelnden Jensen entgegen. Erich Holstein saß allein in der trüben Beleuchtung und trank seinen Whisky, indem er auf seine eigenen Beine starrte.

Drüben bei Johansens wartete der Geschäftsführer am Aufgang zur Treppe. „Bitte, gehen Sie nur nach oben," sagte er und stieg hinter Joan die Treppe hinauf. „Hier sind viele Menschen," sagte Joan. „Ja, es sind viele geladen worden," sagte der Geschäftsführer. Kaufmann Johansen kam Joan auf der Türschwelle entgegen: „Wir danken Ihnen, daß Sie gekommen sind," sagte er, indem er Joans Hand in der seinen hielt, „es sind nur einige Freunde versammelt (das ganze Zimmer war voll), aber es hat wohl keinen Zweck, Ihnen die Namen zu nennen."

Alle hatten sich zur Tür gewandt, aber nur einen Augenblick. Dann sprach man weiter, während Herr Johansen die Nächsten vorstellte und zuletzt sagte er mit einer Bewegung der linken Hand, die aber gleich wieder zur Tasche zurückkehrte: „Und das ist mein Geschäftsführer." Es traten einige Gäste heran,

denen Johansen die Hand drückte, während ein breitschultriger Herr mit Vollbart und einer goldenen Uhrkette zu Joan sagte: „Ja, ja, Sie kommen weit umher — mein Name ist Lorentzen, mir gehört die Spinnerei," schob er wie in Parenthese ein — „aber für uns ist es natürlich ein großes Ereignis, einen Mann wie Sie kennen zu lernen." „Das ist meine Frau," fügte er ohne Übergang hinzu und zeigte auf eine Dame neben sich, die ein kugelrundes Gesicht hatte und deren glatt zurückgestrichenes Haar zu einer spitzen Frisur aufgesteckt war. „Heut abend wirds einen großen Andrang geben," meinte Frau Lorentzen.

Dort war Fräulein Gerda — dort in der Ecke neben einer Dame in Blau. Joan hatte schon zweimal hinübergegrüßt, ohne daß sie es gesehen hatte und jetzt sagte er recht laut: „Guten Abend, Fräulein Johansen." Und Fräulein Gerda antwortete — und machte eine Bewegung mit dem Kopf, die so reizend schnippisch ausfiel, weil sie verlegen war: „Guten Abend."

Joan wollte auf sie zugehen und wurde im selben Augenblick von einem kleinen Herrn im Smoking, mit rotgeränderten Augen hinter einem Kneifer aufgehalten, der zu ihm sagte: „Ich bin der Arzt — hoffentlich werden Sie keinen Gebrauch von mir machen . . ." Und sehr rasch fuhr er fort: „Ja, die Gegend hier ist schauderhaft. Aber wo ist es übrigens hierzulande nicht schauderhaft, wenn man nicht in Kopenhagen sein kann? Na, unsere teure Gegend bekommen Sie ja glücklicherweise nicht zu sehen." „Ich bin schon auf dem Berg gewesen," sagte Joan.

„Nein, wirklich," fiel eine kleine und magere Dame ein, mit einem Blumenstrauß überm Ohr, vor der der Doktor geschwind eine leichte Verbeugung machte: „Das ist meine Gnädige," sagte er zu Joan. „Der Berg ist der beste Witz der Gegend," sagte die Frau des Doktors, während Frau Lorentzen ihre eigenen, etwas losen Mundwinkel einzusaugen schien und Fräulein Gerda hinzutrat.

„Guten Abend, Fräulein Johansen," sagte Joan wieder, und sie reichten sich die Hände beim Doktor vorbei. „Wir haben auch eine schöne Aussicht von der Spinnerei," sagte Frau Lorentzen, „wir können ganz bis zur Kirche von Ribe sehen." „Dort," sagte der Doktor und lachte, „empfing König Waldemar die Königin Dagmar."

Fräulein Gerda sagte und sie sprach langsamer als die anderen: „Vom Kirchturm in Ribe hat man solch weiten Blick." In einem der Nebenzimmer hatte das Telephon geklingelt und es klingelte ohne Aufhören. „Es ist wegen Billette," sagte der Geschäftsführer, der am Hörer gewesen war. „Es sind aber keine mehr da," sagte Gerda. „Nein, wir haben keine mehr," rief die Dame in Blau, neben der Gerda gestanden hatte. Und alle lachten vergnügt über die rege Teilnahme am Konzert, als wäre es ein Sieg für sie alle.

Während Fräulein Gerda ans Telephon ging, sprachen alle mit hellen Stimmen durcheinander: die Leute könnten sich auch rechtzeitig um Billette

bemühen . . . immer erst im letzten Augenblick. „Hätten wir gewußt, daß die Gegend endlich einmal aufwachen würde," sagte die Frau des Doktors zu Joan, „hätten wir das gewußt, dann hätte der Musikverein es sich nicht nehmen lassen, Sie einzuladen — aber unsere Kasse ist mager. Mein Mann ist im Vorstand und ich bin Kassiererin." „Gerda aber ist ein Blitzmädel," rief ein dicker Herr über alle Köpfe hinweg, während die Frau des Arztes fortfuhr: „Sie bleiben doch bei dem angezeigten Programm?" Joan lachte, indem Fräulein Gerda wieder in der Tür erschien. „Nein, gnädige Frau," sagte er, „ich hab das ganze Programm geändert." „Das kann Ihr Ernst nicht sein? Wir Musikmenschen haben uns gerade so auf Bach gefreut." „Doch," lachte Joan, während die Dame in Blau zu dem dicken Herrn sagte: „Ich finde, er ist großartig." „Vater, Vater," rief Gerda Johansen durch den Lärm, „es sind Holcks vom Fischteich. Aber sie können doch nicht mehr zugelassen werden?" „Nein, nein, das können sie nicht," rief die blaue Dame. „Nein, nein, ist viel zu spät," rief der dicke Herr.

Und es wurde wieder gelacht, bis Joan plötzlich zu Gerda hinüber sagte — als würde er vom Lachen und von der Freude angesteckt —: „Doch, doch, Fräulein Johansen, lassen Sie mich ans Telephon." „Was wollen Sie?" „Ans Telephon. Für die Leute muß Platz geschafft werden."

Alles hatte aufgehört zu lachen und man sah sich lächelnd an, während Joan ins andere Zimmer ging. Und man fing wieder an zu sprechen, von Joan, während alles durcheinander rief: „Er ist furchtbar nett," sagte die Dame in Blau und stemmte beide Hände in die Seiten, während die Frau des Arztes auf Kandidat Ussing losschoß und ihm in sein bartloses Gesicht schrie: „Ich war von vornherein dafür, daß der Musikverein ihn auffordern sollte. Finden Sie nicht auch, daß ihm eine Fülle von Musik im Gesicht geschrieben steht?" Der Direktor der Hochschule, der zwischen zwei großen Männern stand, die hochschließende schwarze Gehröcke trugen, sagte: „Wie hübsch ihm seine Muttersprache von den Lippen fließt." Der dicke Herr aber, der schwitzend von einem zum andern lief, sagte zum Geschäftsführer: „Famoser Mensch, was, Petersen?" Der Geschäftsführer antwortete nicht (er stand so, daß er durch die Tür Joan und Gerda sehen konnte, die durch die Zimmer gingen), eine kleine Dame aber, die neben ihm stand, legte ihre gefalteten Hände gegen die Wange und sagte „Ach, wie ist es hier heut himmlisch . . . gerade als ob ein Fest in der Luft läge." Und als Kaufmann Johansen vorbeiging, faßte sie ihn am Arm und sagte halblaut und hastig: „Vielen Dank, daß Sie an mich gedacht haben."

Joan blieb vor dem Tisch im Eßzimmer stehen: „Hier sollen Viele sitzen." „Hu, ja," sagte Gerda und zog die Schultern hoch und zog sie zusammen wie jemand, der in kaltes Wasser soll: „ich wollte, sie säßen erst." „Haben Sie Angst?" lächelte Joan. „O nein," sagte Gerda, und sie kamen zum Telephon.

Sie schlossen die Tür, so daß die Stimmen von drinnen nur gedämpft herein-

klangen. „Welche Nummer?“ fragte Joan. „Wir müssen erst vom Geschäft aus mit dem Amt verbunden werden,“ sagte Gerda und Joan klingelte. „Ich telephoniere sehr schlecht,“ sagte Joan. „So?“ Und sie lachten beide. „Das Amt,“ rief Joan ins Telephon hinein und das Amt meldete sich. „Wie heißen die Leute,“ fragte Joan, der mit dem Hörer stand. „Holcks vom Fischteich,“ sagte Gerda, als souffliere sie. „Fischteich“ aber konnte Joan nicht sagen. „Fischteich,“ wiederholte Gerda und begann ganz leise zu lachen. „Füschteich,“ sagte Joan ins Telephon. Der Fischteich meldete sich. „Wer spricht?“ fragte Gerda und streckte ihren kleinen Kopf vor. „Eine Damenstimme,“ gab Joan flüsternd zurück. „Was sagt sie?“ „Mit wem sie spricht,“ flüsterte Joan, und ihre Gesichter waren einander ganz nahe. „Mit Joan Ujhazy,“ rief Joan hinein. „Was sagt sie?“ flüsterte Gerda mit strahlenden Augen. „Ja, mit Joan Ujhazy,“ wiederholte Joan am Telephon. „Was sagt sie?“ fragte Gerda wieder und sie schüttelte sich vor Vergnügen wie ein Kind. „Sie können dicht am Podium sitzen,“ rief Joan hinein. „Adieu,“ sagte Joan und klingelte ab. „Werden die erstaunt sein!“ sagte Gerda. „Ja, das waren sie,“ sagte Joan, dessen Hand noch auf dem Telephon lag.

Fräulein Gerda sagte und blickte vor sich hin: „Sie sind gewiß sehr gut.“ „Weshalb?“ „Ja, das glaub ich,“ sagte Fräulein Gerda und nickte langsam und ernst. „Heut bin ich gut,“ sagte Joan und sprach ebenso leise wie sie. Es war eine Weile still. „Dies ist Ihres Vaters Zimmer,“ sagte Joan und blickte von dem alten Sofa zu dem großen Geldschrank. „Ja, dies ist Vaters Zimmer,“ wiederholte Fräulein Gerda. „Aber wir müssen zu Tisch gehen,“ unterbrach sie sich und eilte ins Eßzimmer. „Können wir zu Tisch gehen?“ fragte sie ihre Tante, die im Eßzimmer beschäftigt war. „Gleich.“

Und Gerda ging zu den anderen hinein und auf die blaue Dame zu: „Gott, wenn sie nur erst alle säßen,“ sagte sie und schob ihren Arm unter den der anderen. „Ach was,“ sagte die blaue Dame, „die merken es gar nicht, wenn sie mit den Knien gegen ein paar Tischbeine stoßen;“ und als Joan im selben Augenblick vorbeiging, wandte sie sich zu ihm: „Sie wissen gar nicht, wie wir beide uns gefreut haben!“ sagte sie und mit einem Seufzer fügte sie hinzu: „Wenn sie nur stillsitzen können!“ „Aber Ida!“ sagte Gerda. „Na ja, so wenig wie man hier an Musik gewöhnt ist!“

Der Direktor der Hochschule, der einige Schritte von ihnen entfernt stand, sagte: „Man ist doch an Gesang gewöhnt.“ Und die blaue Dame stellte den Direktor vor, als eine muntere und etwas heisere Stimme von der Tür erklang: „Nee, weißt du, Johansen, hier kneifts aber mit dem Platz.“ Es war der Zwillingsbruder des dicken Herrn, der hereintrat. Er war ebenso beleibt wie sein Bruder, und sein runder Kopf war mit der Maschine geschnitten. „Ach so, der ist hier,“ sagte er, als er seines Bruders ansichtig wurde, „da ist

es freilich kein Wunder, daß es so eng ist." Alle lachten, während der Dicke durch die Gruppen ging. „Ah, da haben wir ja unseren Konzertgeber," sagte er zu Joan: „Herzlich willkommen! Gesehen hab ich Sie schon — denn ich will Ihnen sagen, in so einem Nest ist die Bevölkerung stets an den Fenstern, wenns was zu sehen gibt . . . Mein Name ist Uhrmacher Larsen, Vorstand des Handwerkervereins. Wir haben's nicht riskiert, Sie zu engagieren und nun haben wirs Nachsehen — was, Gerda, nicht? . . . denn Sie geben natürlich Überschuß, Herr Konzertgeber —"

Der Uhrmacher trocknete sich seinen Kopf ebenso wie sein Zwillingsbruder, der Tabakshändler. „Nu kommts also drauf an, daß wir was von Ihrem Musizieren verstehen," sagte er und lachte, „denn wir sind ja allesamt nur Bauern, obgleich der Musikverein für unsere Erziehung sorgt — soweit die Mittel reichen." Einige Herren fingen an zu lachen, Herr Johansen aber sagte, mit etwas erhobener Stimme: „Ich bitte zu Tisch." „Herzlich gern," sagte der Tabakshändler, und während sich alle etwas schweigsam in Bewegung setzten, bot Joan Fräulein Gerda den Arm. „Nein," sagte Gerda, „bei uns wird nicht zu Tisch geführt." „Papperlapapp," sagte der Uhrmacher, „der Vorstand muß neben dem Konzertgeber sitzen, das fehlte gerade . . ." Und während er in kurzen Stößen lachte, das wie Stöhnen klang, schob er Gerdas Arm unter Joans: „Sie ist mein Patenkind, will ich Ihnen sagen, und 'n Mädel mit Verstand."

Man war ins Eßzimmer gekommen, wo man sich gegen die Wände drücken mußte und mit den Stühlen zusammenstieß. Unten im Zimmer war ein wahres Gedränge. „Nur ruhig," sagte der Kaufmann mit seiner bedächtigen Stimme, „wir werden schon alle Platz finden." Einige saßen. „Nein, nein, Frau Lorentzen," rief der eine Zwilling, „hier herüber. Wir müssen uns wie in einem Char-à-bank verteilen, gleiches Gewicht auf beiden Seiten." Alles lachte und die Stühle scharrten. Der Direktor, der sich in der Nähe von Joan hielt, sagte: „Platzmangel kennen wir von der Hochschule her; dort wollen wir auch immer gern soviel Freunde wie möglich auf einmal bei uns sehen." „Es ist erreicht," sagte der Tabakshändler, der seine dicken Beine glücklich neben Frau Raabels dünnes Untergestell angebracht hatte, wobei der halbe Tisch bebte. „Sie haben ja Angst," flüsterte Joan, der plötzlich Fräulein Gerdas Arm in seinem zittern fühlte. „Ja," sagte sie fast atemlos und sah zu ihm auf. Ihre Augen waren ganz leer vor Schreck. „Wenn sie nur erst säßen," sagte sie wieder. „Aber sie sitzen ja schon," sagte Joan so leise wie vorher (wie sie einem Vögelchen glich). „Und Sie," sagte sie und wandte die Augen fort, „Sie sind ja auch nicht so — — an unsere Sitten auf dem Lande gewöhnt." Joan wußte kaum, daß er ihre Hand erfaßt hatte: „Wollen wir uns nicht setzen?" sagte er. „Nee, nee, Petersen," rief der Uhrmacher vom anderen Tischende her: „Der

Konzertgeber muß zwischen den Vorstandsdamen sitzen." Und der Geschäftsführer verließ den leeren Stuhl neben Gerda, während die blaue Dame heraufrückte.

„Nun sitzen wir großartig," sagte sie und zog ihre Handschuhe aus. Gerda hatte eine Sekunde dem Geschäftsführer nachgesehen. „Ja, Frau Großartig," sagte sie und lachte plötzlich nach all der Angst. „So nennt sie mich immer," sagte die blaue Dame. „Ja," sagte Gerda, „denn sie sagt immer „großartig". Die Dame lachte, daß all ihre weißen Zähne sichtbar wurden. „Na ja, ist es denn nicht auch großartig in Dänemark?" „Ja, das ist es," sagte Joan. „Aber wir müssen essen," sagte Gerda.

Rings herum wurde gegessen und nur wenig gesprochen, während die Gabeln bedächtig klirrten. „Schenken Sie sich ein," sagte Herr Johansen, der nur seine Nachbarn und seinen Teller im Auge behielt — wie ein Wirt, der weiß, daß eine Sache von selbst geht, wenn sie erst mal in Gang gekommen ist. Zwei Mädchen mit schwarzen Hauben reichten die Schüsseln herum, während die Tante, knochig und dünn, hin- und herging. „Setz dich doch, Tante," flüsterte Gerda. „Im übrigen aber ist mein Name Frau Jespersen," sagte die blaue Dame. „Pastorin Jespersen . . . das heißt, mein Mann ist Kaplan an der lutherischen Kirche." „Aber der Herr Pastor ist nicht hier?" „Nein," sagte Frau Jespersen, „gerade als wir hierher gehen wollten, wurde er zu einem Sterbenden gerufen." „Ach ja, denken Sie sich nur," sagte Gerda, „zu dem alten Fräulein Luckow. Sie war die erste, die sich ein Billett zu Ihrem Konzert nahm: den will ich Alte auch hören, sagte sie, obgleich sie sonst so bescheiden lebt." Fräulein Gerda öffnete die Augen, so daß sie noch größer erschienen: „Und gerade heut mußte sie sterben."

Joan betrachtete ihr Gesicht: wie leicht sie die Farbe wechselte, sie konnte ganz weiß werden, bis über die Stirn hinüber. „Wie seltsam," sagte er.

Die Unterhaltung begann ringsherum lebhafter zu werden, während Frau Jespersen sagte: „Und nun bekommt mein Mann Sie vielleicht auch nicht zu hören. Denn er pflegt gewöhnlich zu bleiben, bis es vorbei ist." „Ja," sagte Gerda und nur Joan hörte es, während Frau Jespersen in einem anderen Ton, gleichsam seufzend, fortfuhr: „Und gar zu häufig wird nicht nach ihm geschickt." Sie schwieg eine Weile und begann dann wieder: „Hier in der Gegend sterben die Menschen übrigens meistens sehr ruhig." „Ja," sagte der Direktor, der ihr schräg gegenübersaß: „die Menschen werden hier in der Regel alt. Und wenn sie sterben, ist es, als ob Er dort oben sie zur richtigen Zeit abgerufen habe." Als sie einen Augenblick schwiegen, hörten sie Frau Raabel mit Kandidat Ussing (der ihr recht nah saß) über Mendelssohn sprechen.

„Ja, Herr Graf," sagte der Doktor, der die Gelegenheit ergriff, zu Joan: „wir spielen häufig Mendelssohn im Musikverein. Wir müssen uns hier in der Gegend ja leider an die leichtfaßliche Musik halten." „Denn unser eigener Ge-

schmack ist mehr César Franck," sagte Frau Doktor Raabel, die sich unablässig mit einem gemalten Fächer zufächelte: „aber das muß leider unser Privatvergnügen bleiben." „Wir können ja nicht alle in der Musik ausgebildet sein, Frau Raabel," sagte Frau Lorentzen über den Tisch hinüber.

Die beiden Damen lächelten sich zu, bis Frau Raabel etwas hastig zu Mendelssohn zurückkehrte, und von dem Kapellmusikus Green und dem Finale des Konzertes sprach, das er voriges Jahr im Musikverein gespielt hatte. „Es war ein großer Genuß," sagte sie. Joan beugte den Kopf etwas vor und sagte: „Das Konzert von Mendelssohn spiele ich heut abend, gnädige Frau." Gerda hatte den Kopf gebeugt: „Spielen Sie es wirklich?" „Ja," sagte Joan, und Gerda wußte nicht, weshalb er lachte. „Extra?" „Ja, Fräulein Gerda, extra."

Die Frau des Doktors sagte: „Es ist die Musik der Freude." „Oder der Erwartung," sagte Frau Jespersen.

Joan aber verstand das Wort nicht, und Fräulein Gerda mußte es erklären. „Ich spreche sehr schlecht dänisch," sagte er. „Sie sprechen ausgezeichnet," antwortete Frau Jespersen, und der Direktor, der alle Sätze unnötig in die Breite zog, fiel ein: „Es will mir im Gegenteil scheinen, als müsse man bewundern, wie hübsch Sie Ihre Muttersprache bewahrt haben."

Joan sagte und sah vor sich hin: „Meine Mutter sprach die dänische Sprache gewiß sehr hübsch, das hab ich heut schon mehrmals bei mir gedacht. Aber ich kann nur äußere Dinge sagen . . ." „Äußere Dinge," sagte Frau Jespersen und lachte. „Ja," fuhr Joan in einem andern Ton fort: „ich kann nicht sagen, was ich denke."

Gerda meinte — und es entfuhr ihr hastig —: „Ich verstehe aber sehr gut (und plötzlich beugte sie ihren Kopf tief über den Teller) was . . . Sie sagen . . ." Frau Jespersen aber meinte, während sie aufhörte zu essen: „Ach, kann man überhaupt sagen, was man denkt? Mir ist es noch nie gelungen, meinem Mann zu sagen, wie lieb ich ihn habe." „Tja, Gerdachen," sagte der Tabakshändler Larsen: „wir Unverheirateten verstehen uns nicht auf die Liebe." Die Doktorsfrau aber, die das Musikthema und den Kandidaten im Stich ließ, sagte lächelnd: „Trotzdem sprechen Sie nie von was anderem, Herr Larsen." „Nur beim Punsch, kleine Frau . . . wovon sollten wir Mannsleute auch sonst reden — nich, Lorentzen — und die Frauensleute hören gar zu gern durch die Türritze zu." Gerdas Augen suchten den Vater. Johansen aber erfüllte am anderen Tischende bedächtig und sicher seine Wirtspflichten, wie eine Kontorarbeit an seinem Pult.

Der Direktor sprach mit den beiden Männern in den hochschließenden, schwarzen Gehröcken von einer Ausweisung aus Schleswig, der Uhrmacher aber hob sein Glas — denn es wurde in seiner Umgebung noch immer von Musik gesprochen,

wovon er nichts verstand — und sagte: „Na, also willkommen, Herr Konzertgeber . . .“ „Larsen,“ unterbrach Johansen ihn und hob seinen Kopf. „Du brauchst keine Bange zu haben, Johansen,“ fuhr der Uhrmacher fort . . . „'ne Rede will ich gar nich halten. Das hat Gerda ja verboten.“ Frau Jespersen fing an zu lachen, Gerdas Kehle aber ging auf und nieder, während sie blutrot geworden war. „Ja, freilich hat sie das,“ bekräftigte der Uhrmacher, der sich nicht stören ließ. „Aber ich wollt auch nur sagen — willkommen, Herr Konzertgeber. Sie sind in ein bescheidenes, aber in ein gemütliches, kleines Land gekommen, wo das Herz gut ist und an Verstand fehlts auch nicht. Und wir sind zufrieden mit uns selbst und freuen uns an anderen. — Prost, Herr Konzertgeber.“

Alle hoben ihre Gläser, als Joan plötzlich eines schwarzen Kopfes auf der anderen Seite des Tisches ansichtig wurde und eine etwas knarrende Stimme sagen hörte: „Willkommen aus Europa, Graf Ujhazy.“ „Wer war denn das?“ sagte Joan hastig. Die Stimme hatte „Ujhazy“ so merkwürdig richtig ausgesprochen. „Das ist Mephisto,“ sagte Frau Jespersen. Joan aber sagte halblaut — und seine Augen lachten —: „Fräulein Gerda, weshalb durfte Herr Larsen nicht reden?“ Fräulein Gerda stemmte die Hand gegen die Tischkante: „Ach, das ist gar nicht wahr, Larsen ist so nett . . . aber heute . . .“ Sie hielt inne, Joan aber sagte und wußte, daß er ihre Gedanken erraten hatte: „Ich finde es hier ja gerade so wunderschön.“ „Finden Sie?“ Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, so daß es Joan schien, als habe er sie den ganzen Tag noch nicht lächeln sehen. Und kurz darauf sagte er: „Hier ist ja Dänemark.“

Plötzlich begegneten seine Augen denen des Geschäftsführers. „Wie heißt Ihr Geschäftsführer?“ fragte er. „Er heißt Petersen,“ sagte sie wie jemand, dessen Gedanken weit fort sind. „Er hat ein Paar entschlossene Augen,“ sagte Joan, während Frau Jespersen hinzufügte: „Und einen stillen Willen.“ Fräulein Gerda sagte nichts . . . saß nur mit gebeugtem Kopf da. Plötzlich aber sagte Joan, als kehre er zu einem früheren Gedankengang zurück: „Was bedeutet ‚hold?‘“ Er hatte sich an Frau Jespersen gewandt, die lachend sagte: „Hold? Wie kommen Sie darauf? Hold?“ fuhr sie fort: „hold . . . ist das nicht hübsch, oder was ist es eigentlich, Gerda?“

Auch Joan hatte seine Augen auf Fräulein Gerda gerichtet, oder hatte er sie vielleicht die ganze Zeit angesehen? Gerda aber sagte nur (und es war, als ob ihre Augen plötzlich nur Blicke für eine große Schüssel mit grünen Erbsen hatten, die etwas sonderbar in der Hand des Uhrmachers schwankte): „Ich weiß es nicht“ — und sie hielt einen Augenblick inne — „ja, es bedeutet wohl hübsch.“ „Nein, nicht hübsch,“ sagte Joan und hielt seinen Blick unverwandt auf sie gerichtet: „es ist mehr als hübsch.“ „Der Direktor wird es wissen,“ sagte Frau Jespersen und sie fragte ihn danach. Der Direktor meinte, daß es nicht so leicht zu erklären sei . . . „Aber das Wort ‚hold‘ trifft man meistens in alten

Weiſen ...“ „Wie kommen Sie darauf?“ fragte Frau Jeſperſen. „Hold?“ fuhr der Direktor fort, „iſt ein gutes nordiſches Wort vom Weibe.“ Und er zitierte viele Verſe mit „hold“. „Aber wie kommen Sie darauf?“ wiederholte Frau Jeſperſen lachend. „Ich hab es aus einem alten Lied,“ ſagte Joan und ſeine Augen ruhten noch immer auf Gerda. „Ich kenne viele alte Lieder, die meine Mutter geſungen hat — und Ane.“ Plötzlich lächelte Gerda: „Joſſe,“ ſagte ſie und wollte aufblicken und tat es nicht, „wie hübſch das klingt ...“ Der Direktor hatte einen großen Vorrat von „hold“, ſo daß es war, als ob ſeine Verſe die ganze Geſellſchaft mit einem Ring umſchloſſen. Plötzlich ſchob der Herr, den Frau Jeſperſen „Mephiſto“ genannt hatte, ſeinen Kopf vor und ſagte: „Auf franzöſiſch, Graf Ujhazy, gibt es ein gleichwertiges Wort: c'est charmant.“ Es war, als ob das franzöſiſche Wort Joan geweckt habe. „Oui, monsieur,“ ſagte er und lächelte von neuem: „La charmante — charmante c'est ça.“

Der Uhrmacher aber, der nicht ſo ſprachkundig war, hob ſein Glas: „Was meinſt du zu dieſer Traube, Lorentzen, he? Und du, Doktor ...?“ „Tja,“ fuhr er zu Joan gewandt fort, „hier duzen wir uns alleſamt, Herr Konzertgeber, wie in einer großen Familie. Denn die meiſten von uns haben das Neſt hier als kahles Feld gekannt ... Hier ſtand vor neunzehn Jahren nicht viel mehr als deine Baracke — was, Johanſen, und die war nur winzig.“ „Aber wir haben uns auch keine Mühe verdrießen laſſen, proſt, Frau Lorentzen ...“ „Wie lange ſteht die Spinnerei eigentlich?“ ſagte Lorentzen. „Ich denke, fünfzehn Jahre,“ ſagte ſeine Frau. „Stimmt,“ ſagte der Tabakshändler, „fünfzehn Jahre, denn ſie wurde in dem Jahre errichtet, als deine Frau ſtarb, Johanſen ... damals ſtanden hier nur neun Häuſer, außer dem Wirtshaus und der Meierei.“ „So früh iſt Ihnen die Mutter geſtorben?“ ſagte Joan. „Ja.“ „Als Sie ſieben Jahre alt waren.“ „Ja, ſieben Jahre.“ „Dann bekam die Sache aber Schwung — Häuſer flogen nur ſo aus der Erde — nee, deſſen können Sie ſich nicht erinnern, Peterſen, denn Sie ſind ja wie 'n neugeborenes Kind hier am Ort ...“

Der Doktor ſagte, daß er ſeit neun Jahren hier wohne, damals aber ſei ſchon eine Straße dageweſen ... „Aber die Hochſchule iſt doch ſchon länger hier, nicht wahr?“ ſagte die Doktorsfrau und ſenkte ihren gemalten Fächer vor dem Direktor. „Ja, die Hochſchule hat immer hier an der ſchleswigſchen Grenze geſtanden.“ „Wie lange iſt der Geſchäftsführer hier?“ fragte Joan. „Ich glaube — zwei Jahre,“ ſagte Gerda. „Eine Straße war hier,“ lachte der Uhrmacher, „aber weißt du noch, wie ſie ausſah, Lorentzen?“

Alle lachten beim Gedanken an die Straße. „Ja, die war ſchlimm,“ ſagte Lorentzen. „Sie iſt noch ſchlimm,“ ſagte Johanſen an ſeinem Tiſchende. „Das unterſchreib ich,“ ſagte der Tabakshändler, „und du biſt doch der Vorſitzende im

Gemeinderat." Alle sprachen von Häusern, die gebaut, von Grundbesitzen, die erworben worden waren, von Leuten, die sich angesiedelt hatten. „Ja," sagte Frau Lorentzen zu Joan, „wir fingen mit sieben Arbeitern an." „Und jetzt beschäftigen wir ein und ein halbes Hundert," sagte ihr Mann.

Man fuhr fort — und doch bedächtig — von der Apotheke, dem Telephongebäude und der technischen Schule zu sprechen. „Jetzt geht die Unterhaltung wie geschmiert," sagte der Tabakshändler und lachte. „Aber etwas vom Schönsten ist der Kirchhof," sagte der Uhrmacher. „Als der angelegt wurde, hatte ich aber auch im Gemeinderat zu sagen . . ." „Ja," sagte Johansen und hob seinen Blick, „das hattest du." „Prost, Petersen," sagte der Tabakshändler, „haben Sie Ihren Mund verloren?"

Die Unterhaltung floß lebhaft. Frau Jespersen wandte ihr Gesicht Joan zu: „Ach ja, schön wars, wie wir als junge Eheleute hierherkamen und so mitten drin lebten, wo gehämmert und gemauert und gegraben und gebaut wurde. Des Morgens zu erwachen und zu sehen, wie Mauersteine auf Mauersteine gefügt wurden in roten Reihen . . . Jeden Morgen das Fenster zu öffnen und die klingende Maurerkelle zu hören. Wissen Sie, ich finde, es gibt in der ganzen Welt keinen schöneren Laut als den kleinen hastigen Laut der Maurerkelle . . . Finden Sie nicht auch, es ist, als klänge alles heraus, was entstehen soll . . ." Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit veränderter Stimme fort: „Mein Mann und ich haben manchen Morgen am Fenster gestanden — denn wir haben solch herrliches Fenster im Giebel, obgleich es nach Norden liegt — und haben zugesehen, wie genagelt und gekleistert und gehämmert wurde — mitten in der Sonne. Und wissen Sie was, das Schönste waren doch die grünen Flecke in der Ferne, die mitten zwischen dem Heidekraut grünten. — Ach ja," schloß sie, „es war dennoch eine gesegnete Zeit." „Dennoch?" fragte Joan. Frau Jespersens Gesichtsausdruck hatte sich verändert. „Ja, dennoch," wiederholte sie.

Plötzlich aber lachte die Pastorsfrau wieder: „Aber alles das können Sie natürlich nicht nachempfinden," sagte sie. „Doch," sagte Joan still. „Es ist ja das Vaterland meiner Mutter." „Und Sie kennen den Grafen auf Højerup?" fuhr Frau Jespersen fort. „Woher wissen Sie das?" sagte Joan und lachte. „Er hat Sie ja besucht. Wozu hat man denn sein Telephon . . .?"

Es wurde immer lauter von Gemeinderat und Banken und Sparkassen gesprochen. Jetzt gab es deren drei am Ort. Joan aber sagte still und beugte sich zu Fräulein Gerda: „Und in all diesem haben Sie gelebt?" „Ja." „Ihr Leben gelebt," sagte Joan. Frau Jespersen aber, die es gehört hatte, sagte: „Ach, Gerda hatte darin gelebt und auch wieder nicht. Ich finde, du bist teils dabei und teils nicht dabei. Es ist immer, als ob etwas von dir abseits lebte . . ." „Ich weiß nicht," sagte Gerda, „aber ich finde, daß das, was man sieht, nie so

merkwürdig ist wie . . ." „Wie was?" lachte Frau Jespersen. „Wie das, was man sich denkt," sagte Gerda. „Das ist wahr," sagte Joan. „Ja, Kinder, das mag sein, denn es gibt wohl nur ein merkwürdig Ding in dieser Welt," sagte Frau Jespersen. „Und was ist das?" fragte Joan und lächelte. „Wenn zwei sich liebhaben," sagte Frau Jespersen und sie leerte plötzlich ihr Rotweinglas, als tränke sie auf jemandes „Wohl".

„Sie sollten sich setzen, Fräulein Johansen," wandte sie sich an die Tante, die noch immer hin und her ging — wie in einer ererbten Unruhe aus der Zeit, als die Frauenzimmer nicht mit bei Tisch saßen. „Sie sind eine Lebensphilosophin, Frau Pastor," sagte Joan. Frau Jespersen antwortete: „Ja, nicht wahr? wer seßhaft ist, hat Zeit zum Leben." „Ja," sagte Joan. „Henrik sagt immer," fuhr Frau Jespersen fort und sie fing wieder an zu essen, „wenn man immer herumläuft, läuft man dem Glück davon . . . und sich selbst auch," fügte sie mit vollen Backen hinzu. „Was meinen Sie dazu, Fräulein Gerda?" fragte Joan. Frau Jespersen aber lachte: „Ach, Gerda, die läuft nicht . . . die hat nur Lust zum Laufen . . . Wenn sie zum Beispiel in unserm Verein Theaterspielen soll. Sie hat drei Rollen gehabt . . ." „Nein, laß doch," sagte Gerda. „Um die sie selbst gebeten hatte," fuhr Frau Jespersen fort, „und sie hat keine davon gespielt." „Aber weshalb denn nicht?" fragte Joan. „Wenn die Proben kamen — — hatte ich keinen Mut," sagte Gerda. „Ja," sagte Frau Jespersen, „so ist ihr Charakter . . . und darum wird sie auch nie heiraten . . ." „Nicht?" Das leise Wort war Joans Lippen entschlüpft.

Man sprach noch von dem neuen Turnergebäude, wo ein Schauturnen stattgefunden hatte und von den Versuchsäckern der landwirtschaftlichen Schule und wieder von der Spinnerei — als Frau Lorentzen sagte: „Wir Freunde aber kennen den Keim und den Kern, denn schließlich hat sich unsere Stadt doch nur um die Hochschule herumgebildet."

Und plötzlich sprach alles von der Hochschule und das Gespräch schlug über dem Direktor zusammen, der vielleicht im stillen auf seine Zeit gewartet hatte, jetzt aber nur mit einem Nicken über seiner weißen und breiten Brust sagte: „Der Herr Graf wird unsere Schule wohl kaum kennen?" Joan aber sagte, daß diese Hochschule doch in ganz Europa bekannt sei. „Man kann vielleicht sagen, in der ganzen Welt," sagte der Direktor, „ja, Gott sei Dank, wir haben viele Freunde, und unsere größte Freude ist zu sehen, wie sie unser Werk fortsetzen." Und er sprach von dem verstümmelten Finnland, das ihnen viele Lehrlinge geschickt hätte. Er sprach sehr schlicht (aber dennoch schwiegen alle) und er erzählte Joan (vielleicht mit einem kleinen Lächeln, als unterrichte er einen sehr Unwissenden), daß besonders im Sommer, wenn die Kurse für Burschen und Mädchen abwechselten, sowohl aus Holland wie aus England Leute kämen. „Vor zehn Jahren kam sogar ein Inder." „Ja," sagte der

Direktor mit demselben Lächeln, „er hatte ganz bis nach Indien von unserem Unternehmen gehört.“ „Die Inder,“ sagte Joan, „hören mehr als man glaubt. Ich habe einst einen Inder zum Freund gehabt.“ „Wirklich?“ sagte Gerda, die ihren Kopf gewandt hatte. „Ja, als ich eine Schule in Paris besuchte.“ Gerda saß einen Augenblick nachdenklich. „An wieviel verschiedenen Orten Sie gelebt haben!“ sagte sie. „Es war merkwürdig,“ fuhr der Direktor fort, während alles schwieg, obgleich man dasselbe vielleicht schon häufiger gehört hatte, „es war merkwürdig, wie genau er alles wissen wollte und wie leicht er verstand . . . fremde Sprachen gehören ja nicht zu unserem Fach . . . aber es ging doch ganz gut und machte uns Freude . . . Und selbst unser Slöjd interessierte ihn.“ „Slöjd?“ sagte Joan, „was ist das?“ Er hatte eigentlich Gerda gefragt. Frau Jespersen aber antwortete: „Slöjd, das sind Holzschnitzarbeiten.“ „Wieviel die Leute hier lernen,“ sagte Joan. „Ja,“ sagte der Direktor und nickte, „wir möchten gern so weit kommen, wie wir nur irgend können — man kann das Vaterland ja auf so mancherlei Weise fördern. Das Wichtigste aber ist, die Herzen zu öffnen.“

Frau Doktor Raabel fragte den Direktor nach der Webschule und der Vorsteher antwortete breit und bedächtig: „Die Webschule ist bis jetzt erst ein Pfad, ein kleiner Pfad. Die jungen Mädchen aber haben viel Nutzen vom Weben. Sie weben ihre Aussteuer, sie weben ihre Brautleinen — sie weben ihr Heim. Der Webstuhl ist vielleicht dazu ausersehen, den heimatlichen Herd von neuem zu errichten . . .“

Joan hatte in Gedanken seinen Kopf auf die Hand gestützt, als er plötzlich zusammenfuhr: der Geschäftsführer hatte flüsternd aber scharf über den Tisch hinübergesagt: „Fräulein, Ihr Vater.“ „Ja,“ sagte Fräulein Gerda hastig und sah zum Vater hinauf, der ihr einen Wink mit den Augen gab. „Ach ja, ich vergesse meine Gäste ganz,“ flüsterte sie. „Ja, das tust du,“ sagte Frau Jespersen, „und das ist doch sonst nicht deine Art.“ „Nein,“ sagte Gerda ganz verwirrt. Joan aber sagte, während der Direktor weitersprach: „Der Geschäftsführer gibt auf Sie acht, Fräulein Gerda.“ „Oh . . . nein . . .“ „Oh, ja.“ „Ist er liebenswürdig?“ fragte Joan. „Er ist tüchtig,“ sagte Gerda und blickte auf ihren Teller. Und plötzlich fügte sie eifrig hinzu: „Ach, ich wünschte so sehr, daß er Vaters Kompagnon würde.“ „Weshalb?“ „Dann würde Vater etwas mehr entlastet — — und dann könnten wir leichter fortkommen und reisen . . .“ „Und Berge sehen,“ sagte Joan. „Ja,“ und Gerda lächelte, „und Ungarn.“ „Und die Treppe der Pariser Oper,“ lachte Joan. Gerda sah ihn an und verstand: „Diese Bilder verschafft der Buchhändler mir, wenn ich in Veile bin.“ Die andern sprachen noch von der Webschule. Der Direktor sagte — mit einer Handbewegung zu Herrn und Frau Lorentzen hinüber — : „Aber wir gehen auch Hand in Hand mit den Freunden von der Spinnerei.“

Und er sprach von den Zeichenstuben in der Spinnerei und von den künstlerischen Kräften, die Fabrikant Lorentzen für die Musterzeichnung engagiert habe — während Doktor Raabel lächelnd nach dem Befinden einiger Arbeiterinnen fragte und Lorentzen antwortete, indem er gleichzeitig von einigen neuen Arbeiterwohnungen sprach. „Und diese Bilder aus Veile betrachten Sie häufig?" sagte Joan. „Ja, oft, bevor es dunkel wird." „Das hab ich auch getan," sagte Joan, „zuhause." Sie schwiegen beide und hörten doch kaum, was die anderen sagten. „Ist Ihr Haus groß?" fragte Gerda und sah vor sich hin. „Ja, sehr groß." „Mit Türmen?" „Nein, ohne Türme. Aber vier Säulen stehen vor der Tür. Vier weiße Säulen." Gerda nickte: „Oh, Säulen sind hübsch." „Und wenn ich nun nach Haus komme, bin ich ganz allein in dem großen Haus." Gerda lächelte mit einem Lächeln, das verlöschte und nur zu einem Schatten auf ihrem Gesicht zu werden schien: „Allein mit Ane." „Ja, mit Ane."

Frau Jespersen, die bis zu den eingemachten Früchten gekommen war, die sie vergnügt genoß, sagte: „Gerda, dies ist das einzige Haus in der ganzen Gemeinde, wo man was Ordentliches zu essen bekommt. An anderen Orten muß man sich mehr mit geistigen Genüssen begnügen." Und sie fügte hinzu, zum Reisen zurückkehrend, denn das Spätere hatte sie nicht gehört: „Ja, Gerda möchte gern reisen. Als wir aber kürzlich mit dem Nachtzug zusammen nach Veile reisten und zu der Station kamen, wo umgestiegen werden mußte, kam sie uns in dem bißchen Gedränge abhanden, und als wir sie wiederfanden, zitterte sie vor Aufregung." „Prost, mein Kind," sagte Frau Jespersen und spülte die eingemachten Früchte hinunter. Die anderen sprachen noch von der Spinnerei und der Uhrmacher sagte: „Ist 'n herzerfreuender Anblick, die Rangen deiner Arbeiter zu sehen, Lorentzen. He, Doktor, das wär 'ne bequeme Krankenkasse für Sie ... Prost, Doktor! Donnerwetter, was haben Sie für feine Knöpfe in Ihrem Vorhemd ..." „Ja, nicht wahr?" sagte der Doktor und schob seine Brust vor, die mit zwei Porzellanknöpfen, auf denen gemalte Vergißmeinnicht prangten, geschmückt war: „Das ist das Werk der Gnädigen — —." „Tja, auf Malerei verstehen Sie sich, Frau Doktor," sagte der Tabakshändler. „Was für Bilder bekommen wir denn im Frühjahr in den Kunstverein?" Frau Raabel wußte es noch nicht. Sie hoffte aber etwas „Modernes" schaffen zu können.

Frau Jespersen wandte sich an Joan: „Woran denken Sie?" sagte sie, als gäbe sie ihm damit einen Puff in den Rücken. „Denken?" sagte Joan, „ich höre zu und denke an mein Heim." „Ach," sagte Frau Jespersen, „ich kenne von Ungarn nur Maurus Jokai und einen Czardas ..." „Ungarn ist nicht mein Vaterland," sagte Joan, „mein Vaterland ist nur eine Insel." „Eine Insel?" sagte Frau Jespersen, „was für eine Insel? Das klingt wie in einem Märchen." „Ja," sagte Joan und sprach leiser, „das Märchen von den Verfluchten." Gerda wiederholte: „Von den Verfluchten?" „Es ist eine serbische

Sage," sagte Joan und sah mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin, „von einer verzauberten Insel, auf der keine Frauen leben, obgleich alle Männer sich in Sehnsucht verzehren." „Weshalb holen sie sich denn keine Frauen?" sagte Frau Jespersen und lachte. „Das können Sie nicht, gnädige Frau," sagte Joan, „das Weib soll zu ihnen kommen, aber sie werden von den sieben Todsünden bewacht." „Schließlich aber kommt doch ein Weib?" fragte Frau Jespersen. „Ja, sagte Joan, „wenn ein Weib einen Mann lieben kann, der stumm und blind ist und keine Ohren hat — dann ist die Verzauberung gehoben." „Das kann ein Weib," sagte die Frau des Pastors plötzlich ernst. Sie schwiegen eine Weile. „Wo liegt Ihre Insel?" fragte Gerda. „In der Donau," sagte Joan und mit veränderter Stimme fügte er hinzu: „Aber auf der Landkarte ist sie nicht zu finden."

Und er erzählte, in langsamen Sätzen, daß sie auf der Grenze von vielen verschiedenen Ländern läge. Und er erzählte vom Schloß und vom Weinberg, wo die Veilchen im Frühling blühten, von der Mühle an der äußersten Spitze. Und von den Unglücklichen, die vom Gesetz ihres Landes vertrieben worden und die dort Zuflucht gesucht hätten. Joan fuhr fort zu erzählen, als spräche er mit sich selbst, oder als wüßte er nicht, daß ein anderer zuhörte. „Und diese Insel gehört Ihrem Geschlecht?" fragte Frau Jespersen. „Ja," sagte Joan: „sie ist seit sechshundert Jahren in unserem Besitz." „Und dorthin folgte Ihre Mutter Ihrem Vater — aus Veile." „Ja." Frau Jespersen saß eine Weile nachdenklich. Dann sagte sie: „Wie müßten zwei Menschen auf Ihrer Insel glücklich werden können." Erstaunt, wie bei einem neuen Gedanken, schlug Joan die Augen auf: „Glücklich?" Und gleich darauf fügte er hinzu: „Ja, das ist wahr." Gerda hatte nichts gesagt. Die Wimpern ihrer Augenlider aber zitterten wie bei jemand, der ins Licht sieht oder der im Begriff ist, in Tränen auszubrechen.

Von wechselnden Stimmungen hin- und hergeworfen, heftiger als er es bisher in seinem Leben gekannt hatte — und ohne daß er selbst recht wußte, wie und weshalb — erzählte Joan von neuem von seinem Heim, schroffer und kürzer: Von den Sprachen, die sich alle miteinander vermischten, und vom Haß, der hin und wieder ausbrach und zu Schlägereien zwischen den Verbannten führte. Und wie man den Boden plünderte, der niemandes Heimat war und den alle verfluchten. „Hu," sagte Frau Jespersen: „Sie schrecken uns ja mit Ihrer Insel." Joan aber, der eine Weile geschwiegen hatte, sagte: „Können Sie meine Gefühle nicht verstehen . . . seit ich Mutters freundliches Vaterland kennen gelernt habe . . ." „Doch, doch" sagte die Frau des Pastors. Und Joan, der wieder in einem anderen Ton sprach, sagte mit einem Lächeln. „Hier könnten Menschen glücklich werden, Frau Pastor." „Das ist wahr," sagte der Direktor, der nur halb gehört hatte: „in diesem Lande könnten alle glücklich

sein." „Aber," fuhr er fort: „die von der schleswigschen Grenze sind die Wache unserer Kraft." Er beugte sich zu den beiden Männern in den hochschließenden, schwarzen Röcken und zu den Frauen, am Tischende, die keine Miene verzogen.

Alles hatte einen Augenblick geschwiegen, als Fabrikant Lorentzen von einer Ausweisung aus Schleswig zu erzählen begann und die beiden Männer antworteten langsam, mit seltsam eintönigen Stimmen, als läsen sie die Worte von einem Buch ab. Joan hatte sich vorgebeugt und betrachtete die veränderten Gesichter längs der Tafel: „Wer sind die?" fragte er. Und Fräulein Gerda antwortete und ihre Stimme hatte einen anderen Klang: „Das sind die Schleswiger." Frau Jespersen fügte hinzu und sprach mit ganz verschleierter Stimme: „Es sind viele gekommen. Und die werden nun gewiß von den Gendarmen an der Grenze aufgeschrieben werden." Joan sagte — und er wußte selbst nicht, daß seine Stimme wie die der anderen klang —: „Meine Mutter und Ane sprachen häufig vom Krieg — sie waren damals Kinder, aber sie erinnerten sich dessen noch genau." Joan betrachtete wieder die Gesichter der Schleswiger. „Wie sie sich sehnen müssen!" sagte er. „Weshalb?" fragte Frau Jespersen. „Weil," sagte Joan (und Frau Jespersen verstand ihn nicht): „weil sie ein Vaterland haben und auf ewig davon getrennt sind."

Als ob nur das eine Wort „sehnen" sie erreicht hätte, sagte Gerda, und sah Joan dabei nicht an: „Hat Ihre Mutter sich sehr gesehnt?" „Ja," sagte Joan: „sie sehnte sich sehr." Und sie versanken beide in Nachdenken, so daß der Direktor seine Frage wiederholen mußte: „Unsere Umgebung bekommen Sie nun nicht zu sehen, Herr Graf." Das zweite Mal hörte Joan es und antwortete mit einer sehr hellen Stimme: „Doch, Herr Direktor, wenn ich wiederkomme."

Gerda hatte plötzlich beide Hände fast bis zur Gesichtshöhe erheben, während Frau Jespersen ausrief: „O, ja, kommen Sie im Sommer wieder! Dann ist es hier herrlich." Und der Direktor sagte: „Ja, Sie müßten das Land Ihrer Mutter im Sommer sehen!"

Alle griffen den Gedanken auf und redeten Joan zu und luden ihn ein — nur Kaufmann Johansen fuhr fort mit den beiden Frauen an seinem Tischende von den Ausweisungen zu sprechen. Sie saßen in ihren schwarzen Seidentaillen so flachbrüstig da, als seien auch sie zu Männern eingetrocknet. „Freilich, freilich, müssen Sie wiederkommen," rief der Uhrmacher: „wir wollen Sie gut aufnehmen." „Und in der Fabrik sind Gastzimmer," sagte Frau Raabel und beugte sich einschmeichelnd zu Frau Lorentzen hinüber. „Ja, wir haben Hausraum und Herzensraum," sagte Frau Lorentzen und nickte ihr zu.

Alle sprachen vom Sommer und von Ausflügen. „Das Schönste aber ist, auf dem Berg zu stehen, wenn die Sonne untergeht," sagte Frau Jespersen. Joan hatte gelächelt: „Und wo finden Sie es am schönsten im Sommer?" fragte er Gerda. „Ich," sagte Gerda (und vielleicht hatte sie nicht viel von

dem gehört, was ringsherum gesprochen wurde) . . . „ich . . . ich finde es am schönsten, wenn die Nebel steigen." Und kurz darauf fügte sie hinzu: „Dabei kann man an so mancherlei denken . . . oder man denkt gar nicht." Die Unterhaltung schien einen Augenblick ins Stocken zu geraten, als der Uhrmacher sein Glas hob: „Kinder," sagte er und sein ganzer, kugelrunder Kopf schwitzte: „ein Wohl will ich doch noch ausbringen. Wir wollen Karen Post einen Erinnerungsbecher weihen. Ehre sei ihrem Andenken." „Ja," sagte der Zwillingsbruder: „Ehre sei ihrem Andenken."

Die beiden Brüder leerten ihre Gläser und die anderen folgten ihrem Beispiel, während es einen Augenblick ganz still im Zimmer wurde. „Sie war zäh und treu," sagte der Tabakshändler. „Zu ihr ging man, wenn man was auf dem Herzen hatte," sagte der Uhrmacher und nickte Gerda zu. „Ja," sagte Gerda still. „Wer ist Karen Post?" fragte Joan, der sie angesehen hatte. „Das ist ja meine Urgroßmutter." „Ich erinnere mich noch genau des letzten Abends, als sie lebte," sagte der Uhrmacher. „Ich kam in den Laden, als sie gerade Kaffe gemacht und ihr Talglicht angezündet hatte, denn sie mußte ja immer bei ihrem Talglicht zu Bett gehen. „Na, Karen Post, sag ich, Sie halten bis zuletzt aus. Ja, Jörgen Larsen, sagt sie, man muß auf seinen Beinen stehen, bis man umfällt." — Und dann ging sie mit ihrem Pfenniglicht in ihr Zimmer . . . Und am nächsten Morgen war sie tot. Ein beneidenswertes Ende," sagte der Uhrmacher. „Sie wars, die das Geschäft gegründet hat," schloß er.

Es war noch immer still. Nur der Doktor sagte einige Worte, als Kaufmann Johansen sich erhob: „Ich wünsche gesegnete Mahlzeit," sagte er. Indem Gerda aufstand, sah sie zu Joan auf und sagte — und es klang, als habe sie die ganze Zeit nur daran gedacht —: „Wie schön muß es sein, Ihre Insel zu besitzen . . ." „Besitzen, warum?"

Gerda lächelte: „Dort kann man gewiß alle Menschen glücklich machen." „Glücklich machen?"

Joan hatte seinen Kopf vorgebeugt und es war, als ob alle Lichter der Tafel sein Gesicht überstrahlten.

Gesegnete Mahlzeit, sagte Frau Pastor Jespersen an der Tür zu Joan und reichte ihm die Hand. „Gesegnete Mahlzeit," wiederholte Joan und sah ihre Hand nicht. Alle wünschten sich gegenseitig gesegnete Mahlzeit und schüttelten sich die Hände. „Gesegnete Mahlzeit, Herr Graf," sagte der Uhrmacher. „Gesegnete Mahlzeit," sagte Joan, ohne es selbst zu hören. „Das ist hier so Sitte," sagte Frau Raabel, die sich auch zu Joan durchgedrängt hatte. „Gesegnete Mahlzeit," sagte Joan noch immer mit demselben Glanz in seinen Augen.

Frau Doktor Raabel hatte bereits zu sprechen angefangen, wie jemand, der endlich zu Worte kommt: von der Ehre, die einem so kleinen Ort durch sein

Konzert zu Teil würde, und ihre Freude, daß er Mendelssohn spielen wolle. „Die Musik des Glücks," hätte der Kapellmusikus Green gesagt. Joan fing an zu lachen, übermütig, fast unverschämt, wie ein Zwanzigjähriger: „Wußte er denn, was Glück war?" sagte er, mit beiden Daumen in den Westentaschen. Frau Raabel stimmte, etwas verwirrt, in sein Gelächter ein, während der Uhrmacher, der Joans Lachen gehört hatte, hinzutrat: „Gesegnete Mahlzeit, Herr Konzertgeber," sagte er und faßte mit seinen beiden Fäusten Joans Hände: „Sie sind 'n prächtiger Mensch." „Sie auch," sagte Joan und behielt des Uhrmachers schwitzende Hände in den seinen. „Darauf wollen wir eines trinken," sagte der Uhrmacher. „Aber ich soll ja spielen, Herr Larsen," sagte Joan, der all die fremden Namen behielt, wie einer, dessen Gehirn plötzlich Außergewöhnliches leisten kann. „Nur ein Gläschen," sagte Larsen und schenkte zwei kleine Gläser voll: „Das ist Johansens Bester, hier ist man an der Quelle, will ich Ihnen sagen. — Prost, Herr Konzertgeber ... Halloh, Geschäftsführer, Sie können bezeugen ... Na, er hört nicht. Also Prost, Herr Konzertgeber." „Prost, Herr Larsen."

Herr Larsen trank sein Glas aus. Ringsherum wurde gesprochen und getrunken und gelacht. Der Doktor, der ein Tausendkünstler war, jonglierte mit zwei Likörflachen. „Verlieren Sie sie nicht, verlieren Sie sie nicht," rief Gerda, deren Gesicht strahlte.

Die Zigarren waren angesteckt worden und der Rauch lag bereits wie ein leichter Dunst im Zimmer. „Verlieren Sie sie nicht, verlieren Sie sie nicht." Der andere Zwilling schlug Joan von hinten auf die Schulter: „Ja, ja, Herr Konzertgeber, hier kann man Frohsinn lernen." „Ja," sagte Joan und lachte wieder, als müsse er beständig lachen. „Da haben Sie recht, Larsen," rief der Doktor, der die Flasche unter seinem Arm hindurchschwang und auf der Schulter wieder auffing: „und warum? Weil wir schuldlosen Herzens sind."

Joan hatte Gerda angesehen: „Verlieren Sie sie nicht," rief auch er unwillkürlich. Und er und Fräulein Gerda mußten auf einmal beide über die Likörflasche lachen, die noch immer flog.

Da berührte eine Hand Joans Arm und Frau Jespersen sagte, indem sie einen schlanken Herrn mit bartlosem Gesicht vorstellte: „Das ist mein Mann." „So sind Sie also doch gekommen, Herr Pastor." „Ja, ich hab es noch erreicht — ich wollte meine Frau gern begleiten," sagte der Pastor. Und zu seiner Frau sagte er: „Du, sie ist ganz still und friedlich eingeschlafen." Gerda trat hinzu: „Sie müssen etwas essen, Herr Pastor." „Sie ist tot," sagte Frau Jespersen. „So?" sagte Gerda — aber dasselbe strahlende Lächeln lag noch immer auf ihrem Gesicht —: „Ach, sie war so gut und so nett. Sie dachte immer an andere." „Ja, sie hat viel von Ihnen gehalten," sagte der Pastor. „Ach, Gott, ja," sagte Frau Jespersen, „wenn man bei ihr zum Kaffee war und sie endlich auf ihrem Fensterplatz zur Ruhe gekommen

war, begann sie immer: „Gerda ist ein Engelchen, nicht, liebe Frau Pastor ... aber wir müßten dafür sorgen, daß sie bald einen Mann bekommt." „Ebenso wie Ane," sagte Joan. „Ane?" fragte Pastor Jespersen. „Das ist mein Kindermädchen."

Ringsherum wurde gesprochen und gelacht. Der Uhrmacher ging von Gruppe zu Gruppe nnd stieß mit allen an: „Ein prächtiger Mensch, nicht?" sagte er und nickte jedem zu. „Prost, Lorentzen." Und er ging weiter.

Der Lärm schlug über sie zusammen, während Frau Jespersen zu Joan sagte: „Will Ane Sie auch verheiraten?" Gerda war einige Schritte gegangen, als aber der Pastor stehen blieb, blieb sie auch stehen. Joan sagte und es war, als ob seine Stimme im Schutz des Lärmes einen eigenen Klang bekam: „Jedesmal wenn ich nach Hause komme und sie mich in Orsowa empfängt, sieht sie mich an und hält mir ihr großes, taubes Ohr hin und dann rufe ich hinein, denn ich weiß, was sie wissen will —: „Nein, gute Ane" ... „Ach Gott," seufzt Ane dann, „ach Gott" ... „Arme Ane," sagte Frau Jespersen. „Ja, arme Ane!" ... und Joan lachte plötzlich leise. Der Pastor lachte auch, ohne zu wissen weshalb. Gerda aber sagte und nahm seine Hand: „Herr Pastor, erst müssen Sie etwas essen ..." „Ja, Hunger hab ich," sagte der Pastor: „was haben Sie für kalte Hände." „Ach, nein, gar nicht." Frau Jespersen aber, die ihnen mit Joan folgte, sagte: „Gerda wird immer ganz kalt, wenn sie sich freut."

Der Uhrmacherzwilling war noch immer auf seiner Runde begriffen. Er blieb jetzt vor dem Geschäftsführer stehen und nickte ihm zu, indem er mit derselben Überzeugung sagte: „Prost, Geschäftsführer. Wissen Sie, er ist ein prächtiger Mensch." Frau Jespersen und Joan waren an der Tür zum Eßzimmer stehen geblieben. An einer Ecke des Tisches war für den Pastor gedeckt worden. Es mußte schnell gehen, und Gerda, die neben ihm stand, strich das Butterbrot, während der Pastor aß. Die Tante reichte schweigend und knochig alle Schüsseln auf einmal.

Joan stand gegen den Türpfosten gelehnt und betrachtete den essenden Pastor. Gerdas Hände eilten so vertraut über das weiße Tischtuch. Frau Jespersen fragte ihren Mann nach der Beerdigung: „Wann soll sie wohl sein?" „Ich denke Montag," sagte der Pastor. „Nein, du, sicher schon Sonntag. Denn ihre Familie aus Kolding kann doch am besten an einem Sonntag kommen." „Danke, Fräulein, danke," sagte Pastor Jespersen zur Tante, die ihn wieder mit Schüsseln belagerte. „Wie Leben und Tod hier gut Freund miteinander sind," sagte Joan zur Pastorin, ohne seine Augen von der Gruppe am Tisch zu verwenden. Frau Jespersens Gesicht wurde mit einem Schlage ernst: „Ist das nicht auch das Ziel?" „Gewiß," sagte Joan und sie schwiegen. „Nein, nein, Herr Pastor, vom Filet müssen Sie kosten — das ist aus Kolding." „Ja, Henrik" — und Frau Jespersen lachte wieder — „die Gerichte sind aus allen

Himmelsgegenden . . .“ „Ach nein . . .“ sagte Gerda. „Doch, mein Engel. Gott, was hattest du für Angst. Ich hab ihr aber gleich gesagt“ — und sie wandte sich zu Joan —: „wenn er nichts essen will, dann muß er es bleiben lassen.“ „Haben Sie Angst vor mir gehabt?“ „Ja,“ sagte Gerda, und sie fügte leise und hastig hinzu: „Und Sie haben auch fast nichts gegessen.“

„Jetzt bin ich aber hungrig,“ sagte Joan und ließ sich auf einen Stuhl am Tisch nieder. „Wirklich“ — und Gerdas Gesicht strahlte — „darf ich Ihnen ein Butterbrot streichen?“ „Ja, danke.“ Gerda lachte: „Das ist schön . . . womit soll ich es belegen?“ „Womit Sie wollen.“ Sie lachten alle beide, während Gerda Butterbrote strich — abwechselnd für Pastor Jespersen und für Joan. „Nun amüsiert Gerda sich,“ sagte Frau Jespersen. „Ja,“ sagte Gerda und reichte Joan ein Stück auf ihrem Messer. „Dies ist fast ebenso schön wie in der Küche zu essen, nicht?“ lachte Frau Jespersen. „Ja,“ sagte Gerda, und sie fügte erklärend hinzu: „ich mag nämlich so schrecklich gern in der Küche essen.“ „Ich auch,“ sagte Joan: „denn ich durfte es als Kind nie. Aber ich lief doch immer zu den beiden Köchen hinaus.“ „Köche?“ wiederholte Gerda, als sei das etwas Sonderbares. „Ja, wir hatten zwei,“ sagte Joan, während er aß: „zwei Rumänier.“ „Rumänier sollen so schön sein,“ sagte Frau Jespersen. „Liebes Kind,“ fuhr sie fort: „ich bekomm wieder Appetit, wenn ich die anderen essen sehe.“

Und Frau Jespersen begann mit Eifer für sich selbst zu streichen. „Ihre Sprache soll fast wie Lateinisch sein,“ sagte der Pastor, der von den Rumäniern sprach. „Ja, sehr ähnlich.“ „Wie viel Sprachen Sie kennen,“ sagte Gerda und ihre Stimme klang ebenso erstaunt wie vorhin. „Viele und keine.“ Frau Jespersen, die Filet aufs Brod legte und Tomaten wieder aufs Filet, sagte: „Sie haben schon Fortschritte im Dänischen gemacht.“ „Finden Sie?“ sagte Joan und blickte lächelnd über den Tisch: „Wir müßten jetzt die Lichter auslöschen und nur im Lampenlicht sitzen bleiben.“ „Ja,“ sagte Gerda: „das tun wir.“

Und sie und Joan liefen um den Tisch und pusteten alle Lichter aus. „Puh, puh, puh,“ mit tiefen Atemzügen in jede Flamme. „Was wird Vater denken?“ sagte Gerda plötzlich und hielt vor dem vorletzten Licht inne. „Und der Geschäftsführer?“ sagte Frau Jespersen. „Die werden denken, daß wir vergnügt sind,“ erklärte Joan, der bereits wieder am Tisch saß. „Ja,“ sagte Gerda, indem sie eine Bewegung mit ihren Lippen machte, als bliese sie eine Seifenblase.

Durch die Tür ertönten die Stimmen der Gesellschaft. Die der Zwillinge waren am lautesten. Joan ließ seine Augen über den Tisch schweifen, wo der weiße Lichtkreis der Lampe mit weißen Damaststernen leuchtete: „So müßte Ane uns sehen!“

Ein Stuhl wurde an Joans Seite gerückt — und Graf Holstein, dessen Kommen alle überhört hatten, setzte sich mit einem Bums darauf nieder. „Hier

ists gemütlich, du," sagte er. „Erich." „Guten Abend, Fräulein Johansen. Guten Abend, Herr Pastor" — und Frau Jespersen zunickend, sagte er: „Ja, ich bin diesen Weg gekommen. Im Zimmer war mir das Gedränge zu groß." „Sie sind willkommen, Herr Graf," sagte Gerda und neigte den Kopf. Graf Holstein lachte und nahm einen Überblick über die Schüsseln. „Das nenn ich eine reichbesetzte Tafel." „Willst du auch was zu essen haben?" und Joan lachte. „Ja, danke," sagte Holstein: „wenn du mich so freundlichst einladest." „Das tun wir," sagte Joan, und er drehte seinen Stuhl um und öffnete das Büffet und nahm Glas und Teller heraus — während alle lachten. „Auch eine Gabel," rief Fräulein Gerda. „Und ein Messer," sagte Erich. „Hier ist beides," sagte Joan, der sie in der Schublade gefunden hatte.

Erich aß und Frau Jespersen plauderte. Joan betrachtete Erich: er hatte noch ganz dieselbe Art beim Essen und schob die Bissen wie mit einem Ruck in den Mund; seine Finger aber waren viel dicker geworden. „Weißt du, Joan, dies erinnert mich an Michel, nicht? . . . wenn wir die Schule schwänzten und auf den Bummel gingen." „Hört, hört," sagte Frau Jespersen. „Das war das Schönste, was es für uns gab," sagte Graf Holstein. Und er erzählte von dem Hinterzimmer, dicht beim Luxembourg, wo sie sich versteckten, damit sie nicht abgefaßt werden konnten, und wo sie geräucherte Normannen-Heringe aßen, weil sie nach Dänemark rochen. „Aber er hielt sich übrigens meistens für sich und schloß die Augen," sagte Graf Holstein von Joan, mit seinem alten, halb unzufriedenen Kopfnicken.

Fräulein Gerda hatte ihr Kinn in die Hand gestützt, so daß das kleine, nach aufwärtsgewandte Gesicht im Schein der Lampe lag. „Weißt, du lebtest immer so abseits von uns anderen." Die langen Augenwimpern waren langsam auf Fräulein Gerdas Wange herabgeglitten. „Aber wir hatten dich trotzdem furchtbar gern. Prost, Joan." Graf Holstein trank, und als er das Glas niedersetzte, sagte er: „Ach, Fräulein Johansen, ob ich wohl den bestellten Rheinwein bekommen habe." Es stieg eine hastige Röte in Joans Gesicht auf, Fräulein Gerda aber sagte nur, mit einer unmerklichen Drehung des Kopfes: „Darüber kann Ihnen unser Geschäftsführer Bescheid geben, Herr Graf."

Joan lachte vor Freude wie ein Junge, und er wußte kaum weshalb. „Worüber lachst du?" fragte Holstein, der ganz verwirrt geworden war. „Über dich." „Na ja," meinte Holstein (und er hatte etwas von einem großen gutmütigen Hund an sich) „Grund genug mag ja dazu da sein." Und noch immer verwirrt über seinen eigenen Schnitzer, sagte er: „Aber das Schönste war doch, wenn du spieltest." „Ja," sagte Joan, „du hast mir immer gut folgen können, du hast viel Gefühl für Musik." „Du hast michs wohl gelehrt," sagte Erich. Und seine Finger begannen auf dem Tischtuch zu spielen, wie auf einem Klavier.

„Wie war doch noch Hanas Lied . . ."

Joan summte es und Erich summte mit, während seine Finger noch immer über das Tischtuch glitten. Und er begann eine andere Melodie und summte sie und Joan fiel ein und auch Frau Jespersen sang lachend mit:

Du Land, wo ich geboren bin, du meine Heimat,
wo meine Eltern wohnten, meine Wiege stand,
wo traut die Sprache mir im Ohre klang
wie süße Töne meiner Mutter Stimme.

Sie sangen lauter, mit frohen Stimmen, während der Uhrmacher in der Tür erschien: „Wahrhaftig, die beiden Grafen singen," rief er zu den anderen hinein. Und plötzlich sangen alle, indem sie sich in beiden Zimmern drängten — laut und immer lauter, während Holstein innehielt und Joan sich erhob:

Du frischer, dän'scher Strand,
wo wilde Schwäne nisten,
Ihr grünen Inseln, meines Herzens Heim,
Dich liebe ich — du teures Vaterland.

Der Gesang starb dahin, aber niemand sprach. Kaufmann Johansen stand im Türrahmen, zwischen beiden Zimmern. Es war, als sei er größer geworden, weil er auf der Türschwelle stand.

Plötzlich sagte Joan, indem er sich an Gerda wandte: „Jetzt muß ich aber hinüber und spielen." „Ja," sagte Gerda, die ganz vergessen hatte, worauf sie sich so lange gefreut: „Es ist Zeit." „Ja, höchste Zeit," sagte Graf Holstein und stand auf. „Auf Wiedersehen," sagte Joan und ergiff hastig Fräulein Gerdas Hände. „Adieu," sagte Gerda und ganz schnell fügte sie hinzu: „Und vielen Dank." Sie hatte die Worte mit einer ganz kleinen Stimme gesagt und Joan sah sie an, als verstünde er sie nicht. Dann aber sagte er — und ebenso hastig: „Nein, jetzt will ich danken."

Und wie in Eile begann er adieu zu sagen, die Hand zu geben — allen, und man hätte glauben können, er fühle sich erleichtert fortzukommen, und doch konnte das wohl nicht der Fall sein, weil er allen die Hand drückte. Vor Kaufmann Johansen blieb er stehen und sah ihm ins Gesicht, als wolle er darin lesen: „Ich muß jetzt hinüber zum Spielen," sagte er wieder. „Und vielen Dank," fügte er hinzu. Und wieder gab er allen die Hand. „Adieu, Herr Geschäftsführer," sagte er, und weiter: „Adieu, adieu" . . . bis er mit Holstein aus der Tür war. Alle Stimmen summten hinter ihnen drein.

Joan und Erich kamen auf die Straße hinunter, wo es von Männern und hochaufgeschürzten Frauen unter den elektrischen Lampen wimmelte. „Hallo, hallo."

Ein Char-à-bane war vor der Einfahrt des Hotels so dicht an ihnen vorbeigefahren, daß die Räder fast Graf Holsteins Beine streiften. Vom Wagen aber riefen zwei Damenstimmen: „Sind Sie's, Herr Graf? Guten Abend

— guten Abend.“ „Guten Abend, Fräulein Holck,“ rief Holstein zurück: „wollen Sie mich überfahren?“ Noch ein Wagen fuhr vorbei und ein anderer hielt.

Drinnen aus dem Hotel hörte man Olesens heiseren Baß und ein Herr, der ehrerbietig den Hut abnahm, sagte: „Hier gehts lebhaft zu, Herr Graf.“ „Guten Abend, Herr Landinspektor — ja, da haben Sie recht, das Karussell ist im Gange.“

Erich hatte sich umgedreht und blickte die Straße hinab, wo die Menschen gruppenweise unter dem elektrischen Licht angegangen kamen — Bauern und Bauerfrauen in Shawls und mit Gummischuhen. „Ja,“ sagte er: „es ist ein seltsames Land, in dem wir leben.“ „Ein herrliches Land,“ sagte Joan und hob seine Hand: „aber komm schnell.“

Sie bogen in den Torweg ein, den ein Wagen sperrte. Oben bei Johansens hatte man angefangen zu spielen. Die Töne des Klaviers drangen durch die geöffneten Fenster auf die Straße hinaus. Joan war stehen geblieben: die Schatten glitten über die herabgerollten Rouleaux. „Das ist Frau Doktor Raabes Spiel“ sagte Erich: „ich kenne ihren Sommernachtstraum.“ „Jetzt können wir vorbei,“ sagte Joan und lief vor dem nächsten Wagen ins Tor hinein. „Ich hole meine Violine. Geh du schon in den Saal.“ Er sprach hastig und sprang mit zwei Sätzen die Treppe hinauf. Unter ihm brüllte Olesen mit seinem Baß: „Jensen — zum Donnerwetter — Jensen!“ Und Herr Jensen kam ihm von oben entgegen, indem er sich auf seinen Zehenspitzen wie eine Balletteuse herumschwang: „Verzeihung — Gott, wie wird es voll.“

Joan öffnete die Tür zu seinem Zimmer. „Herr Graf kommen spät,“ sagte der Berliner, der eine angerauchte Zigarette hinter seinem Rücken verbarg. Joan trat ans Fenster: es wurde drüben noch immer gespielt. Die Schatten glitten auf den weißen Gardinen hin und her. Joan hatte das Fenster geöffnet. Aber die Töne wurden von den Schritten der Kommenden übertönt. Einige Sterne glänzten matt an dem ganz blauen Himmel. Nur ein einziger funkelte hell.

Und Joan streckte den Kopf vor, als wolle er den Himmel mit seinen Sternen einsaugen und geradeswegs in Gottes Schoß hineinstarren, während der eine und nur der eine Gedanke sein ganzes Wesen durchjubelte. Der einzige Gedanke, der seit Stunden in seinen Nerven und seinem Herzen und seinem Gehirn geklungen hatte (und er meinte, daß auch der es sei, der seinen Füßen Flügel verlieh): „Dort kann man gewiß alle Menschen glücklich machen.“ „Alle glücklich machen.“ „Glück schaffen und ein Vaterland.“

Es war kein Weg und es war kein Ziel. Es waren keine Gedanken und keine Pläne — nur wie eine Melodie klang es in seinem Herzen: Glück schaffen und ein Vaterland. „Herr Graf werden sich erkälten,“ sagte der Berliner hinter ihm. „Ja,“ sagte Joan und ergriff seinen Violinkasten, den er schwang. „Haben Sie für Champagner gesorgt?“ „Jawohl,“ sagte der Berliner, und fügte hinzu: „Flottes Weingeschäft hier — haben alte Marken . . . sonderbar.“

Joan ging über den Hof und durch den Saal, ohne jemanden zu sehen. Erich saß im Kulissenraum mit von sich gestreckten Beinen. „Da bist du ja?“ sagte Joan: „wo ist Haacke?“ und er hatte im selben Augenblick seine Frage vergessen. „Da drüben,“ sagte Erich.

Und Joan sah Haacke auf der anderen Seite der Bühne vor einem Notenpult mit aufgeschlagenen Noten stehen, während er unablässig seine gespreizten Finger krümmte, als wolle er Herrn Mendelssohns Geist magnetisieren. „Zum Kuckuck, was macht der denn da?“ sagte Erich und betrachtete Herrn Hans Haacke als sei er eine Kröte ohne Schwanz. Joan antwortete nicht. Mit der Violine in der Hand stand er vor der „Dämmerung“ und lächelte. Der Berliner schenkte Champagner ein.

„Schön, daß hier Stühle stehen,“ sagte Erich und leerte sein Glas. Holstein betrachtete Joan von seinem Stuhl aus. Er stand schlank und hochaufgerichtet da. Dann sagte er, während er trank: „Woher bekommst du deine Anzüge?“ „Dieser ist aus London,“ sagte Joan, der mit der Violine in der Hand von Möbel zu Möbel, von Stuhl zu Stuhl ging. „Ja, die Möbel sind hübsch,“ sagte Erich. Und als ob ihre Gedanken die Fähigkeiten hätten, sich auf halbem Wege zu begegnen, fügte er hinzu: „Sie verstehen es überhaupt sich in ihren Zimmern zu bewegen.“ „Wer?“ und Joan wußte sehr gut, wen er meinte. „Diese Johansens.“

Joan antwortete nicht. Lärm und Stimmen drangen aus dem Saal herauf. „Sie hat eine hübsche Stirn,“ sagte Holstein, der fortfuhr mit kleinen Pausen zu sprechen, ganz wie in alten Tagen, wenn sie nebeneinander auf ihren Betten im Schlafsaal lagen. „Die Augen der Schwester aber waren hübscher,“ sagte er. Joan strich leise über die Saiten der Violine. „Und sie hatte einen flotteren Rücken.“ Joans Bogen strich über die Saiten, als suche er Töne, die zusammengefügt sein wollten:

Ihr grünen Wiesen, meiner Seele Heimat,
Dich liebe ich — Dänemark, mein Vaterland.

„Ob sie wohl schon gekommen sind?“ sagte Joan plötzlich und sprang von seinem Stuhl auf. „Es füllt sich nach und nach,“ sagte Erich. Joan stand an dem Guckloch in der Tür. Er ließ seinen Blick über die hellgekleideten Damen der ersten Reihen schweifen: „Sie sind noch nicht da,“ sagte er. „Wer?“ fragte Erich. „Die Damen,“ sagte Joan und spähte hinaus.

Weiter hinten waren Reihen, wo Männer und Frauen getrennt saßen, und alle waren schwarzgekleidet. Ganz hinten aber saßen lauter Junge, dicht gedrängt, Mädchen und Männer, mit vorgestreckten Hälsen, in lauschenden Stellungen, als übten sie sich schon im Zuhören.

Fast niemand sprach. „Wie sie still sind,“ sagte Joan. „Ja, wenn sie erst hereingekommen sind, werden sie vorsichtig,“ sagte Erich.

Jetzt aber kamen sie — da war der Uhrmacher: was hatte er für ein gutes Gesicht! Und der Tabakshändler, der seinen Bauch durch das Gedränge schob; und der Doktor mit einem Stuhl, und seine Frau ... „Da haben wir sie," sagte Erich, der an dem anderen Guckloch der Tür stand. „Ja," sagte Joan, der gar nicht hörte, was der andere sagte, sondern nur immer in den Saal spähte: Frau Jespersen stand allein unten an der Saaltür — und in der zweiten Reihe saß doch bereits Herr Johansen! Ein Herr in einer sehr ausländischen Weste und einem roten Schlips war von der Bühne heruntergekommen. „Soll Licht gemacht werden?" fragte er auf deutsch. Es war der Elektrotechniker aus Itzehoe. „Aber Gerda," sagte Frau Jespersen unten an der Tür: „wie kommst du spät." „Ja." „Weshalb mußtest du dich denn auch umkleiden?" sagte Frau Jespersen, deren Gedanken weitereilten: „Kind, es ging großartig ..." „Findest du?" sagte Gerda und sie fügte hinzu (und sie sprach damit aus, woran sie unablässig während der letzten halben Stunde hatte denken müssen): „Er ging so hastig fort..." „Liebe Gerda," sagte Frau Jespersen und jetzt gingen sie durch den Mittelgang: „das ist immer so, wenn der Künstler in ihnen erwacht."

Und während sie Platz nahmen, Fräulein Gerda an der Seite ihres Vaters, flüsterte Frau Jespersen, die einen Überblick über den Saal nahm: „Alle sind gekommen — auch Frau Raabels Küchlein." „Soll das Licht angezündet werden?" wiederholte der Herr mit der übertriebenen Weste. „Ja," sagte Joan, ohne sich umzuwenden. „Wie sie blaß ist." „Sie ist reizend," sagte Holstein, und in einem Ton, als wäge er verwundert alle Merkwürdigkeiten der Familie Johansen, fügte er hinzu: „Und sie versteht sich auch zu kleiden."

Kaufmann Johansen hatte sich erhoben und war zur Bühnentür gegangen, die er öffnete. „Ich denke, es kann angefangen werden," sagte er mit seiner langsamen Stimme. „Danke. — Aber Sie kommen doch in der Pause herein" — und Joan lächelte: „mit dem Vorstand." „Ja," sagte der Kaufmann, „wenn wir nicht stören." Und er fügte hinzu, indem er sich zum Gehen wandte: „Hoffentlich sitzen sie still." „Das werden sie schon," sagte Joan und lachte.

Joan hob seine Arme: „Wo ist Haacke?" sagte er wie ein Feldherr, der seine Truppen zusammenruft. „Hier." „Adieu," sagte er mit dem Fuß auf der kleinen Treppe, die zur Bühne hinaufführte. „Glück auf," sagte Erich und tat so, als spucke er hinter Joan her. Joan aber lachte ihm strahlend ins Gesicht. „Kommen Sie," rief er Haacke zu. Graf Erich ging zu seinem Platz. Joan aber rief noch dem Berliner zu: „Alex, bring mehr Champagner — durch die Hintertür — und Gläser."

Dann stand er auf der Bühne. Er versuchte zu sehen und sah niemanden. Die Rampe trennte ihn von denen, die in der Dunkelheit saßen. Da rief das Klavier ihn. „Ja, da saß Erich ... und dort — — die anderen." Sie hatte die Hände um ihr Knie gefaltet und hielt den Kopf gesenkt. Jetzt fiel er

ein. Er wußte nichts, dachte nichts, hörte nur die Töne anwachsen — schwellend wachsen und wachsen, schwellend ihre Schwingen ausbreiten: „Das Ufer — das Ufer, das er nie erreicht hatte . . .“ Glücklich folgte er dem Flügelschlagen der Töne über seinem Haupte, das wie eine Vogelschar vor seinen geöffneten Augen vorüberstrich. Und plötzlich stieg ein einziger Gedanke in ihm auf — und die Violine sang lauter: „Kannst du mehr, Jens Lund?“ Und im nächsten Augenblick wollte er sehen — dorthin sehen und vermochte es nicht und spielte nur weiter . . . Eingehüllt in der Glut seiner eigenen Töne, stand er da wie auf einem leuchtenden Scheiterhaufen!

Es war vorbei. Er hatte sein ganzes Leben in seine Finger gelegt. Unten im Kulissenraum hatte er sich in einen Stuhl geworfen. Erich kam herein und stand vor ihm. Er war ganz bleich. „Bist du so groß geworden?“ sagte er und Tränen hingen an seinen Augenwimpern. „Heute abend habe ich gespielt, um zu siegen,“ sagte Joan. „Ruft man hurra?“ sagte er und vor Müdigkeit lächelte er fast wie ein kleines Kind. Im Saal wurde gerufen und getrampelt und geklatscht. „Kommen Sie, kommen Sie,“ rief Haacke.

Joan stand auf der Bühne und verbeugte sich. Da saß sie — noch ebenso wie vorhin, als ob sie sich gar nicht gerührt habe, mit gesenktem Kopf. Nein, die Handschuhe hatte sie ausgezogen. Die entblößten Hände lagen gefaltet im Schoß. Sie waren ebenso blaß wie ihr Gesicht — ihr kleines Gesicht.

Joan war wieder draußen. „Kommen Sie, kommen Sie,“ rief Haacke. „Nein, ich mag nicht mehr,“ sagte Joan, der neben Erich stand. Und Holstein sagte: „Du, es war herrlich,“ und noch ganz hingerissen legte er den Arm um Joan und drückte ihn eine Sekunde an sich, als sei er ein Weib. „Aber, Champagner,“ rief Joan und ließ seine Hand über Erichs Haar gleiten. „Wir wollen mit dem Vorstand anstoßen.“

Die Tür wurde geöffnet, aber es war nur Herr Jensen, der ein großes Teebrett voller Blumen brachte, wobei er den Oberkörper wie eine Schlange wand. „Nein, wie wunderhübsch,“ sagte Joan und nahm einen Strauß von Orchideen von dem Brett. „Ja, der ist wirklich hübsch,“ sagte Erich fast stutzend. Joan hatte auf der angehefteten Karte gelesen: „Mit Dank. Vom Vorstand.“ Wie klein die Handschrift war und gleichsam zögernd. Aber jeder einzelne Buchstabe hübsch. „Die sind vom Vorstand,“ sagte Kellner Jensen, indem er sich wand. „Und die sind von Frau Raabel,“ sagte Holstein und nahm drei Hyazinthen, die mit Bast zusammengebunden waren.

Joan stand noch mit den Orchideen in der Hand, als die Tür wieder geöffnet wurde: „Sie haben also still gesessen,“ lachte er dem Kaufmann entgegen, seine Augen aber trafen Fräulein Gerda. Kaufmann Johansen aber ging auf Joan zu und sagte, indem er ihm die Hand drückte: „Es war herrlich, vielen Dank.“ Es lag etwas in seiner Stimme, das Joans Wangen einen Augenblick zittern

machte. „Es war wundervoll," sagte Erich, der noch immer in gehobener Stimmung war. Der Kaufmann und Erich sprachen miteinander, während Joan sagte — und er hatte sie wohl die ganze Zeit angesehen —: „Friert Sie?" „Nein, gar nicht," und Gerda strich sich mit der Hand über die Augen, als wolle sie Tränen fortwischen, die gar nicht da waren, und ein Lächeln brach auf ihrem Gesicht hervor —: „Ich war nur so froh." „Mich dünkte, Sie froren," sagte Joan und auch er lächelte.

Und plötzlich standen sie nebeneinander und keiner von ihnen wußte, was er sagen sollte — gar nichts. „Und Dank für die Blumen," sagte Joan. „Die sind vom Vorstand," lachte Fräulein Gerda. „Das heißt von Ihnen," lachte Joan. „Ja, aber auch von Frau Jespersen," lachte sie. „Auch?" sagte Joan. Und dann schwiegen sie wieder, ebenso wie vorhin. Auf einmal aber gingen sie wie auf Verabredung zu den Gucklöchern in der Tür. „Wie sie schwatzen," sagte Joan.

Alle sprachen über die Bänke miteinander mit klingenden Stimmen, in großer Aufregung. Von den Jungen hinten im Saal hatten viele sich erhoben. Zwei von den jungen Leuten standen und hämmerten mit ihren Fäusten gegen einen Bankrücken, als müßten sie schlagen. Mitten im Saal aber, im Mittelgang, stand ein junges blondes Mädchen und führte unablässig ihre linke Hand über die Stirn, als wolle sie ein Haar entfernen, das gar nicht da war. „Es ist seltsam," sagte Joan, „es ist gerade so, als seien sie erstaunt." „Das sind sie ja auch," sagte Fräulein Gerda. Joan lächelte über das Selbstverständliche in ihrem Tonfall und sagte: „Was fanden Sie denn am schönsten?" „Alles," sagte sie.

Es war, als zitterte Joans Hand am Türgriff. Dann sagte Fräulein Gerda — und draußen schwollen die Stimmen noch immer: „Es ist, als ob wir weit, weit fort seien . . ." „Das sind wir auch," sagte Joan ganz leise. Fräulein Gerda aber hatte ihn wohl nicht verstanden, denn sie zeigte nur, ein wenig hastig, in den Saal und sagte: „Da sitzen die Schleswiger."

Sie saßen mitten im Saal, unbeweglich, mit steifen Rücken, als stemmten sie sich gegen das, was um sie herum war. „Ja," sagte Joan: „da sitzen sie." Und kurz darauf: „Sie haben Schiffergesichter." „Schiffergesichter?" „Das fiel mir bei Tisch ein. Ich habe mal einige Schiffer am Adriatischen Meer gesehen, die hatten solchen Blick in den Augen und solche mageren Gesichter . . ."

Er schwieg eine Weile. Dann sagte er, mit Augen, als sähe er das herrliche Meer: „Sie wissen nicht, wie schön es am Adriatischen Meer ist." „Wirklich?" Ihre Stimmen hatten denselben Klang und er fuhr fort: „Es gibt so viel Schönes in der Welt, das Sie sehen müßten." Gerda schwieg. Dann sagte sie mit einem Lächeln, das nicht recht durchbrechen wollte: „Aber ich habe so viele Bilder von Venedig." „Wie gern Sie Bilder mögen," sagte Joan. „Ach ja. Denn nicht wahr? Bilder sind so still," sagte sie. „Das ist wahr."

Fräulein Gerda aber blickte in den Saal hinein und indem sie wieder von den Schleswigern sprach, sagte sie — fast als wolle sie diese Unberührten mitten in der Freude entschuldigen: „Sie halten am meisten von dänischer Musik.“ „Ach ja, ich hätte auch lieber etwas Dänisches spielen sollen.“ Erich rief hinter ihnen: „Joan.“ „Ja,“ sagte Joan, der sich mit einem Ruck umdrehte. „Nun, wann gehts wieder los?“ fragte Erich mit seinem Glas in der Hand. „Jetzt gehts los,“ sagte Joan und lachte. „Haacke,“ rief er zur Bühne herauf, „fangen Sie an.“ „Aber müssen wir nicht lieber gehen?“ sagte Gerda. „Nein, im Gegenteil,“ sagte Joan und holte Flaschen und Gläser, „daran ist Haacke gewöhnt ...“

Er ordnete alles geschäftig, Flaschen und Gläser und tauchte schwupp Frau Raabels Hyazinthen in den Champagnerkühler. „Das ist ihnen gut,“ sagte Kaufmann Johansen, der plötzlich mit einem eigentümlich stillen Lachen vor sich hinlachte, als lache er inwendig doppelt soviel. „Haacke, legen Sie los,“ rief Joan, „aber wo ist Frau Jespersen?“

Alle lachten, während Graf Erich flüsternd durchs Guckloch rief: „Frau Jespersen, Frau Jespersen,“ und Herr Haacke hatte begonnen. „Frau Jespersen.“ „St,“ sagte Gerda.

Die Tür öffnete sich und Frau Jespersen flüsterte ihnen entgegen, so deutlich wie man auf dem Theater flüstert: „Was soll ich?“ „Die Tür zumachen,“ flüsterte Erich ebenso. „Und ein Glas mittrinken,“ sagte Joan. Frau Jespersen kam auf den Zehenspitzen näher. „St,“ sagte Erich und sie lachten wieder, als lachten sie hinter Taschentüchern.

Frau Jespersen setzte sich. „Prost,“ sagte Joan und sie stießen miteinander an.

Herr Haacke hämmerte auf die Tasten. „Das ist wohl eine Polonaise,“ sagte Frau Jespersen. „Ja,“ antwortete Joan und schob die Lippen vor. „Und Sie haben sie schon früher gehört,“ flüsterte Frau Jespersen. „Ja,“ antwortete Joan. Sie flüsterten wie Kinder in einer Klasse. Wenn Haacke am lautesten spielte, flötete Graf Holstein leise mit. „St, er kann es hören,“ sagte Gerda. „Er hört nur sich selbst,“ gab Holstein flüsternd zurück. „Da hast du recht,“ nickte Joan wie ein Junge und gab plötzlich Frau Raabels Hyazinthen einen Puff, daß sie im Kühler untertauchten. „Ja, die sind prachtvoll,“ sagte der Kaufmann und lachte wie vorhin. Er amüsierte sich noch immer über Frau Raabels zerzauste Blumengabe. „So,“ sagte Erich. Die Polonaise war zu Ende.

„Jetzt kommt ein Walzer,“ sagte Joan und flüsterte noch immer, obgleich niemand spielte. „Ja,“ nickte Gerda. „Denn er verändert sein Programm nicht,“ sagte Frau Jespersen und beugte sich vor. „Nein,“ sagte Joan und lachte. Der Walzer fing an und sie lauschten eine Weile. „Seht ihn an, seht ihn an,“ sagte Erich, der sich im Stuhl aufrichtete und zu Herrn Haacke hinübersah, dessen Finger über die Tasten rutschten.

Alle erhoben sich halb von ihren Sitzen und sahen dem Fingerkünstler zu.

„Kinder, ich muß sehen, was Frau Raabel für ein Gesicht macht," sagte Graf Holstein und ging auf den Zehenspitzen zum Loch. „Frau Jespersen," rief er flüsternd, „Frau Jespersen," und er zog die Schultern hoch vor Vergnügen, während er durch das Guckloch Frau Raabel beobachtete. Frau Jespersen kam. Sie lachten beide lautlos, so daß man es an ihren Rücken sehen konnte. Kaufmann Johansen war zum Rand der Bühne gegangen und betrachtete die hüpfenden Finger.

Da hob Joan sein Glas und sagte zu Fräulein Gerda: „Jetzt danke ich — dem Vorstand," sagte er hastig. Und plötzlich blaß im Gesicht, ebenso blaß wie sie, fügte er hinzu: „Für alles."

Der Walzer war vorbei. „Allmächtiger, wie spielt er schauderhaft," sagte Holstein. Draußen aber wurde applaudiert. Drinnen hatten sich alle wieder gesetzt. „Das letzte Stück aber kann er," sagte Joan. „Ist es auch von Chopin?" fragte Erich. „Ja, eine Mazurka." Sie flüsterten wieder.

Hans Haacke hatte sich verbeugt und den Schweiß abgetrocknet und fing wieder an. „Das ist ja mein Stück aus alten Tagen," sagte Erich und richtete sich auf. „Ja," sagte Joan. „Aber zum Kuckuck — was ist das?" Erich hatte sich vorgebeugt und flüsterte ganz leise, während ein Ausdruck in seine Augen gekommen war wie bei einem Jäger, der Wild spürt: „Was ist das, Joan?" Hans Haacke spielte dämmerungsartig, während er ein ganz kleines Thema hervorhob, so eigen und gespensterhaft als schlichen sich die Toten herein und tanzten in seiner Mazurka. Alle lauschten. „Ja, ist es nicht sonderbar?" flüsterte Joan und auch er wollte keinen Ton verlieren. „Wer hat ihn das gelehrt?" flüsterte Holstein zu Joan hinüber, während er gespannt zuhörte. „Er selbst," nickte Joan. Das kleine Thema kam lauter wieder. Fräulein Gerda hatte ihre Hand auf Frau Jespersens Schulter gelegt. „Ja, es ist seltsam," sagte Joan, „dieser einfache Mensch . . ." „Was ists mit ihm?" fragte Holstein, der sich plötzlich für Haacke zu interessieren begann. „Er stammt aus Brüx und liebt ein Mädchen in Brüx, denkt nur an sie und spielt seit sieben Jahren die Aussteuer zusammen." „Kann ein Künstler so treu sein?" flüsterte Frau Jespersen Joan zu, und er antwortete: „Die, die am meisten umherstreifen, sind vielleicht die Treuesten." Das Thema kehrte zum letztenmal wieder. Fräulein Gerda hatte ihre Augen weit geöffnet. Dann war die Mazurka vorbei. Der Vorhang ging auf und nieder. Alle gingen zu Herrn Haacke auf die Bühne hinauf.

„Wie machen Sie das?" rief Holstein und er nahm vorm Flügel Platz, „es ist ganz prachtvoll . . . aber wie bringen Sie das raus?" Und Erich fing an zu spielen, während Herr Haacke dabeistand. „So? Nicht?" Unten wurde geplaudert. Frau Jespersen stand am Guckloch im Vorhang. Fräulein Gerda ging langsam über die Bühne, während sie auf den Flügel starrte. „Woran denken Sie?" fragte Joan und beugte seinen Kopf über ihre Schulter.

Fräulein Gerda ſtrich ſich mit den Händen über die Augen und ſagte mit einer Stimme, die der eines Kindes glich: „Ich weiß nicht. Mir iſt, als ob ich träumte.“ „Was denn?“ „Dies alles,“ und plötzlich lächelte ſie zu ihm auf. Frau Jeſperſen hatte ſich am Loch umgedreht.

„Gerda,“ rief ſie, „was ſollen wir mit den Schleswigern machen?“ „Frau Jeſperſen,“ ſagte Joan (und alle lachten, denn er konnte den Namen nicht richtig ausſprechen), „jetzt wollen wir den Schleswigern etwas vorſpielen. Erich, wir beide ſetzen das Konzert fort.“

„Fortſetzen! wer?“ fragte Erich, der noch immer ſpielte. „Du und ich,“ ſagte Joan. „Womit?“ fragte Holſtein. „O ja,“ entfuhr es Gerda, die begriff. „Wir ſpielen, du und ich.“ „Du biſt verrückt,“ ſagte Holſtein und ließ die Taſten los.“ „Doch, doch,“ ſagte Joan, „nur die alten Lieder, wie bei Monſieur Dupierre.“ „Das wäre etwas für alle,“ meinte Johanſen. „Aber ich kann ja gar nichts,“ ſagte Erich, der ganz feuchte Hände bekommen hatte. „Natürlich können Sie,“ ſagte Frau Jeſperſen.

Joan fing an zu verabreden: ſie wollten erſt das ſpielen und dann das. Joan ſchlug Akkorde an und Erich hatte ſich geſetzt. „Was ſagt der Vorſtand dazu?“ fragte er mit einer kläglichen Stimme. Gerda ſtand am Flügel und lachte: „Er dankt dem Grafen für ſeine Bereitwilligkeit.“ „Ach, Gott ſteh mir bei. Aber dann müſſen wirs ernſthaft nehmen,“ ſagte er und ſchwitzte am ganzen Körper und wollte doch ſo gern. Und Joan und er verabredeten die Reihenfolge und die Tonlage. Die anderen plauderten. „Seid ruhig,“ rief Erich. „Ja, ja,“ ſagte Frau Jeſperſen. Die Akkorde wurden angeſchlagen. „Aber einer muß es doch ſagen,“ rief Erich mitten drin. „Sagen?“ Es war Frau Jeſperſen. „Ja, dem Publikum,“ brummte Erich, „es muß doch geſagt werden.“ „Das iſt wahr,“ ſagte der Kaufmann. „Raabel muß es ſagen,“ ſchlug Frau Jeſperſen vor. „Ja, der Doktor iſt der richtige Mann dafür,“ ſagte der Kaufmann.

Und er ging zur Tür und rief in den Saal: „Raabel, Raabel,“ als ob er einen ſeiner Kommis riefe. Doktor Raabel kam hereingetänzelt. „Das iſt Weltkunſt,“ ſagte er, „das iſt Weltkunſt, vor der muß man ſich beugen.“ „Die wollen mit Ihnen ſprechen,“ ſagte Johanſen und zeigte auf die Bühne.

Doktor Raabel ſchwirrte hinauf: „Ja, es iſt vielleicht dumm, es zu ſagen, es iſt vielleicht dumm,“ fuhr er zu Joan gewandt fort, „aber es iſt Weltkunſt, vor der muß man ſich beugen. Meine Frau brennt vor Verlangen, Ihnen zu danken.“

Joan ſagte: „Graf Holſtein und ich wollen einige Volkslieder ſpielen und wir möchten Sie bitten, das Publikum davon zu unterrichten.“ „Graf Holſtein?“ „Ja,“ ſagte Erich in demſelben kläglichen Ton wie vorhin. „Das iſt ja koloſſal“ — Doktor Raabel war vollkommen verwirrt und drückte die gemalten Knöpfe in ſein Vorhemd — „ich bin ganz einig mit Ihnen . . .“ „Aber

was — — Herr Graf, was soll ich denn sagen?" fragte der Doktor und erlangte bei den drei letzten Worten seine Fassung wieder. „Den Skandal vorbereiten," sagte Graf Erich, der noch immer Akkorde anschlug, während Joan leise spielte.

Der Doktor lachte wie über einen behaglichen Scherz und sagte, bereits ganz in seiner Rolle: „Sollen es dänische Volkslieder sein?" „Alle möglichen," sagte Joan, „aber wir schließen mit dänischen." „Also Volkslieder . . . mit Begleitung." Der Doktor sprach, als memoriere er eine Rede. „Schön, ich bin bereit," sagte er mit einer Handbewegung wie der Leiter einer Dilettantenbühne. „Bühne frei," rief er. „Bühne frei," sagte Frau Jespersen und lief zum Hintergrund, wo Gerda ging. „Du summst, Gerda?" fragte sie ganz erstaunt. „Ach nein," sagte Gerda und schüttelte den Kopf. Zu Joan aber sagte sie strahlend, gerade als der Vorhang aufging: „Nun haben wir das ganze Programm verändert." „Ja," erwiderte Joan und betrachtete ihr strahlendes Gesicht, „das ganze Programm," und er wiederholte diese Worte, als habe er ihr damit etwas ganz anderes gesagt. „Was sagt er, zum Teufel?" fragte Erich, der im Kulissenraum hin und her ging und vor Angst ganz leichtfüßig geworden war. Herr Doktor Raabel hielt eine Rede, in der er sowohl den Dank des Städtchens wie des Musikvereins einflocht. Als er aber den Grafen Erich Holstein nannte, erklang ein breites und lautes: „Famos!" Es kam vom Uhrmacher. Frau Raabel aber hatte sich von ihrem Stuhl erhoben. Johansen stand in den Kulissen — die rechte Hand in der Tasche, betrachtete er Doktor Raabel, bis der Vorhang fiel. „So, Herr Graf, jetzt sind Sie im Fahrwasser," sagte Frau Jespersen.

Aus dem Saal tönte ein Summen wie von fünfzig Bienenkörben, in die mit Stöcken gestochert worden ist. „Komm, Erich," sagte Joan, „trink noch ein Glas." „Nein danke, ich will meine Fähigkeiten lieber nicht mehr schwächen," sagte Erich, der nicht mehr wußte, ob er auf seinen Beinen stand. „Adieu," sagte Joan zu Fräulein Gerda und schlug in ihre Hand ein. „Adieu." „Jetzt, Erich," sagte Joan, „wir beginnen also mit Hanas Lied." „Ich will dasitzen, wenn der Vorhang aufgeht," sagte Erich plötzlich und schoß auf den Flügel los.

Man hätte eine Feder durch die Luft fallen hören können, als der Vorhang aufging. Joan begann sofort. Sachte glitt Hanas Weise mit den Tönen der Violine in den Raum hinaus, und Erich war es, als würden seine Finger geschmeidiger auf den Tasten. Und Josephs Lieder kamen. Joseph aus dem Stall und Herrn Christopulos seltsame Melodien, wie sie aus der Dämmerung heraufstiegen, und das Winzerlied, das Winzerlied vom Abhang, wo seine Mutter unterm Weinstock saß und ins Wasser starrte:

Traute Worte
die das Herz bewegen.
Traute Worte
die mir Schmerz erregen.

Die Violine ſang mit der zarten Stimme ſeiner Mutter:

Traute Worte
die uns weinen machen.
Traute Worte.

Hans Haacke hatte ſich aus ſeinem Lehnſtuhl erhoben. Die Violine aber klang lauter, der Marſch von Orſowa brach hervor — heftig und wie im Trotz. Wie harte Hacken, die gegen Steinflieſen klingen, brachen die Töne unbarmherzig hervor, bis ſich „Es gibt ein herrlich Land" ſanft und ſtill Bahn brach — wie Kirchhofsfrieden. Erich folgte langſam der Violine. Seine Augen waren dunkelblau geworden wie bei Herrn Dupierre. Er wandte den Kopf, während ſeine Hände der Melodie folgten. Er und Joan lächelten einander zu. Im ſelben Augenblick aber gab Joan Erich ein Zeichen, daß er aufhören ſolle, und er ſchlang Godards Berceuſe hinein, die Violine ſang allein.

Im Saal war es ſtill. Es war, als ob ein ſtilles und furchtſames Glück ſich vorſichtig vorwärtswiegte, die Augen aufſchlug, ſich umſah und fragte, ob es wach ſei oder träume. Und es fand ſich ſelbſt und wußte, daß das Glück lebe und ſchloß die Augen wieder — vor Glück. Joan hatte ſeinen Kopf gehoben. Jetzt ſenkte er ihn wieder. „Da ſaß ſie." Sie wußten nicht, daß dasſelbe Lächeln auf ihren Geſichtern lag. Da fiel Erich ein und „Ritter Aage" klang unterm Bogen:

Freite um Jungfer Elſe,
ſie war ſolch holde Maid.

Wie ein Jubel ſtieg es aus den Saiten. Wieder und wieder kam es, als dränge es ſich hervor aus dem Boden des Inſtrumentes. Wieder und wieder klang es, als wolle es den Bogen ſprengen:

Freite um Jungfer Elſe,

und er brach ab und tiefernſt wie ein Pſalm, aber wie ein Pſalm des Dankes, klang es durch den Raum:

Du Land, wo ich geboren bin, du meine Heimat,
wo meine Eltern wohnten, meine Wiege ſtand,
wo traut die Sprache mir im Ohre klang
wie ſüße Töne meiner Mutter Stimme.
Du friſcher, däniſcher Strand,
wo wilde Schwäne niſten,
ihr grünen Inſeln, meines Herzens Heim,
dich liebe ich — du teures Vaterland.

Joan hatte ſeinen Kopf gehoben und die Augen der Ujhazys waren ganz geöffnet: „Dort mußten alle glücklich werden können. — Alle. — Glück ſchaffen und ein Vaterland!"

Ihr grünen Inſeln, meines Herzens Heim,
dich liebe ich — du teures Vaterland.

... Erich war aufgestanden und hatte Joans Hand ergriffen ... Das war nicht Beifall, das war ein Tumult von Rufen und Schreien. „Heut hast du dänisch gespielt," sagte Erich und preßte Joans Hand. „Wirklich?" Und der Vorhang ging herauf und herunter. „Dort hinter ihr stand ja der Geschäftsführer ..." Der Vorhang ging wieder in die Höhe. „Wer ist er eigentlich?" fragte Joan, indem er sich verbeugte. „Wer?" „Der Geschäftsführer ..." „Der ... ein Geschäftsführer."

Und der Vorhang fiel und mußte wieder in die Höhe. Es war, als ob man schrie, nur um zu schreien, und man klatschte in die erhobenen Hände. Plötzlich aber, mitten im Saal, stieg der Uhrmacher auf eine Bank — zwei andere mußten ihm behilflich sein — und durch das Geschrei und Getrampel rief er wie eine Trompete: „Der Vorstand soll leben!" „Gott nein!" entfuhr es Gerda ganz laut, und sie duckte sich hinter ihren Vater. Erich aber lachte: „Ja, der Vorstand soll leben," schrie er und schwang seinen Arm, und Joan fiel ein: „Der Vorstand soll leben. Hoch!" rief er über den Saal hinaus. Und alle standen auf und schwenkten ihre Hüte: „Hoch, hoch!" Der Uhrmacher aber, der noch auf seiner Bank stand, so rot und so breit wie ein Hahn, schrie: „Vorstand heraus!" und die Hochrufe erklangen und alles lachte. Gerda aber war in die Bühnentür hineingelaufen. „Jetzt kanns genug sein," sagte Erich und der Vorhang fiel. Joan war die kleine Treppe hinuntergesprungen und stand vor Gerda. „Sind sie aufgewacht?" fragte er. „Wer?" „Die Schleswiger." „Ja, haben Sie sie nicht gesehen?" sagte sie — und über allem, was sie und er sagte, lag es wie ein Lächeln. „Nein," sagte Joan, „ich hatte sie vergessen." Und von neuem verwirrt oder viel zu glücklich, um zu sprechen, schwiegen sie wieder, während draußen der Lärm hinstarb — bis Gerda sagte, und während sie sprach, schlich sich eine plötzliche Wehmut in ihre Stimme: „Ja, diesen Abend werden wir nie vergessen." Und als sei sie über ihre eigene Stimme erschrocken, fügte sie hinzu und versuchte zu lächeln: „Hier geschieht ja so selten etwas."

Oben auf der Bühne versuchte Erich wieder die Mazurka. Gerda, (die vielleicht ebenso wie Joan hundert Gedanken und doch keinen dachte, und hörte, ohne zu hören) sagte und hatte ihren Kopf zum Flügel gewandt: „Ist es nicht, als ob sie weinen, während sie tanzen?" „Ja," sagte Joan, seine Stimme aber klang wie die eines Glücklichen.

Es lag ein Programm auf dem Tisch: Joan-Ujhazy-Konzert stand mit großen Buchstaben darauf. Gerda nahm es und in einem ganz anderen Tonfall (vielleicht hatte der Klang in seinem „ja" ihn verändert), las sie und lächelte: „Joan Ujhazy."

Joan stand hinter ihrer Schulter und blickte gleich ihr auf das weiße Blatt: „Joan Aage Ujhazy," sagte er und lächelte. „Aage?" sie hatte ihm ihr Gesicht zugewandt. „Ja," sagte Joan: „ich heiße auch Aage." „Aage," wiederholte

ſie. Sie ließ das weiße Blatt los und es fiel auf die Tiſchdecke: „Wir müſſen wohl gehen.“ „Ja,“ ſagte Joan, und er rief laut: „Erich, wir ſollen nach Hauſe.“

Erich Holſtein hörte ihn nicht, und einen Augenblick lauſchten ſie beide Chopins Mazurka, während Joan die Orchideen in ſeiner Hand hielt.

„Erich,“ rief Joan und noch froher: „komm, wir ſollen nach Hauſe.“ „So?“ ſagte Erich und ſprang auf, „ſind wir eingeladen?“ „Wenn Sie uns das Vergnügen machen wollen?“ ſagte Gerda. „Herzlich gern,“ ſagte Erich und kam von der Bühne herunter und trank ſein Glas aus, während die Tür geöffnet wurde und Frau Jeſperſen, von ihrem Mann gefolgt, hereinkam. „Mein Mann möchte Ihnen auch gern danken,“ ſagte ſie: „er wird es kurz machen.“ „Ja,“ ſagte der Paſtor: „vielen Dank,“ (und er drückte Joans Hand). „So ſpielen Sie aber auch nicht alle Tage.“ „Nein, Herr Paſtor, das iſt wahr,“ ſagte Joan. „Vielen Dank, Gerdachen,“ ſagte der Paſtor und drückte auch ihr die Hand, während Frau Raabel, die die Bühnentür offen geſehen hatte, hereingeſchlüpft kam, mit hektiſcher Röte auf den Wangen vor Begeiſterung und mit feuchten Mundwinkeln. „Unſere Erwartungen ſind nicht enttäuſcht worden,“ ſagte ſie: „das war Weltkunſt, Weltkunſt.“ Und ſie behielt Joans Hände etwas reichlich lange in den ihren.

Der Doktor war ihr gefolgt und Kaufmann Johanſen hielt dem Direktor und Herrn und Frau Lorentzen die Tür offen. Der ganze Raum war voll und alle dankten. „Es war eine ſchöne Stunde,“ ſagte der Direktor: „die däniſchen Töne taten wohl, die liegen uns doch am nächſten.“ „Ja, es waren Herzenstöne,“ ſagte Frau Lorentzen. Graf Holſtein winkte ſich den Berliner heran: „Zwei Flaſchen,“ ſagte er und zeigte auf den Champagner.

Paſtor Jeſperſen war vor ihm ſtehen geblieben: „Sie ſollten Ihre Gaben pflegen, Herr Graf.“ „Pflegen und pflegen, Herr Paſtor.“ „Ich finde, es bereichert einen ſelbſt,“ ſagte der Geiſtliche. Frau Raabel aber ſagte zu Joan und recht laut: „Wir Muſikleute dürfen wohl bekennen, daß wir Mendelſohn vorziehen . . !“ Doktor Raabel ſtand vor Herrn Lorentzen: „Mein lieber Lorentzen,“ ſagte er, „ich habe die ganze Zeit nur eines denken müſſen: das iſt die Welt, dachte ich, die plötzlich über uns hereingebrochen iſt.“

Alle ſtanden dicht beieinander und alle ſprachen. Joan war ganz an die Wand zurückgetreten (während er beſtändig lächelte und zuhörte, ohne zu hören) und Frau Raabel, die einen unaufhörlichen Drang hatte, ſeine Hände zu befühlen, ſprach von Einzelheiten bei Mendelsſohn, Einzelheiten, die der liebe Kapellmuſikus allerdings anders wiedergegeben habe. „Aber das iſt natürlich nur Auffaſſungsſache,“ ſagte ſie.

Der Berliner hatte unten in der Wirtsſtube Champagner beſtellt, den Herr

Jensen jetzt im Begriff war nach oben zu bringen. „Wer hat ihn bestellt?“ schrie Olesen vom Schenktisch hinter ihm her. „Der Graf,“ rief Jensen. „Welcher Graf?“ Herr Jensen aber war schon draußen. „Wir schreiben ihn dem Konzertmeister auf die Rechnung,“ sagte Olesen zum Stubenmädchen, die zur Hilfe herbeigeholt worden war. Und einige Kunden, die rauchend vor dem Schenktisch saßen, lachten laut. Graf Holstein schenkte ein: „Herr Fabrikant,“ „Bitte Herr Direktor.“ Der Direktor stand neben Herrn Haacke, der versicherte, daß die alten Melodien ihn tief gerührt hätten: „Dänische Lieder,“ sagte er, „alte dänische Lieder — nicht wahr?“ Frau Raabel, die auch ein Glas Champagner bekommen hatte, sagte zu Gerda, die neben ihrem Vater stand: „Dank, Fräulein Johansen, tausend Dank — denn man muß sich ja bei Ihnen bedanken, leider. Das nächste Mal aber läßt der Musikverein es sich sicher nicht nehmen. Denn jetzt haben wir Mut gefaßt. Aber,“ fuhr sie fort und lächelte Herrn Johansen zu, „nicht allen Händen gelingt es, alles, was sie anfassen, zu Gold zu verwandeln.“

An allen Ecken und Enden wurde gesprochen. Man hörte den Direktor, der noch mit Herrn Haacke von den Volksliedern sprach. „Sie sind ja unser eigenstes Eigentum,“ sagte er, „und ein Fremder kann wohl kaum ganz“ — — da schlug der Doktor an sein Glas: „Er wollte hier an Ort und Stelle, auf dem Wahlplatz noch einmal . . .“ Der Doktor kam nicht weiter . . .

Es war der Uhrmacher, der die Treppe herunterpolterte. „Ja, ich bins,“ sagte er und ergriff ein Glas. „Vielen Dank,“ rief er Joan zu, „es war prachtvoll . . . Aber Sie, Graf Holstein, Sie sind ein Held.“ Er hob sein Glas: „Denn das war 'ne Kost, die uns allen schmeckte,“ sagte er, während alle lachten, und Doktor Raabel wollte fortsetzen: „wollen wir also hier auf dem Wahlplatz noch einmal . . .“ „Auf Gra Holsteins Wohl trinken,“ fiel Joan ein. „Bravo, bravo,“ rief Larsen. „Ja, auf den Grafen,“ sagte Gerda. „Natürlich,“ sagte Doktor Raabel, der so heftig an seiner Manschette zerrte, daß sie abriß, und Joan schwang sein Glas dreimal wie ein Ungar, der Eljen schreit: „Erich soll hoch leben,“ rief er. Alle riefen hoch und stießen mit Graf Holstein an. „Und nun noch ein Hurra,“ rief Larsen, und sie riefen dreimal Hurra. „Kinder, ich kann nie das Lied von Jungfer Else hören, ohne Thränen in die Augen zu kriegen,“ sagte Larsen: „Prost, Herr Konzertmeister.“ Alle stießen miteinander an.

Joan hielt sein Glas noch gegen Erichs. „Ja, ja, du, Dank für den heutigen Tag,“ sagte Erich. Plötzlich ging es wie ein Beben über die Züge des Grafen, er schob die Lippen vor, bevor er trank: „Denn siehst du, Josse, alleweil gibts ja keine Festtage — hierzulande.“ „Graf Holstein,“ es war Frau Raabel, die mit ihrem Glas in der Hand herantrat: „es lag Musik darin . . . jetzt können Sie sich dem Musikverein nicht länger entziehen.“ Doktor Raabel, der die Flasche

hochgehoben hatte, um zu sehen, ob noch was darin war, schenkte sich ein und sagte: „Es war erstaunlich, ganz erstaunlich. Meine Frau sagte immerwährend: Das ist Musik, das ist wahre Musik."

Frau Lorentzen, die am Tisch stand, sagte plötzlich zu Frau Raabel hinüber, indem sie langsam und freundlich auf die Hyazinthen zeigte: „Das sind Fräulein Luckows Hyazinthen . . . ich erkenne sie an der Farbe." „Ja, Frau Lorentzen," antwortete Frau Raabel, die gerührt schien, „das war Fräulein Luckows letzte Freundschaftsgabe für ihren Arzt. Und jetzt haben sie bei einem kleinen Gelage schmücken helfen, wie ich gehört habe," fügte sie hinzu und wandte sich an Gerda, die die Blumen hastig aus Herrn Olesens Kühler herausfischte.

„Wollen wir nun nach Hause gehen," schlug Kaufmann Johansen vor, der lange nichts gesagt hatte. „Ja," sagte Joan, „wir wollen nach Hause." Die anderen gingen im voraus durch den Saal. „Hier ist es dunkel," flüsterte Joan, „nehmen Sie sich in acht." Und er stieß gegen die Bänke. „Ich kenn mich hier aus," sagte Gerda. „Hier ist eine Bank! . . ." Und er streckte den Arm aus, als wolle er sie führen. „Ich halte mich an die Wand." „Wo seid ihr?" rief Holstein hinter ihnen. „Hier," sagte Joan. „Warum hat der Kerl denn das Licht ausgemacht," fluchte Erich. „Weil es jetzt vorbei ist," sagte Gerda, die ihre Augen geschlossen hatte.

Joan aber flüsterte neben ihr in der Dunkelheit: „Nein." Er wußte nicht, ob sie es gehört hatte, und ihr Gesicht konnte er nicht sehen. „Habt ihr die Blumen mitgenommen?" fragte Erich hinter ihnen. „Ja," sagte Joan und preßte die Orchideen fester in seiner Hand. „Woher haben Sie die schönen Blumen?" fragte Joan durch die Dunkelheit. „Aus Veile." „Sie bekommen alles aus Veile." „Ja."

Und plötzlich mit veränderter Stimme und leise, sagte sie: „Nun ist der Geburtstag Ihrer Mutter bald vorbei." „Ja."

Sie waren dicht an der Tür. „Wer ist das?" fragte Joan, der eine Männerschulter berührt hatte. „Der Geschäftsführer!" antwortete eine Stimme, „Kaufmann Johansen schickt mich, um ihnen den Weg zu zeigen." Er entzündete ein Streichholz: „Hier sind zwei Stufen," sagte er, und der Schein des Streichholzes fiel auf die drei Gesichter. „Danke," sagte Joan und Fräulein Gerda folgte.

Frau Jespersen stand noch draußen, wo es hell war, und zog ihren Mantel an. „Aber wo ist Herr Haacke?" fragte Gerda plötzlich und sah sich um, als habe das Licht sie wieder zur Wirtin gemacht. „Ih, den hat Frau Raabel eingeladen." „Nach Hause zu sich?" fragte Erich und lachte, während er in seinen Paletotärmel schlüpfte. „Nein," sagte Frau Jespersen, die ebenso wie er lachte, „zu Johansens."

Sie kamen in den Hof hinaus, wo Herren und Damen zwischen den Wagen

umherliefen, während die Pferde stampften. „Guten Abend, Frau Jespersen," rief eine Damenstimme von einem Wagen; „o, wie war es . . . .". Und die Dame hielt inne, als sie Joan sah. Frau Jespersen lachte. „Ja," sagte sie, „nun kommt die Kehrseite von dem Vergnügen. Jetzt müssen diese Leute meilenweit über Land fahren." „Die Ärmsten," sagte Joan. „O nein," sagte die Pastorsfrau, und als ob sie eine ganze Gedankenreihe durchlaufen hätte, fügte sie hinzu: „Künstler sind eigentlich undankbar." „Wieso?" „Es muß doch ein wahrer Segen sein, anderen so viel Freude geben zu können." Es ging wie ein Aufleuchten über Joans Gesicht, und er wandte sich um: „Fräulein Gerda, wo sind Sie?" „Hier," sagte Gerda, die dem Geschäftsführer Bescheid gegeben hatte, welche Sorte Wein für die Herren aus dem Keller geholt werden sollte.

Sie kamen auf die Straße hinaus. Die Fenster im „Hotel Dänemark" waren weit geöffnet, so daß die Stimmen hinausdrangen. Die Töne eines Klaviers klangen aus einem hinteren Zimmer. Joan war stehen geblieben, als man dort oben zu singen anfing:

Wißt ihr die Nacht noch, bevor aus der Burg
wir zogen dem Feinde entgegen,
alles war still, nur die Mitternacht
erscholl laut in wuchtigen Schlägen.
Da rief er: „Kinder, frischauf zur Schlacht,
Um in Kolding zu sein vor der nächsten Nacht."
Wir hatten gesiegt, eh der Tag sich neigte,
Das Ziel jedoch keiner von uns erreichte.
Denn auf der Wahlstatt schläft Olaf Rye.

„Was singen sie?" fragte Joan, der zwischen Gerda und Frau Jespersen stand. „Das ist das Lied vom General Olaf Rye," antwortete Frau Jespersen, „das singen sie immer — die von der anderen Seite der Grenze." „Ist er gefallen?" „Ja."

Oben wurde der Vers wiederholt, während die drei auf der Straße stehen blieben. „Wie sind die Worte?" fragte Joan. Frau Jespersen sagte sie:

Wir hatten gesiegt, eh der Tag sich neigte,
Das Ziel jedoch keiner von uns erreichte.
Denn auf der Wahlstatt schläft Olaf Rye.

„Seht die Sterne," sagte sie und legte ihren Kopf in den Nacken, „wie viele!" „Ja," sagte Gerda, und ihre feuchten Augen sahen sie nicht.

Sie blieben eine Weile schweigend stehen. Dann sagte Joan, vielleicht nur um etwas zu sagen: „Wie hell der eine leuchtet." „Ja," sagte Frau Jespersen, und sie standen alle mit aufwärtsgewandten Gesichtern: „das ist die Venus." „Ja," sagten Gerda und Joan zu gleicher Zeit. „Nie habe ich die Sterne so schön wie am Bosporus gesehen," sagte Joan sehr leise. „Sie sind auch überall

geweſen," ſagte Frau Jeſperſen, die noch immer nach oben blickte. „Ja . . .," und Joan lächelte, „aber jetzt will ich zu Hauſe bleiben." „Zu Hauſe?" Gerda hatte ihren Kopf gewandt: „weshalb?" „Weil ich jetzt alle Menſchen glücklich machen will," ſagte Joan und ſah ſie an. „Kann man Menſchen glücklich machen?"

Ein Mann, deſſen Schritte hinter ihnen geklungen hatte, ſtrich jetzt hinkend an ihnen vorbei. „Ich geh zu Ihnen, Fräulein Johanſen," ſagte er, „obgleich man mich nicht aufgefordert hat. Aber ich weiß, daß ich Ihrem Vater immer willkommen bin." „Ja," ſagte Gerda, die zuſammengefahren war, „wir anderen kommen auch." Der Hinkende ging weiter, auf Johanſens Tür zu. „Wer iſt das?" fragte Joan und ſah der buckligen Geſtalt nach. „Das iſt der Magiſter," antwortete Gerda, die ſchneller ausſchritt. Joan aber ſagte und ſah zu Johanſens Fenſter hinauf: „Wenn nur nicht ſo viele da wären." „Es ſind aber viele da," ſagte Gerda ebenſo leiſe. Vielleicht glaubten ſie, daß Frau Jeſperſen es nicht gehört habe, ſie aber ſagte mit ihrer vollen Stimme: „Ja, die ganze Gegend iſt da. Von *der* kommt man hier nicht los, Graf Ujhazy."

Sie traten in den Hauseingang und am Fuß der Treppe ſagte Gerda (als ob alle Befürchtungen für den heutigen Abend ihr hier auf der erſten Stufe wieder entgegenkamen), und ſie atmete tief auf: „Sie ſind doch alle gekommen, Gott ſei Dank." „Wieſo alle?" fragte Joan, der ſtehen blieb. „Wir wußten ja nicht," und Gerda ſchüttelte den Kopf, „ob die vom Muſikverein kommen würden, weil das Konzert nicht dort ſtattfinden ſollte." „Wieviel Sie zu bedenken gehabt haben," ſagte Joan. „Ja," lächelte Gerda. Während ſie die Treppe hinaufſtiegen, ſagte er: „Aber iſt es nun auch ſo geweſen — wie Sies ſich gedacht haben?"

Gerda zögerte: „Es war anders," ſagte ſie, und die Worte ſtolperten übereinander. „Aber," ſagte ſie, und ſie ſprach atemlos vor Bewegung oder wegen eines Gefühls, das ſie kaum ſelbſt kannte und doch bekämpfte: „aber ich werde es vielleicht erſt — in vierzehn Tagen wiſſen." „In vierzehn Tagen?" und Joan lachte ganz ſtill. „Ja," ſagte Gerda ebenſo wie vorhin, „ich meine, . . . man weiß doch nie, wie etwas war, bevor mans recht durchdacht hat."

Joan aber ſagte, und jedes Wort kam haſtig aber deutlich: „Man weiß aber doch, was *geſchehen* iſt." Seine Lippen öffneten ſich bei ſeinen ſtarken Atemzügen. „Ich nicht — — glaube ich," ſagte Gerda, und ſie ſtanden vor der Tür. „Na, Gott ſei Dank, das hat geholfen," ſagte Frau Jeſperſen.

Alle Stuben waren gelüftet, und die Herren ſaßen bereits bei ihren Erfriſchungen. Es war, als ob ſie verſchnauften und ſich reckten und ſtiller geworden waren. „Wollen Sie nicht etwas ruhen?" fragte Frau Jeſperſen. „Nein danke," ſagte Joan wie jemand, deſſen Gedanken anderwärts waren, und plötzlich ſah er alle Geſichter um ſich her: „Hier ſind mehr als vorhin."

„Nein," sagte Frau Jespersen (deren Blick über die Zimmer schweifte, wo die Damen, die sich zurechtgemacht hatten, gerade hereintraten): „es sind ganz dieselben wie vorhin."

Sie gingen in Johansens Zimmer, wo niemand war. „Hier ists still," sagte Joan und ließ seinen Blick unwillkürlich über die alten und starken Möbel schweifen. „Ja," sagte Frau Jespersen, „hier steht der Geldschrank der ganzen Gegend. Und das ist Karen Posts Sofa," fuhr sie fort und zeigte darauf.

Sie trat ans Fenster. Vom Wirtshaus tönten noch immer Stimmen und Gesang herüber. Noch rollte ein vereinzelter Wagen fort. Die Insassen saßen schweigend auf dem Wagenstuhl.

Frau Jespersen sagte zu Joan, der neben ihr stand: „Jetzt sitzen sie da und überdenken die Sache." „Denken vierzehn Tage," sagte Joan und Frau Jespersen verstand nicht seinen Tonfall. „Ach ja, so ein Abend bringt frischen Wind ins Land." Joan, der eine Unruhe in seinem Wesen bezwang, sagte: „Aber ich finde, daß die Leute sich doch hier für alles interessieren." „Ja," sagte Frau Jespersen und sie zog mit ihren Fingern gleichsam einen Kreis auf dem Fensterkreuz: „für all das. Für Gerda aber ist es eine herrliche Abwechslung gewesen," sagte sie und sah vor sich hin; „sie kanns auch gebrauchen, denn hier im Hause ist es viel zu einförmig für sie, seit das Unglück geschah." „Das Unglück geschah?" „Ja, seit Emilie sich das Leben nahm." „Die Schwester? Hat sich das Leben genommen?" Frau Jespersen wandte sich um: „Wußten Sie das nicht . . . ach, nein, woher sollten Sie es wissen . . ." „Aber," fuhr sie fort und sie sprach sehr langsam: „Gerda ist viel für ihren Vater geworden und sie versteht es, all das Harte in seiner Natur zu dämpfen. Und mein Mann und ich — ach, ich wüßte manchmal nicht, wie ich den Humor aufrechthalten sollte, wenn wir Gerda nicht hätten. So schön es hier auch ist, meines Mannes Stellung ist doch recht schwierig hier in der Gegend."

Sie schwieg einen Augenblick und sagte dann, während ihre Gedanken wieder bei Gerda weilten: „Möchte sie nur glücklicher werden als die anderen Kinder des Hauses! Bist dus, Gerda?" Frau Jespersen wandte sich um.

Fräulein Gerda stand auf der Türschwelle und spritzte mit ihrem Refraichisseur. „Du mit deinem Spritzen, Gerda," lachte Frau Jespersen. Joan aber hielt ihr seine Hände entgegen: „Geben Sie mir ein wenig."

Gerda kam langsam näher und spritzte Eau de Cologne auf seine Hände. „Nein, spritz ihm doch ins Gesicht," sagte Frau Jespersen, „sonst spürt man es ja gar nicht." Gerda hob die Flasche und der feine Regen fiel über Joans Wangen. „Danke, danke," sagte er und blickte ihr in ihr kleines Gesicht. „O, o, es brennt in den Augen," rief er und rieb sie mit den feuchten Händen, daß sie noch mehr schmerzten. „Das schadet nichts," lachte Frau Jespersen, „nachher werden sie desto klarer." „Bravo!" rief Graf Holstein von der Tür aus,

„veranlassen Sie ihn nur, daß er die Augen ordentlich aufmacht, Fräulein Johansen. Alle Ujhazys haben halbgeschlossene Augen.“ „Und in Fräulein Gerdas Familie haben alle große Augen,“ sagte Joan, und es war, als wolle seine Stimme sie festhalten, indem sie hinausging.

Erich und Joan blieben allein am Fenster zurück. Dann sagte Joan, der mit der Hand das Fensterkreuz umfaßte: „Was war eigentlich — du — mit Fräulein Gerdas Schwester??“ „Mit Ihrer Schwester . . . sie ging ins Wasser. Ich glaube in Espergärde — so heißt ein Ort bei Kopenhagen.“ „Ja — — aber weshalb ging sie ins Wasser?“ „Ich weiß nicht. Es war nichts Schlimmes passiert. Aber sie hatte es durchgesetzt, daß sie studieren durfte. Und nachdem sie ihr Abiturium gemacht hatte und weiterstudieren sollte, sagte man, daß es ihr an Mut fehlte.“ „Und da nahm sie sich das Leben,“ sagte Joan langsam. „Ja,“ sagte Erich, „sie ging ins Wasser.“

Erich schwieg einen Augenblick: „Ja, es war sehr traurig. Für Johansen aber war es so eine Art Strafe — obgleich er schon mit dem Sohn genug gestraft sein mochte. Na —“ und Erich blickte auf die Straße hinaus — „wer hat nicht daran gedacht sich das Leben zu nehmen — — wenn man so eines Tages übers Wasser blickt . . . und übers Leben.“

Joan hatte kaum zugehört, weil er einen anderen Gedankengang verfolgte: „Arme, kleine Gerda,“ flüsterte er. Und er machte einige Schritte, als müsse er zu ihr gehen. „Na,“ sagte Erich, der ihm gefolgt war, „sie soll ja nicht ins Examen, über ihr Leben ist wohl entschieden.“

Es ging wie ein Schein über Joans Gesicht. „So, jetzt bist du gefangen,“ flüsterte Erich. Denn in der Tür stießen sie gerade mit Frau Raabel zusammen. „Ach, wie schön kühl ists hier drinnen,“ sagte sie. „Ja, hier ist Luft,“ sagte Erich und drückte sich vorbei. „Ach ja,“ sagte Frau Raabel: „es ist, als ob das Blut einem zu Kopfe stiege bei den vielen Gedanken, die unwillkürlich in einem geweckt werden — an einem solchen Abend.“ „Sie haben selbst Musik studiert, gnädige Frau?“ sagte Joan, dessen Augen suchend durch die Zimmer schweiften. „Ja,“ sagte Frau Raabel, „in Leipzig — zwei Jahre. Ach, das war eine herrliche Zeit — da hoffte man noch. Aber es gehört leider auch Glück dazu, selbst wenn man die Gabe hat. Beethoven war mein Großmeister. Und wenn man nicht zu denen gehört, die Konzessionen machen wollen und wenn man in einem kleinen Lande wohnt, wo viele sich berufen fühlen und die Unberufenen sich bisweilen am meisten vordrängen, dann wird man übergangen.“ „Ja, ja, das mag sein,“ sagte Joan zu Frau Raabel, die wie jemand sprach, der lange gewartet hat. „Und die Gabe ist schließlich das wenigste,“ fuhr sie fort. „Ich konzertierte natürlich auch einige Male . . . aber schließlich sagt man sich selbst, wenn man keine Konzessionen machen will: verschließe es lieber in deinem Inneren, sagt man, wie dein teures Eigentum . . . Aber natürlich, bisweilen,

wenn man andere hört — Sie, der Sie so viel sogenannte Musik gehört haben, werden mich verstehen, dann denkt man bei sich und es nagt an einem: Ja, die Wege im Leben sind oft sonderbar." „Ja," sagte Joan (dort sprach Gerda mit Erich): „das Leben führt uns oft sonderbar." „Ja," sagte Frau Raabel und wurde bei Joans Tonfall gleichsam inniger: „das Leben hat Netze ... es hat Netze, in denen wir hängen bleiben ... das können Sie aber wohl nicht verstehen, denn Sie gehören natürlich zu denen, mit denen das Leben es gut meint. Das konnte man heut abend aus Ihrer Musik heraushören, Herr Graf ... denn das Ohr, das hat man sich doch glücklicherweise erhalten." Frau Raabel hielt inne, als wolle sie eine Anerkennung für ihr Ohr haben ...

„Aber," fuhr sie fort, während sie unablässig ihren Kopf hin und herbewegte, als ob Fliegen ihre Schläfen plagten: „Dann heiratete ich ... Für mich ist es besonders schwer gewesen zu wählen, weil ich eine doppelte Gabe besitze, indem ich ja auch male. Bisweilen erwachte ich in der Nacht und dann rief Beethoven mich — — kennen Sie das — ach ja, Sie kennen es gewiß, wenn man so von einem Satz verfolgt wird und ihn nicht loswerden kann ... Aber," fuhr sie fort und ihre Gedanken sprangen wieder zu etwas anderem über: „mein Vater sagte häufig und, Gott, vielleicht hatte er recht, du rennst vom einen zum anderen, mein Kind, weil du den Sprung nicht wagst ..." „Wagen ist alles," sagte Joan. „Ja," sagte Frau Raabel. „Nun bin ich ja verheiratet," fing Frau Raabel wieder an, „und wir gehen in den gemeinsamen Interessen auf, denn die haben wir, Gott sei dank." „Ja," sagte Joan (Gerda stand jetzt beim Klavier, wo Erich sich gesetzt hatte). „Und dann haben wir ja den Musikverein gegründet, auch meines Mannes wegen, denn die Zeiten sind schlecht für Ärzte. Aber leider haben wir ja heute abend nicht die Ehre gehabt, wir wagten es nicht, da die Verhältnisse so klein sind und außerdem, das muß man sagen, für das kleine Fräulein Johansen war es ja kaum ein Risiko. Wenn Johansens so etwas in die Hand nehmen, fühlen sich ja viele gezwungen mitzumachen, leider — das liegt so in den Verhältnissen — wo der Geldschrank steht und die Pfandverschreibungen aufbewahrt werden, da ist auch die Macht, wenn andere auch die Gabe und den Willen haben."

Frau Raabels Stimme hatte etwas schärfer geklungen. „Aber ich rede und rede," sagte sie und veränderte den Ton, „und lege Beschlag auf Sie und errege wohl nur Neid, weil ich von dem großen Mann und dem Held des Tages so freundlich angehört werde (und Frau Raabel drückte gerührt und für alle sichtbar Joans Hände) ... Sie werden mich verstehen: wenn man hier lebt, bekommt man das brennende Verlangen nach einer gleichgestimmten Seele ... Ja," sagte sie, „an Verständnis fehlt es hier und das macht einen manch liebes Mal mutlos im Verein ... denn wo kein Verständnis ist, für die Werte, meine ich, die wahren Musikwerte, Sie verstehen, da kann man ja unmöglich

zuſammenhalten. Und hier in der Gegend ... von der Hochſchule und denen können wir nichts erwarten. Sie haben ja ihre Lieder gehört — laſſen Sie mich davon ſchweigen ... Dieſe Leute intereſſieren ſich ja nur dafür (Frau Raabel machte mit ihrem handgemalten Fächer einen dicken Grenzſtrich durch die Luft) und was über Hartmann hinausgeht, iſt vom Übel. Teurer Meiſter, Sie verſtehen, Wagner zu lieben und zwiſchen Menſchen zu leben, die nicht mal bis Beethoven gekommen ſind."

Joan hatte ſich gegen den Türpfoſten gelehnt. Erich ſaß noch vorm Klavier, wo Gerda mit „Weyſe" in den Händen ſtand. Frau Raabel, die einen Augenblick geſchwiegen hatte, ſagte: „Man ſitzt mit ſeiner Gabe da — man ſitzt da und vertrocknet ..." Erich fing an zu ſpielen. Es war das Lied vom Ritter Aage und plötzlich bekam Frau Raabel rote Flecken auf den Backenknochen: „Und heute abend, ich leugne es nicht, vibrierten meine Finger, als Graf Holſtein ſich auf dem Klavier verſuchte. Es war ja ganz hübſch und man konnte wohl nicht mehr verlangen ... Die Hände aber ſind nur ſchwach — — ſelbſt wenn Graf Holſtein auch etwas Talent hat — gehabt hat ..."

Erich ſpielte noch immer:

Freite um Jungfer Elſe,
ſie war ſolch holde Maid.

„Aber ich konnte mich ja des Gedankens nicht erwehren, Sie verſtehen, Meiſter, des Gedankens: nur einmal ſelbſt die Freude zu haben ..." Joan hatte drei Schritte gemacht:

Und einen Monat ſpäter
da war er kalt und tot.

Frau Raabel war Joans Blick zum Klavier gefolgt und hatte wahrſcheinlich ſein Lächeln mißverſtanden, denn ſie ſagte, indem ſie von Graf Holſtein ſprach, der dem Verein und ihrem Beethoven gegenüber eine ſcharfe Zunge hatte: „Ja, ja," ſagte ſie und lächelte verſtändnisinnig, „es gibt viele Träumer hierzulande und wenn ſie halbwegs aus ihren Träumen erwachen, reiben ſie ſich die Augen und meinen, daß ſie Kritiker ſind." „Ja, gewiß, gnädige Frau, ſie ſind Kritiker," ſagte Joan plötzlich und ging davon, während Frau Raabel mit ihrem wackelnden Kopf ſtehen blieb, als habe ſie einen Waſſerſtrahl ins Geſicht bekommen.

(Schluß folgt)

Die Energiequellen der Technik/ von Ludwig Brinkmann

Es scheint so, als ob wir uns bald überhaupt nicht mehr in dieser Welt zurecht finden können. Seit hundert Jahren überstürzen sich die Entdeckungen und Erfindungen auf technischem Gebiete, die ständig das wirtschaftliche System unseres Kulturstandes von Grund aus erregen und unser Geistesleben zum mindesten an der Oberfläche erweitern und beeinflussen. Das Tempo dieser Neuerungen, Änderungen, Verbesserungen wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt rascher; wir erinnern beispielsweise an die Umwälzungen, die in den letzten zwanzig Jahren allein die Einführung der elektrischen Kraftübertragung gebracht hat. Dazu erscheint der brausende Wirbelwind der neusten Zeit erst im Anschwellen; fast hört es sich so an, als sei er nur der Vorbote eines Orkanes, der die Welt mit ungeahnten, kommenden Dingen überfluten wird.

Wie immer, ist auch in technischen Dingen die Entwicklung dem allgemeinen Verständnis vorausgeeilt. Jede Assimilation währt ihre Zeit; je fremdartiger, überraschender das Neue, desto länger dauert der Verdauungsprozeß im Geiste der Gesamtheit. Wir hören von neuen Kräften, die man entdeckt habe; wir sehen schier täglich neue Maschinen, die solche Kräfte unsern Zwecken dienstbar machen; alles bewegt sich rings um uns, von Motoren getrieben, daß uns schwindlig werden könnte — aber logische Gesetzmäßigkeit, klare, definitionssichere Ordnung haben wir in diese neue Welt der Erscheinungen noch nicht zu bringen vermocht. Telegraphenkabel und Schienenstränge, Dampfschiffe und Automobile haben uns den Erdball zum Dorfe gemacht; jedwedes Gut, von Maschinen zu Hunderttausenden hergestellt, ist uns käuflich. Wodurch? Durch die Kenntnis der Naturkräfte, den Gebrauch der Motoren! Doch was sind Kräfte, Motoren? Keine oder höchstens eine halbe Antwort.

Solche *Unklarheit*, verbunden mit Phantasie, die ja in allem Düstern üppig wuchert, hat nun eine recht weit verbreitete Krankheit des modernen geistigen Lebens hervorgerufen, die wir mit *Maschinenwahn* bezeichnen möchten. Der alte Materialismus lehrte die Auffassung der Welt als eines höchst subtilen, aber schließlich erklärbaren mechanisch-chemischen Getriebes. Der Maschinenwahn ist nun die Nutzanwendung, das Postulat des Materialismus, ist die frohe Botschaft der Weiterentwicklung, der Erlösung von aller Erdenschwere durch Erfindung und Entdeckung neuer mechanischer, chemischer Prozesse, neuer Maschinen. Das Unmögliche von gestern ist heute ein Kinderspiel geworden; das erfahren wir täglich; warum nicht zuversichtlich sein, daß morgen die Probleme des heutigen Tages leichteste Lösung finden? In guten und schlechten Büchern wird uns täglich ausgemalt, wie wir neue Kräfte entdecken, neue Apparate bauen werden, die willig unsere Werke, selbst die letzten, verrichten und uns die ersehnte

Muße zu allem Schönen und Angenehmen gewähren werden. Techniſch iſt unſer Jahrhundert, weil die allgemeine Loſung ergeht: baut Mechanismen! Produktion und Verkehr und Deſtruktion (durch Armee und Marine) lechzen nach neuen Maſchinen und ſind auch überzeugt ſie zu erhalten. Mit der Klarheit aber über das Weſen der Technik und ihrer Mittel ſchwindet allzukühner Sanguinismus: wo ſich die grauen Nebel unbeſtimmter Begriffe von den Dingen heben und die ſonnenhellen Strahlen der Unterſcheidung, der Kritik hinleuchten, werden die Grenzen ſichtbar, die alles Wirkliche umſäumen. Die Technik ſtrebt gewiſſen Zielen zu, die ihre Grenzpfähle ſind; dort wird der rollende Wagen innehalten müſſen, ſo unabſehbar die Bahn auch jetzt erſcheint. Iſt die Entwicklung einmal hier angelangt, wird das brauſende Durcheinander von Ruhe und Stabilität abgelöſt werden; alle die tauſendfachen Erſcheinungsformen techniſchen Schaffens werden auf ein paar Grundformen zurückgeführt ſein, die in einfachſter Weiſe die Gebote höchſter Zweckmäßigkeit und Ökonomie erfüllen. Von da aus wird man ſtaunend auf die ungeheure Menge von Zwiſchenſtufen und untauglichen Hülfen zurückblicken, die der Gärungszuſtand der Entwicklung hervorgebracht hat und von denen jede zur Erzeugung des Folgenden nötig, aber doch nur ein Übergang geweſen. Doch welches ſind die Grenzpfähle, über die hinaus es keinen Fortſchritt geben kann?

Alle Wunder der Technik werden durch die Naturkräfte ermöglicht; unbegrenzt wie dieſe müſſen auch die Wirkungen ſein. So heißt es, iſt aber falſch und der Angelpunkt aller Irrtümer. Erſtens nämlich ſind Kräfte für die angewandte Technik gar nichts; ſie ſind allenfalls mathematiſche Begriffe, Vergeiſtigungen von realen Dingen, mit denen der Theoretiker operieren mag, die aber praktiſch keinen Motor bewegen. Das was die Technik braucht, ſind die Energien, das heißt Kräfte, nur ſo weit ſie Materie wandern machen, alſo Möglichkeiten mechaniſcher Arbeit. Zweitens ſind die Quellen dieſer Energie durchaus begrenzt; wir ſtehen keinen unbeſchränkten Möglichkeiten gegenüber, ſondern haben mit dem hauszuhalten, was vorhanden.

Verzeihlich iſt der Irrtum allerdings, daß wir einen unerſchöpflichen Reichtum von Energie beſitzen. Die Erweiterung unſeres geiſtigen Horizontes war zu plötzlich, als daß nicht unſere Gedankenbahnen in ein myſtiſches Nebelheim unbeſtimmter, unbegrenzter Begriffe, die jenſeits der Realität liegen, hinausſchnellten. Es iſt noch gar nicht ſo lange her, ein Jahrhundert höchſtens, daß der Begriff „Kraft" Gemeingut der denkenden Menſchheit geworden iſt; wer alte Schriftſteller lieſt, nimmt mit Erſtaunen wahr, wie unklar ſie ſich ſelbſt ſind, wenn ſie dieſes Wort gebrauchen; mit einem gewiſſen Zögern verſuchen ſie ſich manchmal an Definitionen, und die klingen dem modernen Naturwiſſenſchaftler recht wunderlich. Dann kam allerdings, etwa ſeit Einführung der Dampfmaſchine, die

Erleuchtung; mit einem Male verlor der Gebildete den rein sinnlichen, sichern Standpunkt seiner Naturauffassung, von dem aus er in der Schwere des Steines, im Klange der schwingenden Glocke, in der Süßigkeit des Zuckers, im Wohlgeruch der Blume, in der Helligkeit der Sonne nur Eigenschaften der Körper erkannt hatte; jetzt lernte er, daß die Gravitation alle Materie beherrscht, daß chemische Affinitäten Geschmack- und Geruchreize auslösen, daß Schall und Licht die physiologischen Effekte von Luft- und Ätherschwingungen bedeuten, daß die Ursachen aller Wahrnehmungen Kräfte sind, woraus die rasche Schlußfolgerung entsprang, das einzige Reale ist die Kraft, also die energetische Weltauffassung, die der Materie Existenz bezweifelt, sie ganz leugnet oder ihr höchstens im Reiche des Metaphysischen ein schemenhaftes Dasein gestattet.

Wenn es nun auch wahr ist oder der Wahrheit am nächsten kommt, daß das Weltall vom Größten bis zum Kleinsten nur ein Wechselspiel von Kräften ist, wenn auch unser Empfindungsleben von Polaritäten, Affinitäten und Spannungen beherrscht ist, wenn auch die Wissenschaften der Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie die Welt als Kraftgebäude theoretisch ergründet haben, so hat doch die angewandte praktische Technik nichts damit zu schaffen. Was diese will, ist mechanische Arbeit, mechanische Produktion, zu der auch die Lokomotion gehört (zum Unterschiede von der organischen Produktion, dem Arbeitsbereiche der Landwirtschaft im weitesten Sinne, und der chemischen Produktion, dem Werkinhalte der Chemie). Die Technik will also den Menschen, der ohne ihre Mittel sich schwitzend abmüht und doch bei der Unzulänglichkeit seiner mechanischen Kraft nur wenig bewältigt, die Arbeitsfähigkeit der Natur erschließen und seinen egoistischen Zwecken unterwerfen. Die Aufgabe ist daher, wenn wir uns ein Bild über die voraussichtliche Entwicklung der Technik machen wollen, die natürlichen Arbeitsmöglichkeiten auf ihre praktische Verwendbarkeit hin zu prüfen.

Trotzdem wir also in einem Meere von Kraft schwimmen, trotzdem alles, was existiert, Kraft ist, so ist doch die für die Technik brauchbare Menge von Energie nur sehr gering, wie wir aus Erfahrung wissen. Aber selbst wenn uns diese gar nichts zu sagen hätte, würden wir doch aus einer Betrachtung apriori zu diesem Schlusse kommen müssen. Wir müssen alle Dinge mit menschlichem Maßstabe zumessen; nur was uns kommensurabel ist, kann uns etwas nützen. Die Energien der Natur sollen unsere Arbeiten verrichten, sollen uns Menschen ersetzen. In Anbetracht dieser Tatsache müssen die technisch verwendbaren Kräfte auf menschliches Maß abgestimmt sein. Wenn wir die Leistung in ihre mechanischen Bestandteile auflösen und Masse, Länge und Zeit gesondert betrachten, so ergeben sich als spezifisch menschliche Werte etwa das Gewicht eines leicht zu hantierenden Steines, ein paar Kilogramm also, die Länge eines Schrittes, die Zeit eines Pulsschlages oder eines Atemzuges. Um daher etwas mit den von

der Natur uns zur Verfügung geſtellten Energien anfangen zu können, müſſen ihre Maſſe, Länge und Zeit dieſer menſchlichen Relation entſprechend von derſelben Größenordnung, dürfen in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe nicht nach irgendeiner Richtung hin übertrieben ſein. Wenn wir Bakterien oder ungeheure Rieſen wären, dann lägen die Dinge vorausſichtlich anders: im erſten Falle vermöchten die winzigſten Maſſen doch noch Beſtandteile uns nützlicher Energie zu ſein, im letzteren Falle ſpielten große Dimenſionen oder beträchtliche Zeiträume für uns keine Rolle. Bei der Betrachtung der einzelnen Energiequellen wird uns das hier Geſagte etwas klarer werden.

Das zweite wichtige Erfordernis an praktiſch verwendbare Energie iſt ihre Konſtanz, Regelmäßigkeit und Zuverläſſigkeit. Mit unſerer Arbeit wollen wir irgendwelche Bedürfniſſe befriedigen, die im allgemeinen nichts mit dem Einfluſſe des Wetters und ähnlichen ſchwankenden Naturereigniſſen zu tun haben. Die Energie muß uns zur Verfügung ſtehen, wenn *wir* ſie brauchen, ſie ſoll unſer Diener und nicht umgekehrt unſer Herr ſein, nach dem wir uns zu richten hätten.

Schließlich haben wir noch die ganz ſelbſtverſtändliche Forderung an natürliche Kraftquellen zu ſtellen, daß bei ihrer Ausnützung wirklich ein Überſchuß von verwendbarer Energie bleibt. Verſchlingt der Bau und Betrieb des nötigen Apparates zu ihrer Ausbeutung mehr Arbeit, als wir gewinnen, ſo ſind ſie uns nichts nütze. Dahin gehört auch die Bedingung, daß die Energiequelle räumlich in einem praktiſchen Verhältniſſe zu dem Platze ihrer Verwendung ſteht. Ein Kohlenflöz in Zentralafrika hat für uns keinen großen Wert.

Betrachten wir nun einmal unter ſolchen Geſichtspunkten die Energiequellen, die wir beſitzen, und zunächſt ihre unmittelbaren Formen, die wir überall dort vorfinden, wo ſich auf natürliche Weiſe bereits Materie bewegt, die alſo einen beſonderen Umwandlungsprozeß nicht mehr benötigen und ohne weiteres durch einen Motor mechaniſche Arbeit erzeugen. Da haben wir den *Wind*. Der genügt nun den oben erwähnten Bedingungen durchaus nicht. Dies liegt vornehmlich daran, daß ſeine Maſſe und Bewegungsgröße im Verhältnis zur Fläche vom anthropologiſchen Standpunkte aus allzu gering ſind. Es bedarf eines beträchtlichen Aufwandes von Maſchinerie, namentlich großer Dimenſionen, um einigermaßen brauchbare Leiſtungen zu erzielen. Dann ſteht es mit ſeiner Regelmäßigkeit und Zuverläſſigkeit ebenfalls ſehr ſchlecht. Es gibt kaum eine wankelmütigere Naturerſcheinung, wie jeder weiß; er ändert ſtündlich ſeine Richtung und ſeine Gewalt; meiſtens iſt er ſo ſchwach, daß er nicht einmal den Reibungswiderſtand guter Windmotoren überwinden kann; dann nimmt er wieder Stärken an, daß er ſelbſt gut gebaute Maſchinen zu zerſchmettern droht. Trotz ſolcher Schwierigkeiten hat menſchlicher Erfindungsgeiſt vielfachen Gebrauch von dieſer Form der Energie gemacht; auf den Ozeanen, auf Seen und Flüſſen

blähen sich zahllose Segel, auf Hügeln klappert die Windmühle und in der wasserarmen Steppe dreht sich das Windrad. Es sind das aber alles nur Spezialfälle, in denen vorteilhafte Umstände die Windkraft verwendbar machen. Das Segelschiff genügt heutzutage nur dann unseren Ansprüchen, wenn die Lasten im Vergleiche zu ihrem Werte besonders schwer sind und alles auf billige Fracht ankommt; der Windmüller hat bekanntlich viel Zeit, um auf günstiges Wetter zu warten; das Wasser, das vom Windrade aus dem Boden gepumpt wird, läßt sich bequem ansammeln, so daß wir es zur Verfügung haben, wenn wir es brauchen und nicht, wenn es dem Winde beliebt. Trotzdem an all diesen Luftmotoren kaum noch irgend etwas zu verbessern ist, nimmt ihre Verwendung nicht zu; im Gegenteil, sie sehen sich überall von besseren Maschinen verdrängt.

Die andere natürliche Bewegung von Materie ist die des Wassers, das eine der wertvollsten Kraftquellen bildet. Die gewaltigsten dem Wasser entstammenden Energiemengen werden allerdings an den Küsten der Meere durch das Wechselspiel von Ebbe und Flut und durch die Brandung ausgelöst; aber deren Ausnützung ist technisch fast vollkommen unmöglich. Das Meer ist ähnlich dem Winde und doch in einer Beziehung gerade sein Gegenteil; bei diesem ist die Bewegungsgröße im Verhältnis zu den Dimensionen sehr gering, bei jenem ist das Umgekehrte der Fall, die bewegten Massen sind enorm, aber die Geschwindigkeiten nicht von Bedeutung; bei der Brandung tritt noch der andere Übelstand hinzu, daß sie gerade wie der Wind durchaus unregelmäßig ist. Motoren, die des Meeres Kräfte in mechanische Energie umwandeln, sind wohl gebaut worden, aber haben keine technische Bedeutung erlangt; wegen der erwähnten Geringfügigkeit der Bewegung sind sie sehr umfangreich und daher sehr kostspielig.

Anders liegen indessen die Verhältnisse bei den fließenden Wassern auf dem Festlande. Hier haben wir in den Gebirgsbächen und in jäh fallenden Strömen manchmal das, was wir brauchen, nämlich die geeignete Proportion zwischen der Masse und Bewegungsgröße, die gestattet, in relativ kleinen maschinellen Anlagen Arbeit zu verwerten. Auch genügen sie zuweilen den andern Bedingungen, nämlich der Regelmäßigkeit und der Kontinuität, denen im Notfalle auf verhältnismäßig einfache Weise durch Anordnung von Sammelbecken oder Stauwehren nachgeholfen werden kann. Im Grunde sind aber diese günstigen Verhältnisse recht selten zu finden, besonders in nicht allzugroßer Entfernung von den Mittelpunkten menschlicher Arbeit; dort indessen hat es die Technik verstanden mächtige und gefügige Diener aus den fließenden Wassern zu machen. Namentlich die Katarakte der großen Ströme, der Schaffhausener Rheinfall, der Niagarafall, sind zu Zentren von blühenden Industrien geworden. Dazu ist die Wasserturbine nahezu ein idealer Motor; ihr Wirkungsgrad ist so hoch, wie man ihn überhaupt nur von einer Maschine verlangen kann; in dieser Beziehung ist ein Fortschritt nicht mehr möglich.

Und damit wären wir am Ende der unmittelbaren Energiequellen, wenn wir im Sinne dieser Betrachtung von den Menschen und Tieren selbst absehen. Nun besitzen wir aber die Möglichkeit gebundene Naturkräfte in lebendige künstlich umzuwandeln, und da wir diesen Prozeß nach Belieben regeln können, erreichen wir mit ihnen bequem das richtige Maßverhältnis und die gewünschte Bereitschaft, so daß nur das Problem der Ökonomie noch zu lösen bleibt. Diese Kraftquelle ist die latente chemische Energie der brennbaren Stoffe. Die anorganische Natur befindet sich im Zustande des Gleichgewichtes und der Sättigung, von technisch nicht in Betracht kommenden geringfügigen Ausnahmen abgesehen. Wirkungslos glüht die Sonne über Meer und kahles Gestein; ihr Wärmeinhalt wäre nutzlos über das All ausgeschüttet, wenn die Organismen nicht wären. Die Welt war tot, bis das erste Zellenwesen entstand, das die Fähigkeit besitzt, Sonnenwärme aufzustapeln und chemische Substanzen hoher Spannung, latenter Energie herzustellen. Der organischen Natur danken wir unsere technischen Möglichkeiten.

Es ist ein Gemeinplatz, daß alle unsere brennbaren Stoffe Überreste organischer Wesen sind; die Fundorte der Kohlen, der Erdöle, der natürlichen Leuchtgase sind die Kirchhöfe früherer Urwälder, vor vorzeitiger Auflösung, vorzeitigem Übergange in chemisch stabilen Zustand durch Erdkatastrophen oder das gesegnete Wirken der Wasserkräfte bewahrt; Braunkohle und Torf entstehen vor unseren Augen unter der schützenden Decke des Rasens, Holz liefert der lebendige Wald: und selbst Energiequellen seltener technischer Verwendung, wie Pflanzenöle, Salpeter oder tierische Fette verdanken wir den Organismen, von den Energien der Muskelkräfte ganz zu schweigen.

Wir genießen in vollen Zügen das Erbe vergangener Jahrtausende und Jahrmillionen, das alleinige, das organisches Wirken zurückgelassen. Wir lachenden Erben! Alles, was sich um uns herum bewegt und regt in den hunderttausend Maschinen, treiben diese spärlichen Reste vergangener Epochen! Dem Winde und dem Wasser entnehmen wir noch keine fünf Prozent unserer Energien, alles andere den brennbaren Stoffen allein. Und doch — sollte uns das nicht zu denken Anlaß geben? Wenn das Erbe einmal vertan ist . . .

Allerdings sind die Kohlenschätze, um die es sich hier ja im wesentlichen handelt, riesengroß, und wir kennen vielleicht erst einen Teil der Lager. Aber der Hinweis auf den schier unerschöpflichen Vorrat trifft nicht den Kernpunkt der Frage. Nicht der Reichtum an sich bildet das Ausschlaggebende, sondern die Ökonomie der Krafterzeugung, die, wie bereits gesagt, nur dann Wert hat, wenn wirklich ein Arbeitsgewinn, eine zusätzliche Energievermehrung dadurch eintritt. Man darf nicht in unendliche Tiefen hinabsteigen, um Kohle zu fördern, denn sonst verschlingt die Produktion mehr Arbeitsaufwand, als sie einbringt. Die praktische Grenze dürfte bereits bei einem Kilometer Tiefe liegen. Auch kann man die

Geschwindigkeit der Kohlenausbeute nicht nach Willkür steigern, keine beliebige Anzahl von Schächten in die Tiefe treiben, denn wenn das durch einen Schacht geförderte Quantum nicht einen bestimmten Wert erreicht, wird die Anlage unrentabel. Alle diese Dinge, Tiefe der Flöze, Anzahl der Schächte, Länge der Stollen unter Tage, Förderquantum und Menge des Bergwassers stehen in gewissen Beziehungen zu einander, die nur eine einzige höchste Ökonomie, das heißt Überschuß von Arbeit zulassen. Berücksichtigt man dann noch, daß die Entfernung der Kohlenlager von den Verbrauchsstellen der Energie eine Rolle spielt, daß der erwähnte Flöz in Zentralafrika keinen Wert hat, wenn die Kohle erst tausend Kilometer auf Rücken von Trägern bis zur nächsten Eisenbahnstation geschleppt werden muß, so ist zuzugeben, daß nur ein günstigstes tägliches Weltförderquantum sich ergeben kann, von dessen Erreichung wir noch entfernt sind, dessen Grenze aber bestimmt gegeben ist. Das Maximum der uns von den Schätzen der Erde zuströmenden Energie liegt fest und ist eine endliche Größe.

Die Verwendung der Brennstoffe zur Umwandlung ihres Wärmeinhaltes in nützliche Energie geschieht, wie jedem bekannt, durch Generatoren von Dampf oder Gas, die selbst wieder deren Kraft in mechanische Leistung durch Dampf- oder Gasmotoren umwandeln. Wenn diese letzteren auch so unökonomisch wie nur irgend möglich arbeiten, da im Gasmotor höchstens dreißig Prozent, im Dampfmotor nur fünfzehn Prozent der Arbeitsmöglichkeit des Brennstoffes ausgenützt werden, so liegt das nicht an der Unvollkommenheit menschlicher Erfindungsgabe, sondern in Naturgesetzen begründet; es läßt sich eben nicht Wärme in mechanische Arbeit umwandeln, ohne daß ein beträchtlicher Teil derselben in den Maschinen verloren geht. Wir brauchten nicht zu fürchten, durch den Lauf der Dinge widerlegt zu werden, wenn wir behaupten, daß keine wesentliche Verbesserung der Wirkungsgrade der Dampf- oder Gasmotoren möglich ist.

Von andern noch möglichen Energiequellen sehen wir in dieser Betrachtung ab, da dieselben technisch nicht in Frage kommen und wohl auch niemals eine Rolle spielen werden. Wir denken dabei an den Wärmeinhalt des Erdinnern, an die Radioaktivität und dergleichen Dinge.

Der Gang unserer Untersuchung zeigt uns also, daß die brauchbaren Kraftquellen, über die wir verfügen, ganz außerordentlich gering sind und daß ein Fortwachsen technischer Möglichkeiten ins Unendliche ausgeschlossen ist. Das einzige, was wir erreichen können, ist der Gleichgewichtszustand, und dem stehen wir nicht mehr allzu fern. Damit sind die Richtlinien des zukünftigen technischen Schaffens gegeben.

An den Motoren selbst läßt sich, wie wir gesehen, nicht mehr viel vervollkommnen; sie stehen auf der Höhe ihrer Entwicklung. Es bleiben uns jetzt nur noch zwei Probleme zu lösen übrig. Das eine ist Akkumulatoren zu schaffen, um auch solche Energiequellen der Natur ausnutzbar zu machen, die infolge ihrer

Unregelmäßigkeiten bis jetzt als wertlos liegen blieben. Wir wissen natürlich nicht, ob es der Technik gelingen wird, solche neue Akkumulatoren in brauchbarer d. h. ökonomischer Form hervorzubringen. Bis jetzt sind nur die elektrischen Akkumulatoren bekannt, die aber in ihrer Erhaltung sehr kostspielige Apparate sind und vor allen Dingen ein Viertel der in ihnen aufgespeicherten Energie für sich selbst verbrauchen. Das andere Mittel ist mehr wirtschaftlicher Natur, da die technische Seite, nämlich die elektrische Kraftverteilung, vollkommen gelöst ist. Es handelt sich da um die Frage der möglichst großen Zentralisation der Kraftproduktion, da das der einzig offenstehende Weg ist, um Energie zu sparen. Und es erscheint, als ob mit der Bildung von mächtigen Zentralen und mit der weitesten Verzweigung von Energie auch gleichzeitig das Problem der Akkumulatoren gelöst wird. Wenn ein ganzes Land oder gar ein ganzer Kontinent zu einem zusammenhängenden Kraftsysteme vereinigt ist, spielt die Unregelmäßigkeit der Energiezufuhr an einzelnen Punkten des großen Netzes keine erhebliche Rolle mehr: die Summation übt eine ausgleichende Wirkung aus; zudem wird man ja dann stets in der Lage sein etwaige allzu große Schwankungen durch die von uns leicht kontrollierbaren Energieformen, die des Dampfes oder des Gases, auszugleichen.

Damit hätten wir einen der Grundpfähle technischen Schaffens, von denen wir einleitend gesprochen, erreicht. Wir haben eines der Ziele gefunden, wenn alle Energiequellen gleich an ihren Fundstellen auf die uns handliche Form gebracht, in Elektrizität übergeführt werden. Dann werden wir in dieser Richtung nicht weiter marschieren können; die Frage der Energiebeschaffung ist erledigt — wir können dann nur auf dem Felde ihrer Verwertung fortarbeiten.

Mal Desir/ Novelle von Karl Federn

Im Palast eines persischen Fürsten — oder wars ein Inder oder Serer? — saßen gefeierte Gäste. Plötzlich sah einer von ihnen, in einem Spiegel gegenüber, den Vorhang an der Wand hinter ihm sich ein wenig verschieben: im Gange stand ein Vermummter und Gewappneter, der einen nackten Dolch in der Hand hielt und wartete. Vielleicht war dem Gast das Mahl verleidet, vielleicht war er Denker genug, es nur in einem andern Licht zu sehen.

Das Leben liebt die doppelten Belichtungen: man muß nur vor dem Spiegel sitzen; und gut ists, zu wissen, auf wen der Vermummte wartet.

Ich hatte in Rom einen köstlichen Monsignore kennen gelernt, Monsignore Adami. Er sah sehr gut aus: sein Kopf war vielleicht etwas zu groß für den zierlichen Gliederbau, aber der Kopf war wundervoll; er hatte leuchtende Augen, eine große prächtige Nase und einen ausdrucksreichen Mund; unter dem Käppchen sahen fein gelockte graue Haare hervor. Er hatte erstaunliche Kenntnisse und eine liebreiche Art zu reden. Dazu italienische Höflichkeit; und sein Sinn war so frei und sein Takt so groß, daß niemand je im Gespräch mit ihm an die Klippen seines Dogmas stieß. Wovon immer er sprach, das funkelte unter seinen Worten wie ein geschliffener Stein, der unter einem neuen Winkel zum Licht gewendet wird. Dieses Bild brauchte er einmal selber, und es kam von seiner Liebhaberei, die geschliffene Steine und alte Schmucksachen waren.

Ich hatte im Norden einen Freund, der an Steinen und schönem alten Schmuck eine vielleicht noch heftigere Freude empfand als dieser Priester, und bei ihm hatte ich so schöne und seltene Stücke gesehen, daß ich dem Monsignore davon erzählen konnte. Das gewann mir sein Herz. Er besaß ein Landhaus auf einer der südlichen Inseln und lud mich ein, ihn dort zu besuchen.

Es war ein geräumiges altes Gebäude mit den kühlen Steinböden und breiten Veranden, die dort üblich sind, und einem wundersamen wilden Garten. Vor meinem Fenster wuchs ein Granatbaum und ich sah auf seine fleischigen, roten Blüten herab. Feigenbäume reichten ihm ihre breit wie Hände gefingerten Blätter. Zitronen, Blüte und Frucht am gleichen Zweig, wuchsen der Pergola entlang; an den Mandelbäumen hingen Blüten wie aus durchsichtigem, blaßrötlichem Porzellan, neben ihnen standen große Oleanderbäume mit ihren freudigen rosaroten Blumenbüscheln. Auf der Veranda zog sich üppig an den Wänden und an dem Geländer und selbst über den Boden hinkriechend und alles verwachsend eine Schlingpflanze mit klebrigen Stilen und lilafarbenen Dolden, ähnlich wie Phlox, die sich in großen, grünen Wogen überall hinwarf, wo irgend Raum war. Von den Steinmauern hingen mächtige schwertgestaltete Blätter und lange farbige Kolben herab, und wie brennende Kaskaden brachen die Blüten

der Kakteen aus dem Grün. Die violette Pracht großer Winden rankte sich um die Geländer, riesige weiße Lilien dufteten betäubend den Wegen entlang, zwischen graugrünem massig gebuschtem Kirschlorbeer, und zu unsern Häupten zog sich geheimnisvoll durch die Pergola die seltsamste aller Blumen, die Passionsblume, fast unheimlich mit ihrer dunklen Dornenkrone, den Nägeln und Wundmalen Christi.

An dem Tag, an dem ich ankam, tönte Musik aus dem Hause. Eine stattliche Dame mit gescheitelten Haaren um das runde Gesicht erhob sich vom Klavier und begrüßte mich lächelnd. Sie war die Schwester des Monsignore, Mrs. O'Connor, die mit ihrer Tochter Pia aus Amerika zum Besuch gekommen war. Sie war eine noch immer schöne Frau, und Pia war ein Wunder.

Eine kleine Fürstin von italienischer Grazie und amerikanischer Unbefangenheit. Ihr Eintreten, ihr Kommen und Gehen war beherrschter Übermut. Ihr Haar hatte einen rötlichen Schimmer; irische Frauen, aus deren Geschlecht der Vater gewesen, hatten ihr diesen Glanz vererbt. Ihre Stimme hatte einen feinen Reiz, ihr Geist glich dem ihres Oheims, nur durch den ungewissen Grund, auf dem alles weibliche Denken sich bewegt, noch reizvoller geworden. Dieses Kind hatte viel gesehen und alles gelesen. Ihre Toilette war die denkbar einfachste und raffinierteste zugleich. Mit irgendeinem farbigen Seidenfähnchen, einer seltsamen Stickerei, einem über die Schultern geworfenen, zur Erde flatternden Schal, irgendeinem kostbaren alten Schmuckstück erzielte sie die Wirkungen einer großen Kunst. Und sie mußte einfach sein, denn sie war nicht reich, und das war ihre Tragödie.

Als sie ein Kind gewesen, hatten die beiden Frauen unbegrenzte Herrschaft über alles, was die Welt zu bieten hat, besessen. In allen Hauptstädten hatten sie gelebt, die glänzendsten Lehrer hatten Pia ausgebildet. Keine Gesellschaft war ihnen verschlossen gewesen; und plötzlich war das alles versunken, als der goldene Schlüssel verloren ging. Mit dem Tode des Vaters, vielleicht vor seinem Tode waren die Millionen verschwunden.

Die Mutter war seit jener Zeit des Zusammenbruchs und der Enttäuschungen verbittert und von tiefstem Mißtrauen erfüllt. Sie sagte es ganz offen: sie liebte nur reiche Leute und haßte die armen, besonders aber diejenigen, die sich ihrer Tochter nähern wollten.

Denn Pias Schönheit war die Zukunft, war die Fürstenkrone, das Automobil, die Yacht, die sie wieder über den Ozean und zu den Palästen der Großen der Erde tragen sollten. Das mußte ich schnell begreifen, auch wenn sie es nicht aussprach.

„Dies Kind ist ein Engel," sagte sie, „aber man muß sie behüten, denn sie kennt die Welt nicht."

Vor Pia, um deren Mund immer der feinste Zug eines beinahe unmerklichen Spottes schwebte, sagte sie dergleichen nie.

Auch der Monsignore bewunderte seine Nichte, aber er war von der Ver-

gangenheit hingenommen; er ging durch den Garten, und der faltenreiche Mund sprach von toten Menschen, die sein Wort lebendig machte: aber wer hatte jetzt für die Toten Zeit?

Der Marchese Valdagna kam in seinem Automobil vorgefahren, um die Damen zu einer Spazierfahrt zu bitten. Ich hatte ihn für seinen Chauffeur gehalten, als er in Pumphosen aus gestreiftem Velvet, Röhrenstiefel an den Füßen, eintrat. Ebenso kam der Sindaco von Vicofalcone, Herr Alcide Credenza, mit dem höchsten Kragen, den sein dicker Hals ertrug. Auch er kam im Automobil. Die Signora O'Connor empfing beide Herren lächelnd, aber was waren diese ländlichen Reichtümer gegen ihre Träume? Pia boten sie Gelegenheit zu vielen Scherzreden und Gelächter.

Aber einmal sah ich einen schönen jungen Wilden, mit offener brauner Brust und schmutzigem Hemde, aufjauchzen und dann tief verstummen, sich demütig verbeugen und mit starren sehnsuchtsvollen Augen, den schönsten, die ich je gesehen, sich drehen und drehen und in Verzückung verloren nachstarren, als Pia mit zierlichen Schuhen und noch zierlicheren Schritten vorüberging.

Wer hatte ihr in den Städten gehuldigt oder seufzte dort um sie?

Pia mochte von solchen Dingen nicht reden hören. Und alles Unreine verletzte sie. Ich glaube, ich war es, der im Gespräch einmal zufällig sagte, daß die meisten Frauen gekauft und verkauft würden. Da brach Pia in Tränen aus und stürzte aus dem Zimmer.

Ich gewann ihre Freundschaft wieder, als Tags darauf von einer Dame in Rom die Rede war, die ihren Gatten verlassen hatte. Der Marchese erzählte schlimme Gerüchte und ich sagte heftig, daß man mit dem Nachsprechen solcher Erzählungen, die man nicht genau wisse, großes Unheil anrichte; wer könnte sagen, welche bittern Dinge den Schritt jener Frau veranlaßt hätten? Ein großer Blick aus Pias Augen traf mich und beim Aufstehen drückte sie mir die Hand, ja sie kam noch einmal ins Zimmer zurück und reichte mir die ihre nochmals. An den folgenden Tagen machten wir lange Spaziergänge miteinander. Dies aber zog mir den Ärger der Mutter zu, die kaum noch die gewöhnliche Höflichkeit bewahrte. Sie machte Bemerkungen über Gäste, die lange in einem Hause blieben. Der Monsignore sagte: „Die arme Luigia ist eine unglückliche Frau", und ich verstand die Entschuldigung und nahm sie gerne an. Ich achtete in dem grünen Garten, wo ich Violett oder Weiß sah — den Monsignore oder Pia — und wich allem Dunkeln aus. Pia selbst hatte für die Mutter ein nachsichtiges Lächeln und tat, was ihr beliebte.

Nach einem Gewitter kam ein kühler Tag und ein herrlicher Abend; Pia und ich ritten auf den zwei hellbraunen kleinen Pferden des Monsignore dem Meer entlang. Sie gingen friedlich unterm Sattel, dennoch hatten wir unsern Spaß an ihnen, denn sie waren gewöhnt, im Geschirr nebeneinander zu traben, und

wollte man den einen zurückhalten oder sonst vom andern trennen, so schlug er aus und setzte sich zur Wehre. Es war schön, durch die abendlichen Dörfer zu reiten, daß die Hufe auf dem breiten Pflaster klapperten, und die grauhaarigen Frauen, die auf der Straße am Spinnrocken saßen und die Männer, die vor den Cafés rauchten, uns nachblickten — dahinzureiten in dieser wonnigen Luft des Südens, unter dem weichen roten Himmel, auf staubigen Straßen, an gelbem Gestein vorbei, in der Ferne das tiefviolette Meer und neben mir das wundervolle Geschöpf im weißen Reitkleid, unter dem sie — sie sagte es — fast nichts trug . . . Ich fürchte, ich begann den großen Altersunterschied zu vergessen und mich für jung genug zu halten.

Am andern Morgen schellte die Klingel, die Besuch anzeigte. Ein schlanker junger Amerikaner stand vor dem Gartentor. Mit jugendlichen Schritten trat er ein und legte den breiten braunen Rauhreiterhut ab. Aus einem sonngebräunten Gesicht sahen tiefe, gute, lachende Augen hervor. Die Damen kannten ihn, und die Signora O'Connor begrüßte ihn mit dem liebenswürdigsten Lächeln.

Nachmittags erschien er im weißen Flanellanzug. Sein Benehmen war unbefangen, seine Art heiter und still, was er sprach, war einfach und klug. Er mochte nicht der Wissendste sein, aber gesund und jung, das Bild des Angelsachsen von guter Rasse. Ich sagte mir sofort: das ist „Er" — oder machte ich nur eine „combinazione"? Nie war Pia so vollkommen Dame gewesen wie bei seinem Empfang.

Aber schon am nächsten Morgen waren die beiden miteinander verschwunden.

Wenn ich nicht erfreut war, so plötzlich beiseite geschoben zu werden, so fand ich mich dafür auf einmal als den Vertrauten der Signora O'Connor, die mich mit großer Wärme bat, die beiden nicht aus den Augen zu lassen, denn „ihre Tochter sei so gänzlich unerfahren, und diesem Giovinetto traue sie nicht."

Ich versicherte — neidlos, denn ich hatte mich längst besonnen — daß er mir sehr gut gefiele.

„Er hat nichts," war ihre kurze klare Antwort.

Nichts verriet, was zwischen den beiden wohlerzogenen, beherrschten jungen Geschöpfen vorging.

Konnte sie, geboren für Paläste, Automobile und Pariser Toiletten, konnte sie auf all das verzichten? war es möglich, sich Pia zu denken, wie sie ein billiges Speisehaus betrat oder fertige Kleider kaufte? Aber ihr Blut war gemischt aus dem der leidenschaftlichsten Völker! Und der Bursche war schön und ein Sohn des frohesten und kühnsten Stamms, der auf Erden lebt.

Was ging in dem weiten Hause vor, in den stillen heißen Stunden, in denen kein Laut aus den Fenstern drang? Waren wirklich erst wenige Tage vergangen, seitdem ich es zuerst betreten hatte? und war ich der einzige Zuschauer, der den verborgenen Kampf merkte? War der Monsignore wirklich nur der unschuldige

Gelehrte, der nichts sah? oder wurde heimlich Familienrat gehalten? Würde Pia zu den Verkauften gehören?

Sicherlich hatte auch Mr. Brent schlaflose Nächte, daran zweifelte ich nicht, wenn der Nachtwind die dünnen Vorhänge vor den stets offenen Türen bewegte und die Mosquiti draußen vor den Netzen surrten. —

Der Monsignore und ich hatten von alten Tänzen gesprochen; er hatte schöne Gemmen, die zart bewegte Frauen fernster Zeit vorstellten, und ich bewunderte sie, als Pia eintrat. Der Monsignore sprach mit dem Feinsinn des Kenners darüber, aber Pia bewegte einen Arm, wie die kleine Tänzerin im Karneol es tat; daher kam es, daß wir sie zu tanzen baten. Wir wußten, daß sie es konnte, und in ihrem Leibe zitterte die Lust dazu. Noch fiel die Sonne in den grauen Saal, dann schwand sie; Thomas Brent grüßte zum Fenster herein, und Pia verließ uns.

Abends geschah es; auf dem Steinterrazzo vor der Villa; eine Wand von dunkeln Zypressen, die an der Gartenmauer wuchsen, bildete den Hintergrund. Der schuppige Stamm einer Palme stand scharf im Licht, denn der Mond schien grell auf den Garten und das ferne Meer. Drinnen im Zimmer saß die Mutter am Klavier und spielte.

Auf der halbversteckten Steinbank unter den brennendroten Kaktusblüten und den übervollen weißen Rosenstöcken saßen der Monsignore, Brent und ich. Und Pia tanzte in einem weißen Kleide einen langsamen Tanz, der in einem sonderbaren Einklang mit Mondschein und Schatten war: mit gemessenen Schritten erschien sie im Licht und verschwand wieder im Dunkel; ihr rhythmisch bewegter Körper schien wie aus dem Schlaf aufzutauchen und wieder darein zu versinken.

Dann rief sie ihrer Mutter ein Wort zu, die ihr Spiel veränderte, und tanzte eine Tarantella, rasch und heiß und eigen.

Dann machte sie eine Pause, näherte sich uns aber nicht, und begann, nachdem sie ihr Kleid ein wenig gerafft hatte, einen Tanz einer Fliehenden und Verfolgten; sie war die Fliehende und der Verfolger, in Anmut und Drohen und herzbeklemmender Angst; bis sie zuletzt zitternd und gebrochen hinstürzte und — lachte.

Wir waren verstummt. Mrs O'Connor war in den Garten getreten, und ich sah, wie große Tränen gerührter Bewunderung für ihr Kind über ihre Wangen flossen.

Nun trat Pia zu uns; ich erhob mich, um ihr Platz zu machen; dabei streifte ich an eine der allzuweit erblühten Rosen, und wie ein Regen fielen die kleinen weißen Blätter auf den Steinboden nieder. Pia stand im vollen Licht der Lampe, die irgend jemand ins Zimmer gestellt hatte, und ich sah, daß sie einen merkwürdigen Schmuck am Halse trug: an einer altertümlich gegliederten Kette hing ein kleines Gefäß oder Medaillon, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, herz- oder tropfenförmig, aus grauem Silber, das oben mit einem großen Opal verschlossen war.

Ich hatte es noch nie an ihr bemerkt und bewunderte es. Der Monsignore

ſagte, daß es ein ſogenanntes Giftmedaillon ſei, der Opal ſei auf einem ſilbernen Deckelchen gefaßt und darunter eine winzige Höhlung, um ein tödliches Gift aufzunehmen, wie es in früheren Zeiten manche als letzte Sicherheit mit ſich trugen. Ich hätte es gerne genauer angeſehen und nach einem kurzen Zögern machte Pia die Kette los und reichte es mir. Um den Opal ſah ich kleine Lettern.

„Eine höchſt merkwürdige Inſchrift," ſagte der Monſignore, „die ſich nur noch einmal auf einem alten Ring im Kenſington Muſeum findet: „Nul sans peine, sans mal désir": „Niemand ohne Leid, niemand ohne böſe Wünſche".

Ich ſah ihn ſtarr an, während der ausdrucksreiche Mund klug darüber weiterſprach, und ſah nochmals auf die Inſchrift und das Medaillon ſelbſt; dann gab ich es zurück, und Pia befeſtigte es an ihrem feinen Halſe.

Aber eine andere Kette hatte ſich geſchloſſen, und ich war der Gaſt geworden, für den ſich im Spiegel der Vorhang verſchoben hatte.

Ein altes herzförmiges Giftmedaillon hatte mein Freund beſeſſen, mein Freund im Norden, der eine ſo heftige Freude an köſtlichen alten Schmuckſtücken empfand. Es war mit einem großen Opal verſchloſſen geweſen, und auf dem Deckelchen ſtand die Inſchrift „Nul sans peine, sans mal désir!" Nur auf einem alten Symbolring im Kenſington Muſeum fand ſich die gleiche; wie oft hatte er es erzählt. Und als ich, von dem bittern Tiefſinn der Worte gleich das erſtemal gereizt und angezogen, das ſonderbare Ding wieder einmal zu ſehen begehrte, da hatte er es nicht mehr. Und er erzählte mir auch, wie er darum gekommen war, denn er gehörte nicht zu den Schweigſamen.

Er hatte eine wunderbare Fremde kennen gelernt, voll Geiſt und Schönheit, jung und mit allem Zauber einer fremden Raſſe. Er hatte ſie eingeladen, ſeine Sammlungen zu ſehen, und ſie war gekommen, und gerade dieſes Stück hatte ihr heftiges Begehren gereizt. Halb ein Kind, wie ſie noch war, hatte ſie es nicht verbergen können.

Und einmal war ſie bei ihm geweſen, zugleich mit einem jungen Künſtler, heimlich des ſpäten Abends, denn ſie wurde von einer eiferſüchtigen Mutter bewacht — und berauſcht vielleicht vom Champagner, vielleicht von der heißen Stimmung der Nacht, hatte das fremde Mädchen für ſie getanzt; denn das konnte ſie, wie damals niemand. Er beſaß viele herrliche Seiden und farbige Stoffe, und ſie hatte ſich Koſtüm auf Koſtüm zurechtgemacht und war den aufgeregt wartenden entzückten Männern immer wieder als ein neues ſchillerndes Weſen erſchienen. Und da hatte er ihr zuletzt geſagt, ſie möchte für ihre kunſtſinnigen Augen das Höchſte tun und hüllenlos vor ihnen tanzen. Sie hatte ihm nur einen Blick zugeworfen, aber dann nach einem Zaudern: „Schenken Sie mir das Giftmedaillon dafür?" gefragt. Und dann war ſie hervorgekommen und hatte ihre wundervollen jungen Glieder gezeigt und ſei bezahlt worden . . . und nie wiedergekommen. — Wenige Tage ſpäter reiſte ich ab.

***

Reise durch den Staat Neuyork/ von Arthur Holitscher

Die Kinderrepublik in Freeville

Ich hatte mir vorgenommen: zu schreiben, was ich von ihr wußte, ehe ich hinkam. Dann: was ich gesehen habe, während ich dort war. Und schließlich, was ich von alledem halte, jetzt wo ich fortbin. Nun sind es zehn Tage her, daß ich in Freeville gewesen bin, ich will alles anders machen, einfach sagen, was ich gesehen und gehört habe, und mich, so weit es geht, des Urteils enthalten. Nur soviel will ich gleich herschreiben: die Reise hat sich gelohnt, denn ich habe einen Menschen gesehen. Es ist der Gründer der Republik Freeville, die nach ihm The George Junior-Republic genannt ist, William R. George; und wenn es wahr ist, daß die Gerechten rechts sitzen werden, wenns einmal so weit ist, so weiß ich gut, wo ich „Daddy" George zu suchen habe und wiedersehen werde. —

Ich war gleich vom Hudson weg nach dem kleinen Ort zwischen Auburn und Ithaka im Staat Neuyork hingefahren, und wie mich der Omnibus von der Station zum schönen kleinen „Republic Inn" brachte, sagte ich mir: Herrgott, dieses Gasthaus dahier ist viel zu vornehm und luxuriös für den Ort, wo sie es hingebaut haben. Denn Freeville ist, nennen wir das Kind beim Namen, eine sehr milde Art Korrektionsanstalt für mißratene, schlecht beaufsichtigte, verbrecherisch veranlagte Kinder und junge Leute. Neben mir aber, in dem exquisiten, künstlerisch vollendet eingerichteten Speisesaal des Gasthauses saßen beim Diner drei Damen in Abendtoilette. Ich schämte mich ganz und gar in meinem Reiseanzug.

Aha, sagte ich mir weiter, die ganze Geschichte wird mit dem Gelde der Reichen im Lande gemacht, und dieses Gasthaus ist hergebaut worden, damit sie standesgemäß aufgehoben sind, wenn sie mal daherkommen und sich die Republik anschauen. Schlimme Aussichten!

Nach dem Abendessen ging ich auf die Landstraße hinaus, der Republik zu. Schon aus meinem Fenster hatte ich sie gesehen, ein kleines Dörfchen, etwa zwei Meilen weit vom Gasthaus, kleine bunte Häuser aus Holz, wie ein russisches oder schwedisches Dörfchen anzusehen aus der Entfernung. Dorthin ging ich die Landstraße entlang.

Ein paar Knaben fuhren auf einem Leiterwagen an mir vorüber, hinaus nach der Republik. Sie waren ärmlich angezogen, hatten blaue Overalls an (das heißt: Hosen, Weste und Schulterbänder aus einem Stück) und kamen mit ihren Spaten von der Feldarbeit. Ein hochgewachsener breitschultriger Mann kam von der Republik her, dem Wagen entgegen. Er und die Knaben begrüßten sich mit Händewinken, als sie aneinander vorbei kamen. Ich hörte, wie die Knaben „Daddy!" riefen, und der Mann rief etwas, das sich wie „Sonny!" anhörte.

Als er an mir vorüberkam, blieb er stehen und grüßte. Ein Fremder in diesem kleinen Ort bedeutet einen Besucher der Republik und ein Fremder am Abend, wenn keine Züge mehr fortgehen, bedeutet einen, der nicht bloß aus flüchtiger Neugierde hergekommen ist, sondern bleiben will, sehen will.

Der Mann war Mr. George selber, der Vater der Republik, ein Mann mit einem offenen, guten und beseelten Gesicht, mit milden blauen Augen, ein Mann in den reifen Jahren und doch mit einem sehr jung gebliebenen Blick. Einer, der Daddy, das heißt Papa, genannt werden durfte von vielen, mehr oder weniger unglücklichen Kindern, für die er mehr getan hat als andere Papas, als ihre eigenen, nämlich er hatte sie nicht in die Welt gesetzt, sondern er war dabei, etwas Besseres mit ihnen anzufangen: sie ins Leben hineinzusetzen. Er ging mit mir den Weg zurück, den er hergekommen war, wir gingen beide in die Junior-Republik, wir blieben an diesem Tag einige, an den nächsten viele Stunden beisammen: und als er mich diesen Abend ins Hotel zurückbegleitete, stellte er mich den Damen vor, die ich dort gesehen hatte. Ich hatte mich nicht geirrt, die jüngste von ihnen war eine der reichsten Frauen Amerikas, die Tochter des „Kupferkönigs" aus dem Westen.

Ich bin drei Tage in Freeville geblieben und habe alles gehört und gesehen. Es waren im Juli 1911 ungefähr hundertundfünfzig Kinder da, Knaben und Mädchen, weiße und schwarze, die meisten nicht älter als siebenzehn. Wenige unter ihnen jünger als fünfzehn Jahre, wenige älter als achtzehn, die meisten, wie ich konstatierte, zurückgeblieben in der Entwicklung. Kein Wunder, es waren ja mißratene, verwahrloste, gedrückte, „kriminelle" Kinder, die meisten. So und so viele kamen aus staatlichen Korrektionsanstalten, reformatories, hatten allerlei Verbrechen auf ihrem jungen Gewissen, Diebstähle, aber auch Ärgeres: es war ein Brandstifter unter ihnen, sogar ein Mörder. Welche waren von ihren Eltern hergesandt, weil sie daheim nicht gut getan hatten, zum Teil vielleicht durch die Schuld der Eltern selber, es waren Kinder aus Säuferfamilien da, aus geschiedenen Ehen, unbeaufsichtigte, sich selber überlassene Kinder. Kinder, die zum Teil auf Abwege geraten, zum Teil schon ziemlich tief in den Abgrund hinuntergeglitten waren. Wenige von ihnen, die in sexuellen Dingen Übles auf dem Kerbholz hatten; doch war kein Onanist unter ihnen. Zum größten Teil: Kinder, deren Lebensdrang keine richtige Lenkung zuteil geworden war, und etliche, deren Lebensdrang schon in der dunkeln Tiefe, noch ehe sie das Licht erblickt hatten, in eine Richtung gelenkt war, die die Gesellschaft ahndet, bestraft, bis ins vierte Glied.

Ein Amerikaner ist mit einundzwanzig Jahren reif und zur politischen Aktion berechtigt. Ein Amerikaner und ein Europäer und ein Botokude begeht die Dummheiten seiner Flegeljahre zwischen fünfzehn bis achtzehn. Die Gesellschaft und der Staat, grausam wie sie schon sind, ahnden mit geringen Milderungen diese Verbrechen mit der Korrektionsanstalt, die eine Art Gefängnis ist:

und ein junger Mensch geht mit einem Makel ins Leben hinaus und wird, wie solls anders zugehen, ein Verbitterter, ein Empörer, ein Rächer. Mir ists recht und ich sehe es gern, wenn sich die Gesellschaft ihre Zerstörer durch ihr eigenes Gift züchtet, aber wer dürfte nicht weinen über einen zerbrochenen Menschen?

Nun, ehe er zerbricht, nimmt ihn Daddy George in seine mitleidigen Hände und ein Leben ist gerettet. (Viele von den Leben, die ihm anvertraut sind, gehen gerade und wieder geweiht in die Welt zurück, nicht alle!) Ich denke mir auch, daß die Zerstörer der heutigen absurden Ordnung nicht von den Krummgeschlagenen herkommen sollen, sondern aus dem Lager der Lachenden, der Ungebrochenen, der Überschwänglichen, der Unzerbrechlichen, ob sie nun als Proletarier, Bourgeois oder in gekrönten Wiegen geboren worden sind, und ich lasse George ruhig seine Idee durchführen, die eine der schönsten ist, für die heut ein Mensch leben darf.

Die Republik ist aus einer Ferienkolonie entstanden, die George vor vielen Jahren, auf eigne Faust, aus armen Kindern Neuyorks gebildet und in seine Heimat nach Freeville mitgenommen hat. Die Kinder trieben allerhand Unfug und George sagte sich, als der Gute und Weise, als der Mensch der er ist: ich will euch nicht bestrafen für den Unfug, den ihr treibt — bestraft Euch selber!

Aus dieser Idee ist die Republik entstanden. Die Kinder geben sich ihre Gesetze selber und gehorchen ihnen oder fühlen ihre Strenge.

Zwei Sätze habe ich mir gemerkt aus dem, was mir George gleich zu Anfang sagte: Es ist gar kein so gewaltiger Unterschied zwischen dem schlechten Menschen und dem guten Menschen. Und: Es ist gar kein so gewaltiger Unterschied zwischen uns Erwachsenen und den Kindern. Wer so spricht, wahrhaftig, der ist ein Vater und ein Mensch und er hat seinen Platz zur Rechten erworben im Reich Gottes.

Zieht man nun eine Diagonale zwischen diesen beiden Sätzen, so ist es klar, was es mit Georges Idee auf sich hat. Kinder werden in die Lage versetzt, eine Art Regierungsspiel zu spielen, das aber verdammt ernst gemeint ist; sie dürfen sichs selbst einbrocken, was sie nachher hinunterzuschlucken haben, aber dies Schlingen wird ihnen nicht halb so weh tun, als müßten sie daran würgen, was ihnen die Großen gekocht haben.

Bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahr dürfen sie hier, wenn sie nicht anders können, alle Dummheiten der Welt machen — und werden dafür doch nicht den Makel des Sträflings mit ins zweiundzwanzigste hinübernehmen.

Noch etwas kommt dazu: Ein Junge, der „draußen" einen Streich begangen und in Kollision mit den Gesetzen geraten ist, vor einem wirklichen Richter gestanden hat und in eine wirkliche Anstalt gesteckt worden ist: so ein Junge ist draußen ein Held in seiner Gasse geworden, eine mythische Persönlichkeit für alle seine gleich- oder geringeraltrigen Genossen und Nick Carter-Schwärmer.

Hier in Freeville aber, wo ihn seine Altersgenossen am Kragen haben, wenn er was angestiftet hat, ist er nichts wie ein kläglicher Geselle, der keine Gewalt über sich hat, das Gesetz, das er selber gemacht hat, nicht einhalten kann; ein verächtlicher Patron mit einem Wort. Das ist, scheint mir, eine vorzügliche Idee.

Das andere Leitmotiv aber ist die Devise der Republik: „Nichts ohne Arbeit". George (er heißt nur zufällig so wie der Verfasser von „Fortschritt und Armut", weder er noch sein Werk hat mit Henry George etwas zu tun), George führte mich in den Werkstätten herum, in denen gearbeitet wird. Die Knaben und Mädchen arbeiten. Es sind Buchdrucker, Bäcker, Feldarbeiter, Bauleute, Hühnerhof- und Kuhstallfarmer, Rüben- und Kartoffelzüchter, Näherinnen und Wäscherinnen da, kurz, alle Gewerbe. Sie werden gut bezahlt. Wenn einer fleißig ist, kann er sich zwei Dollars und mehr in einem Tage erarbeiten — im Geld der Republik, einer Aluminiummünze, auf der um die Wertziffer herum die Worte: Nothing without Labour! stehen.

Sie müssen schon! Denn in der Republik ist nichts umsonst zu haben — außer dem Schulunterricht, der, so wie in den Staaten ringsum, frei ist und obligatorisch. (Er ist vorzüglich in Freeville, die tüchtigsten und gebildetsten Lehrkräfte sind hier am Werk.) Jawohl, Wohnung, Kost, Kleidung, Wäsche, alles kostet Geld — Geld der Republik; und arbeitet einer nicht, so verliert er seine Schlafstelle und seinen Platz bei Tisch in seinem Boardinghouse, wird ein Obdachloser und — marschiert ins Gefängnis.

Wo es Gesetze gibt, dort gibts auch Gefängnisse. Das ist klar und die Gefängnisse (der Knaben) sind gar nicht schön in Freeville. Da alles nach dem Muster des „Draußen" zugeschnitten ist, dieses „Draußen", für das die Kinder tüchtig gemacht werden sollen, das sie selber hier nachmachen, und in das sie mit einundzwanzig Jahren im Ernst eintreten werden, so sind die Gefängnisse, nach dem Muster von Sing Sing, eiserne Käfige mit einem allerdings nicht allzuharten Bett drin. Das Bett ist gut, denn wer am Tage hart arbeitet, soll bei Nacht ruhig schlafen können und die Gefangenen, die Vagabunden, die Faulen, arbeiten tagsüber härter, als täten sies für ihre eigene Rechnung und in Freiheit, die härtesten Arbeiten, die es in der Republik zu besorgen gibt — um einen geringeren Lohn, als wenn sies für sich täten. Denn sie müssen ihr Bett im Käfig und ihre Gefangenenkost bezahlen.

Mittags führt mich George in das „Hotel", das wohlfeilste der Republik, wo die Gefangenen verköstigt werden. Da sitzen sie an einem langen Tisch und essen, kräftig und frugal. Ein junges Mädchen sitzt am Tischende und liest den Essenden etwas vor (nichts religiöses). Sie nickt mir zu, wie ich hereinkomme — es ist Kupferkönigs Töchterlein, und heute wird sie beim Lunch im „Inn" fehlen, denn sie hat einen Teller mit derselben Kost vor sich stehen, wie die Jungen.

Sie ist ganz allein da, ihre Freundin und die andere Dame ihrer Gesellschaft, eine feine und liebenswürdige alte Dame, sind zu Haus oder fahren in ihrem Automobil im Land spazieren. Das gefällt mir, es ist amerikanisch und läßt auf Unabhängigkeit und Stärke schließen; aber es mißfällt mir auch, denn es sieht nach Snobismus und andererseits nach Gewährenlassen der reichen Leute aus; — aber ich warte am besten noch mit dem Urteilen, bin ja doch auch noch zu kurze Zeit hier drüben.

Ich schaue mir die Jungen an: was für geweckte, gute Köpfe und doch — der dort ist der Brandstifter; einer hat eine kurze Kette an den Füßen, das ist ein unverbesserlicher Ausreißer, ein kleiner Italiener. Warum kommt es mir hier auf einmal nicht unmenschlich und barbarisch vor, daß ein Kind Ketten an den Füßen hat? Reißt er wieder aus, so muß er sich durch=stehlen, denn er hat ja im besten Fall nur das Aluminiumgeld der Republik in der Tasche! An einem Tisch abseits sitzt eine kleine Negerbestie, — also sogar hier ists nichts mit der Freundschaft zwischen Weißen und Schwarzen!

Wer hat sie ins Kittchen gebracht, diese Jungen? Sie selber, ihresgleichen. Ich frage George: „Kommts nicht vor, daß Sie oder andre ‚Große' in strittigen Fällen und Fragen als Schiedsrichter angerufen worden?"

Darauf gibt er mir eine wunderschöne Antwort. Er sagt: „O ja. Aber wir Großen enthalten uns jeder Einmengung in ihre Angelegenheiten. Ein Wort, ein Wink oder gar ein Befehl von einem von uns Großen, und die Republik ist beschädigt in ihrem Fundament. Wohl wissen wirs, daß durch die Einmengung von erfahrenen, erwachsenen, weltkundigen Männern Irrtümer vermieden, der Gang der Angelegenheiten beschleunigt werden könnte. Aber lassen Sie sie nur gewähren — geben Sie den Jungen nur Zeit: auf einem Umweg, der gar nicht so weit zu sein braucht, werden sie mit dem jedem Menschen angeborenen Gefühl fürs Rechte ganz von selber ihren Irrtum wieder gutmachen, langsam ebnen und von selber dorthin gelangen, wohin wir sie gleich und ohne Umwege hingelenkt hätten. Es ist kein so großer Unterschied zwischen einem Kind und einem Großen, wirklich nicht." —

Es gibt zurzeit sieben Junior=Republiken in den Staaten nach Muster von Freeville. Die Philippinen wollen eine haben. England hat George aufgefordert, er solle drüben eine gründen. Es ist mir gleich, daß reiche Leute (Rockefeller und andere) ihr Geld für diese Sache hergeben, und daß das, was George „das Rechte" nennt, mit dem, was Staat und Gesellschaft so nennen, ziemlich übereinstimmt (die Kirche hat mit Freeville nichts zu schaffen!): ich weiß, ein Mensch hat hier eine Idee durchgeführt, und eine schöne dazu.

Falsches, Schlechtes, Verkehrtes ist ja leider genug um den hellen Kern herum, und man sagt mir, daß Freeville heute, die Republik besteht seit sechzehn Jahren, noch in einer Krise mitten inne steht. Aber ich will mich hüten, das

Große zu verkennen, das hier getan ist, und die Resultate an lebenden Exempeln nicht sehen zu wollen, die hier erzielt werden, jahraus jahrein. Warum soll das Werk eines Menschen, und wenns ein Edler und Reiner ist, wie William R. George, nicht seine menschlichen Schlacken tragen?

Man flüstert mir überhaupt mancherlei ins Ohr: Die Sache soll ihm, nämlich dem, der von den Kindern „Daddy" genannt wird und der die Kinder mit „Sonny" anruft, über den Kopf gewachsen sein — so ziemlich! Er sei nicht der Mann, flüstert man mir zu, solch eine große Sache durchzuführen; man hat ihm allerhand praktische Leute rechts und links zur Seite hingestellt. So — denke ich mir —, aber ein großes Gefühl in seinem Herzen zu nähren und es durch die Pforte der Idee in die Wirklichkeit eintreten zu sehen —: dazu war er doch der rechte Mann, nicht wahr? Um seines Versagens, seiner Schwäche willen gegenüber dem unerbittlichen, anspruchsvollen Alltag liebe ich ihn um so ehrlicher, ihn, den die Kinder den „Daddy!" anrufen.

Gerichtstag in Freeville

Ich will nun etwas aufschreiben, was mich verstimmt hat und was mir meinen Glauben an die Idee der Republik trübt, ich muß es sagen.

Am Freitag ist Gerichtstag in der Junior-Republik; und da es das Prinzip Georges und des Gerichtes der Staaten ist, daß da jeder kommen und der Verhandlung beiwohnen darf, so ist Freeville an solchen Tagen von Leuten aus der Umgebung belagert. Aus Auburn, Ithaka, Syracuse, Savre kommen Leute her, um den Kindergerichtshof tagen zu sehen. Leute, denen es offenbar darum zu tun ist, einen amüsanten Abend zu erleben. Obzwar sie sich ruhig und ernst benehmen, kann man ihnen das Vergnügen, das sie gesucht und gefunden haben, recht vom Gesicht ablesen. Und doch ist das Kindergericht kein Spaß, und was ich da bemerkt habe, hat mich tief, tiefer vielleicht als nötig, verstimmt.

Der Richter ist ein junger Mann von zwanzig Jahren, der Staatsanwalt ist etwas jünger, beide sind sie „keine Heiligen", sonst wären sie ja nicht hier. Allerdings sind sie das beste Material, das die Republik hat (besser als der Präsident und andere hohe Funktionäre, darüber schreibe ich sogleich!).

Der Gerichtshof tritt ein, wir stehen alle auf, der Saal ist vollgepfropft mit Bürgern der Republik und Zuschauern. Der Richter hat das Gesetzbuch der Republik vor sich; die Jury wird aufgerufen, dann ruft der Clerk die Angeklagten auf, der Staatsanwalt tritt an den Richtertisch heran.

Der Clerk verliest die Anklage, der Richter fragt den Angeklagten, ob er sich schuldig bekenne oder nicht?

Der Angeklagte hat Himbeeren gestohlen (aus Daddys Garten noch dazu!). Es ist ein hübscher blonder Lausbub mit einem unverschämten Gesicht. Er antwortet: not guilty.

Der Clerk verliest jetzt die Eidesformel: „Staatsanwalt X., versprechen Sie, die Wahrheit zu sagen, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit, so wahr Ihnen Gott helfe?"

Der Anwalt hebt die Hand zum Schwur auf. Es kommen Zeugen, Knaben, der hat dies gesehen, jener das gehört, einem hat der Angeklagte dies gesagt, dem andern das. Der Angeklagte ist schlau und gerissen. Er kennt die Schliche, ist kein Grünhorn mehr, weder hier, noch wohl auch draußen im Ernst, er schwindelt sich heraus, obzwar es so gut wie ausgemacht ist, daß er die Beeren gestohlen hat.

Andre Angeklagte treten vor. Einen haben sie zweimal hintereinander beim Rauchen ertappt. Es ist die dritte und vierte Anklage gegen ihn, seit er Bürger der Republik ist. Das erstemal wurde er zu einem, das zweitemal zu zwei Dollar Strafe verurteilt. Heute erhält er für Nummer drei und Nummer vier im ganzen sieben Dollar Strafe zudiktiert. Er mag der Sohn reicher Eltern sein (es gibt Millionärssöhne unter den Bürgern Freevilles), es nützt ihm nichts, er muß in Aluminiumgeld der Republik zahlen und die kriegt man nur für getane Arbeit. Für zwei Züge an je einer verbotenen Zigarette wird er sieben Dollar Arbeit liefern müssen, außerdem muß er sich noch verköstigen, Wohnung, Wäsche bezahlen! Ist er ein schlechter Kerl und träge, so wird er einem Kameraden, während der schläft, die Taschen durchsuchen, er wird vielleicht in den Käfig marschieren, vielleicht ausreißen und im nächsten Ort im Warenhaus stehlen — sieben Dollar für Rauchen ist viel.

Ein hübsches Negermädchen wird verhört. Sie ist zum drittenmal durchgebrannt — Gefängnis. (Das Gefängnis der Mädchen ist die reine Puppenstube im Vergleich zu dem der Buben.)

Ein winziger Junge, kaum 15 Jahre alt, hat geraucht, dann, wie er erwischt wurde, geflucht, dann ein unanständiges Wort gegen den geschleudert, der ihn abgefaßt hat. Drei Verbrechen: Rauchen, Fluchen, unflätige Redensart. (Alle diese Delikte sind im chickenyard verübt worden, der Kleine ist den Hühnern zugeteilt.) Es ist die vierte, fünfte und sechste Strafe des Kleinen. Vier und fünf und sechs Dollars; ein bißchen viel.

Der Kleine schaut den Richter mit offenem Mund an. Meine Nachbarin, eine Dame aus der Umgebung, lacht in sich hinein, daß es sie schüttelt. Sie vergißt: ein Kind, 15 Dollar Arbeit und dazu noch Kost, Quartier, Wäsche. Es ist ein armes Kind, es ist in derben Schuhen und overalls vor dem Richter erschienen, es geht diesem Kind nicht gut, er steht mit offenem Mund da, der kleine Junge, und hat nicht gehört, daß schon der nächste Angeklagte aufgerufen ist. Hat er das Geld nicht beisammen, der kleine Junge, so wird er es im Gefängnis langsam abarbeiten müssen. Vielleicht hilft das und er wird nicht mehr rauchen, fluchen, Schweinereien reden, vielleicht!

(Die Sage geht, die Bürger wollten Daddy George selber einmal in den Käfig sperren, weil er in ihrer Anwesenheit: Gee! gesagt hat. Gee bedeutet Jesus! und ist ein „Fluch", so etwas wie Jemine! Ein Dollar zum erstenmal.)

Wie kommen diese Anklagen zustande? Ich erkundige mich bei allen, die ich treffe, George, den Bürgern, dem Richter, der liebenswürdigen alten Dame, bei der Kupferprinzessin, bei dem jungen feinen Graduierten der Universität Cornell aus Ithaka, den ich hier kennen lernte, — wie kommen diese Anklagen zustande? Herrscht unter den Kindern ein System der Angeberei, des Denunziantentums? Alle sagen mir: nein. Die Kinder fühlen sich glücklich hier, frei und stark in der Gleichheit vor dem Gesetze, Desertion kommt nur selten vor, öfter kommen schon entlassene Jungen in die Republik zurück, weil sies da besser haben als draußen. Sie halten gute Freundschaft miteinander, es herrscht nur Achtung über alles andere, absoluter Respekt vor dem Gesetz! Das will mir nicht in den Kopf hinein.

Ein Staatsstreich in Freeville

Einen Staatsstreich habe ich auch erlebt in Freeville. Wir kommen grad aus Georges Haus am Rand der Republik heraus, George hat mir sein schönes Haus gezeigt und die schöne Bibliothek in seiner Vorhalle — ein reiches Elternpaar hat sie zum Andenken an sein verstorbenes Kind gestiftet; ein paar Bürger der Republik sitzen gerade über einem der juristischen Bücher in der Bibliothek —, wir kommen also heraus und gehen nach der Republik zurück — es ist drei Uhr nachmittags, da kommen vom Schulhaus her zwei lachende junge Leute, es sind Lehrer, auf uns zu. George schmunzelt, er ahnt schon etwas. Aber da er ja keinen Finger rührt in den internen Angelegenheiten der Regierung, läßt er sich alles haarklein erzählen, schweigt und schmunzelt.

Jetzt im Sommer gibts rings im Staat Neuyork Zusammenkünfte, Kongresse und Beratungen von Schülern an vielen Orten, und Bürger der Republik haben in großer Zahl Urlaub erhalten, um zu diesen Kongressen reisen zu können. Die besten Bürger natürlich, solche, denen man ihr redlich erworbenes Aluminiumgeld schon für paar Tage in Staatswährung umtauschen durfte.

Es ist bis auf den Richter, den Staatsanwalt und ein, zwei Dutzend rühmliche Ausnahmen recht schlechtes Bürgermaterial in der Republik geblieben. Sehr schlechtes sogar, höre ich jetzt.

Und diese Schlechten haben, nach bewährtem Muster, die Herrschaft an sich gerissen, den Präsidenten, seinen Stellvertreter, die Polizisten und ähnliche Funktionäre aus ihrer verrotteten Mitte gewählt und diese Rotte Korah hat unter den Augen Daddys und der „guten" Jungen eine wahre und rechte Tammany-Hall-Wirtschaft geführt. Mit Bestechungsversuchen einerseits und Erpressungen andrerseits, mit falschen Anzeigen, Verleumdungen, kleinen Diebstählen und

Unterschlagungen, allerhand im Dunkeln verübten, rasch ausgeführten politischen Winkelzügen, wie sie „draußen" wohl in Blüte stehen unter den schlechten Jüngern der Politik, in Amerika nicht nur; rasch, wie gesagt, denn die guten Jungen sollten ja bald zurückkommen.

Und vor einigen Tagen sind nun auch ein paar gute Jungen zurückgekommen. Unter ihnen etliche beurlaubte Funktionäre der Republik. Sofort nach ihrer Rückkehr sahen sie, daß Bübereien verübt worden waren. Sie sammelten Material, kriegten es zusammen, brachten den Polizeipräsidenten auf ihre Seite und heute, vor einer Stunde, während George mir sein Haus zeigte, ist der Präsident, der Vizepräsident und ein Schock andrer Missetäter einfach verhaftet worden, jetzt sitzen sie alle im Gefängnis.

Wir gehen an dem Gefängnis vorüber — überfüllt. Wir gehen an dem Haus mit dem Turm vorüber, in dem die Regierung ihren Sitz hat, zwei Schriftstücke kleben auf der schwarzen Tafel: der Präsident erklärt, er sehe sich veranlaßt, sein Amt niederzulegen und der Vizepräsident desgleichen.

Daddy George steht da und reibt sich die Hände. Die guten Buben stehen da und lachen. Was kann ich tun, ich lache mit. —

Und am letzten Abend, es ist schon spät, sitzen wir auf der Freitreppe der schönen kleinen „Republic Inn", die feine alte Dame, Kupferkönigs Töchterchen und ihre Freundin, ein junger, hübscher, krausköpfiger Bürger der Republik und ich. Auf der Veranda hinter uns spielt der junge Cornell-Mann, der junge Graduierte vom Hibley-College aus Ithaka, eine Sonate auf seinem Cello. Er spielt gut, besser als ein Dilettant; die Nacht ist wundervoll klar, aus der Ferne, aus der Republik leuchten einige Fenster herüber.

Der junge Cornellmann spielt. Gewiß sind die Töne des Cellos weit herum im dunkeln Land zu hören. Gewiß hört sie der Präsident und der Vizepräsident, jeder in seinem Käfig. Die guten und die bösen Buben setzen sich aufrecht in ihren Betten und spitzen die Ohren. Und hoffentlich lullen die Töne den Daddy in seinem schönen Haus in eine gute Nacht und guten Schlaf nach den Mühen und den Verworrenheiten des Tages hinüber.

Die donnernden Gewässer am Sonntag

Hundertsiebzig Sonderzüge aus allen Himmelsgegenden der Vereinigten Staaten und der englischen Dominion Kanada haben ihren Inhalt über die beiden Ufer der Fälle ausgeschüttet, heute früh spazieren Toff und Honey, Arry und Sue, selig sich umschlungen haltend, die donnernden Gewässer entlang, an den beiden Ufern des Niagarastroms.

Es sind auch Gruppen, große Gruppen von Menschen Amerikas da, sie haben weite Strecken zurückgelegt, um diesen Sommer das Wunder des Erdteils mit

eigenen Augen zu sehen. — Da sind sie nun, für diesen einen kostbaren Sonntag an der Grenze von den Staaten und Kanada, wo die Wasser donnern. An der Art, wie sie das für mich Europäer so plausible Wort aussprechen, erkennen sie gegenseitig, wo sie her sind. Ich will die vielfältige Aussprache des Wortes, die da in mein Ohr hineingesummt ist, übereinanderphotographieren: es kommt so etwas wie Neiägroh heraus. So heißen die Gewässer auf amerikanisch.

Die Leute aus Waterloo im Staat Jowa sind fröhliche Leute, sie haben große weiße Schleifen auf der Brust, mit winzigen goldenen Glöckchen, an denen erkennen sie sich schon von weitem. Ich höre und sehe die Männer und Frauen aus dem nördlichen Staat Montana, diese haben große Porzellanbroschen auf ihren Kleidern mit der rot aufgedruckten Landkarte ihres Staats und der Aufschrift: „500,000 Circulation" drum herum, — ich weiß nicht, bezieht sich das auf Waggons, Menschen oder Vieh? Und die Leute von Auburn ziehen vorüber, sie haben kleine Wimpel an den linken Arm gebunden. Und Leute aus Sacramento in Kalifornien. Diese machen mit Indianerklappern einen lustigen Lärm.

Ich fühle mich wohl unter all diesen Menschen. Ich erlebe meine großen Augenblicke zugleich mit ihnen, an den Ufern und unter diesen unerhörten Fällen — ich stecke diesmal lieber alle meine Epitheta ein und sage: diesen Fällen des Niagara.

Die „Nebeljungfrau" ist ein kleines Schiff; man zieht Gummimäntel und Kapuzen an, ehe man an Bord geht, dann fährt das Schifflein an dem Gebrause der amerikanischen Fälle vorüber mitten in das offene Hufeisen der kanadischen Fälle hinein. Diese stürzenden Wolkenkratzer der kanadischen Seite sind, vom Ufer gesehen, das Grasgrünste, was ich in meinem Leben geschaut habe; im Augenblick aber, in dem die kleine tapfere Nebelmaid in das Schaummeer hineinsteuert, in das dampfende, brausende, orgelnde Nebelmeer, da sieht es aus, als steige das Wasser in ungeheuren kugelrunden Wolkenschwaden, weiß wie Alabaster, von unten den Abhang hinauf.

Es kommt der Augenblick, in dem sich Arry und Sue durch das Loch in ihrer Kapuze überwältigt und atemlos ansehen, Augen, Nase und Mund voll von dem Wasser, das über das Schifflein und uns Kautschukmenschen hinwegbläst, wie eine weiße donnernde Nacht. Ganz langsam kreuzt die kleine „Nebelmaid" zwischen den beiden Fällen hin und her. Man könnte sich vorstellen, auf Frithjof Nansens „Fram" zu sein und durch das weiße Polarmeer zu treiben, wäre nicht hier und dort ein riesiger brauner Stein in dem Wasser zu sehen, ein schläfriger, sagenhafter, stumpfer und hartnäckiger Riese, an dem sich die Gewässer seit Millionen Jahren donnerig geschlagen haben. Noch eine kurze Jahrmillion und einer und der andere fällt auseinander, verschwindet von der Bildfläche; dann hat das Wasser recht behalten und ein anderes Bild kommt dem Zuschauer auf seine Retina. Und das sollte alles sein?

Auf die Höhle der Winde geht man in einem kleinen runden Regenbogen zu, dessen Mittelpunkt man selbst ist — das ist das Amüsante. Amüsant ist auch der Weg aus der Ankleidehalle durch das sonntägig geputzte und belustigte Publikum hindurch, man legt ihn in einer grauen Sträflingstracht und einer Teerjacke darüber zurück. Toff und Honey, Arry und Sue lächeln mir selig zu. (Honey und Sue haben rote Strümpfe und Mützchen mit auf die Reise bekommen.) So steigen wir alle den Turm hinunter, der bis zu dem Pfad nach dem Abgrund unter dem Brautschleierfall hinunterreicht. Dort unten, während wir uns gut und treu bei den Händen festhalten (nicht so sehr der Gefahr wegen, sondern der Führer ladet seine Verantwortung auf die einzelnen seiner Herde ab), dort unten hat man dann wieder seinen Augenblick. Das schreckliche Wasser, das hinter uns hinunterdonnert von oben, führt keinen Orgelton mehr mit sich, auch das Donnern der größten Maschinen der Welt ist dagegen nur wie das Atemholen eines schlafenden Kindes. Ich probiere, so laut zu brüllen wie ich nur kann, um zu sehen, ob ich inwendig in mir etwas davon höre, aber die Hände meiner Nachbarin zucken ein wenig, und die sind auch nur von dem Laut der Ewigkeit oder der kreisenden Sterne geschüttelt. Unser Leben sitzt uns wie ein Knebel hinten im Genick. Auf dem Rückweg dreht sich mein Nachbar von rechts nach mir um und fragt: „Das ist eine gute Prüfung für die Nerven, was?" Und ich denke mir: würde ich heute noch mit Herrn X. aus dem Tiergartenviertel zu Mittag essen und sein Geschwätz eine halbe Stunde lang über mich ergehen lassen, ohne die primitivsten Formen der Höflichkeit zu verletzen, wahrscheinlich hätten meine Nerven dann das Abiturium glücklich bestanden.

Die Sonne sinkt über all diese großen Augenblicke nieder und verschwindet hinter den Bergen. Die Glühbirnen an den Ufern und in den Häusern glühen auf, so intensiv wie ich noch nie Glühbirnen habe glühen gesehen. Sie haben rote Backen sozusagen, wie Landkinder, die von den Früchten auf ihres Vaters Felde leben, sie werden gut und reichlich gespeist dahier. Es ist wunderschön, wie es Nacht wird. Bänke stehen überall zwischen Büschen und unter Bäumen am Ufer versteckt, dort wo das Glühlicht sie nicht sieht, nur ein kleiner in die Höhe schäumender Wassertropfen sie zuweilen benetzt.

Auf den Aussichtsterrassen stehn die Leute von Jowa, Missouri, Montana; auf den dunken Bänken an den Gewässern aber sitzen Toff und Honey, Arry und Sue und verstehen ihr eigenes Wort nicht.

Am Montag

Am Montag höre ich den Donner der Gewässer wieder. Diesmal aber ist er eingefangen in dem Powerhouse der Kraftstation auf der amerikanischen Seite. Bis der Führer kommt, läßt man uns allein auf der Plattform der riesigen Halle stehn. Und da steh ich nun.

Das da vor mir sieht aus wie ein zusammengerücktes und in einen Raum gebrachtes Schiff; Maschinenräume, Kommandobrücke, alles in einem riesigen Kasten von schwerem grauen Stein und Glas. Hier innen aber ist alles schwarz und weiß. Die elf Generatoren stehen in einer Reihe und kreisen mit wahnwitziger Geschwindigkeit um ihre Achse herum. Es sind schwarze, untersetzte, runde Türme aus Stahl, wie Spirituskocher anzusehn, in jeden gingen fünfzig aufrechtstehende Männer hinein, aber er hat nur seine 5500 Pferdekräfte im Leibe. Wahnwitzig kreisen und kreisen die Spirituskocher; man sieht parallele Streifen fliegen, Lichtstreifen wie bei einem Ventilator. Die Turbinen tief unten treiben sie im Kreise herum, die Turbinen, die unten in der Tiefe in das Wasser tauchen, von der lebendigen Kraft des schießenden Wassers herumgejagt werden. Wir steigen jetzt hinunter zur Quelle der Kraft, hundertvierzig Fuß tief unter dem Wasserspiegel und hören mit eigenen Ohren das Schüttern des gereizten Stromes gegen Felsen und Stahl.

Eine Turbine ist gerade in Reparatur; und mitten in dem Abgrund, mitten in dem hohlen Kamin, den hinaufzuschauen schon schauerlich ist, in schwindelnder Höhe über unsern Köpfen steht ein schmales Holzgerüst gebaut, auf diesem steht eine Leiter und auf dieser steht ein Mann.

Unter ihm ist siebzig Fuß Finsternis und unter diesen siebzig Fuß brüllt und tobt das Wasser dahin, das noch fünfzig Fuß tief ist an dieser Stelle.

Während meine Gruppe mit dem laut schreienden Führer von Turbine zu Turbine weitergeht, bleibe ich auf dem Flecke stehn, auf dem schmalen Steinsteg zur Seite des Abgrunds und schaue zu dem Mann dort oben empor.

Eine kleine Glühlampe erhellt ungenügend das Holzgerüst, die Holzleiter, die Gestalt des Mannes selbst. Nach einer Weile haben meine Augen sich an das Dunkel gewöhnt und ich sehe jetzt deutlicher den dort oben.

Er steht in einer Haltung da, die schwer zu beschreiben ist. Seine Füße sind eng geschlossen auf der Sprosse der Leiter. Er hat seine Arme wagerecht ausgestreckt, nach rechts und links, seine Hände greifen in Stahl und Stein auf beiden Seiten. Seinen Kopf hat er zurückgeworfen, er schaut hinauf, sucht etwas in der Höhe. So steht er da auf seiner Holzleiter über dem Abgrund. Jetzt kann ich auch unterscheiden: er hat ein blaues Hemd an und Corduroyhosen. Dort oben steht er über dem Abgrund und arbeitet für die Kraft. Er steht ganz allein dort oben und arbeitet für die Kraft, die die Maschinen der Fabriken im Lande treiben soll. Der Führer ruft, ich darf nicht länger zurückbleiben. Noch einmal schaue ich dort hinauf und präge mir das Bild des Einsamen, des Arbeiters ein, des Mannes, der zwischen den Abgründen steht und dessen Leben, gering erhellt, auf einer dummen Leiter schwankt für die Kraft, die die Werke im Lande treibt. Ich gehe vorwärts und frage mich, ob das nicht eben das Bild des Gekreuzigten war, das ich dort oben gesehen hab im Kamin? —

Im Tageslicht, in der schwarz und weißen Halle steht ein junger Bursche, er kann nicht viel älter sein als drei, vierundzwanzig, er steht auf der Kommandobrücke längs der Generatoren bei den Stahlhebeln der Konduktoren wie ein Weichenwärter auf der Strecke. Es ist ein junger blonder Bursche, er hat scharf aufzupassen und sein schwitzendes, intelligentes Gesicht ist geladen mit Aufmerksamkeit wie eine Dynamomaschine. Aus einem kleinen Glaskasten zur Seite der Konduktoren, über denen opalne Lichter brennen, rollt ein dünner Streifen Papier heraus — eine rote Zickzacklinie läuft über den Streifen —: das ist der Bericht über die Stromentfaltung und den Stromverbrauch, die anschauliche Linie, die das Auf und Nieder der Kraft anzeigen soll.

Ich sehe den tätigen Burschen an und dann den Glaskasten, aus dem der Papierstreif sich herausschlängelt. Ich komme mir mit meinem kläglichen Notizbuch vor, als säße ich selber in dem Glaskasten drin, während der Kontinent da neben mir rüstig und aufmerksam seine harte Arbeit verrichtet, und zeichnete an einer roten Zickzacklinie, die noch dazu gar nicht präzis ist; nur der Glaskasten stimmt einstweilen. Ich mache mir lieber keine Gedanken über diesen Gegenstand.

Chautauqua

Die ersten Eindrücke, die man hier herüben von den Dingen gewinnt, sind oft recht schlechte. Nimmt man sich aber die Mühe, läßt sich von der Oberfläche nicht verwirren und hat überhaupt Sinn und guten Willen dafür, so sieht man bald das Gute und Große unter der abstoßenden Einhüllung. Auch in Chautauqua mußte ich durch eine Schicht von unfreundlichen Eindrücken hindurch, ehe ich hineinkam.

Der Ort hat seinen (Indianer-) Namen vom See, an dem er liegt. Dieser anmutige See, der an den Chiemsee in seinen östlichen Partien erinnert, liegt ein paar Meilen vom Eriesee entfernt am nordwestlichen Ende des Staats Neuyork, etliche hundert Fuß höher als der Erie.

Man kommt mit dem Schiff an dem Pier an und möchte nun gerne in den Ort hinein. Das ist aber nicht so einfach! Man muß durch ein Tourniquet, ein mannshohes, mit Barren versehenes Eisengitter, das sich dreht. Es dreht sich aber erst, wenn man seinen Obolus bezahlt hat; will man das nicht, so kann man mit dem nächsten Schiff weiter! Der Obolus ist aber gar nicht so gering. Ich zahle meinen halben Dollar für den Rest des heutigen Tages und gehe mit meiner Tasche in den Ort hinein.

Gleich ein paar Schritte weit vom Pier sehe ich etwas, was mich mit Heiterkeit und Spottlust erfüllt. Ein paar kleine Hügel und zwei kleine Pfützen sind nahe beim Seeufer auf den Boden aufgeschüttet und in den Boden eingegraben, — auf einem der Hügel bemerke ich so etwas wie ein primitives plastisches Modell

einer kleinen Stadt, aus weißem Zement. Eine Tafel belehrt mich: das da ist eine getreue Nachbildung von Palästina.

Die Pfütze vor mir ist der See von Galiläa, die Zementstadt auf dem Hügel da ist Bethabara, und der Hügel ist der Gadarenische Hügel. Drüben die größere Pfütze ist: Das tote Meer. Darüber ist ein größerer Zementhaufen zu sehn: Jerusalem. Rundherum kleinere: Bethlehem, Gibeon, jenseits des Ölbergs aber, nach dem Chautauquasee zu, liegt Hebron, — denn was da draußen ist, der See, über den ich grad mit dem Dampfer gefahren bin, ist nicht der Chautauquasee, sondern das Mittelländische Meer.

Alles genau nachgebildet; der Fluß Jordan, eine schmale Wasserader zwischen dem See von Galiläa und dem Toten Meer, Carmel, Dan und Berseba, Sidon und Tyrus, alles. Der ganze Kitsch ist vor langer Zeit der Institution Chautauqua von einem alten Herrn gestiftet worden und hat Chautauqua in seinen Anfängen in den Staaten berühmt und populär machen helfen.

Nachdem ich im „Hotel Athenäum" mich gesäubert und mein Abendessen zu mir genommen habe, schlendre ich links den Berg hinauf, um mir Chautauqua anzusehn. Zehn Schritte weit vom Hotel bleibe ich plötzlich wie angewurzelt stehn — ja, wirklich, ich habe einen Schlag ins Genick bekommen, und nicht vom Anblick eines Wolkenkratzers, sondern von dem einer gewaltigen Sache, der ich mich mit einemmal und zwar ganz ohne Vorbereitung gegenüber finde.

Chautauqua ist eine große Sommerschule, hat man mir gesagt, eine Art Kurort, in dem man also kein heilendes Wasser trinkt, sondern Vorträge anhört. Berufene Leute halten diese Vorträge über Gegenstände der Literatur, Geschichte, über alle Fächer der Wissenschaft; man setzt sich einfach hin, wo man Lust hat zu sitzen, und hört zu. Was wir in Europa University Extension nennen, aber doch etwas spezifisch Amerikanisches, etwas in Europa kaum Denkbares, ein Karlsbad mit dem kastalischen Quell statt des Sprudels. Aus allen Teilen, aus den entlegensten Winkeln ihres riesigen Kontinentes, ihres bewunderungswürdigen demokratischen Staatenverbandes kommen die Americanos daher, für acht Wochen im Sommer, um zu lernen: dann zerstreuen sie sich wieder in alle Winde, und haben etwas mitgenommen, was sie nicht mehr verlieren werden. Man kann sagen: nicht Menschen werden hier unterrichtet, sondern ein Weltteil. Sie bekommen eine homogene Kost hier, die Americanos, sie sitzen alle an der gleichen Quelle, gesunden, genesen und fühlen sich jährlich um einige Grade mehr als Americanos nach solch einem Sommer in dem Ort Chautauqua. (Doch wir haben etwas — entfernt — Ähnliches in Europa: Bayreuth.)

Ich habe von Walt Whitmans Lieblingswort, dem Wort en masse, wohl immer einen Schauer empfangen, wie von etwas Inkommensurablem. Aber das Wort ist trotzdem nicht bis in die innerste Tiefe gedrungen, wo der Kontakt erreicht wird. Hier auf einmal fühle ich den Schlag im Nacken sitzen.

Denn was da plötzlich vor mir liegt, ist ein ungeheures, von obenher aus unsichtbaren Lichtquellen beleuchtetes Tal von Menschen, ein Krater von Menschen, eine Arena, das Dach ruht auf hohen Säulen, aber sonst ist der Raum von allen Seiten offen, tief in einen Berg eingegraben, und in dieser Arena, diesem Amphitheater sitzen Menschen in hellen Sommerkleidern, Tausende und Tausende — mir schiens, Zehntausende, ohne einen Laut, ohne die geringste Regung, stumm, in Andacht.

Auf dem Podium, das halb in das Amphitheater hineingebaut ist, sitzen vorne an der Rampe ein paar Männer und Frauen in dunkeln Kleidern. Hinter ihnen hängt eine große Flagge, das Sternenbanner, von einer Art Kulisse herunter, und hinter dieser Kulisse ist die Orgel, eine Orgel von Dimensionen, die dem ungeheuren Raum entsprechen; rechts und links auf dem Podium aufsteigend, Chöre, Männer und Frauen, hell und weiß, nur die paar Menschen vorn auf dem Podium sind schwarz angezogen.

Ich habe letzten Winter Reinhardts Ödipus im Zirkus Schumann gesehen, und als das wehschreiende Volk, am Anfang, in die Arena hereingestürzt kam, da habe ich etwas Ähnliches empfunden wie jetzt, da ich diese schweigende Menschenmenge erblickte. (Ich hörte später, es seien ungefähr achttausend Menschen da gewesen.)

Aus der kleinen Gruppe vorne auf dem Podium trat ein Greis hervor und sprach mit leiser, alter Stimme zu den achttausend Menschen des Tales. Jedes Wort war deutlich zu hören, jedes Atemholen des alten Mannes, und das schreibe ich nicht nur her, um zu erklären, wie gut die Akustik des Raumes beschaffen ist, sondern mehr, um zu sagen wie die Akustik inwendig in diesen Menschen beschaffen ist.

Es war „Old First Night", zu der ich zufällig hergekommen war, — die Feier des siebenunddreißigsten Jahrestages der Gründung von Chautauqua. Der Greis, der da redete, war der eine der Gründer Chautauquas, Bischof John C. Vincent von Indiana, und er sprach vom andern Mann, der mit ihm Chautauqua gegründet hatte und den die Erde deckt, Lewis Miller.

Ich hörte lange den Reden zu. Männer aus fast allen Staaten der Union sprachen nacheinander. Ihre Reden waren alle von Enthusiasmus für die Idee, die demokratische Idee Chautauquas erfüllt; von einem Lokalpatriotismus, der zugleich Patriotismus für den Weltteil Amerika war. Von Liebe für die Männer und Frauen, die hier am Werke waren, und von Pietät gegen die Männer und Frauen, die einst für Chautauqua gearbeitet hatten und nicht mehr arbeiten konnten. Hier hatte ich den Eindruck von Geschichtlichem, von Tradition, von Vaterlandsgefühl, das mich anging, das lebendig war und keine Mache, hier hatte ich den Eindruck, daß die Toten leben und bei uns Lebendigen sind in diesem Moment. Denn was ich da sah, war etwas absolut Schönes und lebendigstes Leben

— und zu dem gehört noch immer etwas mehr, als was die Lebenden allein aufbringen können.

Dann setzte die Orgel ein, und auf einmal fiel die große Flagge, das Sternenbanner von der Kulisse aufs Podium herab, und man sah die Kulisse dastehen, sie war etwa sechs Meter hoch, und in der Mitte war die Form eines Turms aus der Leinwand ausgeschnitten.

In diesem Jahr 1911 haben die Chautauquaner ihrem Gründer Lewis Miller einen Gedächtnisturm an dem Ufer ihres Sees gebaut, Bischof Vincent hatte das Glockenspiel heute nachmittag eingeweiht und jetzt, in einer Stunde, sollten die Kosten durch freiwillige Gaben eingebracht werden, und nicht nur die Kosten für Turm und Glocken. Man brauchte noch Geld für arme Leute, Schullehrerinnen, die einen Sommer lang in Chautauqua leben, gute Luft, gute Nahrung und guten Unterricht genießen lernen sollten, was in sie hineinging, ohne einen Groschen von eigenem zuzusetzen, zur höheren Ehre von Mütterchen Amerika.

Es gingen kleine Knaben und erwachsene Männer mit Körbchen herum im Menschental, stiegen auf den Berg der Arena und kehrten zurück in die Tiefe. In den Körbchen waren Kuverts, und in die Kuverts mochte, wer da wollte, Geld, Noten, Schecks hineinstecken.

Reden wurden gehalten. Der Gouverneur trat vor, meldete: ein Kabeltelegramm, die ersten tausend Dollars für den Turm, von Mrs. Thomas Alwa Edison, die gegenwärtig in Frankreich ist.

Gleich begann hinter dem Ausschnitt der Kulissen ein Junge Ziegelsteine aus Pappendeckel aufzubauen. Zehn Ziegelsteine, von denen jeder hundert Pfund Sterling vorstellte. Bei Nummer zehn hielt er inne. Nicht lange, denn es kamen weitere zehn dazu, und noch zehn und noch fünfzehn. Bei jeder neuen Lage applaudierten die Achttausend. Rasch wuchs der Turm in die Höhe — eine genaue Nachbildung im kleinen des Campanile, den ich vor einer Stunde vom Dampfschiff aus gesehen hatte. Noch zehn Ziegelsteine, dann fünf, dann drei, dann fünf.

Reden, Gesang. „The Old Kentucky Home", dieses wundersame alte Negerlied, der Chor sang es, die Orgel spielte es, achttausend Menschen summten es leise mit. Dann Reden; Senatoren, Richter, Männer von Universitäten, Fabrikanten, Farmer aus dem Westen. Alle standen auf, nacheinander, und sprachen; von ihrem Stand, ihrer Provinz, von Amerika. Dazwischen Musik, „Way down upon the Swanee Ribber" . . . Und dann plötzlich das frische, jauchzende: „Dixieland!" Die Hymne des Südens, die die aus den Südstaaten hier in der Arena mit entzücktem Pfeifen, kleinen Schreien, einer Art kultivierten Tobsuchtsanfalls begrüßten und alle, auch die vom Norden, mitsangen, Wort für Wort. In weniger als einer Stunde war der Turm fertig bis hinauf zum Giebel.

Ungefähr neuntausend Pfund Sterling waren zusammengebracht worden in einer Stunde, Baukosten für den Turm, Baukosten für Menschen. Dann: „The Star Spangled Banner," das Tal setzte sich in Bewegung und zerteilte sich über den ganzen Ort, der im Walde drin liegt, Haus bei Haus eng beisammen, so eng wie das Land weit ist, aus dem diese Menschen doch hergekommen sind. Nächsten Tag war ich mitten drin in allem. Und heute möchte ich heulen darüber, daß das Muß mich weggetrieben hat und ich nicht eine Woche, einen Monat noch unter diesen Menschen Chautauquas, unter diesen Menschen des großen Amerikas bleiben durfte. —

Ein junger Student aus meinem Hotel, von dem ich noch sprechen werde, erklärte mir die Institution. Professor E. J. Flügel von der Cornell-Universität Ithaka, der im Sommer über deutsche Sprache und Literatur liest — der deutsche Professor, nicht wie er im Buch, sondern Gott sei Dank in diesem großen lebendigen Land steht — und der Gouverneur von Chautauqua, Präsident George E. Vincent von der Universität Minnesota, nahmen mich herum und zeigten mir alles, erklärten mir alles — die Institution Chautauqua.

Ich möchte am liebsten das Programm eines einzigen Tages hier abschreiben, das Programm von Freitag, 4. August 1911. Ich habe 49 Vorträge gezählt, sie stehen auf dem Tagesprogramm gedruckt. Einige will ich herzählen. Ein Vortrag über moderne soziale Bewegungen in Europa. Über Wald und Vögel. Über den Kindergarten. Über Shakespeare. Über außerchristliche Glaubensbekenntnisse in der Union. Ein Vortrag über die Geschichte der Banken Amerikas, vom Präsidenten einer der größten Banken Neuyorks gehalten. Über die Zubereitung von Eisspeisen und Creme. Über die Kirche und die Arbeiterfrage. Über die Persönlichkeit und Kunst von G. K. Chesterton. Über Björnsons Handschuh und die Frauenfrage. Über Missionstätigkeit in den großen Städten. Und am Abend ein Konzert mit Chören und Solisten in der großen Arena: „Schön Ellen" von Max Bruch und „Die Kreuzfahrer" von Niels Gade.

Ich habe Vorträge gehört, ausgezeichnete, in der Arena, in der wundervollen „Hall of Philosophy", einem griechischen Tempel mitten im Wald, in den Häusern der Methodisten, der Presbyterianer, der Nonconformisten. (Christian Science ist ausgeschlossen aus Chautauqua!) Im Kindergarten habe ich die Lehrerinnen mit den entzückendsten kleinen Amerikanern und Amerikanerinnen spielen sehen und habe Vorträge mit angehört, die diese Lehrerinnen im College von den besten Lehrkräften der Universitäten Amerikas in vielen Fächern erhalten. Ich habe in den schönen Werkstätten die Lehrerinnen das kunstgewerbliche Handwerk erlernen sehen. Ich war auf dem Baseball-Feld und habe vom Ufer Schwimm- und Ruder-Matches ausführen sehen. Ich war in „Pianoville", dem entlegensten Winkel Chautauquas, wo Virtuosen von großem Namen ihre

Klavier- und Geigenfarmen haben, Hühnerhöfe für angehende Klavier- und Geigenvirtuosen. All die wundervollen Plätze, Häuser und Häuschen, in denen gelehrt, gelernt, gelebt und geflirtet wird, habe ich, teils von außen und teils von innen, mir angesehen.

Professor Flügel und Gouverneur Vincent, der Sohn des Bischofs, haben mir den inneren Mechanismus dieser national amerikanischen Bildungsstätte erklärt. Sie ist für den gebildeten Bürger und den Lehrer der Mittelklasse berechnet und geschaffen. Der Lehrerstand (der in Amerika ein Lehrerinnenstand ist, weil sich die Männer lieber in aussichtsreichere „jobs" begeben) erhält hier eine einheitliche Wissensbasis, und wer so entlegen wohnt, daß er sich jahraus jahrein mit Gedrucktem behelfen muß, kann hier acht Wochen lang Universitätshörer werden, wenn er Lust dazu hat. Das Gitter um Chautauqua herum ist da, damit der oberflächliche Besucher aus den Sommerfrischen rings um den Chautauquasee lieber den Wißbegierigen den Platz nicht wegnehme und daß, wer da lernen will, mit gutem amerikanischen Geld für seinen Unterricht und für den der scholars, der unbemittelten Lehrerinnen, bezahle. Im ganzen sind zurzeit etwa fünfzig hier.

Es gibt fünfundsiebzig Professoren und vortragende Damen, die während der acht Wochen wie die Sklaven arbeiten dahier. Es sind heute fünfzehntausend Menschen in Chautauqua anwesend. Außer den Kursen über Schulfächer für die Lehrerinnen und den Vorträgen aus allen Gebieten gibts alljährlich einen Spezialkurs über einen bestimmten Gegenstand. Dies Jahr sind es amerikanische Fragen, voriges Jahr waren es Kulturfragen Englands und nächstes Jahr werden es Kulturfragen Deutschlands und Frankreichs sein. Chautauqua gibt alljährlich zu diesem Spezialkurs Bücher heraus, die die Sommergäste sich mitnehmen und im Winter sind sie daheim in Chautauqua! Dies Jahr sind es: „Der Amerikaner des zwanzigsten Jahrhunderts" von H. P. Robinson, dem Washingtoner Korrespondenten der Londoner „Times"; „der Geist der amerikanischen Regierung" von Professor Allen Smith, Universität Washington: „Material und Methoden der Romandichtung" von Clayton Hamilton, und „Zwanzig Jahre in Hull-House" von der Arbeiterin Jane Addam in Chicago, der großen Sozialreformerin.

Ich habe Broschüren und Berichte mitbekommen und gelesen, daß Männer und Frauen wie James Garfield, Mac Kinley, Roosevelt, Taft, Drummond, John Eiske, Julia Ward Howe, Benjamin Ide Wheeler, Francis Peabody, Susan Anthony, Brooker Washington, Lew Wallace (um nur ein paar in Europa bekannte Namen zu nennen) Chautauquaner waren und sind, hier gelebt, gelesen und gesprochen haben. Daß man Grade und Ehren einheimsen kann und nach Hause mitnehmen darf, wenn man die und die „Prüfung" abgelegt hat, ist vielleicht nicht sehr ernst zu nehmen. Ein herzlicher alter

Herr aus Kentucky, der mich im Hotel anſprach (er hat mich für einen ſchottiſchen Reverend gehalten, war aber nicht mehr als ſchicklich enttäuſcht, als ich ihn aufklärte) erzählte mir, er ſei jetzt achtundſiebzig Jahre alt, käme ſeit dreißig Jahren mit ſeiner Frau und Tochter nach Chautauqua und die ganze Familie habe vor drei Jahren „promoviert". Ich habe im ganzen das ſympathiſchſte, feinſte und liebenswürdigſte Leben, das die heutige Bourgeoiſie an irgendeinem Sommerort der Alten und Neuen Welt zur Schau tragen kann, in Chautauqua ein paar Tage lang genoſſen; und wenn ich meinem Nachbarn vom „Kaiſer Wilhelm der Große" wieder begegne, dann will ich ihm ſagen: ich habe Amerika an einem Ort beiſammen geſehen und ein Bild von Amerika in mir empfangen, ohne daß ich die smart set in Neuyork hatte tanzen ſehen.

Chautauqua iſt ein Ort für den wohlhabenden Bürger und der „Mann ohne Niveau" hat hier nichts zu ſuchen. Er wird auch keines bekommen hier, denn das iſt nicht vorgeſehen. Chautauqua iſt kein ſoziales Experiment, dazu ſitzen auch zu viele hübſche und gelangweilte Frauen mit ihren Stickerei-Arbeiten zu Füßen der Profeſſoren. Aber ich glaube, ſieben Tagereiſen weit an einen Ort herzukommen, um ein paar Wochen lang in einer freien, intellektuellen Atmoſphäre unter gebildeten und bildungsbegierigen Menſchen leben zu können, das iſt gar kein ſo ſchlechter Anfang für ein ernſtes, ſoziales Streben. Der Bourgeois iſt ebenſo, wenn nicht bildungsbedürftiger als der Proletarier; und in Chautauqua wird, vielleicht wenn man genauer hinſchaut, etwas für die Zukunft getan, was gar nicht auf dem Programm von Chautauqua ſteht.

Das Hotel „Athenäum", Chautauqua

In Amerika wird überhaupt manches getan.

Ich habe erwähnt, daß mir in meinem Hotel, dem Hotel „Athenäum", ein junger Student die erſten Aufklärungen über die ſchöne Inſtitution und das Problem Chautauqua erteilt hat. Dieſer Student, ein Graduierter der Columbia-Univerſität in Neuyork, wohnte nicht etwa zufällig im Hotel „Athenäum", ſondern er war dort bedienſtet.

Er war es, der mir mein Zimmer angewieſen hat, er war Klerk im Hotel.

Ich hatte mit meinem Koffer Schwierigkeiten bei der Dampferſtation. Kaum war ich in meinem Zimmer, klingelte ich dreimal; ein junger Mann kam herein und ſprach: „I am the Porter." Er ſah aus wie Wilamowitz-Moellendorf in jüngeren Jahren ausgeſehen haben mag. Ich ſagte mir: was, du mit deinem Geſicht biſt der Portier? und erklärte ihm hierauf meine Angelegenheit. (Ich hatte von den Dingen im Hotel keine Ahnung.) Eine Viertelſtunde ſpäter brachte er mir auf ſeiner Schulter meinen Koffer. Es war ein ſtämmiger junger Mann, dieſer Portier.

Ich hörte ſpäter, er ſei Kandidat der Medizin. Ich hörte auch, daß das

Stubenmädchen, das mein Bett machte, ein Collegegirl sei, ebenso wie das Fräulein, das an der Table d'hote mit dreißig anderen Collegegirls die vierhundert Gäste des Hotels bediente, und der Liftjunge war ein Gymnasiast, und alle die Clerks waren college-people, und jeder und jede arbeitete, und zwar ziemlich hart, und verdiente sich einen Teil seines oder ihres Unterrichtsgeldes für das nächste Semester. Und wenn sie am Abend fertig waren mit ihrer Arbeit, dann saß die feine Millionärsgattin aus Cincinnati mit dem Mädchen, das bei ihrem Tisch aufwartete, und mein guter alter Herr aus Kentucky saß mit dem Liftjungen beisammen in der Hall des schönen Hauses, und sie unterhielten sich über mancherlei, über die Verhältnisse ihrer eigenen kleinen Heimat in der großen gemeinsamen, der alte Herr holte sich Rats beim Liftjungen über etwas Lateinisches, was er heute im Vortrag des Professors nicht recht verstanden hatte, und der Liftjunge mußte sich mit der Erklärung beeilen, denn es wurde geklingelt und Nummer so und so viel wünschte Eiswasser aufs Zimmer gebracht zu bekommen.

Ich habe mit ihnen gesprochen und vom Columbia-Mann vieles gelernt und gehört über die Universitäten Amerikas, über die Menschen und die Anschauungen der Menschen auf diesem merkwürdigen, jungen und bärenstarken Kontinent. Beneidet habe ich sie alle, vom Clerk zum Liftjungen hinunter, alle miteinander.

Der Anschauungsunterricht im Hotel Athenäum hat mir etwas beigebracht, was ich mir aus hundert zerstreuten Tatsachen hätte zusammensuchen und -stellen müssen. Ich werde nun alles besser verstehen, was ich in den Staaten sehen und hören werde, das weiß ich sicher.

Die Klasse, scheint es, existiert hier drüben nicht. Auf alle Fälle: in einer ganz anderen Form als drüben in Europa. Stellen Sie sich bitte einmal einen deutschen Studenten als Kellner in einem Sommerhotel und eine höhere Tochter aus guter Familie in einer niedereren Funktion als der einer kunstgewerblichen Pfuscherin vor. Ein Korpsstudent, ein Gesicht mit Schmissen, ein Mann mit einem Comment im Gehirn. Der Franzose sagt: vous voyez ça d'ici!

Ich meine, wie muß einem amerikanischen Austauschprofessor zumute sein, wenn er von einem „Salamander" wieder hinaus auf die Straße kommt, und die elektrischen Straßenbahnen des zwanzigsten Jahrhunderts sausen an ihm vorbei. Die jungen Herren haben andere Sorgen!

Nein, die Klasse existiert in Amerika gewiß nicht in der Form, wie in Europa drüben. Der Unterschied zwischen dem einen arbeitenden und dem andern arbeitenden Mann ist sicher ein wesentlich geringerer als in Europa, wo zu allen Verbarrikadierungen der Menschen gegeneinander noch die Klassifizierung der Arbeit kommt, die die Klassen regelt, zerstückelt, in kleine Unterabteilungen numeriert und wertet. —

Gewiß steht der Mann mit einer Million Dollars jährlichen Einkommens hier drüben in einer ganz anderen Kaste, als der mit „nur" tausend.

Und ich kanns mir gut denken, daß die vielen Klubs und Logen dahier eine Auswahl treffen, die verdammt nach Kaste und Klasse ausschaut. Aber daß ein Mann aus der Kaste der Gebildeten auf einen Sommer oder ein Jahr in einen niederen „Job" hinuntersteigt, ohne hierdurch seiner Kaste verlustig zu werden, das ist Amerika und nicht Europa, daraus spricht ein demokratischer Geist, und ich weiß nicht, ob der sehr weit oder sehr nah ist vom Ideal des Sozialismus.

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß sich hier herüben der Kampf der Klassen mehr als ein wirtschaftlicher Kampf abspielen muß, d. h. reinlicher, nicht mit der Gehässigkeit und Tücke, zu der uns in Europa das Kastenwesen und die snobistische Ambition der niederen Klassen, in die höheren hinaufzuklettern oder sich in die höheren hineinzuschwindeln, und all der ähnliche Plunder zwingt. Ich weiß auch: in diesem raschen Wechsel der Berufsarten des einzelnen; in diesem mit der Waffe der Kraft und Veranlagung, von Mann zu Mann und nicht aus einer Festung in die andere Festung hinübergeführten Kampf; in diesem sozusagen mit dem kurzen Römerschwert geführten Kampf um das materielle Dasein — kann eine anständigere Form der Gesamtheit sich entwickeln als eine Nation es im alten Europa ist. Wo einer durch Patente, Adelsbriefe, Titelchen und Narrheiten schlimmerer Sorte noch sich hindurchdrängen muß, an denen die Kraft zersplittert und die Energie niederträchtig wird. Ich lerne aus diesem simplen Anschauungsunterricht in der Hotelhalle dahier, daß in Amerika der Kampf der Arbeit gegen das Kapital, der große kommende Weltkrieg, gegen den es keine Arbitration und kein Haag gibt, mit einer Blutigkeit wird ausgefochten werden müssen, die ihresgleichen nicht hat in der Geschichte der Kämpfe der Menschheit. —

Es ist meine letzte Stunde in Chautauqua. Während alles in den Hörsälen, im Amphitheater, in all den schönen Häusern im Walde beisammensitzt, um zu lernen, seine Kräfte zu vervielfachen, gehe ich mit meiner Reisetasche den Weg zum Eisengitter zurück, den ich gekommen bin am ersten Tag. Ich muß mein Billett zurückgeben, das mich in diesen dreieinhalb Tagen etwa drei Dollars gekostet hat, und damit höre ich dann auf, ein Chautauquaner zu sein.

Es ist ein schöner Sommertag, für lange Zeit mein letzter in den Staaten, denn ich fahre heute über den Ontario nach Toronto hinauf.

Die Sonne scheint auf den Chautauganse herunter, auf Häuser, Wald und helle Menschen dazwischen. Wie ich an „Palästina" vorüberkomme, hocken drei kleine Kinder am Ufer des Sees von Galiläa und treiben kleine Papierschiffchen hinüber von Tiberias nach Caphernaum.

Zur Kleiſt-Feier/ von Arthur Eloeſſer

Am 21. November werden viele Leute bewegt in die Taſche greifen; ſie hätten dem armen Kleiſt gern die hundert Taler gegeben, die ihm etwa vor ſeinem Ende fehlten. Die Feſtredner werden ſeine patriotiſche Ungeduld bedauern, die ihm nicht erlaubte, den Befreiungskrieg abzuwarten. Man wird ſeinen Geiſt bitten, auf das geeinte und mächtige Vaterland verſöhnt herabzuſchauen aus jenen ſtillen Ätherräumen, in die er ſich aus eigener Macht verſetzte. Man wird ſich an die Bruſt ſchlagen und ihm geloben, kein Genie mehr auszuhungern. Man wird ſogar ehrlich überzeugt ſein, daß es kaum noch vorkommen kann. Seine Zeitgenoſſen waren blind und taub gegen ihn, aber wir haben bewieſen, daß wir ihn zu würdigen wiſſen. Die Vaterſtadt hat ihm ſchon ein Jahr vor der Gedenkfeier ein Denkmal geſetzt, ſein Grab am Wannſee iſt märkiſches Nationalheiligtum. Kleiſt liefert als Schulautor Stoff zu Aufſätzen, und der „Prinz von Homburg" iſt zum Weihefeſtſpiel für umgebaute königliche Schauſpielhäuſer erhoben worden. Das Käthchen rechnet mit Gretchen und Klärchen zu den poetiſchen Volkskindern des Deutſchtums, das ſich in gemütvollen Illuſtrationen verbreitet. Seine Dichtung gehört dem Hofe ſo gut wie dem Hauſe und der Schule; ſie iſt zugleich populär und offiziell.

So viel hat Kleiſt ſich nicht mehr erträumt, als er mit ſeinem Robert Guiscard zuſammengebrochen war, nach den fünfhundert Tagen und Nächten des titaniſchen Ringens, da er den weimariſchen Olymp ſtürmen und Goethe den Kranz von der Stirne reißen wollte. Wie der Zuſammengebrochene noch ſeine Niederlagen beſingt und dem entflohenen Ideal immer eine Ränke von Blut und Tränen nachſchickt, ſo beugte er ſich vor dem glücklicheren Geiſte, der tauſend Jahre nach ihm kommen würde, und er beklagte dieſen nördlichen Himmelsſtrich, dem das Schickſal jeden Zuſchuß der Bildung ſo ſparſam zumißt. Sein Leben war ein wechſelndes Sichaufrecken und Zuſammenſtürzen, wie auch die Figuren ſeiner Dichtung ſo oft in die Nacht des Unbewußtſeins tauchen und aus der Ohnmacht ganz ohne Scham, ohne Verkürzung ihrer Ehre wieder aufſtehen. Sie verkehren mit der dunklen Erde wie mit ihrer tiefſten Heimat, ſie tauchen zu unterirdiſchen Quellen des Seins zurück. Sie nähren ſich da von okkulter Speiſe, um das entlaſſene Ichgefühl wieder zu ſpannen; ſie kommen mit einer neuen morgenfriſchen Unſchuld herauf. Der frühere preußiſche Offizier, der Goethe gefordert haben ſoll, kennt in der Dichtung gar kein point d'honneur der gefährdeten Manneswürde; er iſt von einer Natürlichkeit, zu der wir uns heute noch beinahe zurückzwingen müſſen. Die Unſchuld ſeiner Geſchöpfe ſteht wie ein Verſprechen vor uns, wie die Ahnung einer heroiſchen Idylle der Menſchheit, wenn ſie einmal aus den reinen Quellen der Inſtinkte zu leben wagte.

Kleist hat in Katastrophen gelebt; sein Genie brauchte eine lange Pubertätszeit, die ihn fast zerstörte. Bis er den Ehrgeiz kannte, sprach er von Bildung, Tugend, Vollkommenheit als ein verspäteter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Er wollte ein Mustermensch werden und glaubte noch an die schalen Anweisungen der Aufklärung, als sie für seine Generation gar nicht mehr galten. Der naivste, natürlichste Mensch, der seinen Dämon noch nicht bei Namen zu nennen wußte, hing sich an Theorien, bis alle Fäden rissen. Dann hat er von keinem mehr etwas angenommen; er ließ sein Gemüt sein ganzes Schicksal werden. Sein Wesen zieht sich undurchdringlich, unbestimmbar zusammen, eine eigene runde Welt, die durch das Universum rollt, als ob sie mit keinem anderen Gestirn, das leuchtet und leitet, durch die Beziehungen der Gravitation verbunden sei. Wenn er einem vorgetäuschten Ziel nachreist, so ist es immer eine Flucht, die vielleicht in den Abgrund führt. Öfter gilt er als tot oder verschollen, und er begeht seinen ersten Selbstmord, da er im halben Wahnsinn der Napoleonischen Armee folgt, um bei der englischen Landung irgendwie mitzusterben. Nach ungeheuren Anstrengungen und Exaltationen treibt es ihn wie im Nachtwandel umher, und die Rettung seines Geistes bringt ihm jedesmal das physische Zusammenbrechen, die Krankheit, in der er sich ausruht. Kleist hat auf solche Niederlagen, auf solches Verschwinden in die Unverantwortlichkeit durchaus ohne Scham und nicht ohne Dankbarkeit zurückgesehen. Wer auf dieser Erde hat schon etwas Böses getan, und welches Wesen auch über uns gebietet, wie kann es uns für irgend etwas verantwortlich machen? Diesen neuen Nihilismus oder Optimismus des unfreien Willens fand Kleist, als er Philosophie und Wissenschaft verwarf, als der in Theorien eingeschnürte Autodidakt jeder Schule und jedem Erzieher kündigte. Auch die Natur war ihm nur eine Lehrerin gewesen, die die Aufmerksamkeit und Anspannung des sittlichen Menschen verlangt. Jetzt warf er sich in den Schoß der Mutter zurück, wühlte sich wollüstig in die liebende Gleichgültigkeit des Universums, und diese Neugeburt, dieses Erwachen des sinnlichen Menschen hat ihn eigentlich zum Dichter gemacht.

Zu einem Dichter, der nichts anderes sein konnte, der nichts übernimmt und fortsetzt, der von Bildung, Kultur und Humanität keinen Auftrag empfangen hat. Zu einem Menschen, der ganz ohne Mittler, ohne theoretischen Ausgleich lebt, der seine Gefühlssphäre unendlich erweitert hat und nun unter einen ungeheuren Atmosphärendruck gestellt wird. Diese absolute Unbefangenheit des Egozentrismus, dieses tragische Aussetzen des Ich, das rein praktisch und gefühlsmäßig die Welt verschlingen will oder an ihr zerbrechen, schloß Kleist von jedem Dienstbarkeitsverhältnis, von jeder geistigen Bundesgenossenschaft aus. Er bedrohte die Grenzen des Goetheschen Imperiums mit einer barbarischen Anfänglichkeit, und der höchste Olympier zu Weimar wich vor diesem Phantom zurück, als ob die Gespenster aus dem Chaos seiner Jugend wieder auf-

tauchten, da er noch selbst Prometheus war. Kleist hat gute Kameraden gefunden, treffliche Jungen aus der Potsdamer Garnisonzeit; er beugte auch mehr hervorragende Kenner zur Bewunderung, als seine ersten Biographen glauben wollten. Aber in seinem Lager hat er immer allein gehaust, nie gemeinsame Feldzüge gemacht, nie ästhetische Beute geteilt. Man findet ihn so wenig im Tempel der Humanität wie in der verlorenen Waldkapelle, wo die Romantiker Weihrauch zu Haschisch machten. Er hatte nichts auszutauschen, weil er kein Teilchen theoretisierend von sich abtrennen konnte, ganz an die eigene Erfahrung gekettet, starrend von der Fülle des eigenen Wesens. Den Freunden blieb nichts zu tun, als ihm zustimmen, ihm helfen, ihn ertragen und lieben, wenn die Starrheit mit kindhaft unschuldigem Vertrauen ins Schmelzen kam. Sein Gemüt entschied alles; wenn der maßlos Mißtrauische etwas glaubte, war es vorhanden. Es ist *seine* Wahrheit, wenn Penthesilea nach der Brunst des Liebeskampfes aus ihren Gefühlen einen Dolch schleift und sich damit ersticht. Paracelsus behauptet, daß das möglich sei, aber Kleist hatte die Mystiker nicht gelesen. Sein Gefühl war stark genug, um ihm allein die Waffe zu liefern.

Kleists Dichtung ist ein Blutverschwenden, er füllt damit seine Figuren, daß ihnen die Adern bersten. Sie ist ein wollüstiges Ergießen der feinsten und stärksten Lebenssäfte, ein höchst geschlechtlicher Akt, und seine Zeugungskraft ist keinem Modernen mehr geworden, die sich alle beim Schaffen zusehen. Goethe hatte das Höchste, die Unschuld und das Wissen. Schiller wollte die Reflexion durch Reflexion töten. Kleist hatte den letzten Orgiasmus, der mal ins Stammeln kommt, aber er gebietet auch dem Rausch und er bildet immer. Es genügt seiner Kunst nicht, wenn man ihn den Dionysischen nennt. Die rasende Jungfrau Penthesilea ist seine brünstige Seele, aber sie lebt auch außer ihm schlank und glatt wie aus Marmor, und sie versteht zu reiten. Seine Welt ist immer höchst subjektiv empfangen und höchst objektiv geprägt: auf allen Seiten sachlich begrenzt, gesättigt und gehalten von der Notwendigkeit höchst eigener Bedingungen, die gesetzgebend werden, die man nicht anzweifeln kann, weil nichts sich mit ihnen vergleicht. Das ist nie wieder gekommen. Die moderne Dramatik lebt vom Zwiespalt, vom Bewußtsein, von der Relativität, die seine von der Einheit und Gewißheit.

Als Kleist die Uniform auszog, wollte er nach Rousseau leben, die Standesvorurteile wegwerfen, und er hat seinem Könige mehrere Male aufgekündigt. Das sokratische Jahrhundert, aus dem dieser Spätling noch stammt, verlangte für das Individuum die einzige Freiheit, sich selbst zu erziehen und zu bilden, bereitete einen ungeschichtlichen rasse- und staatslosen Menschen für die Vollkommenheit vor. Nur die Familie galt als pflichtengebende Zusammengehörigkeit. Napoleon hat dann den Deutschen dieser schlaffen kosmopolitischen Zeit Geschichte gelehrt, hat ihnen das Nationalbewußtsein eingebläut. Auch Kleist

mußte seine Haut erst schamvoll unter diesen Streichen fühlen, und dann sah er nur noch rot. Er wurde Barbar, wollte es sein, und er schrieb die Lieder der Keule mit den Schlagetot-Refrains, die sich nicht singen lassen. In einer biographischen Studie habe ich einmal Zug um Zug gezeigt, wie der größte märkische Dichter seinen größten Landsmann vorausgebildet hat in Herman dem Cherusker, der wie Bismarck Depeschen fälscht, dem es nicht darauf ankommt, sich von den Patrioten verachten zu lassen, solange er die Karten mischt: auf eben die dämonische Weise impertinent und liebenswürdig, offen und verschmitzt, ganz Beherrschung und ganz Gefühl, wenn ihm einmal die Leidenschaft übers Haupt schlägt. Nach so vielen Menschheitsaposteln der erste Realpolitiker und das erste teutonische Temperament auf unserer Bühne. Kleist zeigte ein unglaubliches Zeitgefühl, als sein Egozentrismus vom Chauvinismus weggefegt wurde. Da die spanischen, die deutschen, die tiroler Freischaren im Felde standen, da der gute Kaiser Franz gar die österreichischen Landwehren aufrief, schrieb er sein großdeutsches Drama aus dem Furor Teutonicus, der wildeste Herold barbarischer Urkraft.

Dann wurde er wieder Preuße, das Blut rief ihn zurück, den Sohn eines der ältesten Geschlechter unseres Schwertadels. Er nimmt eine neue Wendung zum Norden, vertrauend auf seine ärmere Geschichte, auf die straffe Erziehung von Eroberern, die nicht reich geworden sind. Der Kosmopolit und Rousseauschwärmer ergibt sich dem Staat, den er verworfen, der kärglichen Heimat, die, wie er wohl wußte, die Geburt des Künstlers so lange aufgehalten hatte. Mann und Künstler wurden ganz eins. Dem Prinzen von Homburg gelang das Wunder, aus dem unverstellten Preußentum ein gleich heroisches und liebliches Märchen zu machen, das eiserne Gesetz und die Kriegsartikel mit der Inspiration des Genius zu einigen, der auf Traumbahnen Lorbeer findet, der das Gesetz ehren muß und brechen darf. Die germanische Horde hat sich zum preußischen Offizierskorps diszipliniert, die Kameradschaft flotter, liebenswürdiger oder knorrig origineller Soldaten hat keine reizvollere Verklärung gefunden. Pferdegetrappel hört man und eine helle Reiterfanfare. Es ist Kleists Glück geworden, daß er diese Erde als patriotischer Dichter verließ, einig mit seinem Volke und Staate, mit seiner Geschichte und seiner Bestimmung.

So fest er jetzt auf die Erde tritt, so preußisch und stramm er sich auch in seinen letzten Kämpfen gibt mit dem kurzen Befehlston, bis in glücklichere Zeiten hätte diese Einigkeit nicht gedauert. Seine Dichtung wäre wieder fortgeflogen, und er spricht auch einmal von zauberischen Klängen, die aus dem Tiefsten des Eigensten noch einmal herausmüssen. Er deutet geheimnisvoll auf selige Gründe, wo Musik und Poesie noch eins sind. Die Gegenwart hätte für ihn wieder stumm werden müssen, wenn diese schlummernde Welt erwachen sollte. Noch eine tiefste und süßeste Seligkeit bewahrt er, ein Echo von der Bruderspharen Wettgesang,

das man in der Ruhe der eigenen Fülle erlauschen könnte, in dem heiligen Frieden, den er immer gesucht hat. Kleist war eine metaphysische Natur; das erklärt sein Leben und seinen Tod. Warum er ein Ende machte, hat er selbst erzählt. Gründe genug waren da: die Erfolglosigkeit, die zerbrochene Existenz, der Zeiten Schande, und die Schmach, die seine Familie dem verlorenen Sohne antat. Aber er hatte Schlimmeres schon überlebt, und mit Worten, die nie genug beachtet worden sind in ihrer Bestimmtheit, setzte er über alle den Hauptgrund, daß seine Traurigkeit eine höhere, festgewurzelte und unheilbare sei.

Mit diesen Worten erlöst er uns etwas von unserer Verantwortlichkeit, und wir können die sogenannte Feier seines Todes oder seiner Erlösung mit geringerer Beklemmung begehen. Es wird überliefert und es läßt sich trotz den Gelehrten, die ihn gesund forschen wollen, nicht bezweifeln, daß Kleist schon früh den Gefährten zum gemeinsamen Tode gesucht hat. Schließlich ging eine hysterische Frau mit ihm, die so aussichtslos krank war wie er vom Leben zerrieben und geschunden, daß ihm das Licht auf der Nase weheat, wenn er sie zum Fenster herausstreckte. Kleist reiste immer, wenn er von äußerer und innerer Not eingeschnürt einen freien Atemzug brauchte, und er hat keine andere Reise mit so viel Hoffnung und Sicherheit wie diese letzte angetreten. Das ist nicht weniger wahr, weil es romanhaft klingt.

Kleist war eine metaphysische aber auch praktische Natur, wie es die wahren Mystiker immer gewesen sind. Gelesen hatte er nichts von seinen nächsten Brüdern im Blute und im Geist; aber es ist nicht schwer, die Blutsverwandtschaft mit Angelus Silesius in dem Gott des Amphitryon zu entdecken, der auch um Liebe bei den Sterblichen bettelt. Die Moralphilosophie der Aufklärung hatte die Entwicklung des systemlosen, sinnlichen, voraussetzungslos natürlichen Menschen aufgehalten, der das Universum nur noch mit dem eigenen Leibe, der Inkarnation des Willens ausfühlen kann. Von Leibniz oder dessen Schülern ging er zu Kant, der ihn durch die Selbstkritik der Erkenntnis so furchtbar enttäuschte. Der Relativismus konnte sein Sicherheit forderndes Gemüt nicht beruhigen. Als er seinem letzten Lehrmeister alle Bücher nachgeworfen hatte mit der Wut eines getäuschten Dilettanten, ging er nur noch auf dem Privatweg eigenster Erfahrung. Und dieser hat ihn dem ersten systemlosen, dem ersten Pektoral-Philosophen Schopenhauer offenbar entgegengeführt. Kleists kosmisches Gefühl wird zu einer Wollust, die mit ihrer geraden Vehemenz die literarisch-religiöse Selbstbefriedigung der Romantik weit von sich fegt, zu einer erotischen Passion, die ihn immer wieder an den Rand des Abgrunds reißt. Man kommt auch da hinüber. Man darf nicht, sagt Schopenhauer, der sehr alt wurde: das hier aufgegebene Pensum muß erledigt, der Wille durch Selbsterfüllung zur nächsten höheren Inkarnation gereinigt werden. Kleist entschied, daß sein Pensum erledigt war, daß es für ihn hier nichts mehr zu lernen und zu erwerben gab.

Ein Philosoph hätte am Leben bleiben können, aber Kleist stand von seinen Gedanken nie entfernt. Er konnte sich nicht teilen, wie er immer sein volles Gewicht in die unwiderruflichen Entscheidungen des Gemüts geworfen hatte. Schopenhauer schrieb das Trostgedicht von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod; Kleist glaubte und handelte. Seine Unschuld fürchtete nichts mehr als Gefühlsverwirrung, die Leiden von der eigenen schwarzen Sucht des Mißtrauens, aber wenn sein Gefühl in sich eins war, folgte er ihm mit lächelndem Vertrauen, undurchdringlich, unangreifbar. Den Tod hatte er sich schon lange vertraut gemacht; es ist nicht mehr als aus einem Zimmer in das andere gehen. Bei Freunden und Freundinnen, seine Phantasie hatte die Doppelgeschlechtigkeit des zeugenden Genius, buhlte er um das verwandte Gemüt, das jenseits aller denkbaren Grenzen noch Heimat, noch Geborgenheit im Universum fühlte. Solche Sehnsucht, die nur erweiterte Gewißheit ist, hatte ein Hölderlin auch, aber der war kein dramatischer Tatmensch, ein schüchterner schwäbischer Kandidat, der sich nur auf seinen ätherischen Gesängen zu fliegen erlaubte. Kleist wollte das versuchen, und seine Abschiedsworte klingen schon wie aus einer höheren dünneren Luft, wie aus einer Seligkeit, die sich von der Schwerkraft entbunden hat. Vieles an Kleists Leben ist Geheimnis; je mehr man sich mit ihm beschäftigt, desto mehr schließt er sich in seine Dunkelheit. Man streitet, inwiefern er krank oder gesund, pervers oder normal war. Am klarsten bleibt, warum er seine Form zerbrechen konnte; am sichersten, daß er mit überschwänglich vorausgreifendem Verlangen in die neue höhere schon einzuziehen meinte. „Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern." Die Unsterblichkeit gehörte ihm schon wie seinem letzten Helden. Sie bedeutete nicht mehr der Namensdauer Trug; denn der einst so Ehrgeizige tat nichts, um sein Werk und sein Gedächtnis unter den Menschen zu erhalten. Hier ist nicht Raum noch Zeit, sagt Angelus Silesius. Ihm träumte von der Unsterblichkeit, in der die Jahrhunderte nicht geläutet werden.

Geſpräche mit dem Tod/ von Rudolf G. Binding

I.

Er trat zu mir. Zweimal und ungewarnt..
Und beugte ſich ſo dicht
auf mich, als ob ich ſein Geſicht
erſchauen ſollte: Doch er war getarnt.

So — wie ein Schatten — ſtand er vor dem Licht.

II.

Ich ſprach:
Das Leben war mein Herrſcher immerdar:
eh ich dir folge, gib auch du ihm Ehre,
wie ich es tat. Du biſt ein Großer zwar;
doch wärſt du nicht, wenn nicht das Leben wäre.
Lehnsmann biſt du, das Leben iſt dein König.
Es geht voran; du ſchreiteſt ſeine Pfade
ihm nach und biſt in Ewigkeit ihm frönig.
Es hält den Lohn, die Strafe und die Gnade;
dein Schwert, o Tod, iſt dir von ihm verliehn,
und wo es richtet, haſt du zu vollziehn.

Wo es geſät, da ſtehn die Saaten ſchwer.
Wo es geerntet, ernteſt du nicht mehr.
Wo es getrunken, ſchauſt du durſtig drein.
Wo es frohlockt, da mußt du ſtille ſein.

Es küſſet, die es liebt und läßt ſie gleiten,
ſorglos, und hat wohl der Geliebten viele;
du aber darfſt ſie nur hinausgeleiten,
und wo es ſpielt, da biſt du nicht im Spiele.

Wen es gekrönt, dem reißeſt du die Krone
vom Haupte nimmer noch die goldnen Bänder;
welkende Kränze werden dir zum Lohne
und jene Blüten, die es hinter ſich
mit Lachen wirft als König und Verſchwender:

Vaſall des Lebens, ſieh, ich grüße dich.

III.

Ich haß dich nicht und könnte dich faſt lieben
um eines Wortes willen, das einſt die Geliebte ſprach.
„Er wird das Ende," ſprach ſie, „unſrer Liebe ſein."
Es war nicht mehr,
als wenn ein Tränlein in ein Lächeln fällt.

Doch weil ein lieber Mund dich alſo lieb geſcholten,
kann ich dir gram nicht ſein.
Ich könnte dich faſt lieben,
um dieſes Wortes der Geliebten willen.

IV.

Nichts um mich klingt. — Ich höre keinen Ton
von deiner Geige lockend um mich werben
Zum letzten Tanz, der mich entführt davon.

Spielſt du dem Leben nur? und läßt das Sterben
den Tod verſtummen? — Freund, ich wüßte kaum,
daß du mir nah, wär nicht ein leis Verfärben

im Umkreis meines Blicks, ein duftiger Flaum,
der alle Dinge ſchattig überkleidet. —

Da ſchreck ich auf. — Und weiß, es iſt kein Traum,

und höre unten einen, der vorüber reitet
mit dumpfem Schlag und hör mit dumpfem Schlag
ein Trommelwirbeln rufen, daß es zeitet

und daß es auszuziehen gilt vor Tag.
Du brauchſt nicht aufzuſpielen, Werber! Nur
mein Herz mit dumpfen Schlägen, Schlag um Schlag,

iſt mein Tambour, o Tod, iſt mein Tambour.

V.

Mir iſt, als ſchritte ich auf einer Brücke
rückwärts hinüber und den Blick verſenkt
in alles, was die Erde mir geſchenkt,
und ſuchte eine, die noch darf verweilen —

Reich mir die Hand, o Tod, und laß uns eilen,
und leite vorwärts mich, ſolang ich rückwärts blicke.

VI.

Dich grüß ich, Freund. — Denn ohne dein Geleit
hat keiner der ins Sonnenlicht Entſandten
den Ort gefunden, wo der Weg ſich zweit;

den Iſthmus, der aus tagerhellten Landen,
ſo wunderbar, hinüberführt zur Nacht
— noch wunderbarer wohl — des Unbekannten.

Mich lockt ſie ſchon mit zauberſchwerer Pracht
ausſtrahlend einen ſternenhaften Schein;
und wo die Lockung iſt, da iſt die Nacht.

Denn drüben, drüben müſſen Länder ſein
voll neuer Freuden oder neuer Plagen
— gleichviel. — Dort, Freund, dort laſſe mich allein

zu fremden Siegen, fremden Niederlagen;
ich will nicht Himmel, will nicht Hölle ſchauen,
von Menſchenangſt in Menſchenkindertagen

geboren zwiſchen Hoffnung und dem Grauen,
und nichts von einem menſcherſchaffnen Gott:
Dem Unbekannten ſollſt du mich vertrauen,

und wenn es ſchrecklich iſt, ſo iſt es ſchön, o Tod.

Ein Katalog*/ von Moritz Heimann

Eben wo dieses Heft vor die Leser kommt, besteht der Verlag, der es herausgibt, fünfundzwanzig Jahre. Er hat zur Feier einen Katalog erscheinen lassen, der von diesem seinem und nicht nur seinem Vierteljahrhundert ein abgekürztes Bild, bald flüchtig angedeutet, bald ausführlicher geben soll, einen stattlichen Band von siebenundzwanzig Bogen, den ich hier anzuzeigen unternommen habe. Aber indem ich in dem Buch nur blättere und zufällig Brahms Brief an Fischer lese, der in die Anfänge des Unternehmens zurückführt, fühle ich das ohnehin nicht sehr festsitzende Amtsgewand des Schriftstellers von mir fallen und werde wieder zum „Kinde", zum Leser; zu dem Leser, der ich damals war. Die süße Pein der Erinnerung — es gibt einen blitzschnellen Moment, in welchem selbst Zahnschmerzen Lust sind — schiebt mich innerlich auseinander. Ich gehe wieder im Herbstregen durch die Straßen von Berlin, und vorm Oranienburger Tor, gerade bei dem Portal der Borsigschen Fabriken, wird mir ein Heft in die Hand gedrückt. Im Wirtshaus schlug ich es auf und da Dramatisches, schon weil das Unerwartetste in einem Geschenk der Straße, am stärksten anzog, begann ich zu lesen: Das Friedensfest, eine Familienkatastrophe von Gerhart Hauptmann. Schwer zu sagen, was da vorging. Ich verstand nichts von dem Stück, weder von seiner Form, noch von seinem Inhalt, ja, ich setzte mich darüber hinweg, und wußte doch mit einer grenzenlosen, grenzensprengenden Gewißheit, daß ich in einer Schicksalsstunde stand, eine Hingebung sich entschied und ein fast hingeworfenes Leben sich aufrichtete. Ja, eine Krisis begann, und da es erst 22 Jahre her und Hoffnung bei den Lebendigen ist, so mag sie wohl noch sich zu Ende wirken. Als darnach zu jenem grauen Hefte, dem ersten der „freien Bühne für modernes Leben", grünes Geschwister Woche für Woche zu mir ins Dorf und seine Abgeschiedenheit kam, die wahrlich größer war als ich sie mir heute in den fünf Erdteilen auch nur träumen kann, da war ich, wie sich denken läßt, eine eigentümliche Sorte von Leser. Nicht von der Art der Gutsbesitzerseheleute, von denen mir Rittner erzählt hat — denn gehört er nicht auch dazu? — die sich im Winter um fünf Uhr abends ein jedes in sein Bett legten, ein jedes eine Lampe sich ans Kopfende zogen und stunden-, stundenlang lasen, von Shakespeare bis zum Schauerroman, womit immer Buchhändler und Leihbibliothek ihnen den schrecklichen Hunger nach jenem Leben stillten. Meine war eher die Art des Maria Wuz, der kein Geld hatte und sich die Bücher, deren

* Das 25. Jahr. S. Fischer, Verlag, Berlin 1886—1911.

Titel im Leipziger Herbſtmeßkatalog ihn aufregten und die er doch nicht kaufen konnte, ſelber ſchrieb. Es paſſierten ihm dabei bedenkliche Mißverſtändniſſe, und er ſchrieb ſich einmal ſogar was Gynäkologiſches — welch ein Zug! — wo ſeine Vorlage ſich mit dünner Metaphyſik befaßte. Ich machte es nicht beſſer und philoſophierte mir aus Aufſätzen, die nicht immer aus erſter und manchmal wohl gar aus ſiebenter Hand waren, einen Tolſtoj, einen Nietzſche, einen Taine zuſammen, die den Urbildern glichen wie ihre Schatten und auch ſo wechſelten, vom Nichts zum Rieſenmäßigen.

Kam aber dann ein Heft, ſo wurde nach echter Leſerluſt, die die Redakteure noch beſſer in acht nehmen ſollten, trotz aller Verlockungen der Leitartikel und des Romans oder Dramas, doch zuerſt das Kleinzeug geleſen, die Ankündigungen, daß Gerhart Hauptmann ein neues Stück „Das Wunderkind" geſchrieben habe, oder die Invektiven, wenn Bahr den Harden abkanzelte, weil er nicht wußte, daß der Miſtral, „wie die Biſe der Genfer", ein kalter Wind ſei, oder die kleinen definitiven Entſcheidungen mit der Unterſchrift O. B. Dieſer Leſer iſt es, der den Katalog hier und dort aufſchlägt und von geſetzter Lektüre gar noch durch Bilder ſich wegverführt ſieht — 124 Porträts, vom weißbärtigen Ibſen, in deſſen Geſicht dieſes Mal nicht wie ſonſt ein ſchwerer Zorn nur durch Verachtung gemeiſtert wird, ſondern des Alters Gleichgültigkeit begann, bis zum Jüngling Benjamin, der durch ſein Erſtlingsdrama in dieſem preußiſchen Preußen das Einjährigenzeugnis gewann. Damals hatte ich noch keinen lebendigen Schriftſteller mit Augen geſehen, und über jedem vorgeſtellten Haupte ſchimmerte eine Krone. Heute, wo mir mancher dieſer Köpfe perſönlich ſo wohl vertraut iſt, daß ich ſogar ſeine mehreren Geſichter kenne, ſehe ich keine Kronen; aber einſtmals, da die Geſchichte nur die Wahl hat, zu lügen oder zu dichten, werden ſie wieder leuchten.

Von der Hälfte der Porträtierten, Lebendigen wie Toten, bringt der Katalog, was er literariſche Beiträge nennt; darunter manches Stück auch von literarhiſtoriſchem Reiz. Zum Beiſpiel die Schlußſzene der Griſelda — keine Variante etwa oder kaſſierter Entwurf, ſondern die wirkliche und wahrhaftige, einzig berechtigte Schlußſzene, die im Buch und auf der Bühne weggelaſſen wurde: Markgraf Ulrich von Saluzza als rettungsloſer Ehemann und Kindervater, ſehr viel glücklicher geworden, doch ein wenig zyniſch, ein wenig fiebrig reſigniert, von dem Söhnlein im Haus an die Wand gedrückt — womit der Ring des entzückenden Dramas ſich überhaupt erſt ſchließt. Und von Ibſen Verſe, jene im Nachlaß Björnſons gefundenen, der als Redakteur ihre Veröffentlichung hinderte, eben wegen der Eigenſchaften, die ſie uns heute koſtbar und ihren Verfaſſer liebenswürdig machen: wegen des ſchneidenden Hohnes, wegen der zur äußerſten Ungeduld gewordenen Verachtung, mit der ein Mythiſcher menſchlich wird, indem er einen literariſchen

Gegner von der Wanzensorte niederschlägt. Armer H. O. Blom! Ibsens Gedicht würde ihn unsterblich machen, wenn nicht seine eigenen Verszeilen es schon vermöchten:

„Doch ich bin H. Ö. Blom, das ist die Sache!
Und du bist Henrik Ibsen — weiter nichts!"

Es scheint fast eine Rache des Geschickes, die mehr Verse in diesen Katalog gestreut hat, als die „Neue Rundschau" in allen ihren Jahrgängen enthält. Indem der Leser den Zug wohl auf- und abläuft, stößt er aber auf Namen, die ihn das Buch wieder sinken und wieder die Erinnerung stärker sein lassen als der Augenblick ist. Ein Rundschauheft mit fünf Gedichten von Richard Dehmel, in lateinischem Druck: „Es dunkelt schon! komm, geh nach Haus —" so unvergeßlich bange und vertraut, wie der Herbstabend hier auf den Feldern bei dichtverhängtem Himmel, wenn in der Viertelstunde nach Sonnenuntergang der Sand, die Wege und die entfärbten Gräser auf zwei Minuten, unsagbar von wo und von was, zu glühen beginnen, ausatmen und darnach grauschwarz als Schlacke schwer daliegen. Das war schon in der Zeit der blauen Hefte; es kommen schon die ersten Nachrichten aus Wien; die erste Kritik Kerrs, scharf und phantastisch wie Blätterschatten im Licht der Bogenlampen; die ersten Arbeiten von Freunden, das Wesen des Gedruckten verändernd; — von noch früher aber, aus der Zeit der grünen Hefte wird eine rätselhafte Figur sichtbar, ein fester, wohlgewachsener, schwarzbärtiger Mann, der doch kaum höher ist als ein Zwerg, von seiner Leidenschaft in Sturzbächen und Wasserfällen zu baden erzählt und mir durch die Jahrzehnte nicht verwischte Verse von Leopardi zuruft: assai palpitasti; — er lebt in einer Novelle, die den Titel „Orgie" und zum Verfasser Emil Strauß hat.

Aber nun ist es leider mit der Erinnerung vorbei, und indem ich mich der Gegenwart zuwende, bin ich sogleich, wie natürlich, oppositionell. Dieses frühe und keineswegs schwäbische Auftreten Straußens genügt mir, um in Doktor Eloessers Einleitung zu dem Katalog über die letzten fünfundzwanzig Jahre die Summe anders gezogen zu finden, als ich sie ziehe; auch wenn ich meine zufällige Kenntnis ausschalte, daß schon anno 87 Strauß zusammen mit Marschalk, der auch dazu gehört, einen gewissen, in Erkner lebenden Dichter aufsuchte, von dem ein „Bahnwärter Thiel" in Conrads Gesellschaft erschienen war; auch und gerade wenn ich mich freue, daß Eloesser weniger die Geschichte unserer letzten Literatur, als sein Erleben dieser Geschichte darstellen wollte. Ein Erleben freilich, in welchem Dehmel kein Kapitel bildet. Aber Erlebnisse sind, als Tatsachen, immer dankenswert zu hören, nur daß es gut ist, sie durch andere zu korrigieren.

Denn eine echte und fruchtbare Geschichte dieser Zeit ist von keinem zu erwarten; da wir eine echte und fruchtbare Geschichte des deutschen Geistes

noch nicht besitzen, — vielleicht nie besitzen werden, weil denen, die sie schreiben, die Dinge nicht, zumindest nicht in der gleichen Akzentuation, wichtig sind, die den Dichtern wichtig sind. Wir haben keine prophetische Untersuchung der Inselbrücken, die von untergegangenen Kontinenten der deutschen Geistesentwicklung zwischen den stehengebliebenen übriggeblieben sind, und müssen darum entweder ins Vage und Willkürliche abirren oder von Fall zu Fall rücken, wo wir es denn finden, wie Goethe es bei seinem Eintritt in Leipzig fand: „Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch."

Zu dieser Verborgenheit unserer deutschen Zusammenhänge gehört es, daß die Literatur immer ein Abseits war. Sie hat nie die sichtbare Geschichte der Nation geschrieben, es sei denn in deutungsbedürftigen Chiffern. Das mag man beklagen; aber es wäre auch zu denken, daß man es rühmen könnte und als Gewähr für die Souveränität des Geistes nähme. Auch heute ist man vielfach dabei es zu beklagen, und in dem Kataloge finden sich Stimmen, die von der Literatur einen unmittelbareren Lebens- und Tagesdienst so sehr erhoffen, daß sie ihn schon beginnen glauben. Aber das ist ein Irrtum; zum Glück; es ist das alte Mißverständnis zwischen dem Journalismus in vielerlei Gestalten und der Kunst. Was aber die Menschheit an sich selbst arbeitet und schafft, wenn sie Kunst macht, davon einen hohen, stolzen und ermutigenden Begriff zu geben, ist das Verdienst eines Aufsatzes von Strauß, den der Katalog unter der Überschrift „Buch und Roman" enthält.

Ich bin mir trotz der persönlichen Anteilnahme bewußt, daß ich mich zu Erwägungen dieser Art nicht künstlich gezwungen habe. Es handelt sich um das Jubiläum eines Verlags, und daß es sich dabei um einen großen Teil derjenigen neuen Literatur handelt, die Geschichte werden wird, macht seine Bedeutung, seinen Ruhm und seine Verantwortlichkeit aus. Der Katalog selbst, als Bekundung eines Unternehmens, welches arbeitet, hat in dankenswerter Weise vermieden, ins Allgemeine zu gehn, und sich in einem von den literarischen Beiträgen gesonderten Abschnitt mit dem Objekt der Arbeit, dem Buch, beschäftigt. Es stehen da Aufsätze zusammen, die das Buch in seinen verschiedenen Funktionen ansehen. Von dem Leser, der es empfängt, — wie er ist, in den Spielarten der Oberflächlichkeit, — und wie er sein sollte, — die zwei gegensätzlichen Eigenschaften, Reife und Unschuld, vereinigend, — spricht Wassermann. Aber bevor der Leser es liest, ist es schon da, ein Gegenstand, Papier, bedruckt und von einem Einband geschützt. In dieser Eigenschaft hat es unmittelbar an einer andern Entwicklung, der der Kunst, teilgenommen; in welcher Art, erzählt uns, mit der Feder so geistreich wie mit dem Stift, E. R. Weiß. Es ist ein erfreuliches Kapitel darum, weil die Verwahrlosung auf diesem Gebiete am tüchtigsten überwunden worden ist. Weiß hat die ersten krampfhaften Versuche zur Besse-

rung, die allmähliche Läuterung des Geschmackes und die schließliche Gewinnung von gültigen Resultaten in der vordersten Reihe so intensiv miterlebt, daß auch seine Darstellung noch von Lust zu neuen Taten schwingt.

Dieses Buch nun, empfangen, betrachtet, gelesen, verhält es sich nicht zur Kunst wie die Kunst zum Leben, vereinfachend, fälschend, verewigend? Mumien der Phantasie nennt Dehmel die Bücher und gesteht, daß er zuweilen mit Grauen und Abscheu auf die seinigen blicke. Und in der Tat muß ja das Buch als Form der Veröffentlichung dem ursprünglichen Denken der Dichter widerstreiten, und durch diesen Widerstreit im Laufe der Zeiten es verändert, das heißt ihm Stilgesetze aufgedrängt haben. Es wäre möglich, daß das Buch die Szene des Dramatikers gezwungen habe, weniger abstrakt zu sein, und das kann ihr zu ebensoviel Schaden wie Gewinn gereicht haben. Der Rhythmus des stummen Lyrikers muß ein anderer geworden sein als der des singenden war. Und der Epiker, der seine Märchen nicht mehr einer Zuhörerschaft vorträgt, konnte sich verführen lassen, auf eine weniger einfache und weniger präzise Phantasie zu rechnen.

Daß in der Tat über diese Dinge der Katalog uns Erfahrungen und Gedanken von Dichtern mitteilt, scheint mir darum wertvoll, weil die Anregung vielleicht weiter wirkt und hilft, den Begriff des Stils aus der Umschnürung durch Phrasen und Velleitäten zu befreien. Es würde also gelten, Gesetze des Stils aus der Form der Publizität des Kunstwerks herzuleiten. Zwar Emil Strauß rennt das Problem über den Haufen, indem er als erstes Buch kühn das menschliche Gehirn anspricht, die Erscheinung der Kunst im Riesenumriß zeichnet und davor die Stummheit der gedruckten Zeichen, als zu geringe Not, verschwinden läßt. Anders als der Epiker stellt sich der Dramatiker, dessen Schöpfung heute noch ebenso wie zur Zeit der Griechen in der ihr zugeborenen Form auflebt, szenisch. Aber die Szene verschiebt wiederum die Vision so sehr, daß diese des Buches, nicht nur zur Vermittelung von Theater zu Theater, sondern zur Vermittelung des Kunstwerks an den Empfänger, nicht entbehren kann. Und ein Dichter wie Hauptmann, mit dieser extrem dinglichen und ausführlichen Phantasie, die ihm auferlegt, Lebenskomplexe mit allen sich kreuzenden Beziehungen darzustellen, hätte uns wohl manches sagen können, was das Buch ihm schuldig ist und was er dem Buch. Leider verhinderten ihn Umstände, es zu thun, wie er geplant. Am schärfsten faßt Dehmel das alles zusammen. Wir haben ihn öffentlich rezitieren hören, und es läßt sich denken, daß gedruckte Gedichte ihm nicht anders erscheinen als jene Rosen von Jericho, die man ins Wasser werfen muß, daß sie sich entfalten. Bücher sind ihm „wie spiritistische Medien; wer sie nicht richtig zu fragen versteht, dem antworten sie falsch oder gar nicht... Jener afrikanische Wilde, der einen Missionar aus der Bibel vorlesen hörte, sich dann das Buch an die Ohren hielt und es ungläubig wegwarf, weil

es ihm nichts ſagte, der ſteckt noch in jedem gebildetſten Leſer.“ Dehmel geſteht ein, das ſelbſt erfahren zu haben, als ihm Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx“ nicht aus einer Einheit zuſammenklang und dadurch gänzlich ſich verſagte, bis ihm der Dichter das Werk in ſeinem, in einem Rhythmus vorlas. In dem aufgedrungenen Bemühen der Dichter, immer geahnte, immer gefürchtete Mißverſtändniſſe von vornherein unmöglich zu machen, ſieht Dehmel die Gefahr, die das Buch für die Poeſie birgt; es zwingt ſie zur Überladung, zur Verdeutlichung, zur Proſa. Und er meint, daß öffentliches Vorleſen den Dichtern nicht nur helfen könnte, ihrem Publikum verſtändlicher zu ſein, ſondern auch, ſich der barocken Entartung und Aufdringlichkeit zu erwehren.

„Das Buch wird drum doch ſeinen Wunderwert als ſpiritiſtiſches Medium behalten . . .“ ſagt er zum Schluß. Und, fügen wir hinzu, es wird immer doch abergläubiſcher, wörtlicher genommen werden, als es gegeben wurde. Es hat ſo viel zu erſetzen. Jenes Ehepaar, von dem ich oben ſprach, und jener Maria Wuz leben an vielen Orten, als Gutsbeſitzer in Schleſien, als vergnügtes Schulmeiſterlein in Auenthal, als Landarzt und Erzieherin, als Reiſender in Afrika und vielerlei Geſtalt in Krankenſtuben, Gefängniſſen und unglücklichen Verbindungen. Stellt man ſich das vor, ſo ſieht man auf die Leihbibliotheken, elegante und modernde, und die Buchhändlerläden bis zu denen mit den Schaufenſtern, wo Thorwaldſens Morgen und Thorwaldſens Abend, ein Hausſegen, Abziehbilderbogen und zehn Reklamhefte ſtill nebeneinander kümmern; heute ſtecken wohl ein paar Sherlock-Holmesbändchen dazwiſchen. Vom Buchhandel erzählt uns Fiſcher, der Verleger, als Herausgeber des Katalogs, in einem Aufſatz; von ſeiner, nur Deutſchland eigentümlichen Verfaſſung, die in altväteriſchen Formen ſich ſelber bindend und behindernd, doch die beſte ſei, Freiheit und Reichtum der literariſchen Produktion und Konſumtion zu gewährleiſten. Der Verleger will ſie darum, trotz ihrer inmitten einer ſich induſtrialiſierenden Welt ſchwachen ökonomiſchen Lage, erhalten wiſſen; der unternehmende Mann ſchaut nach neuen, die alten nicht erdrückenden, doch ergänzenden Formen aus; als deren eine er das billige Buch mit Einheitspreis und gleichmäßigem Ausſehen zu pflegen empfiehlt und ſelber vorhat. Von dieſen Dingen und wie ſie auch die Literatur angehen, ſpricht er: von einigen andern ſpricht er nicht. Zum Beiſpiel nicht von dem unfreiwilligen Mäzenatentum der erfolgreichen Autoren, das durch das freiwillige des Verlegers zur Quelle wird. Aber das können wir aus der Bibliographie leſen und aus den 124 Porträts, wo zwiſchen die Patriarchen und geſtandenen Männer Jugend, immer wieder Jugend ſich miſcht.

Frauenhochschulen/ von Lucia Dora Frost

Nach dem Sieg über die deutschen Regierungen ist die Frauenbewegung in die Gründerzeit eingetreten. Frauenzeitschriften, Frauenzeitungen, Frauenverlage springen ins Dasein; die Vereins-, Verbands- und Parteigründung gedeiht aufs üppigste; und ein beinahe wucherndes Leben herrscht auf dem alten Felde der Bildungs- und Ausbildungsinstitute. Und da bei der großen Aussiebung, die bekanntlich auf die Gründungsjahre folgt, die ungenauen bloßen Stimmungsgründungen verschwinden werden, so hört man scharf darauf hin, welche Richtung dieser Bewegung die zukunft- und ertragreichste ist; man sinnt, worauf man seine Unternehmungen oder seinen Lebenslauf gründen kann. man äugt, wo man Vorbilder, wo Anschluß zu suchen hat, und prüft, auf wessen Prognose man sich verlassen kann. Und man findet: die Richtung, die sich lohnt, ist die ins Weiblich-Soziale. Sie eröffnet ein Gebiet, das sich nach Umfang und Höhe entwickeln läßt. Das große Feld der eigentlichen Frauenangelegenheiten gleicht in seiner Bindung an die Familie jetzt einer Kolonie mit einer primitiv wirtschaftenden, aber entwicklungsfähigen und gutwilligen Bevölkerung. Heben wir sie auf eine rationelle Betriebshöhe, so baut sich die Organisation so hoch wie die Organisation der Männerarbeit. Wenn wir in absehbarer Zeit in Ministerien, in Provinzialverwaltungen und Magistraten, auf Lehrstühlen und Direktionssesseln sitzen wollen, so müssen wir die spezifisch-weiblichen Angelegenheiten entwickeln. Unter den beiden Parolen „spezifisch-weibliche Berufe" und „sozialpolitische Arbeit" werden wir diese Pyramide von Berufen aufrichten. Der Vorzug dieses Bauwerks ist, daß sich Umfang und Höhe gegenseitig bedingen.

Für den Umfang des Grundrisses glaubt man nicht sorgen zu brauchen. Hier hat man ein schönes Vertrauen auf die „Entwicklung"; die mit grausamer Notwendigkeit, unabwendbar und unwiderstehlich, die Not steigern und die Familie auflösen werde. Dagegen findet man es nötig, die Entwicklung in die Höhe ein wenig zu stoßen und zu stützen. Denn es steht zu befürchten, daß trotz Universitätsstudium die eigentliche Leitung, die führende Stellung den Männern zufallen werde. Die gleiche Bildung garantiert keineswegs gleiche Berufsstellung. Die Frau bleibt im Hintergrund. Nicht offene Gleichberechtigung ist der Frauenbewegung nötig, wenn sie in gleiche Höhe kommen will (denn Gleichberechtigung ist Konkurrenz, Unterliegen, Niederlage), sondern gerade Sonderung, Sicherung gegen männliche Rivalität und Ingerenz. Man braucht den Ausschluß der Männer von den weiblichen Berufsgebieten; und man braucht dazu Hochschulen, die ihnen nicht zugänglich sind, Hochschulen nur für Frauen. Es gilt, eine Art Monroe-Doktrin zu proklamieren: die Frauenangelegenheiten den Frauen!

Dem Ausbau in die Breite wird die Hochschule auf jeden Fall dienen; ob sie auch die Höhenentwicklung unterstützt, wird davon abhängen, ob die Frauen-

rechtsbewegung sich entschließt, den Weg nach oben zu forcieren. Es gehört aber keine besonders tiefe Einsicht dazu, um vorauszusehen, daß diese Wendung in den nächsten Jahren allgemein aufgenommen werden muß. Man wird notgedrungen den Kampf von dem Felde der Leistung auf das der Herrschaft tragen. Heute hat man alles auf Gleichheit der Berufs-, Werk- und Fachleistung gestellt. Da aber darin eine Niederlage bevorsteht (denn in der Leistung besteht keine Aussicht auf Gleichheit), wird die Bewegung ihren Anspruch auf Lenkung und Wertung übertragen. Nach der heutigen Meinung ist die Lösung der Berufsfrage die Voraussetzung der politischen Gleichberechtigung. In ein paar Jahren wird man einsehen: bevor nicht alle Verhältnisse aufs Weibliche reduziert sind, bevor nicht die Welt aufgehört hat, männlich zu sein, wird sich der Druck dieser Tatsache bis in alle Berufe, Leistungen und Wertungen fortsetzen; die Gleichberechtigung im Beruf kann daher erst durch Erledigung der politischen Frage eintreten; man wird also den Beweis der Ebenbürtigkeit für eine Machtfrage erklären, für eine Frage der Herrschaft, der praktischen, sichtbaren Umwertung. Das sind ja die beiden Meinungen, zwischen denen zu pendeln der Frauenbewegung beschieden ist (nicht gerade folgenlose Meinungen, aber keine erfolgreichen). Da nun das Fiasko im Anspruch auf Gleichheit in der Berufsarbeit gründlich vorbereitet ist, so muß man sich auf die Wendung ins Politische gefaßt machen. In den dann nötigen Manövern wird die Konzentration auf ein bestimmtes Berufsgebiet eine große Rolle spielen und damit auch die Hochschule für spezifisch weibliche Berufe. Sie ist die Vorbereitung eines Flügelangriffs auf die herrschende Stellung; statt des zerstreuten Angriffs auf der ganzen Linie der Leistung, den die Rechtlerinnen von gestern angesetzt haben.

Das ist die eine Möglichkeit für die Entwicklung der Frauenhochschulen. Merkwürdig und kennzeichnend für die sonderbare Situation ist nun die Tatsache, daß eine Gegenbewegung, die bewußt auf Rechtlerei verzichtet und nur auf den natürlichen Grundlagen und nach den gegebenen Umständen bauen wollte, heute gleichfalls eine Frauenhochschule fordern müßte. Man könnte diese Akademie, wie jetzt eine in Leipzig gegründet worden ist, nicht nur aus ganz entgegengesetzten Absichten entstanden denken, sondern auch eine ganz andere, eine segensreiche Entwicklung annehmen, unter der Voraussetzung, daß die Ansprüche der Rechtlerei beschränkt oder überhaupt abgelehnt würden. Dann nämlich findet man, daß für die Frauenberufsfrage drei einfache Grundsätze bestehen: die Schule muß der weiblichen Leiblichkeit entsprechend milde sein; es sind zweitens solche Berufe zu wählen, die eine Ausbildung für alle Fälle ermöglichen, die nicht anspruchsvoll sind und sich auch noch von der Mutter und Frau verwerten lassen; und schließlich müssen die Frauenberufe auch auf schwächer Konstituierte eingerichtet sein, weil ja die physiologisch Stärkeren nach sozialer Wünschbarkeit der Generation dienen sollen. Als Folge aus diesen drei Sätzen: für die Frauen-

berufe sind ganz andere, ganz entgegengesetzte Bedingungen vorhanden als für Männerberufe, die auf Auswahl und Förderung der Tüchtigsten beruhen; deshalb müssen Männer- und Frauenberufe getrennt werden nach Ausbildung, Verwertung und Bewertung. Zu diesen natürlichen Grundlagen kommen leider unnatürliche Verhältnisse; denn die neue Frauenpolitik hat diese Grundsätze verleugnet und zur Konkurrenz mit den männlichen Berufen ermuntert, sogar gezwungen. Ein der Frauenwelt nicht schädlicher Weg, der sich mehr in der sanften Steigung unseres Lebenslaufes bewegt und in undramatischen Wendungen, besteht freilich noch (im Lyceum). Nur ist dieser Weg jetzt nicht konkurrenzfähig, weil er nicht in dieselbe Höhe führt. Man muß ihn also, um ihn annehmbar zu machen, zunächst weiter führen, so daß beide Äste der Frauenbildung einen ähnlichen Höhenaufbau haben, und neben dem harten Dreiklang: Mädchenschule — Studienanstalt — Universität ein ebenso vollständiger weiblicher Akkord besteht: Mädchenschule — Lyceum — Hochschule für Frauen.

Aber auch in diesem Fall muß die Hochschule in der Gestaltung ihres Charakters sich nach der Universität orientieren, mit deren ungemeinem Ansehen, in Deutschland wenigstens, jede Frauenbildung rechnen muß. (Das läßt auch die Anlage der Leipziger Hochschule erkennen.) Die erste unumgängliche Forderung ist: die Hochschule darf keinen seminaristischen Charakter tragen, sie darf kein höheres, sozialpädagogisches Seminar sein. Denn der ausschlaggebende Grund für die Einführung des Studiums war gerade die Geringschätzung der seminaristischen Bildung. Sie galt nicht mehr für standesgemäß, für nicht „der Erziehung gemäß", wie das Kultusministerium es ausdrückte. Die Töchter der Hochschullehrer und die Regierungs- und Parlamentstöchter konnten sich diese Bildung nicht mehr zumuten lassen. Und warum galt diese Bildung für unmöglich? Weil sie rein zweckmäßig war, weil sie auf das Berufsziel zugeschnitten war, weil sie nichts Überrationelles enthielt. Die Oberlehrerin mit ihrer Seminarbildung war dem Oberlehrer an sachlicher Vorbereitung überlegen. Grade darum wurde sie gering geschätzt. Sie war nur Pädagogin, er war Philologe; er fühlte sich als Priester der Wissenschaft, sie war nur eine öffentliche Gouvernante. Was nur zweckmäßig ist, gilt als subaltern. Die Würde beginnt jenseits des Nützlichen. Deshalb muß verhindert werden, daß die Frauenhochschule als eine reine Zweckhochschule angesehen werden kann. Man muß sie ausstatten mit Dingen, die keinen Marktwert haben. Da die Anziehungskraft der Universität darauf beruht, daß sie den Ruf und das Ansehen einer Herrenhochschule hat, muß man das nachahmen und übertragen; man braucht eine Damenhochschule. Ohne Philosophie gilt in Deutschland nichts als ersten Ranges; also philosophische Vorlesungen an die Spitze, dann Ethik, Ästhetik, Frauenkulturgeschichte, überhaupt Geschichte, alles mit Zuspitzung auf die Gegenwart, und keine Lokalgrößen als Dozentinnen, sondern etwas Ganzes; in Leipzig wird man zum Beispiel versuchen, Ricarda Huch für

literarische Vorlesungen zu gewinnen; alles muß durchaus weiblich, aber gültig sein. Kindererziehung, Kinderpsychologie versteht sich von selbst, theoretisch und praktisch; ein Kindergarten ist heute obligat. Damit niemand sagen kann, die Frauenhochschule habe mit ernster Wissenschaft nichts zu tun, werden ihr drei Forschungsinstitute und ein Museum angegliedert; damit Berechtigung zu Berufen durch Besuch dieser Hochschule vorhanden ist, werden Studienkurse für das Lehramt an Lyzeen und Stellen von ähnlichem Rang eingerichtet. Sonst aber steht jeder Dame die Hochschule offen. In dieser Gestalt wird die Hochschule die im Lyzeum beibehaltene Richtung (weniger strenge Methode, weiblichere Materie) stärken, das Lyzeum selbst unterstützen, dem Abweg ins Studium Abbruch tun und die alten gesunden Grundsätze, Anpassung an die weibliche Natur und Kultur, Sonderung des weiblichen Berufswesens und Ausbildung für alle Fälle wieder zu Ehren gebracht haben. Die Hochschule kann der Universität gleichwertig sein, weil sie unvergleichbar ist; durch die Sympathie, die jede Frau, die nicht Rechtlerin ist, für dieses Institut haben muß, wird sie die Anziehungskraft ausgleichen, die das Universitätsstudium durch den Reiz des Übermäßigen besitzt. Sie wird nicht die gewinnen, die es berauscht, zu den „Wenigen", zu den „Besten" zu gehören und sich über das Geschlecht zu erheben, wohl aber alle, die das Richtige dem Übermäßigen vorziehen.

Diese beiden Entwicklungsmöglichkeiten für Frauenhochschulen bestehen. Wendet sich die Rechtlerei in der Enttäuschung über die mit dem Universitätsstudium erzielten Erfolge diesen Hochschulen zu, so werden sie sich zu Fachakademien ausbilden, die etwa analog der Kriegsakademie alles, was in das Gebiet der spezifischen Frauenangelegenheiten gehört, an sich ziehen und zur Vollendung ausbilden. Gelingt es aber, der Rechtlerei den Boden zu entziehen, so werden sie als Damenhochschulen dazu beitragen, den lebenswerten und lebensfähigen Typ der deutschen Dame auszubilden und zugleich die schwierige Aufgabe lösen helfen, einigermaßen annehmbare Berufsausbildung für diesen Typ zu schaffen. Welcher Richtung die Frauenhochschule in Wirklichkeit dienen wird (die Leipziger Gründung trägt beide Farben im Wappen), hängt nicht von der Absicht und dem Willen ihrer Gründer ab. Auch der das Deutsche Reich gründete, hat keinem imperialistischen Industriestaat ins Leben helfen wollen. Ebenso wird die neue Hochschule für Frauen das werden, was die gestaltenden Umstände und die Entwicklung unserer Frauenpolitik aus ihnen machen.

Vegetarismus/ von Carl Oppenheimer

Der Vegetarismus ist eine Massensuggestion, wie wir sie heute so vielfach haben. Für jede Idee, mag sie noch so absurd sein, finden sich immer eine Menge Anhänger, die dann bald fest überzeugt sind, damit nun den Stein der Weisen gefunden zu haben. Sie werben dann mit ihrem Geschrei wieder neue Tausende, der Fanatismus der Gläubigen stellt sich ein, und bald wird jeder, der es wagt, nicht zu den betreffenden „Anern" oder „Isten" zu gehören, je nach Temperament belächelt oder verflucht. Genau so steht es auch mit den Vegetariern, und genau wie bei allen anderen Sekten bilden sich wieder Untergruppen, die sich untereinander heftig befehden. Die Vegetarier zerfallen so in drei oder eigentlich nur in zwei Unterabteilungen. Denn die mildeste, die Abteilung der sogenannten Laktovegetarier, schwört nur das Fleisch ab, verzehrt aber neben Pflanzenkost Milch, Butter und Eier. Daß man damit auskommen kann, unterliegt keinem Zweifel; für Kinder ist eine derartige gemischte fleischlose Kost bis zu einem gewissen Alter zweifellos die richtige und auch die Erwachsenen kommen jedenfalls mit einem viel geringeren Fleischmaß aus, als die wohlhabenden Klassen in den Kulturländern zu konsumieren pflegen. Wir essen sogar sicherlich zu viel Fleisch. Dagegen läßt sich also eigentlich gar nichts einwenden, außer dem einen, was es für einen Sinn haben soll, sogar einen bescheidenen Fleischgenuß zu perhorreszieren. Es läuft darauf hinaus, daß auch diese, wie alle Vegetarier die Reizstoffe des Fleisches und die Harnsäure anklagen. Diese Halbvegetarier werden aber von den strengen Anhängern durchaus nicht für voll angesehen. Es folgt die zweite Gruppe, die reinen Pflanzenesser, die aber wenigstens ihre Kost noch zubereiten, die gekochte Gemüse, Pflanzenfette usw. verzehren. Sie bilden die Mehrzahl. Aber dann kommen erst die Unentwegten, die Rohkostler. Sie halten jeden menschlichen Eingriff an den natürlichen Produkten der Erde für eine Entweihung und eine Herabsetzung des inneren Wertes. Hier tritt der reine Fanatismus klar hervor, der bei den anderen immer noch etwas verschleiert ist. Hier spuken mystische Ideen von der Urkraft der Erde, die sich in ihren Früchten erhalten hat, und die der Koch zerstört. Natürlich ist versucht worden, auch diesen Dingen ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen: der Mensch soll als vom Affen herstammend ein Früchteesser sein. Die „Energie" der rohen Früchte soll durch Kochen „herabgemindert" werden, wobei die reichlich mißverstandenen Prinzipien der Thermodynamik, speziell der zweite Hauptsatz der Wärmetheorie, als schweres Geschütz aufgefahren werden.

Mit welcher Hartnäckigkeit Menschen an solchen Hirngespinsten festhalten, zeigt der klassische Fall eines älteren Mannes, Offiziers, den Caspari in Berlin auf seinen dringenden Wunsch hin im Versuch gehabt hat. Er war der positiven

Meinung, daß er mit ein paar Weintrauben per Tag müßte glänzend leben können: er wäre buchstäblich verhungert, wenn man ihn schließlich nicht ein kleines bißchen betrogen hätte. Seinen völligen Zusammenbruch hielt er für eine durchaus vorübergehende Erscheinung, die ihn nachher zu desto blühenderem Leben führen müßte.

Nun gibt es aber eine solche Menge von Leuten, die auf Pflanzenkost schwören, jede andere Ernährung für Unsinn erklären, daß die exakte Wissenschaft nicht mit einem Achselzucken an einer solchen Bewegung vorbeigehen konnte. Es waren auch noch andere Gründe, und gerade in neuerer Zeit, die zu einer genauen Vergleichung der gemischten und der reinen Pflanzenkost aufforderten. Erstens lernte man die Kostform anderer Völker besser kennen: man sah, daß ein so durchaus kräftiges und leistungsfähiges Volk wie die Japaner vorwiegend vegetarisch lebt. Völker, die rein vegetarisch leben, gibt es in Parenthese gesagt nicht: wenn sie es im allgemeinen tun, liegt das meist daran, das sie eben nichts anderes haben. Wenn sie aber etwas kriegen können, nehmen sie es mit größtem Vergnügen. Zweitens mehrten sich die Fälle, wo Ärzte entweder als überzeugte Vegetarier oder zu Versuchszwecken Kranken auf einige Zeit reine Pflanzenkost anrieten und damit in vielen Fällen wirkliche Erfolge erzielten. Das dritte aber, was die Frage akut machte, waren die geradezu beispiellosen und immer wiederholten Erfolge der Vegetarier bei sportlichen Wettkämpfen. So ging man denn mehrfach an eine genaue Untersuchung der Stoffwechselverhältnisse bei Vegetariern verschiedener Spielart heran, besonders auch im Hinblick darauf, ob tatsächlich die Pflanzenkost mehr zur Leistung großer Arbeitsmengen befähigt, als die gemischte.

Um es gleich vorweg zu nehmen, ist dabei nichts herausgekommen, was zugunsten der Pflanzenkost sprechen konnte. Im Gegenteil haben sich verschiedene Nachteile dieser Kostform gezeigt. Sie ist, soll das Nötige zur Erhaltung der Leistungsfähigkeit aufgenommen werden, ungemein voluminös, überladet Magen und Darm. Sie ist allzu gleichförmig: darunter leidet der Appetit und die Verdauung. Sie wird schlecht im Darm ausgenutzt, deshalb muß man wieder noch größere Quantitäten aufnehmen. Die massenhaft eingeführte Zellulose gärt im Darm und verursacht Störungen. Unser Darm ist eben kein Wiederkäuer- oder Pferdedarm, in dem sich besondere Vorkehrungen zur Aufschließung und Nutzbarmachung solcher gewaltigen schwer verdaulichen Nahrungsmengen finden. Die Hauptsache aber ist, daß es schwer wird, die nötige Menge Eiweiß einzuführen. Eine gewisse Menge dieses Lebensstoffes ist nun einmal unentbehrlich, mag diese geringste Menge auch schwankend sein. Nun enthalten die Pflanzenstoffe zum Teil sehr wenig Eiweiß; und selbst da, wo es reichlich vorkommt, wie bei den Hülsenfrüchten, liegt es fest eingeschlossen in harten Zellulosehüllen, die der menschliche Darm eben nur zum Teil aufschließen kann. So

sind denn die Eiweißverluste im Kot zumal bei den Rohkostlern ungeheure. Bei dem oben erwähnten Offizier wurde eine Zeit lang mehr Stickstoff im Darm ausgeschieden, als in der Nahrung enthalten war, er lebte also ausschließlich von seinem Körpereiweiß.

Natürlich haben die vernünftigeren Vegetarier alle diese Mängel selbst empfunden, und so haben sie sich Präparate aus fett- und eiweißreichen Pflanzen herstellen lassen, meist in Püreeform, die diese Mängel mit Ausnahme der Gleichförmigkeit und Geschmacklosigkeit allermeist vermeiden.

Aber selbst wenn man diese Verbesserungen außer acht läßt, so muß man ohne weiteres zugeben, daß sich der Körper an alles das gewöhnen kann. Man muß konstatieren, daß die reine Pflanzenkost durchaus imstande ist, ihren Mann zu ernähren und kräftig zu machen. Wir haben unter den vegetarischen Sportsleuten geradezu wundervoll entwickelte und kräftige Körper gefunden. Etwas Ernstliches oder Entscheidendes ist also *gegen* den Vegetarismus nicht auszusagen, wenn er auch wegen der erwähnten Unzuträglichkeiten durchaus nicht jedermanns Geschmack sein wird.

Doch das genügt natürlich den Vegetariern nicht, kann ihnen nicht genügen. Sie wollen hören, daß ihre Kostform die einzig wahre ist. Und dafür läßt sich im Experiment am Gesunden auch nicht der Schatten eines Beweises erbringen. Sie leistet im besten Falle dasselbe, was eine rationelle Mischkost leistet. Sie ist wahrscheinlich besser als ein exzessiver Genuß von Fleisch, aber sicher einer vernünftigen Mischkost höchstens gleichzustellen. Sie prädisponiert nicht im mindesten zu großen Muskelleistungen. Es hat sich das merkwürdige Resultat ergeben, daß zwei maximal trainierte Geher, ein Vegetarier mäßiger Observanz und ein Gemischtkostler mit ziemlich reichlichem Fleischverbrauch, die beide Enormes leisten konnten, für dieselbe Arbeit aufs Haar genau denselben Energieverbrauch zeigten.

Da ist also für die Unentwegten nichts zu wollen, wenn sie es auch natürlich nicht glauben. Fanatismus hat man noch nie mit Zahlen erschlagen. Die Leistungen der Leute sind anders einzuschätzen. Erstens mal sind psychische Ursachen im Spiele. Sie wollen siegen und deshalb siegen sie: das ist ja bei Fanatikern nichts Neues. Aber dazu kommt noch eins: sie sind *Abstinenten*. Und das ist wohl die Hauptsache. Die Rolle des Alkohols beim Sport ist heute klar: er ist ein Schädling erster Sorte. Und wer dauernd abstinent lebt, wird bei gleicher Veranlagung und gleichem Training eben die Preise holen.

Nun kommen aber die Vegetarier unter Anführung vegetarischer Ärzte mit positiven Gründen. Ihre Bewegung hat eben eine zwiefache Wurzel: eine ethisch-mystische, aus der der Fanatismus erblüht, auf die wir hier nicht eingehen können, und eine dilettierend physiologische. Natürlich sind die Theorien jeweilig etwas verschieden und im einzelnen schwer zu fassen, aber zwei Dinge

gehören doch zum eisernen Bestand: die heilsamen Krisen, das heißt die „Blutreinigung" und die Harnsäure. Die Idee, daß so manche unangenehmen Sachen, wie Darmkatarrhe, Furunkel, Geschwüre usw. dazu da sind, um das Blut von schädlichen Stoffen zu befreien, ist ja im Volke überall zu finden. Aderlaß und Purgierkuren spielen dabei eine große Rolle. Nun, die Sache kommt wohl im wesentlichen darauf hinaus, daß namentlich die neugewonnenen Jünger beim Übergang zur Pflanzenkost aus den oben genannten Gründen allerlei Unbehaglichkeiten oder Schlimmeres verspüren, das die neue Hoffnung leicht ertragen läßt. Gewöhnt sich dann der Körper an die neue Kostform, so hören diese Beschwerden auf, und es tritt Wohlbehagen ein, das nun nach dem Gesetz der Kontraste sehr intensiv empfunden wird. Andererseits ist gar keine Frage, daß unter Umständen bei Hypochondern infolge chronischer Verstopfung, wie deren zu Tausenden herumlaufen, die tüchtige Anfüllung des Darmes mit Gemüsen und Früchten nach zuerst heftigen Beschwerden später nach Überwindung der „Krise" wirkliche nachhaltige Erleichterung bringt. Natürlich hätten sie das bei einer weniger radikalen Änderung der Kostform auch haben können, aber der Mensch und besonders der Hypochonder ist eben mehr für das Radikale. An dieser Krisentheorie ist also nicht viel Erhebliches.

Viel schwerer zu widerlegen ist die Sache mit der Harnsäure. Seitdem der englische Arzt Haig in seinem Buch, das für alle Vegetarier maßgebend ist, die Entstehung größerer Menge von Harnsäure als Störenfried angeklagt und deshalb sowohl Fleisch als auch einige Samen usw. auf den Index gesetzt hat, kommt diese Angelegenheit nicht zur Ruhe. Harnsäure entsteht nun zwar nicht aus Fleischeiweiß, überhaupt nicht aus Eiweiß, sondern nur aus bestimmten Substanzen der Zellkerne, aber diese sind natürlich im Fleisch, vor allem aber im Blut, reichlich vorhanden. Nun ist die ganze Frage nach der Entstehung, Zerstörung und Bedeutung der Harnsäure im Körper wissenschaftlich noch lange nicht geklärt, und so können denn die vegetarischen Dilettanten schön im Trüben fischen. Sicherlich hat die Harnsäure irgend etwas mit Stoffwechselstörungen, vor allem der Gicht, zu tun, aber wie die Zusammenhänge sind, können wir nicht ersehen. Viel wichtiger noch scheinen die sogenannten Extraktivstoffe des Fleisches zu sein, die irgendwelche Reizwirkungen auf die Nerven und auch auf die Niere ausüben. Jedenfalls hat die praktische Medizin die fleischlose Diät in vielen Fällen als gut und notwendig erprobt, obzwar man auch dann gewöhnlich eher zur Milch übergeht (die auch weder Harnsäure noch Extraktivstoffe liefert), als zur Pflanzenkost. Hier liegt also ein Körnchen Wahrheit tief vergraben, aber das allein zum Feldgeschrei einer Bewegung zu machen, welche die ganze Ernährungsweise umstoßen soll, geht wahrlich nicht an. Seit Jahrtausenden lebt ein sehr großer Teil der Menschheit von gemischter Kost; Fleisch ist bei allen Naturvölkern ein so begehrter Artikel, daß man dort, wo keine größeren Tiere zu

erbeuten waren, zum Kannibalismus gegriffen hat. Wahrscheinlich übt Fleischnahrung gewisse Nervenreize aus, aber die sind wohl sehr nötig, wenn auch alle diese Dinge dem Experiment noch unzugänglich sind.

Zweifellos ist für den gesunden Menschen eine gemischte Kost die beste. Einschränkung des Fleischgenusses zugunsten frischer Gemüse und Früchte kann man nicht warm genug empfehlen. Für den Übergang zur reinen Pflanzenkost aber oder gar zur Rohkost gibt es keine erkennbaren Gründe. Wer die Überzeugung hat, daß es für ihn gut sei, der mag es probieren; jedenfalls muß man den Vegetariern das Recht abstreiten, die ganze Menschheit gewaltsam zu ihren unbeweisbaren Ansichten zu bekehren.

Gestalten und Erscheinungen/ von Felix Poppenberg

Gestalten und Erscheinungen sprachen aus Büchern in diesem Sommer zu mir. Voll schwingenderer Gegenwart und erfüllterer Nähe strömten sie sich aus, als in der gesammelten Studio-Einsamkeit des Zimmers. In der Tannenhecke auf dem Berge, in der Hängematte, las ich, umsummt von den huschenden Stimmen der Sommerstille, und die Atmosphäre dieser Bücher voll seltsam schillernder Gefühlsranken, sehnsüchtig sich verflechtend und zuckend quälerisch auseinanderstrebend, verdichtete sich zu Wirklichkeiten. Sie warf Abglanz auf Begegnungen flüchtig kurzer Tage und lockte dazu erlebte Situationen in den Gebilden der Dichter bereicherter widergespiegelt zu finden, und ein so beziehungsvolles gegenseitiges Durchdringen hob diese Bände aus der Zone des literarischen Rapports empor zu den Zellen persönlich leibhaftigen Genießens.

Und so denke ich nun an Manfred und Helena, Gregor und Maria Marleen, Mucki und Karen Sibelius, und an die Sechzehnjährigen der Dichterin Irene Forbes-Mosse, die Sechzehnjährigen Berberitzchen und Liselotte im Klein-Mädchenrock, doppelgängerisch vertraut.

Die Novellen von Irene Forbes-Mosse (Berberitzchen und andere) atmen in einem Klima, das verwandt ist den Sentiments-Pastellen des Grafen Keyserling mit ihrer melancholisch ironischen Grazie voll halber Zwischentöne, der feinfingrigen schlanken Rasse, der lässig vornehmen Haltung ererbter Kultur, den witternden Geschmacksnerven und der tief wissenden verstehenden Menschlichkeit hinter den weltlich eleganten Allüren, die seines Kummers Kleid und Zier.

Und diese Novellen lassen schicksalsvoller erklingen, was in einem frühen Liederbuch der Dichterin, in „Peregrinas Sommerabenden", durch zarte Traum-Spinnwebweisen zitterte: Somoff-Stimmungen im lieblich altmodischen Gartensaal voll welken Rosenduft und verschollener Frauenbildnisse im Puderhauch, und nach solchen mit dem Silberstift gestrichelten Vitrinen-

Bijoux das gebannte Fluidum von Wald und Wiese elementargeistig eingefangen:

Als die kleine Dovelill geboren ward
Schienen Baum und Stein und Gras zu singen,

und in allem ein leises Vergänglichkeitswehen, „früh gereift und zart und traurig" . . . vorübergleiten, verrinnen . . „il pleure dans mon coeur" . .

Die Ausflüge der Einbildung in Kleinmädchenköpfen voll kichernder Übermutsteufelei und flügelschlagenden Schwärmens schwirren tönend wie das Gesumme der Wespen und glitzern wie das Zittern der Sonnenstäubchen in verschlafener Mittagsstille. Der Weg des Todes dämmert voll letzter Scheine und Schimmer. Ein Junger, ein Feiner, ein Gezeichneter geht ihn und drängt in kurze Lebenszeit durstig alle Schönheit der Welt. Eine Elegie in Prosa ist das ohne Wehleidigkeit, eine moderne Paraphrase antiker Grabschriften voll stiller Gefaßtheit, wie sie jener Todgeweihte liebte. Sie wird in ihrer verborgenen Wehmut bunt und närrisch umspielt von den Komiken des Lebens, von schnurrig kautzigen Einfällen Fontanescher Junker-Originale aus der Stechlin-Gegend auf adligen Nestern mit alten Familienlandauern, deren Spritzleder wie eine Aalhaut glänzt, mit Horreur-Tanten, die zwischen Fürstengrüften und Stammbäumen „in leis gackernder Aufregung" schweben und als „Edelfrau und Christin" von Majestät sprechen „mit dem gewissen Augenaufschlag der Auserwählten aus Potsdam".

Ohne Wehleidigkeit ist die Novelle, ohne Posen. Und der letzte fremdartig verwunschene Sproß dieses Geschlechts, dessen erotische Mutter jung auf dem Friedhof von Montreux zur Ruhe gebracht wurde, wo der Tod seine Frühlingsernte aus allen Ländern der Erde in einem Garten voll Rosen und Glyzinen birgt, er, mit dem österreichischen Schmeichelnamen Mucki, ist kein Schöngeist und kein Schwärmler. Die leichten und selbstverständlichen Dandysmen des jungen Herrn vom Stande und der Charme seiner Gaminerie umgaukeln verhüllend sein verschämtes Gefühl, das vibrierend in allen Künsten schwingt.

Und das natürliche Element, in dem die Novelle ihre Kreise zieht und auf- und niedertaucht, wird der erlesene Geschmack und der Zusammenklang fein gearteter Menschlichkeit mit edlen künstlerischen Dingen.

Maurice de Guérins Zentaurendichtung voll wilder panischer Gewalt rollt dithyrambische Wellen; sie fluten durch die leisen Gespräche und entrücken Wirklichkeit in Traumsphäre. Abbilder frühgriechischer Plastik schauen aus dieser Gegenwartsgeschichte, und ich denke mir, daß Mucki die Chiotischen Mädchen der Akropolis mit dem Lionardolächeln und den bernsteingelben und pistaziengrünen Säumen der gerafften Marmorgewänder geliebt haben müßte, und den delphischen Knabenlenker im faltenreichen Bronzekleid um die schmalen Hüften und den rehbraunen Emailaugen im Antlitz voll Ruhe, Herrschaft und gespannter

Sicherheit und den olympiſchen Apollo, der voll Götterferne, unberührt, mit weiten Schickſalsblicken und der Gebärde über Raum und Zeit mitten im mörderiſchen Kampfchaos der Lapithen und Zentauren ragt.

Und Muſik ſchwingt, ein Mozartſches Andantino auf einem alten zittrigen Klavier, „traurig, behutſam, wie auf den Fußſpitzen, Lächeln, zarteſte Güte", und ein Beethovenſches Rondo mit dem „durchſichtigen Schmerz der Melodie ſchwebend über den wechſelnden Harmonien . . ."

Wenn die Muſik der Liebe Nahrung iſt . . .

Neigung, unausgeſprochen, blüht mit feinen Fühlfäden . . . Graublaue Augen voll der Weite nordiſcher Meere ſtreifen in flüchtiger Zärtlichkeit den Kranken. Aber das Mädchen, dem dieſe Augen gehören, Karen Sibelius mit ihren wechſelvollen Miſchungen und Möglichkeiten, halb kindlich in ihrer eckigen Grazie, den Elementen verwandt und ganz voll Evawiſſen und bis in die Fingerſpitzen Künſtlerin, geht den Weg ihres Dämons: jenem Rauſch nach, „als ob all die krauſen ſchwarzen Noten erſt in ihr den Lebensfunken empfingen, dann aber in beinahe ſchmerzhaft atemloſer Wonne unter ihren Händen zu leben und zu erobern anfingen, daß ſie ganz blaß wurde vor Seligkeit . . ."

Und da ſie den, der nun bald ſterben muß, zum letztenmal ſieht, iſt ſie, die Lebendige, ſchon weit fort von ihm.

Irene Forbes-Moſſe hat die Gabe, verſchwebende Gefühlsſtimmungen zwiſchen und unter den Worten durchklingen zu laſſen. Die Atmoſphäre der Situation bannt ſie und macht ihr ſeeliſches Licht durchſcheinend. Und mit ſehr leiſem Anſchlag, nicht in Worten kramend und nicht in Rührungsſaiten, ſchafft ſie Widerhall von Abſchiedsbitternis und Unwiderbringlichkeit . . . Und keine Totenbettſzene ſteht am Schluß, ſondern eine Lebensſzene. Britta, Muckis Schweſter, die Einfache, Unverwickelte, Aufrechte, die den Bruder und mehr noch verloren, wandert mit dem Onkel Grahnſted im Abendſchein über die Felder, „und die Saaten ſtanden alle gut."

Ein elementariſches naturhaftes Frauenweſen und ein Mann der Reflexion, der das Leben durch das Medium der Kunſt genießt, ſtehen ſich auch in Maria und Gregor Marleen gegenüber. Hans Reiſiger hat das Buch ihrer Gemeinſchaft geſchrieben! (Maria Marleen. Berlin, S. Fiſcher.) Ein Ehebuch durch den Ring der Jahreszeiten durchgeführt, mit der Skala der Luſt- und Unluſtkurven, ein baromètre spirituel, ein Seismograph, der unmerkliche Innenregungen ſicher regiſtriert: „ſind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft!"

Von Lyrik iſt auch dieſes Buch erfüllt; paniſch und dryadiſch lebt die Landſchaft und das blühende Geſpinſt der frühen Stunden voll Lebensgefühl und Glück des Daſeins, zwiſchen triefenden wilden Blumenbüſchen, iſt ein ſchimmerndes Gedicht.

Aber die Lyrik wirkt hier nur als schwingender Unterton für die psychologische Analyse. Hans Reisiger erkennt bewußt als sein Thema an, experimentell Gefühlschemie zu treiben, und Kristallisationen, Reaktionen, Modulationen der in der Retorte kohibierten Seelen auf den Blättern eines poetischen Journals in ihren Phasen festzuhalten. Ein Bildner voll Ausdruckskunst für alle états d'âme ist er, er weiß die Doppelbühne der Seelen mit dem Selbstbetrug der Vorstellungen zu belichten und hinter den Illusionen der Einbildung das verborgene Triebleben unter der Schwelle der Bewußtheit ahnen zu lassen. Voll heimlichster Erkenntnisse steckt das Buch und fesselt durch die verborgenen unterirdischen Schlingpfade, die es nachtwandlerisch hellseherisch führt. Aber es baut seine Menschlichkeiten nicht in Ganzheit erschaut auf; die Hellsichtigkeit erfaßt nur die Einzelzüge der Wesen und ihre Enthüllung in fruchtbaren Situationen, verzeichnet sie minutiös und setzt sie subtil zu psychologischen Mosaiken in der Fläche zusammen. Und so begibt es sich, daß, während die ersten beiden Etappen dieses Eheprotokolls — erstens die Zweisamkeit von Mann und Frau, zweitens die Zersetzung und Spaltung — noch die Blutfarbe sinnlicher Existenz tragen, die dritte Etappe, die Wiedervereinigung der Zwei, ohne lebendigen Odem, nur als mystisches Schattenspiel erscheint.

Und man möchte klagen um Maria, daß sie nun so als ein Phantom und Idol unter den Händen entschwindet, und war doch anfangs sehr wesenhaft und nah, „im stillen Busch in Luft und Wasser webend" . . .

In den ersten idyllischen Sätzen dieser später so verwickelten Nervensymphonie hallt ein tönender Einklang zwischen dem noch unbewußten Kind-Weib und allen Stimmen von Wald und Feld, verschwistert und hingegeben, ganz eratmend in Morgenblütenträumen. Und innig fühlbar ist die innere Sphäre dieses Menschenkindes gebannt, das noch gedankenunbelastet lebt, das nicht ausdenkt, sondern instinktiv in sicherem Gefühle ruht, und in dem die schwankenden Empfindungen noch undeutlich wie Licht und Schatten gleitend wechseln.

Dieser Seele wird Ansteckung, Gift, Verwirrung bereitet, und die Retorte, in der sich die chemische Zersetzung vollzieht, ist die müßige, empfänglichkeitsträchtige Einsamkeit, in der sie ihre erste Ehezeit mit ihrem Mann verbringt. Gregor Marleen, der ein Lebenskünstler scheint, aber nur ein labiler Lebensdilettant ist, der die Dinge zerdenkt und sie dann mit trügerisch bunten Imaginationsfäden kunstgewerblich wieder zusammenstickt, glaubt der großen Reisen und des Eitelkeitsmarktes satt zu sein und denkt es sich, in der leichten Müdigkeit seiner vielfältigen Erfahrung verlockend, sein eingefangenes Glück in „Einfalt und Stille" zu bergen. Dies Klima, das der Frau gemäß, entwickelt in ihm aber alle schlimmen Gedankenmächte. Die geheime Unrast seines Wesens, das Hineinsinnen in sich selbst, der quälerische Zweifel, ob diese Jungmädchen-Frau an seiner Seite ihm nun wirklich ganz gehört, die böse Lust, in fremdes Seelen-

land eindringen zu wollen, das peinigende Wissen um gegenseitige Fremdheit und unvereinbare Zweiheit, die „Trostlosigkeit erreichten Dauerzustandes", das alles ballt sich zu unheimlichem Gewölk zusammen . . . „Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll" . . .

Mit großer psychologischer Kunst stellt Reisiger jetzt dar, wie das Empfindungsunkraut zu wuchern beginnt und die anima candida Marias umstrickt, wie Maria meteorologisch empfindlich auf diese Wetterzeichen mit den Instinkten reagieren muß und wie sie anfangs doppelt leidet, da ihr noch erfahrungsloses Bewußtsein sich nicht mit den Erscheinungen verstandesmäßig auseinandersetzen kann. Ohne äußeres Geschehnis, ohne daß ein Zwiespaltswort gesprochen ist, klafft eines Tages ein Abgrund zwischen zwei Menschen. Feindseligkeit, Gehässigkeit, die ganze Hölle wird entfesselt; Leere gähnt dann zwischen freudlosen Schemen, und manchesmal wieder steigt aus Erinnerung weiche Sehnsucht des Zueinandertastens und Heimfindens auf; arme Seelen suchen sich irrend im Dunkel, schrecken doch zurück voreinander und dulden die Marter ihrer eigenen der Hingabe widerstrebenden Hemmungen. Und die einsamen, innerlich meilenweit Getrennten werden angefochten von kranken Schwarmvorstellungen phantastischer Leidenschaften, um die sie sich betrogen wähnen; gespenstisches Inkubus und Succubustreiben sucht sie heim, Buhlschaft und Ehebruch in Gedanken peitscht ihre Einbildung. Dies Durcheinanderquellen seelischer Strömungen wird in gläserner Dunkelheit phosphoreszierend sichtbar gemacht.

Weit auseinander bringt der Dichter seine Menschen, daß man meint, sie könnten gemeinsame Lebensform niemals mehr ertragen. Und gerade, da ein jeder von beiden in einsamem Sinnen über das einzige Heilmittel der Trennung heftig klar sich glaubt, da bringt der Demiurgos dieses kleinen Welttheaters beide zusammen, daß sie sich auf Gnade und Ungnade dem Gegenwärtigen ergeben und beieinander bleiben.

Dieser Ausgang ist voll merkwürdigen Ausblicks. Denn hier verzichtet der Dichter mit deutlicher Absicht auf die ihm so sicher zur Verfügung stehende experimentell-psychologische Wahrscheinlichkeitsrechnung und knüpft metaphysisch seine Schicksalsführung an einen mystischen Welteschen-Ast aus dem Reich des „Unbetretenen, nicht zu Betretenden". Götterwehn und die Hand der Mächte will er ahnen lassen, als er von seinen Irrenden, Zweifelnden, die das Gegenteil tun von dem, was sie wollten, deutevoll sagt: „sie unterlagen dem Gefühl von dem, was *über* ihnen beiden waltete, dem Willen, der sie beide inmitten der Welt der Erscheinungen hier zusammenstellte und einander gegenüberstellte und einander nahe zwang."

Der Verismo der Wirklichkeitsschilderung wird hier durch eine Art religiös-legendarischer Betrachtung abgelöst, die über Wissen und Meinen hinausstrebt, im Irrationalen einen Verankerungspunkt sucht und mit Maeterlink spricht: „in

uns ist mehr" . . . Man spürt neue Wiederkehr alter Sehnsucht, daß der Künstler wieder zum Vates aufsteigen möchte.

Und ein junger Dichter Emil Ludwig, der ganz in dieser Vorstellung wurzelt, formuliert das so: „der Künstler gleicht allein darin den schöpferischen Göttern, daß er das hilflose Material, das er wie jene vorgefunden, nach Ideen ordnet, die in ihm ruhen, Gefüge macht aus Ungefügem, Dämmerung zerteilt. Er gleicht dem wunderbaren Bogen, der, am Rand der sandbeschütteten Fläche streichend, durch Klang Figuren bildet, Form, Sinn, Schönheit" . . .

Emil Ludwig hat darum geworben, solche Auffassung sich selbst bildnerisch zu bestätigen in seinem Buch „Manfred und Helena" (S. Fischer, Verlag). Es ist ein Buch voll Kunst, zwischen den Künsten pendelnd und voll Künstlichkeit. Nicht immer leicht erträglich in der Überspannung des Tons, die konsequent verlangt, daß die Menschen in allen Situationen eine seelisch-pathetisch stilisierte Sprache miteinander reden. Entrückung in eine romantische Ferne oder eher noch in eine von der Tagesbedürftigkeit befreite Zwischenwelt des Gefühls und nur des Gefühls erstrebt der Dichter dadurch, daß er den Dialogue interieur zur Gebrauchs- und Umgangssprache in allen Lebenslagen bestimmt. Bedenklich wird dabei, daß Ludwig in der von ihm gewählten Tonart keine sichere Geschmacksbalanze beweist. Es passiert ihm in diesen Zwiegesprächen, daß er mit der hochmütigsten Geste Worte und Sätze souffliert, die Steigerungssprache sein sollen, aber nur als fatale Geziertheit wirken. Auch in der Schicksalsführung finde ich ihn, der als Vollstrecker der Götter über seinen Geschöpfen die Stirn steil reckt, gar nicht so überlegen. Sein Blick ist durchaus nicht immer so seherhaft; er blinzelt oft ungewiß, wenn er die Distanzen seiner Idole abmißt. Und sein Geheimnisraunen kommt manchmal vor wie Verlegenheit und wie ein krampfhaftes Forcieren der tieferen Bedeutung. Ich wüßte es zu verstehen, daß man dies Buch unausstehlich nennen könnte. Und dabei habe ich doch eine gewisse Schwingung mit ihm und vermag mir etwas aus ihm herauszuhorchen.

Ich wittere hier ein artistisches Klima, das zwar nicht voll gebannt, aber doch sehr intensiv ersehnt wird, ein Klima, beladen mit dem Edelgut alter Kulturen.

Ich fühlte hier Gold-Elfenbeinkunst, Eleusis, Ägina und wieder Delphi, die verwirrende Schönheit verstümmelter Götterbilder, neu gespiegelt im Raffinement Klingerscher polychromer Torsi; ich fühlte den heimlich fortwaltenden Sinn antiker Mythologien und Metamorphosen, das Geheimnis des Hermaphrodits und mystischen Inceste, wenn die Liebende den Geliebten als blutgebundenen Bruder empfindet; und ich fühlte Hölderlins melancholisch-griechische Entzückung und seinen blumengekränzten Wahnsinn und den Tasso und die Pandora mit allen Sehnsüchten und Schmerzen, fern hinter dem kühlen Goldgegitter ziselierter Verse.

Näher noch und eingreifender als in der Welt Hans Reisigers, läßt Ludwig „die Götter" über der Mysterienbühne seiner Wesen schweben und Manfred und Helena über Trennungen zu Neuvereinigungen geleiten.

Seltsames Gegenstück geben so diese Bücher zu fabelhaften und kuriösen Wintermärchen und Tausend und eine Nacht-Erzählungen alter handlungsreicher Fabulierfreude. Nicht weniger mirakelhaft als bei jenen die äußeren Abenteuer, Schiffbrüche, Gefangenschaften und endliches Nach-Hause-Gelangen aus dem weiten Raum der Zeit, sind in diesen Dichtungen aus inneren Bereichen die Abenteuer der Seele mit Abstürzen, Stürmen, Verschlagenwerden, Blind-aneinander Vorüberlaufen, Irrungen, Entzweiungen, bis wie dort auf höchst wunderbare Weise durch Götterrat sich alle Wirrnis in Erfüllung und Einklang löst.

Wollte man die beiden geistigen Naturen, um deren seelische Prozesse es hier geht, bestimmen, so trifft man auf Parallelen zu den Gestalten, denen wir eben begegneten. Helena ist wieder ein elementarisches Wesen, himmel- und meerverwandt, naturhaft, und Manfred ist der Künstlermensch, dem „schönen Schein hingegeben", und verbannt und eingeschlossen in den magischen Ring seiner eigenen eingebildet selbstgeschaffenen Trugbilder. Ein jedes haftet fest in seiner imaginären Wahrheit: „sie vermochten zu spielen und spielten sich dennoch keine Rollen vor". Und vor allen von ihr, die vom Stamme Proteus-Delphin, heißt es: „dies war ihre Kunst, zu spielen, ohne zu lügen . . ."

Die gegenseitigen Reaktionen dieser seelischen Welten bilden die bewegte innerliche Handlung. Sie wird kompliziert durch das wahlverwandtschaftliche Intermezzo, daß Helena auf einen Verbrüderten ihrer eigenen Rasse trifft und für kurze Zeit in diese Einheit untertaucht, und sie schließt damit, daß die Gegenpole sich vereinigungsverlangend nach der Trennung wieder anziehen.

Nicht die teleologische Schicksalsführung ist in diesem Buch das Verlockende, sondern die Reihe innerer Situationen, der Kreis der Metamorphosen, diese bildnerische Mythologie, an menschlichen Seelen ausgeübt.

Der Dichter bringt alle die reizvollen und gefährlichen Verschlingungen und Verkehrungen erotischen Gefühls zur Erkenntnis, das Weibliche, Empfängnishungrige, in dem Künstler-Jüngling und das Knabenhafte in dem jungen unfruchtbaren Weibe, er zeigt die Spaltung zwischen Leben und zwischen Kunst, voll der tragischen Ironien, daß der Künstler immer dann blind ist, wenn ihn das Leben aufruft, und daß er zu der Geliebten am anderen Ufer des Seins klagen muß: „niemals kann ich Dich wahrhaft fühlen. Die Gegenwart ist mir verstellt, immer tritt sie geformt vor mich als Vergangenheit".

Der Weisheit letzter Schluß ist, daß jeder suchend nur sich selbst begegnen kann: der Künstler-Narcissus sich spiegelnd in seinen Gestalten, und die Elementarische in den strömenden verschwisterten Mächten, die zu ihr aus Wind, Wellen und Wolken reden. Aber dennoch wird immer, wie in Platos Metaphysik der

Liebe, die getrennte Zweiheit ſolcher beiden zueinander ſtreben, im unſtillbaren Drang am anders gearteten Leben Anteil zu erlangen. Welche von jenen beiden Welten die reichere, kann nicht entſchieden werden. Da Manfred, ungebärdig ſich verkleinernd und ſie erhöhend ſagt: „iſt es nicht beſſer, Unendliches in ſich zu fühlen, das nicht die irdiſchen Augen ſehen, als Weniges aus ſich herauszuſtellen, das man betrachten kann," da läßt Emil Ludwig durch Helenas Mund orakelvollen Abgeſang ſprechen:

„Nichts iſt beſſer. Nie wirſt du den Zwiſt in dir ſchlichten, unermüdlicher Spiegel zu ſein und doch gedrängt von Willen zum Leben. Nie werde ich es ſchlichten, inmitten meiner Macht und ſchwebenden Ruhe dem Banne von Dämonen zu verfallen. Jeder darf trauern, jeder mag lächeln."

... Dichter wie Reiſiger und Ludwig kann man mit den fauſtiſchen Verſen anſprechen:

„in ſtetem Sondern, Prüfen und Verbinden
Ihr einziger Trieb iſt Neues zu erfinden.
Mit leiſem Finger geiſtiger Gewalten
Erbauen ſie durchſichtige Geſtalten;
Dann im Kriſtall und ſeiner ewigen Schweignis
Erblicken ſie der Oberwelt Ereignis.
Uns aber bleibt aus dieſer Aſtralwelt das menſchlichſte Wort:
Jeder darf trauern, jeder mag lächeln.

Der enge Rock/ von Paul Barchan

Die Frau der Reſidenz iſt nicht anders als die Frau der Provinz. Die Frau der Reſidenz iſt die künſtleriſche Phyſiognomie der Töchter des Landes, iſt die aufs äußerſte emporgeſchraubte Möglichkeit, die Qualitäten der Raſſe in ſchärfſter Aktion. Die rührigſten Geiſter der Nation kommen in der Reſidenz zuſammen, verbinden ſich im Wetteifer, um an ihr, der Frau, zu arbeiten, an ihr zu feilen, ſie der Vollendetheit entgegenzutreiben. Sie ſtacheln ſie auf, ſpornen ſie an, legen ihre Selbſtſucht bloß: fördern ihre Selbſtzucht. Sie hetzen ſie, locken ſie, provozieren ihre Phantaſie. Sie ſchaffen ihr Muße, ſchärfen ihre Augen, ſchieben ihr Gelegenheit auf Gelegenheit unter: erhalten ihre Jugend! Und ſo wird die Frau der Reſidenz der ideale Ausdruck ihres Landes. Die Frau der Provinz verhält ſich zur Frau der Reſidenz wie das Modell zum Kunſtwerk.

So ſpreche ich von der Berlinerin, von der Pariſerin, deren Seele auch in den verwunſchenen Töchtern des Landes ſchlummert. — —

Die rührigen, gewitzigten Geiſter, die dazu, weißgott wo, eingeſetzt ſind,

Trachten auszuhecken und an Kleidern zu modeln, (im Wahne kindlichen Glaubens, sie selber erklügelten und bestimmten in Willkür die Moden) hatten der Pariserin einen neuen Rock geschaffen. Aus weichen Stoffen, die etwas Zahmes, Schmeichelndes haben; etwas kurz, oben nachgiebig frei, unten abgebunden. Die nicht breiten, sich nicht seitwärts bewegenden, vielleicht etwas sensitiven Hüften der Pariserinnen wurden auf solche Weise gehoben, so daß sie etwas Neckisches erhielten, wurden verlängert, wodurch sie etwas Spielerisches gewannen, indem sie sanft abfielen, und durch das leicht Akzentuierte bekamen sie etwas süß Kosendes. Es war, als ob die Stoffe und die Linie selbst den Hüften eine kühle Wärme verleihen, sie vibrieren ließen und ihre Fleischlichkeit streicheln. Die Gestalt wird mit einer die Hüften gleichsam hinunterstreichelnden Bewegung der Handflächen nach unten abgeschlossen, wie ein geglücktes Werk aus einem Guß, nicht ohne die ganze Hüftenpartie nach hinten abzurunden und zu unterstreichen, und so wird sie einem gewissermaßen auf die Handfläche präsentiert.

Doch nicht um den sinnfälligen, sinnlichen Reiz handelt es sich hier, nicht um einen der vielen herausgegriffenen Ausdrücke zur Schilderung einer Epoche, gleichsam ein Kranz aneinandergereihter Epitheta zur Definierung eines Kulturzustandes. Der abgebundene Rock ist mehr. Der abgebundene Rock ist die Hülle der Pariserin, ist ihr Symbol und der Ausdruck ihres Wesens. Der abgebundene Rock ist das Gewand der Jungfräulichkeit.

Denn das Wesen der Pariserin ist die Jungfräulichkeit. Versteht mich wohl. Jungfräulichkeit heißt hier nicht seruelle Unberührtheit oder was man Reinheit nennt. Jungfräulichkeit ist nur der Gegensatz zur Mütterlichkeit. Versteht mich wohl. Die Pariserin ist ihrer Psychologie nach jungfräulich. Im Sinne der kapriziösen, sensitiven Sensationen, der gebremsten Emotionen, des gewundenen Strebens und gesteigerten Zagens. Dieser Rock hemmt ihre Schritte und macht sie dadurch lockender, unterstreicht die Möglichkeiten, indem er sie neckend umzäunt und die Grenzen scharf zeichnet. Die Jungfräulichkeit kompliziert die Aufgabe der Frau, schafft Surrogate, ist grausam, wehrt im Gewähren, gewährt nur durch das Wehren. Die Jungfräulichkeit ist kalt und berechnet, ist voller Einfälle, stets auf der Jagd nach neuen Sensationen, bestrebt, die Entscheidung hinauszuschieben, alle Chancen zu Emotionen auszunutzen und umzusetzen. Bis all die Mittel Selbstzweck geworden, bis sie den lockenden Nimbus und eine ganze Welt geschaffen.

Ihr Gang ist jungfräulich. Dieses halb trippelnde, halb gefederte, halb lockende, halb scheue Stellen der Füße; selbstbewußt und doch „sich tuend", andeutend und entschlüpfend. Der abgebundene Rock demonstriert diesen Gang, indem er durch das Band der Gangart etwas wie einen Rahmen schafft, die Grenzen vorzeichnet und das Spiel scharf beleuchtet. Die Füße huschen katzenartig, neugierig und grausam, wie die Jungfrauenblicke der Pariserin.

Und liegt nicht in der ganzen Art, wie die Pariſerin ihre Sprache behandelt, dieſelbe Art und das Weſen des Jungfrauentums? Dieſe beſondere Pflege, durch die die Sprache, das heißt der Tonfall, die Nüancierung, das muſikaliſche Moment, zum erotiſchen Lockmittel emporgeſchraubt wird. Dieſer helle, ſilberne, unberührt klingende Ton, dieſes lockende, ſchmeichelnde Wiegen der Stimme und der harte Rhythmus und die Cäſuren im Sprechen. Und dieſe beſonders ausgeprägte Begabung und Liebe für Briefeſchreiben. Nur jungfräuliche Unruhe und Variierungsdrang bringt die Geduld, die der Ungeduld entſpringt, Formen zu ſuchen und auszukoſten. Sie iſt vorwitzig und ſchnippiſch, wenn ſie ein Mädel iſt, und von der ſtruierten Frau ſagt man, ſie beſitzt den beſondern franzöſiſchen Geiſt, denſelbe Spirit, nur anders gezogen. Und das Bewußtſein des eignen Wertes und der Stolz bleibt überall, durch alle Phaſen von demſelben Charakter.

Und aus derſelben Natur heraus hat ſie ihren Mann zu dem entwickelt, wie wir ihn kennen. Zum Pagen, zum Schmeichler, zum Unterhalter, Plauderer (aber nimmer zu ihrem richtigen ſelbſtbewußten Beſchützer und Herrn), zu jenem ſüßlichen (was wir „kitſchigen" nennen) Kavalier: etwas Tenorhaftes, Pomadiſiertes, mit mandelförmigen Augen und matter Geſichtsfarbe, wie die Mädel von ihm träumen; dabei nur ein Dekorationsſtück, ein Begleiter, ein Anhimmler (natürlich in erſter Linie der Geldgeber!), sorti-de-bal-Hälter, ſtolz, ſeine Dame zu zeigen. Nur Jungfrauen machen das aus ihren Männern.

Und eben dieſes Weſen verleiht ihr auch ihre Vielſeitigkeit, dieſe Begabtheit, das Sichproduzieren . . . weil ſie den Schwerpunkt überträgt, die Wünſche verlängert und alſo vermannigfachen muß, tauſend Hilfsmittel anwendet, Ziele vergißt und Künſte ſchafft. Und ſo kommt es, daß ihr Inſtinkt polygam geworden. Sie iſt polygam nach jungfräulicher Art, weil ſie ſich nie ganz hingibt, nie mit der Wärme ihrer Mütterlichkeit, weil es ihr vielleicht mehr auf das Geliebtwerden ankommt als auf das Lieben, mehr auf die Hitze als auf die Wärme, und da die Wärme in Sachen der Vitalität mehr gilt, erhält und ſchafft, und die Hitze aufpeitſcht und vernichtet — iſt ſie ſteril. Und in der Summe verausgabt die Polygame weniger als die monogam Mütterliche. Im polygamen Drang liegt etwas vom Zerſtörungstrieb. Und dieſer Trieb iſt ein Merkmal der Jungfräulichen; die Mütterlichen dagegen haben den Erhaltungsdrang.

Das Ideal pariſeriſcher Schönheit trägt dieſe Merkmale. So etwa eine Ginette Lantelme. Dieſes feine, zarte Kinn, das gleichſam nichts von Gebären wiſſen will, der kleine, ſüße Mund, der nichts verrät, weil er keine Erinnerung hat, weil keinerlei Sinnlichkeit ihn bewegt und verzerrt, dieſe großen (mehr fraglichen als fragenden) Unſchuldsaugen, die ſo unirdiſch ſcheinen, weil ſie kalt ſind, die kalt ſind, weil dahinter Berechnung erſtarrt iſt.

Ach, ich liebe nicht die großen Augen, dieſe Dekorationsſtücke, die um ihrer

selbst willen geschaffen scheinen, die so rätselhaft gelten, weil Geheimnisse dahinter stecken, die des Boudoirs, aber nicht das Geheime, das Heimliche; die schweigen, weil sie nichts zu sagen haben. Ich liebe die kleinen Augen, die Äugchen sind, die etwas nach den Nasenwinkeln gerückt und an den äußern Enden gleichsam zugenäht sind, die warmen, braunen, abgezirkelten, die etwas Lauerndes haben, Tierisches, Tückisches, Zahmes und Grausames ...

Die Amerikanerin, die durch ihre Rücksichtslosigkeit und ihre Intelligenz sofort zugreift und sich nimmt, was sie von einer Sache für sich gebrauchen kann, hat den abgebundenen Rock umgemodelt, vereinfacht, ihrem Wesen angepaßt; und da die Amerikanerin in ihrem Äußern eine gewisse Verwandtschaft mit der Berlinerin aufweist, ihr Vorbild und Vorstufe wird, so ist der amerikanische Typus für diese bestimmend geworden. Dieser Rock unterstreicht nicht den Gang und die Füße, er hebt und betont das Berlinische, das Mütterliche; die Hüften, deren Wiegen und Agieren, die ganze Abgerundetheit, deren ganze Bedeutung. Noch nie hat man sicherlich aus diesem in Frage kommenden weiblichen, ach, so weiblichen Teil so skrupellos die äußersten Konsequenzen gezogen wie durch den engen Rock.

Die Berlinerin ist der Typus der Mütterlichkeit, reinster, absoluter Mütterlichkeit. Ob sie nun die große hartknochige Norddeutsche ist mit den offnen, harten, sinnlichen Augen, die scharf und unerbittlich fordern, oder die brünnhildische Sulamithische in ihrer üppigen Abgerundetheit, mit ihrem warmen, bittenden Mutterblicke, der so gar keine Winkelzüge kennt; ob es nun die ungepflegte, kleine Verkäuferin ist, etwas langtaillig, in ihrer mitgenommenen, mitleiderregenden Battistbluse, diese etwas verkümmert Trauliche, die ihrem so schüchtern herbeigesehnten Freunde sich mit der ganzen Selbstlosigkeit und Unberechenheit preisgibt, um ihn sogleich zu bemuttern, oder ob es die wohlsituierte reife Frau ist, die in der ganzen Üppigkeit ihrer modischen Kleidung, in der ganzen Glorie ihres Putzes diesen ganzen damisch stolzen Nimbus Lügen straft, sich zutraulich und offen gibt, mit einer eignen, intim mütterlichen Güte entgegenkommt. Sie kennt nicht die präziöse und prätentiöse Überhebung der Schwestern anderer Nationen, mit der diese ihre Damenhaftigkeit unterstreichen; nichts von dem ganzen taktischen System von Locken und Wehren, Versprechen und Verbieten, Deuten und Hüllen, Unterstreichen und Hänseln, dieses ganze Gewebe von Koketterie, mit der des Mannes Neugier und Gier, Eroberungs- und Zerstörungslust geneckt und gestachelt, mit der der Hahn im Männchen gefesselt und hingehalten wird, diese Instinkte der Jungfräulichkeit, die sich gebildet und verbildet haben, erweitert und verzerrt, bis sie Selbstzweck geworden ... Nichts von alledem bei der Berlinerin. Sie geht umher mit der ganzen Urkraft der Weiblichkeit, mit der ganzen Offenheit der erdhaften Mütterlichkeit, ein Symbol

der Güte und der erhaltenden Kraft zur Ergänzung der männlichen Schaffensfreude, die diese gesunde Nation so stark ausgezeichnet, und der starken Sinnlichkeit, die keine überflüssige und überschüssige Kraft verschwendet, die bewußt auf das Ziel losgeht und in keiner Leidenschaftlichkeit sich verzerrt, noch verbrennt!

Und daraus erklärt sich ihr ganzes Wesen, ihre Sparsamkeit, ihre Anspruchslosigkeit, ihre Unterwürfigkeit. Daraus erklärt sich ihr ganzes Verhältnis zum Manne und auch das Wesen des deutschen Herrnmannes. Er ist Vater, Herr, Beschützer; selbstbewußt, egoistisch, primitiv im Umgang; aber niemals Spielzeug, noch „Kavalier". Daher kennt sie auch nicht den Kultus der Sprache, die Pflege und den Wohllaut der Rede. Sei es, weil die Pflege der Rede Temperament voraussetzt, ein Energievergeuden bedeutet, Keime des Niedergangs in sich birgt; sei es, weil sie ahnt, daß man den Vater des Kindes sich nicht erredet, weil die Ungeduld, Gradlinigkeit und Zielempfindung, die durch ihre starke Sinnlichkeit bedingt wird, die Kunst und Künstlichkeit der Sprache nicht aufkommen läßt — Jedenfalls steht es im Einklang mit ihrer Primitivität. Denn die Berlinerin ist die Primitive.

Da wird man mich auch verstehen, wenn ich sage, daß die Berlinerin unpersönlich ist. Und darin liegt ihre Schönheit. Denn das Echte an einer Frau, das sie unentbehrlich, teuer und lieb macht, ist eben das unpersönlich Weibliche, Mütterliche, „Frauliche". Die Simplizität! Und ich glaube, nur Männer, die keine richtigen Naturen sind, suchen die originellen, sehnen sich nach „interessanten", fallen auf die bewußt markierenden Frauen hinein. Die Dämonie des Weibes liegt nicht in Salome, sie liegt in Gretchen. Wenn ich Schriftsteller wäre, ich würde nur unpersönliche Frauen schildern. Mit der Liebe und Anteilnahme, mit der Goethe sein Gretchen geschaffen und geliebt; dann bleibt sie in alle Ewigkeit bestehen.

Bisweilen will es mich dünken, daß die Berlinerin gefährdet ist — daß sich eine Atmosphäre um sie verdichtet, für die sie nicht die innere Spannkraft wird aufbringen können, daß Gefahren und Versuchungen auf sie von allenthalben losrücken, denen ihre Natur nicht gewachsen ist.

Das dralle Emporblühn dieser Stadt, der angewandte Wohlstand, das Reisen und die Fremden, das Sehn und Sich-sehn-lassen haben eine Neugier und eine Gier nach Neuem, haben den jähen Ehrgeiz nach Sorglosigkeit und Sich-Ausleben aufkommen lassen, nach einem Luxus, der ohne Übergang, ohne Tradition und ohne innern Einklang grell und lärmend einzieht. Eine Armee erotischer Jünglinge, Ungarn und Armenier, Serben und Rumänier, Spanioten und auch Polen, zum Twostep amerikanisiert, und doch mit der Interessantheit der geglätteten schwarzen Haare, der fremden Augen und hilflosen Sprache, die so viel spannend Unerhörtes zu verschweigen scheint, mit dem ganzen Nimbus des fremden Temperaments, des schärfern Rhythmus, des leichten, skrupellosen Blutes, all dessen, was dem Deutschen mangelt und ihn also lockt — hat sich hier einquartiert, um was zu lernen und sich auszuleben. Berlin ist die billigste, die

bequemste und die zugänglichste Stadt. Die höheren Lehranstalten, Kliniken, Laboratorien und Fabriken haben den unerschütterlichen Ruf erobert, und die Gesellschaft verschließt sich ihnen nicht, wie etwa die von London oder Paris. Gleichzeitig hat sich ein neues Geschlecht von heimischen hoffnungsvollen Jünglingen herangebildet, die um Schieberei sich Herumschiebenden, erdig-fahle, käsiggrüne Physiognomien mit deplacierten Monokles, Begleiterscheinungen des Luxus und der Mondänität. Sie klären die Frauen „lebenskünstlerisch" auf.

All diese neuen Erscheinungen stürmen auf die offne, plötzlich sich selbst überlassene Berlinerin ein, die ohne Bremsvorrichtungen, ohne automatischen Gleitschutz den neuen Flug unternimmt, während noch in ihrem Haar der Lavendelgeruch großmütterlicher Stuben lagert, während noch die Scheu elterlicher Zucht rührend, wärmend in die Augen sich zurückzog.

Und just wie man nach den aufdringlichen Schnörkeln der Seele und der Linie, die eine jähe Kunstrichtung aufgebracht hatte, sich in die streng-stille, süßig-muffige Biedermeierei flüchtete, so wird vielleicht eine baldige Generation sich nach der primitiv mütterlichen Berlinerin zurücksehnen, deren Schönheit sie dann schätzen wird, wenn sie schier ausgestorben ist.

Als ich jüngst bei Kroll die Destinn zum erstenmal hörte, wurde ich von ihr gefesselt und gefangen, vielleicht hauptsächlich, weil ich in dieser böhmischen Sängerin Klang und Erscheinung jene weibliche Dichte empfand, die ich unter Mütterlichkeit verstehe. Dieser stumpfe, erdenschwere Hals und dieser gute, brütend schwere Kopf, diese Güte und purpurne Brünstigkeit, die darüber lagert, so fern und fremd sprunghafter, trotziger Leidenschaftlichkeit; und diese gepreßte, blutig sinnliche Stimme (über deren musikalische und technische Qualitäten ich schriftlich kein Urteil wage) — wie tief macht es aufwallen in jener dankbar warmen, dunkel rauschenden Erbebenheit, in der wir nur für das mütterliche Weib aufwallen. Selbst die Carmen, diese absolut Jungfräuliche, hat bei ihr etwas von Mütterlichkeit.

In der ersten Reihe saß eine junge, schöne Frau, eine Berlinerin; in der Reine und Stille des runden Gesichts lag etwas Kindliches, fast Rührendes, doch die Offenheit und Güte, die in den warmen, so gar nicht neugierigen Augen, auf den kurzen, vollen, so gar nicht fragenden Lippen und auf dem gerundeten Kinn lag, sprachen davon, daß sie so ganz Mutter ist. Und die ganze Figur von jener sanften, ausgeglichenen Üppigkeit, die nichts Gewaltsames noch Rauschendes hat.

Wir besprachen wahrscheinlich, wie man so in der Pause zu tun pflegt, einige Damen im Zuschauerraum, denn ich kam auf meine Anschauung über die Pariserin und Berlinerin zu sprechen. Und statt (was jede Frau einer anderen Nation eingeworfen hätte) zu fragen: „Und wie bin ich denn?" fragte sie (und das ist so wundervoll charakteristisch für die bessere Qualität von Bescheidenheit bei der Berlinerin): „Und wie ist denn die Petersburgerin?"

Diese Frage hatte ich nicht erwartet und ich meinte daher etwas verlegen, man könnte doch diese Definition nicht bei allen Nationalitäten abhetzen. Doch nach einer Weile hatte ich mich anbequemt und versetzte:

„Die Petersburgerin ist die Mütterliche, die eine starke Erinnerung für die Jungfräulichkeit hat, den starken Willen besitzt, deren Psychologie zu rekonstruieren, vom weiblich ästhetischen Ehrgeiz getrieben wird, gegen die Zutunlichkeit und Offenheit anzukämpfen und sie zu unterdrücken. Daher entsteht dies ewig Balancierende an ihr, das von Fremden als starke Intelligenz empfunden wird, jener Stolz, der oft unerquicklich wirkt, das Damenhafte, das im Ausland als Charme empfunden wird, die Leidenschaftlichkeit, die sie zäh und beweglich macht und jenes spezifisch Erotische, das lockend und verderblich ist, wie die Stadt selbst, im Gegensatz zur Berlinerin, die feruell ist, d. h. gesund und zielbewußt, wie ihre Heimat." Und, als der Saal sich verdunkelte, ein breites, flüsterndes Wogen entstand, fügte ich im Davoneilen hinzu: „Das ist natürlich nur der ideale Typus der Petersburgerin . . ."

Ein zager, dankbarer Blick huschte mir nach.

Junius/ Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Ein echter deutscher Held, ein Mann aus deutschestem Schrot und Korn, ein glühendes deutsches Herz und eine tiefe, allumfassende, blondhaarige und blauäugige Intelligenz ist gestorben. Mit dem Heimgang Liebermanns von Sonnenberg ist deutsches Leben verarmt. Man muß an Vater Jahn und Johann Gottlieb Fichte und alle die anderen knorrigen Eichen denken, die das Walhall der deutschen Vergangenheit zieren, um annähernd die Wesensart dieses seltenen Mannes zu umschreiben. Stöckers Judenhaß war evangelisch geläutert, seine Demagogie christlich determiniert; er mochte wohl den großartigen Traum einer christlich-germanischen Theokratie geträumt haben, eines Gottesstaates mit dem Hohenzollernkaiser als Oberpriester und einem Militäretat von zwei Milliarden als Mittel für innere und äußere Mission. Bismarck liebte diese Richtung nicht, weil in seinem brutalen und phantasiearmen Realismus für Ideologie kein Platz war, nicht einmal für christlich-deutsche; was nicht ausschließt, daß er auch sie gelegentlich benutzte . . Liebermann von Sonnenberg war diesseitiger, rassiger: war ethnographisch bestimmt. Es war aber weniger der Haß des moralisch Bösen, der in seinem Haß des Juden sich entlud, als der Haß der jüdischen Talente und Talentchen, die er auf vielen sonnenbeglänzten Wegen und besonders Märkten in Blüte und Geltung fand. Seine Argumente, wie derer vor ihm und hinter ihm, hatten nichts Geistiges (oder gar Geistliches à la Stöcker), es waren Muskelargumente, Totschlägerargumente, die mit starken Lungen in die

Arena geschrien wurden und die motorischen Nerven ähnlicher Temperamente in gewaltigen Aufruhr brachten. Sein Patriotismus war ein Muskelpatriotismus. Aber es war sein und seines Gefolges Unglück, daß im Rahmen der modernen Entwicklung Muskelargumente immer geringeren Spielraum finden, daß Geist, Lebendigkeit, Phantasie, durchleuchteter Wille die Wege der Modernität ebnen, die selbst die schmierigste und schmarotzerhafteste Findigkeit und Rabulistik dem starren System bodenständiger Biederlichkeit vorzieht. So mochte der hieb- und trinkfeste Liebermann sich sehr wohl als der Repräsentant alter Rassenvornehmheit fühlen; und wenn sie manchem verzärtelten Germanensprößling, wie Friedrich Nietzsche, als Ausdruck hemmungsloser Rassengemeinheit auf die Nerven fiel, wenn sie von jenen, die von Marx und Lassalle für die humaneren Formen des Sozialismus eingefangen worden waren, aus dem Sozialismus der Dummköpfe abgeleitet wurde: so zeigt das, wie stark der Geschmack für wahres Heldentum bei uns schon entartet ist. Dem Antisemitismus als Hauptinhalt eines politischen Programms sind daher, fürchte ich, die Tage gezählt, er muß sich auf die Funktion einer Schmarotzerpflanze beschränken; nur in dieser echt modernen Form hat er, verklärt, vergeistigt, Aussicht weiter zu leben. Und gut zu leben.

Unsre Kreuzritter haben dem ermordeten Stolipin Kränze geflochten und seine staatsmännische Bedeutung in hohen Tönen gepriesen, die weit über das Bedürfnis, einem mutigen und noch dazu dumm und zwecklos gemeuchelten Manne seine Sympathie zu bekunden, hinausgingen. Bei solchen Gelegenheiten offenbart sich, wie tief in der politisch bei uns so einflußreichen Gruppe die Verehrung für moskowitische Methoden wurzelt, und wie sehr ihr Augenmaß für die echten westeuropäischen Bedürfnisse verkümmert ist. Die schonungslose Härte, mit der die Gegenrevolution durchgeführt wurde, mag noch hingehen. Das schien Notwehr; und vor keiner Vernunft zu rechtfertigende Grausamkeiten wurden massenhaft auch vom revolutionären Terror begangen, — wenn auch die als Korruption der Beamtenwelt und als Anarchie drapierte Ordnung noch weniger Sympathie verdient als der Jakobinismus der Straße. Und daß Stolipin die erste Duma auflöste, mag ihm sogar als Verdienst angerechnet werden. Das nach westeuropäischem Muster eingerichtete Wahlrecht war für dieses in asiatischer Dunkelheit und in dickstem kirchlichen Aberglauben dämmernde Bauernvolk ein Unsinn. An Geist und Gemüt tausendfach gebunden, unfrei wie nur der russische Muschik es sein kann, in den Fesseln des allen individuellen Aufschwung erstickenden Mir (einer Art kommunistischer Dorfgenossenschaft) groß geworden, räkelten sich die baumstarken Bauerndeputierten in der Duma wie in die Freiheit taumelnde Sklaven und lallten sozialrevolutionäre Forderungen nach, deren Sinn und Tragweite nicht einmal die geläufigste Advokatenzunge ihnen klarzumachen vermochte. Der ganze Grund und Boden sollte von heute auf morgen unter die

Bauern verteilt, das Kronland eingezogen, das Privateigentum konfisziert, das landwirtschaftliche Inventar aus Staatsmitteln geliefert werden, — alles ohne Übergänge, ohne Berücksichtigung der elementarsten wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenhänge. Eine neue Verfassung wird, nach mit Knute, Blei und Sibirien erzwungener Ruhe, oktroyiert, der abstrakte Radikalismus mäßigt sich, und die dritte Duma wird endlich arbeitsfähig. So weit gehe man meinetwegen mit Stolipin; nie hat eine Revolution die neue Ordnung geschaffen, ihre Funktion war stets die, alte, wurmstichige, angefaulte Unordnungen in Schutt und Trümmer zu legen. Aber den Jakobinismus, der die Negation verewigen will, zu erdrosseln, macht noch den Machtinhaber nicht zum schöpferischen Staatsmann.

Was ein tüchtiges Volk mit einer beinahe kastrierten Verfassung leisten kann, haben die Preußen bewiesen. In der von bäuerlichen Ultras gesäuberten Duma hatte ein Staatsmann ein wundervolles Werkzeug in der Hand, um die Bausteine zu einer neuen Ordnung zu legen und die verseuchte Bureaukratie zu sanieren. Was bewirkte Stolipin? In der Agrarfrage rückte man nicht vom Flecke; und die Zinsen für die unerhörte Schuldenlast werden weiter aus den gepumpten Goldbeständen und der forcierten Getreideausfuhr gedeckt, während die Bauern systematisch ausgehungert werden und völlig verwildern. Das Gerede von der Unermeßlichkeit des natürlichen Reichtums Rußlands ist ja überhaupt eine Legende, um deren Erhaltung in dem schamlos belogenen Westeuropa unsre Finanzagenten mit der russischen Regierung wetteifern; denn das berühmte Gebiet der sogenannten Schwarzerde (im Süden) leidet an der ruchlosesten Bodenerschöpfung und die dortigen Bauern sind am schlimmsten unterernährt. Die normale russische Getreideration soll 246 Kilogramm jährlich auf den Kopf betragen; in Deutschland beträgt sie, ohne daß Hirse, Buchweizen und Hülsenfrüchte hinzugerechnet werden, 316 Kilogramm den Kopf. Der Kartoffelkonsum ist im heimlich beneideten Agrarierparadies schmählich gering, nämlich 131 Kilogramm gegen 620 Kilogramm in Deutschland. Ich kann die Angaben Professor Ballods, des besten Kenners der russischen Wirtschaftsverfassung, nicht herschreiben; sie beweisen, im Einklang mit allen unparteiischen Berichten, daß wir Westeuropäer mit grotesker Aufdringlichkeit belogen und betrogen werden, daß man unter Stolipin keinen Schritt über die Einsetzung von Kommissionen hinausgekommen und die Basis der russischen Finanzen mit nichten solider geworden ist. Bleibt der grandiose ideologische Versuch, alle unter den russischen Machtstaat gepreßten Nationen zu russifizieren und mit dem Nationalismus als Leitmotiv die kleineren Vaterländer abzuschaffen. Die Idee der nationalen Selbstregierung, womit die Angelsachsen ihre Welt aufbauten, macht offenbar an der russischen Grenze Halt. Die Finnen werden, trotz allen Schwüren Alexanders I., um ihre Selbständigkeit betrogen, die Deutschen in Kurland, kulturell vielleicht die höchststehende Bevölkerungsgruppe im Reich, in der Entfaltung ihrer Art gehemmt, und den

Polen wurde die wesensfremde Form der russischen Semstwos aufgezwungen: gegen den Willen der Duma und mit einem Verfassungsbruch, dessen Zynismus an berüchtigte weltgeschichtliche Muster erinnert. Das waren die Mittel, mit denen der Staatsmann Stolipin seinen Russen konstitutionelle Gewohnheiten einimpfen wollte. Aller Mut und alle Unbestechlichkeit helfen da nicht mehr: er war gerichtet, ehe die Kugel ihn wegraffte. Ich glaube nicht, daß das Fiasko von Stolipins Politik unsre patriotischen Kreuzritter, die ihn als großen schöpferischen Staatsmann beweinen, merken läßt, wann der Sinn des Nationalismus in sein Gegenteil umschlägt. Und diese (in ihrer Enge und Schollentüchtigkeit oft sympathischen) Leute, die in einem mit modernen Ideen gesättigten Klima sich nicht heimisch fühlen können, beanspruchen, unsre Führer zu sein.

Es weht ein protestantischer Hauch über die deutschen Lande und unsere Huttens rufen: es ist eine Lust, zu leben. Nach Schrempf kam Jatho, nach Jatho kommt Traub. Die Qualität der Märtyrer wird immer besser, und der Wille zum Protestieren steigert sich bis zur Unerschrockenheit, seit der Boden für eine Bekenntniskirche auf der Grundlage der lutherischen Idee und innerhalb der protestantischen Atmosphäre durch Bibelkritik, Geschichte des Christentums, Wissenschaft und philosophischen Kritizismus völlig aufgelockert worden ist. Früher gemahnte mancher Protestantentag mit seinen im Mark mürben Mannesworten an die Konventikel schöner Seelen, die sich in ihrer Unschuld vermaßen, mit Gefühlen und Rosenfingern die derbe Diesseitigkeit der himmelwärts äugelnden Orthodoxen zu überrennen. Das Niveau ist nun außerordentlich gestiegen; starke Geister und Temperamente ließen sich vernehmen und es blieb dem Horcher die Schande erspart, zu sehen, wie der deutsche Professor nach kampfesmutigem Auftakt vorsichtig in das kaudinische Joch des Einerseits-Andererseits kroch. Ausführungen wie die des berühmten Göttinger Gelehrten Bousſets über den von der Religion unbeeinflußten, von viel elementareren Faktoren bestimmten Kulturgang zeugen von sympathischer Unabhängigkeit im Denken und von Bekennermut zugleich; und von den Erörterungen und Diskussionen, die sich an die Vorträge schlossen, hatte man das Gefühl, daß sie in die Ferne wirken und sehr bald politisch fruchtbar werden müssen. Es war unvermeidlich, daß die Verhandlungen zum Schluß ein direkt politisches Vorzeichen bekommen. Keine andere Macht als die parlamentarische Linke vermag für die Befreiung des religiösen Gedankens und die Entkonfessionalisierung des Staates wirksam einzutreten; und wenn die Köpfe des Liberalismus ihre Mission verstehen, werden sie, mit dieser geistig so unvergleichlich hochstehenden Helferschar und ihren abertausend stilleren Gesinnungsgenossen im Rücken, von nun an ihre Werbeprogramme mit ideologischem oder besser kulturkämpferischem Öl beträufeln.

Während der Führer der konservativen englischen Imperialisten, James Arthur Balfour, sich aus Verzweiflung über die demokratische Springflut in den stillen Hafen von Henri Bergsons Philosophie rettete (er betastete in einem umfänglichen Zeitschriftenaufsatz diese feinste und fruchtbarste philosophische Synthese unserer Tage mit den empfindsamsten Künstlerhänden): geschah im fernen Kanada ein Unerwartetes: der Gegenseitigkeitsvertrag mit den Vereinigten Staaten, der den Senat in Washington bereits passiert hatte, scheiterte in Ottawa. Die konservative Mehrheit des kanadischen Bundesparlaments lehnt den Eintritt in jede Art von Wirtschaftsgemeinschaft mit der großen südlichen Republik ab. Man fürchtet für die junge kanadische Industrie des Ostens, wenn die Tore nach Süden geöffnet würden; und man sagte sich, die Agrarprodukte des strotzend reichen kanadischen Westens werden trotzdem den Weg in die Vereinigten Staaten finden, die sie bald dringend nötig haben werden. Darüber hinaus aber liegt in dieser Ablehnung ganz offenbar der glühende Wunsch nach politischer und kultureller Selbständigkeit. Der naive Größenwahn des Senators Clarke träumte so laut von dem Sternenbanner am nördlichen Eismeer, daß die Kanadier erschreckt aufhorchten; und Präsident Tafts unvorsichtige Äußerungen bestärkten ihr Mißtrauen. Die französischen Kanadier, mit der vornehmste Typus auf dem amerikanischen Kontinent, sind die treibende Kraft der Abwehr; ihnen ist Yankeeart nicht sympathisch. Sie haben sich unter dem Union Jack frei entwickeln, haben ihre Sprache, ihre Religion, ihre Erinnerungen an die schöne gallische Heimat ohne polizeiliche Einmischung pflegen dürfen, sie hatten von jeher gegen das Millionengewimmel jenseits des großen Falles ein starkes aristokratisches Distanzgefühl, dem die Yankeeuniform ein Greuel war. Und dann die politische Korruption, der Graft, die Yankeesmartneß, das Raubbausystem der südlichen Farmer, — alles dies ist den vornehm ruhigen Britishers im Norden tief zuwider. Auch der unterlegene kanadische Premier, Sir Wilfried Laurier, verrät in seiner ästhetischen Geschmeidigkeit das französische Blut; aber er hat aus wirtschaftspolitischem Liberalismus den Pakt mit den Amerikanern schließen wollen. Er kommt trotzdem, weil er kommen muß: weil die kanadische Wirtschaft aus naturgesetzlichen Gründen den ungeheueren Markt unmittelbar vor den Toren einfach sucht. Aber in der Zwischenzeit berauschen sich die englischen Imperialisten und Tarifreformer an der Hoffnung, durch Vorzugszölle mit Kanada auch die ideellen Gemeinschaftsgefühle zu stärken.

Müssen auch wir von Marokko und Zubehör sprechen? Wenn die Zeit, sagte Goethe einmal gesprächsweise, nicht so geschwinde liefe, wäre sie gar zu absurd. Uns gilt dieser schwache Trost nicht, uns läuft sie längst nicht geschwind genug, sondern säumt mit grausamer Absichtlichkeit, zu verfließen: nun können wir die gefährliche Absurdität, die die Schreckschüsse von Agadir eingeleitet haben,

gründlich auskosten. Neues darüber zu sagen, vermögen weder die Zeitungen noch die publizistischen Professoren (unter welchen einige Nationalökonomen auffallen; sollten sie durch freiwillige offiziöse Arbeit ihre Laufbahn in Schwung zu bringen suchen?). Als Novum mag höchstens die Einmütigkeit gelten, mit der das deutsche Volk seine offizielle auswärtige Politik verleugnet. Seit das Reich besteht, ist eine so verbissene, so ungenierte, so unentwegt aggressive Gegnerschaft gegen sie unter den staatstreuesten und regierungsfreundlichsten Elementen der Bevölkerung nicht vorhanden gewesen. Es ist, als ob selbst dem befestigtsten Untertanenverstand die Scheuklappen abfielen. Ein trauriges Novum, das aber zeigt, wie stark das Gefühl für Deutschlands Lage unter den Weltvölkern geworden ist. Und das hat, mit seinen Methoden und Resultaten, Herr von Kiderlen-Waechter fertig gebracht. Ja, seit dem Abschluß des ersten Aktes der Marokkoverhandlungen und dem Beginn der Schacherei um den französischen Kongo, steigert sich noch (wenn möglich) der Protest der deutschen Industriekreise, jener Verbände und Syndikate, von deren Voraussicht das Wohl und Wehe der deutschen Wirtschaft zum großen Teil abhängt. Kein Vertrag der Welt, behaupten sie, könne den Deutschen die wirkliche wirtschaftliche Freiheit in einem französischem Protektorate anheimgefallenen Lande gewährleisten; und für Deutschlands Schwerindustrie sei die ungehemmte Zufuhr von Eisenerzen, wie sie Marokko biete, eine Lebensfrage. Die Unzulänglichkeit unserer Eisenerzvorräte zwinge uns schon heute, mehr als die Hälfte unseres Bedarfs aus dem Auslande zu beziehen, zu Bedingungen, die immer drückender und schamvoller werden. Beweis: der erniedrigende Handelsvertrag mit Schweden, das unter größten Opfern verhindert werden mußte, einen prohibitven Ausfuhrzoll auf Eisenerze zu legen. Die gleiche Not liege in der Knappheit des vorhandenen Baumwollbodens, und Marokko sei berufen, ihr abzuhelfen und die lästige Monopolstellung der Vereinigten Staaten zu brechen. Dafür gebe es keine Kompensationen und darum berge der Marokkovertrag für die nächste Zukunft einen casus belli. Die ganze Basis unsrer Weltpolitik ist mit der Aufgabe Marokkos, mit dem Raubzug der Italiener nach Tripolitanien und unserer Ohnmacht, den Islam auch sonst zu schützen und zu stützen, erschüttert; unsere in Kleinasien und Persien arbeitenden Kapitalien sind in Gefahr und von der Gnade Englands und Rußlands abhängig. Schon hört man Stimmen, die meinen: diese ganze Orientierung war an sich richtig, aber sie sei an der elementarsten Voraussetzung aller Weltmachtpolitik zerschellt: an der Unzulänglichkeit unserer Flotte, gemessen an der englischen. So wird des ganzen Handels Ende gar ein noch hitzigeres Schiffsrüsten werden, ein beliebtes aber kostspieliges Mittel, diplomatische Schlappen zu vertuschen.

Übermarrismus

Ab und zu geſchehen doch in dieſer langweilig-trübſeligen Welt Dinge, die einen freuen.

Jahrzehntelang haben die Über-Radikalen „die Prinzipien" nach ihrer Art gewahrt. Das heißt: ſie haben ſchonungslos verhöhnt, was dem philoſophiſchen, hiſtoriſchen und nationalökonomiſchen Marxismus widerſprach, wie ſie ihn verſtanden. Es war ſo etwas wie ein Übermarx, gegen den der Meiſter ſelbſt ſich noch zuweilen wehrte, ſolange er lebte. „Moi, je ne suis pas Marxiste", hat er einmal geſchrieben. Sie haben die Prinzipien ſo lange zugeſchliffen, bis die Spitze abbrach, haben das Pferd in Karrière geritten, bis es das Kreuz brach. Das iſt ſo Apoſtel-Art. Münzer und Jan van Leyden haben Luther überluthert, James Mill kündigte Ricardo nahezu die Freundſchaft, weil er einige ſehr notwendige Korrekturen an ſeiner Wertlehre plante; und die um Kautsky haben Marx übermarxt.

Von dieſem Standpunkt aus wurde Kritik gemacht und zwar in einem Tone derartiger papaler Unfehlbarkeit, ſo ungeheuer von oben herab, und dabei mit ſo hervorragend ſchlechten Manieren, daß auch Unbeteiligten die Empörung in die Stirn ſchießen mußte. Leider haben Marx, Engels und Laſſalle ſelbſt die ſchlechte Methode eingeführt, den wiſſenſchaftlichen Gegner als eine üble Miſchung von Idioten und Sykophanten in Verruf zu bringen, ſtatt ihn ruhig und ſachlich zu widerlegen. Dieſe Methode iſt immer falſch und immer verdächtig. Gott iſt, wie mit den ſtärkeren Bataillonen, ſo mit den ſtärkeren Argumenten; und wer ſeiner Sache ſicher iſt, ſchimpft nicht leicht, ſondern läßt den Gegner vor dem Publikum lieber ſo ſtark wie irgend möglich erſcheinen, weil dann ſein Sieg um ſo ruhmvoller ſein wird. Aber immerhin: wenn Laſſalle, der ſonſt beſſere Manieren hatte, in ſeinem „Baſtiat-Schulze" über die Schnur haute, ſo hatte er die zureichende Entſchuldigung der ehrlichen Empörung gegen die längſt lächerlich gewordene Kinderfibel, gegen das ammenmäßige, ſalbungsvolle Eiapopeia, mit dem der Manchester-Liberalismus die Maſſennot und Maſſenempörung in Schlummer zu lullen ſich vermaß. Und wenn die Opfer der Methode beſſere Männer waren, wenn Marx in ſeinem „Elend der Philoſophie" den gedankenſchwangeren Proudhon und Engels in ſeiner „Umwälzung der Wiſſenſchaft" den gewaltigen Dühring, freilich nur in effigie — denn Unſterbliches kann man nicht töten —, abſchlachteten, ſo kann man das zwar nicht entſchuldigen, aber wohl aus der Pſychologie von Verbannten, Verbitterten, Enterbten verſtehen, die durch Eigenbrödelei den Tag der Erlöſung verzögert ſahen.

Aber ſchließlich, quod licet Jovi . . .! Wenn einer Karl Marx iſt, mag er tun, was ihm gefällt; man mißt ihn nicht mit dem Maß der Kleinen. Wir begreifen gerne, daß zu ſo viel Licht auch viel und tiefer Schatten gehört. Wo eine rieſenhafte Intelligenz und ein mindeſtens ebenſo rieſenhaftes Temperament Berge wälzt, um eine Welt zu zertrümmern und eine neue aufzubauen, da gilt alles! Auch den großen Arthur Schopenhauer bringt uns ſeine olympiſche Grobheit nur, ich möchte ſagen, menſchlich näher. Aber das gilt nicht für beliebige junge Jünglinge, deren ganzes Verdienſt darin beſteht, die Parteiſchule mit Auszeichnung abſolviert und den übermarxiſchen Katechismus auswendig gelernt zu haben. Gerade ſolche Knäblein aber ſitzen auf des großen Alten olympiſchem Throne; ſie haben für die Sache, der ſie gewiß mit beſtem Glauben dienen, niemals gelitten

und niemals selbständig gedacht: aber sie donnern und blitzen ganz wie Zeus, — nur freilich mit dem Donnerblech und Kolophoniumpulver. Es tötet niemanden, es täuscht nur noch die andächtig erschauernde Galerie. Aber was macht es ihnen aus, daß das Parkett lacht und zischt?

Am lieblichsten treiben es natürlich die Damen. Frauen haben weniger Hemmungen als Männer; sie sind zwangsläufiger; einmal auf die Schienen eines Prinzips gestellt und angeschoben, laufen sie geradeaus und überrasseln jede Weiche. Sie sind geradezu von der Natur dazu prädestiniert, Prinzipien zu überspitzen und totzureiten. Und was eine Weiberzunge vermag, das weiß man ja.

Kein Wunder daher, daß eine Frau es sein mußte, die diesen seltsamen grotesken Opferdienst vor dem Götzenbilde ad absurdum führte: die spitzeste Zunge, die prinzipientreueste Wächterin der heiligen Überlieferung, der gefeierte Oberzensor der Partei, — Frau Rosa Luremburg.

Der Parteivorstand hatte ein Flugblatt in Sachen Marokko herausgegeben. Frau Rosa nahm es unter die kritische Lupe; und siehe da, es war fadenscheinig. Sie legte es auf die kritische Wage; und siehe da, es ward zu leicht befunden. Und voller heiliger Entrüstung entnahm sie der Schublade das berühmte Schema und füllte es aus: „Schlapp! Flau! Keine Ahnung von materialistischer Geschichtsauffassung! Im Widerspruch mit den Prinzipien! Bürgerliches Gewäsch!"

Da meldete sich als Verfasser, halb entrüstet und halb beschämt — Karl Kautsky! Ein ungeheuerer Ausbruch der reinsten Freude beseligte Hunderttausende, weit über die Reihen der Partei hinaus. Eine hatte sich allzu hoch gereckt und war mit der Stirn an den Türbalken gerannt. Das stimmte heiter. Aber es war noch etwas Edleres dabei als Schadenfreude. Man hörte etwas klirren, als wenn eine Fessel gebrochen wäre, und fühlte sich leichter. Eine unerträglich gewordene Zwingherrschaft hatte den ersten ernsthaften Stoß erhalten.

Der fröhliche Vorfall wird vielen klar machen, daß es so nicht weiter gehen kann. Hoffentlich gehört auch Kautsky selbst zu den Belehrbaren. Er fast aus diesem Kreise allein — wohl nur Rudolf Hilferding macht gleichfalls eine sehr ehrenvolle Ausnahme — hat einen guten wissenschaftlichen Namen zu verlieren und hat sich auch persönlich von allen gröberen Ausschreitungen dieser sogenannten Kritik freigehalten. Sollte er jetzt, wo er die edle Methode am eigenen Leibe verspürt hat, nicht einsehen, daß es Zeit ist, die Hunde zurückzupfeifen, um nicht auch im eigenen Kreise der Lächerlichkeit zu verfallen?

Denn das sagen sich viele: entweder hat Frau Luremburg recht, dann versteht nicht einmal Kautsky seinen Marx, — und wer versteht ihn dann? Nur Frau Luremburg? Oder sie hat unrecht; dann ist es Zeit, die früher ergangenen Urteile zu revidieren. Vielleicht sind dann doch die Nicht-Marristen nicht sämtlich Idioten und Sykophanten?

Und so hat denn der hysterische (ich glaube, das ist das Wort:) Hyper-Radikalismus sich selbst überschlagen. Der dumme Skorpion hat sich mit seinem eigenen Stachel verwundet. Hoffentlich stirbt er daran.

Franz Oppenheimer

David Jayne Hill

David Jayne Hill, der bisherige Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, beschenkt uns bei seinem Abschied mit einem Buche über „Völkerorganisation und der moderne Staat" (Egon Fleischel & Co.). Ein Geschenk, wie es nicht viele seiner Zunftgenossen bei einem entscheidenden Ortswechsel zu hinterlassen pflegen. Es dankt nicht gelehrten Absichten seine Entstehung, obwohl der Verfasser vom Gelehrten die Zucht des Denkens und die schmucklose

Darſtellung hat. Es iſt auf dem Boden einer gütigen, menſchenfreundlichen, religiös geſtimmten Seele erwachſen, die bis in ihre tiefſten Falten von einem edlen Rechtsgefühl erfüllt iſt. Aber es verliert ſich nicht in vage utopiſtiſche Träumereien ſchöner Seelen und hat nicht den Ehrgeiz, den Pazifismus mit Rechtsfloskeln zu umkränzen und den Vorrat unproduktiver guter Gefühle zu vermehren. Vom Diplomaten hat Hill den Wirklichkeitsſinn. Er gebt der Entſtehung und der Geſtaltung des Rechtsbewußtſeins erſt hiſtoriſch nach, zeigt, wie es den anarchiſchen Individualismus überwindet, innerhalb der ziviliſierten Geſellſchaft die Rechtsordnung, den Zwang zu Ausgleich und Recht ſchafft, wie dieſer Zwang die Rechtsbaſis aller unſrer Freiheiten, aller unſrer köſtlichen Entwicklungsmöglichkeiten geworden iſt und nun, ſeit der Geburt des modernen Staates und der modernen Wirtſchaft und Wirtſchaftsverflechtung, im Begriff iſt, auf die Beziehungen der Völker überzuſpringen und dieſe allgemeinſte, aber kulturell umfaſſendſte Gemeinſchaft zu organiſieren. Dieſe Gedanken ſind nicht neu und dieſe Ausführungen ſind gar nicht einmal beſonders geiſtreich. Hill ſtellt feſt und beweiſt. Er plädiert nicht mit der verſtimmenden Aufdringlichkeit eines Advokaten, der, was er nicht beweiſen kann, einem ins Gewiſſen ſchiebt. Er kennt die ungeheuren Widerſtände gegen die Völkerorganiſation und wird auch wohl nicht erſt durch die Lektüre des Hobbes erfahren haben, wie ſchwer es iſt, die Raubtierinſtinkte aus der menſchlichen Seele auszujäten. Er predigt nicht, weil er die Geſchichte auf ſeiner Seite glaubt; die Geſchichte und die Macht der Vernunft und des ökonomiſchen Nutzens. Er polemiſiert auch nicht. In dieſem überwältigend ruhigen Vortrag klingt es beinahe derb, wenn er die alte Lehre, die Vorbereitung auf den Krieg ſei die beſte Sicherung des Friedens, ſophiſtiſch nennt. Wie muß ſich dieſer politiſche Denker in der Gemeinſchaft der an dem Hofe eines großen Militärſtaates beglaubigten Diplomaten gefühlt haben? Zumal in Berlin, wo eine brutal ſich gebärdende Realpolitik ſich mit romantiſchen Allüren kreuzt und in den Salons, in denen man ſich nach den Regeln des geſchäftigen Müßigganges unterhält und langweilt, die dandyhaft überzuckerten Machiavellis zu Dutzenden poſieren. Daß dieſem entſchiedenen Nicht-Diplomaten, der natürlich „nicht einmal" über die durchſchnittliche amerikaniſche Geſchäftsgeriſſenheit, die viel bewunderte Yankeeſmartneß, verfügt, gar nicht elegant iſt und zu der in Kiel ſo beliebten flimmernden Milliardärkultur der Fünften Avenue nicht die geringſte Gemütsaffinität beſitzt: daß ihm nur die offiziöſen Zeitungsnekrologe papierne Tränen nachweinen und ſeine große Beliebtheit im Corps diplomatique beſcheinigen, verſteht ſich von ſelbſt. In ſeinem Hauſe herrſchte bei Empfängen eine Einfachheit old style, die in dem Wirbel der froſtigen neuberliniſchen Pracht unliebſam auffallen mußte und faſt beleidigend wirkte. Dieſe Art hatte in dem Miethaus der Vereinigten Staaten Vorgänger in den gelehrten Herren White und Bancroft: aber das war unter Wilhelm I. und iſt lange her . . . Auf ſein Gehalt angewieſen „konnte er nicht mit". Der Leumund ſo beſcheidenen Weſens ſoll Herrn Hill ja den Antritt ſeines Amtes in Berlin faſt unmöglich gemacht haben und nun geht er, um einem anderen Charlemagne Tower, einem Diplomaten mit vollen Taſchen und leerem Herzen, Platz zu machen. Für das Deutſchland von heute iſt nichts ſo bezeichnend wie die Leidensgeſchichte des Herrn David Jayne Hill in Berlin. Der regierende Herr im Weißen Hauſe in Waſhington wird wohl ein für allemal den Export amerikaniſcher Ideologie nach Deutſchland einſtellen müſſen. In unſrem höfiſchen Klima ſcheint ſie nicht zu gedeihen.

Junius

Wilhelm Dilthey

Erst Friedrich Paulsen, dann, kurze drei Jahre später, Wilhelm Dilthey. Die Geisteswissenschaften an der Berliner Universität sehen wie verwaist aus. Denn trotz aller Versuche, sie nach dem Vorbild der Naturwissenschaften zu mechanisieren, stellen sie an die, welche sie pflegen, nach wie vor Ansprüche, die über die bloße Tauglichkeit für den Betrieb sehr wesentlich hinausgehen, die nur durch eine Synthese von Menschtum und Denkertum eingelöst werden können; und in beiden, in Dilthey wie in Paulsen, steckte soviel von dieser seltenen Anlage zur Synthese, daß sie auf ganz besondere Weise inmitten eines Gewimmels von Spezialisten als philosophische Persönlichkeiten anmuteten. Paulsen war weder besonders scharfsinnig, noch besonders gelehrt, noch gar dialektisch besonders begabt; er war kein guter Redner, sein Vortrag stockte und war mit Besinnungspausen übersäet; seine Stimme war reizlos und trug nur mühevoll den Gedanken zu den ferner Sitzenden; aber wie er den Kopf geneigt hielt, wie das Auge konzentriert suchend herumschweifte, bis der angemessenste Ausdruck gefunden war, wie schließlich mit fast forcierter Einfachheit und Aufrichtigkeit und ohne ichsüchtige Grimasse eine Meinung vorgetragen wurde, die von Druckerschwärze und Papier nicht besudelt war: das hob diesen Mann aus Reih und Glied, gab diesem Gelehrten ohne jede hervorragende Spezialistenbegabung seinen Stempel, — so eine Art Weisheitsstempel. Ähnlich verhielt sichs mit Dilthey. Was also die Geisteswissenschaften adelt, was sie und insbesondere die Philosophie den Naturwissenschaften gegenüber legitimiert, ist ja nicht die reine, quantitativ zu messende Gelehrsamkeit, ist auch nicht die hieb- und stichfeste Rüstung eines Wissens um das Wissen alter und neuer Zeiten, welche den Aufstieg zu den Höhen der akademischen Laufbahn in den meisten anderen historisch-philologischen Fächern allzu leicht ebnet und in der Zunft noch immer über Gebühr gewertet wird; ist nicht einmal die Fähigkeit zu kühler, sachlicher, bis zu den Elementen der Elemente vordringender Analyse. Das alles ist in den Geisteswissenschaften Voraussetzung zu nützlicher Vorarbeit, mehr nicht. Kommt nicht eine starke Dosis Phantasie hinzu, die ahnt, was sie nicht beweisen kann, die in die Ritzen ewig unzulänglicher Analyse vervollständigend und Verständnis schaffend eindringt, so bleibt dieser ganze Betrieb blind und leer und wird unnützer Zeitraub. Und strömt nicht in die Wiedergabe der gefundenen Tatbestände ein Hauch starken Menschtums, steckt nicht in der ganzen Darstellung etwas von der Unruhe, dem Suchen und Tasten, von der Zwitterhaftigkeit und — unbegreiflich — doch wieder Selbstsicherheit des Kulturwillens: so schmeckt diese ganze akademische Geisteswissenschaft nach schalem Bier und ist das überflüssigste Ding von der Welt. In Diltheys Schriften finde ich sehr viel Reflexe dieses unruhevollen Kulturwillens; viel Haschen nach dem ewig entgleitenden Faden und Sinn in den Kulturzusammenhängen. Erst, im Schleiermacher, sehr viel romantisches Pathos, dann, in der Einleitung in die Geisteswissenschaften, sehr viel Skeptizismus und konstruktive Enthaltsamkeit. Dilthey wollte nichts, wie Paulsen; vielleicht weil er viel tiefer sah und weniger stark fühlte. Sein hervorragendster Charakterzug war die ästhetische Passivität des unvermeidlich beschaulichen Menschen. Der in zahlreichen Abhandlungen unternommene Versuch, das ungeheuer verwickelte Gebilde, das wir Geschichte nennen, in seine Elemente zu zerlegen und eine Kritik der historischen Vernunft zu geben, kam über geistvoll fragmentarische Ansätze nie hinaus; darüber wird das Gerede der jungen Leute, die im letzten Jahrzehnt sich als Jünger an Diltheys einflußreiche Rockschöße hängten, keinen Sachverständigen täuschen. Denn er sah die wesentlichen Probleme, formulierte geistvoll seine Thesen, schrieb Programmschriften, Skizzen, erste Bände — der Schleiermacher ist unvollendet, die Ein-

leitung in die Geisteswissenschaft ein ziemlich peinlicher Torso oder ein anspruchsvoller Wechsel auf die Zukunft , häufte Apercus, deutete Zusammenhänge an: zu einer wirklich geschlossenen Synthese reichte seine Kraft nicht aus. Aus allen seinen Schriften blitzt philosophisches Ingenium, jede neue Schrift weckte hohe Erwartungen, mit fortschreitendem Alter schien sogar seine Konzentrationsfähigkeit zu wachsen; sie wurde aber nie stark genug für einen wirklich großen Wurf, wie ihn etwa Bergsons Evolution Créatrice darstellt. Schade. Man hatte den Eindruck, als ob rein physiologisch im System dieses so reich begabten Mannes, dem schließlich doch achtundsiebenzig Jahre für die Objektivierung seiner Begabung geschenkt wurden, irgendwo ein Loch war. Aber als Denkertypus und schriftstellernde Persönlichkeit war Dilthey doch eine Seltenheit unter den heutigen Katheder-philosophen und fast ein (wohltuender) Gegensatztypus zu der jüngeren Generation unter ihnen, in der die engen Spezialisten oder die historisch-philologischen Wiederkäuer vorzugsweise den Vordergrund der Bühne besetzt halten. Er war persönlich mehr als die Summe seiner schönen Fragmente. Er schwankte wie ein Seher durch die Straßen, innerlich immer beschäftigt, sinnend, suchend, schöne wenn auch unausgesprochene Apercus auf den Lippen, dabei stets für sich und in einer Atmosphäre, die selbst seine Schüler sehr deutlich distanzierte; man brauchte ihn nur zu sehen, um sich zu sagen: das ist ein Eigener. Dilthey mußte ziemlich alt werden, ehe sich seine Geltung ganz befestigte. Und dazu haben, merkwürdigerweise, die Literaturhistoriker am meisten beigetragen. Er hat sie freilich durch seine tief ins Genieland vordringenden Essays über „das Erlebnis und die Dichtung" (dritte Auflage, 1910; bei Teubner) und seine „Einbildungskraft des Dichters. Bausteine für eine Poetik" dauernd verpflichtet und ihre Arbeit neu legitimiert.

S. Saenger

Deutsche Maler und Zeichner*

In einer Kunstausstellung stehen zwei junge Leute vor einem Bild. Der eine hört zu was der andre ihm beweisen will. Der ist sehr eifrig, er erklärt, warum der Ausschnitt so gewählt sei und nicht anders, daß dem tiefen Rot links ein starkes Grün rechts entsprechen müsse, warum die Valeurs im Gleichgewicht seien; und er solle sich einmal das eine Stück Violett mit der Hand verdecken, wie dann die ganze Farbenkomposition auseinanderfalle! Als er fertig ist, sieht er seinen Freund fragend an. Der aber sagt: „Was geht mich das an!"

Dieses „Was geht mich das an" ist der springende Punkt bei aller Kunstschreiberei. Wenn schon geredet werden soll, dann nur Dinge zu sagen, die den anderen wirklich etwas angehen. Zugleich ist es aber auch das Schwerste. Absehen können von allem Fachlichen und Technischen, von aller Gelehrsamkeit und allem Wissen (das man haben muß), und dem, der zuhören will, sagen, was denn, menschlich genommen, der Gewinn an der ganzen Sache sei. Die wenigsten, die über Kunst schreiben, sind hierzu imstande, denn es gehört eine bestimmte Art exakter Phantasie dazu, die einem, je mehr man studiert, immer mehr verloren geht. Zu den wenigen, denen bei einem ungeheuren Maß von selbst erworbener Bildung diese frische Phantasie nicht abhanden gekommen ist, gehört Karl Scheffler. Als Redakteur von „Kunst und Künstler" spielt er in unsrem Kunstleben seit Jahren eine segensreiche Rolle. Ein Essayist, der die ganz seltene Gabe des Charakterisierens noch besitzt, der nicht nur beschreibt, sondern auch zu werten die Fähigkeit und den Mut hat. Das Buch, das er im Inselverlag in diesem Jahre erscheinen läßt, ist aus einzelnen Aufsätzen zusammengearbeitet. Merkwürdig,

* Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Scheffler. Leipzig, Insel-Verlag 1911.

trotzdem lieſt es ſich wie ein Ganzes, das in einem Guß entſtand, wie eine Bilanz des deutſchen Kunſtſchaffens im neunzehnten Jahrhundert. Das liegt vor allem an der ſehr glücklichen Dispoſition und ihrer vorbildlichen Klarheit. In fünfzig auch für die Kunſtgeſchichte ſehr wertvollen Seiten legt er das Fundament, in jener Charakteriſtik der deutſchen Gedankenmalerei zu Anfang des Jahrhunderts, die in dem Nazarenertum der zwanziger Jahre ihren reinſten Ausdruck hat. Dann folgt, wie von ſelbſt ſich angliedernd, ein Abſchnitt über Böcklin, Klinger und Thoma, die Fortſetzer dieſes geiſtigen „Nazarenertums" (im weiteren Sinne des Wortes). Ihnen wird dann das Schaffen von drei Deutſchrömern, Feuerbach, Marées und Hildebrand gegenübergehalten. Das Weſen der anderen Strömung ſchildert Scheffler in einem glänzenden Eſſay über impreſſioniſtiſche Naturanſchauung und gibt dann Porträte von fünf großen Malerzeichnern, Chodowiecki, Schadow, Krüger, Menzel und Slevogt. In dem Abſchnitt „Drei Wirklichkeitsmaler" führt er uns am Ende zu den Meiſtern der reinſten Muſik, die uns auf dieſem Gebiete gegeben iſt, zu Leibl, Trübner und Liebermann. — „Keine Kunſtgeſchichte alſo; aber überall mit dem Blick auf den Geiſt der Geſchichte doch geſchrieben."

Dieſer Satz, aus der Vorrede des Buches genommen, enthält das Weſentliche. Dem leidenſchaftlichen Liebhaber der Kunſt hat die hiſtoriſche Gerechtigkeit bei der Arbeit über die Schulter geſchaut. Und deshalb wird man ſich die hier gegebenen Wertungen bei eigener Beſchäftigung mit der deutſchen Kunſt des neunzehnten Jahrhunderts als Richtlinien dankbar gefallen laſſen, unbekümmert darum, ob vielleicht von dem Tauſend Nichtgenannter proteſtiert werden ſollte. Proteſtiert gegen die Behauptung zum Beiſpiel, in Deutſchland ſei der große Haufe immer bereit, in Kunſtfragen den Willen für die Tat zu nehmen; proteſtiert auch gegen die reſumierende Betrachtung: „Es fragt ſich, ob die Deutſchen des zwanzigſten Jahrhunderts fähig ſein werden, den Akzent zu verlegen; fähig, nicht mehr den Gedanken in der Kunſt für das Primäre zu halten, ſondern das lebendig Angeſchaute, und ob ſie, ohne den Dualismus der Malerei ſchon aufheben zu können, der Wirklichkeitskunſt nun jene Herrſchaft übertragen wollen, die ſo lange die Gedankenkunſt innegehabt hat."

Emil Waldmann

Soyka

Tatſächlich, er hat für ſeine Romane ein neues Rezept der Unterhaltſamkeit gefunden, dieſer Otto Soyka, der gleich mit drei Büchern auf einmal debütiert. In ſeinem Keſſel brodeln ganz eigenartige Ingredienzien, anders als die übrigen ehrenwerten deutſchen Literatoren kocht er ſich ſeine Imaginationen ein. Er läßt vor allem die üblichen Narcotika fort, ſo man Stimmung, Lyrik und Landſchaft nennt, er ſchmalzt nicht mit Sentimentalitäten, pfeffert nicht mit Erotik, ſondern beizt einem nur die Nerven mit einer geheimnisvollen cerebralen Subſtanz, bis ſie ſich ſtraff ſpannen und unruhig zu ſchwingen beginnen. Er greift einem nicht ſchmeicherlich an die Herzgrube, ſondern zielt gradaus aufs Gehirn, das er in aufregendſter Weiſe zu beunruhigen verſteht. Seine Romane ſind kühn errechnete Haſardſpiele, die an die Neugierde appellieren und tatſächlich aufregen, weil ſie mit ſo hohen geiſtigen Ziffern operieren, und man ihm immer dabei auf die Finger paßt, ob er nicht bald pſychologiſch bankerott wird. Behaglich und paſſiv beſchaulich läßt ſich's nicht durch Soykas Romane leſen, man ſchnellt da auf den ſtraffen Sprungfedern verblüffender Einfälle immer weiter hinein ins Unvermutete, bis dieſer boshafte Mechaniker der Erregung die Güte hat, die Kurbel abzudrehen, und man ſich — meiſt

gibt ein Revolverschuß das Signal zum Aussteigen — mit einem gewissen Wohlbehagen nach diesem gefährlichen Looping the loop auf dem Boden der Realität wiederfindet. Natürlich lüstets einen, sofort hinter das Geheimnis dieser Nervenschwingmaschinen zu kommen, und tatsächlich, sie ist vertrackt, die Schwergewichtsfrage in den Romanen Soykas. Ihre ganze Last ruht auf Einfällen, zwei, drei Menschen bloß sind ihre Karvatiden. Eigentlich streng genommen nicht einmal zwei oder drei, denn wirklich lebendige Menschen gibt es gar nicht in Soykas Büchern, Menschen, die essen und trinken, arbeiten und faulenzen, Zigarren rauchen und mit Frauen zu Bett gehn. Es gibt nur Menschen, die denken, an ein Ziel denken, und von diesen ambulanten Gehirnen nur die Effloreszenz ihres Willens. Was Soyka als Menschen ausgibt, sind genial konstruierte Intelligenzmaschinen, die wie E. T. A. Hoffmanns Olympia ihre Arien mit den schönsten Koloraturen singen und bei nicht scharf Hinsehenden tatsächlich den Glauben an ihre Beseeltheit erzwingen können. Aber in Wirklichkeit ist — so vielfähig sie sich auch zu bewegen scheinen und so eigenwillig ihre Äußerungen dünken — ihr Denkmechanismus ein geradliniger. Sie gehen mit starren Augen von der ersten Seite zur letzten auf ein vorbestimmtes Ziel zu, sie alle — der Konrad Wehlen im „Herr im Spiel" (Hans von Weber), der Artur Reming im „Fremdling" (Albert Langen), der Konrad Weglehner im „Herbarium der Ehre" — sind auf eine einzige Idee eingestellt wie eine Maschine auf eine, wenn auch vielfach verteilte Verrichtung. Alle Widerstände, die ihnen entgegentreten, sind im voraus kalkuliert, und den Helden die entsprechend starke Dynamik des Willens mitgegeben, so daß sie — die Helden Soykas haben alle eine markante Gemeinsamkeit lautloser Energie und geräuschloser Tragik — schließlich immer über die Materie des Minderwertigen, des nicht gleich Scharfgeistigen triumphieren (oder zumindest ihre Idee, denn im banalen Sinn unterliegen sie.) Bessere Menschenmaschinerie ist selten bei uns gemacht worden. Diese Figuren Soykas funktionieren psychologisch fehlerlos, nicht ein einzigesmal hört man's in ihren Scharnieren knacken. Das Sympathischeste aber an diesen Attrappen ist die Offenkundigkeit, mit der sie eingestanden sind. Soyka rührt keinen Finger, um den offenkundigen Mangel an atmender Plastik zu verbergen, im Gegenteil, er banalisiert mit Absicht die Namen seiner Helden ins Gartenlaubendeutsch, er wendet keinen Pinselstrich Farbe an ihre äußere Physiognomie, um so bewußt die Illusion des Schematischen aufrecht zu halten, und schildert überdies noch die Geschehnisse in einer steifen beintrockenen Sprache. Sein neues Prinzip — vielleicht aus Raffinement gedrehte Verlegenheit — hat Ähnlichkeit mit der Kinographentheaterdramatik, wo die Gestalten ja auch rein flächig, ganz unkörperlich in einem unwirklichen Licht mit nur rinnenden Konturen vorbeizittern, aber dem Publikum doch vielleicht besser das Gruseln lehren als eine lebendige Schmierentruppe. Die Entscheidung liegt da nicht im Princip, sondern einzig darin, ob er Kraft genug hat, die stets aufmuckende Kritik des Herzens mit brutaler Spannung nieder zu halten. Und daran fehlts nicht bei Soyka. Er hat alle Utensilien des Kriminalromans auf dem Lager, nur mit neuen vortrefflichem psychologischem Triebwerk versehen. Manche werden darum diese Romane, schon weil sie der traditionellen deutschen Langweile Fehde ansagen, sofort aus dem jeweilig berechneten Kreis der Kunst stellen wollen, aber damit ist Soykas Können nicht geleugnet. Der wirkliche Fehler dieser Romane steckt anderswo. Mißt man sie etwa an Jensens „Madame d'Ora" oder dem „Rad" so ists rasch erkannt: es fehlt ihnen an Ozon. Sie haben keine frische blutauftreibende lungenerlösende Luft in sich, sondern alles geschieht wie hinter Glas, im Luftleeren. Sie sind ganz aus Geist destilliert, und

Geist kann sich zwar in alle Formen pressen, nur selber keine Substanz schaffen. Sie sind menschlich unfruchtbar, sie beschäftigen und erregen nur, ohne in uns etwas zu erweitern oder zu verwandeln, wunderbar hoch aufsteigende Feuerwerke, denen der gefesselte Blick nachstarrt, bis sie sich wieder restlos im Dunkel lösen. Aber solang sie funkeln, binden sie mit ihren oft dämonischen Lichtspielen unsere gesamten innern Kräfte. Von wie viel neuern deutschen Romanen — diesen mit lyrischen Lauben geschmückten Stelldicheins prätentiöser Weitschweifigkeit mit falscher Psychologie — kann man das sagen? Gruß und Zuruf darum für Sonka als Verbündetem im Kampf gegen die blühende deutsche Langweile!

Stefan Zweig

Vorwort zu einem Buch über Bismarck

Um jeden Helden sind drei Männer bemüht: der Dramatiker, der Biograph, der Analytiker.

Der Dramatiker formt um ihn als Mittelpunkt eine Kugel, der Biograph schlägt um ihn einen Kreis, der Analytiker legt durch ihn einen Schnitt.

Die Daten eines Lebens sind dem Biographen Zweck, dem Analytiker Mittel, dem Dramatiker Vorwand.

Der Biograph kommt zuerst, der Analytiker zu zweit, der Dramatiker, wann er will.

Die Gefahr des Dramatikers ist die Wahrheit, die Gefahr des Analytikers ist die Anekdote, der Biograph ist außer Gefahr.

Der Dramatiker muß, der Biograph kann Analytiker sein, der Analytiker verschluckt den Biographen und scheut den Dramatiker.

Hauptmateralien des Dramatikers sind Anekdoten, des Biographen Dokumente der Zeit, des Analytikers Biographien, Bilder und Autobiographie. Autobiographie sind Memoiren, Briefe, Reden und die vom Biographen anerkannten Gespräche.

Aufgabe des Dramatikers ist freie Nachschöpfung eines Menschen, Aufgabe des Biographen ist sachliche Mitteilung seiner Taten und Motive, Aufgabe des Analytikers ist die Entdeckung der Seele.

Die Sünde des Dramatikers ist Ersetzung des Menschen durch seine Idee, die Sünde des Biographen ist Anfügung eines Schlußkapitels über den Helden „als Mensch", die Sünde des Analytikers ist Übersehen des kleinsten psychischen Symptoms.

Das Ideal des Dramatikers ist Illusion eines Lebendigen, das Ideal des Biographen ist sachliche Erschöpfung, das Ideal des Analytikers ist Zurückführung aller Taten, Wünsche, Gedanken und Motive des Helden auf nicht mehr teilbare Elemente der Seele.

Emil Ludwig

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Sozialismus/ von Sigurd Ibsen

Jeder, deſſen Erinnerung auf dreißig bis vierzig Jahre zurückreicht, wird noch wiſſen, wie der Sozialismus damals in bürgerlichen Kreiſen beurteilt wurde: für ſie war er entweder ein Ausfluß von geiſtiger Zerrüttung oder von Verworfenheit. Heutzutage behandeln ihn, wie man weiß, ſelbſt entſchiedene Widerſacher mit relativer Achtung. Seine Lehre hat ſich inzwiſchen nicht verändert; was ſich dagegen verändert hat, iſt ſeine Machtſtellung. Bei den letzten deutſchen Reichstagswahlen verfügte er über mehr als drei Millionen Stimmen, und da er allmählich in den meiſten Ländern Fortſchritte macht, ſteht er im Begriff, nach bürgerlicher Anſicht präſentabel, ja, faſt reſpektabel zu werden. In Frankreich haben einzelne ſeiner Anhänger Miniſterportefeuilles erlangt, und daß in dem jetzigen italieniſchen Kabinett nicht ein Sozialiſt einen Poſten erhielt, beruht auf der Weigerung des Betreffenden ſelbſt. Mit Bezug auf die äußeren Bedingungen befindet ſich der Sozialismus alſo in einem Übergangszuſtand, ähnlich dem des Chriſtentums im römiſchen Reich unmittelbar nach der Regierung Diokletians, als die Verfolgung der urſprünglich ſo verachteten Sekte durch eine ausdrücklich anerkannte Toleranz abgelöſt wurde. Hiermit ſoll nicht geſagt ſein, daß die Geſchichte ſich auf ein Haar wiederholen wird. Für das Chriſtentum endigte es damit, daß Konſtantin es zur Staatsreligion erhob, aber ſo eingreifende Syſtemwechſel treten nicht mehr durch Machtſprüche ein, und ſoll der Sozialismus ans Ruder kommen, ſo wird es jedenfalls kaum im Handumdrehen geſchehen. Dazu iſt die beſtehende Ordnung noch zu feſtgewurzelt. Das hindert jedoch nicht, daß der Sozialismus ſchon jetzt eine tiefe Wirkung auf die herrſchenden Anſchauungen der Geſellſchaft geübt hat, ſo daß er der Geſetzgebung und den Einrichtungen immer mehr ſeine Merkmale aufdrückt.

In der populären Vorſtellung iſt er ja zunächſt nur eine Arbeiterbewegung und eine Gefühlsſache, aber wäre er nicht gleichzeitig noch etwas anderes und mehr, ſo würde er nicht ſo bedeutende Reſultate erreicht haben. Er hat immer mehr intellektuelle Elemente um ſich geſammelt, und daß er ſie hat gewinnen können, verdankt er vor allem ſeiner kritiſchen Stärke. Oder wenn man will, der theoretiſchen Angreifbarkeit einer Geſellſchaft, deren ökonomiſche Zuſtände dem Kulturbewußtſein widerſprechen, das überall eine zweckmäßige Regulierung der menſchlichen Bedingungen anſtrebt.

Wir Menſchen haben die ſoziale Ökonomie geſchaffen, aber wir beherrſchen ſie

nicht stets; sehr oft ist sie es dagegen, die uns beherrscht. Der Geldmarkt, der Warenmarkt, das Kapital und die Arbeit, all das sind Faktoren, die wir uns nun über den Kopf wachsen sehen. Die großen Krisen, die in gewissen Zwischenräumen die Geschäftswelten heimsuchen, sind in den seltensten Fällen mit wohlbedachter Überlegung hervorgerufen, im allgemeinen entstehen sie sozusagen von selbst. Keiner hat sie gewollt, wenigen ist damit gedient, aber eines schönen Tages sind sie da, unerwartet und unerbittlich. Man forscht dann nach ihren Ursachen und glaubt meistens, sie in der Überproduktion zu finden. Was, falls die Erklärung richtig wäre, darauf hindeutete, daß es eigentlich das Produkt ist, das die Herrschaft über den Produzenten übt. Es müßte selbstverständlich umgekehrt sein, aber wir sind gezwungen, zu erkennen, daß der Komplex von Bedingungen, die die Ökonomie unserer Gesellschaft bilden, nur zu oft die Übermacht über uns gewinnt. Die Zunahme und erhöhte Beweglichkeit des beweglichen Kapitals, das Erwachen der Arbeiterklasse zu Selbstbewußtsein und Selbstbehauptung, die Revolutionierung der Produktionsprozesse und die Vervollkommnung der Transportmittel: diese Umstände bezeichnen jeder für sich einen Fortschritt. Aber im Verein haben sie ein Chaos von Kräften und Bestrebungen erzeugt, dem noch kein ordnender Geist Einheit und planmäßige Richtung gegeben hat. Hier sollte die ökonomische Politik die Führung übernehmen, doch sie hat nicht Schritt gehalten mit der privatökonomischen Entwickelung.

Konstitutionell, administrativ, polizeigemäß betrachtet, ist die Gesellschaft organisiert, aber ökonomisch lebt sie in einer mittelalterlichen Regellosigkeit. Ein Mann wird zu einer Geldstrafe verurteilt, wenn er von seinem Fenster aus Wasser auf die Straße gießt, doch derselbe Mann kann, ungehemmt von Gesetz und Sitte, eine Panik, einen Bankkrach, einen Streik oder eine Aussperrung verursachen, die störend in die Interessen Tausender von Menschen eingreift. Er setzt sich dem Gefängnis aus, wenn er sich ein fremdes Portemonnaie aneignet, aber steckt er einige Millionen von dem Gelde anderer Leute in seine Tasche, so kann das eine gesetzmäßige Sache sein, wohlgemerkt, wenn es an der Börse geschieht; und das selbst, wenn die Operation einem offenbaren Kniff zu verdanken ist, wie z. B. einige Wallstreetspekulanten vor mehreren Jahren schwindelnde Summen verdient haben durch eine vorsätzlich irreführende Mitteilung über die Kornernte in Kanada. Aus guten Gründen läßt er sich nicht wie die Raubritter der Feudalzeit darauf ein, an der Landstraße im Hinterhalt zu liegen und friedliche Bürger einfach auszuplündern, aber er kann Mitglied einer Monopolgesellschaft werden und als solches ungestraft sich daran beteiligen, eine ganze Bevölkerung zu brandschatzen. Wir sehen das namentlich in Nordamerika, der Blütestätte der Trusts, und da sehen wir auch, wie wenig die Öffentlichkeit bisher gegen diesen Mißbrauch der Gesellschaften vermocht hat.

Alle diese Zustände, für deren Widersinnigkeit uns nicht zum mindesten der

Sozialismus die Augen geöffnet hat, sind Früchte einer laisser-faire-Politik, die immer mehr an Kredit verliert und deren Verschwinden vorherbestimmt ist. Und seltsamerweise bilden hier die Trusts selbst, diese Gipfel des Privatkapitals, einen der Wegweiser. Sie weisen auf eine Zukunft hin, in der der Zusammenschluß und die methodische Anwendung der Kräfte den jetzigen Zustand ablösen wird, der in Grund und Boden unsicher und unökonomisch ist mit seinen industriellen Bürgerkriegen, seiner hasardmäßigen Produktion, seiner ruinierenden Konkurrenz und seinem lästigen Zubehör von schmarotzenden Zwischenmännern. Der Drang, aus diesem Wirrwarr herauszukommen, macht sich unabweisbar geltend. Die Trusts sind eine Äußerung dieses Bedürfnisses, der Sozialismus ist, wenn auch aus völlig anderen Beweggründen, eine weitere Bekundung der gleichen Tendenz, und diese sonst so wesentlich verschiedenen Mächte sind insofern zwei Arbeitsgesellschaften zu vergleichen, die beide, jeder von seiner Seite aus, im Begriff stehen, einen Tunnel zu durchbohren.

Die Wurzel der ökonomischen Übel sieht der Sozialismus in dem privaten Eigentumsrecht: das ist der Boden, der das Unkraut erzeugt und den umzupflügen es gilt. Diese Behauptung sucht man zu widerlegen durch die Geschichte und die Ethnographie, die beweist, daß das private Eigentumsrecht bei allen Völkern, die eine höhere Stufe der Kultur erreicht haben, einen der Grundpfeiler der Gesellschaftsordnung gebildet hat, während die Stämme, die den gemeinschaftlichen Besitz beibehalten haben, in einem primitiven Stadium stehen geblieben sind. Aber mit einer ähnlichen Erwägung verteidigte man seinerzeit die Sklaverei, und es läßt sich nicht leugnen, daß das Eigentumsrecht wie jede andere Institution der Wandelbarkeit unterworfen ist. Tatsächlich geht auf gewissen Gebieten eine Sozialisierung vor, indem der Staat und die Kommune Betriebe und Anlagen übernimmt, denen man vor einem Menschenalter den individuellen Unternehmungsgeist vorbehalten hätte; und wir treiben heute die öffentliche Kontrolle unseres Eigentumsrechts und den Grundsatz des öffentlichen Eingreifens in dieses so weit, daß man sie in dem antiken Rom oder in dem älteren England mit ihren strengeren Eigentumsbegriffen für unzulässig gehalten hätte. Aber um festzustellen, daß das private Eigentumsrecht überhaupt hinfällig geworden ist, müßte der Sozialismus beweisen, daß eine durchgeführte Organisation mit gemeinsamem Besitz im Vergleich mit dem bestehenden Regime ein Maximum von Effektivität und ein Minimum von Übeln bedeuten würde. Einen solchen Beweis zu bringen ist ihm bisher nicht gelungen, wie ja überhaupt seine konstruktive Seite bei weitem nicht so stark ist wie seine kritische.

Und anders kann es auch nicht sein, da seine Kritik offenbare Mißverhältnisse angreift, während sich die Konstruktion in Ermanglung der Hilfsmittel des Experimentes notwendigerweise auf Forderungen aufbaut. Es ist jedoch billig hinzuzufügen, daß diese Forderungen sich jedenfalls auf einzelne Analogien stützen

können, die der kapitalistischen Gesellschaft selbst entnommen sind. Wenn also der Sozialismus behauptet, daß die sämtlichen Produktionsmittel der Allgemeinheit gehören und jede Erwerbstätigkeit auf öffentliche Rechnung ausgeübt werden soll, so erstrebt er recht gesehen, nichts anderes als die Erweiterung der ganzen Ökonomie einer Praxis, die für einzelne Erwerbszweige, beispielsweise im Gebiet des Verkehrswesens, einzuführen die meisten Staaten für nützlich erachtet haben. Und wenn er ferner die Vorteile der ökonomischen Zentralisation hervorhebt, so kann er sich auf die Trustbildungen berufen, als auf Beweise dafür, daß auch der Privatkapitalismus sich von dem Wert des Großbetriebs überzeugt hat. Warum also auf halbem Wege stehen bleiben und nicht zum Staatsbetrieb übergehen? Eine rationelle Produktion nach größtem Maßstab würde bei einem achtstündigen Arbeitstag eine Totalsumme von Lebensgütern hervorbringen, die all unsere Vorstellungen überträfe.

Widersacher haben schlagfertig geantwortet: keine noch so vollkommene Regulierung kann die eigentlich bewegende Kraft ersetzen, die persönliche Initiative, den Trieb zur Überlegenheit, den Durst nach Reichtum. Es muß, wie einer von den Rothschilds sagte, Reiche und Arme geben, damit die Armen danach streben können, reich zu werden, denn das ist es ja, was den Fortschritt bedingt. Doch die Sozialisten sind um eine Erwiderung nicht verlegen; sie entgegnen, eine veränderte Gesellschaft werde auch ein in mancher Beziehung verändertes Geschlecht erzeugen. Wenn jeder seinen gesicherten Lebensunterhalt hat, ist der Geldbegehr als Sporn zur Arbeit nicht mehr nötig. Die Befriedigung nutzbringender Tätigkeit, das Verlangen nach Selbstentwicklung, der Drang, den Beifall der Mitmenschen zu gewinnen, diese Impulse werden eine ausreichende Bürgschaft sein für den Fortschritt der Gesellschaft.

Es ist unwiderlegbar, daß das Milieu eine mächtige Suggestion ausübt, daß es die Menschen in bestimmte Formen bildet und umbildet. In andere Verhältnisse gebracht, wird dasselbe Individuum anders fühlen, denken und handeln. Die Möglichkeit ist nicht a priori auszuschließen, daß eine mit dem Ideal des Sozialismus übereinstimmende Gesellschaftsordnung dazu geeignet wäre, das Niveau der Durchschnittsmenschen zu erhöhen. So erübrigt es sich nur noch, zu erfahren, in welcher Weise diese Gesellschaftsordnung eingerichtet und im Gange erhalten werden soll. Es sind Bücher darüber geschrieben worden, aber diese Darstellungen gehen auf Rechnung der Verfasser. Eine autoritative Verantwortung für die Einzelheiten der Sache liegt, soweit bekannt, nicht vor, weder von den großen Geistern des Sozialismus noch in seinen offiziellen Programmen. Die Frage des Zukunftsstaates ist ja auch nicht brennend für die sozialistischen Parteien, da sie die revolutionäre Unversöhnlichkeit immer mehr gegen eine praktische Reformtaktik eingetauscht haben, die allerdings von den Prinzipien nicht absteht, jedoch bereit ist, schrittweise vorzugehen, indem sie sich darauf stützt, daß die Entwicke-

lung schon die rechte Richtung einschlagen werde. Hierbei kann der Sozialismus nur gewinnen, und es wäre das größte Unglück, das ihm begegnen könnte, wenn irgendwo eine unerwartete Wendung der Dinge ihn plötzlich an das Staatsruder brächte und ihn der Notwendigkeit gegenüberstellte, die Aufführung des neuen Gesellschaftsgebäudes in Angriff zu nehmen. Ich sage nicht, daß die Aufgabe für immer unlösbar wäre, aber für die Gegenwart ist sie jedenfalls unzulänglich vorbereitet. Formeln aufstellen ist *eins*, etwas anderes ist es, Mittel und Wege zu zeigen, um sie ins Leben zu rufen.

Seine konstruktive Schwäche wird jedoch mehr als aufgehoben durch Stärke in anderer Beziehung. Ich habe bereits die starke Position erwähnt, die der Sozialismus durch seine Kritik einnimmt, und eine noch stärkere besitzt er in dem, was ich seine religiöse Seite nennen möchte. Als Bote lichterer Tage für die Vernachlässigten und Unterdrückten, als das Evangelium der Arbeiter, Proletarier, Massen hat er alle Länder durchdrungen und Millionen um seine Fahnen gesammelt. Der Geistesaufruhr, der die tieferen Schichten ergriffen und sich teilweise in die höheren verpflanzt hat, erinnert an die hundertjährige religiöse Gärung, die der Lutherischen Reformation voranging.

Und die Bewegung wird sich nicht aufhalten lassen. Denn was nützt es, einen glühenden Glauben mit Vernunftgründen dämpfen zu wollen? Wen glaubt man mit dem Hinweis einzuschläfern, daß in früheren Zeiten die Armut größer war als jetzt? Es ist ja nicht die Armut an und für sich, sondern das Bewußtsein davon, was die Quelle der Unzufriedenheit bildet. Überdies ist es eine alte Erfahrung, daß Aufstände nicht gerade da entstehen, wo die Bedingungen sich am elendesten gestalten; denn wo die Not zu drückend ist, wird die Fähigkeit, ja selbst die Lust zum Widerstand gelähmt. Bezeichnend genug ist es ja in dem gemarterten Süden, die italienische Sozialistenpartei hat hier ihre Stätte, aber unter den relativ besser gestellten Massen in den nördlichen Landesteilen. Deswegen sollte man sich auch nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß die Lohnerhöhungen, die zugestanden werden können, oder Einrichtungen wie Unfall- und Altersversicherungen die Arbeiter je mit ihrem Los versöhnen werden. Je mehr ihr Selbstgefühl wächst, desto weniger werden sie sich zufrieden geben mit dem, was sie für kümmerliche Brocken vom Tische des Reichtums halten. Ihre Führer haben ihnen erzählt, daß die großen Kapitalansammlungen, die sie rings um sich sehen, Früchte einer gewissenlosen Ausnützung des Proletariats sind. Das ist ganz gewiß nicht die unverfälschte Wahrheit; die erhöhte Produktivität der Gegenwart ist nicht in erster Linie der manuellen Arbeit zu verdanken, sie ist der Ablösung der Händekraft durch Maschinenkraft im Verein mit technischen und chemischen Erfindungen zuzuschreiben. Aber die Arbeiter betrachten die Sache nicht von dieser Seite, sie fühlen sich um ihren rechtmäßigen Anteil an der Ausbeute betrogen, und man muß zugestehen, daß

die Bedingungen, die ihnen geboten worden sind, nicht immer menschenwürdig waren.

Wie dem auch sei, jedenfalls hat die bürgerliche Demokratie kein Recht, sich über die umstürzenden Tendenzen des Sozialismus aufzuhalten. Denn sie ist ja selbst von revolutionärem Ursprung. Die ganze bürgerliche Gesellschaft ist, wo sie in vollkommen moderner Gestalt auftritt, auf Prinzipien aufgebaut, die zu ihrer Zeit als aufrührerisch galten. Sie hat das Königtum von Gottes Gnaden abgetan, die Adelsprivilegien beseitigt, den kirchlichen Einfluß abgeschwächt, und es wird ihr auch schwer zu erklären, warum gerade das Eigentumsrecht die geheiligte Institution sein soll, an die zu rühren Schändung wäre. Sie hat das allgemeine Stimmrecht eingeführt und muß also auch erwarten, daß die Massen der Wähler, die an der Änderung der Eigentumsverhältnisse Interesse haben, dieses gesetzmäßige Machtmittel benützen, um ihre Anschauungen geltend zu machen. Sie hat die politische Gleichheit aller Mitglieder der Gesellschaft verkündet und darf sich also nicht darüber wundern, daß sie versuchen, diese durch die weit wirksamere Gleichheit auf ökonomischem Gebiet zu vervollständigen. Die Leute, die das Grundgesetz für geeignet erklärt, die Regierungsweise für Land und Reich zu bestimmen, werden mit der Zeit auch Teilnahme an der Anordnung der Geschäfte fordern, und daß Tausende von Menschen für das tägliche Brot von einem einzigen „Herrn" abhängig sein können, verträgt sich nicht recht mit der demokratischen Idee. Die bürgerliche Demokratie muß die Konsequenzen ziehen und erkennen, daß, wie sie selbst ein Kind der französischen Revolution ist, der Sozialismus der logische Sprößling ihrer eigenen Lehren ist.

Natürlich ist der Hinweis auf diese geistige Verwandtschaft nicht ausreichend, um die Berechtigung des Sozialismus in höherem Sinne zu beweisen. Hierzu bedarf es einer andern Beweisführung; die entscheidende Frage ist schließlich die, ob die Bewegung alles in allem kulturfördernd ist oder nicht. Daß nun die kritische Arbeit des Sozialismus für die Gesellschaft nutzbringend ist, unterliegt keinem Zweifel. Von weit geringerer Bedeutung sind seine konstruktiven Versuche, aber als wertlos können sie doch nicht bezeichnet werden. Was seine religiöse Erscheinung anbetrifft, so ist diese einerseits ansprechend durch das Pathos der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, dem sie Ausdruck verleiht, aber andererseits unschmackhaft durch die Dogmatik, in der sie, wie gewisse andere Religionen, zu erstarren im Begriff steht.

Das proletarische Dogma, der Aberglaube, daß die niederen Schichten den Kern des Volkes bilden; der Hang, der körperlichen Arbeit den Vorrang vor den übrigen Tätigkeiten zu geben; die krankhafte Zuneigung zu den Schwachen und Verkrüppelten, den Neidischen und Gehässigen: das sind die kulturfeindlichen Auswüchse des Sozialismus. Man kann das Proletariat bedauern, und man soll helfen, es zu heben; aber eine Masse geradezu verherrlichen, die in dieser

Form am beſten nicht exiſtierte, das iſt doch eine der merkwürdigſten ſeeliſchen Verirrungen, deren die Welt je Zeuge war. Die ſozialiſtiſchen Führer ſelbſt machen ſich gewiß wenig Illuſionen mit Bezug auf die wahren Verhältniſſe. Einer von ihnen, der frühere franzöſiſche Miniſter Viviani, ſagt: „Die meiſten gegenwärtigen Proletarier arbeiten nur notgedrungen, ohne ſich irgendwie des Wertes der Arbeit bewußt zu ſein. Sie bevorzugen heimlich das müßige, egoiſtiſche Daſein, das ſie den Reichen zum Vorwurf machen.“ Niemand wird den Idealismus verkennen, der Männer wie Bebel, Jaurès und Vandervelde beſeelt, aber die Führer vermögen nicht, den Geiſt der Sozialiſtenpartei bedeutend über den zu heben, der die Hunderttauſende der Menge beherrſcht. Und ſeien wir gewiß, daß an dem Tage, da dieſe Maſſen einen vollkommenen Sieg erreicht haben, ſie ebenſo einſeitig nur die Intereſſen des Volkes wahren werden, wie frühere Machthaber die Vorrechte der Geburt und des Reichtums begünſtigt haben.

Soll der Durchbruch des Sozialismus als ein Kulturgewinn begrüßt werden, ſo kann es nur auf zwei Wegen geſchehen. Entweder indem die Maſſen ſich der Diktatur der Intelligenz unterordnen, oder indem ſie allmählich bei einer wachſenden Wohlfahrt und einer höheren Ausbildung aufhören, in der jetzigen Bedeutung des Wortes Maſſen zu ſein.

Die Vaterlandslosen/ Roman von Herman Bang

(Schluß)

Drinnen in den Zimmern unterhielt man sich in Gruppen. Der Direktor, der neben Frau Lorentzen und den beiden nordschleswigschen Frauen gestanden hatte, setzte sich in Tante Anes Stuhl — einen hohen Lehnstuhl mit Heupolsterung und gewebtem Stoff — und er sagte: „Das ist ein Stuhl für mich. Unsereins zieht die harten Sitze vor."

Und er erzählte von der Tischlerschule, in der ein fröhliches Fortkommen zu spüren sei. „Ja," sagte er, „wir kommen nur Schritt für Schritt vorwärts, aber unser Tannenholz mit den alten Mustern gewinnt überall Anklang. Wir haben die Freude, daß unsere hübschen Möbel in vielen Häusern und Gutshöfen im ganzen Lande zu finden sind — — und das mahnt, das ist eben der Kern, er mahnt und belohnt dadurch unser Streben. . ."

Joan war glücklich an Frau Lorentzen vorbeigekommen, als Pastor Jespersen ihn aufhielt: „Na, endlich sind Sie losgekommen. Meine Frau schickt mich nämlich, damit ich sie von der „Gabe" befreie." Joan lächelte, vielleicht etwas geistesabwesend, plötzlich aber sagte er und ging auf eine Fensternische zu: „Ihre Frau ist so liebenswürdig — — und wie gut, daß Fräulein Gerda sie gehabt hat." Der Kaplan sah ihn einen Augenblick an. „Ja," sagte er, „die beiden helfen einander. Man ist auf seine gegenseitige Hilfe angewiesen, Herr Graf. Hier jedenfalls gibt's genug zu tragen — und könnten meine Frau und ich es nicht gemeinsam tragen, wäre ich wohl schon lange nicht mehr hier. Aber wenn man zu zweien ist, kann man viel aushalten. Darin liegt ja der große Segen."

„Das mag wohl sein," sagte Joan still. „Teilen heißt Frieden finden," fuhr der Pastor fort. „Ja," sagte Joan und war wieder im Begriff zum Klavier zu gehen, als der kleine Hinkende seinen Kopf zwischen ihn und Pastor Jespersen schob:

„Die Herren sprechen?" sagte er quakend. „Von den Kümmernissen des Lebens, Herr Magister." „Hm," sagte der Magister, „dieses Thema ist reichhaltig und hier in der Gegend mannigfach. Aber das ist doch nichts für einen Touristen. Graf Ujhazy, bewahren Sie lieber Ihre Touristeneindrücke über die Weiden des Landes und die Kultur des Volkes. . . Aber darf ich Ihnen danken. Ich bin nicht musikalisch, aber dank Ihrer Violine schien mir eine Stunde lang die Welt golden und alte Träume wurden wieder in mir wach."

Joan hob den Kopf. „Ja, ja, lieber Herr," sagte der Magister, „Träume sind nicht viel wert. Aber was wir geträumt haben, das kann uns doch niemand nehmen." Joan, der einen ganz anderen Gedankengang verfolgte, sagte: „Dies ist meine letzte Konzerttournee". „Ich habe gehört," sagte der Pastor, „daß sie nicht mehr spielen wollen." „Und weshalb nicht?" fragte der Magister.

Joan sah zum Klavier hinüber: „Weil ich glaube, daß ich jetzt handeln muß.“ Der Magister blickte durchs Zimmer: „Welcher Partei wollen sie beitreten, wenn man fragen darf?“ sagte er und drehte sich auf seinem hinkenden Fuß um.

Erich schlug leise Akkorde an, während er noch immer mit Gerda von Joan sprach: „Nein, in alten Tagen war er nicht so heiter . . . da war er meistens traurig und verschlossen. Er hatte wohl kein rechtes Heim dort auf der Insel gehabt. Denn die Mutter war ja tot, und ich glaube, daß sie nicht sehr glücklich gewesen ist.“

Gerda sagte hastig: „Sie war nicht sehr glücklich?“ „Tja — ich weiß nicht. Sie war ja aus Veile,“ sagte Graf Holstein, als ob er damit eine ganze Erklärung abgäbe. Und kurz darauf fügte er hinzu, während er aufs Klavier blickte: „Meine Frau ist nur aus Lauenburg, Fräulein Johansen. — Ich glaube — und er schlug wieder Akkorde an — daß die Liebe ein Exportartikel ist, der sich nicht dafür eignet die Grenze zu passieren.“

Gerda hatte den Kopf gegen das Klavier gestützt, während Erich fortfuhr zu spielen: „Und dann hat er in all den fremden Ländern gelebt,“ sagte sie langsam. „Ja,“ sagte Holstein und drehte sich auf dem Klavierbock um. „Guten Abend, Herr Magister,“ nickte er dem Hinkenden zu; „Fräulein Johansen und ich philosophieren über das, was Menschen erst hinterher wissen.“ „He,“ sagte der Magister, „alles weiß man erst hinterher . . . Wir reden und wissen selbst nicht, aus welchem Winkel der Seele es kommt. Und die Worte, die wir sagen, führen uns immer weiter — einen Schritt weiter einem Ziel entgegen, über was wir uns selbst nicht klar sind . . .“ „Da haben Sie übrigens recht,“ sagte Erich, „das ganze ist wie eine undurchforschbare Dämmerung.“ „Ja,“ sagte der Magister, „und die Menschen stoßen zusammen oder laufen aneinander vorbei. Was sagen Sie, Fräulein Johansen?“

„Nichts,“ antwortete sie und schüttelte den Kopf. Als der Magister aber davonhinkte, sagte sie und mochte wohl an nichts anderes als an diese Worte gedacht haben: „Wenn er nun hierbliebe?“ „Wer, ach so — Joan?“

Graf Erich schob die Lippen vor: „Finden Sie wirklich, daß es sich hier so schön lebt — für die, die dazu geboren sind, hier zu leben?“ Im selben Augenblick drehte er sich zu Joan um, der auf sie zukam und sagte lachend: „Fräulein Gerda sagt, sie findet, du solltest hierbleiben.“ Und er stand auf.

Ein heller Schein strömte aus Joans Augen, während er sagte: „Aber hier ist ja nicht mein Platz.“ Gerda hatte ihren Kopf gesenkt. „Ich muß nach Hause reisen,“ sagte Joan und hastig flog es ihm aus dem Munde: „Aber Dänemark nehme ich mit mir.“ „Das ist recht,“ sagte Erich.

Sie sprachen miteinander und Joan wußte kaum, wovon — er hörte nur Erichs und ihre Stimme. „Wo gehen Sie hin, Fräulein Gerda?“ fragte er. „Ich bin ja Haustochter,“ sagte Gerda und versuchte zu lächeln. „Warum war Fräulein

Gerda traurig?" fragte Joan, als sie fort war. „Ich weiß nicht," sagte Erich, „aber mich dünkt, wir schwanken heute alle auf und nieder, als wären wir Quecksilber bei einem Erdbeben. — Komm. Wir wollen uns etwas Trinkbares verschaffen . . . Wo sind die sehr geehrten Flaschen zu finden?" wandte er sich an den Doktor, den er fliehen wollte. „Hier im Hause," sagte der Doktor, „sind sie sowohl in der ersten Etage wie im Keller zu finden." Und er lachte über seinen eigenen Witz.

Als aber Graf Holstein gegangen war, sagte Doktor Raabel so rasch, als griffe er zu, um einen Zahn auszuziehen: „Sie haben mit Madame gesprochen, Herr Graf — ja, sie hatte ein brennendes Verlangen danach. Na, amüsant ist es ja nicht — und besonders nicht für Madame . . . Jeder muß diese Bauern nach seinem Temperament zu nehmen verstehen — nicht wahr? und ich bin glücklicherweise Kopenhagener aus einem Jahrgang, der gelernt hat, alles von der komischen Seite zu nehmen. Und wenn man sich überhaupt entschließt, lieber Herr, in der Institution, die sich Ehe nennt, auszuhalten — hier in der Gegend gibt's übrigens nicht viele, die des Aufrechthaltens wert sind — na, was ich sagen wollte, wenn man einmal drinbleiben muß, nicht wahr, so sind die gemeinsamen Interessen ja immerhin ein Bindeglied . . . was das andre anbelangt, so kann man als Mann ja nachhelfen, nicht wahr? Aber andererseits," hastete Doktor Raabel weiter, während eine gewisse Bedenklichkeit in seine Stimme kam, „andererseits, lieber Herr, wenn so ein Talent wie Madames brachliegt, das nagt ja und verdirbt die Laune, nicht wahr? Mancher findet sich ja hinein . . . na, Madame hat Ihnen das wohl beredter geschildert . . .

„Ich wär für die Opéra comique bestimmt," platzte es aus ihm heraus. „Kleine Stimme," sagte er: „aber man sagte mir: schauspielerische Begabung. Aber meine Familie war dagegen . . . na, Madame hat Ihnen wohl erzählt. Kurz gesagt — ich wurde Arzt." Doktor Raabel schob die Lippen vor: „Hier in dieser Gegend." „Besten Dank," sagte er zur Tante, die Wein herumreichte. Als Joan kein Glas nahm, fügte er mit einem vertraulichen Kopfnicken hinzu (Doktor Raabel war überhaupt ein vertraulicher Mann, der andere und sich selbst wie einen Mitwisser anredete): „Hier im Hause soll man nehmen, was einem aus dem hintersten Keller geboten wird." Und er kehrte zu seinem auf- und niederwogenden Gedankengang zurück und fuhr von seinem ärztlichen Beruf fort: „Na, wer weiß, wozu es gut war? Lieber Herr, ein kleines Land mit einer großen Hauptstadt und einer merkwürdigen Kultur — einer Kultur, die bis zu einem gewissen Grade über das ganze Land geht, denn dieses Gebrechen (und der Doktor machte eine Kopfbewegung zum Direktor hin) ist wohl auch so eine Art Kultur — ein Land wie dieses wird, kurzgesagt, eine Art Treibhaus. Viele Begabungen, sehen Sie, die zu einer gewissen Höhe hinaufgetrieben werden — eine gewisse Höhe, nicht wahr, und dann nicht weiter. Kritisieren aber können

alle und das Resultat, lieber Herr — schweigen wir davon . . . Aber in einer Ehe . . . man kennt doch sich selbst, nicht wahr? etwas sozusagen „Verkanntes" bleibt doch immer nach — und zwei Unzufriedene in einer Ehe — schweigen wir davon . . . Haben Sie eine glückliche Ehe gesehen? Ich nicht, Bester," antwortete der Doktor sich selbst. „Na, glücklicherweise steht man über den Dingen," sagte er und trank. „Aber," — und wieder sprangen Doktor Raabels Gedanken zu einem anderen Gegenstand über — : „Es war ja bedauerlich für Madame, daß sie nicht die Ehre hatte mit der „Berühmtheit" zu spielen. Nicht, daß ich Graf Holstein herabsetzen will, das wäre Sünde. Der hat schon genug des Verdrusses — die Gräfin in Potsdam und der „Giftmischer" hier — ich danke . . ."

Joan sah, wie Fräulein Gerda drinnen auf dem Tisch, auf dem wieder ein Tischtuch lag, Schüsseln herumstellte. „Sie ist reizend," sagte der Doktor plötzlich: „und sehr sympathisch. Madame und ich haben uns viel Mühe gegeben, sie in unseren Kreis zu ziehen, wo doch Interessen gepflegt werden. Aber ich weiß nicht, lieber Herr, wenn man mit dem Mädel spricht, ist es als werfe man seine Worte in einen Brunnen." „Das ist wahr," sagte Joan und sah hastig zu dem Arzt auf. „Ja, nicht? Sie haben denselben Eindruck empfangen. Überhaupt eine sonderbare Familie — na, ich bin nicht ihr Arzt . . . ich bin aus Kopenhagen . . ."

Herr Raabel stieß den Rauch seiner Zigarette durch die Nase und sagte: „Wollen wir zu den anderen gehen?" Joan ging ins Eßzimmer.

Die Gesellschaft saß essend herum, mit Tellern im Schoß, oder sie standen in den Fensternischen, während Gerda und die Tante Schüsseln herumreichten. Graf Holstein stand auf der Türschwelle und balanzierte einen Teller mit Salat. Die beiden nordschleswigschen Frauen ließen über ihre Teller hinweg ihre scharfen Blicke über die Zimmer und die Anrichtung schweifen, und die eine sagte zu Frau Lorentzen: „'s gibt mancherlei Sitten im Königreich Dänemark." Frau Lorentzen, die langsam aß, weil es ihre Gewohnheit war das Essen in anderer Leute Häuser mit Nachdenken zu kosten, sagte: „Sie wollten gern so viele wie möglich bei sich sehen, aber freilich bei uns auf der Fabrik halten wir auch darauf, daß alle im Kreis um einen Tisch sitzen . . ." „Bei uns auch," sagte die andere nordschleswigsche Frau und sie fügte hinzu: „in der dänischen Bevölkerung." Der Direktor aber, dem Kandidat Ussing eine frische Schüssel reichte, sagte: „Fremde Gäste werden mit fremden Sitten gefeiert."

Johansen, der langsam von einem zum anderen ging, redete Joan an: „Sie müssen für sich selbst sorgen, Herr Graf." „Ja freilich, Sie müssen zugreifen," sagte der Uhrmacher, der sich geschäftig fortkugelte, um Joan einen Teller zu holen. „He, Gerda, der Konzertgeber hat nichts, und der hat's doch am meisten verdient."

Fräulein Gerda brachte eine Schüssel und stand vor Joan. „Was sind Sie für ein tüchtiges Hausmütterchen," sagte Joan. „Ja, nicht?" sagte der Uhrmacher, „wer die kriegt, fällt nicht 'rein . . ." Gerda glitt weiter, ihr Gesicht war mit einem Lächeln für jeden über die Schüssel gebeugt, einem Lächeln, von dem ihre Augen nichts wußten.

Der Uhrmacher aber, der dazu zurückkehrte, daß Joan es sich verdient habe, sagte: „Gott, es muß doch fürchterlich anstrengend sein . . ." Er meinte das Spielen „Das kann nicht jedermann aushalten."

Sie hatten in einer Ecke Platz genommen. „Ich sah, daß Sie mit unserem Pastor sprachen," sagte der Uhrmacher; „ja, ja, das 'n herrlicher Mann — was man auch sagen mag. Und ich und mein Bruder gehen auch manchmal zu seinen Predigten. Aber 's ist ja 'n Jammer da so 'n zehn Menschen sitzen zu sehen. Ich sag' auch immer zu Johansen: könntest gern hingehen, sag' ich, um zu füllen . . . denn Johansen ist ja unabhängig und wir auch, wenn man 'n gutes Geschäft hat . . . Na, die von der Hochschule führen ja keinen ökonomischen Krieg — nicht so offenbar jedenfalls . . . 's ist ja mehr, daß sie Geschäfte anlegen, um die Macht zu stützen . . . „Aber," fuhr der Uhrmacher fort, „um Pastor Jespersen ist's jammerschade. Dann wollen Sie mir bitte sagen, Konzertgeber, was kann es nützen, daß er predigt, wenn niemand seine Predigt hört . . . auf diese Weise kriegt er ja nichts ausgerichtet. Aber andererseits — denn man muß ja heutzutage die Dinge von allen Seiten betrachten, nicht? Sehen Sie, der Mann nimmt ja nicht Partei, weder für die innere Mission, das saure Zeug, noch für die Grundtwigsche Lehre . . . und wer soll ihn dann anhören — hier in der Gegend?"

Der Uhrmacher lachte und indem seine Gedanken zurückgriffen, sagte er: „Johansen gehört nun zu den Leuten, die die Gottesfurcht von ihren Frauenzimmern besorgen lassen . . ."

Kaufmann Johansen ging vorbei, die Hand in der Tasche. Man konnte die Knöchel sehen, als sei die Hand geballt. Er blieb stehen und ließ seinen Blick übers Zimmer schweifen: „Petersen, Sie könnten auch eine Schüssel nehmen." Und der Geschäftsführer nahm eine Schüssel vom Tisch und bot sie herum — (jetzt ging er gerade hinter Fräulein Gerda her)... Der Uhrmacher sah ihnen nach, während ringsherum gesprochen wurde und Herr Johansen Wein einschenkte.

„Tja," sagte der Uhrmacher: „ich würd es Johansen gönnen, daß es geht, wie ers sich wünscht... Gerda ist 'n herrliches Mädel und Johansen hats verdient, trotz all seiner Fehler. Denn er ist ja 'n harter Kopf . . . und die letzten Jahre haben ihn nicht sanftmütiger gemacht . . . und ich glaub, an dem Bengel in Veile wird Johansen nicht viel Freude erleben . . ." Joan, dessen Gesicht einen unruhigen oder fast angespannten Ausdruck bekommen hatte, sagte: „Weshalb nicht, Herr Petersen?" „Ich heiße Larsen," sagte der Uhrmacher und lachte,

daß er sich auf die Beine schlug. „Nee," sagte er dann, „der Bengel hat kein Rückgrat — was Theodor soll, das mag er nicht; und was er will, dazu hat er keine Ausdauer . . . Na, aber jetzt is ja auch einerlei — da Petersen doch mal das Geschäft übernehmen soll . . ." „Der Geschäftsführer?" „Tja, so ist's wohl gemeint," sagte der Uhrmacher und indem er sein Glas nahm, sagte er: „Haben Sie schon mit dem Tabakshändler angestoßen?" Johansen, der aus einer Flasche Bordeaux einschenkte, war bis zu Graf Holstein gekommen, der neben Frau Jespersen stand. „Zu diesem Salat, Johansen," sagte Graf Erich und sprach in einem etwas unbesonnenen Ton, „müßten Sie eigentlich mit Ihrem berühmten Burgunder herausrücken." „Recht so, Herr Graf," sagte der Kaufmann und lachte, während es ganz kurz in seinen Augen aufgeblitzt hatte, „verlangen Sie nur selbst, wenn Sie bei uns Bauern zu Gast sind."

„Aber," fuhr er fort und beherrschte seine Stimme, „Sie können den Wein gern bekommen, wenn Sie ihn selbst holen wollen. Sie wissen ja, wo er liegt, Herr Graf." Graf Holstein hatte sich in seine Lippe gebissen. „Das ist großartig, Johansen," sagte er und plötzlich fügte er hinzu: „Da kann Graf Ujhazy gleich den Keller zu sehen bekommen." „Joan," rief er, „wir beide sollen in den Keller hinunter."

Und vielleicht als heimliche Erwiderung für Johansen, fügte er hinzu: „Und Fräulein Gerda kann uns wohl leuchten — nicht, Fräulein Gerda?"

Es war einen Augenblick still, während Joan sich erhob. „Gerda?" sagte Johansen, so daß der kurze Name ganz scharf klang, „Ja, meinetwegen, leuchte den Herren, Gerda. Frau Jespersen geht wohl mit . . ." Der Geschäftsführer war drüben in der Ecke mit der Schüssel in dem ausgestreckten Arm stehen geblieben. „Danke, wir haben genug," sagte der Kandidat, der seinem Blick gefolgt war, und er lachte zu Frau Raabel hinüber. Frau Raabel aber sagte zum Geschäftsführer: „Ja danke, ich habe auch genug," worauf sie, die Graf Ujhazys kurzes Abbrechen nicht vergessen hatte, zum Kandidaten gewandt, fortfuhr: „Aber, lieber Ussing, ich bin ehrlich genug zu gestehen — mitten in der Festfreude — daß es für mich eine Enttäuschung war. Gott bewahre, es war ja Weltkunst — — muß es wohl sein . . . aber es ist merkwürdig, daß viele von denen, die den Ruf haben, am meisten zu können, dennoch, wenn man ihnen auf den Leib rückt, keinen Begriff von den Werten haben . . ."

Joan war auf Fräulein Gerda zugegangen: „Wollen Sie uns leuchten?" „Ja . . ." und eine tiefe Röte war ihr ins Gesicht gestiegen. „Danke." „Aber ich komme sonst nie in den Keller hinunter." „Warum nicht?" fragte Joan und es war, als wollten seine Augen ihr Gesicht in seinem Blick baden. „Urgroßmutter hat es nie erlaubt," sagte Gerda und sie sprach bei seinem strahlenden Blick in einem seltsam gleitenden Ton, der gar nicht zu ihren Worten paßte. „Gehen wir?" fragte Frau Jespersen, die hinzutrat. „Wo wollen die denn hin?"

sagte Frau Lorentzen sehr laut, indem sie sich umwandte und ihnen nachsah. Kandidat Ussing aber beugte sich zu Frau Raabel und flüsterte hastig: „Wann können wir uns treffen?" „Es sind so wenig Krankheitsfälle in dieser Zeit," antwortete sie über ihren Teller hinweg.

Die beiden Schleswiger, die am Speisetisch gesessen hatten, waren aufgestanden und gingen schweigend auf und nieder, wie Leute die warten — vielleicht um Aufmerksamkeit zu erregen. Frau Raabel wandte den Kopf zu ihnen um und fragte: „Na, wie hat es Ihnen gefallen, Herr Mathiesen?" „Es waren ja immerhin dänische Töne," sagte Herr Mathiesen. „Ja, verehrter Herr, und ungarische Sauce."

. . . Die vier stiegen die Treppe hinunter. Gerda voran mit einem Licht, ihr folgte Joan: wie die Töne ihres Haares im Lichtschein wechselten, von braun zu schwarz. Hinter ihnen sprachen die anderen, während Gerda die Kontortür aufschloß. „Wir bekommen doch eine Laterne," sagte Erich. „Ja," antwortete Gerda und nahm die Laterne vom Bord, aber sie konnte sie nicht öffnen. „Lassen Sie mich! . . ." und Joan öffnete sie. Das Streichholz zitterte in Gerdas Hand, als sie anzünden wollte. „Ihre Hand zittert ja, Fräulein Gerda . . ." „Ja," sagte sie und versuchte zu lachen, „ich hab immer solche Angst vorm Keller." „Aber weshalb denn?" fragte Joan, der die Laterne anzündete, während Holstein die Kellertür aufschloß. „Urgroßmutter sagte immer, es spuke dort, damit ich nicht hinuntergehen sollte." „Ja, ich gehe jedenfalls nicht mit," sagte Frau Jespersen. „Doch," fiel Gerda hastig ein. „Nee, ich bleibe hier," sagte die Pastorsfrau und setzte sich ans Pult, während sie gleichzeitig ausrief: „Kinder, hier liegt ja ein Telegramm . . ." „Gott, nein," sagte Gerda und machte eine Bewegung, als wolle sie sich die Ohren zuhalten, und hastig fügte sie hinzu: „Woher ist es?" „Aus Kopenhagen," sagte Holstein, der über Frau Jespersens Schulter geguckt hatte. „Ach so! . . ." Und Gerda atmete auf. „Nun wollen wir in die Unterwelt," sagte Erich laut, wie jemand, der abbrechen will. „Nimmst du die Laterne, Erich?"

Erich hatte sie genommen und war bereits die ersten Stufen hinabgestiegen. „Wie ist es hier dunkel," sagte Joan. „Kommen Sie, Fräulein Gerda. „Ja," sagte Gerda und war einige Stufen hinuntergestiegen. Die Kellerluft schlug ihnen feucht, mit Weindunst vermischt entgegen, Joan wandte sich im Halbdunkel der Treppe um und streckte ihr seine Hand entgegen: „Kommen Sie . . ." „Ja . . ." „Nehmen Sie meine Hand." Im Licht der Laterne sah Joan ihr weißes Gesicht. „Hier ist meine Hand . . ." „Ach nein (und plötzlich schüttelte sie den Kopf und es war, als spräche sie durch Tränen, Kindertränen) es ist zu dumm . . . aber Sie müssen allein gehen." „Fräulein Gerda — — — Wie sind Sie furchtsam!" „Ja," sagte sie und war die fünf Stufen wieder hinaufgelaufen, als fliehe sie — und die Tür glitt zu.

Joans Hand war herabgefallen, fast als sei sie abgehackt worden. „Kommst du?“ fragte Erich. Joan wußte nicht, daß er die Treppe vollends hinuntergestiegen war und auf den schimmeligen Fliesen stand. „Wie ist die Luft schwer.“ „Ja,“ sagte Erich und lachte, während er die Laterne hob, so daß die mächtigen Weinfässer im Halbdunkel fast wie Schiffsrümpfe aussahen. „Es ist ja auch nicht lauter reine Traube, die hier in der volkstümlicheren Abteilung lagert . . .“

Er hob die Lampe höher: „Aber sieh nur, all die Massen Sprit, großartig, nicht.“ „Hier wird das Gift gemischt.“ Plötzlich wendete er die Lampe um: „Du, sie glaubte, daß das Telegramm aus Berlin sei.“ „Das Telegramm?“ „Ja, vom Bruder . . . denn von dem pflegen wohl Extrembenachrichtigungen zu kommen.“ „Was ist denn eigentlich mit ihm?“ „Ich weiß nicht recht,“ sagte Holstein und öffnete eine Brettertür: „als er zur See fuhr, konnte er es nicht vertragen, und jetzt, wo er auf dem Lande ist, macht er Dummheiten, weil er nicht zur See fahrt. Hier ist das Allerheiligste,“ sagte Erich und setzte die Laterne aus der Hand, „Sieh, alter Freund — dort die Orkoste . . . und hier liegen die Flaschen.“

Erich zeigte auf die langen Borte, wo oben und unten Flaschen lagen, Flasche neben Flasche mit vorgestreckten Hälsen. „Großartig, nicht!“ sagte er. „Aber du bist ganz bleich,“ fügte er hinzu und er atmete selbst schwer: „ja, die Luft hier bedrückt einen.“ Er schob die Lippen vor als denke er nach und sagte: „Es mag auch die Luft von hier unten sein, die auf die Familie drückt.“ „Wieso?“ fragte Joan wie mit einem Ruck. „Ich meine, so immer und ewig den Dunst von diesem Sprit im Hause zu haben, das kann leicht die Fähigkeiten künstlich in die Höhe treiben — — und gleichzeitig den Willen und dergleichen schwächen.“ „Ja,“ sagte Joan, „das verstehe ich.“ „Aber,“ fragte er hastiger, „Fräulein Gerda?“ „Die ist allerliebst, aber sie sollte lieber heut wie morgen aus dem Hause.“ „Ja,“ sagte Joan und ballte die Faust. „Na, aber hier haben wir den Burgunder! . . . nimm du die beiden Flaschen . . . wir brauchen den Giftmischer nicht zu schonen. Hast du sie? Danke!“ Erich nahm die Laterne: „Komm,“ sagte er.

Sie gingen wieder durch den Keller und Erich schloß die Brettertür. „Das meiste von diesem Sprit,“ sagte Erich und blickte über die gewaltigen Tonnen, „geht übrigens über die Grenze . . . Und etwas nach Hoserup,“ fügte er hinzu, „wenn die Hölle mir zu heiß wird.“ Und plötzlich hatte Erich sich gegen den Boden einer Spritronne gelehnt, und aufrechtstehend, die Stirn gegen das Holz gestützt, schluchzte er, daß er bebte. „Erich, Erich,“ rief Joan. „Erich,“ sagte er leiser, „Erich, was fehlt dir?“ „Die Hölle wird mir zu heiß! . . .“ Und Erich fuhr fort zu schluchzen. „Na,“ sagte er schließlich und drehte sich um, während die Tränen ihm noch in der Stimme saßen, „es hat nichts zu bedeuten . . . kum-

mere dich nur nicht darum." Er trocknete sich mit dem Taschentuch das Gesicht. „So unter der Erde können wir wohl alle mal Anfechtungen bekommen." „Komm," sagte er, aber nach einigen Schritten blieb er wieder stehen und um von etwas zu sprechen und von etwas anderem, sagte er: „Aber wenn die Bande (die Worte kamen langsam, als müsse er seine Gedanken erst sammeln) auf Johansen schimpft, der es wohl auch verdient hat, natürlich, so will ich doch sagen, daß der Fusel des Direktors zehnmal schlimmer ist, als Johansens Gift . . ." „Der Direktor der Hochschule?" „Ja, der Direktor und seine ganze Abzapfungsanstalt von Lebensanschauung ist um kein Haar besser. Und der Gestank von seinem Kulturspritt durchzieht das ganze Land . . ."

Sie hatten die Treppe erreicht. Bei der untersten Stufe legte Erich seine noch zitternde Hand auf Joans Schulter: „Ja, ja, Josse, für den einen gestaltet sich das Leben fröhlicher als für den andern." „Jetzt schnell nach oben," sagte er und lief die Treppe hinauf. „Das hat lange gedauert," sagte Frau Jespersen, „Sie haben wohl alles gesehen." „Ja," sagte Erich.

Gerda aber hatte ihre Augen nur auf Joan gerichtet. „Und Joan geht mit dem Gewinn davon," lachte Erich und zeigte auf die Flaschen. „Nun pusten wir die Laterne aus," sagte er und blies in die offene Flamme. „Ja," flüsterte Gerda, und starrte in das verloschene Licht. „Das Telegramm," sagte Frau Jespersen und nahm es. Joan wollte die Laterne auf das Bort setzen, Gerda aber sagte: „Nein, dort! . . ." und sie schob sie an eine andere Stelle, während sie mit einer seltsam müden Stimme hinzufügte: „Hier hat alles seinen bestimmten Platz . . ."

Holstein hatte oben in der ersten Etage die Tür geöffnet und die Stimmen schlugen ihnen entgegen. Der Kaufmann stand gleich neben der Tür, als habe er gewartet: „Hier ist der Saft," sagte Erich und hob die beiden Flaschen hoch. „Finden Sie nicht, Herr Graf, daß wir anderen auch ein Glas haben sollen?" Und während es ebenso wie vorhin in den Augen des Kaufmanns aufblitzte, befahl er dem Geschäftsführer mehr zu holen. „Und Gläser," sagte er zu Gerda, die mit Joan hereinkam. „Ja, Vater." „Die von der Auktion," befahl Johansen, während er die Faust wieder in der Tasche hielt. „Ja, Vater," sagte Gerda, die angstvoll den Kopf gewandt hatte. Erich Holstein hatte sich auf seiner Hacke umgedreht.

Die Gäste hatten die Abendmahlzeit beendigt und gingen plaudernd aus und ein. Alle Zimmer waren voll Tabaksrauch. Joan ging ins Eßzimmer, wo Gerda Gläser auf ein Teebrett setzte. Sie sah sie wohl kaum selbst, während sie sie nebeneinander stellte, Glas neben Glas, mit den breiten, goldenen Rändern. „Woran denken sie, Fräulein Gerda?" Gerda sah ihn nicht an: „Eben dachte ich an Ihre Mutter," sagte sie. Joan verharrte eine Weile schweigend. „Ich glaube, Sie denken an zuviel trübe Dinge," sagte er dann. „Trübe?" wieder-

holte sie. „Sie sind innerlich so verängstigt," sagte Joan und ihre Stimmen hatten ganz denselben Klang. Gerda nickte — einmal. Und Joan sagte hastig:

„Sie sollten sich von all diesem — freimachen — — — und fortgehen." Fräulein Gerda preßte ihre Hand ums Glas. Aber als fühle er, daß er zu viel und zu heftig gesprochen habe und als wolle er jetzt zu etwas anderem zurückflüchten, sagte er: „Ihre Schwester, zum Beispiel . . ." „Meine Schwester?" er hörte es kaum. „Ja, ich meine . . . meine, Sie sollten sich nicht so viele trübe Gedanken darüber machen." Seine Augen starrten auf ihre Brust, die sich heftig senkte und hob: „Jeder Mensch kann frei über sein Leben verfügen," sagte er. Und von neuem fügte er heftig hinzu, mit veränderter Stimme: „Sie auch über das Ihre." Einen Augenblick sah es aus, als ob sie fallen würde. Dann sagte sie und die Worte kamen mühsam, aber deutlich:

„Es ist nicht, weil sie starb." „Was sonst?" Gerda hatte ihr Gesicht halb gehoben: „Weil sie etwas übernommen hatte, was sie nicht durchführen konnte." „Gerda," sagte Joan und ergriff ihre Hand — und eine Sekunde lang hatte sie seinen Händedruck erwidert, wie ein Ertrinkender.

„Wollen Sie vielleicht einschenken, Frau Raabel," sagte Gerda zur Frau des Arztes, die von der Türschwelle mit langen Blicken über ihren Fächer spähte.

„Der Geschäftsführer wird Ihnen helfen," sagte sie, indem sie hinausging.

Frau Raabel begann den Wein einzuschenken, während Joan dabeistand. Frau Raabel sprach von den herrlichen Gläsern: „Ja, hier im Hause wird für die Zukunft gesammelt. Diese Gläser sind auf Höjerup erstanden." Sie lachte: „Das soll wohl eine Art Dank für die Hilfeleistung des Grafen sein . . ." Plötzlich sprangen ihre Gedanken ab und sie sagte: „Wäre jetzt nicht die Zeit gekommen — für etwas Musik?" Joan, der kaum zugehört hatte, sagte: „Haben wir nicht schon zu viel Musik gehabt, gnädige Frau?" — und ging hinaus. Frau Raabel verschüttete Wein auf dem Silbertablett. . .

Der Pastor stand allein an einem Fenster: „Ach, Sie sind es, Herr Pastor," sagte Joan, der plötzlich dessen Gesicht sah. „Ja," sagte der Pastor, und als eine Art Erklärung für Joans Blässe fügte er hinzu: „Ja, die Luft unten in den Kellern ist schwer. — Graf Holstein aber" — und er lächelte — „weiß, wo die Weine liegen."

Joan antwortete nicht und nach einer Weile sagte der Kaplan: „Meine Frau und ich halten viel von ihm. Er ist stets hilfsbereit und er hilft taktvoll. Und denen," fuhr er fort, „denen meine Frau und ich gern helfen möchten, ist nicht immer so leicht geholfen. Die stehen fast alle außerhalb — — ebenso wie wir selbst. Aber in Höjerup klopft man nie vergeblich an."

Da merkte der Pastor, daß Joan nicht zuhörte, aber er fuhr dennoch fort: „Wenn Sie, Herr Graf, wie meine Frau sagt, einen Sommer wiederkommen" — — „Wiederkommen?" „Ja . . ." Der Pastor änderte den Ton: „Dann

könnten Sie vielleicht ein gutes Werk tun . ." „Ein gutes Werk?" „Darf ich offen mit Ihnen sprechen?" sagte Pastor Jespersen. „Man sieht ja, wieviel Graf Holstein von Ihnen hält — — und ich glaube, wenn Sie einen Sommer in Højerup Aufenthalt nehmen würden, täten Sie ein gutes Werk. Graf Holstein ist so vielseitig begabt — aber er muß angeregt werden."

Joan war aufmerksam geworden, und plötzlich fragte er: „Aber — ja, entschuldigen Sie, Herr Pastor (und er sah Erich wieder vor sich, wie er schluchzend gegen die Weintonne lehnte) . . . aber was ist denn los auf Højerup?" „Man weiß wohl nie," sagte der Pastor, „ich meine, der eine Mensch weiß nicht, wie sich das Leben eines anderen gestaltet hat. Wir Menschen glauben zu sehen, und sehen doch nicht einmal, was wir gerade vor Augen haben — —"

Joan hatte genickt. „Die Gräfin ist ja . . . sie ist allerdings seine Kousine — — aber sie ist doch aus einem anderen Land, das immer ihr Vaterland geblieben ist . . ." „Geblieben . . ." „Ja," fuhr Pastor Jespersen fort, „Sie wissen, Ihr Vater ist Generaladjutant beim Kaiser. Die Gräfin ist mitten aus einem ganz anderen Kreis . . . und hier ist sie nie heimisch geworden — auch nicht auf Højerup — —"

Joan starrte ins Leere: „Und dann ist Graf Holstein zu viel allein — — und — —" „Ja," sagte der Pastor, und auch er starrte ins Leere, „das Glück kann auf so mancherlei Weise für zwei Menschen in Scherben gehen. Und wenn es," fuhr er nach einer Weile fort, „in einer andern Gegend wäre, wo man einen Mann mit einer eigenen Meinung — denn der Graf hat eine Meinung — aufkommen ließe . . . Aber hier in der Gegend . . ."

Frau Jespersen trat zu ihnen. „Wollen wir nicht das Fenster öffnen," sagte sie: „der Rauch zieht sich so schrecklich zusammen." Der Pastor öffnete das Fenster und seine Frau beugte sich einen Augenblick hinaus. Drüben vom Hotel Dänemark klang wieder Gesang herüber. „Die nutzen die Zeit ordentlich aus," sagte Frau Jespersen. Joan hatte seinen Kopf gegen die Mauer gelehnt — von drüben klang es:

Wir lieben dich so sehr,
du Land im grünen Laub,
umspült vom blauen Meer.
Und schöne Mädchen, edle Frauen
und Männer, kecke Knaben
Bewohnen deine Gauen.

„Gott, das Telegramm," sagte Frau Jespersen und griff in ihre Tasche. „Welches Telegramm?" fragte der Pastor. „Für Johansen," sagte seine Frau und eilte fort. „Was kann das sein?" — . . . Der Pastor schien unruhig. „Es ist aus Kopenhagen," sagte Joan gleichgültig. „Na, Gott sei Dank, dann sind es nur Geschäfte." Drüben wurde gesungen:

In Dänemark iſt Herzensſprache Brauch,
und dort iſt Wahrheit Männerſitte auch.
In Dänemark blüht Treu und Lieben,
Goldäpfel reifen im feſtlichen Frieden,
den Stein der Weiſen findet man dort. — —

Joan Ujhazy lauſchte noch immer . . .

„Was iſt das? — Was ſteht drin?" fragte der Uhrmacher Herrn Johanſen, dem Frau Jeſperſen das Telegramm gegeben, und der es dem Direktor reichte, nachdem er es geleſen hatte. „Es iſt die neue Militärvorlage, die angenommen worden iſt," ſagte der Direktor. „Es iſt die Beſoldungserhöhung, die angenommen worden iſt," wiederholte der Kaufmann. „O je," ſagte der Uhrmacher und ſetzte ſich wieder, „nu' ſind wir alſo glücklich in dem Fahrwaſſer." Frau Lorentzen aber ſagte zum Direktor: „Es iſt gekommen, wie wir gehofft hatten."

Kaufmann Johanſen, der das Telegramm zurückbekommen hatte und es wieder und wieder faltete, ſagte: „Jetzt werden die Herren Kopenhagener raſen! . . ." Und er ging ſchneller auf und nieder, während der Direktor Frau Raabel antwortete: „Natürlich, natürlich hofften wir es. Aber andererſeits, wenn man Fühlung mit dem Volk hat wie wir . . . ein Vorſchlag wie dieſer iſt notwendig, natürlich, er iſt notwendig, aber von allen Seiten betrachtet . . . ſo etwas zerſplittert. Es zerſplittert — — jetzt, wo alle guten Kräfte zur Sammlung bereit ſein ſollten — —" „Sammlung iſt gut," ſagte der Fabrikant hart: „erſt die Landesfeinde vor." „Lieber Herr Fabrikant," unterbrach der Direktor „wir wiſſen ja, daß Sie zur Rechten gehören . . ." „Iſt das die Militärvorlage, die angenommen iſt?" rief Raabel, der mit einem goldgeändertem Glas in der Hand angeſtürzt kam. „Jawohl," ſagte Kaufmann Johanſen und ging an ihm vorbei, während Doktor Raabel lachte und ſagte: „Dann gehen wir alſo mit offenen Augen in den lodernden Wahnſinn hinein. Aber was war von den Herren auch anders zu erwarten?"

Der Fabrikant antwortete und tat, als ſpräche er mit dem Direktor: „Die Verteidigungsſache hat ihr Gutes. Sie bringt die Landesverderber ans helle Tageslicht." „Sprechen Sie mit mir, Herr Fabrikant?" rief Raabel, während der Direktor, der mitten im Kreis ſtand, ſagte: „Hier an der ſchleswigſchen Grenze wird der Gedanke an ein verteidigungsloſes Vaterland ja niemals Boden gewinnen." „Wir haben unſer altes Programm," höhnte Uſſing aus einer Ecke. „Wer eine Partei ſammeln will, muß ein Programm haben," antwortete der Direktor. Raabel machte eine Bewegung mit der Zunge, als ſei ihm übel: „Und nachher kann es zum Abtrocknen der Schüſſeln verwendet werden." Der Uhrmacher ſchmunzelte über ſeinem Glas — und hielt plötzlich inne. „Wir Jungen tun uns nicht zuſammen, um Konzeſſionen zu machen," ſagte Uſſing, der mit

den Händen in den Taschen dastand. Raabel aber sagte: „Oh, hierzulande sind Prämien dafür ausgesetzt."

Joan hatte plötzlich seinen Kopf gehoben und betrachtete die schreienden Herren. „Wovon reden sie?" fragte er Erich, als erwache er. „Sie reden," antwortete Erich. „Aber worüber?" „Vom Verteidigen des Vaterlandes, mein Freund," sagte Erich, „das nennt man hierzulande Politik." Ussing aber, der heftig und mit rotem Kopf sprach, sagte, daß man eines nicht vergessen dürfe, nämlich, daß wir Jungen in den alten Grundsätzen erzogen worden seien. Frau Lorentzen unterbrach ihn, indem sie das Wort: Grundsätze wiederholte, während ihr Kinn über der Goldkette schwoll und ihre Blicke von Kandidat Ussing zu Frau Raabel schweiften, die auf der Türschwelle erschienen war, wo sie mit dem handgemalten Fächer wie mit einem Stock in der erhobenen Hand dastand. „Das alte Programm," sagte Ussing zum Fabrikanten, „war Neutralität, die bei den Großmächten angemeldet wurde, und eine Polizeiwache." Der Direktor sagte, daß auch er bei einer so schwierigen Frage auf Schonung hoffe, daß man, woran er nicht zweifle, die Bevölkerung schonend vorbereiten werde. „Den Volksgeist vorbereiten," sagte der Direktor, „den Volksgeist, der, wenn er erst geweckt worden ist, nie in Dänemark versagt hat."

Graf Holstein, der unbeweglich gegen eine Wand gelehnt stand, die Zigarette zwischen den Lippen, übertönte die Stimmen: „Und während Sie vorbereiten, Herr Direktor?" Der Direktor drehte sich um: „In unseren Augen, Herr Graf, hat Gott stets seine bestimmte Meinung mit unserem kleinen Dänemark gehabt." „Diese Meinung ist seit einigen hundert Jahren gewesen: Jeder nehme sich, was er kriegen kann." „Mag sein," sagte der Direktor, dessen Adamsapfel auf- und niederging, „mag sein, daß nicht alle sehen, was bewahrt worden ist." „Nein, Herr Direktor!" — und Erich starrte dem Rauch seiner Zigarette nach, „ich weiß es nicht." „Aber," sagte der Direktor inmitten seines Kreises, „vor allen Dingen muß die Liebe zum Vaterland gestärkt werden . . ." „Und dann müssen die Kanonen vorrücken," rief Raabel und lachte, während er schrie: „Und wenn die Kanonen vorgerückt sind, bauen wir Pulvertürme, und wenn wir Pulvertürme gebaut haben, befestigen wir die Wälle und wenn die Wälle befestigt sind — fallen wir fürs Vaterland . . ." Er führte seine Hand durch die Luft, als gäbe er jemanden eine Ohrfeige. „Darauf können Sie sich verlassen. Erinnern Sie sich nicht des Überganges nach Alsen, mein Herr? Der Magister hatte sich aus seinem Stuhl in einer Ecke erhoben: „Erst kam Düppel," sagte er. „Das haben Sie sehr spät entdeckt," sagte der Doktor und es wurde allgemein gelacht.

Joan war fast bis in die Mitte des Zimmers gegangen und es war Gerda, die er wieder fragte und mit derselben Stimme wie vorhin: „Aber worüber wird denn gesprochen?" Gerda antwortete: „Ach, das ist nur Politik." „Aber um was handelt es sich denn?" „Hier in der Gegend handelt es sich immer um die

Verteidigungsfrage," ſagte ſie wie jemand, der von etwas ſpricht, worüber er nie ſelbſt nachgedacht hat. „Die Verteidigung?" fragte Joan, „die Verteidigung des Landes?" „Ja," ſagte Gerda, halb überraſcht durch etwas in ſeiner Stimme. Joan entfernte ſich einige Schritte von ihr, mit einem ſonderbar angeſpannten Ausdruck im Geſicht — vielleicht angeſpannt, um all die fremden Worte zu verſtehen. Der Fabrikant aber ſagte quer durchs Zimmer zu Raabel, der noch bei ſeinen Kanonen war: „Die Verteidigung aber iſt gar nicht die Verteidigung, ſondern es iſt die Sache, die —" „Die?" Doktor Raabel erhob ſich wie ein Kampfhahn. „— diejenigen trennt, die für oder gegen uns ſind," ſagte Lorentzen. Es flog ein kleines Lächeln aus dem Auge des Arztes geradeswegs in das Geſicht des Fabrikanten, bevor er ſagte: „In welcher Beziehung, Herr Fabrikant?" Es war, als ob der Fabrikant plötzlich auf ſeinem Stiefel ausglitte. Der Direktor aber hatte ſich zu Raabel gewandt: „Freund Lorentzen hat recht," ſagte er; „dieſe Sache iſt die Marke für große Dinge." Der Tabakshändler ſtand hinter Joan: „Haben Sie gemerkt, wie Lorentzen klein wurde?" ſagte er lachend über Joans Schulter, „mit dem kann Raabel es aufnehmen." Und der Tabakshändler blieb mitten zwiſchen den Streitenden ſtehen, die Hände auf dem Rücken, vor Vergnügen ſchwitzend.

Raabel aber hatte ſich wieder zum Direktor gewandt und ſchrie mit einem oratoriſchen Purzelbaum: „Ich kenne hierzulande kein zweckentſprechenderes Geſchäft als die Verräterei . . ." Frau Raabel ſtieß mit ihrem Handgemalten ihren Eheherrn in den Rücken und als er ſich umdrehte, flüſterte ſie: „Biſt du vollſtändig verrückt?" „Scheint ſo, Madame," flüſterte er zurück, „da ich Sie geheiratet habe." Der Direktor aber hatte ſich zu den Schleswigern gewandt, die etwas vereinſamt ſtanden, und er ſprach von den Schützenvereinen, in denen er einen Weg zu ſehen vermeinte. „Denn der Tag wird heraufſteigen," ſagte er, „an dem Recht vor Macht kommen wird." Frau Raabel war durchs Zimmer getänzelt (zwei Haken ſtanden hinten in ihrem Rock offen) und ſie glitt an Kandidat Uſſing vorbei: „Uſſing," flüſterte ſie, „Sie ſollten ſich vor Frau Lorentzen in acht nehmen." „Ach was, man darf wohl ſeine Überzeugung haben," brummte der Kandidat. „Du willſt auch wohl das Nachſehen haben," ſagte Frau Raabel, „du kennſt doch das Frauenzimmer." „Du ſollteſt dich nicht genieren und noch lauter ſprechen," ſagte der Kandidat biſſig.

Frau Raabel glitt weiter — auf Joan zu: „Von all dieſem," ſagte ſie freundlich (und hoffte noch einmal auf den Sommernachtstraum vierhändig), „verſtehen Sie nichts . . ." „Nein," antwortete Joan, noch immer mit demſelben Ausdruck im Geſicht, „ich verſtehe es nicht." „Ich auch nicht," ſagte Frau Raabel und ſah zu ihm auf: „Leute von unſerer Art fliehen die Wirklichkeit, nicht wahr?"

Man hörte noch immer den gleichmäßigen Wortſtrom des Direktors über Schützenvereine, während Raabel drüben in der Ecke ſchrie und ſchließlich zum

Tabakshändler gewandt sagte: „Der helle Blödsinn kann doch nicht siegen!" Plötzlich schlängelte er sich zu Joan durch und fragte: „Wovon spricht Madame?" „Wir sprechen davon, daß wir von all dem nichts verstehen," sagte Frau Raabel. „Das will ich gern glauben," sagte der Doktor. „Ein Fremder, lieber Graf," und er lachte, „der zufällig in dieses Land kommt, muß ja glauben, daß er in eine Irrenanstalt geraten ist. Hier ist jede gesunde Vernunft tot. Ein Fremder wird sich da kaum hineinversetzen können."

Er faßte Joan am Rockaufschlag und führte ihn, beständig redend, fort von Madame: „Eine Landesverteidigung, lieber Graf, haben Sie etwas Ähnliches an Blödsinn schon gehört? Eine Verteidigung dieses Fleckchens Erde — eine Verteidigung mit unseren Soldaten? Haben Sie unsere Soldaten gesehen? Nicht, na, Sie würden Ihren Augen auch nicht trauen. (Und der Doktor lachte): Lieber Herr, wir liegen mitten zwischen zwei Großmächten. Großmächten, mein Lieber, überzeugen Sie sich auf der Landkarte. Und wir sollten daran denken, uns zu verteidigen? Wenn die Herren sich das einreden, nicht wahr! — dann sollte man sie in Zwangsjacken kleiden. Was wir wollen, wir, die wir Grütze im Kopf haben, das ist ganz klar, klar und einfach: Wir wollen das Land offen liegen lassen. Und wenn das Land offen daliegt, wer sollte da auf den Gedanken kommen, es zu besetzen, nicht wahr? Und wenn es besetzt wird, nicht wahr! — dann reklamiert man eben, lieber Herr, und das gesammelte Europa nimmt sich unsrer an . . . In einer Weise aber (Doktor Raabel zog die Schulten hoch), in einer Weise haben die Leute ja eine Entschuldigung. Denn eigentlich nimmt keine Katze im ganzen Land die Sache ernsthaft. Lieber Graf, wir Dänen sind ja, Gott sei Dank, ein Volk von Ironikern. Eine Partei aber muß natürlich eine Sache haben. Und wir anderen (und der Doktor lachte) müssen doch etwas haben, wogegen wir ankämpfen können . . ." Er lachte. „Die Verteidigungssache, lieber Graf, unter uns gesagt, wenn die Verteidigungssache stürbe — das wäre ein Grundschuß für den Radikalismus." Doktor Raabel sah Joan an, dessen Gesicht müde oder fast gequält schien, und er sagte: „Na, all das kennen Sie wohl aus Ihrem eigenen teuren Vaterland . . .?" „Ich habe kein Vaterland," sagte Joan langsam. „Nein, natürlich," der Doktor lächelte, „ein Mann wie Sie wird Kosmopolit, das ist klar . . ."

Und als ob er plötzlich einen Gleichgesinnten gefunden hätte, dem er alles anvertrauen konnte, sagte er: „Aber, lieber Freund, innerhalb unserer vier Wände sind wir das ja alle, Gott sei Dank. Die Zeit schreitet doch vorwärts, nicht wahr? und wenn ich einen Sohn hätte — Madame hat mir leider nur Töchter geschenkt — dann würde ich . . . aber so etwas darf man ja beileibe nicht laut werden lassen . . . dann würde ich ihm aufrichtig wünschen, daß wir schon von Deutschland übergeschluckt wären. Das könnte nur zu seinem Besten sein — ein großes Vaterland, nicht wahr? Das große Land bietet doch große Chancen . . . Aber

es wird schon noch kommen," sagte er. „Unsere Generation hat doch Fortschritte gemacht und unsere Kinder (der Doktor schnalzte mit der Zunge) werden nicht sentimental veranlagt sein." „Meine Heimatsinsel ist mit Blut bedeckt," sagte Joan und sprach wie vorhin. „Was Sie sagen," bemerkte Raabel, durch Joans Ton gleichsam verwirrt. „Sie ist mit dem Blut meiner Vorfahren bedeckt." Der Doktor lachte, aber mit einem unsicheren Lachen: „Ja, andere Zeiten, andere Vorstellungen, nicht wahr . . . „Und eine andere Rasse, andere Rassen, bester Herr." „Aber wir Dänen und Blut, bester Herr Graf, wir Dänen und Blutvergießen. Unsere Fähigkeiten gehen wahrlich nicht in jene Richtung. Sie sollten wissen, wie viele meiner Kollegen das ärztliche Studium aufgeben, weil sie im Operationssaal ohnmächtig werden . . . Ja, Sie lachen," sagte er. „Sie lachen," wiederholte er und sah Joan an, der kurz aufgelacht hatte. Und plötzlich dachte der Doktor bei sich — denn Joan machte ganz den Eindruck, als sei nichts Lebendes in ihm —: „Der Mensch hat kein Wort verstanden. Der Esel hat keinen Ton kapiert."

Und ohne daß er etwas zu sagen wußte, starrte Doktor Raabel auf seine Zigarette, bis er sich auf seiner Hacke umdrehte. „Er ist ja dumm," sagte er zu Madame, die in der Tür stand. „Das hab' ich schon lange bemerkt," antwortete seine Frau. „Hoffnungslos dumm," sagte der Doktor.

Als er sich umwandte, sah er Hans Haacke halb verborgen hinter einer Gardine sitzen und auf seine eigenen etwas zu großen Füße starren. „Sie sind müde," sagte der Doktor und lachte; „ja, so 'ne Reise ist wohl kein ungemischtes Vergnügen." „Besonders nicht für denjenigen, der immer Nummer zwei sein soll," sagte seine Frau. „Aber," fügte sie hinzu, „wenigstens wird wohl nicht an jedem Ort so zwischen den Kulissen spektakelt wie hier. Ich habe für Sie empfunden." „Sie meinen, gnädige Frau?" fragte Hans Haacke. „Ich bewundere Sie, ich mit meinen Nerven hätte bei dem Champagnerlärm nicht spielen können." „Man gewöhnt sich an seine Stellung," sagte Haacke, der gar keinen Lärm gehört hatte, sich aber geschmeichelt fühlte, weil er bedauert wurde. „Tja, angenehm muß das nicht sein," sagte der Doktor.

Gerda hatte wieder Wein eingeschenkt und erschien mit einem Teebrett in der Tür, als Frau Jespersen ihr entgegentrat. „Gerda," sagte sie leise, „weshalb hast du diese Gläser genommen — Graf Holstein ist doch selbst hier?" „Vater hat es gewünscht," antwortete Gerda, ohne die Augen aufzuschlagen. „Ich dachte es mir," sagte Frau Jespersen, und zu Joan gewandt, fuhr sie fort: „Sie werden müde, Herr Graf, aber wenn die Herren erst anfangen von Politik zu sprechen, gibt's gewöhnlich große Wäsche." „Ich denke dabei an so manches andere," antwortete Joan. „Ich auch," sagte Frau Jespersen lachend. „Und dennoch gab es eine Zeit" — und sie veränderte ihre Stimme — „in der auch ich mich daran beteiligte für Kanonen zu sammeln. Aber nun ist schon seit zwanzig

Jahren von dieser Sache geredet worden. Und ich weiß nicht, ich glaube, wir Dänen haben eine Veranlagung eine Sache von allen Seiten zu sehen und gleichzeitig allen und niemandem recht zu geben. Wir winden und winden das Garn, bis das Knäuel im Schoß liegen bleibt und die ganze Garnwinde in Unordnung geraten ist. Oder," fuhr Frau Jespersen mit einem Seufzer fort, als gäbe sie die Sache auf: „vielleicht habe ich nur ganz einfach nicht die Kraft, an das zu denken, was in fünfzig Jahren geschehen wird." „Nicht die Kraft?" wiederholte Joan. „Vielleicht fehlt es mir daran," sagte Frau Jespersen, „es gibt eine Stelle, wo wir Dänen die Kraft zugesetzt haben."

Joan hatte seine Augen starr auf Gerda geheftet. Vielleicht von seinem Gedankenstrom beeinflußt, ging Frau Jespersen plötzlich zu etwas anderem über und sagte: „Gerda hat es auch nicht leicht — sie sitzt mitten zwischen dem Kaufmann und dem Geschäftsführer." „Dann muß Fräulein Gerda aufstehen," sagte Joan und wollte lachen.

Der Direktor war zu seiner Volkserziehung zurückgekehrt: „Wenn wir nur unsere Verteidigung Friedenswehr nennen und sie zu einem Glied in der richtigen und gesunden Erziehung machen . . ." „Das wird ein teures Glied," sagte Ussing, dessen Augen unausgesetzt Frau Raabel und Haacke folgten. „Da haben wir's!" verkündigte Frau Jespersen plötzlich, „jetzt hat sie's erreicht."

Drinnen vom Klavier erklang Musik. „Gott sei Dank," sagte der Tabakshändler und schmunzelte, „endlich sitzt sie auf dem Bock — sie hat auch lange genug dahingeschielt . . ." Es waren Frau Raabel und Hans Haacke, die vierhändig spielten. „Das muß ich sehen," sagte Frau Jespersen und ging zum Klavier. „Setzen wir uns, Herr Konzertgeber," schlug der Uhrmacher vor, „denn das wird 'ne längere Sache werden . . ." Die Stimmen ringsumher starben hin, während der Doktor durch die Zimmer schoß: „St". Der Tabakshändler stieß Joan mit seinem dicken Ellenbogen an und sagte leise: „Jetzt haben sie sich wohl fertig gezankt über ihre Meinungen; amüsant kann das für'n Fremden nicht gewesen sein."

Der Tabakshändler lachte leise und leerte sein Glas: „Na, ich sag' immer, Meinungen und Meinungen — nicht, Konzertgeber? Man hat sein Geschäft und lebt mit seinem Geschäft . . . das ist das Zentrum . . . mögen die anderen meinetwegen reden . . . Na, 'ne Meinung hat man natürlich auch — Gerda, wo hast du die Flasche gelassen? — aber ich sag' immer, Konzertgeber, was hat es für'n Zweck von der Gefahr und immer wieder von der Gefahr zu reden?" „Gefahr?" sagte Joan und blickte vor sich hin.

Gerda hatte sich dicht neben die Gardine gesetzt und lauschte der Beethovenschen Symphonie.

„Ja, die Gefahr und immer wieder die Gefahr, von der sie in der Rechten reden — denn in meinem Herzen bin ich rechts, Konzertgeber — aber was

kann es nützen, alle Tage auf die Gefahr zu lauern, da könnte man ebensogut umhergehen und sein bißchen Lebensfreude drangeben, wenn man immer an seinen Tod und sein Begräbnis denken wollte ..." „St", sagte Fabrikant Lorentzen. „Jawohl, jawohl," sagte Larsen und stieß Joan mit seinen Ellenbogen an: „Doktor Raabel kann einen zum Schweigen bringen, was, Lorentzen?"

Alle schwiegen, während die Musik durch die Räume klang. Plötzlich aber beugte der Tabakshändler sich über sein Glas und flüsterte Joan vertraulich schmunzelnd zu: „'s ist ja nämlich der Doktor, der helfen muß, wenn die kleinen Mädchen bei Lorentzen zu rundlich werden."

Joan hatte sich zwei- oder dreimal mit der Hand über die Augenlider gestrichen, als ob seine Augen ihn schmerzten. Dann erhob er sich. Die Töne erklangen noch immer, Joan aber hörte sie nicht.

Dicht neben Fräulein Gerda hatte er seinen Kopf an die Wand gelehnt und starrte auf die Gesichter im Zimmer. Dann schloß er die Augen. Es war, als solle sein Herz stillstehen, übervoll von einer Sehnsucht, für die er keinen Namen wußte. Es wurde noch immer gespielt. Gerda hatte ihr Gesicht mit geschlossenen Augen nach aufwärts gewandt. Joan ließ unter seinen halbgeschlossenen Lidern hervor den Blick auf ihrem Gesicht ruhen. „Fräulein Gerda," flüsterte er. Sie rührte sich nicht und in den stillen Zügen war keine Bewegung. „Fräulein Gerda," sagte er wieder. Zwei Tränen quollen unter ihren Augenwimpern hervor. Als ob beim Anblick dieser Tränen seine Traurigkeit von einer unbändigen Freude oder einer Hoffnung verdrängt würde, sagte er: „Weinen Sie nicht." Gerda rührte sich nicht. Wie jemand, der gefesselt ist und sich nicht erheben kann, ließ sie die Tränen an ihren Wangen hinabfließen. „Weshalb weinen Sie?" flüsterte Joan. Plötzlich aber schwieg er, als habe er sich seine Frage selbst beantwortet, und von neuem wurde er von demselben Schmerz ergriffen, der unüberwindlich und ohnmächtig war.

„Wir haben wohl bald genug Musik gehabt," sagte Kaufmann Johansen, der auf dem Wege zu seinem Kontor durchs Zimmer ging. „Wenn die erst mal angefangen hat, hört sie so bald nicht auf," lachte der Tabakshändler. Fast mechanisch oder wie im Schlaf gerufen, hatte Gerda sich bei der Stimme ihres Vaters erhoben. Joan ging durchs Zimmer. Es war ihm, als höre er die Stimmen der Redenden aus weiter Ferne und dennoch taten sie seinem Ohr weh. Er wußte kaum, daß er neben Pastor Jespersen getreten war, und dennoch hatte es ihn vielleicht zu ihm, als zu einem klugen Freund hingezogen.

Der Pastor sprach mit dem Magister. Und Joan, der hinzutrat, hörte den Pastor sagen: „Ich habe mich herzlich über Ihre Auszeichnung gefreut." „Ich weiß nicht," sagte der Magister, „ob ich mich darüber freuen darf." „Lieber Magister," sagte der Pastor, „es ist doch eine seltene Ehrung von der französischen Akademie ausgezeichnet zu werden." „Ja, gerade deshalb."

Und indem seine heisere Stimme umschlug, sagte der Magister, ohne einen von ihnen anzusehen: „Je größer mein Name wird, desto mehr Schaden kann er anrichten." Er verzog seinen froschartigen Mund. „Das ist die Summe *meines* Lebens." „Sie sehen zu schwarz, lieber Herr Magister," sagte Pastor Jespersen. „Nein, bester Pastor" — und der Magister schüttelte seinen Kopf, während er in die Luft starrte — „ich sehe nur der Wahrheit ins Auge. Sollte wohl ein Rechenmeister wie ich nicht seine eigene Rechnung abschließen können?"

Der Kaufmann kehrte aus seinem Kontor zurück und blieb stehen. „Sie sind so schweigsam heut abend, Herr Magister," sagte er mit seiner Hand in der Tasche. „Ja, lieber Johansen," sagte der Magister und lachte, „der Narr findet keinen Grund zu reden, wenn das Volk selbst das Wort ergreift." Und er ging an Johansens Seite fort.

Joan folgte ihm mit den Augen und fragte: „Was hat denn diesen Menschen niedergebrochen?" Der müde Schmerz in Joans Stimme ließ Pastor Jespersen den Kopf wenden. „Niedergebrochen, ja, das ist er," sagte er und er schien selbst bewegt. Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Und was das Schlimmste ist: eigentlich durch sich selbst gebrochen." „Durch sich selbst?" „Ja, ich meine," sagte der Pastor, „durch das, was er nicht vermochte — durch das, was er nicht bewältigte. Der Magister gehörte zu denen, die in den Jahren, als die Losung europäische Kultur und Bauen nur auf Kultur war, an der Spitze standen. Und als er fast der Berühmteste von allen geworden war, wurde er natürlich eine Fahne in der Partei, die mit seinem Namen und seiner Berühmtheit hin- und herschwenkte — er ist Mathematiker . . ." „Und dann?" fragte Joan. „Dann veränderte er seine Anschauungen über Kultur, als er anfing, deren Wirkungen zu sehen. Und ich weiß nicht recht, wie es zuging, denn ich war damals nicht in Kopenhagen und ich bin ja auch jünger als er — aber ich glaube, er bekannte seinen Abfall in einer Versammlung, seinen Abfall besonders in dieser unseligen Verteidigungssache. Er hielt verschiedene Zusammenkünfte und seine Partei, die die Waffe wählen mußte, die hierzulande am sichersten trifft — lachte ihn aus . . . „Und," fuhr der Pastor fort, „vor dem Gelächter floh er. Er *ging* und ließ das Ganze im Stich. Jetzt wohnt er hier, außerhalb der Stadt in einem kleinen Hause, das er sich hat bauen lassen. Und seine alte Partei hat nach und nach seinen Namen wieder hineingeschmuggelt und gebraucht ihn als Waffe für das, was er selbst nicht mehr meint, und er *schweigt* — und ist gebrochen . . ." Joan sagte nichts und der Pastor fügte hinzu: „Ja, ja, das Gelächter hat viele Kräfte hier im Lande fortgeschwemmt."

Joan, der seine letzten Worte nicht gehört haben mochte, sagte wie zu sich selbst: „Es gibt hier so viele Unentschlossene." „Das liegt uns im Blut." Und plötzlich lächelte der Pastor und sagte: „Ach, da fällt mir etwas ein . . . ein Mann wie Sie, Graf Ujhazy, wird wohl auf seinem Wege von vielen

schnurrigen Fragen überfallen. Aber wir gewöhnlichen Menschen sitzen ja in unseren Winkeln und brüten über unsere Gedanken, bis wir bei Gelegenheit damit herausplatzen . . . Es war Hamlet, an den ich gerade denken mußte . . .“ „Hamlet? . . .“ Joan mußte unwillkürlich lächeln. „Ja, in meiner Jugend habe ich mich viel mit dem Studium dieser Gestalt beschäftigt — es ist nicht immer meine Absicht gewesen Geistlicher zu werden — und das Verhältnis zwischen Hamlet und Ophelia ist mir immer am schwersten verständlich gewesen . . .“ „Ophelia?“ sagte Joan und sah den Pastor an — hastig. „Ja, man kann sich so lange mit einer dichterischen Figur beschäftigen, nicht wahr, bis man gleichsam alles von ihr wissen möchte. Und ich meine, ob es nicht Hamlets größte Niederlage war, daß er (Pastor Jespersen suchte einen Augenblick nach einem passenden Wort, als sei er ängstlich geworden) Ophelia nicht zu eigen nahm . . .“ „Wenn sie sich nehmen ließ,“ sagte Joan.

Als er aber die Worte gesagt hatte, leuchtete ein plötzliches Lächeln auf seinem Gesicht. „Ob sie nicht gerade starb, weil er sie nicht genommen hatte?“ fuhr Pastor Jespersen fort. Und plötzlich fügte er hinzu, etwas verwirrt und als ob der Pastor eine Art Entschuldigung machen müsse: „Ja, sehen Sie, es ist der alte Ästhetiker, der aus mir spricht. Im Grunde unseres Herzens sind wir alle Ästhetiker hierzulande.“

Als Joan noch immer nichts antwortete, wandte der Pastor sich um und sagte, vielleicht um von Hamlet und Ophelia fortzukommen: „Frau Raabel besitzt viel Fingerfertigkeit.“ „Ja,“ sagte Joan, der plötzlich hörte, daß noch immer gespielt wurde, „ich habe übrigens kaum zugehört.“ Und hastig fügte er hinzu: „Wollen wir uns nicht setzen?“ und er trat zu den Damen, die in einem Halbkreis unter der Hängelampe saßen.

Doktor Raabel hatte Joans Worte gehört und verließ seinen Platz am Türpfosten. „Wissen Sie,“ sagte er zu Ussing, „es müßte doch Grenzen geben, selbst für einen Salon-Zigeuner.“ „Ihr Mann und ich,“ sagte Joan, der sich neben Frau Jespersen setzte, „haben von Hamlet gesprochen . . .“ „Von Hamlet und Ophelia.“ Gerda stand gegen einen Stuhl gelehnt. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fragte Joan und sie setzte sich.

Es wurde noch immer musiziert, als Frau Jespersen sich zu Joan beugte und leise sagte: „Graf Ujhazy, Sie könnten Gerda eine große Freude machen.“ „Welche?“ „Wenn Sie ihr diesen Ring zeigten,“ sagte Frau Jespersen und wies auf Joans kleinen Finger; „sie schwärmt so für Steine und Ringe.“ „Aber Frau Jespersen,“ flüsterte Gerda. Joan lachte, etwas zu laut, so daß Frau Raabel am Klavier ihren Rücken aufrichtete. „Wenn wir in Veile sind, ist sie nicht von den Juwelierfenstern fortzubringen.“ „Hier ist er,“ sagte Joan und reichte Gerda den Ring. „Wie ist er herrlich! . .“ Und Gerda betrachtete den Brillanten, den Ring selbst aber hielt sie zwischen den Fingern, als sei er

etwas Fremdes oder zu schwer. „Ja, er ist wundervoll," sagte Frau Jespersen. „Schwärmen Sie wirklich so für Edelsteine?" fragte Joan, der nur Gerdas Gesicht sah. „Ja." „Weshalb?" „Oh, das ist wohl eine romanische Vererbung," lachte Frau Jespersen. „Sieh mal, Henrik," sagte sie zu ihrem Mann, der den Ring nahm und ihn vergnügt wie ein Kenner betrachtete. „Ja, der ist rein in seinem Spiel," sagte Joan. „Selten," sagte Pastor Jespersen. „Ich hab' ihn von einem Freund bekommen, der kürzlich gestorben ist," sagte Joan.

Und plötzlich fügte er hinzu, etwas lauter und wie jemand, der eine bestimmte Absicht verfolgt: „Er fiel in einem Duell." Gerda hatte ihren Blick gehoben. „In einem Duell?" fragte Frau Jespersen. „Ja, er wurde getötet. Er war der letzte Herzog von Monthieu." „Getötet?" rief Gerda aus. „Von wem denn?" fragte Frau Jespersen. „Von einem großen Maler," sagte Joan, dessen Stimme sich nur an e i n e wandte, „dem Maler Adelskjold, dessen Frau er liebte."

Frau Lorentzen hatte sich den Ring geben lassen und hielt ihn wie eine Zwiebel von sich ab. Joan aber fuhr fort und es war, als ob seine halbflüsternde Stimme den Tönen des Klaviers folgte: „Es gab eine alte Prophezeiung in François' Geschlecht, daß der letzte der Monthieus sein Lebensglück mit dem Tode bezahlen solle."

Frau Lorentzen gab die Zwiebel an den Direktor weiter, der herangetreten war. „Wie alt war er?" fragte Frau Jespersen leise, indem sie sich vorbeugte. „So alt wie ich," sagte Joan und sah nur Gerda, deren Blick ins Weite gerichtet war, als wende sie die Seiten eines Buches, in dem sie las.

Der Vorsteher, der den Ring betrachtet hatte, gab ihn weiter und sagte: „Unser kleines Land ist nicht an solche Kostbarkeiten und solche Verhältnisse gewöhnt." „Nein," sagte Frau Jespersen mit einem Lächeln, das der Direktor nicht sah, „so etwas liegt uns zu fern." „Es war wohl in Paris," sagte Frau Lorentzen, als ob alle Buchstaben dieser Stadt stänken.

Joan aber, dessen Stimme noch immer leise zu rufen schien, fuhr fort in dem seltsamen Verlangen seinen toten Freund oder vielleicht sich selbst ins beste Licht zu setzen: „Monthieu war der vornehmste Mensch, den ich gekannt habe. Er war ein Freund von Guy de Maupassant . . ." „Haben Sie auch Maupassant gekannt?" fragte Frau Jespersen. „Guy de Maupassant? ja, ich lernte ihn einige Jahre vor seinem Tode kennen." „Haben Sie seine Bücher gelesen?" fragte er Gerda. „Ja," antwortete sie, mit demselben fernen Ausdruck in ihren Augen.

Kaufmann Johansen, der Joans Ring betrachtet hatte, gab ihn zurück und sagte — mit dem Mißmut des Geldmannes über einen unrentablen Wert: „In dergleichen legt man ja im Auslande viel Geld an." „Wir haben keinen Blick dafür," sagte der Direktor. „Fräulein Gerda schwärmt doch sehr für edle Steine," sagte Joan und lächelte. Er hatte gesehen, wie ihre Augen dem Ring folgten, als er wieder über seinen Finger glitt. „Das liegt in ihrer Natur," sagte der Kaufmann, mit derselben halb zornigen Stimme.

Die Töne der Musik klangen stärker, während Frau Jespersen, die das Kinn in die Hände gestützt hatte, sagte: „Es ist merkwürdig, daß so viele Romanschriftsteller ihren Verstand verlieren.“ „Das liegt wohl an dem Leben, das sie führen,“ sagte Frau Lorentzen, deren Mund einem zusammengezogenen Wurstende glich, „man weiß doch, wie in den welschen Ländern gelebt wird.“ Frau Jespersen schien es überhört zu haben, denn sie nannte mit derselben ehrerbietig stillen Stimme Dostojewskys Namen. „Der hat in einem Kopenhagener Feuilleton gestanden,“ sagte die eine Schleswigerin.

Frau Lorentzen aber sagte von ihrem Platz aus, wo die Damen gleichsam eine Front bildeten: „Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß man in der Kaplanwohnung an mancherlei Dingen Geschmack findet.“ Der Direktor griff ein: „Unsere Skalden sind glücklicherweise gesund. Und ich gestehe, mich interessiert nicht viel von dem, was augenblicklich über die Grenze kommt. Die Sitten dort draußen sind so andersartig, und geistig gesehen, wird wenig Neues geboten.“

Frau Jespersen aber, die dem Gespräch eine andere Richtung geben wollte, schlug plötzlich Gerda aufs Knie und sagte lachend: „Schläfst du, Gerda? Denn Gerda,“ fuhr sie zu Joan gewandt fort, „fällt manchmal wie Dornröschen in Schlaf.“ Joans Gesicht zitterte eine Sekunde: „Hinter der hohen Hecke,“ sagte er.

Die Musik verstummte plötzlich und alle schwiegen wie mit einem Ruck, so daß man Frau Raabel, die sich vom Klavier erhob, zu Herrn Haacke, der in Schweiß gebadet war, sagen hörte: „Ja, man fühlt, wo die echten Musikwerte sitzen,“ und als sie in die Tür trat, sagte sie mit einem Lächeln, das ein ganz klein wenig bebte: „Für die Zuhörer aber war es zu lang.“

Alle waren aufgestanden und umdrängten Frau Raabel und dankten sehr laut, mit vielen Worten — Frau Lorentzen an der Spitze. Die Lobreden zogen gleichsam einen Kreis um Hans Haacke und Frau Raabel, während Frau Lorentzen ihnen die Hände drückte wie bei einer Freundesbegegnung und die Rücken der Schleswiger waren Joan wie zwei schwarze Striche zugekehrt. Joan hatte sich stehend vor Frau Raabel verbeugt. Und der Doktor, der es gesehen hatte, sagte ziemlich laut: „Ja, was man nicht gehört hat, darüber muß man sich ja lieber nicht äußern.“ Frau Lorentzen aber, deren unbewußt angesammelte Galle sich in zuckersüßem Honig über Frau Raabel ergoß, sagte: „Sie sollten sich doch häufiger unserem Kreis in der Fabrik zugesellen.“ Frau Raabel, die bescheiden ihren Kopf mit dem Levkojenstrauß hinterm Ohr schüttelte, sagte: „Ja, ja, wir Ärmsten hierzulande können vielleicht auch ein wenig.“ Der Direktor, der einen Augenblick über Frau Lorentzens Herzlichkeit gegen Frau Raabel verwirrt war, beeilte sich zu sagen: „Ja,, unsere heimatliche Kunst erfassen wir mit dem Herzen.“

Joan aber, der sich hastig gesetzt hatte und jetzt, wo alle fort waren, sprechen

wollte, sagte zu Gerda: „Weshalb sagen Sie nie Ihre Meinung?" „Was meinen Sie damit?" „Ihre Meinung?" wiederholte Joan nur. Gerda, die noch immer mit vorgebeugtem Kopf dasaß — die Gestalt aber schien in dem Stuhl ganz zu verschwinden — sagte: „Meine Meinung . . . ich hab' wohl gar keine . . . nur was ich so denke . . ." „Dornröschen," lachte Frau Jespersen mit einem Lachen, das nicht ganz froh war, „Dornröschen." Dann aber sagte sie: „Glauben Sie nicht, Graf Ujhazy, daß die persönliche Meinung eines Menschen versiegen kann?" Und indem sie vor sich hin blickte, sagte sie: „Hierzulande gibt es, glaube ich, nur fünf oder sechs Meinungen — für mehr ist kein Platz da. Und alles andere kommt nicht auf." „Nein," sagte der Pastor, der sich neben seine Frau gestellt hatte, „hierzulande schweigen viele von den Besten und die Unbedeutendsten lachen." „Lachen?" „Das heißt," sagte der Pastor, „hier in der Gegend wird nur gelächelt. Aber das Lächeln kann dasselbe ausrichten." Frau Jespersen hatte ihre Hand über ihre Schulter hinaufgereicht: „Du Lieber." Und die beiden begegneten sich in einem Händedruck.

Joan war mit den Augen ihren Händen gefolgt. Und als ob er sich mit einem Sprung in seine eigenen Worte hineinstürzte, begann er von François de Monthieu zu erzählen und von Guy de Maupassant und von Paul Hervieu, seinem Freunde, dessen Rede er in der Akademie gehört und von Mme. Viardot, von der Turgenjew gesungen habe: Sie war siebzig Jahre und noch schön. Und er erzählte von Versailles, wo er so gern mit Monthieu und dem jüngsten Mac Mahon gegangen sei. Es wäre so schön dort im Oktober in den Kastanienalleen, unter den Kastanienbäumen, deren Blätter duften, wenn sie fallen. Dort wohnte Frau de Monthieu, als François noch lebte. Joan erzählte von dem Fest im Hause der Herzogin, wo die Mediceer eine Nacht zugebracht hätten und wo Frau Adelskjold im weinroten Sammetkleid, mit den Edelsteinen der Rohans geschmückt, von der Florentiner Jugend mit erhobenen Klingen begrüßt worden sei. Joan fuhr fort zu erzählen, hastig, als wolle er mit seinen Worten, wie mit einem goldenen Stab, das Leben in der Luft zeichnen, das Leben dort draußen, das das der Größten war, und seines . . . Frau Jespersen hatte ihren Kopf gesenkt. Gerda saß noch da wie vorhin. Nur ihre Schultern sanken zusammen als würde sie kleiner, während Joan kein Auge von ihrem Gesicht verwandte. Und er erzählte weiter. Von Berlin, wo alle Türen des Lebens offenstanden und Osten und Westen sich begegneten, wo man Asiens Männer sähe und Frauen, die über den Atlantischen Ozean gekommen seien . . .

Er sprach hastiger, mischte die Sprachen durcheinander, ohne die richtigen Worte zu finden, fuhr unaufhaltsam fort — und sah nur ihr Gesicht, das ferner und ferner wurde vor seinen Augen. Und dennoch fuhr er fort. Und in seinem Inneren, irgendwo in seinem Inneren fragte er sich plötzlich selbst: weshalb sprichst du von all dem, was du selbst verabscheust? Und er wußte weshalb; und wußte

— wußte plötzlich mit Sicherheit, daß es vergeblich sein würde; vergeblich, ganz vergeblich. Und dennoch fuhr er fort, vor ihr (und sie glich einem zusammengesunkenen Kinde) zu sprechen und zu fangen. Bis er einen Augenblick innehielt und Erich sagen hörte — wie jemand, der unterbrechen will: „Ja, das alles liegt nun weit, weit fort."

Joan richtete plötzlich seine Augen auf die, die ringsherum zuhörten, während er über seine eigenen Worte stolperte . . . und Erich fing an zu lachen, entweder weil er ihn gutmütig decken oder weil er ihm Einhalt tun wollte. Joan sah das Gesicht des Direktors, das mit einem Lächeln über dem ererbten, nationalliberalen Schlips ruhte, und den Tabakshändler, der ihn mit hochgezogener Lippe anschielte, so daß seine Augen ganz verschwanden, und den Kandidaten, der ein Gesicht zu Frau Lorentzen hinüber schnitt, während der Doktor lachte und sagte: „Sprechen Sie deutsch, Herr Graf, das geht besser."

Bei diesem Lachen war es ihm, als ob in einem Augenblick, in weniger als einer Minute, seine Erinnerungen, seine Kindheit, seine Jugend und alle Erinnerungen seines Lebens auf ihn eindrangen, auf ihn, Joan Ujhazy — ausgelacht, ausgestoßen, verhöhnt, Joan Ujhazy, zwischen lauter Fremden. Und als ob der Schmerz ihm noch einmal zwanzig Ohren verliehe, hörte er Frau Raabel zu Hans Haacke sagen, während sie kurz auflachte: „Jetzt will er uns Arme überholen." Der Direktor sagte über seinen Schlips hinweg zum Fabrikanten: „Ja, ja, das ist Europa, wie man so sagt." Ussing aber hatte die Schultern hochgezogen und sagte zu Frau Lorentzen: „Diese Ungarn tragen immer reichlich viel Zierat auf ihren Röcken." Frau Jespersen aber, die nichts gehört hatte, hob ihren Kopf und sagte: „Das sind Dinge, die wir beide, Gerda, nie zu sehen bekommen werden." Gerdas Augen waren geschlossen.

Plötzlich aber hatte Johansen seine geballte Hand erhoben (erriet sein starkes Gehirn das Gewebe hier im Zimmer, das Gewebe zwischen zwei Menschen?) und er sagte zornig: „Nein, wir bedürfen hier nicht solcher großen Triebräder." Als plötzlich alle schwiegen, hörte man Frau Lorentzen Herrn Haacke inständig bitten, daß er noch etwas spielen möge, bevor man aufbrechen müßte — — „Ja, nun müssen wir wohl gehen," sagte Erich.

Das eine Wort hatte Joan wie ein Schlag getroffen. „Ja," sagte er und versuchte aufzustehen. Der Doktor, der neben dem Uhrmacher auf der Türschwelle stand, betrachtete ihn und sagte: „Was hat der Mensch getrunken?" „Ich weiß nicht," sagte der Uhrmacher und kicherte, „aber Johansens Gebräu pflegt ja nicht ganz harmlos zu sein, nicht?"

Hans Haacke war zum Klavier gegangen und begann die Mazurka zu spielen. Alle saßen still, vielleicht weil sie zeigen wollten, daß sie jetzt zuhörten. Johansen stand mitten im Zimmer. Seine geballte Faust ruhte im Ärmelloch. Und vorwärtsgetrieben, fast ohne seine eigenen Worte zu hören oder sie zu fassen, sprach

Joan von neuem, von der „Insel" — von der Insel der Verfluchten, wo er Glück schaffen wolle . . . Und er sprach davon, wie sie eine Freistätte werden solle für die Gequälten; und die Unglücklichen sollten dort Aufnahme finden und Verbrecher, die geflohen waren, und die Vielen, denen das Leben Wunden geschlagen hatte, sie alle sollten dort aufgenommen werden . . . Er sprach und wußte selbst nicht, woher er seine vielen Gedanken bekam — von einem Hospital sprach er, das neben der Mühle seiner Mutter gebaut werden und das Veilesruh heißen solle . . .

Gerdas Augen ruhten stumm auf seinem Gesicht. „Veilesruh soll es heißen — —" Er hielt inne. „Zur Erinnerung an Ihre Mutter," sagte Frau Jespersen ebenso leise wie er. „Ja, zur Erinnerung," sagte Joan plötzlich — und es war ihm, als hätte er mit seinen Händen einen ganzen Baum entblättert. Fran Jespersen aber zog plötzlich fröstelnd die Schultern zusammen (empfand auch sie, daß hier etwas geschah, wo nichts geschah?) „In dieser Mazurka tanzen die Geister," sagte sie.

Der Pastor, der noch immer hinter seiner Frau stand, sagte langsam: „Wie die Kunst doch reich ist. Mir ist, als hätten wir heut abend ein ganzes Leben als Geschenk empfangen." „Das haben Sie vielleicht auch, Herr Pastor," sagte Joan und stand auf. Der Kaufmann hatte keinen Blick von seiner Tochter verwandt.

Die Mazurka war zu Ende. Johansen hatte seinen Geschäftsführer gerufen: „Schenken Sie noch einmal ein und Gerda soll Ihnen helfen." Joan hatte sich eine Sekunde gegen Erichs Schulter gestützt.

„Du hast zuviel gesprochen," sagte dieser, als er Joans Körper so schwer gegen den seinen fühlte. „Und man soll sich in acht nehmen, bevor man sich hingibt," sagte er und lachte. Und bei seinem Gelächter lachte auch Joan — laut und kurz. Der Doktor flüsterte Johansen zu, in dessen Gesicht eine Flamme emporgeschlagen war: „Jetzt lachen die Herrn Grafen über den Pöbel." „Mag sein," sagte der Kaufmann und führte plötzlich seine Faust wie einen Hammer durch die Luft. „Aber es gibt wohl jemanden, der ihnen das Lachen vergehen lassen kann," sagte Doktor Raabel einschmeichelnd.

Johansen antwortete nicht, sondern ging nur, die Augen noch immer auf die Tochter gerichtet, auf eine Gruppe Damen zu, die sich zum Aufbruch zu bereiten schienen. „Wollen Sie bereits aufbrechen, meine Damen?" fragte er.

Frau Jespersen war auf Joan zugegangen: „Mein Mann und ich müssen jetzt gehen," sagte sie. „Und nun sehen wir uns vielleicht nie wieder," fügte sie hinzu und sah vor sich hin. Joan konnte nicht antworten. Frau Jespersen aber folgte der Richtung seines Blickes: „Ja, ja, alle müßten jetzt aufbrechen. Die arme Gerda sieht aus, als ob sie sich nicht mehr aufrecht halten kann." Sie wandte den Kopf und sah Joan an: „Aber Sie sind auch müde, Graf Ujhazy,

und müssen sich ausruhen." „Ja," sagte Joan, „jetzt werde ich Zeit haben, mich auszuruhen." Er ergriff Frau Jespersens Hand: „Möchten Sie recht glücklich werden," sagte er. „Glück ist ein großes Wort," sagte sie. „Gute Nacht und schlafen Sie wohl, Graf Ujhazy."

Ringsherum wurde wieder von Politik und Landesverteidigung gesprochen und über alle Stimmen hinweg hörte man Kandidat Ussing laut sagen: „Das Leben eines Volkes beruht auf dessen moralischem Recht."

Der Direktor aber, der während der letzten Minuten so seltsam auf seinen Beinen geschwankt hatte, als stünde er auf einem wogenden Deck, schlug an sein Glas — ein Mal und noch ein Mal, während Frau Lorentzen und die anderen Damen st! riefen und alles still wurde: „Ich weiß wohl, liebe Freunde," sagte der Direktor, „daß hier nicht geredet werden soll. Kaufmann Johansen, unser lieber und verehrter Wirt, ist kein Freund von Worten. Er gehört, wie wir alle wissen, zu denen, die sich auch ohne viele Worte durchsetzen, und Männer wie er müssen respektiert werden. Aber unser aller Gemüt ist heute in mancherlei Schwingungen versetzt worden, auch fremdartige Schwingungen, über die wir wachen müssen; Schwingungen, durch die große Kunst, die uns heute von dort draußen gebracht worden ist, durch die fremden Töne, die unser verehrter Gast (der Direktor wandte sich an Joan) uns gebracht hat, und für die wir danken, von ganzem Herzen danken. Danken," fuhr der Direktor fort, „hauptsächlich für die fremden Töne. Sie sind nicht die unseren. Ihm aber liegen sie am nächsten. Denn unser eigener kleiner Herzensschatz an Liedern und Tönen, ist so ganz unser eigen, daß er das dänische Gemüt wohl am besten durch das alte, dänische Saitenspiel erreicht . . ." Der Direktor hob sein Glas. Joan aber sah es nicht. Wie Tropfen nach Tropfen waren die Worte des Direktors in sein Ohr gefallen. Frau Raabel hatte sich ihm mit ihrem Glas genähert. „Ja," sagte sie und lächelte ihm innig zu: „dasselbe steht ja auch unter ihrem Bild in der „Illustrierten Zeitung": Fremde Hand soll fremde Gaben bringen . . ." „Aber dennoch tausend Dank," sagte sie und richtete ihre Augen auf Joan — wie zwei Messerspitzen.

Der Direktor aber hatte fortgefahren: „Ja, viele Gedanken sind heut geweckt worden und jetzt mahnt Freund Ussings gutes Wort mich, das Wort, das kürzlich gesprochen wurde. Es ist ein gutes Wort und wir sollten es uns merken: Das moralische Recht . . . ja, Freunde, und durch dieses Wort werden meine Gedanken vor allem auf euch gerichtet, Ihr Lieben, Treuen von jenseits der Grenze . . ."

Die vier Nordschleswiger traten wie vor eine Front. „Ja, ihr Lieben und Treuen . . . es ist euer Recht, das euch Mut verleiht, so daß ihr auf Eurem Wachtposten vor dem Vaterland ausharret — daß ihr ausharret trotz Gewalt und Preußengesetz, und daß ihr die dänische Sprache rein erhaltet auf den Lippen eurer Kinder. Ihr tut wohl daran. Das Recht verleiht schließlich

Sieg — denn nur wo das Recht ist, dort ist Er dort oben, der Dänemark nie verließ, so wie wir ihn nie verlassen wollen." Die vier Nordschleswiger standen hochaufgerichtet unter dem Lampenlicht, während der Doktor Ussing zuflüsterte und mit dem einen Auge blinzelte: „Die Wache steht großartig."

Ussing aber, dessen Gesicht verändert war und der seine Hände leicht über seine Weste gefaltet hielt, sagte halblaut: „Sie meinen?" Während der Direktor fortgesetzt hatte: „Ja, wir sind nur ein kleines Volk und die, die mit fremden Zungen von fremdartiger Saat predigen, die uns nicht im Blut liegt, haben unser altes Land eine Hausmannswirtschaft genannt. Dieser Name aber gereicht uns zur Ehre. Die Künste fremder Völker kennen wir nicht. Für das, was nicht unser ist, sondern nur welsche Saat und welsche Rede, dafür haben wir nur unser gutes, dänisches Lächeln. Und, Freunde, in unserem Lächeln liegt ein Schutz. (Der Direktor sprach in einem gewissen, halbunterdrückten Ingrimm, der sich während der letzten Stunden in ihm angesammelt hatte, gegen etwas, das ihn gereizt oder das er nicht zu erfassen vermocht hatte). Laßt uns darum unser sanftes, dänisches Lächeln bewahren." „Bravo," sagte Doktor Raabel und trat vor.

Der Direktor hatte sich hastig umgedreht und er machte mit der Hand seine Lieblingsbewegung, als zöge er einen Kreis durch die Luft: „Lieber Raabel," sagte er, „auch wir beide, und das wird alle erfreuen, werden einander verstehen lernen. Denn wir Dänen besitzen eine gute Gabe — nämlich die Fähigkeit uns zu begegnen. Und wenn wir streiten, sind es doch nur Wortstreite — — Streit um Worte und der dringt nicht bis ins Innere unserer Herzen."

Alle waren näher zusammengetreten und Frau Lorentzen hatte ihren dicken Arm in den ihres Mannes gelegt. Frau Lorentzen nickte über ihrer Goldkette, die Augen der Nordschleswiger aber wurden unruhig, als fänden sie, daß der Direktor etwas weit vom Thema abschweife.

Joans Gesicht hob sich weiß wie Marmor von der Wand ab, gegen die er gelehnt stand. „Und darum wird unser kleines Haus auch sammeln. Denn es gibt ja welche, die gern ausbrechen, und welche, die niederreißen möchten. Dänemark aber fängt, und die, die hinausziehen wollen, kehren zurück, und die, die niederrissen, fangen an mit aufzubauen und sie sammeln sich um das kleine, gute, dänische Haus, dem wir alle dienen wollen. Das Vaterhaus, mit dänischen Männern und echten, dänischen Frauen, das wollen wir schützen."

Der Direktor wandte sich wieder zu Doktor Raabel und sagte mit etwas veränderter Stimme: „Doktor, wollen wir darum alle einstimmen: das kleine Vaterland, es lebe hoch!" Der Doktor und Ussing und der Direktor riefen Hurra, während die vier Nordschleswiger plötzlich wie aus einem Munde mit Gesang einfielen:

Laßt uns drum warten und nicht verzagen,
auf eine glückliche Zukunft bauen.

Der Direktor hatte einen Augenblick gezögert. Jetzt aber sang er mit und Frau Lorentzen folgte:

nach den schweren Schmähungstagen,
wird uns ein neuer Morgen grauen.

Ussing schlug den Takt, während Frau Raabel mit einstimmte:

Weht dann ein frischer Wind übern Strand,
donnert dann mächtig ein weckendes Beben,
dann wirst du wieder, mein Vaterland,
deinen Nacken vom Boden erheben.

Gerda war mit der Weinkanne in der Hand stehengeblieben. Ihre Lippen bewegten sich ohne einen Laut zu den Worten, die sie seit ihrer Kindheit gesungen hatte.

Doktor Raabel war auf einen Stuhl gesprungen und rief ein „Dänemark soll leben" und mit seiner erhobenen Hand dirigierte der Direktor die neuen Hurras — während alle, Männer wie Frauen, mitten in der raucherfüllten Luft wie eine rufende Schar von Schatten aussahen. Frau Raabel aber hatte sich dem Direktor genähert und sagte, während die Hurrarufe noch klangen: „Ich hab' es ja immer gesagt: unser verehrter Herr Direktor hat die Gabe."

Der Doktor war vom Stuhl heruntergesprungen: „Ja," sagte er: „wenn man Sie reden hört, glaubt man Ihnen, lieber Direktor." „Und," sagte er und zog die Schultern hoch: „was ist es denn schließlich, worüber wir streiten?" „Nicht wahr," sagte der Direktor: „im Grunde wollen wir alle das gleiche." Und er drückte die Hand des Arztes. „Große Redner aber haben wir noch," sagte Raabel. „Ja," antwortete der Direktor und betrachtete sich unwillkürlich selbst im Spiegel: „die Redegabe wurde uns Dänen nicht versagt. Aber viel liegt auch an der Erziehung. Wir haben uns stets der Pflege des Wortes befleißigt."

Der Geschäftsführer war hinter Gerda getreten: „Lassen Sie mich die Weinkanne tragen." „Danke." Und Gerda gab sie ihm.

„Wollen wir nun aufbrechen," sagte Erich zu Joan hinüber: „das war der letzte Akt." „Ja," sagte Joan, ohne seinen Kopf zu bewegen: „Nun will ich Lebewohl sagen."

Und hoch aufgerichtet, wie ein Gespenst gehen würde, so schritt er durch die Zimmer. Die Menschen sah er nicht und hörte nicht ihre Worte. Die Räume aber sah er, während es war, als ob alles Blut sein Herz verlassen hatte. Dort stand Johansens Schrank und dort war sein Platz, wo er mit seinen schweren Büchern saß. Eines Tages sollte der Geschäftsführer sie weiter führen. Dort hatten sie gesessen. Es war die Festtafel. Jetzt waren die Tischtücher befleckt. Hundert Jahre — hundert Jahre waren seit damals vergangen. Hier war Urgroßmutters Stuhl ... und dort hingen alle Bilder ... die von Veile.

Dort hatte die „Dämmerung" gehangen. Morgen würde sie wieder an ihren Platz kommen. Morgen. Es war, als ob Joan seine Augen aufrisse: morgen.

Aber dann gab er allen die Hand und sah keine Gesichter und redete alle auf französisch an, obgleich niemand ihn verstand; und kam erst zu sich, als er neben dem Klavier stand, wo der Tabakshändler saß und mit einem Finger die Melodie zu „Ritter Age" zu spielen versuchte. „Soll's jetzt sein?" sagte Larsen: „aber es war ein herrlicher Tag." Larsen fing an zu lachen, so daß die runden Augen ganz verschwanden: „Sie sind 'n Schlauberger, Herr Konzertgeber," sagte er und schlug wieder mit dem einen Finger auf „Jungfer" an: „denn mit dieser Überraschung bekommen Sie zwei Monate lang volle Häuser in ganz Jütland." Joan hatte verstanden, was er meinte, und eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. „Glauben Sie?" sagte er nur und ging weiter. Dort stand sie, an der Tür, durch die er hinausgehen mußte ... „Kommst du," sagte Erich. „Ja, ich komme," sagte Joan. Sie rührte sich nicht — er mußte die letzten Schritte gehen. Jetzt war er da (und fühlte, daß alles Licht auf seinem Gesicht lag, während sie das ihre verbarg): „Leben Sie wohl, Fräulein Gerda." „Leben Sie wohl."

Da aber tauchte der Magister neben ihnen auf und sagte mit seiner Vogelstimme: „Wir werden uns lange Ihrer erinnern ..." Joan sah Gerda an: „Sie auch?"

Eine Sekunde (mit dem Blicke einer Hindin, die in ihrer Lende getroffen, verblutet) hatte Gerda die Augen zu ihm aufgehoben.

Und Joan war gegangen und die Tür hatte sich hinter ihm geschlossen. Und er wußte, daß er die Worte „Sie auch?" bereuen und daß es ihn gleichzeitig glücklich machen würde, sie gesagt zu haben — sein ganzes Leben lang.

Erich und er kamen auf die Straße hinunter, die dunkel war und plötzlich hörten sie Lärm oben aus den Fenstern. Es waren die Gäste, die zu den Fenstern geströmt waren. Frau Raabel hatte die halbverwelkten Blumen vom Speisetisch ergriffen und über Kandidat Ussing gelehnt, warf sie sie auf Joan herab, während Raabel, auf einem Stuhl stehend, ein Hurra über die Straße schrie, so daß drüben in „Dänemark" alle Leute an die Fenster stürzten. „Komm schnell," sagte Erich, und als ob er einen schlechten Geschmack im Munde habe, fügte er hinzu: „Huh, was ist dieses Land für ein verfluchtes Theater. Und die Gemeinheit sitzt im Souffleurkasten." Hinter ihnen wurde noch immer Hurra gerufen, während sie durch Hotel „Dänemarks" gähnendes Torloch gingen. In dem Saal des Hinterhauses wurde getanzt. Durch die Fenster sah man die dicht an einandergedrängten Paare über den stauberfüllten Fußboden walzen.

„Ja, ja," sagte Herr Jensen, der vor Erich die Treppe hinauftänzelte und dessen Kleider so saßen, als wären sie im Laufe des Abends zehnmal aus- und angezogen worden: „Das sind die Temperenzler. Die müssen ja auch was haben und darum haben sie sich dort eingerichtet." Herr Jensen wandte sich wieder um

und lachte: „Die Treppe schaukelt von der vielen Bewegung. Das liegt am Grund. Bitte," sagte er und riß die Tür zu Joans Zimmer auf.

Herr Jensen ging und Erich setzte sich aufs Sofa. Der Lärm im Hause schlug durch den schlecht gefügten Fußboden wie der Spektakel eines Jahrmarktes zu ihnen herauf. Joan stand am Fenster. „Wonach schaust du aus?" fragte Holstein und erhob sich müde. Joan hatte zu Johansens herabgelassenen Gardinen hinübergestarrt. „Nach den Schatten," sagte er.

Der Violinkasten stand auf dem Tisch und Joan öffnete den Deckel: „Nun habe ich zum letztenmal gespielt," sagte er. „Was soll das heißen?" Joan blickte die Violine an, aber in seinen leeren Augen war kein Schmerz: „Daß ich nicht mehr spielen werde." „Aber, Mensch, du sollst ja morgen in Esbjerg spielen," sagte Erich, der nicht wußte, ob Joan seine fünf Sinne beisammen habe. Joan aber schüttelte still den Kopf: „Nein, hier hat die Reise ihr Ende gefunden." Erich, der kein Wort begriff, schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Was willst du dann anfangen?" „Ich reise nach Hause," sagte Joan und schloß den Violinkasten.

Es war still im Zimmer. Ein Wagen fuhr im Hof vor. Erich sagte und hatte sich wieder gesetzt: „Und was willst du da?" Joan antwortete nicht und Holstein fragte wieder und schob die Lippen vor: „Willst du deine „Hospitäler" bauen?" Joan schüttelte den Kopf: „Die werden nie gebaut." Er stand eine Weile schweigend da. Dann sagte er: „Wollen wir einen Augenblick ins Freie gehen. Die Luft ist schlecht hier im Zimmer."

Als sie in den Hof hinunterkamen, fuhr der Wagen gerade fort. Es war ein Char-à-banc mit vielen Menschen. Auf der dunklen Straße fingen sie an zu singen, so daß es durch die Dunkelheit schallte:

Es ist ein herrlich Land.
Es braust mit breiten Wogen
Zum grünen Ostseestrand,
Zum grünen Ostseestrand.
Es buchtet sich in Berg und Tal,
Dänemark ist sein Name,
Und es ist Frejas Saal,
Und es ist Frejas Saal.

„Das sind die Nordschleswiger," sagte Erich. „Ja," sagte Joan, und während das Lied ihm plötzlich ins Bewußtsein drang, sah er Ane vor sich, wenn sie daheim singend am Grabe seiner Mutter saß. „Ja," sagte er: „das Lied kenne ich." Und um überhaupt etwas zu sagen und zu sprechen, fügte Erich hinzu, dem zumute war, als habe der Weg plötzlich einen Riß bekommen: „Und nun singen sie bis zum Grenzpfahl und dann hört die Wache sie — — und dann schikaniert man sie ... ein andermal." Joan antwortete nicht. Während der

Gesang auf den Feldern hinstarb, gingen sie schweigend nebeneinander her. „Laß uns auf den Berg hinaufgehen," sagte Joan.

Sie gingen längs des Pfades. Der Himmel war noch blau mit vielen Sternen. „Es ist fast wie eine Herbstnacht," sagte Erich. Joan antwortete nicht. Vielleicht dachte er an all die hundert Dinge; vielleicht hatte er bereits alles begraben. Sie kamen zum Rande der kleinen Anhöhe. Der Blick reichte in der Dunkelheit nicht weit.

Erich, der gern sprechen wollte, nur um dieses tote Schweigen zu unterbrechen, sagte: „Bis hierher reichte einst mein Grund und Boden." „Reichte?" fragte Joan, der plötzlich zuhörte. „Ja, bevor ich anfangen mußte zu verkaufen . . ." „Weshalb mußte?" fragte Joan und hatte seinen eigenen Schmerz vergessen. „Ist der Boden schlecht?" „Nein," sagte Erich, „aber es steht schlecht um mich." „Inwiefern denn, Erich?" Es war ihm entfahren, und dann hielt er inne — so hastig wie jemand, der nach etwas gefragt hat, das er bereits weiß. „Hm," sagte Erich, „du weißt es gewiß schon. Hierzulande ist man keine drei Stunden mit den Freunden eines Freundes zusammen, ohne Bescheid zu wissen."

Er verharrte eine Weile schweigend. Dann sagte er und seine Stimme zitterte durch die Luft: „Ich möchte wissen, ob es hierzulande einen Rücken gibt, der nicht von dem Hieb eines Freundes blutet." Und als ob Joans schweigendes Gesicht, das auf ihn gerichtet war, fragte, sagte Erich: „Das ist so Landessitte. Wir sind scherzhaft veranlagt hier in unserem Dänemark. Und am scherzhaftesten beschäftigen wir uns mit dem Ruf und dem Leben unseres Nächsten . . ." „Aber du hast sie doch so lieb," sagte Joan, und dachte nur an Erichs Frau. „Ja, . . . und sie mich vielleicht auch. Und dennoch," fuhr er fort: „für mich gibt's keine Rettung mehr." „Erich," flüsterte Joan, und beide starrten in die Dunkelheit.

Sie schwiegen wieder, bis Joan die Stille unterbrach, indem er fragte: „Wer kaufte dein Land?" „Johansen." „Er?" „Ja," sagte Erich: „er hat eine starke Hand und . . . wird auch wohl den Rest nehmen. Wir Gutsbesitzer hängen hier nur von der Gnade des Bauernkaufmannes ab." Er schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Und eines Tages soll der Geschäftsführer das Geschäft übernehmen — aber erst muß er sieben Jahre dienen." „So hab ich's auch verstanden," sagte Joan in die Dunkelheit hinein.

Erich wandte beim Klang seiner Stimme den Kopf. Aber er sprach noch nicht gleich. Über den Feldern war ein fernes Sausen zu hören. „Du aber, Joan — wir sind ja noch nicht alt — weshalb suchst du dir keine Frau?" „Ich?" sagte Joan.

Beide sahen dem Nachtzuge entgegen und dem Licht der Lokomotive, das wie ein Feuerauge durch die Dunkelheit auf sie gerichtet war. „Ich?" sagte Joan und seine Stimme war so bleich wie sein Antlitz: „Erich, ich muß allein sterben."

„Aber weshalb denn?" „Die Insel hat keine Frauen. Welche sollte ich lieben?" Und lauter, wie in einem unergründlichen Schmerz, fügte er hinzu: „Und wenn ich liebte, wie sollte ich sprechen können? Ich habe ja keine Muttersprache."

Erich hatte ihm beide Hände entgegengestreckt: „Joan." Er fand keine Worte, nur seinen Namen. Eine Weile nachher aber sagte er: „Und du willst nicht mehr spielen?" „Nein," sagte Joan und er sprach wieder ganz ruhig: „dies war meine letzte Reise und mit heute ist es vorbei." „Aber weshalb, du?" „Weil ich einen Größeren gehört habe." Erich sah ihn an: „Und du wolltest „der Größte" sein?" „Nein, aber der andere spielt von dem Größeren." „Wovon denn?" „Von einem neuen Jubel." Erich sah ihn an, wie jemand, der nicht versteht. Joan aber sagte nur: „Er sprengte über die Dornenhecke."

Die Dunkelheit umhüllte sie wie Mäntel, die ihre Gestalten verbargen. „Aber was willst du denn jetzt beginnen?" Joan antwortete durch die Dunkelheit: „Wir alle, die den Namen Ujhazy tragen, müssen auf der Insel bleiben und auf der Insel sterben." Erich aber sagte und seine Stimme zitterte: „Aber hier, Joan, hier war doch die Heimat deiner Mutter — such dir hier ein Vaterland." Joans Stimme klang härter, als er langsam antwortete: „Wenn dies ein Vaterland ist, so ist es nicht das meine." Und schmerzlicher, während er in die Nacht hinausstarrte, fügte er hinzu: „Sie lieben es nicht, weil sie es noch besitzen. Und wenn einer käme, der es lieben würde, dann würden sie ihn steinigen."

Er verharrte eine Weile schweigend. „Komm, wir müssen gehen," sagte er dann. „Laß mich dich führen," sagte Erich und nahm seinen Arm. Sie gingen schweigend nebeneinander her. Jeder fühlte, daß des anderen Körper bebte — wie vor Kälte.

Sie kamen an der Kirchhofsmauer vorbei. „Das ist der Kirchhof," sagte Erich. „Ja." „Ob die Frieden gefunden haben?" sagte Erich. Joan antwortete nicht und sie sprachen nicht mehr.

Als sie aber vor dem Tor des Hotel „Dänemark" standen, sagte Erich und die Worte drängten sich hervor: „Joan, ich finde es zu traurig." „Was?" fragte Joan. Und während er lächelte, sagte er: „Wenn ich nun schweige, wie ich's so lange gewünscht habe, ist nur wenig verloren. Was hab' ich denn den Menschen gegeben, das bestehen wird?" „Aber das Leben, Joan, das Leben?"

Joan hatte seine Augen auf das dunkle Haus des Kaufmannes gerichtet: „So dänisch war vielleicht auch ich, Erich, daß ich eine kurze Weile von Glück träumen konnte — — träumen, es für andere zu schaffen." Es zuckte in Erichs Gesicht: „Sehen wir uns nie wieder?" „Vielleicht." Joan beugte sich vor und drückte seinen Mund auf Erichs Wange. „Gute Nacht," sagte er und ging hinein.

Der Lärm im Hause war verstummt. Nur aus dem Hinterhause hörte man noch einige Männerstimmen.

Als Joan in sein Zimmer kam, saß Hans Haacke auf einem Stuhl. „Sind Sie noch nicht zu Bett?" Das Blut schoß Hans Haacke in das runde Gesicht: „Nein," platzte er heraus: „denn ich wollte Ihnen gleich etwas sagen, Graf Ujhazy. Wenn man auch nur Akkompagnateur ist, so kann man doch ein Künstler sein, und ich will mir Ihre Verhöhnung nicht länger gefallen lassen . . ." „Verhöhnung, bester Haacke." „Ja Verhöhnung . . . es ist keine Art und Weise Champagnergelage abzuhalten, wenn ich spiele." „Lieber Haacke, Sie sind hier im Lande ganz verstört geworden." „Ja," sagte Hans Haacke: „weil ich hier Freunde gefunden habe, die mir über die Behandlung, die mir zuteil wird, die Wahrheit gesagt haben." Joan hatte gelächelt: „Ja," sagte er langsam: „Die Dänen sagen die Wahrheit. Darin haben Sie recht." Er hatte geklingelt.

„Wir sprechen morgen weiter miteinander, bester Haacke," sagte er. Herr Haacke wollte etwas sagen, ging dann aber hinaus. Als der Berliner hereingekommen war, sagte Joan: „Wir reisen morgen um halb acht Uhr." „Halb acht?" sagte der Berliner: „halb acht . . . das ist der Zug nach Deutschland." „Ja." „Wollen wir denn . . . nach Deutschland?" „Wir wollen fort," sagte Joan. Der Berliner hatte die beiden Wachslichter beim Bett angezündet. „Gute Nacht," sagte er und ging hinaus.

Joan Ujhazy entkleidete sich. Im Hause war alles still. Ein letzter Wagen rollte durch die Straße. Es waren die letzten Nordschleswiger und sie sangen.

Joan lag auf seinem Bett. Der Schein der Wachskerze fiel gelb auf sein Gesicht.

Und wißt ihr die Nacht noch, bevor aus der Burg
Wir zogen dem Feinde entgegen,
Und alles verstummt', als die Mitternacht
Laut erscholl in wuchtigen Schlägen.
Da rief er: Kinder, frischauf zur Schlacht
Um in Kolding zu sein vor der nächsten Nacht . . .
Wir hatten gesiegt, eh' der Tag sich neigte,
Das Ziel jedoch keiner von uns erreichte . . .

Der Gesang starb dahin.

Joan hatte seine Arme zum Kopfende des Bettes hinaufgestreckt. Die Handflächen waren im Schein des Lichtes nach oben gewandt.

Wilhelm Meiſters Theatraliſche Sendung/ von Otto Pniower

Als „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ eben erſchienen waren, ſchrieb Gottfried Körner in einem vortrefflichen Aufſatz über den Roman: „Von der Geſchichte dieſes Werkes möchte ich gerne noch etwas wiſſen. Ein großer Teil ſoll ſchon lange exiſtieren, und ich wäre ſehr neugierig, was jetzt verändert und hinzugeſetzt worden iſt.“ Und ein andrer Freund Schillers, L. F. Huber, kam in ſeiner umfangreichen Rezenſion der Dichtung wiederholt auf jene ältere Faſſung, deren Exiſtenz in den literariſchen Kreiſen bekannt war, zu ſprechen. „Ein ſehr großer Vorteil für die Kritik,“ ſagt er einmal, „wäre es, wenn man auch den alten Meiſter kennte, wie man den alten und den neuen Werther kennt.“ Dieſes Vorteiles zum Verſtändnis des Romanes mußte man jedoch noch lange Zeit entbehren trotz den Wünſchen nach ſeiner erſten Geſtalt, die häufiger und dringender wurden, als ſich die hiſtoriſche Forſchung der Schöpfung bemächtigte, um ſie, die Goethe ſelbſt eine der inkalkulabelſten Produktionen nannte, zu deren Beurteilung ihm beinahe ſelbſt der Maßſtab fehlte, entwickelungsgeſchichtlich aufzuhellen. Da dieſe Wünſche ſich nicht erfüllten, ſuchte man die ältere Faſſung durch mehr oder weniger — meiſt mehr — luftige Hypotheſen zu erſchließen. Die Beſchäftigung mit dem Wilhelm Meiſter wurde ein Tummelplatz wiſſenſchaftlicher Kombinationen und Spekulationen.

Dieſem Spuk ward auf einmal ganz unerwartet ein Ende gemacht, und jene Sehnſucht des Literarhiſtorikers geſtillt. Dank einem glücklichen Fund beſitzen wir jetzt die erſte Faſſung des Romans und zwar bis auf einen kleinen Reſt vollſtändig. Die ſechs Bücher, die Goethe etwa vom Februar 1777 bis zum November 1785 verfaßte, liegen uns vor. Nicht überliefert iſt uns dagegen ein Plan, den der Dichter am 9. Dezember 1785 auf alle ſechs folgenden Bücher Wilhelms aufſchrieb. Auch die Partien des ſiebenten Buches, die im Frühling des folgenden Jahres entſtanden, fehlen uns. Mehr aber war nicht vorhanden, als Goethe, nach flüchtigen Beſchäftigungen mit dem Roman in Italien, im Beginn des Jahres 1794 die neue Redaktion des vorhandenen Materials vornahm.

Wenn ich nun hier eine Vorſtellung von dem geben will, was uns mit der Gabe der „Theatraliſchen Sendung“ beſchert iſt, ſo muß ich mir bei der Fülle des Stoffes notgedrungen Beſchränkung auferlegen und den Details, ſoweit es irgend möglich iſt, aus dem Wege gehen. Es kann ſich nur darum handeln, Geiſt und Weſen der alten Dichtung in einem allgemeinen Sinne darzulegen, wobei häufige Berufungen auf die „Lehrjahre“ ebenſo unvermeidlich wie förderlich ſein werden.

Die Haupttendenz der „Lehrjahre“ kann man kurz definieren als: die An-

wendung des Humanitätsideals der großen Epoche des achtzehnten Jahrhunderts auf die einzelne Persönlichkeit. Wilhelm selbst bezeichnet als das eigentliche Streben seines Lebens die harmonische Ausbildung seiner Individualität. Das schöne Motiv ist eine Widerspiegelung des eigenen Lebenszieles des Dichters. „Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu," schreibt Goethe einmal an Lavater, als er schon mit der „Theatralischen Sendung" beschäftigt war.

Die Ausbildung beginnt in der ästhetischen Sphäre. Wilhelm dilettiert in der Poesie und in der Schauspielkunst. Indem er in Shakespeare den wahren Dichter kennen lernt, wird ihm vor Augen geführt, daß er zum Poeten nicht berufen ist. Seine Erfahrungen bei einer Schauspielertruppe und seine Erlebnisse in den höheren Schichten der Gesellschaft lehren ihn, daß auch das Theater nicht das seiner Natur gemäße Betätigungsfeld bietet. Schließlich wird ihm die wahre Befriedigung in einer praktischen, dem täglichen Leben gewidmeten, sozial weit ausstrahlenden Wirksamkeit gewährt. Hettner bezeichnete diese Entwickelung treffend mit den Worten: „Wilhelm suchte die Schauspielkunst und fand die Lebenskunst."

Daß an dieser Erziehung des Helden die Frauen einen wesentlichen Anteil haben, ja sie erst krönen, ist bei dem eigentlichen Frauenlob, dem Manne, der seine größte Dichtung in die Worte enden läßt: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", natürlich. Goethe sah nun einmal das menschliche Ideal unter dem Bilde edler Weiblichkeit. Dieser Satz wird nicht widerlegt, sondern nur bestätigt, wenn der Goethe des Alltags, als achtzigjähriger Greis, zu seinem Eckermann resigniert sagte: „Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden, Gott weiß, wie. Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen. Sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind." In jenem Brief an Lavater, in dem er von dem kühnen Entwurfe der Pyramide spricht, zu der er seine Existenz zu erhöhen gedenkt, drückt er weiterhin die Hoffnung aus, daß seine Kräfte bis hinauf reichen werden. „Auch tut," fährt er fort, „der Talisman jener schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind." Als nach Euphorions Tod Faust auch noch Helena entschwinden sieht, da bleibt ihm die Erinnerung an die Vertreterin der vollendeten Schönheit ein Göttliches, das ihn fortan umschwebt und über alles Gemeine rasch am Äther hinträgt, solange er dauern kann. Wie Orest durch Iphigeniens Reinheit geheilt, wie Faust erst nach dem Bund mit Helena und geläutert durch sie,

der reinen Tätigkeit zugeführt wird, so wird Wilhelm erst, nachdem er Natalie gefunden hat, reif für das neue, wahre Leben.

Wie verhält sich zu dieser Grundtendenz der „Lehrjahre" nun diejenige der „Theatralischen Sendung"?

Die Hypothesen über die Urgestalt der „Lehrjahre", von denen die Rede war, pflegten darauf hinauszulaufen, daß Wilhelm am Ende des erschlossenen Romans dem Theater erhalten blieb. Er sollte eines der ästhetischen Ideale des achtzehnten Jahrhunderts verwirklichen helfen und der Gründer eines deutschen Nationaltheaters werden. Diese Vermutungen erweisen sich jetzt als Irrtümer. Wenn die Fragment gebliebene Theatralische Sendung den Helden auch nur bis zu dem Moment führt, da er entschlossen ist, sich der Schauspielkunst als seinem Lebensberuf zu widmen, so ist es doch unzweifelhaft, daß wie in den „Lehrjahren" so auch in ihr das Theater nur eine Durchgangsstation für ihn bedeutet hätte. Allerlei Fingerzeige liegen dafür vor.

Ehe der Wilhelm der „Sendung" sich der Bühne verpflichtet, erhält er einen viel tieferen Einblick in das Wesen und Treiben des Theaters, als es beim Helden der „Lehrjahre" vor diesem Schritt geschieht. Lange schon, bevor er den neuen Beruf ergreift, betritt er die öffentliche Bühne als Darsteller einer größeren Rolle, indem er in dem von ihm selbst verfaßten Drama „Belsazar" den Darius spielt. Und hier wird ihm gleich der erste berauschende Erfolg, den er davonträgt, durch Kümmerlichkeiten ökonomischer Natur, in die er verstrickt wird, vergällt. Melina reißt ihn aus seinen Träumen und zeigt ihm, daß er um eine erhebliche Summe, die er gutmütig vorgeschossen hat, betrogen wird, wenn er nicht energisch das ausgeliehene Geld einfordert. „Ein junger Prinz," so schildert Goethe köstlich die Empfindungen seines Helden in diesem Augenblick, „ein junger Prinz, der eben auf die Jagd reiten will, kann einem remonstrierenden Finanzminister nicht mit größerem Widerwillen gestiefelt und gespornt Audienz geben, als Wilhelm in dem Augenblicke dem Verlangen seines Freundes folgte. Wie anders dachte er diesen Morgen zuzubringen!" — (Goethe kannte solch einen jungen Prinzen und mochte auch Zeuge einer solchen Szene gewesen sein.) — Bei der zweiten Aufführung bricht, herbeigeführt durch das widerwärtige Gebahren eines trunksüchtigen Schauspielers, ein richtiger Theaterskandal aus, der Wilhelm in die größte Verwirrung und Verlegenheit bringt. Der Eindruck der Ereignisse auf ihn ist niederschmetternd. „Der Wahn seiner Jugend," heißt es, „zerstreute sich, wie eine schöne Nebelwolke, die sich um einen dürren Berg bewegt. Er bedauerte sich, das Theater und die Dichtkunst. ‚Ach!' rief er aus, ‚möchten doch so viele törichte Jünglinge durch mein Beispiel klug werden, die diesem Irrlichte nachlaufen, die sich von dieser Sirene aus der vorgeschriebenen Fahrt ihres Wandels locken lassen!"

Allerdings bleibt Wilhelm ungeachtet dieser schlimmen Erfahrungen, die ihn

mit Unwillen und Ekel erfüllen, nicht nur bei der Truppe, sondern, als die Schauspieler den Ort seines Triumphes verlassen, um im Schlosse eines benachbarten kunstbegeisterten Grafen zu spielen, schließt er sich ihnen, man sieht nicht recht warum, an. Dieser Schritt erscheint um so seltsamer, als ihn die Pflicht gegen das Elternhaus dringend zur Rückkehr mahnt und er im Innersten bereit ist, den ihn bedrängenden Wirrsalen zu entfliehen. Gewiß wollte Goethe damit seine Willensschwäche wie den starken Reiz, den das Theater auf ihn ausübte, kennzeichnen und zugleich die noch unerschütterte Unbelehrbarkeit seines Lebensdilettantismus. Allein gleichwohl entsteht für unser Gefühl ein Mißverhältnis zwischen den Erlebnissen des Helden und seinem Verhalten zu ihnen. Kurz gesagt: ich glaube hier einen künstlerischen Mangel wahrzunehmen. Der beste Beweis dafür ist, daß der Redaktor der „Lehrjahre" gerade an dieser Stelle energisch eingreift und das, was wir als dichterische „Schwäche" empfinden, beseitigt. Das geschieht dadurch, daß er den übrigens meisterhaft geschilderten Theaterkrach radikal ausmerzt und weiterhin die Erfahrungen Wilhelms bei der reisenden Truppe, deren derb realistische Darstellung ohnehin seinem damaligen künstlerischen Standpunkt unbequem waren, teils bedeutend mildert, teils einschränkt. Um aber Wilhelms Entschluß, an der Fahrt zum Schloß teilzunehmen, stärker zu begründen und jeden Zweifel an seiner Glaubhaftigkeit auszuschließen, bringt er ein neues Motiv an. Der unfehlbare Magnet der Liebe muß seine Schuldigkeit tun. Er läßt in Wilhelm eine Neigung zur Gräfin entstehn. In der „Theatralischen Sendung" findet sich davon keine Spur außer der einzigen Bemerkung, daß „sie ihm im stillen nicht abgeneigt war". Das will aber nichts besagen, da von Wilhelm wie von Jason gilt: den Frauen angenehm. Es ist sein Schicksal, allen zu gefallen. Sogar sucht im Fragment die Circe Baroneß, die in den „Lehrjahren" zu Jarno mehr als freundliche Beziehungen unterhält, in Wilhelm „einen für ihre Ställe zu werben". Übrigens verband Goethe mit diesem neuen Motiv der Neigung zur Gräfin einen meisterhaften Kunstgriff. Er machte sie zur Schwester Nataliens und gewann damit Außerordentliches. Indem sich Wilhelm, bevor er von Liebe zur edlen Amazone ergriffen wird, zu dem schwächeren Abbild von ihr hingezogen fühlt, erreicht er eine höhere Stufe beim Aufstieg zur Läuterung und wird so allmählich der idealen Verkörperung der Weiblichkeit, die Natalie darstellt, würdig.

Den Eintritt Wilhelms in die adeligen Kreise benutzt der Dichter der „Lehrjahre" bekanntlich als ein weiteres Mittel seiner Erziehung. Man hat Goethe das allerdings undemokratische Motiv vielfach verdacht, dabei aber unhistorisch genug nicht berücksichtigt, daß es dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts entspricht, dem nun einmal die Aristokratie als die Vertreterin der höheren Sitte galt. Die berühmte Tirade auf den Adel aus dem Anfange des dritten Buches der „Lehrjahre" findet sich schon in der „Sendung", hier noch am Schluß

durch einen Tusch, ein dreimaliges Heil verstärkt, das den Großen dieser Erde, allen, die sich ihnen nähern und dem Genius „unseres Freundes" zugerufen wird. Hier aber ist es der Dichter selbst, der die Ausführungen macht, während er sie in den „Lehrjahren" als Betrachtungen Wilhelms gibt. — Sein heilsamer Verkehr in den adeligen Kreisen wird übrigens in dem Fragment feiner vorbereitet als in der späteren Fassung, indem er schon früh die Freundschaft eines adeligen, für die aufkeimende deutsche Literatur begeisterten Offiziers v. C. gewinnt. Es ist eine Erscheinung wie Lessings Freund Ewald v. Kleist. Auch an Goethes Genossen Knebel kann man denken. In den „Lehrjahren" ist die Gestalt der energischen Kürzung und Dämpfung der Theatervorgänge zum Opfer gefallen.

Also schon in der „Theatralischen Sendung" sollte Wilhelms Bühnenlaufbahn als ein Irrtum gekennzeichnet werden. Schon hier sollte er im Umgang mit der adeligen Gesellschaft von der jahrelangen Täuschung geheilt werden. Wie steht es nun aber mit dem dritten Bildungselement, das Wilhelm in den „Lehrjahren" auf sich wirken läßt, mit der Schule der Frauen? Wir wissen schon: auch der Held der „Sendung" ist von den Frauen begünstigt. Viele suchen seine Neigung, keine vermag das Andenken Marianens auszulöschen. Da erscheint, als er bei dem Überfall durch die Plünderer schwer verwundet, hilflos daliegt, die Amazone, um ihm Rettung zu bringen. „Er hatte seine Augen auf die sanften, stillen, teilnehmenden Gesichtszüge der Ankommenden geheftet. Er glaubte, nie etwas Liebenswürdigeres gesehen zu haben." Es sind dieselben Worte, die wir in den „Lehrjahren" wiederfinden. Nur heißt es hier bezeichnenderweise „die sanften, hohen, stillen, teilnehmenden Gesichtszüge", und er glaubte, nie etwas Edleres, noch Liebenswürdigeres gesehen zu haben. Überirdisch mutet ihn die schöne Gestalt an. „In diesem Augenblick", erzählt der Dichter weiter, „da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes hervorbringen wollte, würkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart so sonderbar auf seine schon angegriffenen Sinnen, daß es ihm auf einmal ankam, als sei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, die sich nach und nach über ihr ganzes Bild ausbreiteten." Wilhelm kann das Erlebnis nicht vergessen. Unaufhörlich rief er sich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüt gemacht hatte. Tausendmal wiederholte seine Einbildungskraft die Szene. Tausendmal rief er sich den Klang ihrer süßen Stimme zurück. Und als er dem Drängen Serlos, Aureliens und Philinens, sich der Bühne zu widmen, endlich nachgibt und sein „Ja denn" spricht, da fällt er in ein stilles Nachsinnen. „Seine Gedanken schweiften hin und wieder, und auf einmal erfüllte der Waldplatz wieder seine Einbildungskraft. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büschen, nahte sich ihm, stieg ab. Ihr menschenfreundliches Bemühen hieß sie gehn und kommen. Sie stand. Das

Kleid fiel von ihren Schultern und deckte den Verwundeten. Ihr Gesicht, ihre Gestalt glänzte wieder auf und verschwand."

Mit diesen Worten schließt das Fragment. Von welcher Bedeutung in diesem Augenblick die Vision ist, wird niemand verkennen. Sie ist gleichsam ein von der höheren Stufe der Welt gesendetes Symbol, das Wilhelm leise, ohne daß er es versteht, das Verhängnisvolle der Stunde kündet, den Leser aber in einem poetischen Bilde unzweideutig auf seinen Irrtum hinweist. In der Sphäre des Theaters, das spricht der Dichter noch einmal damit aus, wird er nicht den Weg zu dem wahren Ziel seines Daseins finden. Indem es aber die Amazone ist, die Wilhelms ihm selbst noch unbekannte, in der Tiefe des Herzens schlummernde Wünsche nach dem reinen echten Leben weckt, erfahren wir, daß erst der Bund mit ihr sie erfüllen wird.

Man muß jedoch weiter fragen: wenn Wilhelms Streben nach dem Theater ein Irrtum ist, welche Betätigung wollte der Dichter als die ihm gemäße hinstellen? Darüber gibt das Fragment allerdings keine bestimmte Auskunft. Das heißt, wir erfahren nicht, welche praktische Wirksamkeit den Irrfahrten seines Lebens ein Ende machen wird. Wohl aber deutet der Dichter allgemein das hohe Niveau seines Zieles an, wenn er an bezeichnender Stelle, in jenem schon erwähnten Preise des Adels, sagt: „Wer kann den Wert und Unwert irdischer Dinge besser kennen, als wer sie zu genießen von Jugend auf im Falle war? Und wer kann seinen Geist früher auf das Nützliche, das Notwendige, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrtümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen?"

Ich denke: damit ist die Tendenz der „Theatralischen Sendung" klar genug. Der „Wilhelm Meister" war schon in seiner ersten Gestalt als Erziehungs- oder Bildungsroman gedacht. Man kann auch sagen: Weltanschauungsroman. Schon er sollte das dem deutschen Geiste so gemäße Thema der Auseinandersetzung mit dem Leben in der Weise behandeln, daß ein irrender, von edlem Streben beseelter Jüngling allerlei Erfahrungen und Abenteuer nicht nur mit reiner Gesinnung besteht, sondern durch sie belehrt und geläutert das seiner Natur gesteckte Ziel des Daseins erreicht. Vom Standpunkt der mittelalterlichen Weltanschauung aus hatte Wolframs „Parcival" die Aufgabe gelöst, im Geiste des verwilderten siebzehnten Jahrhunderts Grimmelshausens „Simplizissimus". Im neunzehnten Jahrhundert übernahm sie Gottfried Kellers „Grüner Heinrich", für den dann „Wilhelm Meisters Lehrjahre" nicht bloß in zeitlichem Sinne Vorbild waren. Schon in der „Sendung" lag der Plan vor, Wilhelm durch die verschiedenen Lebensstationen zu führen, wie Faust die Schichten der Welt kennen lernen soll. „Auf die Charakteristik der Stände auszugehn", bekennt Goethe gerade in der Zeit, da er mit der Niederschrift des sechsten Buches des Romans beschäftigt ist. Und wenn der titanische, nach dem Höchsten strebende,

an Wiſſenſchaft und Erkenntnis verzweifelnde Held des Dramas, als er ſich ins Rauſchen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit ſtürzt, Zeuge des wüſten Treibens in Auerbachs Keller wird, ſo wird man es verſtehn und nicht ſo unbillig finden, daß Goethe den Helden des Romans zum Rivalen eines rohen und plumpen, von Krämpfen befallenen Trunkenbolds macht. Wilhelm Meiſter iſt von vornherein der aus dem Heroiſchen ins Bürgerliche überſetzte Fauſt, nur daß der dramatiſche Held in ſeinem innern Selbſt bewußt genießen will, was der ganzen Menſchheit zugeteilt iſt, während Wilhelm Meiſter unbewußt und halb widerſtrebend durch die Wirrniſſe des Lebens taumelt.

Allein die „Theatraliſche Sendung" iſt ein Fragment, und gerne möchte man wiſſen, wie ſich Goethe die Fortſetzung dachte, wie der Roman in ſeiner damaligen Geſtalt ſchließen ſollte. Wie, fragen wir, mochte der Plan ausgeſehen haben, den der Dichter am 9. Dezember 1785 „auf alle ſechs folgende Bücher Wilhelms aufſchrieb?" Die Belehrung, die uns gerade dieſer unerwartete Fund über den Wert wiſſenſchaftlicher Erſchließungen verloren gegangener Faſſungen von Dichtungen erteilt, mahnt zur größten Vorſicht. Da wärmte man immer wieder jene Mitteilung auf, die Ludwig Tieck angeblich von Frau Rat Goethe über den Ausgang der „Theatraliſchen Sendung" erhielt, wonach Wilhelm mit Mariane vermählt der Bühne dauernd angehören ſollte. Und nun erfahren wir, daß Frau Aja überhaupt nur die erſte Hälfte des Romans — eben die jetzt aufgefundene — kennen gelernt haben kann. Kürzlich erſchloß ein Forſcher als Ergebnis der „Theatraliſchen Sendung", daß Wilhelm Mignon heiraten und ſeine Sendung in Italien erfüllen ſollte. Die Abſurdität dieſer Hypotheſe braucht nicht erſt bewieſen zu werden. Aber ihr Erfinder hat das Unglück, daß auch ſie durch dieſen Fund widerlegt wird. Schon die „Theatraliſche Sendung" enthält jene ergreifende Szene, die in den „Lehrjahren" an das Ende des zweiten Buches gerückt iſt, da Mignons Liebe zu Wilhelm offenbar wird, die lang verhaltene Empfindung ſich in krampfartigen Bewegungen des Körpers löſt und in ihrem Innerſten wie ein gewaltiger Riß geſchah. Damit iſt nach Goethiſcher Art zugleich auf ihren frühen Tod hingedeutet, der dann, wie im achten Buch der „Lehrjahre" erzählt iſt, durch ihre leidenſchaftliche Eiferſucht auf Thereſe beſchleunigt wird.

Dieſe von Goethe bekanntlich bis ins Kleinſte und Feinſte geübte Methode, wichtige Motive vorklingen zu laſſen, gibt uns das Mittel an die Hand, von der Fortführung der Handlung, die ſich in den folgenden nur geplanten ſechs Büchern abrollen ſollte, wenigſtens einen Umriß zu gewinnen. Wie wir aus jener Szene am Schluß des vierten Buches mit Sicherheit ſchließen dürfen, daß Mignon im Verlauf der Vorgänge ſterben ſollte, ſo iſt auch für Aureliens Tod ein Fingerzeig vorhanden. Er iſt uns damit gegeben, daß die von ihr

Wilhelm in den „Lehrjahren" aufgetragene Mission, ihren ungetreuen Freund Lothario aufzusuchen und wegen seines Verhaltens zur Rede zu stellen, schon in der „Sendung" vorbereitet ist. „Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechter Freund", sagt sie zu Wilhelm, „nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen: setzen Sie sich zu Pferde, machen Sie auf irgendeine Weise Bekanntschaft mit ihm. Und wenn Sie zurückkehren, so haben Sie mir verziehen und bedauern mich." Damit wissen wir zugleich, daß es Lothario ist, der dem Helden den Zugang zu jenen edlen, erprobten Vertretern der Menschheit vermittelt, die ihm über seine Bestimmung die Augen öffnen. Denn schon damals war er vom Dichter als der Bruder der Amazone gedacht. Das verrät uns Aureliens zu Wilhelm getane Äußerung: „Er (Lothar) zeigte mir die Briefe seiner Verwandten, seiner fürtrefflichen Schwester." Daß Natalie aber die Schwester ist und zum Schluß Wilhelm mit ihrer Hand beglückt, lehrt die Vision am Ende des Fragments. Auch Wilhelms Sohn Felix ist, wenngleich unerkannt, in seiner Nähe bei Aurelie. Ebenso eine alte Dienerin, deren Vermummung durch ein verbundenes Gesicht auf die spätere Enthüllung als Marianens Vertraute, Barbara, hindeutet. Und damit ist wiederum der Umstand erschlossen, daß Mariane gestorben ist. Daß endlich Goethe früh, jedenfalls lange, ehe er die Umarbeitung der „Sendung" in Angriff nahm, durch Felix die Katastrophe des Harfners herbeizuführen plante, lehrt eine Notiz aus der „Italienischen Reise" vom Jahre 1788, in der unter den Unarten des Knaben „Trinken aus der Flasche" bemerkt wird.

Man sieht, wie ähnlich die Fortführung der „Sendung" derjenigen der „Lehrjahre" gedacht war, ja, daß sie ihr in den Grundzügen glich. Aber allerdings ein einschneidender Unterschied besteht. Zu den Übereinstimmungen, die wir auch noch mit Sicherheit erschließen können, gehört die, daß schon in der ersten Fassung des Romans Shakespeares „Hamlet" aufgeführt werden sollte. Wozu wären sonst bei dem ökonomischesten aller Dichter die breiten Darlegungen über das Wesen dieser Tragödie? Aber lag es schon damals in der Absicht des Dichters, die Rolle des Geistes von Hamlets Vater von einer geheimnisvollen Person übernehmen zu lassen? Schwerlich. Bekanntlich wird die Besetzung von den Männern des Turmes besorgt — und von ihnen weiß die „Sendung" absolut nichts. Von der „Verzahnung", die Goethe in den „Lehrjahren" damit einleitet, daß er Wilhelm im siebzehnten Kapitel des ersten Buches dem Unbekannten begegnen läßt, der sich dann bei der Kahnfahrt (im neunten Kapitel des zweiten Buches) unvermutet wieder einfindet und hinter dem sich der Abbé verbirgt, von dieser Verzahnung finden wir in der „Sendung" keine Spur. Also gehörten die Männer des Turms noch nicht der Urgestalt an. Dieses Motiv den Wandel des Helden von einer geheimen Gesellschaft beobachten und leiten zu lassen, befremdet den heutigen Leser der „Lehrjahre" nicht wenig, viel-

leicht weil es allzusehr aus dem Geiste der Zeit geschöpft ist, in der die Geheimbündelei und das Freimaurertum in der höchsten Blüte standen. Goethe führte es, wie ich meine, unter dem unbewußten Eindruck von Mozarts „Zauberflöte" ein, deren erste Aufführung in Weimar im Januar 1794 stattfand, gerade als er die „Theatralische Sendung" in die „Lehrjahre" umzuwandeln begann. Man weiß, daß Goethe dieser Oper, der Musik und sogar auch dem Text eine besondere Neigung abgewann. Zum Libretto begann er 1795 eine Fortsetzung zu dichten, die Fragment blieb, und sein in demselben Jahre verfaßtes „Märchen" ist — das fühlt man — von der Atmosphäre der Oper umwittert. Das Motiv ist dem Werk für das heutige Empfinden nicht zum Heil ersonnen. Es beeinträchtigt den Grundgedanken der Dichtung in einem wesentlichen Punkt. Als Halbbruder Fausts dient auch Wilhelm seinem Gott verworren und soll gleich ihm in die Klarheit geführt werden. Derselbe Optimismus der Lebensauffassung beherrscht den Roman wie das Drama. Auch er, ein guter Mensch, ist sich in seinem dunklen Drang des rechten Weges wohl bewußt. Nur fehlt ihm, wie ich schon bemerkte, als epischem Helden (übrigens getreu der in den „Lehrjahren" ausdrücklich vorgetragenen Theorie des Romans) die Initiative. Er muß leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein und zu dem unschätzbaren Guten, das ihm bei all seinen Irrungen, seinen falschen Zwecken zuletzt zuteil wird, muß er ohne sein rechtes Zutun, nur auf Grund seiner Gesinnung hingeleitet werden. Das Schicksal wirft es ihm in den Schoß. Tritt nun für das Schicksal der geheimnisvolle, seine Schritte überwachende und ihn lenkende, geheimnisvolle Bund ein, so wird dem Zufall wohl eine zu große Macht eingeräumt. Zugleich wird die Allgemeingültigkeit des Gedankens zerstört und Wilhelms Los zu sehr besonderer Fall, abgesehen davon, daß durch das Eingreifen der Genossenschaft in sein Dasein der ohnedies passive Charakter des Helden herabgedrückt und das Interesse, das wir an ihm nehmen, gemindert wird. — Mit dem Motiv der geheimen Verbindung hat der Dichter das sechste die „Bekenntnisse einer schönen Seele" enthaltende Buch eng verknüpft. Gleichwohl könnte man sich denken, daß Goethe seine Einschaltung auch schon für die „Sendung" plante, ohne zugleich die Einführung der Männer des Turmes im Sinne gehabt zu haben. Doch bleibe diese schwierige Frage unerörtert.

So viel von der Tendenz der „Theatralischen Sendung" und ihrem Plane. Was ist nun aber von der Darstellung zu sagen, von der Form, in die Goethe seine Intentionen gekleidet hat?

„Es freut mich recht sehr," schreibt der Dichter an Knebel, der soeben die drei ersten Bücher kennen gelernt hatte, „es freut mich recht sehr, daß Du meinen ‚Wilhelm' so gut aufgenommen hast. Was Du daran lobst, habe ich wenigstens

zu erreichen gesucht, bin aber leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe auch keinen Genuß daran. Diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im Ganzen zu übersehen."

Und ein halbes Jahr später an denselben Freund, der über den Eindruck des vierten Buches berichtet hatte: „Ich danke für gute Aufnahme ‚Wilhelms'. Jede Bemerkung, besonders von Dir, ist mir lieb. Ich fahre nun fort und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und alles schärfer und fühlbarer aneinander rücken kann." Und zwei Monate vor dem Abschluß der Arbeit schrieb er an Frau v. Stein: „Ich habe das Werk sehr lieb, nicht wie es ist, sondern wie es werden kann." Es fehlt also, wie man sieht, dem Fragment die letzte Durcharbeitung, die Druckreife. Nur an das letzte, sechste Buch bekennt Goethe wiederholt große Sorgfalt gewendet zu haben. Und doch war eine prüfende Durchsicht der Dichtung um so nötiger, als sie in dem langen Zeitraum von mindestens acht Jahren mit vielen Pausen und Unterbrechungen verfaßt worden war. Und gerade in dieser Zeit litt Goethe besonders unter dem Druck des Amtes. Es war die Epoche vor der Flucht nach Italien. Als er im Sommer 1782 mit dem zweiten Buch beschäftigt war, schrieb er an die geliebte Freundin, daß ihm die Arbeit eine gute Stunde machte. „Eigentlich," fährt er fort, „bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe." So fremd war dem Verfasser von „Werthers Leiden" die dauernde Beschäftigung mit großen dichterischen Aufgaben geworden, daß er sich das Gefühl, vor allem zum Schriftsteller berufen zu sein, erst wieder bestätigen muß! Nun, einiges gelang ihm trotz den ungünstigen Bedingungen seiner damaligen Existenz immerhin noch. Eine Galerie meisterhafter Porträts tut sich schon in der „Theatralischen Sendung" vor uns auf. Schon finden wir die verwegene Philine, deren Gestaltung freilich erst in den „Lehrjahren" zu einer der genialsten Leistungen Goethischer Menschendarstellung heranwuchs. Schon hebt sich von ihrer zierlichen Sinnlichkeit die schwerfällige Eitelkeit der Anempfinderin Melina ab. Schon auch finden wir den gescheiten, welt- und kunstgewandten Serlo und seine unglückliche, in der Liebe unliebenswürdige Schwester Aurelie. Und die mit der Alltagswelt kontrastierenden Gestalten Mignon und der Harfner lassen auch schon ihre seelenvollen Gesänge ertönen. Also sind bereits im Fragment die Hauptcharaktere der „Lehrjahre" fast bis zur Vollendung geprägt. Sonst aber empfinden wir einen beträchtlichen Abstand zwischen ihm und dem fertigen Roman. Von der formalen Meisterschaft des Werkes der neunziger Jahre, dem klassischen Adel des Stils, jener Goethe nach Schillers Äußerung so eigentümlichen Tiefe bei ruhiger Fläche ist die „Sendung" weit entfernt. Dafür besitzt

ſie freilich die Genialität der Jugend, des erſten Wurfes. „Dem Alter", ſagte der Dichter einmal zu Riemer, „iſt das Generiſche gemäß, während Spezifikation und Varietät der Jugend angehören." In der „Sendung" ſchwelgt Goethe in der Fülle der Erſcheinungen. Einen verſchwenderiſchen Reichtum von Motiven breitet er vor uns aus und nicht genug tun kann er ſich in der Häufung von Einzelzügen. Indem er ſich aber in der Wahl und Darſtellung der Vorgänge überwiegend an die Wirklichkeit hält, folgt er einem andern der Jugend gemäßen Impuls und wird realiſtiſch. So wird das Charakterbild des Helden höchſt mannigfaltig und farbenreich, und die pſychologiſche Entwickelung durch viele Details belebt. Die Phaſen ſeiner Entwickelung werden genau verfolgt, um in entſcheidenden Momenten betont zu werden. Wir erfahren etwa, daß Wilhelm als Kind eine ziemliche Gabe zu lügen beſaß, dabei aber ein reines Gefühl, wo er nicht zu lügen nötig hatte. Wer denkt nicht an den Grünen Heinrich? Wir erleben, wie er, der von Natur an Gehorſam und Pünktlichkeit gewöhnt iſt, ſeiner Leidenſchaft fürs Theater die Ordnungsliebe opfert. Mit Nachdruck weiſt uns der Dichter auf ſeine unüberwindliche Neigung zum Selbſtbetrug und ſeine geringe Menſchenkenntnis. Am auffallendſten iſt, wie eingehend im Vergleich zu den „Lehrjahren" Wilhelms poetiſche Liebhabereien behandelt ſind. Hier iſt der autobiographiſche Einſchlag, deſſen Ausdehnung man beim „Wilhelm Meiſter" gewöhnlich überſchätzt, ſichtlich am ſtärkſten. Nur treibt Goethe die Selbſtkritik etwas weit und geht mit ſeinen dichteriſchen Anfängen gar zu grauſam ins Gericht. Dem Theaterweſen iſt ein bei weitem größerer Raum gegönnt, als in den „Lehrjahren". Bittet doch Goethe gleich im Beginn der Arbeit an der „Sendung" Merck, ihm weder direkt noch indirekt ins theatraliſche Gehege zu kommen, „indem er das ganze Theaterweſen in einem Roman vorzutragen bereit ſei". Dieſes Ziel erreichte er in einer ſtaunenerregenden Weiſe. Man fragt ſich, wo er das nur alles her haben mag. Wie von ſelbſt weitet ſich das Fragment dadurch zu einem reichhaltigen und offenbar ſehr treuen Kulturbild der aufſtrebenden literariſchen Epoche des achtzehnten Jahrhunderts aus. Von ihren Vertretern werden Gottſched, Leſſing, Rabener, Gellert, Zachariä und andere heraufbeſchworen, und in einer Theaterdirektrice wird das Bild der Neuberin zum Greifen lebendig. Gegenüber einer ſolchen, aus friſch gebliebenen Jugendeindrücken geſchöpften Darſtellung erſcheint jede ſpätere Literaturgeſchichte blaß und papieren.

Auffällt der Vortrag, deſſen ſich Goethe in dem Jugendwerk bedient. Es waltet in ihm eine Erzählungsweiſe, die uns altfränkiſch anmutet und die ungeheure Entwicklung erkennen läßt, die der Roman ſeit dem achtzehnten Jahrhundert nach der Seite der Kunſtform genommen hat. Mit der größten Unbefangenheit macht der Dichter von der direkten Charakteriſtik Gebrauch; beiſpielsweiſe bei der Einführung Philinens, die folgendermaßen lautet: „Mademoiſelle Phi-

line kam zu ihm aufs Zimmer, eine junge, muntere Aktrice, deren wir bisher entweder gar nicht oder im Vorübergehen erwähnt haben." Und nun werden ihre Eigenschaften: ihr Leichtsinn, ihre Koketterie, ihre Gutherzigkeit, Verschwendungssucht usw. aufgezählt. Goethe fühlt sich mehr als erzählenden Berichterstatter denn als Dichter und mischt sorglos Betrachtungen über den Helden, den er „unsern Freund" nennt, ein, die ein gemütliches Verhältnis zwischen ihm und dem Leser herstellen. Es ist das allzu Aufgeknöpfte, Studentische der Manier, das er auch seinem „Egmont" vorwarf, als er das liegengelassene Drama zu Ende zu führen gedachte. Vergleicht man die lose Darstellungsform der „Sendung" mit dem gebundenen, seelenvollen Stil des um viele Jahre älteren „Werther", so möchte man im ersten Augenblick einen Rückschritt in der Entwickelung des Goethischen Prosastils annehmen. Wer aber so schließt, verkennt die Macht, den die Natur des Stoffes auf den Dichter übt und bedenkt nicht die ganz verschiedenen Bedingungen, unter denen die beiden Schöpfungen entstanden. Bewußt wandte sich Goethe von dem Gesteigerten und Exzentrischen im „Werther" dem Wahren und Natürlichen im „Wilhelm" zu. Die Wirklichkeit des Gehaltes hat die Form bestimmt und weiter zu einer gewissen Lässigkeit und Zwanglosigkeit geführt. Nun stand aber der Goethe der neunziger Jahre diesem Tone ungebundener Natürlichkeit nichts weniger als freundlich gegenüber, und wir ahnen erst jetzt, welche unendliche Mühe ihm die Anpassung der „Sendung" an sein damaliges Stilideal bereitete, bei der er den Grundcharakter der Form umzumodeln, den Überschuß an Kraft zu bändigen, die allzu üppige Mannigfaltigkeit zu vereinfachen und das Übertriebene zu dämpfen hatte. Erst die „Sendung" zeigt uns recht, daß ihm der Versuch nicht völlig gelang, weil er nicht gelingen konnte. Doch die Frage, wie der auf der Höhe der Meisterschaft stehende Dichter die gärende, überquellende Masse des Fragments allen Schwierigkeiten zum Trotz in jenes Kunstwerk umschuf, das die Zeitgenossen hinriß, eine neue Literaturepoche heraufführen half und uns heute noch entzückt, diese Frage ist ein weites Feld, auf das ich kaum den Blick zu lenken wage. Wer die Aufgabe löste, uns diese Umwandlung geschmackvoll, mit wahrem ästhetischem Gefühl und dem Sinn für das Wesentliche aufzuzeigen, der würde einen Beitrag zur angewandten Poetik liefern, wie wir ihn noch nicht besitzen.

Zu viel Gunſt tötet/ Novelle von Henri Beyle de Stendhal

Erſte Veröffentlichung nach dem Manuſkript von Friedrich von Oppeln-Bronikowski

Vorbemerkung

Kaum war der alternde Stendhal nach der Miſere der Jahre 1821 bis 1830 in den rettenden Hafen eines Konſulatspoſtens eingelaufen, ſo ſchrieb er aus Trieſt: „Es geht mir wie Auguſtus: ich begehrte das Kaiſerreich; doch da ich es begehrte, kannte ich es nicht. Ich langweile mich zu Tode.“ Bekanntlich verweigerte Metternich dem alten Jakobiner das Exequatur in den öſterreichiſchen Landen; und ſo erhielt er den Konſulatspoſten in dem „halbafrikaniſchen“ Fieberneſt Civitavecchia im Kirchenſtaat, der ihm freilich den öfteren Beſuch ſeines geliebten Rom geſtattete. Ja er nahm es ſich heraus, monatelang ganz in Rom zu reſidieren, und erhielt im Jahre 1833 ſogar einen ſechsmonatlichen Urlaub nach Frankreich, dem ſich in den Jahren 1836 bis 1839 ein dreijähriger Urlaub in Paris anſchloß. Hier lebte er in regem geſelligem Verkehr und in intenſiver literariſcher Betätigung; er veröffentlichte ſeine „Mémoires d'un Touriſte“ (1838), ſeinen großen Roman „Die Kartauſe von Parma“ (1839), ſeine Renaiſſancenovellen und arbeitete an einer Fülle von Entwürfen aller Art, die er ſeit dem Jahre 1841, nachdem er ſeinen Konſulatspoſten endgültig aufgegeben hatte, um in Paris als freier Schriftſteller zu leben, zu vollenden ſich anſchickte, — als der Tod ihn mitten im eifrigſten Schaffen dahinriß (23. März 1842). Von dieſen Fragmenten iſt bisher nur der unvollendete pſychologiſche Roman „Lamiel“ und eine zur Novelle zuſammengeſchrumpfte Faſſung von „Minna Wangel“ ans Licht gekommen, während die breitere, romanartige Ausgeſtaltung dieſes Werkes bislang in einem der Handſchriftenbände der Bibliothek von Grenoble ruht, die den literariſchen Nachlaß ihres großen Sohnes beſitzt. Derſelbe Band (R. 291) enthält außerdem noch drei unveröffentlichte und unvollendete hiſtoriſche Novellen: „Trop de faveur tue,“ „Le Chevalier de St. Ismier“ und „Suora Scolastica“. Alle vier Fragmente lagen kurz nach Stendhals plötzlichem Tode ſeinem Freunde und Biographen Proſper Mérimée, dem Carmendichter, vor, der ſie aber, weil unfertig, von einer Publikation ausſchloß. Sein Vetter und Teſtamentsvollſtrecker Romain Colomb erwähnt ſie in ſeiner „Notice biographique“ überhaupt nicht; und auch die neueren franzöſiſchen Stendhalianer ſind bisher daran vorübergegangen; nur die kurze Vorrede der „Suora Scolastica“ hat C. Strvienski neuerdings publiziert. Und doch wüßte ich nicht, weshalb die in ihren fertigen Teilen ebenſo ausgerundete Novelle „Trop de faveur tue“ nicht das gleiche Anrecht auf poſthume Veröffentlichung hat wie „Lamiel“ oder die reizende, längſt bekannte, unvollendete

Ghettogeschichte „Filippo Ebreo“. Ist doch selbst sein Meisterwerk, die „Kartause von Parma“, nur mit verstümmeltem Schlusse auf uns gekommen! Wie Stendhals Charakter, so haftet auch all seinen Schriften etwas Fragmentarisches an, und selbst seine fertigen Werke präsentieren sich vielfach als geistreiche Aphorismensammlungen, die durch den Faden einer Handlung oder eines Grundgedankens nur lose verknüpft sind. Warum also nicht auch diesen Torso der Grenobler Bibliothek ans Licht fördern? Die wenigen Unfertigkeiten des Fragments werden durch die lebensprühende Darstellung vollauf ausgeglichen! —

Noch war die „Kartause von Parma“ nicht im Buchhandel erschienen, als Stendhal sich schon mit der „Suora Scolastica“ beschäftigte (Brief an die Gräfin Tracy vom 16. März 1839). Vom 15. bis 18. April 1839 diktierte er Fragmente dieser Novelle, die er erst 1842 wieder aufnahm, aber nicht vollendete, da er während der Arbeit starb. Mitten in der ersten Beschäftigung mit „Suora Scolastica“ sprang er plötzlich ab und diktierte vom 9. bis 15. April 1839 die vorliegende Novelle, um auch sie unvollendet liegen zu lassen. Die geistige Anspannung, welche die „Kartause von Parma“ erforderte, hatte ihn offenbar erschöpft. Er suchte in der Arbeit an „Trop de faveur tue“, wie er sagte, Erholung von der „Kartause“ und fühlte sich doch, wie er in einer Randnotiz gesteht, „mit Unfruchtbarkeit geschlagen, wie die Frommen es nennen“. Kein Wunder, daß jetzt keiner der beiden Entwürfe zum Ende gedieh. Ein anderes verstimmendes Moment trat hinzu. Am 7. März demissionierte sein Gönner, der Graf Molé, als Minister des Innern; er hatte bisher seine Hand über den unruhigen und nicht bequemen Beamten gehalten, hatte ihm bei vollem Gehalt einen jahrelangen Urlaub gewährt und über seine Eskapaden nach Rom ein Auge zugedrückt. Nun sah Stendhal, alternd und von Gicht geplagt, sich von neuem in sein Fieberneſt Civitavecchia verbannt, und er mußte noch im Juni 1839 dorthin zurückkehren. Aber sonderbar, während er sich in Paris an italienischen Stoffen weidete, nahm er auf italienischem Boden zunächst ein französisches Sujet, den Roman „Lamiel“ vor, und erst zwei Jahre später, als er, krank und gebrochen, endgültig nach Paris zurückkehrte, beschäftigten ihn neben „Lamiel“ die unvollendeten italienischen Novellen. Am Tage vor seinem Tode zahlte ihm die „Revue de Paris“ einen Vorschuß von 1500 Franken auf neue Renaissance-Novellen, deren erste jedenfalls die „Suora Scolastica“ geworden wäre und deren italienische Vorlagen jetzt in den zwölf Handschriftenbänden der Pariser Nationalbibliothek ruhen.

Auch die vorliegende Novelle ist offenbar aus einer alten italienischen Chronik herausgesponnen. Das am Schlusse abgedruckte Zitat aus den „Römischen Spaziergängen“ zeigt uns, daß er diese Quelle etwa seit 1828 besaß*; daß es

* Wie A. Paupe soeben im „Amateur d'Autographes“, September 1911, mitteilt, befand sich in Stendhals Pariser Handbibliothek das folgende Buch eines Anonymus

wirklich dieſe Geſchichte iſt, die er als Vorlage benutzte, beweiſt die Datierung einer anderen Randgloſſe: „Ich probiere es erſt mit Bajano. 9. April 1839." Denn an anderer Stelle ſagt er — wie bereits erwähnt — er habe die vorliegende Novelle vom 9. bis 15. April 1839 diktiert. Die unmittelbare Anregung dazu bot wohl eine Erzählung ſeines Freundes dei Fiori: „Je prends l'histoire said by de Fiori hier soir à 9 h. au Café Anglais. Ceci était l'aventure(?) des atrocités de Baja[no] dont j'ai le manuscrit." Auch über den geplanten Schluß ſeiner Novelle findet ſich eine Randnotiz, von der wenigſtens das Folgende mit Sicherheit zu entziffern iſt (bekanntlich hatte Stendhal eine „ſchöne, aber unleſerliche Handſchrift"): „Felice entflieht und läßt Rodelinda im Stich. Der Graf rettet beide aus dem Kerker und ſchafft Felice nach Bologna, wohin er für den Reſt ſeines Lebens häufige Reiſen unternimmt." Der grauſame Tod durch den Giftbecher, den nach ſeiner Vorlage zwei junge ſchöne Nonnen erleiden — ſiehe das am Schluſſe der Novelle abgedruckte Fragment aus den „Römiſchen Spaziergängen" — hätte demnach alſo nur das andere Freundinnenpaar Celiana und Fabiana getroffen, und die Novelle hätte zwar einen Stich ins Abenteuerliche erhalten, wäre aber nicht ganz in Blut und Tränen geendet.

Eigentümlich iſt die Verſetzung der Fabel aus dem Königreich Neapel nach Toskana. Vielleicht wollte Stendhal nicht in Neapel anſtoßen, indem er eine ſtadtbekannte Geſchichte zur Novelle verarbeitete. Ähnliche Bedenken ſind ihm zum Beiſpiel auch bei der Abfaſſung ſeiner „Äbtiſſin von Caſtro" aufgeſtiegen. Er hat ſich aber ſchließlich darüber hinweggeſetzt und den Ort der „Äbtiſſin" nicht verändert. Vielleicht hat er auch bei unſerer Novelle ſeine Bedenken fallen laſſen, die Erzählung am 15. April abgebrochen und in „Suora Scolastica" die gleiche Geſchichte, aber auf neapolitaniſchem Boden, von neuem improviſiert, um auch dieſen Verſuch raſch erſchöpft aufzugeben. Vergleicht man nämlich die Handlung dieſer beiden Kloſtergeſchichten, ſo ergeben ſich große Ähnlichkeiten: in beiden ein neuer, geſtrenger Fürſt, ein fanatiſcher Erzbiſchof (oder Biſchof), in beiden Liebſchaften und Eiferſüchteleien der Nonnen, die beide Male zu Einkerkerungen, Fluchtverſuchen und blutigen Kataſtrophen führen. Es iſt alſo wohl möglich, daß beide Fragmente auf die gleiche Vorlage zurückgehen; wie frei Stendhal bisweilen mit ſeinen Vorlagen ſchaltete, beweiſt juſt die „Äbtiſſin von Caſtro", deren Quellengeſchichte ich in der Einleitung der „Renaiſſancenovellen"

(J . . . C . . o), „Le Couvent de Bajano, chronique du XVI. siècle", Paris, Fournier, 1829, mit einer Vorrede von Paul Lacroix. — Eine handſchriftliche Anmerkung von Romain Colomb ſpricht von einer italieniſchen Vorlage („Chiara o aneddotti del secolo XVI" uſw.), auf die auch Stendhals Novelle zurückgehen ſoll. Leider iſt es mir bisher nicht gelungen, ein Exemplar der Vorlage oder des franzöſiſchen Textes zu erlangen. — V. O.-B.

(Band 4 der deutschen Stendhalausgabe, 2. Auflage) zum erstenmal ausführlich untersucht habe.

Einen festen Plan hat Stendhal sich bekanntlich nie vorgezeichnet. Er überließ es der Eingebung des Augenblicks, wohin er seine Gestalten führte, und er hat sich über diese Arbeitsmethode mehrfach geäußert (zum Beispiel im Vorwort zu „Lamiel" und in den berühmten Briefen an Balzac), auch von mehreren Werken verschieden improvisierte Einzelheiten hinterlassen. Das einzige, was ihm im voraus feststand, waren die Charaktere, aus deren Verhäkelung mit improvisierten Ereignissen er die Handlung herausspann — eine Vorwegnahme der experimentellen Methode seines Schülers Bourget und E. Zolas, mit romantischer Fabulierlust verknüpft. Und wie bei „Lamiel" und andern Fragmenten, hat er auch im vorliegenden Falle ein richtiges Personenverzeichnis wie bei einem Drama aufgestellt, das ihm zum roten Faden bei seiner Arbeit diente, und das nun auch den Leser zu seiner Novelle hinüberleiten möge.

Personen:

Der Fürst, Großherzog und Kardinal. Graf Buondelmonte. Die Äbtissin Virgilia. Felize, Geliebte des Roderich. Rodelinda, ihre Freundin. Fabiana, 17 Jahre alt, lustig, unbesonnen, Geliebte des Lorenzo R . . ., Celiana, ihre Freundin, finster, Geliebte des Pierantonio D . . . Martona, Vertraute der Äbtissin Virgilia. Roderich. Lancelot. Lorenzo R . . ., Fabianas Liebhaber. Sie liebt ihn leidenschaftlich und hat seinetwegen den Malteser-Ritter Don Cesar verlassen. Pierantonio D . . ., Liebhaber Celianas. Er liebt sie nur sinnlich. Livia, adlige Zofe Rodelindes.

Zu viel Gunst tötet.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1589.

Diesen Titel gab ein spanischer Dichter der nachfolgenden Geschichte, aus der er eine Tragödie gemacht hat. Ich hüte mich wohl, diesem spanischen Dichter irgendeinen der Kunstgriffe zu entlehnen, womit er die traurige Schilderung eines Klosterinterieurs zu verschönern gesucht hat. Mehrere dieser Ausschmückungen steigern allerdings das Interesse; doch ich bin meinem Vorsatz treu geblieben, welcher lautet: die schlichten und leidenschaftlichen Menschen des Cinquecento, die Schöpfer unserer gegenwärtigen Kultur, bekannt zu machen. Ich gebe meine Geschichte also ohne Ausschmückung, so wie man sie bei etwas Protektion in den Archiven des Bistums von . . . lesen kann. Dort befinden sich alle Originalakten sowie ein merkwürdiger Bericht des Grafen Buondelmonte.

In einer toskanischen Stadt, deren Namen ich verschweige, befand sich und befindet sich noch heute ein düsteres, prachtvolles Kloster, das mit seinen über fünfzig Fuß hohen Mauern ein ganzes Stadtviertel verdüstert. Drei Straßen

werden von diesen Mauern begrenzt; auf der vierten Seite erstreckt sich der Klostergarten bis zu der Stadtumwallung. Diesen Garten umgibt eine niedrigere Mauer. Das Kloster, dem wir den Namen Santa Riparata geben, nimmt nur junge Mädchen von höchstem Adel auf.

Am 20. Oktober des Jahres 1587 läuteten alle Glocken des Klosters; die öffentlich zugängliche Kirche war mit prächtigem rotem Damast ausgeschlagen, der mit schweren Goldfranzen verbrämt war. Dies geschah zu Ehren der frommen Schwester Virgilia, der Geliebten des neuen Großherzogs von Toskana, Ferdinands I., die am Tage vorher zur Äbtissin des Klosters ernannt worden; und der Bischof der Stadt, von seinem ganzen Klerus gefolgt, erschien, um sie einzusetzen. Die ganze Stadt war auf den Beinen, und in der Straße vor Santa Riparata herrschte solches Gedränge, daß man nicht hindurch konnte.

Der Kardinal Ferdinand von Medici, der seinem Bruder Franz auf dem Throne gefolgt war, ohne seine Kardinalswürde abzulegen, war sechsunddreißig Jahre alt und seit fünfundzwanzig Jahren Kardinal, denn er war mit elf Jahren zu dieser Würde emporgestiegen. Die Regierung Franz I., die noch heute durch seine Liebe zu Bianca Capello berühmt ist,* hatte sich durch alle Tollheiten ausgezeichnet, welche die Liebeslust einem wenig charaktervollen Fürsten einflüstern kann. Auch Ferdinand hatte sich einige Schwächen ähnlicher Art wie sein Bruder vorzuwerfen; seine Liebschaft mit der Laienschwester Virgilia war in Toskana berühmt, allerdings hauptsächlich wegen ihrer Harmlosigkeit. Denn während der Großherzog Franz, ein finsterer, heftiger, von seinen Leidenschaften fortgerissener Charakter, wenig danach fragte, ob seine Liebschaften Ärgernis erregten, herrschte im ganzen Lande nur eine Stimme über die Tugendhaftigkeit der Schwester Virgilia, zumal der Orden der Laienschwestern, dem sie angehörte, seinen Mitgliedern gestattete, zwei Drittel des Jahres im Elternhause zu verbringen, so daß sie den Kardinal, wenn er in Florenz weilte, fast täglich sehen konnte. Zwei Dinge erregten das Erstaunen dieser dem Vergnügen ergebenen Stadt an der Liebschaft eines jungen und reichen Fürsten, den das Beispiel seines Bruders zu allem berechtigte: Schwester Virgilia war sanft, schüchtern und mit regem Geiste begabt, aber keineswegs hübsch, und der junge Kardinal sah sie nie anders als in Gesellschaft von zwei oder drei Duennen des edlen Hauses Respuccio, dem diese seltsame Geliebte eines jungen Prinzen von Geblüt angehörte.

* Diese Liebschaft und ihren tragischen Schluß hat Stendhal in der Einleitung zu seiner „Geschichte der italienischen Malerei" (S. 17ff.) ausführlich dargestellt: Der Großherzog und Bianca vergifteten sich an einem für den Kardinal bestimmten Gerichte, das dieser zurückgewiesen hatte, und starben kurz nach dessen Genuß beide. Bianca war selbst die Giftmischerin und machte sich zum Opfer ihres eigenen Anschlags, als sie diesen mißglückt sah. D. Ü.

Der Großherzog Franz starb am 19. Oktober 1587 gegen Abend. Am 20. Oktober vormittags erschienen die vornehmsten Herren vom Hofe und die reichsten Kaufleute von Florenz — denn man muß sich vergegenwärtigen, daß die Medicis ursprünglich nur Kaufleute gewesen waren und daß ihre Verwandten und die einflußreichsten Leute bei Hofe noch Handel trieben, ein Umstand, dessentwegen diese Höflinge nicht ganz so absurd waren wie ihre damaligen Kollegen an anderen Höfen — am 20. Oktober vormittags erschienen also die ersten Höflinge und die reichsten Kaufleute in dem bescheidenen Heim der Laienschwester Virgilia, die über diese Aufwartung baß erstaunt war.

Der neue Großherzog wollte tugendhaft, verständig und dem Glück seiner Untertanen dienlich sein, er wollte vor allem das Ränkespiel von seinem Hofe verbannen. Bei seiner Thronbesteigung fand er das reichste Frauenkloster in seinen Landen, das Asyl all der adligen Mädchen, welche von ihren Eltern dem Glanze der Familie geopfert wurden, ohne Äbtissin; und er zauderte nicht, seine Geliebte zu dieser Würde zu erheben.

Das Kloster Santa Riparata gehörte zum Orden des Heiligen Benedikt, dessen Regel den Nonnen verbot, die Klausur zu verlassen. Zum großen Erstaunen der braven Florentiner sah der Fürst-Kardinal die neue Äbtissin nicht; andererseits besaß er das Feingefühl, nie eine andere Frau unter vier Augen zu sehen, was allgemein auffiel und von allen Damen am Hofe getadelt wurde. Nachdem dieses Benehmen des Großherzogs auf die Probe gestellt war, verfolgte die Neugier der Höflinge die Schwester Virgilia bis in ihr Kloster, und man glaubte zu bemerken, daß sie trotz ihrer großen Bescheidenheit für diese Aufmerksamkeit — die einzige, welche ihre hohe Tugend dem neuen Herrscher gestattete — nicht unempfänglich war.

Im Kloster der Heiligen Riparata geschahen oft heikle Dinge. Die jungen Nonnen aus den reichsten Familien von Florenz ließen sich nicht so ohne weiteres aus der glänzenden Gesellschaft dieser reichen Stadt verbannen, die damals der Mittelpunkt des europäischen Handels war. Sie hefteten sehnsüchtige Blicke auf das, was man sie zu verlassen gezwungen, bäumten sich gegen die Ungerechtigkeit ihrer Eltern auf, suchten bisweilen Trost in der Liebe; und die Eifersüchteleien und der Haß der Klosterschwestern zogen nicht selten ihre Kreise bis in die Florentiner Hofgesellschaft. Aus diesem Grunde war die Äbtissin von Santa Riparata hin und wieder genötigt, bei dem jetzt regierenden Großherzog vorstellig zu werden. Um die Regel des Heiligen Benedikt möglichst wenig zu übertreten, sandte der Großherzog ihr einen seiner Galawagen, in welchem zwei seiner Hofdamen saßen. Diese geleiteten die Äbtissin bis zum Audienzsaal des großherzoglichen Palastes in der Via Larga und nahmen dann auf zwei Lehnstühlen vor der Tür Platz, während die Äbtissin allein hineinging und mit dem Fürsten sprach, der sie am andern Ende des weiten Saales erwartete, so daß die

beiden Zeuginnen der Klauſur, wie ſie genannt wurden, nichts von dem hören konnten, was während der Audienz geſprochen wurde. Bisweilen begab ſich der Großherzog auch in die Kloſterkirche von Santa Riparata; das Gitter der Klauſur wurde ihm geöffnet und die Äbtiſſin erſchien, um mit Sr. Hoheit zu verhandeln.

Dieſe beiden Arten der Audienz gefielen dem Großherzog durchaus nicht; hätten ſie doch ein Gefühl, das er zu unterdrücken wünſchte, nur zu leicht neu belebt. Indeſſen ſollte eine heikle Angelegenheit alsbald in dem Kloſter zum Austrag kommen. Die Liebſchaft der Schweſter Felize degli Almieri ſtörte ſeinen Frieden, und die Familie Almieri war eine der mächtigſten und reichſten in Florenz. Zwei von den drei Brüdern, deren Eitelkeit man die junge Felize geopfert hatte, waren vor kurzem geſtorben und der dritte war kinderlos. Die Familie erblickte darin eine Strafe des Himmels und die Mutter ſowie der überlebende Bruder erſtatteten Felize, trotz ihres Armutsgelübdes, in Form von Geſchenken all das Vermögen zurück, das man ihr genommen hatte, um den Glanz ihrer Brüder zu mehren.

Das Kloſter Santa Riparata zählte damals dreiundvierzig Nonnen, deren jede ihre adlige Zofe hatte. Es waren dies junge Mädchen aus armen Adelsfamilien, die an einem zweiten Tiſche ſaßen und vom Schatzmeiſter des Kloſters monatlich einen Scudo für ihre Ausgaben erhielten. Doch infolge eines eigentümlichen Brauches, der dem Frieden des Kloſters nicht eben dienlich war, durften dieſe Zofen nicht älter als dreißig Jahre ſein; in dieſem Jahre konnten ſie heiraten oder ſie fanden Aufnahme in einem Kloſter eines geringeren Ordens.

Die hochadligen Nonnen von Santa Riparata durften bis zu fünf Zofen haben, und Schweſter Felize degli Almieri beanſpruchte deren ſogar acht. Alle Kloſterfrauen, die man für galant hielt — es waren deren fünfzehn bis ſechzehn — unterſtützten Felizes Anſprüche, während die ſechsundzwanzig übrigen höchſt aufgebracht darüber waren und damit umgingen, ſich an den Großherzog zu wenden. Die gute Schweſter Virgilia, die neue Äbtiſſin, beſaß nicht im mindeſten Energie genug, um dieſen ſchwierigen Streitfall beizulegen; und beide Parteien ſchienen von ihr zu verlangen, daß ſie die Entſcheidung des Herrſchers anriefe.

Bei Hofe begannen ſchon alle Freunde des Hauſes Almieri zu ſagen, es ſei doch ſonderbar, einem Mädchen von ſo hoher Geburt wie Felize, das von ſeiner Familie ſo grauſam geopfert worden ſei, zu verbieten, ihr Vermögen nach Gutdünken zu verwenden, zumal dieſer Brauch ſo harmlos ſei. Die Familien der ärmeren oder älteren Nonnen hingegen erwiderten ſtracks, daß es zum mindeſten merkwürdig ſei, wenn eine Nonne, die das Armutsgelübde abgelegt hätte, mit fünf Zofen nicht zufrieden wäre.

Der Großherzog wollte dieſen Streitereien, welche den Frieden der Stadt bedrohten, ein raſches Ende bereiten. Seine Miniſter drängten ihn, der Äbtiſſin

eine Audienz zu gewähren; und da diese Äbtissin, die so voll himmlischer Tugend war und einen so herrlichen Charakter besaß, wahrscheinlich ganz in göttlichen Dingen aufging und es gewiß verschmähte, sich mit solch elendem Gezänk abzugeben, so möchte der Großherzog ihr seine Entscheidung zu wissen geben, und sie sollte sie lediglich vollstrecken.

„Aber wie kann ich diesen Entschluß fassen," sagte sich der verständige Fürst, „wenn ich nichts von den Gründen weiß, welche die beiden Parteien haben können?"

Überdies wollte er sich die mächtige Familie der Almieri nicht ohne zureichenden Grund verfeinden.

Der Großherzog hatte einen Busenfreund, den Grafen Buondelmonte, der ein Jahr jünger war als er. Sie kannten sich von klein auf, denn sie hatten die gleiche Amme gehabt, eine reiche und schöne Bäuerin aus dem Casentino. Der Graf Buondelmonte war sehr reich, sehr vornehm und einer der schönsten Männer von Florenz. Was an ihm auffiel, war die große Gleichgültigkeit und Kälte seines Charakters. Das Anerbieten des Großherzogs, ihn zum ersten Minister zu machen, was dieser ihm am Tage seiner Ankunft in Florenz vorgeschlagen, hatte er glatt abgelehnt.

„An Ihrer Stelle," hatte er zum Großherzog gesagte, „dankte ich umgehend ab; daran ermessen Sie, ob ich Fürstendiener sein und mich der halben Bevölkerung einer Stadt, in der ich dauernd zu leben gedenke, verhaßt machen will."

In der Verlegenheit, die dem Herrscher das Klostergezänk von Santa Riparata bereitete, kam er auf den Einfall, die Freundschaft des Grafen anzurufen. Dieser verbrachte sein Leben auf seinen Gütern, die er emsig bewirtschaftete; im übrigen lag er täglich zwei Stunden der Jagd oder dem Fischfang ob, je nach der Jahreszeit. Eine Geliebte hatte er nie gehabt. Der Brief des Fürsten, der ihn nach Florenz berief, kam ihm sehr ungelegen, noch mehr aber dessen Absicht, ihn zum Protektor des Klosters Santa Riparata zu machen.

„Dann," sagte er, „würde ich fast noch lieber Premierminister Eurer Hoheit. Ich wünsche mir nichts als Gemütsruhe; was soll aus mir werden unter all diesen wütenden Schafen?"

„Ich habe deshalb die Augen auf dich geworfen, mein Freund, weil es bekannt ist, daß kein Weib deine Seele nur für einen Tag besessen hat; ich bin leider nicht so veranlagt, und es hätte wenig gefehlt, daß ich all die Torheiten, die mein Bruder für Bianca Capello beging, wiederholt hätte."

Und der Großherzog machte ihm geheime Anvertrauungen, mit deren Hilfe er seinen Freund zu überreden hoffte. „Wisse," sprach er, „wenn ich je das sanfte Wesen wiedersehe, das ich zur Äbtissin von Santa Riparata erhoben habe, so kann ich für mich nicht mehr einstehen."

„Und was täte das?" fragte der Graf; „wenn Sie Freude daran fänden,

eine Geliebte zu haben, warum nehmen Sie sich keine? Wenn ich keine habe, so ist es, weil alle Weiber mich binnen drei Tagen durch ihr Geschwätz und ihren kleinlichen Charakter anwidern."

„Ich bin Kardinal," sprach der Großherzog. „Allerdings hat mir der Papst in Ansehung der Krone, die mir zugefallen ist, verstattet, auf den Kardinalshut zu verzichten und ein Weib zu nehmen; doch ich habe keine Lust, mir die Hölle zu verdienen, und wenn ich ein Weib nehme, so wird es ein solches sein, das ich nicht liebe und von dem ich nur Nachfolger meiner Herrschaft und nicht die gemeinen Freuden der Ehe verlange."

„Dazu habe ich nichts zu sagen," erwiderte der Graf. „Ich glaube nicht, daß der allmächtige Gott auf diese Nichtigkeiten herabschaut. Machen Sie Ihre Untertanen glücklich und zu rechtlichen Menschen, wenn Sie es vermögen; im übrigen halten Sie sich drei Dutzend Maitressen."

„Nicht eine," erwiderte der Fürst lachend, „und dem wäre ich sehr ausgesetzt, wenn ich die Äbtissin von Santa Riparata wiedersähe. Sie ist das beste Weib auf Erden und das ungeeigneteste, um ein Kloster zu regieren, nicht nur ein solches von jungen Mädchen, die wider Willen die Welt verließen, sondern auch einen Verein der sittsamsten, ältesten und frömmsten Weiblein."

Der Fürst fürchtete sich derart vor einem Widersehen mit Schwester Virgilia, daß der Graf hierdurch gerührt wurde. „Wenn er das Gelübde bricht, das er abgelegt hat, als er vom Papste die Erlaubnis erhielt, sich zu verheiraten," sagte er sich in Gedanken, „so kann es sein, daß er den Seelenfrieden für den Rest seiner Tage einbüßt." Am folgenden Tage ging er ins Kloster Santa Riparata, wo er mit all den Ehren und all der Neugier empfangen ward, die einem Stellvertreter des Fürsten gebühren. Ferdinand I. hatte einen seiner Minister zur Äbtissin gesandt, der ihr und den Nonnen erklärt hatte, daß die Staatsgeschäfte ihm keine Zeit ließen, sich mit dem Kloster abzugeben. Er setzte daher ein für allemal den Grafen Buondelmonte als seinen Stellvertreter ein, und dessen Entscheidungen sollten unwiderruflich sein.

Nachdem der Graf mit der Äbtissin Rücksprache genommen hatte, war er erstaunt über den schlechten Geschmack des Fürsten. Sie war keineswegs hübsch und ohne Menschenverstand. Der Graf fand es recht boshaft von den Nonnen, daß sie der Felize degli Almieri die zwei neuen Zofen nicht gönnten. Er beschied Felize ins Sprechzimmer. Sie ließ ihm die freche Antwort geben, daß sie keine Zeit hätte zu kommen. Der Graf, den sein Auftrag bisher verdrossen hatte, so daß er seine Nachgiebigkeit gegen den Fürsten schon bereute, wurde dadurch höchst belustigt. Er sagte, daß er ebenso gern mit den Zofen spräche wie mit Felize selbst, und ließ die fünf Zofen ins Sprechzimmer kommen. Es erschienen aber nur drei, welche im Namen ihrer Herrin erklärten, sie könne die beiden anderen nicht entbehren. Hierauf machte der Graf von seinem Recht als Ver-

treter des Fürsten Gebrauch und ließ zwei seiner Leute ins Kloster kommen, welche die beiden widerspenstigen Zofen herbeiholten. Eine Stunde lang belustigte ihn das Geplapper dieser fünf hübschen Mädchen, die fast stets alle zugleich sprachen. Erst jetzt erriet der Stellvertreter des Fürsten durch das, was sie ihm ungewollt ausplauderten, was in diesem Kloster eigentlich vorging. Nur fünf bis sechs Nonnen waren alt, etwa zwanzig zwar jung, aber fromm; die übrigen jungen hatten Liebhaber in der Stadt, die sie freilich nur selten sahen. Aber wie konnten sie sie überhaupt sehen? Der Graf mochte Felizes Zofen nicht danach fragen, nahm sich jedoch vor, es bald zu ermitteln, indem er das Kloster mit Spähern umgab. Zu seiner nicht geringen Verwunderung erfuhr er, daß zwischen den Nonnen Busenfreundschaften bestanden und daß diese der Hauptgrund für den Haß und die Zerwürfnisse im Kloster bildeten. Felize hatte zur Busenfreundin Rodelinde von P . . ., Celiane, die schönste Nonne nächst Felize, hielt es mit der jungen Fabiana. Jede adlige Nonne hatte unter ihren Zofen eine Vertraute, die bei ihr mehr oder minder in Gunst stand. So war Martona, die adlige Zofe der Äbtissin, in deren Gunst gelangt, weil sie noch frömmer war als diese. Sie betete, neben der Äbtissin knieend, fünf bis sechs Stunden am Tage; doch die Zofen behaupteten, daß ihr diese Zeit sehr lang vorkäme.

Der Graf erfuhr ferner, daß zwei Liebhaber von Nonnen, offenbar von Felize und Rodelinda, Roderich und Lancelot hießen; doch vermied er es, direkte Fragen zu stellen.

Die Stunde, die er mit den Kammerzofen verbrachte, dünkte ihm keineswegs lang; Felize hingegen erschien sie wie eine Ewigkeit. Sie sah in dem Benehmen des fürstlichen Stellvertreters, der ihr ihre fünf Dienerinnen zugleich nahm, eine Verletzung ihrer Würde; und da ihr die Zeit zu lang wurde und sie überdies aus dem Sprechzimmer lauten Stimmenschall vernahm, so trat sie plötzlich ein, wiewohl ihre Würde ihr sagte, daß diese Art ihres Auftretens infolge einer Wallung der Ungeduld sie lächerlich machen könnte, zumal sie sich geweigert hatte, der offiziellen Aufforderung des fürstlichen Vertreters zu entsprechen. „Ei ich werde dem Herrchen schon über den Mund fahren," dachte Felize in ihrem ungestümen Sinn. Damit betrat sie das Sprechzimmer, grüßte den Grafen leicht und befahl einer ihrer Zofen, ihr zu folgen.

„Signora, wenn dieses Mädchen Ihnen gehorcht, so lasse ich meine Leute nochmals ins Kloster kommen und es augenblicklich zurückholen."

„Ich werde es bei der Hand nehmen; werden Ihre Leute dann wagen, ihm Gewalt anzutun?"

„Meine Leute werden das Mädchen vorführen, und Sie gleichfalls, Signora."

„Mich auch?"

„Sie auch. Und wenn es mir gut dünkt, werde ich Sie aus diesem Kloster fortbringen lassen, und Sie können in irgendeinem armen Kloster auf einem

Berggipfel des Apennins über Ihr Seelenheil nachdenken. Das und noch vieles andre kann geschehen."

Der Graf sah die fünf Kammerzofen erblassen, und selbst Felizes Wangen wurden etwas bleicher, was ihre Schönheit noch erhöhte. „Das ist," sagte sich der Graf, „unstreitig das schönste Mädchen, dem ich in meinen Leben begegnet bin. Ich muß die Szene in die Länge ziehen."

Sie währte in der Tat dreiviertel Stunden. Felize offenbarte einen Geist und vor allem einen Stolz, der den Vertreter des Fürsten weidlich belustigte. Gegen Ende dieser Unterhaltung war der Ton viel sanfter geworden und Felize kam ihm minder schön vor. „Ich muß sie wieder wütend machen," sagte er sich. Und er hielt ihr vor, daß sie das Armutsgelübde abgelegt hätte, und daß er, falls sie den Geboten des Fürsten, die er dem Kloster zu übermitteln habe, im geringsten trotzte, es im Interesse ihres Seelenheils für angezeigt hielte, sie für sechs Monate in das ödeste Kloster im Apennin zu verschicken.

Bei diesem Wort geriet Felize in prachtvollen Zorn. Sie sagte, die Märtyrer hätten unter der Grausamkeit der heidnischen Kaiser ja noch mehr zu leiden gehabt.

„Ich bin freilich kein Kaiser, Signora," erwiderte er, „und die Märtyrer versetzten nicht die ganze Gesellschaft in Aufruhr, um zwei Kammerzofen mehr zu kriegen, wenn sie schon fünf so nette hatten, wie diese Mädchen."

Damit verneigte er sich kalt und ging heraus, ohne ihr Zeit zur Gegenrede zu lassen. Sie blieb in hellem Zorn zurück.

Der Graf begab sich nach Florenz und kehrte nicht auf seine Güter zurück. Er war neugierig zu erfahren, was im Kloster der Hl. Riparata wirklich vorging. Die Polizei des Großherzogs stellte ihm ein paar Späher; er postierte sie rings um das Kloster und die riesigen Gärten, die sich bis zum Tor nach Fiesole erstreckten. Durch sie erfuhr er bald alles Wissenswerte. Roderigo L . . ., einer der reichsten und lockersten Jünglinge von Florenz, war Felizes Liebhaber; und ihre Busenfreundin, die sanfte Rodelinde, liebte den Lancelot P . . ., einen Jüngling, der sich in den Kriegen gegen Pisa sehr hervorgetan hatte. Beide gelangten nur unter Überwindung großer Schwierigkeiten ins Kloster. Die Strenge hatte zugenommen, oder vielmehr die alte Nachlässigkeit war geschwunden, seit der Großherzog Ferdinand den Thron bestiegen hatte. Die neue Äbtissin wollte die Regel in ihrer ganzen Strenge beobachtet wissen, aber ihr Verstand und ihr Charakter entsprachen ihren löblichen Absichten nicht; und die Späher des Grafen berichteten diesem, daß kein Monat verstriche, ohne daß Roderich, Lancelot und zwei bis drei andere Jünglinge, die Liebesverhältnisse im Kloster hatten, ihre Geliebten besuchten. Die riesigen Gärten des Klosters zwangen den Bischof zur Duldung von zwei Türen, welche auf den freien Platz hinter den Wällen im Norden der Stadt gingen. Die pflichttreuen Nonnen, die in der Mehrzahl waren, kannten diese Einzelheiten nicht so genau wie der

Graf; aber sie ahnten sie und sprachen über diesen Mißbrauch, um der Äbtissin in Dingen, die ihn betrafen, nicht gehorchen zu müssen.

Der Graf sah bald ein, daß es schwer sein würde, in diesem Kloster Ordnung zu schaffen, solange eine so schwache Frau wie die Äbtissin es regierte. In diesem Sinne sprach er mit dem Fürsten, der ihm äußerste Strenge zur Pflicht machte, jedoch nicht geneigt schien, seiner alten Freundin den Schmerz zu bereiten, sie wegen ihrer Unfähigkeit in ein anderes Kloster zu versetzen.

Der Graf begab sich wieder nach Santa Riparata, fest entschlossen, die äußerste Strenge walten zu lassen, schon um die Bürde, die er unklugerweise auf sich geladen hatte, bald los zu werden. Felize hingegen, die noch über die Art, wie der Graf sie behandelt hatte, grollte, war ebenso entschlossen, die erste Gelegenheit zu benutzen, um einen Ton anzuschlagen, wie es der Vornehmheit ihrer Familie und ihrer gesellschaftlichen Stellung zukam. Im Kloster angelangt, ließ der Graf Felize sogleich zu sich bescheiden, um das Peinlichste an seiner Aufgabe zuerst zu erledigen. Felize betrat das Sprechzimmer im heftigsten Zorne; doch der Graf fand sie sehr schön so, und er verstand sich auf Frauenschönheit. „Bevor ich diesen prachtvollen Ausdruck verscheuche," sagte er zu sich, „will ich ihn gemächlich betrachten." Felize bewunderte ihrerseits den kalten, vernünftigen Ton dieses schönen Mannes. Er hatte es für passend erachtet, sich zu dieser Gelegenheit völlig schwarz zu kleiden, und dieser Anzug erhöhte den Eindruck seiner Erscheinung noch.

„Ich dachte," sagte Felize zu sich, „weil er über fünfunddreißig Jahre alt ist, wäre er ein lächerlicher Greis wie unsre Beichtväter; und ich finde im Gegenteil einen Mann, der diesen Namen verdient. Er trägt sich nicht auffallend wie Roderich und andre Jünglinge, die ich gekannt habe, und bei denen der Anzug sehr viel ausmacht. Er hat lange nicht so viel Samt und Goldstickerei an seinen Kleidern wie sie, und doch bedürfte es nur eines Augenblicks, um sich diese äußeren Vorzüge zu verschaffen, wogegen es den anderen schwer fallen dürfte, die kluge, verständige und wirklich fesselnde Unterhaltung des Grafen nachzuahmen."

Felize war sich nicht klar darüber, was diesem stattlichen, in schwarzen Samt gekleideten Manne ein so besonderes Gepräge gab; doch sie plauderte seit einer Stunde mit ihm über die mannigfachsten Gegenstände. Er vermied jetzt zwar sorgfältig alles, was sie reizen konnte, doch er war weit entfernt, ihr in allen Stücken nachzugeben, wie es nacheinander all die Männer getan hatten, die in Beziehungen zu diesem so schönen wie hochfahrenden Mädchen getreten waren. Da der Graf durchaus nicht eingebildet war, so benahm er sich schlicht und natürlich; nur vermied er es (wie gesagt), auf Dinge, die ihren Zorn herausfordern konnten, allzu genau einzugehen. Trotzdem mußte er die Ansprüche der stolzen Nonne (auf zwei weitere Zofen) zur Sprache bringen; denn die Zerwürfnisse im Kloster waren bereits stadtbekannt.

„In der Tat, Signora," sagte er, „ist der Stein des Anstoßes der in mancher Hinsicht begreifliche Anspruch, zwei Kammerzofen mehr zu haben als die anderen, den eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des Klosters erhebt."

„Der Stein des Anstoßes ist die Schwäche der Äbtissin, die uns mit durchaus ungewohnter Strenge behandeln will, an die bisher niemand gedacht hat. Vielleicht gibt es Klöster mit wirklich frommen Nonnen, welche die Weltabgeschiedenheit lieben und das Gelübde der Armut, des Gehorsams usw. mit siebzehn Jahren in vollem Ernst abgelegt haben. Wir aber sind von unseren Familien hierher gebracht worden, damit das Vermögen des Hauses unsern Brüdern zufällt. Uns hält hier nichts als die Unmöglichkeit, zu entfliehen und wo anders zu leben als im Kloster, denn unsere Väter duldeten uns nicht mehr im Elternhause. Zudem hat jede von uns, auch wenn wir diese Gelübde ablegten, die in den Augen der Vernunft null und nichtig sind, mehrere Jahre als Pensionärin im Kloster verbracht, und jede von uns setzte voraus, daß sie das gleiche Maß von Freiheit genießen würde wie die Nonnen von damals. Ich erkläre Ihnen aber, Herr Vikar des Fürsten, die Gartenpforte stand allnächtlich bis zum Morgengrauen offen, und jede Nonne sah ihren Freund in voller Freiheit im Garten. Es fiel niemanden ein, diese Lebensweise zu rügen, und als wir selbst den Schleier nahmen, glaubten wir die gleiche Freiheit genießen und ein ebenso glückliches Leben führen zu dürfen wie die unter unseren Schwestern, denen der elterliche Geiz zu heiraten erlaubt hatte. Das alles hat sich freilich geändert, seit wir einen Fürsten haben, der fünfundzwanzig Jahre seines Lebens Kardinal war. Mögen Sie, Herr Stellvertreter, Soldaten oder gar Dienstleute ins Kloster kommen lassen, wie es neulich geschah, und uns vergewaltigen lassen, wie Ihre Dienstleute meine Zofen vergewaltigten, aus dem großen und einzigen Grunde, weil sie die Stärkeren waren. Trotzdem dürfen Sie in Ihrem Stolze nicht wähnen, daß Sie das geringste Recht über uns besitzen; denn wir wurden mit Gewalt in dieses Kloster gebracht, man zwang uns im Alter von sechzehn Jahren zu Gelübden und Schwüren; und schließlich ist das öde Dasein, zu dem Sie uns zu verdammen sich berechtigt wähnen, nicht das der Nonnen, die in diesem Kloster lebten, als wir unsre Gelübde ablegten. Ja selbst wenn man diese Gelübde als bindend ansähe, so haben wir doch höchstens gelobt, so zu leben wie sie. Sie aber wollen uns zu einem Leben zwingen, das jene nie geführt haben. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Vikar, daß mir an der Achtung meiner Mitbürger viel gelegen ist. Zur Zeit der Republik hätte man diese schändliche Unterdrückung armer Mädchen nicht geduldet, die nichts anderes verbrochen haben, als reichen Familien anzugehören und Brüder zu haben. Ich hoffte Gelegenheit zu finden, diese Dinge öffentlich auszusprechen oder sie einem Manne von Verstand zu sagen. Was die Zahl meiner Zofen betrifft, so liegt mir wenig daran. Zwei und nicht fünf oder sieben, reichen mir völlig aus; ich könnte

darauf bestehen, sieben zu fordern, bis man geruht, die unwürdigen Schurkereien, deren Opfer wir sind, und von denen ich Ihnen nur einige berichtet habe, einzustellen. Aber da Ihnen Ihr schwarzes Samtkleid, Herr Vikar, so gut steht, so erkläre ich Ihnen, daß ich für dieses Jahr darauf verzichte, mir so viel Zofen zu halten, als ich bezahlen könnte."

Der Graf Buondelmonte war von dieser Schilderhebung sehr belustigt; er zog sie in die Länge, indem er einige Einwände machte, die so lächerlich waren wie möglich. Felize antwortete mit reizender Leidenschaft und höchst geistvoll. Der Graf sah, welches Erstaunen sich in den Zügen des zwanzigjährigen Mädchens malte, als es derartigen Unsinn aus dem Munde eines scheinbar verständigen Mannes vernahm.

Schließlich beurlaubte er Felize, ließ die Äbtissin rufen, der er kluge Ratschläge gab, und meldete dem Fürsten, daß die Zerwürfnisse im Kloster Santa Riparata beigelegt seien. Er erhielt viele Komplimente für sein kluges Vorgehen und kehrte endlich zur Bewirtschaftung seiner Güter zurück. Bisweilen sagte er sich: „Es gibt also ein Mädchen von zwanzig Jahren, das für das schönste Weib von Florenz gelten könnte, wenn es in der Gesellschaft lebte, und das doch etwas andere Gedanken hat als eine Puppe."

Inzwischen ereigneten sich im Kloster große Dinge. Die anderen Nonnen dachten zwar nicht ebenso klar wie Felize, aber die meisten jungen langweilten sich zu Tode. Ihr einziger Zeitvertreib bestand darin, Karikaturen zu zeichnen und satirische Sonette auf den Fürsten zu machen, der, nachdem er fünfundzwanzig Jahre lang Kardinal gewesen, im Augenblick seiner Thronbesteigung nichts Besseres zu tun gewußt hätte, als seine Liebste zu verlassen und sie zur Äbtissin zu machen, damit sie arme junge Mädchen quälte, die der Geiz ihrer Eltern in ein Kloster verbannt hatte.

Wie schon erwähnt, war die sanfte Rodelinda Felizes Busenfreundin. Ihre Freundschaft schien noch zuzunehmen, seit Felize ihr anvertraut hatte, daß ihr Liebhaber Roderich seit den Gesprächen mit dem Grafen Buondelmonte, der über sechsunddreißig Jahre alt war, ihr kurz gesagt höchst langweilig vorkäme. Felize hatte sich in den ernsten Grafen verliebt; die endlosen Zwiegespräche, die sie über dieses Thema mit Rodelinda führte, währten oft bis drei oder vier Uhr morgens. Nun aber mußte jede Nonne nach der Regel des Hl. Benedikt, welche die Äbtissin in voller Strenge beobachtet wissen wollte, eine Stunde nach Sonnenuntergang, beim Klang einer Glocke, welche die Nachtglocke hieß, in ihrer Zelle sein. Die brave Äbtissin glaubte mit gutem Beispiel vorangehen zu müssen und begab sich beim Klang der Glocke regelmäßig in ihre Zelle. In ihrer Harmlosigkeit wähnte sie, daß alle Nonnen ihrem Vorbilde folgten.

Unter den hübschesten und reichsten Klosterfrauen waren die neunzehnjährige Fabiana, wohl die unbesonnenste von allen, und ihre Busenfreundin Celiana.

Beide waren sehr erbost auf Felize, weil diese sie, wie sie behaupteten, verachtete. In der Tat ertrug Felize, seit sie einen so interessanten Gesprächsstoff mit Rodelinda hatte, die Anwesenheit der anderen Nonnen nur mit unverhehlter Ungeduld. Sie war die schönste und reichste und offenbar auch die gescheiteste von allen. Soviel war in einem Kloster, in dem man sich langweilte, gar nicht vonnöten, um wilden Haß zu entzünden. Fabiana hinterbrachte der Äbtissin in ihrer großen Unbesonnenheit, daß Felize und Rodelinda manchmal bis nach zwei Uhr nachts im Klostergarten blieben. Die Äbtissin hatte es beim Grafen durchgesetzt, daß ein Soldat des Großherzogs vor der Gartenpforte, die auf den freien Raum hinter den Stadtwällen ging, Schildwache stand. Ferner hatte sie zwei riesige Schlösser an diese Tür legen lassen; und der jüngste Gärtner, ein Greis von achtzig Jahren, mußte den Schlüssel des einen allabendlich nach getaner Arbeit der Äbtissin überbringen. Hierauf schickte sie sofort eine alte Schwester zur Pförtnerin, die bei den Nonnen verhaßt war, um das zweite Schloß abzuschließen. Trotz all dieser Maßregeln blieb es in ihren Augen ein großes Verbrechen, bis zwei Uhr nachts im Garten zu bleiben. Sie ließ Felize kommen und behandelte dieses vornehme Mädchen, das jetzt zur Erbin seiner Familie geworden war, mit einem Hochmut, den sie sich vielleicht nicht herausgenommen hätte, wäre sie der Gunst des Herrschers nicht sicher gewesen.

Felize war über die Bitterkeit dieser Vorwürfe um so mehr empört, als sie seit ihrer Bekanntschaft mit dem Grafen ihren Liebhaber Roderich nur ein einziges Mal zu sich beschieden hatte, und auch dies nur, um sich über ihn lustig zu machen. In ihrem Zorn ward sie beredt, und die brave Äbtissin, die sich einerseits weigerte, ihr den Namen ihrer Angeberin zu nennen, verriet ihr andrerseits durch Einzelheiten, daß sie diesen Streich Fabiana zu danken hatte.

Sofort beschloß Felize sich zu rächen. Dieser Entschluß gab ihrer Seele, die das Unglück gestählt hatte, alle Ruhe wieder.

„Wissen Sie, Frau Äbtissin, daß ich etwas Mitleid verdiene?“ sagte sie. „Ich habe meinen Seelenfrieden verloren. Der große Hl. Benedikt, unser Gründer, hat weislich bestimmt, daß kein Mann unter sechzig Jahren unsre Klöster betreten dürfte. Der Graf Buondelmonte, der Vikar des Großherzogs in der Verwaltung dieses Klosters, hat lange Unterredungen mit mir führen müssen, um mich von dem tollen Gedanken abzubringen, mir noch mehr Zofen zuzulegen. Er ist gescheit, er besitzt große Klugheit und hervorragenden Geist; diese großen Eigenschaften unsres Vikars haben mir tieferen Eindruck gemacht, als es sich für eine Magd Gottes und des Hl. Benedikt geziemt. Der Himmel wollte meine tolle Eitelkeit strafen; ich bin kopflos verliebt in den Grafen; auf die Gefahr hin, meiner Freundin Rodelinda zu schaden, habe ich ihr diese ebenso verbrecherische wie unfreiwillige Leidenschaft gestanden. Wenn sie bis tief in die Nacht mit mir gewacht hat, so geschah es, weil sie mir guten Rat gibt und Trost

spendet, ja bisweilen sogar Kraft gegen die Versuchung des Bösen verleiht. Doch es geschah stets auf meine Bitte; ich merkte es nur zu gut: sobald Rodelinda mich verließ, mußte ich an den Grafen denken."

Die Äbtissin verabsäumte nicht, dem verirrten Schafe eine lange Strafpredigt zu halten. Felize zog diese noch in die Länge, indem sie Einwände erhob.

Von nun ab war Felizes und Rodelindas Langeweile verflogen; der Plan, sich zu rächen, beschäftigte sie unausgesetzt. „Da Fabiana und Celiana so boshaft waren, während der heißen Zeit die Kühle des Gartens aufzusuchen, so soll das erste Stelldichein, das sie ihren Liebhabern geben, einen so furchtbaren Skandal hervorrufen, daß die sittenstrengen Klosterfrauen darüber das Ärgernis vergessen, das die Entdeckung meiner nächtlichen Spaziergänge im Garten hervorgerufen hat. Am Abend des ersten Stelldicheins, das Fabiana und Celiana dem Lorenzo und Pierantonio gewähren, sollen Roderich und Lancelot sich hinter den Steinhaufen verstecken, die sich auf dem wüsten Platze vor unserer Gartenpforte befinden. Sie sollen die beiden Liebhaber zwar nicht töten, aber ihnen fünf bis sechs kleine Degenstiche beibringen, so daß sie von Blut triefen. Wenn ihre Liebsten sie so sehen, werden sie baß erschrecken und an alles andere denken, als ihnen süße Worte zu sagen."

Um den geplanten Hinterhalt besser vorzubereiten, veranlaßten sie Livia, die adlige Kammerzofe Rodelindas, die Äbtissin um einen Monat Urlaub zu bitten, und betrauten dieses sehr geschickte Mädchen mit Briefen für Lancelot und Roderich. Auch gaben sie ihr Geld mit, um Späher anzustellen, die Lorenzo und Pierantonio, den Liebhaber Celianas, auf Schritt und Tritt überwachen sollten. „Jetzt," dachte Felize, „werden die Ereignisse, die Rodelindas und meine Rache bewirken werden, den liebenswürdigen Grafen wieder ins Kloster nötigen. Dadurch mache ich den Fehler wieder wett, daß ich wegen der Zofen, die ich beanspruchte, zu rasch nachgab. Unbewußt unterlag ich der Versuchung, in den Augen eines so verständigen Mannes verständig zu erscheinen; ich sah nicht, daß ich ihm dadurch jeden Anlaß nahm, sein Amt als Vikar in unserm Kloster abermals auszuüben. Daher meine jetzige Unzufriedenheit. Die kleine Puppe, der Roderich, der mich früher manchmal belustigte, kommt mir jetzt höchst lächerlich vor, und durch meine eigene Schuld habe ich ein Wiedersehen mit dem liebenswürdigen Grafen vereitelt. Wir, Rodelinda und ich, müssen also dafür sorgen, daß unsere Rache derartige Verwirrung anrichtet, daß er oft ins Kloster kommen muß. Unsere arme Äbtissin ist so wenig imstande, reinen Mund zu halten, daß sie ihn höchst wahrscheinlich ersuchen wird, die Unterhaltungen mit mir, die ich herbeizuführen bestrebt bin, nach Möglichkeit abzukürzen; und dann zweifle ich nicht daran, daß die weiland Geliebte des Großherzogs meine Liebesbotin bei diesem kalten und eigenartigen Manne sein wird. Das wird eine okmische Szene werden, die ihn vielleicht belustigt; denn täuscht mich nicht alles,

ſo fällt er nicht auf all die Dummheiten herein, die man uns predigt, um uns zu unterjochen; er hat nur noch keine Frau gefunden, die ſeiner würdig iſt; und ich werde dieſe Frau ſein oder mein Leben laſſen."

Livia, die adlige Zofe Rodelindes, erſchien täglich, um ihrer Herrin und Felize von den Vorbereitungen zu dem Überfall auf Celianas und Fabianas Liebhaber Bericht zu erſtatten. Dieſe Vorbereitungen währten nicht weniger als ſechs Wochen. Es galt, die Nacht zu ermitteln, in der Lorenzo und Pierantonio ſich ins Kloſter einſchleichen würden; nun aber war ſeit dem Thronwechſel, der ſich durch große Strenge kundgab, für dergleichen Unternehmungen doppelte Vorſicht geboten. Zudem hatte Livia bei Roderich große Mühe. Er hatte wohl gemerkt, daß Felizes Liebe erkaltet war, und es ſchließlich rundweg abgelehnt, ſich zu ihrem Rächer an Fabianas und Celianas Geliebten herzugeben, wofern ſie ihm dieſen Auftrag nicht perſönlich bei einem Stelldichein geben wollte. Das aber wollte Felize, die nur an den Grafen Buondelmonte dachte, um keinen Preis. „Ich begreife wohl," ſchrieb ſie ihm in ihrer unklugen Offenherzigkeit, „daß man der Hölle trotzt, um Glück zu genießen; aber ſeine Seligkeit zu verſcherzen, um einen alten Liebhaber zu ſehen, deſſen Herrſchaft verfloſſen iſt — das will mir nicht in den Sinn. Trotzdem bin ich gewillt, Sie noch eine Nacht zu empfangen, um Ihnen den Kopf zurechtzuſetzen, aber . . . Ich verlange ja kein Verbrechen von Ihnen. Daher können Sie keine unmäßigen Anſprüche ſtellen und einen Lohn fordern, als ob man den Tod eines Unverſchämten von Ihnen verlangte. Hüten Sie ſich, die Liebhaber unſerer Feindinnen ſo ſchwer zu verletzen, daß ſie nicht in den Garten kommen können und nicht imſtande ſind, all den Nonnen, die wir zuſammenrufen werden, ein Schauſpiel zu bieten. Sie nähmen damit unſerer Rache ihren eigentlichen Reiz, und ich ſähe in Ihnen fortan nur einen Leichtfuß, der unwürdig iſt, mir das geringſte Vertrauen einzuflößen. Dieſer Kapitalfehler aber iſt es juſt, deſſentwegen Sie meine Freundſchaft verſcherzt haben."

Endlich rückte die ſo ſorgfältig vorbereitete Nacht der Rache heran. Roderich und Lanzelot, von mehreren ihrer Leute unterſtützt, beobachteten den ganzen Tag lang Lorenzos und Pierantonios Tun und Laſſen. Da dieſe nicht reinen Mund hielten, ſo erlangten ſie die Gewißheit, daß die beiden Jünglinge in der Nacht verſuchen würden, die Mauern von Santa Riparata zu erklimmen. Ein reicher Kaufmann, deſſen Haus an die Wachtſtube ſtieß, aus welcher der Soldat kam, der vor der Pforte des Kloſtergartens Poſten ſtand, verheiratete an dieſem Tage ſeine Tochter. Dies benutzend, verkleideten ſich Lorenzo und Pierantonio als Dienſtboten eines wohlhabenden Hauſes und ſpendeten der Wachtmannſchaft gegen zehn Uhr ein Fäßchen Wein im Namen des Hochzeitsgebers. Die Soldaten ließen ſich nicht zweimal bitten. Da die Nacht ſehr dunkel war, ſo ſollte die Erſteigung der Mauern gegen Mitternacht ſtattfinden. Roderich und Lance-

lot, die sich seit elf Uhr bei der Mauer versteckt hielten, sahen zu ihrer Freude, daß die letzte Schildwache von einem stark betrunkenen Soldaten abgelöst wurde, der nach wenigen Minuten prompt einschlief.

Derweilen hatten Felize und Rodelinda im Kloster beobachtet, wie ihre Feindinnen Fabiana und Celiana sich im Garten unter den Bäumen in der Nähe der Mauer versteckten. Kurz vor Mitternacht wagte Felize die Äbtissin zu wecken. Sie gelangte nur mit Mühe bis zu ihr und hatte noch größere Mühe, ihr die Möglichkeit des Verbrechens, das sie ihr anzeigte, begreiflich zu machen. Nachdem Felize über eine halbe Stunde damit vergeudet hatte und schließlich schon fürchtete, für eine Verleumderin zu gelten, erklärte die Äbtissin, daß, wenn die Sache auch wahr wäre, man zu diesem Verbrechen nicht noch einen Verstoß gegen die Regel des Heiligen Benedikt fügen dürfe; welche Regel strengstens verbot, daß man den Garten nach Sonnenuntergang betrat. Zum Glück fiel es Felize ein, daß man durchs Kloster selbst, ohne den Fuß in den Garten zu setzen, auf das Terrassendach einer kleinen, sehr niedrigen Orangerie gelangen konnte, die in nächster Nähe der von der Schildwache behüteten Gartenpforte lag. Während Felize die Äbtissin bestürmte, ging Rodelinda, ihre alte Tante zu wecken, die sehr fromm und zweite Priorin des Klosters war.

Die Äbtissin ließ sich zwar auf die Terrasse der Orangerie nötigen, war aber weit entfernt, alles, was Felize ihr sagte, zu glauben. Unbeschreiblich war daher ihr Erstaunen, ihre Entrüstung und Bestürzung, als sie neun bis zehn Fuß unter der Terrasse zwei Nonnen erblickte, die sich zu dieser verbotenen Stunde im Garten befanden. Da die Nacht sehr dunkel war, so erkannte sie nicht, daß es Fabiana und Celiana waren.

„Sündige Töchter," rief sie, bestrebt, ihre Stimme gebieterisch klingen zu lassen, „unselige Unbesonnene! Dient ihr so dem Herrn? Wißt ihr nicht, daß der Heilige Benedikt, euer Schutzpatron, vom Himmel auf euch herabschaut und darob erschaudert, wie ihr seine Regel verletzt? Geht in euch, und da die Nachtglocke längst geläutet hat, so macht, daß ihr in eure Zellen kommt, und betet in Erwartung der Strafe, die ich euch morgen verhängen werde."

Wer könnte die Bestürzung und den Kummer Celianas und Fabianas schildern, als sie die starke Stimme der erzürnten Äbtissin dicht über ihren Häuptern dröhnen hörten! Sie schwiegen still und hielten sich unbeweglich — als eine neue, noch viel stärkere Überraschung sie und die Äbtissin ergriff. Die beiden Nonnen vernahmen hinter der Tür, kaum zehn Schritte entfernt, das Toben eines Kampfes und Degengeklirr. Alsbald stießen ein paar der Kämpfer, die verwundet waren, Wut- und Schmerzensschreie aus. Wie entsetzten sich erst Celiana und Fabiana, als sie die Stimmen Lorenzos und Pierantonios erkannten! Sie besaßen Nachschlüssel zur Gartenpforte, eilten hin und öffneten die Schlösser, und obwohl der Türflügel riesengroß war, besaßen sie die Kraft,

ihn in den Angeln zu drehen. Celiana, die ältere und beherztere, wagte zuerst den Garten zu verlassen. Kurz darauf kehrte sie zurück, mit den Armen ihren Geliebten Lorenzo stützend, der schwer verwundet schien und sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Bei jedem Schritt ächzte er schwer wie ein Sterbender; und in der Tat hatte er kaum zehn Schritte in den Garten getan, als er trotz Celianas Beistand zusammenbrach und fast sofort starb. Celiana verlor alle Besinnung, sie rief ihn laut bei Namen, und als sie sah, daß er nicht antwortete, warf sie sich schluchzend über seinen Körper. Das alles geschah etwa zwanzig Schritte von der Terrasse der kleinen Orangerie. Felize begriff, daß Lorenzo tot war oder im Sterben lag; ihre Verzweiflung war grenzenlos. „Ich," warf sie sich vor, „bin der Anlaß zu alledem! Roderich hat sich hinreißen lassen und Lorenzo getötet; die Grausamkeit steckt ihm im Blute; seine Eitelkeit vergißt die ihm zugefügten Kränkungen nie, und bei mehreren Maskenfesten hat Lorenzo ihn durch die Schönheit seiner Pferde und Livreen ausgestochen."

Felize stützte die vor Schrecken halb ohnmächtige Äbtissin, als die unglückliche Fabiana im Garten erschien, ihren gleichfalls tödlich getroffenen Geliebten Pierantonio stützend. Auch er gab alsbald den Geist auf; doch inmitten des allgemeinen Schweigens, das diese Schreckensszene verbreitete, hörte man ihn zu Fabiana sagen:

„Das war Don Cesar, der Malteserritter. Ich hab ihn wohl erkannt. Wenn er mich verwundet hat, so trägt auch er die Spuren meines Degens."

Don Cesar war Pierantonios Vorgänger bei Fabiana gewesen. Die junge Nonne schien alle Rücksicht auf ihren Ruf vergessen zu haben; sie rief laut die Madonna und ihre Schutzheilige an, ihr zu helfen, sie rief auch ihre adlige Kammerzofe; es kam ihr nicht darauf an, das ganze Kloster zu wecken; war sie doch in Pierantonio ernstlich verliebt. Sie wollte ihm beistehen, sein Blut stillen, seine Wunden verbinden. Diese tiefe Leidenschaft erweckte das Mitleid vieler Nonnen. Sie näherten sich dem Verwundeten, der an einen Lorbeerbaum gelehnt dasaß; andere liefen fort, um Leinwand zu holen. Fabiana kniete vor ihm und bemühte sich um ihn. Er konnte noch deutlich sprechen und wiederholte, Don Cesar, der Malteserritter, habe ihn verwundet. Dann reckte er plötzlich die Arme aus und verschied.

Sobald Celiana sich vom Tod ihres Geliebten überzeugt hatte, suchte sie Fabianas Raserei zu hemmen. Sie schien ihn vergessen zu haben und dachte nur noch an die Gefahr, die ihr und ihrer Freundin Fabiana drohte. Diese war ohnmächtig über der Leiche ihres Liebsten zusammengesunken. Celiana richtete sie etwas auf und schüttelte sie heftig, um sie wieder zu sich zu bringen.

„Dein und mein Tod ist gewiß, wenn du dieser Schwäche nachgibst," flüsterte sie ihr zu, indem sie ihren Mund ans Ohr hielt, um nicht von der Äbtissin gehört zu werden, die sie deutlich erkannte. Lehnte sie doch nur zehn bis zwölf

Schritt über dem Garten an der Balustrade der Terrasse des Orangeriehäuschens! „Wach auf!“ fuhr sie fort. „Denk an deinen Ruf und an dein Leben; du wirst jahrelang in einem dunklen, ekeln Kerker schmachten, wenn du jetzt deinem Schmerze noch weiter nachgibst.“

Die Äbtissin, die hinabsteigen wollte, näherte sich in diesem Augenblick, auf Felizes Arm gestützt, den beiden unglücklichen Nonnen.

„Was uns betrifft, Frau Äbtissin,“ sagte Celiana zu ihr in festem und stolzem Tone, der der Äbtissin Eindruck machte, „so werden Sie zu schweigen wissen, anstatt uns beim Großherzog anzuzeigen, sofern Ihnen der Friede lieb ist und die Ehre dieses adligen Klosters. Auch Sie haben ja geliebt; man glaubt allgemein, daß Sie tugendhaft blieben, und das verleiht Ihnen Überlegenheit über uns; doch wenn Sie ein Wort von dieser Geschichte dem Großherzog sagen, so wird die ganze Stadt bald von nichts anderem reden, und man wird sagen: Die Äbtissin von Santa Riparata, die in ihrer ersten Jugend selbst geliebt hat, besitzt nicht Charakterstärke genug, um ihr Kloster zu regieren. Sie werden uns zugrunde richten, Frau Äbtissin, aber sich selbst noch weit gewisser als uns.“ Die Äbtissin stieß immerfort Seufzer, undeutliche Ausrufe und leise Schreie der Bestürzung aus, die man deutlich hören konnte. „Geben Sie zu, Frau Äbtissin,“ fuhr Celiana fort, „daß Sie im Augenblicke selbst nicht wissen, was zum Heil des Klosters und zu dem Ihren geschehen muß!“

Und da die Äbtissin verwirrt schwieg, setzte Celiana hinzu: „Sie müssen vor allem das Schweigen wahren, und zweitens müssen diese beiden Leichen auf der Stelle weit fortgeschafft werden. Wenn sie entdeckt werden, sind wir alle verloren.“

Die arme Äbtissin seufzte tief und war derart verwirrt, daß sie nicht einmal eine Antwort zu geben wußte, zumal sie jetzt allein stand; denn Felize hatte sich klüglich entfernt, nachdem sie sie zu den beiden unglücklichen Nonnen geführt hatte: fürchtete sie doch nichts mehr als von ihnen erkannt zu werden.

„Meine Töchter, tut alles, was euch nötig erscheint, alles, was ihr für angezeigt haltet,“ stammelte die unglückliche Äbtissin schließlich mit erloschener Stimme. „Ich werde alle unsere Schande verschweigen; doch vergeßt nicht, daß die Augen des Weltenrichters stets alle unsere Sünden sehen.“

Celiana hörte nicht darauf, was die Äbtissin sagte.

„Wahren Sie das Schweigen, Frau Äbtissin; das ist alles, was man von Ihnen verlangt,“ unterbrach sie sie mehrmals. Dann zu Martona, der Vertrauten der Äbtissin, gewandt, die soeben erschien:

„Helfen Sie mir, liebe Freundin; die Ehre des ganzen Klosters steht auf dem Spiele, und Ehre und Leben der Äbtissin; denn wenn sie nicht schweigt, so richtet sie nicht nur uns zugrunde, sondern unsere Familien werden uns auch nicht untergehen lassen, ohne Rache zu nehmen.“

Fabiana lag derweilen, gegen einen Ölbaum gelehnt, ſchluchzend auf den Knien; ſie war unfähig, Celiana und Martona zu helfen.

„Geh in deine Zelle," mahnte Celiana. „Denke vor allem daran, die Blutſpuren auszutilgen, die ſich etwa an deinen Kleidern befinden. In einer Stunde komme ich, mit dir zu trauern."

Felize war in heller Verzweiflung. Obgleich man in jener Zeit den wirklichen Gefahren noch zu nahe ſtand, um hervorragendes Zartgefühl zu beſitzen, ſo konnte ſie ſich doch nicht verhehlen, daß ſie dieſe ganze Geſchichte verſchuldet hatte. Auf dem Terraſſendach des Orangeriegebäudes ſtehend, hörte ſie nur ſehr undeutlich, was Pierantonio ſagte; überdies ſah ſie das Gartentor weit offen und hatte eine Todesangſt, Roderich möchte ſich in ſeiner angeborenen Dreiſtigkeit und in der unbeſtimmten Hoffnung auf ein Stelldichein zeigen; denn ſeit er ſich nicht mehr geliebt wußte, war er trotz ſeines leichtſinnigen Weſens zum leidenſchaftlichen Liebhaber geworden.

Die Äbtiſſin ſtand noch immer, von Schrecken gelähmt, regungslos da und wollte Felizens Bitte, in den Garten hinabzugehen, nicht Folge leiſten. Schließlich jedoch ergriff Felize, durch ihre Gewiſſensbiſſe betört, die Äbtiſſin am Arm und nötigte ſie faſt mit Gewalt, die ſieben oder acht Stufen von der Terraſſe in den Garten hinabzuſteigen. Dort überließ ſie die Äbtiſſin der Fürſorge der erſten beſten Nonnen, die ihr begegneten, und eilte dann nach der Gartentür, in der Todesangſt, Roderich dort zu treffen; doch erblickte ſie nur das blöde Geſicht der Schildwache, die durch all dieſen Lärm endlich aus ihrem ſchweren Rauſch aufwachte und mit ihrer Flinte in der Hand auf die ſchwarzen Geſtalten ſtarrte, die ſich im Garten bewegten. Felize wollte die Pforte ſchließen, als ſie ſah, wie der Soldat ſie anſtierte.

„Wenn ich das Tor ſchließe," ſagte ſie ſich, ihren Gedanken nachgehend und ärgerlich, weiter nichts zu ſehen, „ſo wird er ſich mein Geſicht merken und kann mich bloßſtellen."

Dieſer Gedanke erleuchtete ſie; ſie verſchwand im Dunkel des Gartens, ſuchte hier nach Rodelinda und fand ſie ſchließlich, bleich und halbtot, gegen einen Ölbaum gelehnt. Sie ergriff ihre Hand und beide eilten, ſo ſchnell ſie konnten, nach ihren Zellen.

Inzwiſchen trug Celiana, von Martona unterſtützt, die Leiche ihres Geliebten und dann Pierantonios Leiche in die Goldſchmiedgaſſe, die über zehn Minuten von der Gartenpforte entfernt war. Sie hatten das große Glück, von niemanden erkannt zu werden. Ihre kluge Maßregel wäre indeſſen vereitelt worden, wenn ſie nicht das viel größere Glück gehabt hätten, daß die Schildwache vor der Gartenpforte ſich ziemlich weitab auf einen Stein geſetzt hatte und dort wieder zu ſchlafen ſchien. Dies ſtellte Celiana zunächſt feſt, bevor ſie daran ging, die Leichen fortzuſchaffen. Als Celiana und Martona von ihrem zweiten Gang

zurückkehrten, erschraken sie furchtbar. Es mochte gegen zwei Uhr morgens sein; die Nacht war nicht mehr so finster, und sie erblickten vor der Gartenpforte deutlich drei Soldaten, und was das Schlimmste war: die Pforte war geschlossen.

„Das ist die erste Dummheit der Äbtissin," sagte Celiana zu Martona. „Es wird ihr eingefallen sein, daß die Gartenpforte nach der Regel des Hl. Benedikt geschlossen sein soll. Wir müssen Zuflucht bei unsern Eltern suchen. Ach, bei dem finsteren und gestrengen Fürsten, den wir jetzt haben, werde ich dieses Abenteuer vielleicht mit dem Tode büßen. Du, Martona, bist unschuldig; du hast auf mein Geheiß geholfen, Leichen fortzuschaffen, deren Anwesenheit im Garten das Kloster entehren konnte. Wir wollen dort hinter den Steinen niederhocken."

Zwei Soldaten kamen auf sie zugeschritten; sie kehrten von dem Posten nach der Wachtstube zurück. Zu ihrer Freude sah Celiana, daß sie ziemlich stark betrunken waren. Sie schwatzten miteinander; aber der, welcher bisher Schildwache gestanden hatte und ihnen wegen seiner Baumlänge auffiel, erzählte seinen Kameraden nichts von den Vorfällen der Nacht; und in der Tat sagte er später, als die Sache vor Gericht kam, nichts anderes aus, als daß bewaffnete und prächtig gekleidete Männer dicht vor ihm handgemein geworden seien; er habe in der tiefen Dunkelheit sieben bis acht Männer erkannt, sich aber wohl gehütet, sich in ihren Kampf einzumischen; schließlich wären alle in den Klostergarten eingedrungen.

Als die beiden Soldaten vorüber waren, näherten sich Celiana und Martona der Gartentür und fanden sie zu ihrer großen Freude nicht verschlossen. Diese kluge Maßregel verdankten sie Felize, die, als sie die Äbtissin verließ, um von Celiana und Fabiana nicht erkannt zu werden, zu der weit geöffneten Pforte geeilt war und sich unter den Bäumen in der Nähe der Pforte versteckt hatte. Von dort hatte sie alles gehört, was Celiana zur Äbtissin und dann zu Martona sagte, und hatte schließlich die Tür angelegt, als sie wenige Minuten, nachdem Celiana und Martona die beiden Leichen hinausgetragen hatten, die Ablösung der Schildwache nahen hörte.

Erst jetzt, als sie Celiana das Tor mit ihrem Nachschlüssel abschließen und verschwinden sah, verließ auch sie den Garten. „Das also," sagte sie zu sich, „war die Rache, von der ich mir soviel Freude versprach." Den Rest der Nacht verbrachte sie mit Rodelinda im Nachgrübeln über die Ursachen, welche so tragische Folgen gezeitigt hatten.

Zum Glück kehrte Livia, deren adlige Kammerzofe, frühmorgens ins Kloster zurück und überbrachte ihr einen langen Brief Roderichs. Er und Lancelot hatten es aus persönlicher Tapferkeit verschmäht, sich von gedungenen Mördern helfen zu lassen, wie es derzeit in Florenz Brauch war. Sie hatten Lorenzo und Pierantonio ganz allein angegriffen. Der Kampf hatte ziemlich lange gewährt, da Roderich und Lancelot, dem ihnen erteilten Auftrage gemäß, beständig zurück-

gewichen waren, um ihren Gegnern nur leichte Verletzungen beizubringen. In der Tat hatten sie ihnen nur Stiche in die Arme versetzt und waren überzeugt, daß sie diesen Wunden nicht erliegen würden. Doch in dem Augenblick, wo sie abziehen wollten, hätten sie zu ihrer großen Verwunderung einen wütenden Haudegen auf Pierantonio losgehen sehen. An den Schreien, die er beim Angriff ausstieß, hätten sie deutlich Don Cesar, den Malteserritter, erkannt. Da sie sich nun zu dritt gegen zwei Verwundete befunden hätten, so hätten sie schleunigst die Flucht ergriffen. Am nächsten Morgen hätte es dann in der Stadt großes Aufsehen gegeben, als die Leichen der beiden Jünglinge, die zu den reichsten und elegantesten von Florenz gehörten, auf der Straße gefunden wurden.

Wenn ihr Tod solches Aufsehen hervorrief, so war dies nur infolge ihres vornehmen Standes; denn unter der sittenlosen Regierung Franz I., dem der gestrenge Ferdinand soeben gefolgt war, war Toskana gleichsam nur eine spanische Provinz gewesen, und in Florenz allein zählte man jährlich mehr als hundert Morde. Übrigens erörterte man in der vornehmen Gesellschaft die Frage, ob die beiden sich duelliert hätten oder ob sie irgendeiner Rache zum Opfer gefallen seien.

Am Tage nach dieser ereignisreichen Nacht herrschte im Kloster tiefste Ruhe. Die überwiegende Mehrzahl der Nonnen hatte keine Ahnung von dem Vorgefallenen. Bei Morgengrauen, noch ehe die Gärtner kamen, hatte Martona die Erde an den Stellen, wo Blut geflossen war, umgewühlt und die Spuren der Ereignisse verwischt. Martona, die selbst einen Liebhaber besaß, hatte Celianas Weisungen mit großer Umsicht ausgeführt, ohne der Äbtissin irgend etwas zu sagen. Celiana schenkte ihr dafür ein schönes Diamantkreuz. Martona, ein einfaches Mädchen, bedankte sich und sagte dabei:

„Etwas wäre mir noch lieber als alle Diamanten der Welt: seit diese neue Äbtissin hier eingezogen ist, habe ich ihr umsonst die niedrigsten Dienste geleistet, um ihre Gunst zu erlangen; es ist mir nicht gelungen, sie zur geringsten Nachsicht zu bewegen, damit ich Julian R . . ., meinen Liebsten, sehen kann. Diese Äbtissin wird uns alle ins Unglück bringen. Über vier Monate ist es jetzt her, daß ich Julian nicht gesehen habe; er wird mich schließlich vergessen. Ihre Busenfreundin, Signora Fabiana, gehört zu den acht Pförtnerinnen; ein Dienst ist des anderen wert. Könnte Signora Fabiana mich nicht mal, wenn sie die Torwache hat, hinauslassen, damit ich Julian sehen kann, oder ihn einlassen?"

„Ich will tun, was ich kann," erwiderte Celiana. „Doch die große Schwierigkeit, die Fabiana machen wird, ist die, daß die Äbtissin Ihre Abwesenheit merkt. Sie haben sie zu sehr an Ihre stete Gegenwart gewöhnt. Versuchen Sie, sich etwas rarer zu machen. Ich bin sicher, wenn Sie irgendeiner anderen als gerade der Frau Äbtissin dienten, so würde Fabiana nicht das mindeste dagegen haben und Ihrem Wunsche willfahren."

Celiana sagte dies nicht ohne Absicht.

„Du vertrauerst dein Leben im Andenken an deinen Liebsten," sagte sie zu Fabiana, „und du vergißt ganz die furchtbare Gefahr, in der wir schweben. Unsre Äbtissin ist so unfähig, zu schweigen, daß das Vorgefallene früher oder später zur Kenntnis unseres gestrengen Großherzogs kommen wird. Er hat die Ideen eines Mannes, der fünfundzwanzig Jahre lang Kardinal war, mit auf den Thron gebracht. Unser Verbrechen ist im Sinne der Religion eines der schwersten, das man begehen kann; kurz, solange die Äbtissin lebt, sind wir des Todes."

„Was meinst du damit?" rief Fabiana, ihre Tränen trocknend.

„Ich meine, du mußt dir von deiner Freundin Vittoria Ammanati etwas von dem berühmten Gift von Perugia verschaffen, das ihre Mutter ihr vermachte, als sie selbst, von ihrem Gatten vergiftet, starb. Ihre Krankheit währte Monate und wenige dachten an Gift; bei unserer Äbtissin wird es ebenso gehen."

„Dein Gedanke ist entsetzlich."

„Ich zweifle nicht an deinem Entsetzen und würde es teilen, wenn ich mir nicht sagte, daß das Leben der Äbtissin unser beider Tod ist. Vergiß das eine nicht: die Frau Äbtissin ist völlig unfähig zu schweigen. Ein Wort von ihr genügt, um den Großherzog-Kardinal zu überzeugen; und er trägt ja vor allem den Abscheu gegen solche Verbrechen zur Schau, wie sie bei der früheren, in unseren armen Klöstern herrschenden Freiheit vorkamen. Deine Kusine hat enge Beziehungen zu Martona; sie gehörte zu einer Seitenlinie ihrer Familie, welche durch die berüchtigten Bankrotte des Jahres 158 . . . verarmt ist. Martona ist toll verliebt in einen schönen Seidenweber namens Julian. Deine Kusine muß ihr das Gift von Perugia, das binnen sechs Monaten tötet, als Schlafmittel geben, um die lästige Überwachung der Äbtissin loszuwerden."

Als der Graf Buondelmonte bei einer Gelegenheit zu Hofe ging, beglückwünschte ihn der Großherzog zu der exemplarischen Ruhe, die jetzt im Kloster Santa Riparata herrschte. Diese Äußerung des Fürsten bewog den Grafen, sein Werk in Augenschein zu nehmen. Wie groß war sein Erstaunen, als die Äbtissin ihm von dem Doppelmorde berichtete, dessen Folgen sie mit angesehen hatte. Der Graf sah ein, daß die Äbtissin Virgilia völlig außerstande war, ihn über die Ursachen dieses Doppelmordes irgendwie aufzuklären.

„Hier gibt es nur eine, die mir darüber ein Licht aufstecken kann," sagte er sich, „das ist Felize, dieser helle Kopf, deren Logik mich vor sechs Monaten bei meinem ersten Besuche so in die Enge trieb. Aber wird sie reden wollen, sie, die sich über die Ungerechtigkeit der Gesellschaft und der Familien gegen die Nonnen so entrüstete?"

Die Ankunft des Vikars des Großherzogs im Kloster versetzte Felize in einen

Freudenrausch. Endlich sollte sie diesen eigenartigen Mann sehen, den einzigen Anlaß all ihrer Handlungen seit den letzten sechs Monaten! Celiana hingegen und die junge Fabiana bestürzte das Erscheinen des Grafen aufs höchste.

„Deine Bedenken werden uns zugrunde richten," sagte Celiana zu ihrer Freundin. „Die Äbtissin ist zu schwach, um zu schweigen. Und unser Leben liegt jetzt in den Händen des Grafen. Uns bleibt nur ein Ausweg, zu fliehen. Aber wovon leben? Die Habsucht unserer Brüder wird den Verdacht des Verbrechens, der über uns schwebt, ergreifen, um uns das Brot zu verweigern. Früher, als Toskana nur eine spanische Provinz war, konnten die Toskaner, welche verfolgt wurden, sich nach Frankreich retten. Aber der jetzige Großherzog hat seine Augen auf Frankreich gerichtet und will das spanische Joch abschütteln. Wir finden also nirgends eine Zuflucht — und dahin haben uns deine kindlichen Bedenken gebracht, arme Freundin! Das Verbrechen müssen wir jetzt erst recht begehen, denn Martona und die Äbtissin sind die einzigen gefährlichen Zeuginnen der Vorgänge jener Schicksalsnacht. Rodelindas Tante wird schweigen, sie wird die Ehre ihres geliebten Klosters nicht preisgeben. Wenn Martona der Äbtissin das angebliche Schlafmittel gereicht hat, so wird sie ebenfalls reinen Mund halten, wenn wir ihr sagen, daß dieses Mittel ein Gift ist. Im übrigen ist sie ein braves Ding und in ihren Julian kopflos verliebt."

Es würde zu weit führen, das kluge Gespräch, das Felize mit dem Grafen führte, hier wiederzugeben. Der Fehler, den sie begangen, indem sie betreffs der zwei neuen Kammerzofen zu rasch nachgegeben hatte, war ihr stets gegenwärtig. Die Folge ihrer Gefügigkeit war die gewesen, daß der Graf sechs Monate fortgeblieben war. Felize nahm sich vor, nicht wieder in den gleichen Fehler zu verfallen. Der Graf hatte sie mit ausgesuchter Höflichkeit bitten lassen, ins Sprechzimmer zu kommen. Diese Aufforderung versetzte Felize in Entzücken. Sie mußte ihre ganze Frauenwürde aufbieten, um die Unterhaltung auf den folgenden Tag zu verschieben. Und als sie das Sprechzimmer betrat, in dem der Graf sich allein befand, befiel sie, obwohl sie durch ein Gitter mit riesigen Eisenstäben von ihm getrennt war, eine Zaghaftigkeit wie nie im Leben. Ihre Bestürzung war grenzenlos; sie bereute aufs tiefste jenen Einfall, der ihr bisher so geschickt und so scherzhaft erschienen war — ich meine das Geständnis ihrer Liebe zu dem Grafen, das sie dereinst der Äbtissin abgelegt hatte, damit diese es dem Grafen wiedersagte. Damals war sie weit entfernt, ihn so zu lieben, wie sie ihn jetzt liebte. Es war ihr höchst scherzhaft erschienen, einen Angriff auf das Herz des ernsten Vikars zu machen, den der Großherzog dem Kloster bestellt hatte. Jetzt empfand sie etwas ganz anderes. Ihm zu gefallen, war jetzt ihr Glück; gelang ihr dies nicht, so war sie tief unglücklich; und was würde ein so ernster Mann wohl zu der seltsamen Anvertrauung sagen, die ihm die Äbtissin wahrscheinlich gemacht hatte? Er konnte sie sehr wohl als unpassend empfinden, und dieser

Gedanke quälte Felize. Sie mußte um jeden Preis reden. Der Graf saß ernst vor ihr und machte ihr Komplimente über ihre hohen Geistesgaben.

„Hat die Äbtissin schon etwas gesagt?"

Die ganze Aufmerksamkeit der jungen Nonne war auf diese Frage gerichtet. Zu ihrem Glück durchschaute sie die Wahrheit: daß die Äbtissin über dem Schreckensbild der beiden Toten, die sie in jener Schicksalsnacht gesehen hatte, eine solche Geringfügigkeit wie das Geständnis der Liebeswallung einer jungen Nonne völlig vergessen hatte.

Dem Grafen hingegen entging die große Verwirrung dieses schönen Mädchens keineswegs; doch er wußte nicht, welchem Umstand er sie zuschreiben sollte. „Sollte sie ein schlechtes Gewissen haben?" fragte er sich. Dieser Gedanke verwirrte seinen so verständigen Geist, und der Verdacht ließ ihn auf jedes Wort der jungen Nonne scharf achtgeben. Das war eine Ehre, die er seit lange keinem Frauenwort hatte angedeihen lassen. Felizes Geschicklichkeit erregte seine Bewunderung. Sie verstand es, ihm alle Fragen über den blutigen Kampf an der Klosterpforte in einer für ihn schmeichelhaften Weise zu beantworten, hütete sich aber wohl, ihm bündige Auskünfte zu geben. Nach einer anderthalbstündigen Unterredung, während der sich der Graf keinen Augenblick gelangweilt hatte, verabschiedete er sich von der jungen Nonne mit der Bitte um eine zweite Unterredung in den nächsten Tagen. Dieses Wort erfüllte Felize mit himmlischer Freude.

Der Graf verließ das Kloster Santa Riparata sehr nachdenklich. „Es wäre ohne Zweifel meine Pflicht," sagte er sich, „dem Fürsten die merkwürdigen Dinge zu melden, die ich soeben erfahren. Der Tod jener beiden so glänzenden und reichen Jünglinge hat den ganzen Staat in Unruhe versetzt. Andrerseits hat der Fürst-Kardinal uns einen so gestrengen Bischof gegeben, daß, wenn ich ihm ein Wort von dem Vorgefallenen sage, ich damit alle Schrecken der spanischen Inquisition in dieses unglückliche Kloster einlasse. Nicht *eines* von den armen jungen Mädchen wird dieser grausame Bischof umbringen, nein, vielleicht fünf bis sechs; und wer trägt an ihrem Tode die Schuld, wenn nicht ich, der nur einen geringen Vertrauensbruch zu begehen hat, damit die Sache nicht ans Licht kommt? Erfährt der Großherzog das Vorgefallene und macht er mir Vorwürfe, nun, so sage ich zu ihm: ‚Ihr furchtbarer Bischof hat mir Angst eingeflößt'."

Der Graf wagte sich nicht alle Beweggründe seines Stillschweigens klar zu machen. Er war nicht sicher, ob die schöne Felize nicht doch eine Schuld trüge; und sein ganzes Wesen schrak bei dem bloßen Gedanken zusammen, das Leben eines armen jungen Mädchens zu bedrohen, das von seinen Eltern und von der Gesellschaft so grausam behandelt wurde. „Hätte sie geheiratet, so wäre sie die Zierde von Florenz", sagte er sich.

Der Graf hatte die vornehmsten Höflinge und die reichsten Kaufleute von

Florenz zu einer prunkvollen Jagdpartie in den Maremmen von Siena geladen, die ihm zur Hälfte gehörten. Er entschuldigte sich bei ihnen; die Jagd fand ohne ihn statt, und Felize war tief erstaunt, als sie schon zwei Tage nach ihrer ersten Unterredung mit dem Grafen dessen Pferd im Außenhofe des Klosters stampfen hörte. Als der Vikar des Fürsten den Entschluß faßte, diesem von dem Vorgefallenen nichts zu berichten, fühlte er doch, daß er damit die Pflicht auf sich nahm, über die künftige Ruhe des Klosters zu wachen. Zu diesem Zweck aber mußte er klar sehen, welchen Anteil die beiden Nonnen, deren Liebhaber gestorben waren, an deren Tode hatten. Nach einer sehr langen Unterredung mit der Äbtissin ließ der Graf zehn Nonnen vorladen, unter denen sich Fabiana und Celiana befanden. Zu seiner großen Verwunderung bestätigte sich die Behauptung der Äbtissin, daß acht von diesen Nonnen von den Ereignissen jener Schicksalsnacht keine Ahnung hatten. Der Graf stellte unmittelbare Fragen nur an Celiana und Fabiana; sie leugneten, Celiana mit der ganzen Charakterfestigkeit einer Seele, die auch den schwersten Schlägen des Schicksals überlegen ist, die junge Fabiana wie ein armes verzweifeltes junges Mädchen, dem man roh an seine Herzenswunde rührt. Sie war furchtbar abgemagert und schien ein Brustleiden zu haben; sie konnte den Tod des jungen Lorenzo B . . . nicht verschmerzen. „Ich habe ihn getötet," sagte sie immer wieder zu Celiana in den langen Zwiegesprächen, die sie mit ihr führte. „Ich hätte die Eigenliebe des heftigen Don Cesar, seines Vorgängers, mehr schonen sollen, als ich mit ihm brach!"

Sobald Felize das Sprechzimmer betreten hatte, merkte sie, daß die Äbtissin so schwach gewesen war, dem Vikar des Großherzogs von der Liebe zu erzählen, die sie für ihn empfand: das Benehmen des verständigen Buondelmonte schien gänzlich verändert. Felize errötete zunächst heftig und war tief verlegen. Ohne sich dessen deutlich bewußt zu werden, war sie während der langen Unterredung, die sie mit dem Grafen hatte, entzückend; aber sie gestand nichts. Die Äbtissin wußte durchaus nichts mehr als sie mit eigenen Augen gesehen und offenbar schlecht gesehen hatte. Celiana und Fabiana gestanden nichts. Der Graf war in großer Verlegenheit. „Frage ich die adligen Zofen und die Dienstboten, so ist es das Gleiche, wie wenn ich die Sache vor den Bischof bringe. Sie werden es ihren Beichtvätern erzählen und damit haben wir die Inquisition im Kloster."

Der Graf kam in seiner Besorgnis täglich nach Santa Riparata. Er hatte sich entschlossen, erst alle Nonnen, dann alle adligen Zofen und schließlich das gesamte Gesinde zu vernehmen. Er entdeckte die Wahrheit über einen Kindsmord, der vor drei Jahren stattgefunden hatte, und dessen Ermittelung ihm das geistliche Gericht, dem der Bischof präsidierte, übertragen hatte. Doch zu seiner großen Verwunderung stellte er auch fest, daß die Geschichte von den beiden

Jünglingen, die sterbend in den Klostergarten gekommen waren, lediglich der Äbtissin, den Schwestern Celiana, Fabiana, Felize und deren Freundin Rodelinda bekannt war. Die Tante der letzteren hatte sich so gut verstellt, daß sie dem Verdacht entging.

Der neue Bischof, Monsignor . . . ., flößte allen solchen Schrecken ein, daß, Felize und die Äbtissin ausgenommen, die Aussagen aller Nonnen, die offenbar die Unwahrheit sagten, stets in den gleichen Ausdrücken erfolgten. Der Graf beschloß jedes seiner Verhöre im Kloster durch eine lange Unterredung mit Felize, die dadurch beseligt war. Um diese Unterredungen aber in die Länge zu ziehen, erzählte sie dem Grafen an jedem Tage um einen kleinen Teil dessen, was sie über den Tod der beiden jungen Edelleute wußte. Über ihre eigenen Verhältnisse jedoch sprach sie mit größtem Freimut. Sie hatte drei Liebschaften gehabt und erzählte dem Grafen, der fast ihr Freund geworden war, deren ganze Geschichte. Dieser schrankenlose Freimut eines so schönen und so geistreichen Mädchens bestach den Grafen, der diesen Freimut mit der größten Aufrichtigkeit erwiderte.

„Ich kann Ihnen meinerseits," sagte er zu Felize, „leider nicht mit ebenso interessanten Geschichten aufwarten. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen gestehen darf, daß alle Personen Ihres Geschlechtes, denen ich im Leben begegnet bin, mir stets mehr Geringschätzung gegen ihren Charakter, als Bewunderung für ihre Schönheit eingeflößt haben."

Die häufigen Besuche des Grafen hatten Celiana alle Ruhe geraubt. Fabiana, die mehr und mehr in ihren Kummer versunken war, widersprach den Ratschlägen ihrer Freundin nicht mehr. Als die Reihe an sie kam, das Klostertor zu hüten, ließ sie die Pforte offen, blickte beiseite, und Julian, der junge Seidenweber und Freund Martonas, der Vertrauten der Äbtissin, schlüpfte hinein. Er verbrachte acht Tage imKloster, bis Fabiana wieder die Torwache hatte und die Tür abermals offen ließ.

Gegen Ende dieses langen Aufenthalts ihres Geliebten gab Martona der Äbtissin, die sie Tag und Nacht um sich haben wollte, von dem Schlafmittel, bewogen durch Julians Klagen, der sich, in ihrem Zimmer eingesperrt, tödlich langweilte. Eine junge, sehr fromme Nonne, namens Julie, die eines Abends durch den großen Schlafsaal ging, hörte in Martonas Zimmer sprechen. Sie schlich sich an die Tür, guckte durch das Schlüsselloch und erblickte einen schönen Jüngling, der am Tische saß und mit Martona lachend sein Abendbrot verzehrte. Julie pochte mehrmals an die Tür; dann aber fiel ihr ein, Martona könnte imstande sein, die Tür zu öffnen, sie mit dem Jüngling einzuschließen und sie, Julie, dann der Äbtissin anzuzeigen. Diese würde Martona gewiß Glauben schenken, da sie ja stets um sie war: ein Gedanke, der Julie betörte. Sie sah sich im Geiste schon von Martona, die viel mehr Kräfte

hatte als sie, auf dem menschenleeren, stockdunklen Gange, auf dem noch kein Licht brannte, verfolgt. So ergriff sie denn die Flucht, hörte aber noch, wie Martona hinter ihr die Tür öffnete, und da sie von ihr erkannt zu sein wähnte, so lief sie stracks zur Äbtissin und erzählte ihr alles. Tief empört eilte diese nach Martonas Zimmer, aber Julian war fort; er hatte sich in den Garten geflüchtet. Doch in derselben Nacht hielt die Äbtissin es im Interesse von Martonas Ruf für angezeigt, in deren Stube zu schlafen. Auch erklärte sie ihr, daß sie am nächsten Morgen im Verein mit dem Beichtvater des Klosters ihre Zellentür versiegeln würde, um die boshafte Annahme, daß ein Mann in ihrer Stube versteckt sei, zu entkräften. Martona war wütend, und da sie gerade die Schokolade bereitete, welche die Äbtissin zur Nacht trank, so tat sie eine große Menge des angeblichen Schlafmittels hinein.

Am Morgen danach befand sich die Äbtissin Virgilia in einem sehr merkwürdigen Zustand nervöser Erregung; und als sie sich im Spiegel besah, war ihr Gesicht derart verändert, daß sie sich dem Tode nahe wähnte. Die erste Wirkung des Giftes von Perugia ist nämlich die, daß es die Vergifteten fast rasend macht. Virgilia entsann sich, daß es zu den Vorrechten der Äbtissinnen des adligen Klosters Santa Riparata gehörte, die letzte Ölung vom Bischof selbst zu empfangen; sie schrieb also an den Prälaten, der alsbald im Kloster erschien. Sie erzählte ihm nicht nur ihre Krankheit, sondern auch die Geschichte von den zwei Toten im Garten. Der Bischof ließ sie hart an, daß sie ihm von einem so eigentümlichen und verbrecherischen Vorfall keine Meldung erstattet hätte. Worauf die Äbtissin erwiderte, daß der Vikar des Fürsten, Graf Buondelmonte, ihr ernstlich geraten hätte, einen Skandal zu vermeiden.

„Und wie kann dieser Laie es wagen, die strikte Erfüllung Ihrer Pflichten einen Skandal zu nennen!" rief der Bischof aus.

Als Celiana ihn ins Kloster kommen sah, sagte sie zu Fabiana:

„Wir sind verloren. Dieser fanatische Priester, der die Reformen des Tridentiner Konzils in den Klöstern seiner Diözese um jeden Preis einführen will, wird uns ganz anders gefährlich werden als der Graf Buondelmonte."

Schluchzend warf Fabiana sich in Celianas Arme.

„Der Tod ist mir einerlei, aber ich sterbe in doppelter Verzweiflung, wenn ich deinen Tod mitverschulde, ohne deshalb das Leben der unseligen Äbtissin retten zu können!"

Sofort ging Fabiana zu der Nonne, die in der folgenden Nacht die Torwache hatte. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, sagte sie ihr nur, sie müßte Leben und Ruf Martonas retten, die so unklug gewesen sei, einen Mann in ihre Zelle einzulassen. Nach vielen Widerreden willigte die Nonne darein, die Pforte offen zu lassen und kurz nach elf Uhr abends eine Weile zu verschwinden.

Inzwischen hatte Celiana der Martona sagen lassen, sie solle in den Chor

kommen. Der Chor war gleichsam eine zweite Kirche, von dieser nur durch ein Gitter getrennt. Die Kirche selbst war jedermann zugänglich und über vierzig Fuß hoch. Martona war mitten im Chor niedergekniet, so daß sie, wenn sie leise sprach, von niemand gehört werden konnte. Celiana kam und kniete neben ihr nieder.

„Hier ist eine Börse," begann sie. „Sie enthält alles Geld, was Fabiana und ich besitzen. Heute oder morgen abend werde ich dafür sorgen, daß die Klostertür einen Augenblick offen steht. Laß Julian hinaus und entfliehe selbst gleich hinterher. Sei sicher, daß die Äbtissin dem schrecklichen Bischof alles gesagt hat, und daß sein Tribunal dich zweifellos zu fünfzehn Jahren Kerker oder zum Tode verurteilen wird."

Martona wollte sich Celiana zu Füßen werfen.

„Was tust du, Törin!" rief jene aus und hemmte ihre Bewegung. „Denke daran, daß du und Julian jeden Augenblick festgenommen werden könnt. Halte dich bis zu deiner Flucht möglichst verborgen und achte vor allem darauf, wer das Sprechzimmer der Frau Äbtissin betritt."

Als der Graf am nächsten Tage das Kloster betrat, fand er große Veränderungen vor. Martona, die Vertraute der Äbtissin, war in der Nacht entwichen; die Äbtissin war so schwach, daß sie, um den Vikar des Fürsten zu empfangen, sich in einem Lehnstuhl in ihr Sprechzimmer tragen lassen mußte. Sie gestand dem Grafen, daß sie dem Bischof alles gesagt hatte.

„Dann wird es hier Blut oder Gift geben," rief er aus.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir erhielten ein Manuskript, das die Aufhebung des Klosters von Bajano schildert. Nichts ist so packend und zugleich so quälend wie die Hinrichtung der beiden so schönen Nonnen, die den Schierlingsbecher trinken mußten, den ihnen ein paar Priester im Auftrage des Erzbischofs von Neapel reichten. Die krampfhaften Zuckungen der jungen Mädchen und die Worte, die sie sprachen, als sie ihre Freundinnen umarmten, die es vorgezogen hatten, sich zu erdolchen, finden in keinem Trauerspiel ihresgleichen. Einer der Priester konnte den Anblick des Todeskampfes so schöner Frauen nicht ertragen und mußte sich in ein Nebenzimmer zurückziehen. („Promenades dans Rome", II, 133.)

Franz Kugler/
Briefe über die Geſchichte Friedrichs des Großen

Wir veröffentlichen, als einen Beitrag zur Feier des 200jährigen Geburtstags Friedrichs des Großen, eine Anzahl von Briefen, die Franz Kugler an die J. J. Weberſche Verlagsbuchhandlung gerichtet hat. Es handelt ſich um die Herausgabe ſeiner berühmten Geſchichte Friedrichs des Großen mit den noch berühmteren Zeichnungen Menzels. Dabei wird auch ein kunſttechniſches Kapitel geſtreift, das dem Weberſchen Verlag beſonders am Herzen lag: der Holzſchnitt. Die Erfahrungen mit den pariſern Holzſchneidern, die die Zeichnungen Menzels überſetzen, ſind böſe, und ein Brief Kuglers über das Jackſonſche engliſche Holzſchnittwerk beleuchtet grell die damaligen deutſchen Verlegenheiten, die uns heut wie ein Märchen klingen.

Mitte Februar 1839.

Die Herausgabe einer Geſchichte Friedrichs des Großen, durch Holzſchnitte von höherem künſtleriſchem Werthe illuſtrirt, iſt gewiß eine ebenſo intereſſante wie zeitgemäße Unternehmung. Die Theilnahme für die Geſchichte des großen Preußenkönigs iſt in gegenwärtiger Zeit aufs Neue in hohem Grade belebt; die mannigfachen Forſchungen über ſein Leben und ſeine Wirkſamkeit, welche im letzten Jahrzehnt ans Licht getreten ſind, geben nunmehr zu einer genügenden Würdigung dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit und ſeiner Zeit Veranlaſſung. Es ſcheint in der That Bedürfniß, daß aus dieſen Forſchungen zugleich eine Darſtellung hervorgehe, welche die Reſultate derſelben in größeren Zügen wiedergebe, welche — in einem edel volksthümlichen Tone gehalten — ein Volksbuch, ein Gemeingut aller Stände werde, ſofern die letzteren nicht etwa gänzlich außerhalb der Kreiſe der Bildung ſtehen.

Die Illuſtration eines ſolchen Werkes durch eine bedeutende Anzahl künſtleriſcher Darſtellungen muß natürlich ſehr bedeutend zur Vergrößerung von deſſen Popularität beitragen. Sie wird eben überall zur unmittelbaren Veranſchaulichung des Geſagten dienen. Dies iſt hier ſchon von bedeutenderer Wichtigkeit als z. B. bei der Geſchichte Napoleons, da die ganze Zeit Friedrichs der unſrigen ungleich ferner liegt und die äußere Form und Sitte des Lebens der letzteren uns ſomit fremder ſein muß. Eine unmittelbare Vergegenwärtigung der letzteren aber wird in der That auch für das allgemeinere Verſtändniß jener Zeit und ihres Charakters wichtige Punkte hinzufügen.

Ueberhaupt aber ſcheint es, daß die Geſchichte Friedrichs zu bildlicher Illuſtration ganz vorzüglich geeignet iſt. Iſt die Geſchichte Napoleons z. B. zwar noch heroiſcher und tragiſcher, ſo geſtattet die Friedrichs doch eine ungleich

größere Vielseitigkeit der Darstellung, so daß sowohl der Künstler nicht in Gefahr laufen kann, monoton zu werden, als auch das Interesse des Beschauers stets rege bleiben muß. Nicht bloß bieten Friedrichs Kriege den größten Wechsel der Begebenheiten (selbst in Bezug auf die persönlichen Schicksale des Königs und seiner Freunde) dar: sein mannigfach bewegtes, so schicksalvolles Jugendleben (von dem Zwiespalt mit dem Vater bis in den Kerker und bis in den idyllisch glücklichen Aufenthalt zu Rheinsberg), seine Verhältnisse zu den ausgezeichnetsten Literaten seiner Zeit (namentlich zu Voltaire) und zu den Künstlern, sein segensreiches Wirken als Regent in den verschiedenartigsten Sphären, sein väterliches Verhältniß zu seinen Unterthanen, u. dergl. m., — alles dies giebt Gelegenheit zu einer so reichen künstlerischen Behandlung, wie in der Geschichte vielleicht kein zweiter Stoff gefunden werden dürfte. Und alles dies um so mehr, als die große Menge der Anekdoten, die uns aus des Königes Leben (in verschiedenen, zum Theil wenigstens genügend glaubwürdigen Sammlungen) überliefert sind, die sämmtlichen einzelnen Verhältnisse an besonderen, mehr oder weniger wichtigen Begebenheiten unmittelbar vergegenwärtigen, sie uns verkörpert vorführen, ihnen das abstract Allgemeine benehmen. Natürlich muß auch schon dem Biographen, der volksthümlich, in größeren Zügen, vorträgt, daran gelegen sein, auf eine solche individualisirende Weise das allgemein Ausgesprochene zu beleben, durch prägnante Beispiele zu veranschaulichen.

Berlin bietet ohne Zweifel die zweckmäßigsten Hülfsmittel zu künstlerischen Darstellungen aus der Geschichte Friedrichs dar. Die Königl. Kunstkammer besitzt eine Sammlung von c. 1000 bildlichen Darstellungen Friedrichs und seiner Geschichte, unter denen man, da die Mehrzahl gleichzeitig ist, die Vorbilder für die wichtigsten Äußerlichkeiten — in Bezug auf Costüm, Ceremoniell u. dergl. — vereinigt vorfinden wird. Eben so dürfte die Königl. Münz- und Medaillensammlung wichtige bildliche Dokumente enthalten. Die Königlichen Schlösser in Berlin u. Charlottenburg, sowie in u. bei Potsdam, enthalten zahlreiche Original-Bildnisse Friedrichs, von seiner frühsten Jugend an bis in sein spätestes Alter, seiner Verwandten, seiner Freunde und Offiziere. Durch eine Zusammenstellung sämmtlicher, in Königlichem Besitz vorhandener Bildnisse und historischen Darstellungen, die ich (zu andrem Behufe) nach den Kgl. Inventarien angefertigt, bin ich im Stande, über alles Einzelne genauen Nachweis zu geben. Gewiß würde der König die Benutzung dieser Werke für den in Rede stehenden Zweck gestatten, — wie auch das ganze Unternehmen bei Hofe, namentlich bei dem Kronprinzen, Anklang und Förderung finden dürfte.

Beiläufig bemerke ich noch, daß es gewiß zweckmäßig sein dürfte, wenn die vorhandenen Bildnisse nicht blos für die Darstellung historischer Scenen benutzt würden, sondern wenn man von den Hauptpersonen, die in Friedrichs Geschichte auftreten, auch hie und da — nach diesen Originalen — selbständige Bildniß-

darstellungen gäbe (natürlich ebenfalls in Holzschnitt u. in den Text eingedruckt). Ebenso würde es auch wohl passend sein, von den wichtigsten Bauten Friedrichs, namentlich von seinen Schlössern bei Potsdam u. dgl. Ansichten zu geben, indem diese so charakteristisch bezeichnend für sein Leben sind.

Als denjenigen Künstler, dem diese ganze Arbeit zu übertragen sein würde, weiß ich keinen besseren zu nennen, als Hrn. A. Menzel (Maler und Lithographen) in Berlin. Herr Menzel gehört zwar noch zu den jüngeren Künstlern Berlins und er ist erst seit einigen Jahren öffentlich aufgetreten; gleichwohl hat sich in ihm ein Reichthum der Phantasie, eine Sicherheit in allen Elementen körperlicher Darstellung, eine gründliche wissenschaftliche (namentlich historische) Bildung, eine belebende poetische Kraft entwickelt, wie alles dies vereinigt nur sehr sehr selten gefunden werden dürfte. Ich halte dafür, daß gerade er sowohl für die Art der Gegenstände, deren Darstellung im vorliegenden Falle erfordert wird, als auch für die Menge der Darstellungen, welche zu liefern ist, als endlich auch in der Rücksicht, daß der Verleger mit einem reellen Manne, der seine Versprechungen erfüllt, zu thun habe, — ganz vorzüglich geeignet ist. Zum Beleg meines Urtheils kann ich mich auf seine früheren öffentlichen Leistungen berufen, wobei ich aber bemerken muß, daß er gegenwärtig bereits über das dort Geleistete bedeutend hinaus geschritten ist. Dies sind vornehmlich seine unter dem Titel: „Künstlers Erdenwallen" bei L. Sachse & C. herausgegebenen lithogr. Federzeichnungen; — sodann seine mit lithogr. Kreide gezeichneten „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte".

Herrn Menzels Darstellungsweise, die entschieden auf Charakteristik und Individualisirung ausgeht, ist ganz besonders für historische Scenen geeignet. Zugleich aber hat er auch ein ganz vorzügliches Talent für eine symbolische, arabeskenartige Compositionsweise. Auch hiefür hat er zahlreiche Belege gegeben, sowohl in der Zeichnung mannigfacher Tischkarten für öffentliche Feste u. dergl., als in zahlreichen Bücherverzierungen. Unter den ersten nenne ich ein Paar, für Feste des hiesigen Gewerbevereins bestimmte, die im „Museum" durch d. Verleger mitgetheilt sind (Jahrgang 1837, no. 8, S. 63 und Jahrg. 1836, Beilage zu No. 6). Unter den Bücherverzierungen nenne ich u. a. das schöne Titelblatt zu seinen Brand. Preuß. Denkwürdigkeiten und die emblematischen Darstellungen in dem bei Lüderitz erschienenen „Gedenkbuch für das Leben", welche den Haupttitel und die Titel der einzelnen Abschnitte umgeben. (Die andern bildl. Darstellungen dieses Buches sind nicht von seiner Hand.) Auch einzelne selbständige Blätter der Art hat er herausgegeben, unter denen mir eine Darstellung der fünf Sinne (bei L. Sachse erschienen) als vorzüglich gelungen in der Erinnerung ist. So bin ich der Meinung, daß auch schwerlich jemand zu finden sein dürfte, der die emblematischen und symbolischen Darstellungen für

eine Geschichte Friedrichs besser als er würde liefern können, — dies besonders in Rücksicht auf die großen Anfangsbuchstaben der Kapitel. Unbedingt würde er hier viel Geistreicheres, viel mehr Poetisches liefern können, als die Franzosen und selbst H. Vernet (soweit mir von letzterem Beispiele vorliegen) geliefert haben, bei denen der große Buchstab mit den umgebenden Dingen nur ziemlich ungeschult und ohne allen arabeskenhaften Sinn in Verbindung gebracht ist.

Ueberhaupt aber scheint es mir im allerhöchsten Grade wünschenswerth, daß — wie die schriftliche Arbeit — so auch die künstlerische ganz einer einzelnen Person übertragen werde. So nur kann Einheit des Gedankens, des Styles, der Behandlung und Ausführung hervorgebracht werden, ohne welches keine höhere Vollendung eines Ganzen möglich ist.

Es hat mir — um nicht Gefahr zu laufen, daß diese ganze Auseinandersetzung überflüssig wäre — zweckmäßig geschienen, zuvor Herrn Menzel zu fragen, ob er zu der Uebernahme einer solchen Arbeit möglicher Weise geneigt sein würde. Er hat mir bejahend geantwortet. Er sagte mir, daß Hr. Wigand aus Leipzig ihm schon gegen das Ende vorigen Jahres einen ähnlichen Antrag gemacht (der aber, als Hr. W. von seinem Unternehmen abstand, rückgängig geworden), daß er auch jenen Antrag übernommen gehabt, doch, durch dringendere Arbeiten verhindert, vorläufig nichts habe liefern können, und daß diese Arbeiten ihn für jetzt etwa noch 8 Wochen anhaltend beschäftigen würden. Dann würde er sich dem Unternehmen widmen können.

Auf meine Bitte hat Herr Menzel die Güte gehabt, mir 8 Blätter von der Reihenfolge der Holzschnitte, die nach seinen Zeichnungen zu einer neuen Ausgabe des Peter Schlemihl (von Chamisso) gefertigt sind, anzuvertrauen. Ich lege dieselben, als Beispiele seiner neueren Leistungen, und da sie eben in derselben Technik, von der hier die Rede ist, ausgeführt sind, bei, bitte aber, dieselben umgehend zurücksenden zu wollen, da Hr. Menzel vorläufig nur diese Exemplare besitzt und sie nicht entbehren kann. F. Kugler.

Berlin, 1. März 1839.

Von Herrn Menzel werden Sie die erste Vignette erhalten haben; mir hat dieselbe, in Bezug auf Idee und Darstellung, recht wohl gefallen; Menzel wird Ihnen das Nähere darüber geschrieben haben. Auch habe ich Menzel gebeten, Ihnen meines Schwiegervaters und meine Ansicht in Bezug auf Dedication u. dgl. mitzutheilen: daß nemlich (wie wir auch schon mit Hrn. Lorck besprachen) die Dedication in der That ohne sonderliche Wichtigkeit ist, daß sie — bei dem Mißbrauch, der heutiges Tages damit getrieben wird, — auf das Publikum wenig Wirksamkeit ausüben wird, daß die hohen Herrschaften sie halb und halb wie eine Bitte um Unterstützung ansehen und sich dafür im besten Falle mit einer goldenen Medaille bedanken, und daß ihnen gerade dadurch auf gewisse

Weise die Hände gebunden werden, um anderweitig für die Verbreitung des Werkes etwas zu thun. Auch ist im gegenwärtigen Falle der Umstand zu berücksichtigen, daß unser Werk in Leipzig gedruckt, von den ängstlichen Rücksichten der hiesigen Censur befreit bleiben wird, daß aber eine Dedication solcher Art wiederum ähnliche Rücksichten gebieten würde. Tritt aber ein solches Werk unabhängig den hohen Herrschaften gegenüber, weiß man so ihr Interesse dafür zu gewinnen (namentlich das des Kronprinzen, der in diesem Falle gewiß die einstigste Person sein würde), so wird ohne Zweifel eine Empfehlung desselben, als eines patriotisch bedeutsamen und würdigen Unternehmens, an die Behörden leichter und freier zu erreichen sein. Das wichtigste gegenwärtig wäre somit zunächst, dem Kronprinzen den Prospectus (vor dessen Verbreitung) vorzulegen, um auf diese Weise sein Urtheil und seine Theilnahme zu gewinnen. Mein Schwiegervater hat hiezu seine Vermittelung versprochen. Aber sehr wünschenswerth wäre es in diesem Falle, wenn die sämmtlichen, für den Prospectus benöthigten Holzschnitte bereits dabei enthalten wären, damit Sr. Königl. Hoheit eben etwas Entschiedenes vorgelegt werden kann; auch dürfte es sehr nothwendig sein, daß Schreiber und Zeichner alsdann wenigstens in ihren Präparationen soweit vorgerückt wären, um über Alles bereits genügende und bestimmte Antwort geben zu können. Also könnte auch hier schon eine Uebereilung die zu hoffenden vortheilhaften Folgen leicht beeinträchtigen.

Freilich muß es Ihnen auf der andern Seite sehr wünschenswerth sein, die Nachricht von dem Unternehmen möglichst bald und in möglichst weiten Kreisen zu veröffentlichen. Dürfte aber hiezu nicht schon eine bloße Anzeige in den gelesensten Blättern, vielleicht mit dem Abdruck der ersten Vignette, sowie die Mittheilung kleinerer oder größerer Artikel über das Unternehmen, viel wirken? Würde nicht schon hiedurch das interessirte Publikum einstweilen bewogen werden können, mit seinen Unterzeichnungen auf ähnliche Unternehmungen der Art so lange zu warten, bis es von dem unsrigen eine nähere Einsicht erhalten? Ich wiederhole, daß, nach meiner Ansicht, die etwanige Dedication des Kollmann'schen Werkes an den König schwerlich zu einer namhaften Bestechung des öffentlichen Urtheils für sein Unternehmen bedeutend beitragen wird. Beiläufig bemerke ich, daß ich die Absicht hatte, dem hiesigen Geh. Kabinetsrath Müller von unserm Unternehmen zu sprechen, damit er davon (wenn der Kollmann'sche Antrag käme) wenigstens im Allgemeinen informirt wäre. Doch fand sich hiezu, als ich Hrn. Müller (in andrer Angelegenheit) einen Vortrag machte, keine paßliche und ungesuchte Gelegenheit. (Er war gründlich pressirt.) Auch erhielt ich in einer Privat-Angelegenheit (die überdies nicht einmal ein besondres Gesuch betraf) den vorläufigen Bescheid, daß Se. Majestät in der nächsten Zeit mit mancherlei andren Sachen beschäftigt wäre, was denn auch auf den Kollmannschen Antrag möglicher Weise erfolgt sein möchte.

Was nun meine Arbeit anbetrifft, so hoffe ich, die nächstfolgenden Monate für dieselbe ganz zu meiner Disposition zu haben; ich werde mich also der Ausführung derselben mit möglichst ungetheiltem Eifer widmen können. Aber ich muß gleich hier bemerken, daß die Arbeit, nachdem ich jetzt näher auf das Allgemeine derselben eingegangen bin, ganz eigenthümliche Schwierigkeiten darzubieten scheint, die wiederum eine Uebereilung in der Abfassung sehr bedenklich erscheinen lassen. Das Leben Friedrichs des Großen besteht nemlich aus sehr ungleichartigen Theilen; manche Perioden hindurch rollt es sich wie das lebendigste Drama auf, in andren dagegen fließt es ruhig in mehr oder weniger gleichmäßigem Gange fort. Besonders ist letzteres bei den letzten 23 Jahren seines Lebens der Fall, die zu der gewaltigen Tragödie des 7jähr. Krieges einen sehr bemerklichen Contrast machen. Aber gerade diese Perioden der Ruhe sind die Zeiten seiner großartigsten Wirksamkeit, wenn auch die Äußerungen derselben nicht in so kühnen Bildern nebeneinander stehen. Diese Perioden nun mit gleichmäßigem Interesse wie die bewegteren zu behandeln, dem Leser für dieselben ein gleichmäßiges Interesse einzuflößen und namentlich dem Zeichner eine gleichmäßig fortlaufende Gelegenheit zu bildlichen Darstellungen zu geben, wird sehr viele Sorgfalt und Umsicht erfordern. Es ist also durchaus nöthig, daß ich, ehe ich an die eigentliche Abfassung gehe, den Stoff aufs Vollständigste in meiner Gewalt habe, daß die ganze Eintheilung aufs Vollständigste berechnet ist und daß überall von vorn herein auf den Zeichner gleichmäßig Rücksicht genommen wird. Es könnte sonst leicht geschehen, daß in manchen Theilen sich Bild auf Bild in zu gedrängter Folge häufte und in andern ganze Bogen nur geringen Stoff zu bildlicher Darstellung gäben. Auch erfordert ganz im Allgemeinen der Charakter des Buches wie er mir vorschwebt — als ein poetischer (denn ich habe keinen andern Ausdruck dafür, wenn auch überall die strengste historische Wahrheit zu Grunde liegen muß) — daß das Ganze aufs Sorgfältigste überdacht sei.

Auf der andern Seite aber wage ich es, mich auf meine seitherige schriftstellerische Thätigkeit zu beziehen, in der ich in ziemlich kurzer Zeit doch ziemliches Vieles (und ich hoffe: nicht eben Ungründliches) geleistet habe, so daß ich denke, Sie werden mich nicht saumselig finden und mit der Zeit der Einsendung des Manuskripts, rücksichtlich aller der Einrichtungen die Sie sonst zu treffen haben, schon zufrieden sein. Ich verspreche noch einmal, daß ich alle meine Kräfte anstrengen werde, um das Werk ebenso schnell wie möglichst gediegen zu liefern.

Was die Abfassung des Prospectus betrifft, so ersuche ich Sie, mir gelegentlich einen Prospectus der Geschichte Napoleons zukommen zu lassen, um wenigstens eine Art von Vorbild dafür zu haben.

Mit der Bitte, mich Herrn Lorck angelegentlichst zu empfehlen, unterzeichne ich hochachtungsvoll als Ew. Wohlgeboren ergebenster Dr. F. Kugler.

Beifolgend erhalten Sie, was ich mir als für den Prospectus etwa passend dachte. Manches, was wohl darin hätte ausdrücklich gesagt werden können, mußte übergangen werden (z. B. daß hier einmal ein rechtes Volksbuch gegeben werde u. dergl.), da dies schon von den Concurrenten genug hervorgehoben ist und da man sich dadurch mit ihnen auf gleiche Stufe stellen würde. Lassen Sie mich gelegentlich wissen, ob Sie damit zufrieden sind. Was etwa noch zur besonderen Empfehlung nöthig sein möchte, paßt wohl besser in die buchhändlerische Nachschrift. Im Maaß bin ich hier dem Prospectus zum Napoleon gefolgt.

Ungefähr habe ich mir gedacht, daß auch die Vorrede zu dem Werke selbst am Besten ziemlich ähnlich klingen dürfte: — unsre Ansicht von Friedrich und von unsrer Thätigkeit bei dem Werke, — da ich, wie gesagt, in der Vorrede nicht weiter auf Historisches eingehen will. Nur werden manche Punkte hoffentlich noch schärfer zu fassen sein, wenn die Hauptsache geschrieben ist. Ich habe erst neuerlich wieder gesehen, wie wichtig das ist: von der Laune, dem Uebermuth, der Vergänglichkeit, die in dem ganzen ersten schlesischen Kriege herrscht und seinen eigenthümlichen Charakter bestimmt, während er an eigentlich heroischen Thaten nicht sonderlich reich ist, hatte ich bis dahin gar keinen Begriff. Aber ich habe die beste Hoffnung, daß unsre beiderseitigen Wünsche ganz gut zusammenstimmen werden. Ich bin nemlich mit der Arbeit wieder so gut im Zuge, daß ich die beste Hoffnung habe, wenn auch nicht Alles, so doch den großen Theil vor Erscheinen des ersten Heftes beendet zu sehen. Wenn Sie mir also mit dem Vorworte bis zum letzten Termin Zeit lassen, so hoffe ich es auch zu meiner Zufriedenheit liefern zu können; viel braucht es ja überdieß nicht zu sein, und es scheint mir, wie ich es einmal in Gedanken gefaßt habe, am Schicklichsten, daß es auch ganz ohne Vignetten gegeben werde.

Zu dem strengen Festhalten an meiner Arbeit treibt mich auch der Wunsch, vor der Reise, die ich wahrscheinlich vom August bis October machen werde, wenn es irgend möglich ist, fertig zu sein, da es nach einer Unterbrechung viel Mühe kostet, sich wieder hinein zu arbeiten. Ich hoffe auch fast, daß es mir gelingen wird; wenigstens habe ich in der letzten Zeit viel geschafft, so daß das zweite Buch bald vollendet sein wird. Es ist darin viel köstlicher Stoff für Menzel. Die Arbeit hat mich aber so an das Zimmer gefesselt, daß ich nicht einmal zu Menzel gekommen bin; doch will ich ihn nächsten Tages aufsuchen, mit ihm über das Titelbild zu sprechen.

Die letzte Sendung habe ich richtig erhalten und sage Ihnen meinen besten Dank dafür. Auch habe ich unter Ihrer Addresse eine 2te Lieferung des Kollmann'schen Friedrich empfangen; beim Durchblättern fielen mir ein Paar Züge ins Auge, die ich benutzen will. Dies hat mich dann doch zu dem Entschlusse

gebracht, alle Concurrenten fleißig durchzusehen; vielleicht haben sie doch Manches, was mir entgangen ist. Die Literatur ist zu groß, um Alle Vorarbeiten durchnehmen zu können und so ist es wohl möglich, daß die Concurrenten manches Besondere finden, was andre Leute nicht kennen. So hatte ich vor einiger Zeit das Glück, bei einem Antiquar für 2 gr. eine Geschichte Friedrichs zu kaufen, die noch vor dem 7jährigen Kriege herausgegeben ist und die mir, trotz ihrer schmökerhaften Natur, treffliche Dienste geleistet hat.

An die Tage, die wir hier zusammengelebt haben, denke ich mit wahrer Freude zurück. Es ist wohl hübsch, wenn Verleger und Autor gut zu einander passen. Es hat mir nur sehr Leid gethan, daß gerade in diesen Tagen solche Confusion in meinem Hause war, daß ich Sie nicht besser bei mir sehen konnte; und hernach waren Sie nicht zu haben. Ihr Unfall hat uns sehr betrübt; hoffentlich wird er ohne weitere Folgen vorübergegangen sein.

Mit der Bitte, mich Herrn Lorck freundlichst zu empfehlen, Ihr ganz ergebenster F. Kugler, Friedrichstr. 242.

Berlin, 21. Jul. 1839.

Erst heute war es mir möglich, in die Stadt zu gehen und mir das englische Werk, von dem Sie schrieben (und das mir bisher unbekannt war) zu holen. Ich habe es eben durchgesehen und will Ihnen gern sagen, was mir bei der Ansicht desselben — denn zum Durchlesen habe ich jetzt in der That keine Zeit, auch muß ich es gleich wieder (an Asher) zurücksenden — eingefallen ist.

Da die Engländer im Allgemeinen in den Dingen der Bücherkunde und in den Kunstfächern, die damit in Verbindung stehen, vorzüglich bewandert sind und da auf ein so kostbar ausgestattetes Werk, wie das in Rede stehende, gewiß alle Sorgfalt gewandt sein wird, so ist vorauszusetzen, daß es gut gearbeitet ist, — ich meine den Text, denn die Bilder bezeugen ohne Weiteres ihren Werth. In den Anmerkungen scheint sich ebenfalls viel Gelehrsamkeit anzukündigen. Somit würde eine Uebersetzung gewiß die Mühe lohnen. Aber — es sind eben auch nur die Engländer solche Bücherliebhaber; bei uns würde das Werk, wie es ist, schwerlich 100 Abnehmer finden. Nur Wenige würden sich ein solches Werk für ihre Privat-Bibliotheken anschaffen; wer es sonst benutzen wollte, würde es in den öffentlichen Bibliotheken suchen, oder sich am Ende auch ohne dasselbe behelfen. Die Techniker (die Holzschneider) würden es zwar wahrscheinlich gut gebrauchen können, aber 1) sind nicht viele in Deutschland, 2) sind nicht alle sehr auf ihre Vervollkommnung bedacht, 3) fehlt es vielen an Geld, 4) würden es die meisten lieber borgen als anschaffen.

Indeß wäre es doch schade, wenn es nicht zur Bereicherung unsrer artistischen Literatur dienen sollte. Um dazu, ohne Verlust auf Ihrer Seite, zu gelangen, scheint mir aber nur Ein Ausweg vorhanden, der nemlich, den auch Sie schon

andeuten, daß es eingeschränkt würde, und zwar sehr bedeutend. Es müßte ein belehrend unterhaltendes Bilderbuch werden; die ansprechenden Darstellungen müßten die Hauptsache ausmachen. Die Entwickelungsgeschichte müßte viel kürzer werden, ebenso die Geschichte der Buchdruckerkunst und auch das Spätere der Engländer, ganz so, wie Sie sich darüber äußern. Dabei brauchte der Werth des Buches nichts zu verlieren. Sie haben wohl Recht, daß die Engländer in manchen Dingen gern bereit sind; wenn man sich statt dessen auf Alles historisch Factische beschränkte und dies gedrängt aneinanderschöbe, so würde im Gegentheil, nach meiner Ansicht, der Werth des Buches nur erhöht werden. Man würde dadurch einen bequem übersichtlichen Cursus der Geschichte der Holzschneidekunst gewinnen, der wohl auch für diejenigen Interesse hätte, die das Fach nicht gerade näher studieren wollten.

Doch halte ich diese Arbeit nicht für ganz leicht. Der Bearbeiter müßte den Stoff gründlich inne haben, um überall das Wichtige hervorheben zu können; er müßte auch mit allen übrigen Hauptwerken der Holzschneidekunst vertraut sein, um den englischen Autor und seine Ansichten mit einer gewissen Kritik behandeln zu können. So habe ich zB. nicht gefunden, daß in den Anmerkungen zu dem Capitel, welches von der Erfindung der Buchdruckerei handelt, das ausgezeichnete Werk von Wetter, vielleicht das Hauptwerk über diesen Stoff, genannt ist, während darin viel Werke eines untergeordneten Ranges vorkommen.

Was meine Fähigkeit zu einer solchen Arbeit anbetrifft, so will ich nur ganz ehrlich bekennen, daß ich bis jetzt in diesem Fache noch Dilettant bin. Ich habe bisher zuviel mit den Hauptfächern der Kunstgeschichte, den selbständig erfindenden, zu thun gehabt, um spezielle Forschungen in diesen Nebenfächern, bei denen es doch nur auf die Technik ankömmt, anzustellen. Besondres Interesse haben mir bis jetzt nur diejenigen Werke in Holzschnitt eingeflößt, in denen es, wie in denen von Dürer oder Holbein, mehr auf den Gegenstand ankömmt, als auf die Entwickelung der Technik an sich. Doch würde ich — soweit es meine Zeit erlaubt — gern bereit sein, mich auch in solch ein Fach näher hineinzuarbeiten; nur gehört dazu eben Zeit. Jedenfalls würde ich sehr gern meine Hand zur Förderung des Unternehmens bieten. Uebrigens steht auch meine Kenntniß des Englischen nicht auf sonderlich starken Füßen.

Aber — ich muß auch so noch einmal auf die Abnehmer zurückkommen. In meiner kunsthistorischen Schriftstellerei habe ich keine glänzenden Erfahrungen gemacht. Selbst diejenigen meiner Arbeiten, die mit entschiedenem Beifall aufgenommen sind und an denen selbst das größere Publikum Antheil genommen hat, sind doch immer nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis beschränkt geblieben. Ich habe in meinem Fache, ich kann es wohl sagen, Glück gehabt, und doch sind die Erfolge so wenig bedeutend, daß ich meine Zeit und Mühe für verschwendet halten müßte, hätte ich die bisherigen Arbeiten nicht aus dem

wichtigeren Grunde, um selbst etwas dabei zu lernen, unternommen. Ueberlegen Sie also, wenn Sie nichts zusetzen wollen, recht sehr, ob auch bei bedeutender Verkürzung des Werkes die Abnahme genügend sein dürfte. Vielleicht wird das Publikum durch das jetzt sich verbreitende allgemeine Wohlgefallen an Holzschnitten günstiger gestimmt. Sollte nicht Weigel die allerbeste Erfahrung in solchen Dingen haben?

Es thut mir Leid, daß meine Antwort so nichtssagend herauskömmt. Auch wäre es eigentlich, im Dienste der Kunsthistorie, meine Pflicht gewesen, Ihnen viel Schönes von den Erfolgen zu versprechen, um Ihre Lust an dem Unternehmen zu erhöhen und den wenigen wirklichen Freunden der Kunstgeschichte, die wir haben, einen Genuß mehr zu bereiten. Doch bitte ich Sie, mir meine Offenherzigkeit nicht übel zu deuten. Und was die Dame Kunsthistorie anbetrifft, so hat sich diese bis jetzt so spröde gegen mich erwiesen, daß man mir eine kleine Rache nicht verargen könnte.

Um indeß ernsthaft zu schließen, so muß ich doch auch noch hinzufügen, daß meine Erfahrungen eben nur die eines Einzelnen sind und daß ein illustriertes Werk, wie das in Rede stehende, das gleichmäßig den Kunsthistoriker wie den Praktiker anziehen muß, doch am Ende noch sein Publikum finden kann. Mit dem herzlichsten Wunsche, daß es so sein möge und mit besten Grüßen an Herrn Weber verharre ich Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster

F. Kugler, Friedrichstr. 242.

Berlin, 15. August 1839.

Sie haben mir so zierliche Exemplare von dem Jugendleben Friedrichs d. Gr. zugeschickt, daß ich Ihnen zu ganz besonderem Danke verpflichtet sein muß. Eins davon habe ich gleich an Menzel gegeben, der ja jetzt sehr rüstig fort schreitet. Was sagen Sie zu seiner letzten reichen Sendung? Die Sachen sind nach meiner Ansicht allerliebst, so durchaus charakteristisch und im Style der Zeit, wie anmuthig und nobel. Gebe der Himmel, daß sie sich auch im Holzschnitte ebenso machen!

Beifolgend erhalten Sie das fertige Manuskript des ganzen Werkes. Ich habe mit größter Ausdauer darüber gesessen, um es vor meiner Reise, die ich heut Abend antrete, noch zu beenden. Die lange Unterbrechung durch die Reise (von der ich wohl schwerlich vor Anfang November zurückkehren werde) wäre mir, wenn ich die Arbeit unvollendet hinterlassen hätte, zu widerwärtig gewesen. Für Menzel ist fast durchweg äußerst mannigfaltiger Stoff gegeben; er wird, statt die Situationen zu dehnen, nur darauf bedacht sein müssen, das Wichtigste und Bezeichnendste herauszuheben, damit die vorgeschriebene Zahl der Bilder nicht bedeutend überstiegen werde. Der Text beträgt ein Paar (geschriebene) Bogen mehr, als es nach meiner Berechnung etwa sein sollte; doch wird das

wohl gleichgültig sein. Als sich mir unter der Feder der 7jährige Krieg so beträchtlich ausdehnte, befürchtete ich, daß das Ganze allzugroß werden dürfte, indem bei Preuß das Ende des 7jährigen Krieges erst die Mitte seines Werkes ausmacht; indeß ist Alles, was nach dem Kriege folgt, von so geringem und vereinzeltem dramatischem (bildlichem) Interesse, daß der letzte Hauptabschnitt von selbst sehr zusammenschrumpfen mußte. Uebrigens hätte ich doch nicht geglaubt, daß die Arbeit so viel materielle Schwierigkeiten haben würde, wie es in der That der Fall war; ich dachte, die Kritik hätte die einzelnen Umstände schon hinlänglich aufs Klare gebracht, so daß ich wesentlich nur würde auf eine interessante Darstellung zu sehen haben; aber die Beurtheilung der Quellen, die von allerlei parteilichen Standpunkten aus abgefaßt sind, hat mir noch viel Scheereien gemacht. Ich will hoffen, daß ich durch diese Klippen und Sandbänke glücklich durchgesteuert bin.

Das Vorwort wünsche ich ohne alle Holzschnitt-Verzierung gedruckt zu sehen. Es soll nur das Compliment sein, welches die Verfasser (Menzel und ich) dem Leser machen, und da dürfte die Bescheidenheit alle Entfernung von bildlichen Verzierungen nöthig machen. Sie werden finden, daß ich hier den Prospekt in allem Wesentlichen wiederholt und nur die für ein Vorwort nöthigen Veränderungen in den einzelnen Wendungen angebracht habe. Ich wußte nichts Besseres zu schreiben.

Da es für Menzel wünschenswerth war, die Titelblätter der einzelnen Bücher nur mit einem kurzen Worte zu bezeichnen (wie er bei dem ersten bloß das Wort Jugend genommen hat), so habe ich die folgenden mit: Glanz — Heldenthum — Alter überschrieben. Doch wünsche ich, daß er in den Verzierungen des dritten Titels (Heldenthum) noch irgendwie die Worte Der siebenjährige Krieg anbringe. Er wird dies schon machen können.

Ich werde mich zunächst c. 8 Tage in Stettin aufhalten, so daß ich Ihnen von dort, falls Sie noch etwas zu fragen haben, antworten kann. Hernach wird mich freilich ein Brief wohl nicht so schnell erreichen, da ich in Pommern kreuz und quer herumzureisen gedenke. Uebrigens verspreche ich mir von dieser Reise (ihr nächster Zweck ist eine Untersuchung der dortigen Alterthümer für den Pommerschen Alterthums-Verein) viel interessante Resultate, auch in allgemeiner und poetischer Beziehung. Das Land hat manches sehr Merkwürdige und Eigenthümliche an Lokal, Volk, Geschichte und Sage. Ich denke bis Danzig und Marienburg zu gehen.

Somit sage ich Ihnen einen herzliches Lebewohl. Möge, wenn ich zurückkehre, der alte Fritz schon glücklich aus seinem Hafen in die weite Welt ausgelaufen sein. Ganz ergebenst der Ihrige F. Kugler.

Febr. 1840.

Menzel sagte mir, Sie hätten ihm das Blatt der hies. lit. Zeitung mit der

mißfälligen Recension zugeschickt. Mich hatte die Einfalt und der fast absichtliche Mißverstand in dieser Recension (deren von seinem eignen Werthe äußerst überzeugten Verf. ich zu kennen meine) anfangs sehr empört, so daß ich einen Gegenartikel zu Menzels Vertheidigung geschrieben hatte. Hernach hab' ich ihn aber weggeworfen, da es gewiß besser ist, solche anonymen Stimmen gar nicht zu beachten.

Auf gewisse Weise ist allerdings unter der sehr albernen Spreu jenes Recensenten ein Körnchen Wahrheit versteckt: nemlich daß Menzel, bei seiner Neigung zur scharfen Charakteristik, hin und wieder Gefahr läuft, des Guten zu viel zu thun. Nach meiner Ansicht sind aber Fehler, die aus so löblicher Eigenschaft entspringen, ganz leicht zu ertragen, so lange sie nur nicht eben im Uebermaß hervordringen — auf jeden Fall viel leichter, als wenn die Darstellungen wegen Mangels an Charakteristik flau u. gehaltlos werden. Auch sollte ich meinen, daß ein billiges Publikum wissen wird, welchen Maßstab es an Skizzen zu legen hat, und daß — ich wiederhole meine ersten Äußerungen — Keiner in Deutschland ähnlich Gutes zu leisten im Stande ist, soweit wenigstens bis hieher Kunde über deutsche Kunst gekommen ist. Ich sage dies Alles nur, um Sie zu beruhigen, falls Sie durch jene Recension sollten unruhig gemacht sein; und ich glaube, es ist in Ihrem Interesse, Menzel dergleichen nicht geradezu und nicht zu oft merken zu lassen. Ich will damit nicht sagen, daß er nicht besser, als viele Andre, könnte mit sich sprechen lassen; aber ich habe viel zu großen Respect vor der künstlerischen Production (zumal wenn sie, wie hier, eben nur im skizzenhaften Entwurfe thätig sein muß), als daß ich mich unterfangen möchte, sie durch unzeitige Kritik zu stören. Viel lieber suche ich beiläufig, zufällig, durch einzeln hingeworfene Worte zu wirken, wo es mir nöthig scheint; und wenn ich nicht irre, so hat dergleichen auch schon bei Menzel, wennauch ihm selbst unbewußt, mehrfach seine gute Wirkung geäußert.

Berlin, 11. Febr. 40.

Sie werden es mir nicht übel deuten und werden mich, wie ich hoffe, keiner Parteilichkeit für Menzel zeihen, wenn ich Ihnen offen erkläre, daß ich seinem Briefe durchaus beistimme und daß ich vielleicht nur (vielleicht aber auch nicht) an seiner Stelle etwas zartere Ausdrücke gebraucht hätte. Ich bin moralisch vollkommen überzeugt, daß Menzel im guten Rechte ist und daß alle Schuld einzig und allein auf die Pariser Holzschneider fällt. Zwar habe ich die Original-Zeichnungen gerade der Holzschnitte nicht gesehen, über die er so ergrimmt ist, und ich gebe es zu, daß die Zeichnungen vielleicht nicht ganz so elegant und sauber gemacht sein mochten, wie andre von seiner Hand; nie aber kann er solche Fratzen und so leblos hölzernes Zeug gemacht haben, wie auf diesen Holzschnitten nur zu häufig ist. Auch ist mein Urtheil nicht eben ein bloß moralisches, wie man es nennt, sondern ich habe noch andre gute Gründe dafür. Ich entsinne

mich sehr deutlich seiner Zeichnung, wo der Friseur dem Knaben Friedrich die Haare reglementsmäßig verschneiden muß: der Holz-Schnitt ist hier noch ganz passabel, aber schon fängt die technische Bequemlichkeit sehr bedeutend an vorzuwiegen und der Geist ist fast ganz verloren: nicht das, daß die Thür im Hintergrunde dieses Blattes höchst nüchtern (und nur holzschneidermäßig, oder vielmehr maschinenmäßig) behandelt ist, scheint mir hier das Schlimme, sondern daß die gespannte Hast in dem Gesicht und in der Bewegung des Friseurs und die zarte kindisch unglückliche Geberde des Knaben — worin vorzugsweise der Liebreiz und das Interesse des kleinen Bildes beruhte — daß dies verloren ist, daß der Holzschneider dies sehr bedeutend vernachlässigt hat, das scheint mir zu beklagen. (Das Gesicht des Knaben ist im Holzschnitt verdrießlich geworden, was es in der Zeichnung durchaus nicht war.) Doch sind das nur feine, zartere Nüancen; im Uebrigen ist hier noch Gefühl für die Form, noch Haltung, mit einem Wort: praktische Tüchtigkeit, die bei den späteren Blättern so sehr zurücktritt. Dann ist die letzte Sendung, die Sie von Menzel erhalten haben, größtentheils so meisterhaft, so edel, so schön, auch so elegant gearbeitet, daß sich Keiner wird überreden können, dieselbe Hand, die diese Scenen von Katte's Ende u. dergl. gezeichnet, hätte jene geistlosen oder widerwärtig verzerrten Figuren hervorgebracht. Auch das muß ich zu Menzels Rechtfertigung bemerken, daß die letzte Sendung der Holzschnitte (ganz im Gegensatz gegen die früheren Anforderungen von Seiten der Pariser) eine ganz willkührliche Behandlung der Strichlagen (eine maschinenmäßige, im Gegensatz gegen die freie Hand des Zeichners) zeigte. Wenn somit auch Menzels Zeichnungen quelque peu negliges gewesen sind, so rechtfertigte dies die Holzschneider auf keine Weise, daß sie etwas ganz Anderes (und zwar entschieden Schlechtes) daraus gemacht haben.

Ich beschwöre Sie, Alles anzuwenden, daß solch Unheil nicht aufs Neue geschehe; ich könnte weinen, wenn ich jene unbeschreiblich rührenden und zarten Scenen von Katte's Ende ebenfalls so gräulich verpfuscht aus Paris zurückkommen sähe. Und Menzel werden Sie gewiß seinen Ingrimm verzeihen, wenn Sie bedenken, wie wichtig für ihn diese Sache ist, wie man solche Fehler großentheils nicht den Holzschneidern, sondern ihm zur Last legen wird, und nun ein so mangelhaftes Auftreten über einen guten Theil seiner Zukunft den Stab brechen kann. Ich in seiner Stelle — ich wüßte nicht, ob ich unter solchen Umständen in der Arbeit würde fortfahren können. Aber auch ich persönlich (ich kann nicht umhin, dies zu bemerken) bin bei dieser Angelegenheit interessirt. Ich will nicht davon sprechen, daß es mir wenig gleichgültig ist, ob meine Arbeit mit geistreichen Illustrationen oder mit Handwerkerwaare verziert wird: ich will nur einen Punkt berühren. Würde nemlich das Blatt, welches Francke an der Tafel des Königs vorstellt (das auch Menzel ausgemerzt wissen will) in der Beschaffenheit wie es aus Paris zurückgekehrt ist, abgedruckt, so könnte das gar

leicht eine üble Wirkung für mein künftiges hiesiges Schicksal ausüben. Auf mich wenigstens hat dies Blatt vollkommen den Eindruck einer unverschämten Satire gemacht: dieser dicke breitmäulige Pfaff, zu dem der, zwar beschränkte, doch so edle u. menschenfreundliche Francke umgestaltet ist, diese steifen frazzenhaften Kerle, die an der Tafel umherstehen, scheinen bei einer so delicaten Scene sehr übel gewählt (und Menzel versicherte mich, daß es nicht von fern seine Absicht gewesen sei, diese Scene zu übertreiben). — Dasselbe Interesse wie ich, haben aber auch Sie, und es wird nicht Ihre Absicht sein, den hiesigen Hof gegen das Unternehmen zu stimmen.

Uebrigens werde ich Menzel gar nichts von dieser Correspondenz sagen; er war so verstört durch den Empfang der Holzschnitte, daß man nur Alles thun muß, seinen guten Muth zu erhalten.

Nur in Einem Punkte kann ich Ihren Befürchtungen in Bezug auf Menzel Recht geben, darin nemlich, daß er wohl kein sehr geübter Pferdezeichner ist. Ich hatte bis auf die eine Titelvignette nie Pferde von seiner Hand gesehen. Bei deren Ansicht sagte ich ihm auch unumwunden meine Meinung, und er sagte, ich hätte Recht. Da er aber selbst diesen Mangel einsieht, so glaube ich (wie ich einmal seinen unermüdlichen Eifer kenne), daß er auch Alles thun wird, dem abzuhelfen. — Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie höchst eifrig er bei der Sache dabei ist, und wie er ganz darin lebt und darin aufgeht.

Darüber endlich, daß der Zeichnungen zu viele werden sollten, können Sie, wie ich glaube, ganz außer Sorge sein. Nur im Anfang des ersten Buches (ehe dasselbe Menzeln gedruckt vorlag) sind einige Bilder gezeichnet, die füglich auch hätten wegbleiben können. Im Uebrigen raffinirt er förmlich, wie der Cyclus der Darstellungen ins Enge zusammenzuziehen ist. Das erste Buch wird allerdings eine namhafte Anzahl bildlicher Darstellungen erhalten, aber es bildet auch einen beträchtlichen Theil des Ganzen; und der große, eigenthümliche Reichthum fast romanhafter Situationen, durch den es ausgezeichnet ist, machte die mannigfachen Darstellungen nöthig, die auch um so interessanter sein müssen, als man bis jetzt noch gar keine Bilder aus Friedrichs Jugend hat. Noch mehr werden freilich im 7jähr. Kriege vorkommen, dafür ist aber auch das 2te und ganz besonders das 4te Buch viel weniger reich an dramatischen Begebenheiten. Ich glaube gewiß, daß Menzel mit 450 Scenen (wenn es überhaupt so viele werden) durchkommt. Sehr wünschenswerth wäre es freilich, wenn Menzel möglichst bald den Probedruck des übrigen Textes in Händen haben könnte; dann wird es ja ein sehr Leichtes sein, sich vollständig nach Ihren Anordnungen zu richten, und Sie über den weiteren Verlauf durch eine streng berechnete Auswahl zu beruhigen.

Ueber Ihre Anfrage in Bezug auf König u. Kronprinz sprach ich eben mit meinem Schwiegervater. Er meint aber, daß es bei einem nur brieflichen An-

trage das Beste sei, denselben geradezu an diese Allerhöchsten und Höchsten Adressen abzusenden; Zwischenträger, bei denen in solchem Falle doch immer kein allerwärmstes Interesse vorauszusetzen sei, dürften nur überflüssig sein und die Sache verzögern. Könnten Sie oder Herr Weber aber persönlich hieher kommen, so würde sich Vieles anders stellen lassen: so hoffe er z. B. Ihnen mit leichter Mühe eine Audienz beim Kronprinzen auszuwirken. (Meine kleine Persönlichkeit kann Ihnen in dieser Sache leider nichts unmittelbar nützen; einmal bin ich zu solchen Antichambre-Angelegenheiten vom lieben Gott gründlich verdorben, dann fürchte ich auch, daß man bei solchem, von mir (dem Verfasser des Textes) persönlich überbrachten Gesuche weitere Wünsche im Hintergrunde vermuthen dürfte, was ich eben nicht wünsche.)

Mit herzlichsten Grüßen und mit besten Wünschen für Hrn. Webers Besserung ergebenst

F. Kugler.

Sie haben wohl die Güte diesen Brief zu verbrennen.

Berlin, 26. März 40.

Schon gestern wollte ich an Sie schreiben; heute ist ein besondres Factum hinzugekommen, welches mich mahnt, nicht länger aufzuschieben. Ich wollte Ihnen von dem so überaus günstigen Erfolge erzählen, den — wenigstens allem Anscheine nach — die Geschichte Friedrichs findet. Jedermann redet mich darauf an, jeder frägt nach dem zweiten Hefte, die Buchhändler haben lange Listen von Subscribenten und nennen das Unternehmen ein durchaus glückliches und den Zeitpunkt durchaus günstig. Das darf also wohl schon für die verfehlte Speculation, deren Resultat ich Ihnen neulich im Originale mittheilte, trösten.

Da schlägt heute plötzlich ein Blitzstrahl vom heiteren Himmel herein, über den ich anfangs lachte, der mich bei weiterem Nachsinnen etwas wüthig machte, der aber — wie es mir bei durchgeführtem Nachsinnen scheint — wenn man ihn nur geschult leitet, dem Unternehmen sehr förderlich sein kann. In beiden hiesigen Zeitungen (der Voß'schen u. der Spenerschen) steht heute nemlich ein Artikel, vom alten Schadow, Direktor der hies. Kunstakademie verfaßt u. unterschrieben, aus dem zwar Keiner klug werden kann, der aber jedenfalls mit großer malice gegen unser Unternehmen u. scheinbar auch gegen die Unternehmer geschrieben ist. Er wird nicht ohne Einwirkung bleiben, schon heute kamen künstlerische Freunde zu mir gelaufen, die das Pasquill als einen der gesammten jüngeren Künstlerwelt angethanen Schimpf betrachten. In den Provinzen kann auch der Direktor-Titel schlimm wirken. Indeß giebt dies eben Anlaß, dagegen zu schreiben und so eben Gelegenheit zu nehmen, von dem ganzen Werke ausführlicher zu sprechen. Lärm ist ja das günstigste für den Verleger. Mein Schwiegervater wird nächstens einen Gegen-Artikel in die hies. Zeitungen ein-

senden: mein unmaßgeblicher Rath ist der, daß Sie dafür sorgen, daß in außerpreußischen Zeitungen der Schadow'sche Artikel noch mehr kritisirt werde; die Abfassung solcher Antikritik wird, der Albernheit des Artikels wegen, sehr leicht sein u. sehr ergötzlich sein können; auch kann dazu sehr füglich bemerkt werden, daß Autor ein altersschwacher Mann und daß er fast ganz blind ist, weßhalb man ihm auch einen Vice-Director zur Seite gesetzt hat; diese Dinge sind hier jedermann bekannt.

Uebrigens rathe ich Ihnen, daß Sie, wenn Sie den Schadowschen Artikel lesen, sich nicht den Kopf über die eigentliche Absicht desselben zerbrechen; man wird daraus nicht klar.

Eine Art Erklärung finde ich nur dann, wenn ich annehme, daß dem Alten diese Dinge anderweitig insinuirt seien und daß er, wenn auch unbewußt, nur Andrer Werkzeug ist. Preuß erzählte mir gestern, daß Hofrath Förster mehrere Friedrichs-Unternehmungen im Werke habe, die zum Theil auf das hinauslaufen dürfte, was Schadow zu beabsichtigen scheint. Doch bitte ich, hiervon nicht zu sprechen; meine Combination kann leicht eine ganz falsche sein.

Und somit und mit bestem Humor freundschaftlichst der Ihrige

F. Kugler.

Nachträgl. bei Menzel. Menzel meint, u. es dürfte auch wohl sehr gut sein, daß auch wir, namentlich er, der am meisten Angegriffene, persönlich gegen Schadow auftreten müßten. Darüber nächstens ein Näheres.

Berlin, 30. April Abends.

So eben lege ich das Bleistift weg, mit dem ich die Correctur des Textes der Geschichte Friedrichs d. Gr. zu Ende gebracht, und ich beeile mich, sie Ihnen nunmehr zukommen zu lassen. Ich habe Alles daran gesetzt, die Arbeit, obgleich sie nicht so gar umfassend war, hintereinander abzumachen; aber ich habe dabei gesehen, wie wenig Zeit ich selbst hiezu übrig habe: ein ganzes Actengebirge hat sich in diesen Tagen mir zur Seite aufgehäuft.

Die Correcturen waren nicht so gar umfassend, wie ich zuvor glaubte. In manchen Punkten würde ich die Sache jetzt von einem andern Standpunkte aus auffassen (oder vielmehr: habe ich sie in meiner Neueren Preuß. Geschichte schon so aufgefaßt), aber ich fand die Geschichte Friedrichs in sich zu abgerundet, als daß es vortheilhaft gewesen wäre, Kapital-Aenderungen dieser Art vorzunehmen; wo es Noth war, haben doch geringe Satz- oder Wort-Veränderungen hingereicht, den angemessenen Standpunkt wenigstens anzudeuten. Ich glaube, diesen Punkt wenigstens so gestellt zu haben, daß man den Autor nicht bei den Ohren nehmen kann. Hin und wieder sind einige Spezialien zu berichtigen, hinzuzufügen oder auch wegzustreichen gewesen. Bei Weitem die Mehrzahl der Veränderungen betrifft den Styl, der zu Anfang noch viel

Schleppendes und Ungeschicktes hatte, sich aber im weiteren Fortschritt des Buches immer besser zeigte. Ich habe mir auch erlaubt, die Original-Reden Friedrichs und Andrer, die uns in pedantischer Abfassung überliefert waren, natürlicher und flüssiger (dramatischer, wenn Sie wollen) umzuändern. Ueberhaupt habe ich mich bemüht, den Styl gedrängter zu halten; darum habe ich u. A. auch eine Menge stummer E's wegzusprechen, die mir für den Klang des Satzes nicht gefielen. —

Mit gutem Gewissen kann ich im Uebrigen hinzufügen, daß ich bei dieser Durchsicht wahrgenommen habe, daß mein Buch doch ein gutes Buch ist. Es ist ächt volksthümlich gehalten. Alles concentrirt sich gut um den König; das Fernerliegende, was zum Verständniß nöthig war, ist leicht angedeutet, so daß man den Faden nicht verliert; Friedrich selbst ist dramatisch lebendig gehalten und alles persönlich Charakteristische tritt, namentlich mit Einflechtung der besten und prägnantesten Anekdoten an der jedesmal schädlichen Stelle, anschaulich hervor. Auch das Ganze rundet sich auf eine Weise ab, daß es einen bestimmten Eindruck hervorbringt. Ich sage dies nicht, um anzudeuten, daß das Buch über den Tadel erhaben wäre; im Gegentheil hätte ich einzelne Kapitel gern umgearbeitet, woran ich aber bei meiner beschränkten Zeit nicht denken konnte. Ich glaube indeß, daß es keine bessere volksthümliche Geschichte Friedrichs giebt als diese.

Aus diesem Grunde glaube ich aber ferner, daß sie eben zum Volksbuch, in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, vorzüglich geeignet ist. Sie haben dies bei dem Gedanken der Separatausgabe des Textes auch schon im Sinne gehabt: ich erlaube mir nur, die Bemerkung hinzuzufügen, daß, wenn das Buch als Volksbuch seinen Zweck erfüllen, wenn es nach Möglichkeit in die Hände des Bürgers, des Landmanns, der Jugend kommen soll, der Preis so wohlfeil als irgend möglich gesetzt werden muß. Würden Sie es nicht vielleicht für angemessen halten, zwei verschiedene Ausgaben, etwa auf besserem und schlechterem Papier, zu veranstalten? Es versteht sich von selbst, daß wenn Sie deßhalb die Auflage stärker machen müßten, als Sie mir am 4. d. M. schrieben, ich keine besondere Honorarforderung machen würde.

Für den volksthümlichen Zweck, habe ich u. a. auch die verfänglichen Scenen aus Friedrichs Jugend am Dresdener Hofe (die doch nicht wegfallen durften) möglichst abgekürzt. — Ebenso scheint es mir für diesen Zweck vortheilhaft, wenn Sie dem Buche, ob auch ohne weitere Illustration, doch ein Titelbild gäben, Friedrichs Brustbild, einen einfachen Holzschnitt nach Menzel'scher Zeichnung. Das Volk will seinen Helden doch gar gern auch im Bilde haben.

Ganz ergebenst der Ihrige F. Kugler.

Die Heimat/ Eine Art Brief/ von Moritz Heimann

(An Rudolf Rittner)

Man sollte seiner Heimat nicht allzu treu sein, sie ist auch uns nicht treu. Und nicht jede Veränderung wird beim Wiedersehn so bereitwillig aufgenommen wie im vorigen Jahre, als die wenig befahrenen Landwege vom kniehohen, blauen Natterkopf binsendicht starrten oder am Rande der Kiefernwälder Thymian sich duftwölkend in großen, üppigen Kissen breitete. Der Wechsel der Frucht ändert den Charakter eines Jahres weniger als der des Unkrauts. In diesem Jahr hatten Trockenheit und Sonnenglut die Flechten, die unsere Ödländer durchziehen, vom Graubraunen ins Schwarze gebrannt und in die Landschaft einen dunkleren, vertiefteren Grundton gewirkt, durch den Staubschleier hindurch, der den Himmel in einem siechen, schmerzlichen Blau zitternd stehen ließ und, wie die Atmosphäre eines trockenen Meeres, alles durchdrang, bis hinein in die Tinte des in der Tasche bewahrten Füllfederhalters. Diese Wechsel von Jahr zu Jahr, wert, bis ins Kleinste aufgezeichnet zu werden, diese immer erneuernden, gerade beim dürftigen Maße so ergreifenden Schicksale unserer Mutter Erde sind es natürlich nicht, die das Herz als Untreue empfindet. Wohl aber bleibt man gekränkt stehen, wenn man, aus einem Forst tretend, statt, wie gewohnt, die Ebene vom dürr gewordenen Grase wehend, ungebrochen vor sich zu haben, einen Ziegeleischornstein sieht, als Linie sinnlos und unerträglich in seiner Einzelheit, und um ihn die erste Tiefe aufgerissen, Bahnen für Loren, Drahtseil, Trockenschuppen, alles neu und unbevölkert mißmutig. Möge der Besitzer viel Geld verdienen; einen meiner gewohntesten nnd liebsten Spaziergänge aus vergangenen Tagen hat er mir zerstört. An einer andern Stelle, wo ich, die Bahn verlassend, mit dem ersten Schritt auf die Chaussee wie erlöst Äcker in unendlicher Sanftheit zu einem Hügel gerundet sah, ist mir ein Schloß und Park vorgebaut worden, ein neuer Park, hauptsächlich, mit Christian Morgenstern zu sprechen, aus Zwischenraum bestehend, doch ein Park mit künstlichen Alpenlandschaften, mit Teichen in Fischform, ein Schloß, als hätte ein Baumeister von 79 seine Befähigung erweisen wollen, zu bauen wie 1911. Sein Besitzer wird die höchsten Manövergäste der Saison unter seinem säulengetragenen Dach empfangen, er hat ein Stück Leben dieses Lebens vernichtet. Das Schlimmste freilich ist, daß die Dorfstraße gepflastert wurde. Früher ging ich in dem weichen Straßensand wie in einer Mulde, jetzt bin ich um einen Meter erhöht und sehe den Dächern aufs Dach. Das Dorf tut sich nicht mehr so verträumt zufällig aus der sandigen Landschaft auf, verliert sich nicht mehr in sie, wie früher, als ob es ein etwas tieferer Atem mit langsamem Ausatmen wäre, den die von sich selbst ermüdete Heide sammelt und entläßt. Sondern es trotzt, es renommiert; es tut so, als ob es eine bewußte Existenz hätte.

Und das alles beunruhigt mich um so mehr, als ich mir bei diesem ersten längeren Aufenthalt zu Hause sagen muß, daß ich hier fremder geworden bin, als ich ahnte. Wohl ist mein Blick schärfer geworden; aber in der Tat sind die Menschen nicht mehr dieselben, die sie waren. Ich rede mir das nicht ein, ich höre es aus dem Munde der wenigen, zu denen sich das alte Verhältnis erhalten hat. Sie klagen darüber, daß es keine Nachbarschaft mehr gäbe, jeder sei nur für sich, jeder sei des andern Teufel. Aus der früheren Generation weiß ich Züge wie den folgenden: Ein Mann kommt unter einem Vorwand zu uns, er steht herum, länger als sein Geschäft nötig machte, und endlich bittet er, meinen schwerkranken, schlummernden Vater, den er nicht sprechen kann, doch sehen zu dürfen. In der Tür des Krankenzimmers bleibt er eine Weile schweigend stehen, sieht in das Gesicht des ihm von Jugend auf bekannten Mannes und verabschiedet sich; am nächsten Tage erfährt man, daß er ausgewandert ist, nach Queensland. Ein andermal brachte ein Bauer eine Traube und eine Birne und legte sie dem Schlafenden auf die Decke. Es ist unmöglich, sich Ähnliches heute vorzustellen. Die Veränderung geht bis ins Mark; und was sie hervorgebracht hat und wodurch sie entstanden ist, das könnte man ja ausrechnen, aber was nutzt das? Die Nähe Berlins, die Sozialdemokratie, der Bund der Landwirte, alles das, was man den Geist der Zeit nennt, es ist auch das nur der Leute eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Ich brauchte nur das Gerücht zu verbreiten, daß ich in der Lotterie gewonnen oder daß meine Frau geerbt hat, und ich würde sogleich eine andere Gesinnung gegen mich spüren. Dieses, daß ich Bücher lese und mir daraufhin mit Hilfe eines königlich preußischen Professors meine Zimmer tünchen lasse, das ist ihnen suspekt. Der Bauer weiß, daß er das Notwendigste auf dieser Erde produziert, und das gibt ihm seinen Stolz; zugleich aber auch seine Aufsässigkeit, die je nachdem voll Hohn, voll Spott oder voll Mißtrauen ist gegen jeden Nichtstuer. Und das ist seine Kulturwidrigkeit und Unmenschlichkeit. Der Handwerker vergißt bei aller politischen Keckheit nicht, daß er seine größte Lust, nämlich seine Geschicklichkeit, seine Meisterschaft, wenn es hoch kommt, seine Kunst durch die Nichtstuer gewinnt, für die er arbeitet. Und er respektiert sie darum; der Bauer aber hat gar kein Verhältnis zu ihnen als Verachtung. Die einzige Kulturform, deren er fähig und wegen seiner wesentlichen, ihm aufgezwungenen Geduld bedürftig wäre, ist Religion. Ist aber diese Macht zerstört, so gibt es keine Kultur für ihn und man müßte nun ihn zerstören; das heißt sozialisieren. Berufe, die noch der Kultur fähig sind, dürfte man nicht sozialisieren, wofern dieses, wie ich glaube, bedeutet: aus den Fährlichkeiten der Kultur „retten".

Dabei vermag ich mich doch nicht so frei zu halten, daß ich das Leben der Bauern, seine Härte und Preisgegebenheit, nicht bewunderte. Sehe ich gar Menschen im Zustande der tiefsten Armut, des Schmutzes und der Tierheit, so

komme ich leicht dazu, diesen Zustand als den wahrsten der Menschheit anzusehen und die Vergeblichkeit, ja Sündhaftigkeit alles Glanzes, aller Schönheit und alles Geistes zu glauben. Es ist mir, als ob diese Yahoos, diese ungewaschenen Kinder, deren Sprache nur weil wir sie verstehen, über die der Tiere gehoben scheint, es ist mir, als ob sie bewiesen, daß der Mensch keine Seele habe. Und was dann an eine Seele glaubte und sich auf diesem Glauben baute und auferbaute, rechtfertigte und verklärte, das wäre Unsinn, und es gälte nur die reine, elementische Kraft. Ist es Schwäche, was sich gegen diese Philosophie empört, ist es Großmut, oder ist es die einfache Tatsache, daß ich mein Leben nicht im rechwinklig bestimmten Zimmer zubringe, sondern im Freien, Namenlosen, in der Luft des Himmels? Niemals bin ich hier einem Gedanken oder Tonfall unterlegen, der mir Gewißheit aufdrängen wollte.

Und allmählich beschwichtigte sich die Unruhe, und aus der bürgerlichen Fremdheit wurde jene andere, trächtige, aus der sich die Wallungen eines tiefen Erstaunens ins Herz ergießen. Sonderbar genug verdankte ich das nicht den alten, unberührten Wegen, nicht den Seen, den Äckern, nicht dem Wiesenstreifen, den der kleine Fluß durch den Sand zieht, mit dem Blick auf den fernen basaltsteilen Kiefernwald; ich stand an der Ziegelei, sah den Abraum über der Tonschicht zum Berge aufgeschüttet, wie den Wundrand neben der Wunde, und es war mir, als hätte ich das in meiner frühesten Kindheit genau so gesehen. Am Ende könnte wohl nur der Kaiser von China verlangen, daß zugunsten seines poetischen Gelüstes etwas stille stünde irgendwo auf dieser Erde. Wenn statt des einen Riesenschlotes dreie stehen werden, wird es schön sein, sie von weitem über das Dorf ragen zu sehen. Der eine ist ein Strich, die dreie, wie ich aus Kunstaufsätzen lernen kann, werden die Vertikale zu unserer horizontalen Landschaft sein. Gesegnet sei die Häßlichkeit! Wer heute sieben Jahr alt ist, und neben dem Bahndamm, der der großen Stadt zustrebt, mitten in Gärten und Laubenkolonien, die Riesentafeln täglich vor Gesicht hat: kauft nur in Spezialgeschäften, oder Kavalierzigaretten für zwei Pfennige, oder fünfunddreißig Kilometer bis Berlin, der wird mit vierzig nicht begreifen, daß die Dinger häßlich sein sollten. So wenig wie ich zum Beispiel je begreifen werde, daß ein Windmotor häßlich ist. Sehe ich einen seine bunten, schmalen, schrägen Scheiben langsam drehen, so sind es die fünf unverschütteten ersten Kinderjahre, die nach dem Zauber ausschauen; es wird mir abenteuerlicher zu Sinn, als bei einem Märchen; es zuckt mir ein schwacher, süßer Schwindel in den Ohren, das ganze Rund, das die Augen fassen, scheint wiedererkennensselig in mich zu stürzen, und da erwache ich, und alles ist vorbei. Es ist nichts geschehen; ich habe mich nur erinnert; ich bin zu meinem Traum erwacht; der begrabene, scheintote kleine Adam hat sich gemeldet; und diese Sorte Erinnerung ist das Wahr- und Trostzeichen, daß wir leben. Sie ist ein später Puls der Pubertät, unserer zweiten

Geburt, der Geburt des Geiſtes; ein Lot davon mehr wert, als ein Zentner der gemeinen Erinnerung.

Ich fing an zu Hauſe zu ſein; und bin es vielleicht dem anfänglichen Unbehagen ſchuldig, daß ich meine kleine Welt nicht, wie ſonſt, wie den Wind an meiner Haut fühlte, ſondern daß ich ſie ſah und ihre Energien koſtete. Niemals bisher hatte ein Mückenſchwarm ſo zänkiſch im Lichte geſtanden. Niemals hatten die Wolken der Staare ſich in ſo muskulöſen Windungen in die Baumkrone geworfen, niemals ſo tobſüchtig gelärmt, niemals, wenn ein Steinwurf ſie vertrieb, eine ſo tiefe Stille hinterlaſſen, tief wie die Dunkelheit hinter dem Praſſeln der Raketen. Ich hörte zum erſtenmal den zarten Silberpfiff der Fledermäuſe. Ich ſah, daß der Tag ſich keineswegs unmerklich in die Nacht verliert. Ich erlebte, daß der Sommer ſich nicht unmerklich in den Herbſt verwandelt. Es war da ein wütender Kampf von einem Abend zum Morgen, in welchem der Herbſt, der Winter geboren wurde. Es ſind nicht bloß Worte des Ungefähr, Tag und Nacht, Frühling und Winter, es ſind Worte der Wahrheit, Bezeichnungen für Wirkliches. Herbſt iſt ein Geiſt. Ich glaube an eine überſinnliche Welt; aber ſie iſt nicht göttlicher, als die ſinnliche iſt. Und, wenn ich nicht an eine Welt glauben wollte, die weiter reichte als unſer Verſtand, weiß denn der Verſtand, wie weit er reicht? Dieſes iſt ſo klar wie Muſik.

Und ſo wirklich wie Muſik iſt das alles hier, mythiſch wirklich. Ich ſage nicht, daß es hier draußen ſchöner iſt als in der Stadt. Ein Blick von der Marſchallbrücke den Schiffbauerdamm hinauf, eine Brandmauer in der Nacht, ein Stück violettentzündeten Himmels mit unvermuteten, haſtigen Wolkenflottillen, von den emporſchweigenden Häuſerfronten ausgeſchnitten, die Gaslaternenreihen in einer Straße des Oſtens, und, das Zauberhafteſte vor allem, das Weichbild der Stadt, wo ſie ſo grundlos zage aufhört, grundlos verwegen anfängt, dieſes alles, weit mehr als die nachgemachte Natur in Buſch und Park, iſt an drohender Schönheit unvergleichlich. Nur — hier draußen iſt es ſanft und iſt pflanzenhaft. Es hat einen andern Sinn als Menſchenſinn, es ſpricht mit einer andern Stimme als Menſchenſtimme. Ich ſehe den Tag mit ſeinem Drang, die Nacht mit ihren Sternen von Angeſicht zu Angeſicht. Hier nur fror ich, wenn es kalt war, und glühte in der Sommerzeit. Und hier empfing ich niemals eine beſondere Lehre, ſondern die Gewißheit, daß alle Lehren nur Andeutungen und Annäherungen, Gleichniſſe der Wahrheit ſind, die geheimnisvoll unter dem Schleier der menſchlichen Worte zuweilen errötet, zuweilen erblaßt und ſicherlich oft lächelt. Die Lehre der Worte iſt ein Maß, an der ſich meine Lehre, mein Wort, mein Ziel, mein Wunſch, meine Kraft mißt; und meſſen heißt immer: zu kurz finden. Die Wahrheit aber iſt außer dem Maße und alle Maße ertrinken in ihr. Sie macht die Reſignation zu einer Kraft und die Kraft zu einem Traum. Ich haſſe das

Ferienverhältnis zur Natur. Es ist nicht Land und Landschaft, die mich hier beschenken. Ich muß erst durch sie hindurch, daß mich die Heimat aufnimmt. Heimat, was ist sie? Eine Mutter lebt, und sie trägt alle Sorgen. Jungsein, was war es? In jener Blüte der Jugend, das erste Mal und das zweite Mal geboren, glaubt man sich gefeit gegen den Tod, gegen den Sieg des Unrechts; man glaubt sich den heimlichen Richter der Welt, der kommen wird Gerechte und Ungerechte zu richten; man glaubt sich in tiefer Sicherheit, das Weib zu finden, das einem zugelost ist. Sonne, Erde und Licht, das Tier im Walde, der Baum am Wege, alles ist für mich, durch mich, wie auch ich für den Baum, ja durch den Baum und durch das Tier bin. Nicht mit süßerem Mund, als dem der Heimat, sprach je das Leben zu mir — denn alles, was vernehmlich je zu mir sprach, wäre es auch die heilig öde Unermeßlichkeit der Liebe und der Nacht gewesen, es sprach ihre Sprache: wortlos, Gebärde der schmerzlichen Trunkenheit, gut Gewissen, Rechtfertigung. Hier wurde ich den zweigesichtigen Gott gelehrt: Gott-Welt, dessen kein Ende und Ziel ist, in dem ich getragen werde, gegen Wissen und Willen, schwindelnd über den Abgründen, und Gott-Vater, an dessen Hand ich in Ziel und Zufriedenheit ruhe, gegründeten Standes und heiter.

Deutſche Soziologen/ von Karl Jentſch

Mit Recht wird Luther dafür geprieſen, daß er bei der Entbindung des Staates aus dem Schoße der Kirche kräftige Hebammendienſte geleiſtet; doch als nun Leviathan die Völker mit Haut und Haaren verſchlungen hatte, fühlten ſie ſich gar nicht wohl in ſeinem Bauche; ſie rebellieren bis auf den heutigen Tag und ſtreben hinaus. Die Äſtheten flüchten ins Reich der Phantaſie, die Sozialiſten und Syndikaliſten wollen eine Produktions- und Verteilungsordnung, die nicht Staat ſein ſoll, die Anarchiſten möchten ihn in Atome zerſtäuben, der deutſchen Katholiken Herz hängt mehr an ihrer Kirche als am Staate, und dem Yankee gilt ſeine Sekte mindeſtens ebenſoviel wie das Sternenbanner. Max Weber hat bei einer gleich zu nennenden Gelegenheit die Bedeutung des amerikaniſchen Sektenweſens mit einer draſtiſchen Anekdote illuſtriert. Dem Zahnarzt ſtellt ſich der unbekannte neue Kunde mit den Worten vor: „Ich gehöre der firſt Baptiſt-Church in der ſoundſo vielten ſtreet an," womit er ſagen will: „Ich bin ein patentierter Gentleman und zahle gut und prompt." Nicht der Staat, deſſen Beamten in den beiden mächtigſten Republiken der Korruption verdächtig ſind, ſondern die Sekte ſtellt dem Bürger das Zeugnis bürgerlicher Ehrenhaftigkeit aus; in den Vereinigten Staaten außerdem die Loge. Endlich gibt es überall eine Menge Vereine und Intereſſenverbände, von denen die einen den Staat zu beherrſchen verſuchen, die andern wenigſtens ihre Mitglieder mit einer Anhänglichkeit an ſich feſſeln, die der Staat höchſtens von ſeinen Beamten zu erwarten hat, die in einem bureaukratiſch regierten Lande ſich ſelbſt mit dem Staate identifizieren dürfen. Bei ſolcher Lage der Dinge wäre es ſonderbar, wenn nicht eine Geſellſchaftswiſſenſchaft entſtünde, denn, ſagt derſelbe Weber, eine Wiſſenſchaft entſteht, wenn neue Probleme auftauchen. Wo der Staat (oder die Kirche) die Geſellſchaft iſt, da hat man keine Veranlaſſung, im Denken beide Begriffe voneinander zu trennen: die Lehre vom Staat und die Lehre von der Geſellſchaft ſind eins. Wenn dagegen viele konkurrierende Geſellſchaften einander bekämpfen, respublica und Kirche nur primae inter pares ſind, dann verſteht ſich eine Beſchreibung dieſer verſchiedenen Geſellſchaften und die Erforſchung der Geſetze, nach denen ſoziale Gebilde entſtehen, von ſelbſt, und machts kein Comte (der ſein beſtes dem Grafen von St. Simon zu verdanken ſcheint; dasſelbe hat Friedrich Muckle von Carlyle nachgewieſen), ſo machts ein beliebiger anderer.

Die neue Wiſſenſchaft leidet an zwei Schwierigkeiten. Die erſte beſteht in ihrer Univerſalität. Menſch ſein, heißt Glied einer Geſellſchaft ſein; der Eremit

wär nur ein Tier, wenn er nicht, ehe er in die Wüste floh, im Gesellschaftsleben geistigen Inhalt erworben hätte. Darum gibt es keine menschliche Lebensäußerung, die nicht zugleich eine Angelegenheit der Gesellschaft wäre, und die Soziologie schwebt in Gefahr, in die alten Wissenschaften auseinanderzufallen, oder sie versucht, diese sich als Teile einzuverleiben, wogegen sie sich natürlich wehren. Nur die Beschränkung auf die oben genannten zwei Aufgaben kann der Soziologie die Daseinsmöglichkeit sichern. Eine zweite Schwierigkeit bereiten ihr einige ebenfalls neue Nachbarwissenschaften durch ihre Einseitigkeit. Die eine will alle gesellschaftlichen Erscheinungen aus der Beschaffenheit des Keimplasmas ableiten, die andere aus der Wirtschaftsform, eine dritte aus dem menschlichen, eine vierte aus dem physikalisch-geographischen Milieu. Am besten würde sie fahren, wenn sie sich dem altmodischen Idealismus anvertraute, denn dessen metaphysische causa prima hat gegen die Mitwirkung von einigen Dutzend causae secundae, die sie aus sich entlassen hat, durchaus nichts einzuwenden.

Auf dem ersten deutschen Soziologentage, der am 19. bis 22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M. abgehalten wurde, (der umfangreiche Bericht ist — bei J. C. B. Mohr in Tübingen — erst in diesem Jahre erschienen) haben sich denn auch diese Schwierigkeiten gehörig fühlbar gemacht. „Ich glaube die Gefahr ist groß, daß wir immer mehr aneinander vorbeireden", hat (S. 145) einer der Disputanten gewarnt. Schadenfroh werden katholische Leser sagen: so gehts, wenn man die alles einende und ordnende causa prima ignoriert. Aber schon winkt die Hoffnung auf Besserung. Wie lange hat man uns doch gepredigt, das kopernikanische System habe der anthropozentrischen Weltansicht ein Ende gemacht! Nun, derselbe Disputant findet, jetzt werde man gerade durch die Biologie daran erinnert, „daß der Mensch der letzte Sinn des Lebens ist". In der Tat: bewundert etwa das Pferd den Sternenhimmel? Berechnet der Gorilla die Bahnen der Gestirne? Interessiert sich Don für ein Gedicht? Es müßte denn sein, daß in das Blatt, auf dem es steht, Wurst eingewickelt war. Und was ist vollends das physikalische Weltall? Was sind — ohne lebende Wesen — alle Sonnen und Planeten? Stoffe, der Hauptsache nach dieselben, aus denen der Straßenschmutz besteht, und weniger noch als Schmutz oder Kot, denn auch Schmutz ist Schmutz nur in der Wertung des Menschen. Es sind Dinge, die weder wahrnehmen noch wahrgenommen werden, und was weder wahrnimmt noch wahrgenommen wird, das ist ein Nichts. Die Körperwelt und jeder ihrer Teile hat soviel Wirklichkeit, als ein riechendes, schmeckendes, sehendes, hörendes, empfindendes, denkendes Wesen ihr verleiht. Ist nur erst der Anthropos als Zentrum wieder gefunden, so wird auch sein Schöpfer aufs neue entdeckt werden: Der Anthropo- führt zum Theozentrismus.

Hermann Kantorowicz ging so weit, die „berüchtigte" Frage: Was ist Soziologie? für unbeantwortbar zu erklären (sollte nicht „Naturgeschichte der sozialen

Gebilde" die Antwort sein?) und sagte von Simmel und Gothein, sie hätten über Themata gesprochen, die nicht in die Soziologie, sondern in die Sozialpsychologie gehörten. In Beziehung auf Simmel bin ich andrer Meinung; der große Seelenanatom behandelte die Geselligkeit als die Spielform der Gesellschaft, und das scheint doch zu deren Naturgeschichte zu gehören. In Beziehung auf Gothein, der die Panik darstellte, dürfte Kantorowicz recht haben, obwohl sich einwenden läßt, auch die alle gesellschaftlichen Bande sprengenden Kräfte müßten, als Feinde der Gesellschaft, in der Wissenschaft von dieser berücksichtigt werden. (Die Panik löst sogar das äußerlich festeste gesellschaftliche Gebilde, den Truppenkörper, in einen wüsten Haufen auf.) Ich würde gerade den Vortrag, den ich, neben dem von Troeltsch, als den gehaltvollsten schätze, von der Tagesordnung abgesetzt haben, den von Werner Sombart über Technik und Kultur. Technik und Gesellschaft, Kultur und Gesellschaft sind soziologische Themata, aber wie die Technik und die Kultur miteinander fertig werden, das braucht den Soziologen nicht zu kümmern. Dagegen blieb Dr. Alfred Ploetz mit seiner biologischen Abhandlung „die Begriffe Rasse und Gesellschaft" im Rahmen der Soziologie. Gibt es doch zweierlei Gesellschaften: natürliche und künstliche, und alle natürlichen, zu denen die Rasse gehört, sind Produkte biologischer Prozesse. Nur wunderts mich immer aufs neue wieder, daß bei solchen Erörterungen niemand des biologischen Dogmas der Kirche gedenkt, wie es mich auch gewundert hat, daß die dem Christen geläufige Schuldvererbung wie eine neue Entdeckung angestaunt werden konnte, als Ibsen sie in den „Gespenstern" auf die Bühne brachte. Die juristische Fassung des Erbsünddogmas ist natürlich nur eine talmudisch-scholastische Schrulle. Dagegen entspricht die Konzentration aller Menschenschicksale im Urmenschen der wissenschaftlichen Wahrheit, denn aus dessen Struktur ist alles Heil und Unheil der Menschheit — des Theologen Paulus Blick war einseitig auf das Unheil gerichtet — hervorgegangen. In lumbis patris erat, sagt der Hebräerbrief sehr schön von Levi, der dem wahren Hohenpriester zinspflichtig geworden sei, als diesem der Stammvater Abraham zinste. Nur daß das Urübel als Urschuld aufgefaßt wird, ist wiederum theologisches Vorurteil. Der erste Mensch konnte nicht schuldig werden, weil eine jahrtausendelange Entwicklung dazu gehörte, den Menschen geistig so hoch zu heben, daß Schuldbewußtsein und damit Schuld entstehen konnte. Die Erbsünde ist nicht die Sünde Adams, sondern die Sünde aller Geschlechter, deren jedes das nachfolgende aufs neue ins Verderben verstrickt, und von dieser Erbsünde fließen ja die Schriften der heutigen Ärzte, besonders der Irrenärzte über. Man darf sich von der Verunstaltung der religiösen Ideen des Christentums durch scholastischen Unsinn und hierarchische Selbstsucht die Tatsache nicht verdecken lassen, daß von der Religion für die ganze Menschheit, von der christlichen Religion für unsern Kulturkreis gilt, was, wie Schiller so überzeugend lehrt, von der Kunst für den engen Kreis des Hellenentums gegolten hat:

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Vorausgeoffenbart dem kindlichen Verstand.

Ploetz müht sich, zu zeigen, daß die natürlichen Gesellschaften wirkliche Organismen sind. Nun, grade das Erbsünddogma in seiner strengen lutherischen Fassung hat Alexander von Oettingen geleitet, als er auf dem Wege der Statistik entdeckte, daß das Menschengeschlecht eine wirkliche Einheit ist, und daß von seinen größeren Zweigen, den Völkern, dasselbe gilt. Das sich durch alle Generationen hindurch erhaltende Gleichgewicht der Geschlechter beweist es. Bekanntlich werden überall mehr Knaben als Mädchen geboren. Da das männliche Geschlecht vom Leben mehr mitgenommen wird als (abgesehen von der Schwangerschafts- und Gebärperiode) das weibliche, so überwiegen auf den höheren Altersstufen die Weiber; aber in der Zeit der Geschlechtsreife sind die Kopfzahlen beider Geschlechter nahezu gleich, so daß jedem Männlein sein Fräulein und jedem Fräulein sein Männlein bereitsteht. Wenn in jeder Ehe ein Knabe und ein Mädchen, oder je zwei, drei Knaben und ebensoviele Mädchen geboren würden, dann erschiene die Sache ganz natürlich, was man so natürlich nennt; der Keimstoff jedes Individuums wäre dann in zwei Hälften verschiednen Geschlechts geteilt. Weil aber in manchen Familien nur Knaben, in manchen nur Mädchen, in andern Knaben und Mädchen in allen möglichen Zahlenkombinationen geboren werden, so sind wir gezwungen, anzuerkennen, daß das Gleichgewicht der Geschlechter nicht auf der Anlage der Individuen sondern auf der des gesamten Menschengeschlechts als einer Einheit beruht. Am überzeugendsten wirkt die Regeneration oder Kompensation, die durch verstärkten Knabenüberschuß das durch männermordende Kriege gestörte Gleichgewicht wiederherstellt, was Oettingen für das Frankreich der napoleonischen Zeit nachgewiesen hat; ähnlich wie im Bienenstock, wo je nach Bedarf Weibchen, Drohnen oder Arbeiterinnen auskriechen, weshalb ein moderner Bienenforscher meint, nicht das einzelne Bienchen sei das Individuum sondern der Stock, das Bienenvolk, „der Bien," wie er es nennt. Oettingens wird ja wohl von keinem modernen Soziologen mehr rühmend gedacht, obwohl er, scheint mir, in den Zahlenkolonnen seiner Moralstatistik der Soziologie eine sehr solide Substruktion gezimmert hat.

Doch ist das Christentum auf dem Soziologenkongreß keineswegs totgeschwiegen worden. Ernst Troeltsch hat das stoisch-christliche Naturrecht mit dem modernen profanen Naturrecht verglichen und dabei die Beeinflussung der Gesellschaft durch Kirche, Sekte und Mystik in seiner tief eindringenden und überaus fesselnden Weise dargestellt. In der Debatte warf Simmel die Frage auf: „Hat das Christentum überhaupt eine soziale Bedeutung? Ich will mir nicht anmaßen, sie zu entscheiden," fügt er hinzu, „ich bin überzeugt, daß es in

seinem metaphysischen Punkte sie nicht hat; daß das Christentum ein Problem hat: die Seele und ihren Gott, und weiter nichts." Diese Frage aufwerfen gegenüber der 1900 Jahre alten katholischen Weltkirche, gegenüber den lutherischen Landeskirchen, den reformierten Republiken, den bis heute üppig wuchernden sektirerischen Neubildungen, gegenüber dem Zentrumsturm, dessen Festigkeit alle modernen Deutschen zur Verzweiflung bringt — wie seltsam! Von Troeltsch und anderen wurde ihm richtig erwidert, jene Reduktion des Christentums auf den Verkehr der Individualseele mit Gott sei nur eine Eigentümlichkeit der Mystik; wenn auch nicht aller Mystiker, hätte hinzugefügt werden sollen, denn es gibt unter ihnen sehr soziale. Zwar hat sich die soziale Tätigkeit der meisten auf Ordens- und Klostergründungen beschränkt, aber auch Klosterorden sind doch soziale Gebilde; manche von ihnen entfalten eine charitative, also soziale Tätigkeit, und der größte christliche Gemeindegründer, Paulus, ist ein Mystiker gewesen. Simmel erinnert daran, daß das mittelalterliche Almosen nicht sozialer Gesinnung entsprungen sei, sondern nur dem Seelenheil des Spenders habe dienen sollen. Er hätte noch Schlimmeres anführen können. Die Ethnisierung des Christentums durch die Ausgestaltung des Heilsmittelapparats im hierarchischen Interesse hat zur Folge gehabt, daß sich der gröbste Bauernegoismus für christliche Frömmigkeit halten darf. Es gibt Bauern und noch mehr Bäuerinnen, die, weit entfernt davon, um ihres Seelenheils willen Almosen zu geben, den Notleidenden unbarmherzig von der Schwelle ihrer Tür fortstoßen und ihre zusammengekratzten Taler zum Kaplan schleppen, damit er durch Messen ihnen und ihrer Sippe Vorzugsplätze im Himmel sichere. Das ist aber doch nicht die Religion der Bibel. Simmel beruft sich auf das Wort, das Jesus zu dem reichen Jüngling sprach; um seine Seele zu retten, habe dieser sein Vermögen den Armen schenken sollen, nicht, damit die Armen zu essen bekämen. Wenn dieses Wort (Matthäus 19, 21—23) allein stünde, könnte man es vielleicht so interpretieren, aber der Grundakkord aller Prophetenpredigt lautet: fort mit euren Opfern! Speiset die Hungrigen, kleidet die Nackten, schafft Recht den Unterdrückten, nehmt euch der Witwen und Waisen an — das ist der Gottesdienst, den ich fordere; und das Neue Testament atmet denselben Geist. Troeltsch wollte auf einem Soziologenkongreß natürlich nicht mit Bibelstellen operieren, sonst hätte er seinen Gegner leicht ad absurdum führen können. Eine wenigstens, aus dem ersten Johannesbrief, mag ins Gedächtnis zurückgerufen werden. „Wenn jemand sagt: ich liebe Gott, und hasset doch seinen Bruder, so ist er ein Lügner; denn wenn er seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?" Das heißt offenbar: Die Vollkommenheit, die dem reichen Jüngling empfohlen wird und die Bedingung ist für den Eintritt ins Himmelreich, besteht eben in der Bruderliebe; die Gottesliebe ist gar nichts anderes, als durch das göttliche Gesetz vernünftig geordnete

Menschenliebe, und für sich allein, abgetrennt von der Menschenliebe, psychologisch unmöglich. Und solche Liebe als Grundgesetz einer großen Gemeinschaft sollte nicht, abgesehen von aller Kirchen- und Sektengründung, ganz allgemein soziale Wirkungen üben und alle gesellschaftlichen Verhältnisse beeinflussen? „Die Kontinuität zwischen der Kultur der Aufklärung und der christlich-kirchlichen Kultur," sprach Troeltsch, „ist überall größer, als sie den im Kampf begriffenen Generationen und der modernen Abneigung gegen die kirchliche erscheint." Das sollte ich meinen! Was ist denn der Altruismus anderes als die alte christliche Nächstenliebe? Und dann denke man an die Ruhe des siebenten Tages, ohne die weder Hebung des vierten Standes noch eine starke sozialdemokratische Partei möglich wäre. (Dieses Gesindel hat zu wenig zu tun, darum rebelliert es und will in die Wüste ziehn, seinem Gott zu opfern und ein dreitägiges Fest zu feiern; man liefere ihm kein Stroh mehr und treibe dieselbe Zahl von Ziegeln ein; wenn sie das Stroh für sich selbst sammeln müssen, haben sie keine Zeit mehr zu aufrührerischen Gedanken — argumentierte der staatskluge Pharao.) Wie töricht, das Sabbatgesetz aus Babylon abzuleiten! Weder dem Hammurabi noch sonst einem heidnischen Gesetzgeber ist es jemals eingefallen, einen Ruhetag anzuordnen mit der Motivierung: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke verrichten (womit die Arbeit allen ohne Ausnahme zur Pflicht gemacht wird; auch diese Pflicht wird erst heute allgemein anerkannt; unterm ancien régime, auch im Mittelalter, wurde, wie im Altertum, der Müßiggang zu den Herrenrechten gezählt); am siebenten Tage aber sollst du kein Werk tun; ebensowenig dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Ochs, dein Esel (Tierschutz!) und der Fremdling, der in deinen Mauern weilt, damit dein Knecht und deine Magd sich ausruhen können wie du selbst; gedenke, daß auch du ein Knecht gewesen bist im Ägyptenland." Nicht die Zeit des großen Abfalls, wie der römische Papst jammert, ist unsre Gegenwart, sondern die Zeit der Verwirklichung der großen christlichen Ideen.

Ob und wie die christliche Liebe wirkt, das hängt vom individuellen und nationalen Naturell und von Zeitumständen ab. Wie die mittelalterlich katholische, und mit ihr übereinstimmend die lutherische Ethik eine ganz bestimmte Wirtschafts- und Gesellschaftsform: die feudal-zünftige, begünstigt, die jedem „seine Nahrung" sichert, während Bereicherung darüber hinaus für sündhaft gilt, wie der Kalvinismus dagegen den Kapitalistengeist entbunden hat — durch Askese, das haben Max Weber, Werner Sombart und Troeltsch in ihren Werken meisterhaft dargestellt.

So ist denn in der Soziologie ums Christentum schlechterdings nicht herumzukommen, und auch nicht um den Zweck. Dieser nämlich, samt aller Wertung, soll nach dem Programm des Soziologentages von der Diskussion streng ausgeschlossen werden, aber aller Augenblicke muß ein Redner gestehen: es geht

nicht! Selbſtverſtändlich gilt für die Soziologie wie für jede andere Wiſſenſchaft, daß ſich der Unterſuchende nicht verleiten laſſen darf, um irgendeines Zweckes oder Wertes willen Tatſachen zu fälſchen, aber von Werturteilen abſehen — das iſt einfach unmöglich. Kein deutſcher Denker wird mit den amerikaniſchen Pragmatiſten, die Benthams Utilitarismus karikieren, das praktiſch Brauchbare für das Wahre erklären; aber was zu gar nichts brauchbar und abſolut wertlos wäre, das würde wohl kaum ein vernünftiger Menſch zum Gegenſtande wiſſenſchaftlicher Unterſuchung machen.

So ſehr der Soziologie ihre Univerſalität das Leben ſchwer macht, die gute Wirkung hat ſie geübt, daß auf dieſem Kongreß faſt alle brennenden Fragen unſrer Zeit einer neuen Erörterung unterworfen worden ſind, die wertvolle Ergebniſſe gezeitigt hat; recht ſchlecht iſt dabei die ſogenannte materialiſtiſche Geſchichtskonſtruktion weggekommen. Den Schluß machten zwei Juriſten. Andreas Voigt ſprach über Wirtſchaft und Recht (und beging dadurch denſelben Fehler wie Werner Sombart; nur Wirtſchaft und Geſellſchaft, Recht und Geſellſchaft ſind ſoziologiſche Probleme) und Kantorowicz über Rechtswiſſenſchaft und Soziologie. Keine Wiſſenſchaft verſchwendet einen ſolchen Aufwand von Scharfſinn und ſchwieriger Denkarbeit mit ſo fragwürdigem Erfolge wie die Rechtswiſſenſchaft. Luther kommt einmal (in den Tiſchgeſprächen; Ausgabe von Walch S. 2227) bei der Betrachtung eines einzelnen Falles zu der Folgerung: justitia gibts überhaupt nicht, nur aequitas. Das ſtimmt mit den Ausſprüchen Jeſu und Pauli, die alles Richten verbieten, als einen Eingriff in das Walten Gottes, der allein wiſſe, was in und am Menſchen ſei, und was einem jeden von Rechts wegen gebühre. Ob nicht die heutigen Reformparteien, die Freirechtler und die Kriminaliſten der Schule Liſzts, ſich in der Richtung auf das neuteſtamentliche Ideal bewegen? Eine Geſellſchaft ohne Prozeſſe und ohne Zuchthäuſer, das wäre ein vom Ausſatz geheilter Leib. Wie wir aus dem von Max Weber erſtatteten Geſchäftsbericht erfahren, bereitet die Geſellſchaft für Soziologie zunächſt zwei Arbeiten vor: eine Soziologie des Zeitungsweſens und eine Soziologie des Vereinsweſens; von beiden dürfen wir uns reiche Belehrung verſprechen.

Die Revolution in China/ von Paul Rohrbach

Zum Verſtändnis der chineſiſchen Revolution gehört eine Reihe von Faktoren, teilweiſe verwickelter Natur. Zunächſt muß man ſich klar machen, was es für ein Land wie China bedeutet, wenn es ſeit einem halben Jahrhundert keinen wirklichen Herrſcher auf dem Thron, ſondern nur Regentſchaften erlebt hat. Im Sommer 1861, nach der Niederlage Chinas

gegen die verbündeten Engländer und Franzosen und der Plünderung des Sommerpalastes, starb der Kaiser Hien fong; ihm folgte sein sechsjähriger Sohn Tung tschi unter der Regentschaft seines Oheims, des Prinzen Kong, und seiner Mutter. Später gewann eine gleichfalls hinterlassene Nebenfrau Hien fongs, die vordem als Mandschumädchen Jehonala hieß, als Kaiserin-Regentin Tse hsi, den maßgebenden Einfluß während der Minderjährigkeit des jungen Kaisers. Sie ist die später als „Kaiserin-Witwe von China" berühmt gewordene Persönlichkeit. Tung tschi starb unmittelbar nachdem er die Volljährigkeit erreicht hatte, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Zum ersten Male seitdem die Mandschus sich des chinesischen Throns bemächtigt hatten (1643), ging die Erbfolge im Reich nicht vom Vater auf den Sohn über. Nach chinesischer Anschauung muß in einem solchen Falle durchaus ein Mitglied der nächst jüngeren Generationen der regierenden Familien folgen, damit die Ahnenopfer für den verstorbenen Herrscher rechtmäßig dargebracht werden können. Angeblich durch das Los, in Wirklichkeit auf Betreiben der ehrgeizigen Tse hsi, wurde ein vierjähriger Prinz, Tsai tien, zum Kaiser bestimmt. Die Chinesen behaupten, er sei nicht ein Neffe Tung tschis gewesen, wofür er offiziell erklärt wurde, sondern habe derselben Generation angehört wie der verstorbene Herrscher, und von diesem Frevel gegen das irdische und himmlische Recht sei alles Unheil gekommen, das China unter der nun folgenden Regierung traf. Tsai tien, als Kaiser unter dem Regierungsnamen Kuang hsü bekannt, wurde mit achtzehn Jahren, 1889, nominell für mündig erklärt; daneben aber behielt die bisherige Regentin Tse hsi einen herrschenden Einfluß. Kuang hsü war weder körperlich noch geistig ein vollwertiger Mann; Nachkommenschaft zu haben, blieb ihm wie seinem Vorgänger versagt, doch scheint er vorübergehender Anläufe und wohlgemeinter Bestrebungen zum selbständigen Regieren fähig gewesen zu sein. Man sagt, die Regentin habe ihn als Knaben und Jüngling absichtlich durch Ausschweifungen ruiniert, um die Macht zu behalten; ob die Beschuldigung richtig ist, entzieht sich bei der Undurchsichtigkeit der Verhältnisse am chinesischen Hof dem Urteil der Fremden. Die den Mandschus feindliche Opposition hat auch behauptet, daß die Regentin selbst hinter den Mauern ihres Palastes einen tollen Lebenswandel geführt und im Laufe der Jahre Hunderte von jungen Examenskandidaten, die zur Prüfung nach Peking kamen, zu ihren Orgien gelockt, sie genossen und darnach habe umbringen lassen. Ob wahr oder nicht, solche Erzählungen wurden geglaubt und trugen dauernd dazu bei, das Ansehen der Dynastie, die ohnehin als Fremdherrschaft galt, zu untergraben. Einige Zeit, nachdem Kuang hsü für mündig erklärt worden war, gelang es einem reformfreundlichen Literaten, Kang Yu wei, der die klassische chinesische Gelehrsamkeit mit einer verhältnismäßig bedeutenden abendländischen Bildung vereinigte, durch patriotische Denkschriften und durch seine Persönlichkeit Einfluß auf den Kaiser zu gewinnen.

Kuang hsü ließ sich dann bekanntlich zu einigen überstürzten und sachlich unmöglichen Edikten im Sinne Kang Yu weis und des Kreises von Reformern, den dieser um sich gesammelt hatte, überreden. Um die Gegner dieses Experiments, an der Spitze die frühere Regentin, unschädlich zu machen, wurde der Befehlshaber der Truppen in Tschili, Yuan Schi kai, nach Peking berufen. Er sollte Tse hsi und ihren Anhang aus dem Wege räumen, war aber klug genug, die politische Unmöglichkeit einer Reform auf diese Art einzusehen, und statt die Regentin festzunehmen, verriet er ihr den Plan des Kaisers und Kang Yu weis und stellte ihr seinen Arm zur Verfügung. Die Verschworenen wurden, soweit ihnen die Flucht nicht gelang, ergriffen und umgebracht, Tse hsi trat dem schwächlichen Kaiser, ihrem früheren Zögling, selbst gegenüber und schüchterte ihn persönlich dermaßen ein — es heißt, sie habe ihn mit dem Fächer ins Gesicht geschlagen — daß er einwilligte, sich wieder für unmündig erklären zu lassen und als Gefangener in strenger Absperrung auf einer Insel in den Gärten der Palaststadt zu leben. Das geschah im September 1898, drei Jahre nach dem Friedenschluß mit Japan, der das Reich Formosa samt einer großen Kriegsentschädigung zu stehen kam, und unmittelbar nach den Okkupationen Deutschlands, Rußlands und anderer Mächte an der chinesischen Küste.

All dieses Unglück schrieb die öffentliche Meinung der Dynastie zu, und der seit dem Frühjahr 1899 sich vorbereitende Boxeraufstand drohte ursprünglich dem Mandschu-Hause so gut wie den Fremden Verderben. Es gelang der Regierung, wo Tse hsi, auf jeden Fall eine kraftvolle und bedeutende Persönlichkeit, unbedingte Autorität besaß, den Sturm auf die Ausländer abzulenken, aber der Ausgang des Boxerkrieges war wiederum eine schwere Niederlage des chinesischen Selbstgefühls; außerdem kostete er China von neuem gegen anderthalb Milliarden Mark Entschädigung für die Verluste und die aufgewandten Kriegskosten der Fremden. Die Rückwirkung auf die Position der Dynastie war namentlich unter den gebildeten und patriotischen, national-chinesisch empfindenden Kreisen wiederum die denkbar schlechteste, zumal jedermann sich sagte, daß nun schon seit mehr als einem Menschenalter kein wirklicher Herrscher, kein Mann, die Mandschus vertrat. Gleich nachdem der Hof von seiner Flucht ins Innere nach Peking zurückgekehrt war, im Frühjahr 1902, brach im Süden, in den Provinzen Kwangsi, Kwantung, Jünnan und Kweitschou, ein gegen die Dynastie gerichteter Aufstand aus, dessen Führer, Hung Ming, in seinem Namen die Anknüpfung an die alte von den Mandschus vertriebene national-chinesische Dynastie vertrat; außerdem behauptete er, ein Nachkomme des Tien Wang, des Rebellenkaisers aus dem Taipingaufstande zu sein, der sich bei der Eroberung von Nanking 1864 mit allen Schätzen und Weibern in seinem Palast verbrannt hatte. Die Rebellion wurde unterdrückt, aber von da an ist es namentlich in Südchina nicht mehr ruhig geworden. 1908 taucht zum erstenmal einer der geistigen

Urheber der jetzigen Revolution, Sun Yat sen, ein geborener Kantonese mit amerikanischer Bildung, angeblich auch amerikanischer Doktor der Medizin, als Führer eines gefährlichen Aufruhrs im Innern von Südchina auf. Seine Banden wurden geschlagen und verfolgt, aber nicht ausgerottet; Sun Yat sen selbst floh erst nach Singapore, dann nach Amerika, wo er unter den zahlreichen studierenden jungen Chinesen, sämtlich radikalen Reformern, fortdauernd agitiert.

Der Kaiser Kuang hsü, der seit dem Staatsstreich Tse hsis von 1898 noch mehr als vorher eine willenlose Puppe war, hatte angeblich Diabetes und war im Herbst 1908 jedenfalls leidend. Da erkrankte auch die Regentin, bereits eine Frau von etwa 70 Jahren, wie es heißt an einer heftigen Lungenentzündung. Es wird glaubhaft erzählt, daß sie angesichts des Todes noch die Kraft besessen hat, dem Kaiser den Befehl zum Selbstmord zu schicken und seine Befolgung zu erzwingen, um das Reich nicht der Verwirrung durch seine Schwäche preiszugeben. Sie übersandte, heißt es, dem unglücklichen Kuang hsü ein Edikt, durch das er den dreijährigen Sohn seines Bruders Tschun, des Sühneprinzen, der 1901 nach Berlin hatte kommen müssen, zu seinem Nachfolger zu ernennen hatte, und gleichzeitig die drei Todesmittel: den seidenen Strick, das Opium und die Goldblättchen. Diese letzteren sind so dünn ausgehämmert, daß ein Atemzug sie tief in die Luftwege hineinbringt; auf diese Weise tritt der Erstickungstod ein. Als Tse hsi nach einer Weile sich über den Gehorsam des Kaisers zu vergewissern befahl, soll der Eunuch das Edikt vollzogen und Kung hsü, der Opium genommen hatte, im Verscheiden gefunden haben. Ob der Hergang sich in dieser dramatisch erschütternden Art oder anders abgespielt hat, wird wohl nie bestimmt gesagt werden können; sicher wäre es ein Vorwurf, würdig einer Tragödie großen Stils, und in dem Glauben, den die hier wiedergegebene Darstellung der Ereignisse in China auch innerhalb der Kreise gefunden hat, die mit dem kaiserlichen Hof in Beziehung stehen, spiegelt sich auf jeden Fall der mächtige Eindruck wieder, den die Persönlichkeit der Regentin Tse hsi, jener Frau, die fast ein halbes Jahrhundert auf die Geschichte Chinas maßgebenden Einfluß besaß, bei denen hinterlassen hat, die sie kannten. Schon Gordon, der in den sechziger Jahren im Dienst der kaiserlichen Regierung gegen die Taipings stand, hat seinen Eindruck von der einstigen Jehonala in das Wort zusammengefaßt: der einzige Mann in China!

Abermals trat mit dem Neffen Kuang hsüs, dem dreijährigen Sohn des Prinzen Tschun, ein Kind als Kaiser an der Spitze des Reiches, so daß heute nach dem Tode Hien fongs ein halbes Jahrhundert verflossen ist, seit zum letztenmal ein Mann aus dem Mandschugeschlecht herrschte. Sollte es dem Knaben auf dem Thron beschieden sein, als Kaiser zu Jahren zu kommen, so steht China sogar noch ein weiteres halbes Menschenalter Regentschaft bevor. Gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode Kuang hsüs und der Regentin wurden die Ab-

ſchiedsedikte der beiden Herrſcher veröffentlicht, in denen nach chineſiſcher Sitte den Sterbenden ein letztes Wort an die Hinterbliebenen, ihr Reich und ihr Volk, in den Mund gelegt war: Man ſolle auf der Bahn der Reform fortſchreiten! Tſe hſis letzte Äußerung ſoll geweſen ſein, nie mehr eine Frau an die Spitze der Regierung zu ſtellen! Sie mag gefühlt haben, daß die Dynaſtie weiteren Belaſtungsproben dieſer Art nicht mehr gewachſen war. 1903, unmittelbar vor dem Ausbruch des ruſſiſch-japaniſchen Krieges, war ihr bei der Staatsprüfung für den höchſten literariſchen Grad in Peking die Arbeit eines beſonders begabten jungen Bewerbers, namens Yang tu, vorgelegt worden, die der Form nach der höchſten Auszeichnung würdig, durch ihren Inhalt Bedenken erregte, denn der Verfaſſer hatte das Thema von der beſten Staatsverwaltung in dem Sinne bearbeitet, daß man von den weſtlichen Völker lernen und nach ihrem Muſter eine Volksvertretung neben der Regierung ſchaffen müſſe. Dieſer Gedanke lag in der Linie der Staatsſchriften Kang Yu weis, durch welche er den Kaiſer Kuang hſü für die Reformideen gewonnen hatte. Tſe hſi war ihr damals noch feindlich und ließ den kühnen Examinanden aus der Prüfungshalle ins Gefängnis abführen. Es gelang Yang tu, nach Japan zu entkommen. Fünf Jahre ſpäter wurde er ehrenvoll in ſein Vaterland zurückgerufen und von der Kaiſerin zum Sekretär der Kommiſſion ernannt, die ſie mittlerweile eingeſetzt hatte, um die Umwandlung Chinas in einen Verfaſſungsſtaat und die Einführung eines Parlamentes vorzubereiten. So lebendig und lernfähig war der Geiſt dieſer merkwürdigen Frau noch im hohen Alter. Nach dem Vorbild Japans hatte ſie aber beſtimmt, daß der Berufung des Parlaments eine zehnjährige Vorbereitungszeit vorhergehen ſolle und daß während dieſer Zeit das neue Syſtem durch die Berufung von Provinziallandtagen und durch eine Reorganiſation der ſtädtiſchen Selbſtverwaltung in kleinerem Maßſtabe geübt werden ſollte. Als ich 1908 zum erſtenmal in China war, wurde dieſer Aufſchub der Wahlen zum Parlament von den Reformern ſchon auf das ſchärfſte bekämpft, und die Radikalen nach dem Muſter Sun Yat ſens waren mit einer Staatsreform im konſtitutionellen Sinne überhaupt nicht mehr zufrieden. In den politiſchen Pamphleten, die aus dieſem Kreiſe namentlich im Süden und im Jangtſegebiet verbreitet wurden, war die damals noch abſolut phantaſtiſche, jeder praktiſchen Verwirklichungsmöglichkeit beraubt erſcheinende Idee propagiert, an die Stelle der patriarchaliſchen Monarchie die Republik der Vereinigten Staaten von China zu ſetzen! Das Muſter hierfür bildete die nordamerikaniſche Union, und die achtzehn Provinzen des Reichs ſollten die Glieder des geplanten Bundesſtaates bilden. Das, war vor drei Jahren als ein verrücktes Hirngeſpinſt belacht wurde, hat jetzt vor unſeren Augen begonnen, Wirklichkeit zu werden. Allerdings kann im Ernſt heute und in Zukunft niemand daran denken, aus China auf die Dauer eine Republik zu machen, aber die Macht der demokratiſchen

Idee, die von Amerika herübergekommen ist, und die zentrifugale Tendenz der Provinzen, die übrigens teilweise ein historisches Erbe im Reich der Mitte ist, sind doch zu politischen Faktoren geworden.

Der Einfluß des amerikanischen Geistes, daneben freilich auch der des amerikanischen Geldes, in China kann in der Gegenwart nicht leicht hoch genug eingeschätzt werden. Vor mehreren Jahren erließ die amerikanische Regierung den Chinesen alle weiteren Zahlungen a Konto der Kriegsentschädigung von der Boxerzeit her und erstattete sogar eine erhebliche Summe in bar zurück. Als Gegenleistung übernahm China die Verpflichtung, zehn Jahre lang jährlich achtzig junge Leute zum Studium nach Amerika zu schicken. Schon lange vorher hatten aber Chinesen in Amerika studiert, und vielleicht noch tiefgreifender war der Einfluß der amerikanischen Missionsschulen und sonstigen Unterrichtsanstalten in China selbst gewesen, die nicht nur aus religiösen, sondern auch aus sehr weltlich-geschäftlichen Quellen mit enormen Summen gespeist werden. Vor einiger Zeit erhielt ich Briefe aus China, in denen von Bemühungen des nordamerikanischen Stahltrusts die Rede war, eine Kontrolle über die großen Eisenerzlager im Jangtsebecken zu erhalten. Ebenso wurde mir von glaubhafter Seite versichert, daß die konsequente Politik der Vereinigten Staaten zugunsten Chinas während der letzten Jahre durch ebendenselben Gedanken stark mit beeinflußt sei. Jetzt, wo ich die erste Zeit nach dem Ausbruch der Revolution in Schanghai und Peking noch miterlebt und während der Heimreise auf der sibirischen Bahn die Telegramme über ihren Fortschritt verfolgt habe, erscheint mir daher die an gewissen Stellen in China bestehende Vermutung nicht durchaus unmöglich, daß ein Teil der bedeutenden Mittel, über die die Revolutionspartei verfügt, direkt oder auf Umwegen aus den Kreisen des amerikanischen Trustkapitals stammt. Auf jeden Fall verdient es Aufmerksamkeit, daß sowohl das Verhältnis der Revolutionäre zu Amerika als auch die Äußerungen der amerikanischen Presse gegenüber der Revolution freundschaftlich gefärbt sind. Sun Yat sen ist, wie bereits bemerkt, ungeachtet alles chinesisch-nationalen Patriotismus, in seiner politischen und kulturellen Denkweise ganz amerikanisiert, so sehr, daß er den geschichtlichen Ungedanken einer chinesischen Republik hat fassen können, bloß weil die republikanische Idee in Amerika die herrschende ist. Dasselbe gilt von dem ganzen durch ihn beeinflußten Kreise. Als ein Zeugnis für diese von Amerika ausgehende politisch-demokratische Tendenz unter der jungchinesischen revolutionären Partei mag das folgende in poetischer Form gehaltene Revolutionsflugblatt dienen, das angeblich von Sun Yat sen selber, wahrscheinlich aber von einem seiner Freunde oder Schüler verfaßt ist, die sogenannte chinesische Marseillaise. Sie lautet in etwas gekürzter Übersetzung:

O Freiheit, herrlichste Himmelsgabe!
Unter allem, was die Erde erzeugt hat, bist du die Quelle der Wunder!

Im Wolkenwagen eilst du dahin; deine Rosse sind wie Ausbrüche des Taifuns.
Komm' und regiere die geknechtete Erde!
O blasses Europa, du verdorbene Tochter des Himmels!
Zwar bringst du im Überfluß Korn und Wein hervor,
Aber wir lieben allein die Freiheit, wir träumen nur von ihr,
Wie von dem Tag, den Sonnenlicht überflutet, und wie von der Schönheit des Abends.
Wehe uns, unsere Brüder schmachten in Ketten!
Zart ist das Wehen des Windes, leuchtend schimmert im Grase der Tau!
Wohlgeruch atmen die bunten Blüten!
Stolz wie Fürsten schauen die Vornehmen des Landes.
Aber gedenkt daran, wie unser Volk leidet, wie es in Peking sich beugen muß
Vor dem Gewaltherrn, der der wilden Mandschurei entstammt,
Vor dem Tyrannen, dem Nachkommen der wilden Zerstörer des Mittelreichs.
Auf, wir werden dem Gemeinwesen einen neuen Tempel erbauen!
Reißt das Bild der Freiheit vom Himmel herunter! Zieht es aus der Erde hervor!
Möge unser ganzes Volk einen gewaltigen Ruf erheben,
Der bis zu den umnebelten Höhen des eisgrauen Kuenlun emporbringt.
Washington! Napoleon! Ihr großen Söhne der Freiheit!
Neigt euch zu uns, gießt in uns die Glut eurer Seelen!
Kin Yung, du unser großer Vorfahr, führe uns in den Kampf!

Dieses merkwürdige Produkt weist schon durch die Anrufung des amerikanischen Freiheitshelden auf die geistigen Quellen hin, denen es entstammt. Washington spielt überhaupt, dank dem amerikanischen Einschlag der chinesischen Demokratie, in der politischen Literatur Jungchinas die Rolle der Verkörperung alles Edlen und Hohen, dessen die weiße Rasse fähig ist, und Amerika erscheint politisch wie kulturell als die höchste Sublimierung des westlichen Wesens, als seine vortrefflichste Ausgestaltung, die vor allen Dingen der Kenntnis wert ist.

Auch Yuan Schi kai, den die Regierung jetzt in der Not zurückgerufen hat, ist ein Freund, wenn auch vielleicht nicht speziell des amerikanischen, so doch des allgemein angelsächsischen Wesens. Vor allen Dingen aber betrachten ihn die Japaner als ihren Gegner. In gewissem Sinne ist Japan an dem Zusammenbruch der Mandschu-Herrschaft schuld, denn es hat mit Bewußtsein und Absicht die militärische Reorganisation Chinas gehindert. Seit Yuan Schi kais Sturz 1908 lag die sogenannte Heeresreform fast ganz in japanischen Händen; japanische Instruktionsoffiziere waren in China selbst tätig und chinesische Offiziere wurden zur Ausbildung nach Japan geschickt. Dort aber trug man, wie mir in China einer der alten Mitarbeiter Yuan Schi kais versichert und mit Einzelheiten belegt hat, dafür Sorge, daß die Ausbildung eine ganz oberflächliche blieb und

daß gleichzeitig eine politische Beeinflussung der Militärschüler in einem den Mandschus feindlichen Sinne stattfand. Die Folge davon äußert sich jetzt in dem Übergang der meisten Truppenteile unter Führung ihrer Offiziere zur Revolution. Diese Gefahr hat selbst der Kriegsminister Yin tschang, im übrigen ein Gegner der japanischen und ein Freund der deutschen militärischen Bildung, unterschätzt, als er mir Mitte Oktober in Peking zum Abschied sagte: das Schlimmste für ihn sei die Notwendigkeit, das Blut seiner Landsleute zu vergießen. Das Schlimmste ist die Unzuverlässigkeit der japanisch ausgebildeten Offiziere, die es gar nicht erst zum Fechten, sondern nur zum Verrat kommen läßt!

Wenn die Revolution siegt, so ist ein mächtiges Anschwellen des amerikanischen Einflusses in China zu erwarten. Gelingt es der Dynastie diesmal noch, sich zu halten, so wird das nur mit Hilfe europäischen Geldes möglich sein. Wie es scheint, stellt ein englisch-französisch-belgisches Finanzkonsortium, an dem nebenbei auch deutsches Kapital beteiligt ist, der Regierung Geld zur Bekämpfung der Revolution zur Verfügung. Angesichts der absoluten Überlegenheit der englischen über jede andere Diplomatie in China würden aber in dem Falle die wirtschaftlichen und politischen Früchte ganz vorzugsweise für England und daneben vielleicht für Frankreich wachsen. Deutschland und die deutschen Interessen haben kaum etwas zu erwarten.

Ferdinand Hodler/ von Oskar Bie

Feuerbach war ein großartiger Nachkomme der Klassizisten, Marées schwankte zwischen Architektonik und Farbe, Cézanne versuchte den Stil innerhalb des Kolorismus, Van Gogh die Farbe innerhalb des Stils, Hodler ist der erste unter diesen ausgesprochenen Stilisierern, der nichts Epigonisches mehr an sich hat und dabei das Problem der Farbe ganz beiseite läßt. Darum haben wir keinen Rausch vor ihm, wie ihn nur die schwelgende Farbe hervorbringt, wir lösen uns nicht in ein Entzücken über Impressionen und koloristische Musik auf, sondern wir stehen hart vor hartem Stahl, vor einem Willen zum Stil, der uns erhebt, indem er uns festigt, und uns befreit, indem er uns reinigt. Wird man einst das steigende formale Prinzip unserer gegenwärtigen Kunst verfolgen können, so wird man ihn als den ausschließlichen Ausdruck davon preisen, so kalt und klar, wie man es dieser luxuriösen Kunst der Malerei nie zugetraut hätte. Begeisterten sich die Prärafaeliten einst an der kühlen Primitivität der keuschen Linie, so hatten sie doch ein sinnliches Organ für ihre geheime vegetative, für ihre edelsteinfunkelnde Musik und den aparten Zauber ihrer ungewöhnlichen Kontrapunktik. Richteten

ſich die geiſtigen Deutſchen an dem edlen Sinn und der vornehmen Geberde des Cornelius auf, ſo war es ein literariſches Wohlwollen gegen die ſchöne Form, die im Goethiſchen Sinne übrig bleibt, wenn wir den Zickzack der Welt abgelaufen ſind. Bei Hodler iſt es etwas ganz anderes. In dieſer Form iſt eine neue Ethik, ein Bewußtſein von Kraft, ein Wille zur Rhythmik, der das Literariſche von ſich weiſt, das Dekorative verſchlingt und die letzten Inſtinkte des vertieften Sports, des lyriſchen Artiſtentums, des modernen Organs für körperliche Daſeinsfreude und tänzeriſche Kultur bloßlegt. Wenn in allen unſeren Intereſſen für die mechaniſch ſpielende Technik und die Hygiene und den Dienſt der Automatie und das Heldentum des Leibes ein Element ſteckte, das nach künſtleriſcher Reinigung verlangte, ſo iſt es in den apodiktiſchen Bildern dieſes Mannes zu Tage getreten. Er artikuliert unſere Stilſehnſucht ſo bündig, daß wir uns jeder Anlehnung an die Antike ſchämen und jeden weltlichen Farbenrauſch als ein Vergehen fühlen müſſen. Das iſt ſeine Kraft in unſerer Zeit, die ſich mit einem unruhevollen Widerſtreben ihm doch zu beugen beginnt.

Die große Ausſtellung ſeiner chronologiſch geordneten Werke, die herumwandernd jetzt hier bei Caſſirer angelangt iſt, lehrt, wie er die franzöſiſch benachbarte Farbe überwand, weil er genug deutſcher Schweizer war. Er ſcheint zu ſprechen: entfernt einmal allen dieſen Zauber und alle Trugſchlüſſe der Nachahmung aus eurem Kopfe, um zu einer neuen Stilanſchauung zu gelangen. Vergeßt den Genuß, den ihr am Spiel der Reflexe hattet, das Bad der Luft, das Theater der Perſpektive, die ſüße Schmeichelei aller Düfte, die in unbeſtimmten Farben vorübergleiten, vergeßt das Porträt der Landſchaft und des Himmels und der Blumen, vergeßt, daß ihr alle dieſe Dinge geliebt habt, wenn ſie euch eure Träume widerſpiegeln und eure Wirklichkeit verſchönern, wenn ſie euch über die Wahrheit zu belehren ſuchten und doch nur die verführeriſche Lüge ihrer eigenen Eitelkeit auf den Lippen hatten, vergeßt eure Großſtadt mit ihrer Haſt der Identifikation, ihrem Duſel konzertierender Dekoration, der Neugier ihrer Mode und ihrer turbulenten Gegenwärtlichkeit, laßt Zeitungen und Vorträge und Premièren und alles Reale von Berlin W einmal aus euren verſtrickten Gemütern — und blickt ohne Pathos ins Ewige, wo fern vom Tage noch Kräfte ruhn, eine Welt zu ſchaffen, die ihr kaum ahnen könnt, die euch erſchrecken wird, weil ſie nicht im Gang eurer gewohnten Vorſtellungen liegt, die euch bezwingen ſoll, weil ſie euch lehrt, wieder von vorn anzufangen. Wer ſagt: es muß ſo oder ſo gemacht werden? Gemacht werden muß es, das iſt der Sieg.

Weintrinkend, vor einer Staffelei, grau im Grauen, ſitzt er als Selbſtporträt auf einem Bilde von 1873, zwanzigjährig. Es iſt die alte gebundene Tonmalerei. Drei Jahre ſpäter malt er eine Straßenpartie in Genf, in hellen Schatten, ein bunter Schimmer im Graugelben, zitternd von der Erregung des

Vortrags, verliebt in Luft und Licht und alles Irisieren unbestimmter Harmonien — das war die Zeit des Impressionismus, als dieser noch jung war und in allen malerischen Genies sich entzündete. In den Studien bis 1887 liegt eine bestimmte Entwicklung vor: die Landschaft (Genfer und Thuner See) wird um großzügig zu werden, meist perspektivisch hoch genommen, er sieht nach unten, nicht nach oben, er sieht noch das Detail der Ansiedlungen. Die Figur aber wird von unten nach oben gesehen, einfacher, farblich archaistischer, linear strenger und kulturloser. Mit der großen Studie des „Lebensmüden" von 1887 ist das Ziel erreicht. In strammer Kontur sitzt ein geknickter Mensch; in freskohafter Gleichmäßigkeit spielt die noch realistische, die pessimistische Farbe; der Typ wächst aus dem Modell. In demselben Jahre singt er das letzte große Gedicht auf seine Vergangenheit: der dialogue intime stellt einen wunderschönen Jüngling dar, der leise und mystisch redend, durch eine große, feinbelebte, graugrüne Landschaft geht und seiner Schönheit sich bewußt ist. Die grünen Schatten und roten Lichter sind noch zur konventionellen Fleischfarbe verrieben, die Natur bändigt ihre Temperamente zu einer Akkordstimmung, die etwa auf das System von Puvis passen würde. Aber es bedarf nur einer kleinen Transfiguration des Bildes, um aus dieser bezaubernden Lyrik eine ideale Forderung zu bilden, aus diesem rührenden Ephebentum eine starke Menschlichkeit. Der Grund ist gelegt für die großen monumentalen Kompositionen, die jetzt einander ablösend und hochführend, entstehen. Erst die klagenden: eine Gruppe Gebeugter, die Eurhythmie genannt wird, die âmes deçues; nun das Marignanobild der stolzen Schweizer, dann die symbolischen Gruppen der Erwachenden im „Tag", die Empfindung, die heilige Stunde, die Liebe und wieder eine verklärte Historie, das Jenaer Universitätsbild, die Freischärler von 1813, Zäumende und Aufsitzende, darüber der Soldatenzug, alles das ohne eine andere Symbolik als die der Form, der reinen Figur in der reinen Bewegung, der körperlichen Existenz auf das Motiv eines gegebenen Seelenreizes. Im Raum gefaßt und im Schema gedrängt: Parthenongiebel, Parthenonfries in ihrer modernen Idealität. An Holzhackern und Mähern wird die äußerste Kraftspannung geübt, irgendeine über hügeligen Weg schreitende Frau wird im Modell schon zum Engel, eine rothaarige Dirne mit gesundem Fleisch und ungetrübtem Auge wird aller Porträtansprüche entsetzt und in diese edelste Ballettschule extremster Körperrhythmik lachend eingelassen. Wenn die Schülerinnen von Dalcroze sich vom Boden erheben, um nach dem Takte der Musik die Begrüßung des Lichts darzustellen, langsam ihre Glieder in diesen seligen Rhythmus einstellend und sie zur höchsten Extase aufrufend, so ist dies die Modellschule Hodlers. Beides, deutscher Körpersinn, französischer Taktreiz, treffen sich nicht zufällig in Genf. Die Ausstellung zeigt die gleichlaufende Entwicklung in den Studien und Vorspielen. Ein jüngst erschienenes Werk über Hodler, von Arthur Weese, im

Niveau des Textes ungefähr auf der feingliedrigen Mitte zwischen Lyrik und Trotz, also zwischen Dialogue intime und den ersten Landsknechten, bringt einige Handzeichnungen von ihm, die diese ganze Epoche sehr lehrreich begleiten: sie scheinen eher von einem Bildhauer zu sein.

Linie ist Gesetz, Farbe Mode. Darum sind die subjektiven Zeiten der Malerei (die sich immer einbilden, objektiv-nachahmend zu sein) koloristischer veranlagt, die objektiven linearer. Die Farbe ist das Material, in dem gemalt wird, darum ist sie vom Vortrag und von dem Klima der Deklamation einer Zeit abhängig. Die Linie ist in Wahrheit unsre subjektivste Einbildung, sie existiert draußen nicht und darum ist sie eine Konvention, so bindend wie irgendeine Form unseres sozialen und biologischen Lebens. Den Linienkünstler Hodler interessiert die Farbe nur insoweit, als er sie dringend braucht. Jetzt läßt er ihr eine naive Reinheit, schließt alle realen Trübungen aus und folgt dennoch den Moden der Zeit, indem er selbst die Reflexe auf ein konventionelles Gesetz bringt. Ein Grün im Halsschatten, ein Dunkel im Jägergrün, eine Nuance im Gewandblau, ein Rot im Fleischton, diese sonst so flüchtigen und flockigen Imponderabilien werden von ihm in ein System gebunden, dem sie sich wie eine Organisation der bunten Fläche unterwerfen, gar nicht in Widerspruch zu der augenblicklichen malerischen These und doch im Einklang mit der Logik seiner Schöpfung. Seine Schöpfung ist eine rhythmische. Wenn Ludwig v. Hofmann den schönen Schein des Tanzes uns gibt, so gibt er das dynamische Sein dieses Tanzes, des großen ewigen Tanzes, der als Takt in jeder unserer Bewegungen sitzt, als Plastik jede unserer Empfindungen materialisiert, als Moment die letzte Spannung organischer Kräfte in sich faßt, die eine rhythmische Konzentration ohnegleichen versinnbildlicht. Hier ist die Probe auf die Meisterschaft. Hodler ist von einer solchen Erziehung in sichtbaren Rhythmen, von einer solchen Fähigkeit der Multiplikation klingender Linien, so taktfest und formstark, daß der Triumph seiner Kontur desto nachhaltiger wirkt, je länger man ihn bewundert. Die Schlagkraft ist unweigerlich. Alle Bewegungen aller Menschen scheinen wie der Zufall zu zerstieben vor der Notwendigkeit seiner Kompositionen, die die Sprache der Gelenke und den Ausdruck der Haltung auf ihre kurze und laute Wesentlichkeit festlegen. Das Metall dieser Trompete bricht sich strahlend Bahn durch alle Figürchen und Arabesken des verirrten Lebens. Die Gewänder, einst wie aus bemaltem Zinn breitflächig und ungern bunt, werden zu Energiesteigerungen des Körpers. Die Szenerien werden ihre Ornamente. Wiesengrün, Blumengelb genügt. Ein paar rote Dolden zwischen den Leibern geben der Handschrift Erholung und Ruhe, ein kaum zugestandenes adjektivisches Beiklingen. Die Einzelfigur, der gestellte Akt wird alles Substantiv und Verbum zugleich, ein Erlösen der tänzerischen Sehnsucht, ein Monument des weltbewegenden Rhythmus, so klar und hell und rein, wie es die Malerei noch nicht erlebte. Verdichtet in ihrer

Kraft, hat die Hodlersche Figur Überschüsse, die sie zu sehr langem Leben an den Wänden von Monumentalgebäuden berufen würden. Im Rahmen der Architektur wäre sie in die patriarchalische Familie eingestellt, der sie angehört. Aller Zauber unserer Ausmalereien würde abfallen vor ihrer Dauerkraft und ihrer rhythmischen Intensität.

Wenn sich Hodler selbst so geäußert hat, daß ihn der Parallelismus der Dinge geradezu in Entzücken versetzt und er die mächtige Einheit alles Wesens fühlt vom Berge über die Ebene, vom Turm über die Stadt, von der Tribüne über die Parade, und über alles Felsgeröll und die Wiesenblumen und die Himmelswolken, so wird sich das nur auf tote Dinge beziehen müssen. Das Ballett ging aus dem Militarismus in unseren Tagen zum Verständnis des Einzelkörpers und seiner Bewegungsschönheit über. In Angelegenheiten des Menschen tat dieser Künstler denselben Schritt. Der Naturalismus braucht parallele Bewegungen, Millet in den Landarbeiterinnen, Liebermann in den Spinnerinnen, weil er das soziale Milieu betont, das den einzelnen zum Instrument äußerer Gesetze macht. Der Gesinnungsgenosse Hodlers aber kennt nur das Gesetz des inneren Menschen, dem seine Persönlichkeit folgt und dessen Musik sie in ihren Takt bringt. Diese Gestalten sind keine Arbeiter, sondern Tänzer aus eigener Kraft und Leidenschaft. Ihre Seele ist höchst unsozial und ihr Freude ganz unpolitisch. Bindet sie der Künstler in einen tektonischen Rahmen mit Giebelspitze und abfallender Eurhythmie, so folgt er nur dem Zwange einer Kunst, die steht, wo der Tanz sich bewegt. Es ist nicht Koordination, das demokratische Prinzip der Wahrheitssucher, es ist Subordination, die Aristokratie der Schönheitssucher. Zwei Weltanschauungen, die sich nie vermischen werden.

Ein Bild hängt auf der Ausstellung, Frühling genannt. Ein Jüngling, hockend, scheint in Anbetung zu neuem Leben zu erwachen, und ein Mädchen, sich aufrichtend, wagt diese Erneuerung noch kaum zu ahnen, noch ist sie wie in Hingebung an die blumige Erde gebunden, mit deren Erinnerung sie einst dem mutigen Jüngling sein Leben bekränzen wird. Dieses Bild immer vor sich zu haben, wäre ewiger Frühling. Wir begegnen bisweilen in der Schweiz solchen jungen Männern und besonders Frauen, die im Blick der Augen und in dem Ton der Stimme dieses unbeschreibliche Hoffen und Vertrauen haben, das uns wie ein Seelenfrühling erscheint, so ganz fremd unserm glatten Pflasterwege, so ursprünglich und naiv und erdig und so urgesund, als sei dieses Jahr 1911 mit seiner ganzen Sommerherrlichkeit den Menschen als ein unerwartetes Geschenk bereitet, und sie kommen aus Winter und Stadtdunst auf eine einfache, hohe, grüne Wiese und lernen in gläubigem Herzen, was Mut ist und Hochgefühl und Stärke und Urstand. Du weiter Himmel, du dunkles Tal und du Herrschaft über alle Bergspitzen und rauchenden Häuser und dumpfigen

Wälder. Was unbewußt da in unserem Innern kocht und leuchtet, in solchem Bilde finde ich es gefaßt und ausgerichtet. Schön sind sie nicht, diese Menschen, schön im italienischen Sinne, ihre Körper sind herb und ihre Züge wahr. Sie haben nicht das Schema der Idealität, die antikisch verklärt. Aber sie haben eine so eigene Art Innerliches im Äußern klingen zu lassen, daß wir noch eine Form erleben, die die deutsche Kunst aus sich selbst jahrhundertelang vergeblich gesucht hat. Die Akte der alten Deutschen sind häßlich, weil sie schön sein wollen. Diese sind schön, weil sie wissen, daß sie häßlich sind. Ihr Körper will in den Himmel und das macht sie zu Heiligen. Indem ich die Linie dieses hockenden Jünglings genau und sicher verfolge, über alle Kontrapunktik seiner gekreuzten Stellung, habe ich etwas von der Art Bachs durchzukosten.

Am süßen Thuner See fuhr ich vorbei und saß wochenlang vor den vielgestaltigen Wänden der Jungfrau, des Mönchs und Eigers. Wird eine Landschaftskunst kommen, die uns auch vom Naturalismus der Vedute, in jeder Ausrede, befreit und das Monument der Natur in ihren großen Flächen und in ihrer Fresko-Stereometrie gibt? Hodler scheint auf dem Wege, die Anfänge Feuerbachs und Courbets zu vollenden. Aber noch kann man nicht sagen, was daraus wird. Die Steine an seinen Bächen sind Flächen geblieben, bunte Schwämme ohne Daseinslust. Seine Aufnahmen des Mönch im Frühlicht und Mittaglicht, das Jungfraumassiv vom schwarzen Mönch her, sind Zusammenfassungen, Lichtmassen, Schattenmassen, Schnee, Matten, Gletscher, Stein als Bau. Mit einer herausfordernden Grobheit liegen diese schweren Kolosse vor uns. Es fehlt die Seele, die Seele des Menschen, dem der Wert der Natur seine eigene Wandlung ist. Die Natur bewegen wir vor uns, steht uns das Leben still. Und sitzen wir vor ihren Wänden und wünschen sie Fresko, so ist es weiter nichts, als daß wir uns selbst fresko wünschen. Im Bilde können wir das Bewegte formen, aber können wir auch das Geformte bewegen? Vielleicht ist es dem, der der Künstler der Ruhe im Bewegten ist, nicht gegeben, diese Bewegung in der Ruhe zu fassen. Vielleicht endigt seine Kraft, wo — die unsere beginnt? Es sind die letzten Bilder der Ausstellung und sie lassen diese bedeutende Frage offen.

Neue Bücher/ von Jakob Schaffner

Isebies, Roman von Helene Böhlau

Der Charakter dieses Romans ist die Güte einer Frau, seine Liebe die Mitteilung. Eine frauliche Mitteilung ist immer privat, familiär. Dieses schöne, starke, gute und schwache Werk sollte erst nach hundert Jahren von einer glücklichen Hand ausgegraben und als Zeitdokument ver-

öffentlicht worden. Jedermann würde das Mütterliche im Menschen und das Frauliche im Künstler ehren. Jetzt haben wir es mit einer unvollkommenen Künstlerin zu tun, und müssen Vorbehalte machen, schon im Hinblick auf den hochgesteigerten Anspruch der heutigen Frau. Der Roman gibt die Geschichte einer geborenen Dichterin, die den Weg zu ihrer Frauenschaft sucht. Das ist an sich rühmlich genug. Die bewußte Frau sucht den Weg von ihrer Frauenschaft zu irgendeiner Fertigkeit, zur Maschine. Sie ist zwar kritischer, unerbittlicher, literarischer, als die Isebies, aber auch hungriger, gepeitschter, ärmer, und hinterläßt nichts, als ein Skelett. Isebies hinterläßt einen Glauben und eine Liebe, eine Würde, und am Schluß auch noch einen Segen über alle Lebenden. Man muß sich entscheiden, was man höher schätzen will: ein kleines gerissenes egoistisches Werkchen, oder die warmherzige, aber formlose Darstellung eines selbstlosen, bewegten Lebens.

Helene Böhlau schreibt viel innige und schlechte Sätze. „Sein Gefühl muß ein gehobenes gewesen sein." Sie hat den unartikulierten Ausruf an Stelle des wohlgebildeten artikulierten Ausdrucks. „Diese beiden jungen zusammengehockten Menschentierchen in weiter nächtlicher Öde." Die Mutter, und zwar die naturwissenschaftlich gebildete Mutter. Aber wozu ist schließlich eine Sprache da? Damit man ausdrückt. Durch das ganze Buch gehen mitfühlende Ausrufe der schriftstellernden Frau mit ihren Gestalten: „Um Gottes Willen! Um Gottes Barmherzigkeit Willen! Welche Einsamkeit, Verlassenheit und Fremde!" Die Erzählerin liegt immer über den Eiern ihrer Geschichte wie eine gute Henne. Unvermerkt hört sie auch auf zu beweisen und fängt an zu behaupten. Die beiden ersten Teile des Romans sind gut mit Tatsachen belegt, weil sie Erlebtes bringen. Der Schluß ist freie Dichtung, und da bleiben die Belege aus. Man muß dieser liebenden Frau aufs Wort glauben, daß ihr Geliebter ein ganz tiefer und bedeutender Mensch ist, und daß Isebies-Böhlau ein schönes, starkes Leben mit ihm führt — „Welch ein Leben! Welche Traumgestalten!" —, daß ihr Leben Früchte trägt, daß sie sich inzwischen irgendwie mit ihren Eltern versöhnt hat, und daß bei Dohrns Tod die Blindheit der Sinne sinkt und das Ehepaar sich in der letzten Tiefe erkennt. Wieso, wird nicht gesagt. Weibliche Begeisterung behauptet es, und es werden sich sogar Männer finden, die ihr glauben. Auch das Leben der Elise Dohrn, das bis ganz zuletzt noch droht, bleibt im Fadenschlag hängen; was wird jetzt damit? Wozu ist jemand ein Erzähler? Damit er erzählt. Frauenschicksal. Das Weib muß immer erst abwarten, was mit ihm geschieht; phantasiemächtig voraus zu schließen ist ihm nicht gegeben. Man erkennt jeden erfundenen Zug der Geschichte sofort an seiner tiefen Unwahrscheinlichkeit. Das Weib hat auch keine Technik-Phantasie. Helene Böhlau findet es glaubhaft, daß jemand mit den Zähnen einen Dorn aus einem Fuß zieht, der mit gespitzten Fingernageln nicht erreichbar ist. Isebies-Böhlau war in

Konstantinopel glücklich: alle Türken sind Edelmenschen. Die Kinder sind nicht ungezogen, und die Straßenhändler haben keine Läuse. Das macht ihre moralische Schönheit aus. Dankbarkeit ist ihr wichtiger als Wahrheit, aber Dankbarkeit erschuf noch kein Kunstwerk. Die Mutter und die liebende Frau in der Schriftstellerin haben in diesem Fall die Künstlerin im Menschen in aller Güte vergewaltigt. Es ist kein kleiner Mensch, in dem so viel Platz steckt, und die Unvollkommenheit dieses Werkes wiegt tausend kleine und mittlere und noch einige approbierte Vollkommenheiten auf.

Mütter imponieren uns nicht, aber wir lieben sie. Und schließlich gibt es auch Mütter, die zur großen Form gekommen sind. Helene Böhlau ist zur großen Liebe gekommen. „So bietet Isebies (Böhlau) eine Handvoll Wasser aus dem unerschöpflichen Meer ihres Lebens, aus dem Meer ihres Leides und aus dem Meer ihrer Liebe und Seligkeiten, das bis hinauf in die Ewigkeit rauscht." Darauf kommt die gefällige Photographie. Auch das überirdisch erlöste Weib ist nicht frei von irdischer Schwachheit.

Die Tat des Dietrich Stobäus, Roman von Max Halbe

Wir haben hier das Gegenstück zum gefährlichen Alter der Frau Michaelis. Das Buch ist nicht so gut, wie jenes schlecht, aber es ist so tüchtig und kraftvoll, wie das andere hysterisch und unkeusch; davon abgesehen, daß der Mann das Weib niemals weder in der Reinheit noch in der Schamlosigkeit erreichen wird.

Um von außen anzufangen, so ist die Tat des Stobäus um ein Drittel zu lang und um ein Fünftel zu kurz. Nachdem das Problem auf der Höhe angekommen ist und die Abwicklung erwartet wird, hält der Erzähler mit Situationswiederholungen hin, beweist schon Bewiesenes zum dritten- und viertenmal, und findet den Weg nicht aus seinem Gespinst. Schließlich hackt er die Fabel ab; sie stürzt mit der Sängerin ins Meer, und wir sind um die letzten Auskünfte betrogen. Wir wissen nun so wenig, als der Erzähler selber, wie tief am Ende wirklich jene Liebe und Eifersucht und dieser Freiheitsdrang gingen. Ein Epiker ist seiner Geschichte und ein Mann dem Unausweichlichen ausgewichen. Die Willkür der Fabelanlage wurde richtig erwittert und aufgetrieben. Das Problem des alternden Mannes (die Dekadenz ist hier nur Nuance) erscheint ehrlich und männlich angepackt; für eine unwahrhaftige und feminine Gegenwart bedeutet das nicht wenig. Aber es ist eine Relation; absolut haben wir einen Torso vor uns. (Es gibt zu denken, wie gern auch unsre Bildhauer Torsi machen.)

Wer eine Robustität im Leib fühlt, tut heute gut daran, sich rücksichtslos zu ihr zu bekennen; sie ist die Einbruchspforte zur künstlerischen Wirkung. Halbe hat es mit einem geschlechtlichen Problem zu tun und philosophiert, kapitellang, in herkömmlicher Weise. Seine Philosophie ist monolog, nicht dialog, und sie

wird nicht zur Dialektik, die den innern Hergang fortpeitscht. Deutsche Romanphilosophie. Dem jungen Schriftsteller sieht man sie heute nach; an dem Mann bedeutet sie architektonische Schwäche. Halbe näht von Hause aus einen derben Stich. Die literarische Haltung steht ihm nicht. Auf einen solchen kurzgeschorenen Realistenschädel paßt keine Prophetenmütze. Am Ende gibt es doch keine tieferen Beziehungen, als ein Schicksal selbstherrlich in sich trägt. Die Philosophie ergibt sich ganz von selber. Den Geist des Dichters erkennt man an der Höhe des Schicksals, das er gestaltet, aber der „Geist", der orakelnd durch das Buch spukt, steht nicht auf der Höhe des Schicksals. Es ist ein literarisches Papiergespenst; eine Kinderrassel macht mehr Stimmung.

Der Konflikt des Buches schafft sich aus Unerbittlichkeiten herauf, die man nur findet, wenn man sich mit Kopf und Hals zwischen die Möglichkeiten hineinbohrt. Die Frage des Vierzigjährigen und die der Zwanzigjährigen sind schon von Hause aus Feinde. Kommt hier die Frage der Künstlerin und dort die des Skeptikers und Einsiedlers hinzu, so ist keine Versöhnung möglich. Das ist Format. Daß schließlich der Finder glücklicher war als der Former, liegt vielleicht in einem Zeitlauf, der nicht zur Entschiedenheit und naiven Kraftbetätigung in der Kunst ermuntert. Der Zeitlauf ist verbildet, altklug und blasiert. Heute macht sich jeder gern brillanter als er kann. Es ist eine Art Schminkkrankheit. Man schminkt sich mit Naturimpressionen, oder man pudert sich mit Philosophie und Mystik. Das Fleisch wächst schlecht durch. Die Formen bleiben fragmentarisch. Die Haltung überzeugt nicht.

Harte Ehen, Roman von Herman Kröpelin

Ein feines Buch, aber die Feinheit steht in Gesundheit; sie ist Feingliedrigkeit. In der Haltung spricht das genußvolle Genügen des ersten Schrittes, den das undurchbrochene Milieu beschränkt, und die Ehrlichkeit vor dem Ähnlichen. Das Erdreisten schwebt noch in der Zukunft. Das Gegenwärtige bedeutet Besitz und Beschaulichkeit. Der Wille zur Redlichkeit ist so stark, daß er am Schluß des Romans, wo sonst der Verführer bengalische Lichter aufsetzt, als Philistrosität auftritt. Diese Katharina sollte nicht als Pensionswirtin enden. Dem Roman wohnt etwas wie latente bürgerliche Kraft inne, die noch in künstlerischen Schwung umgewandelt werden muß. Das Bestreben, der Phrase auszuweichen, ist löblich, aber es darf nicht zur Unterdrückung der großen Geste führen. Am Schluß eines Romans muß es notwendig irgendwie hochbemerklich hergehen. Man braucht da entweder ein großes Dennoch, einen überzeugenden Untergang, oder die fruchtbare Lösung durch die neue Syntheſe. Es ist wahr, im Leben führen die Konflikte meistens zu armseligen Kompromissen, und noch öfter zu gar nichts; aber dafür ist das Leben auch nur der Stoff des Kunstwerks, worin seine Möglichkeiten phantasiemäßig zu ihrer Erfüllung gebracht werden.

Das Wichtige an Kröpelins Buch ist der dadurch geführte Ausweis, daß sein Verfasser mit beiden Füßen auf der Erde steht und Augen im Kopf hat, die etwas sehen. Sein Zugriff ist noch zögernd. Der Blick geht gern beim Kleinen herum, das leicht allzu einläßlich vorgestellt wird. Das Pferd Hunding denkt, Katharina sei ein Pferdehändler, aber es wolle nicht an den Produktenkarren, wie sein Bruder Philipp. Katharina ist zügig hingestellt, das ganze Um und Am des Pachthofes kraftvoll, und der Konflikt ernsthaft und einig; daneben splittert die Episode des Müller und seiner Eltern in einem andern Stil und verträgt sich nicht mit der vorhandenen Tragik. In diesem Talent liegt noch alles verträglich beisammen. Die Zeit wird für Unverträglichkeit sorgen und die Kräfte differenzieren. Groß und einfach ist Stockers Tod; da liegt die wahre Talentprobe. Das Material ist tatsächlich: Dichter, geh hin und leide.

Der Alltag, Roman von Arthur Babillotte

Ein elsässischer Roman von einem Elsässer geschrieben, ist eine Rarität, wenn nicht gar eine Einzigkeit. Hermann Stegemann, an den man hier denken möchte, stammt aus dem Reich; er verwaltete diese literarische Provinz bisher nur interimistisch. Jetzt tritt eigener Nachwuchs auf. Das muß beachtet werden. Es ist seit den Tagen des Sebastian Brant das erstemal überhaupt, daß ein Elsässer Dichter wieder in der deutschen Literatur auftritt und gehört zu werden verlangt. Arthur Babillotte ist ein Zeichen der Zeit; sein Roman gibt Auskunft darüber, ob der deutsche Geist im Reichsland lebt oder nicht. Die reichsdeutschen Politiker täten gut daran, sich diese Auskunft zu holen und ihre Anschauungen über Land und Leute des Elsaß zu korrigieren.

Dieser elsässische Roman nun ist genau so, wie ein elsässischer Roman sein muß, wenn er die rechte Farbe haben soll: schlankweg, nüchtern nach außen, von einer trotzig süßen Eigenwärme, und durchaus echt im Material. Kraft, männliche Feinheit, eine innige Strenge des Gefühls, Treue des Ausdrucks und des Lokaltones: das sind die positiven Eigenschaften. Die Phrase ist durchweg gemieden, an die Aufmachung, die reichsdeutsche Bücher manchmal allein zu etwas machen, wird nichts gewandt, das Pathos ist nicht um die Handlung geknallt, sondern steckt den Figuren mit den Knochen einfach im Leib. Das Kathrinel, das Wibele, eine Gestalt von ernsthafter Schwermut, ist zugleich von einer mannhaft lächelnden Erkenntnis umwoben: es bedauert sich immer so sympathisch. Leben und Sterben im Elsaß spielen sich auf eine ganz neue, reizende Weise ab, und es wird dazu gesprochen, wie man nirgends sonst unter der Sonne spricht. Was weiß man im Reich vom Elsaß! Aber im Elsaß weiß man sehr viel vom Reich. Wenn einmal diese Kräfte in die Mannesjahre kommen, die sich mit dem Erstling des Babillotte anzeigen, wird man auch eine Abrechnung erleben, die man sich nicht vorgestellt hat. Aber nachher wird man anfangen, miteinander

Haus zu halten, denn schließlich ist auch jedes Wort und jede Wendung hier deutsch. Vorläufig werden noch interne Stoffe behandelt; man probiert seine Kraft daran. Babillottes Roman spielt um jenen Brandungswinkel herum, wo der halbgeweckte Geist im bürgerlichen Alltag zugrunde geht, nachdem er verloren hat, was nie ihm gehörte, das bürgerliche Glück des dreifachen Besitzes: Liebe, Gut und Ehre. Das Ende ist ein gläubiges Trotzdem: Seppele, der Kneckes, macht trotzdem seinen Vorstoß nach dem Himmel. Da erscheint viel echte Schönheit. Alles in allem genommen, macht eine Schwalbe noch keinen Sommer, aber wenn man in zehn Jahren von einer elsässischen Renaissance reden könnte, wäre das eine sehr erfreuliche Rede.

Flüchtlinge, Novellen von Bruno Frank

Bruno Frank ahnt etwas von dem Ding, das man Novelle nennt, und das am besten bis jetzt noch Paul Heyse definiert hat. Er strebt ihm nach, wie man einem ominösen Dämchen nachstrebt, etwas leichtfertig, etwas selbstgefällig, stockschlenkernd, talentvoll, aber wenig zu schwerer Arbeit geneigt. Durchaus gut ist nur eine Novelle von sieben: „Die Mutter einer ganzen Stadt"; sie könnte auch bei Villiers stehen. Das „Abenteuer in Venedig" hat sehr starke Elemente, aber Frank wußte nicht, was er mit den Elementen machen sollte und zog vor, sich zu langweilen; vielleicht hatte er auch Angst vor seinem eigenen Genie, und drückte sich vor dem Stoff herum, bis er kalt geworden war. „Der Glücksfall" ist absolut eitel, maniriert, geschwätzig, die Motive des unfertigen Schlusses töricht und fadenscheinig. Wenn Frank einen Schluß gewußt hätte, so würde er das Kompliment an den Leser unterlassen haben. Wozu ist man ein Erzähler? Damit man erzählt. Der Einfall macht den Dichter. Diesem Dichter fiel kein Schluß ein; gut; dann steckt man die Novelle in die Schublade, bis man einen Schluß weiß. Man soll die Geduld des Publikums nicht mißbrauchen. „Das Böse" ist gut angelegt und rar in der Findung, trotzdem wirkt es zum Ende wie eine Farce; die Kraft war noch nicht reif genug, um diese subtile Fürchterlichkeit zu gestalten. Sie mußte einfach erzählt werden, Frank erzählt sie mit rollenden Augen. In der Novelle ist die Technik Lebensbedingung. Wenn Frank einmal mit sich blutigen Ernst machen wollte, könnten wir sehr starke und eigenwüchsige Novellen von ihm zu lesen bekommen. Noch einmal: Dichter, geh hin und leide.

Das Herz, Die Rückkehr vom Hades, Novellen von Heinrich Mann

Auch Heinrich Mann sucht die Novelle. Es ist nicht mehr neu, daß er blutigen Ernst macht. Er weiß, daß das Glück der Novelle in der Kontur liegt und richtet sich danach ein. Aber ich meine, er forciert sich. Außerdem weiß er zu viel, weiß zu genau; das Glück ist gern bei den Träumern.

Sein Charakter ist über jedem Zweifel erhaben, aber seine Liebe hats nicht leicht. Er läßt den Dingen zu wenig Spielraum. „Die arme Tonieto" ist rund geworden; sie ist ein Wurf. Auch ein Wissender vom Rang Heinrich Manns kommt einmal an der Kontur völlig vorbei; siehe „Das Herz". Bei mehr Liebe wäre es möglich gewesen, den Leser an „Gretchen" Freude erleben zu lassen. Jetzt ist die Empfindung Peinlichkeit. „Ginevra degli Amieri" ist schon zu sehr gegen das Drama hin, ja zum Teil darüber hinaus ins Leere, wo keine Form mehr ist, gestoßen, als daß noch erzählerische Mittel wirken und episch anschauen lassen könnten; es ist unmöglich, einen Standpunkt zur Erzählung zu gewinnen. „Die Branzilla" ist ein sechzig Seiten langes Ringen, kein Traum, alles Bewußtheit. Das ist höchst achtbar, aber nicht erquicklich. Heinrich Mann muß es jetzt auch noch fertig bringen, wieder in seiner Mutter Leib zu kriechen; dann geht ihm die Liebe auf; er wird zu träumen anheben und Freuden erleben, die ihm sein großes Können, das zur Kunst zu virtuos ist, nicht macht. Der Ausdruck ist überall aufs Äußerste gespannt. Man sieht fortwährend, wies gedreht ist. Nervöse Hände scheinen unter schlaflosen Augen am Werk zu sein. Hier tut Ruhe not. Heinrich Mann darf es mir glauben: „er hat genug gelitten"; er soll jetzt einmal versuchen, unter seinen Palmen zu träumen. Um davon zu reden: Boccaccios und Kellers Novellen sind erträumt, nicht errafft. Werdet wie die Kindlein! Heinrich Mann ist stolz auf seine Mannheit; aber das verpflichtet nicht zu schlaflosen Nächten. Wer singt ihm das Schlummerlied? Wer taucht ihn wieder in die Animalität unter? Das große Tier ist immer der größte Gegenstand und der stärkste Darsteller; die Redensart davon kommt nicht von ungefähr. Shakespeare, Homer, Goethe: ihr schönster Standpunkt war die Bestie in ihnen. Manns Interessen sind auch bestialisch: Liebe und Tyrannei; aber es spukt zuviel Intellekt dazwischen. In diesen Dingen ist Bewußtheit immer das erste Symptom von Neurasthenie, hier infolge von Überanstrengung. Mehr Spielraum für die naive Erfindung, weniger Form-Experimente, natürliche Bahn für den epischen Fluß, Grazie! Dramatische Mittel gehören ins Drama. Vielleicht gewinnt Heinrich Mann aber das Ausbruchsgefecht und geht als Dramatiker aus dem epischen Festungskrieg hervor.

Verwirrungen des Zöglings Törleß, von Robert Musil

Hier ist ein Beispiel dafür, was sich mit der deutschen Sprache alles sagen läßt. Es gibt noch genug Romanisten und Französlinge, die sich in der Meinung gefallen, nur die romanischen Sprachen eigneten sich für die Darstellung diskreter und delikater menschlicher Zustände. Sie wissen nicht, wie sehr sich die deutsche Sprache in den letzten zwanzig Jahren verfeinert und differenziert hat; sie kümmern sich auch nicht darum: sie sind einmal auf die romanische Sprachkultur eingeschworen. Musil stellt mit erwählten und zugleich ein-

fachen Sprachmitteln Vorgänge und Verirrungen, Verwirrungen des jungen Mannes im Pubertäts-Zwickel, dar. Es ist sein Verdienst und sein Wissen, nicht allein beim sexuellen Moment stehen zu bleiben, sondern gerade davon aus und weiter zu gehen zu jenen mystischen, halbirren und hysterischen Schwingungen, in die die Erschütterungen der physischen Revolution die junge männliche Psyche versetzen. Man hat es hier mit einem Schriftsteller von außerordentlichen Qualitäten zu tun, aber die Qualitäten sind nach innen gezüchtet. Darstellung ist Veräußerlichung eines Innerlichen. Die moderne Kunst ist groß darin, diesen Fundamentalsatz zu vergessen oder zu übersehen. Man meint: mit der Glühbirne eine Niere auszuleuchten, das mache ein Kunstwerk. Ein Psychiater kann ein sehr verdienstlicher Mann sein, aber damit ist er noch lang kein Künstler. Der Physiolog erkennt an den leisen Eigenbewegungen und Drehungen der Sonde die Beschaffenheit einer internen Lokalität; ist sie damit dargestellt? Es geht nicht anders: entweder muß man sich zur wissenschaftlichen oder man muß sich zur künstlerischen Darstellung entschließen. Es ist kein Leser verpflichtet, sich gefallen zu lassen, daß ein poetischer Bericht durch kapitellange abstrakte Psychoanalysen unterbrochen wird, die auch wieder imaginär sind und keine Sicherheit geben. Musil mag sich zwischen diesen Gedanken-Gespensterwesen trefflich auskennen; aber es ist ein Fehler, zu denken, daß nun der außenstehende Leser auch Bescheid wissen soll. Komplizierte psychische Situationen sind gut, jedoch sie müssen vor Augen gestellt werden, sonst kommt der Autor am Ende doch um sein Verdienst. Das hat Ibsen auf dem dramatischen Gebiet alles vorgemacht. Nachher verschanzt sich so ein Schriftsteller hinter die Verachtung: das Publikum ist auch gar zu stupid.

Es ist nach Goethe einem Deutschen nicht mehr erlaubt, sich in das Sehnsüchtig-Mystische zu verspinnen. Wenn Musil überhaupt nicht darstellen könnte, so möchte man ihn seiner inzüchtigen Kopf-Brunst überlassen. Aber es sind da gewisse Kapitel von solcher Anschaulichkeit und Direktheit, daß sie den leersten Kopf voll machen können. Diese moderne, pseudomoderne Winkelsucht erinnert sehr an gewisse Stimmungen der Masturbation; im Grund ist die Energie mittelalterlich und die Methode sophistisch. Denn nach wie vor: nichts gewisses weiß man nicht. Auch das beste, was Musil gibt, sind dunkle Bilder für dunkle Zustände, poetische Verwirrungen für psychische. Der Mann zieht das Unklare in seine Klarheit herauf. Musil steigt mit seiner ganzen Mannheit in die unmaßgebliche Frage der Sechzehnjährigen hinab. Zu viel Ehre für eine Episode. Die gebildeten Mütter werden nun meinen, sie wissen etwas.

Vereinigungen, Erzählungen von Musil

Apostelgeschichte 26, Vers 24. Aber er rast kalt und ohne triftigen Grund. Er hat sich in den sechs, sieben Jahren seit den „Verwirrungen" zum Knaben zurückgebildet, der altklug und mutmaßlich über Frauen und Mädchen

denkt. Der Verlag (Georg Müller) hebt an den Geschichten hervor, daß sich nichts darin ereignet, und man kann ihm nicht widersprechen. Es gehört Mut dazu, im zwanzigsten Jahrhundert, das geschichtlich von Geschehen donnert, zu verlangen, daß auch in der Poesie etwas vor sich gehe. Musil hat sich die Phantasie vollständig abgewöhnt; er hat nur noch Talent. Er läßt sich keinen Einfall mehr kommen. Man braucht gar keine Sinne zu haben, um ihn zu lesen; Blindgeborene sind das geborene Publikum für ihn. Es ist keine Form gedichtet, sondern alles zu Dunst und Nebel getrachtet. Die Mutmaßlichkeit ist die Seele dieser Poesie. Es wäre aber an der Zeit, daß Musil zum Mann würde, der etwas Entschiedenes über das Leben der Erscheinungen und über die Erscheinungen des Lebens zu berichten wüßte. Er steht seitwärts mit der wehmütig lächelnden Entsagung des ewigen Knaben, und zieht gute Bronze in kunstvolle Fäden aus: „Seht, das ist das berühmte Metall, aus dem man Reiterstandbilder gießt".

Dramatiker/ von Alfred Kerr

I.

Welche Eindrücke vollziehen sich in mir, wenn ich (mit dem festen Entschluß, über zwei Dramen von Schnitzler, über eines von Eulenberg, viertens über ein Lustspiel von Shaw unweigerlich etwas zu sagen) den Blick nach innen stoße? Ich muß sie mit Gewalt zurück- und auseinanderhalten. Sie drängen sich vor, jedes, gleich Arabern im dunklen Innern der Cheopspyramide, die mich im Dufte des Fledermausmistes und leerer Särge mit Lichtfunzen so bar der Ordnung im Durcheinander umreden, bis ich sie anbrülle: „Speake one, no three!!!" (Auf arabisch fügt' ich bei: macht, daß ihr fortkommt, imschi!! Ich wäre gern allein weiter geklettert.)

Dergleichen ist genau die Stimmung vor den vier durcheinandersprechenden Dramen. Die Wahrheit zu äußern, möchte man allein herumklettern.

Hat man jedoch Mitgänger, so muß man sie sämtlich in die Schranken weisen. Zuerst ergibt sich, wenn ich den Dingen auf den Grund lausche, folgende Wirrnis. Man sieht zwischen Medardus Kläht und seiner Prinzessin Helene nächtens ihren stillen Gipfel mit Einzelheiten, welche nicht geschrieben worden (so daß Schnitzler dieser kalten Jungfrau von Valois etwas Ersehnliches geliehen haben muß); ich gewahre zugleich von Shaws Lustspiel die londoner Darstellung . . . und gleich dahinter meinen Aufenthalt in England. Dazwischen schiebt sich in fast grauem Leuchten mit etwas arabeskigem Hirn Eulenbergs Vincenz, der Schulden hat, ein Seifenblasenbalg ist und sich darum als ein Märterich auf dieser Kugel, wo alles um Geld geht, vorkommt; —

graues Leuchten, schräge Mansardenlinie, Heiligenschein um eine mehr liebenswerte denn zu rechtfertigende Gestalt; alles dies wimmelt punktweis, rast um den Vorrang, immer wenn das Eine bleiben will, kommt ein entfernteres dazwischen mit herzklopfender Hast, bruchstücklich, wie bei schlechtem Filmwechsel im Kientopp, man ruft auf arabisch „imschi!“, sie zu scheuchen, Ordnung zu stiften — und hierzu fühlt man etwas Drittes gestaltlos und stärker dabeiliegen, dies ist offenbar „Das weite Land“, aber man hat keinen Seheindruck, nur Erinnerung an einen Denkeindruck . . . ziviler Art, der einmal stärker gewesen sein muß; das ist wie eine Last, unangenehm zu erledigen, weil sie so schwer Greifbares hat, — das blitzt auf, oder dämmert nach, zwischendurch brüllt man „imschi!!“, würgt mit stählernen Händen dreie zurück . . . und kniet nun auf dem Medardus.

Es gibt Rückfälle. Sie wagen sich vor: man solle wenigstens etwas Gemeinsames für alle voranstellen, „Generalnenner“ . . . drei furchtbare Tritte. Und die Hand nicht vom Kehlkopf des Medardus. Hier bleibst Du. Soooo. Sammlung schwebt hernieder. Man kreuzt nun die Beine, lockerer, auf seiner Brust . . . Man versinkt. Nach kurzer Frist schleicht wieder Helene . . . Weg! . . . (Das ist jenseits vom Stück.) Abermals Friede. Sammlung. Nun erinnert man sich an Vorgänge, Wirkungen beim Lesen des Buchs. Man sieht mit offenen Augen . . . nirgendshin. Eine Diwanecke wird bei solchem inneren Rück-Sehen sichtbar, das Buch wird sichtbar, die eigne erhobene Hand, die es damals hielt, der Lampenschein jenes Abends, Geflecht und Schlurfblasen der edlen Wasserpfeife. Welche Eindrucksformen hatte man? Jetzt kommt es. Es schwebt hernieder. Zurück, Bande!!! Die Zeichnung auf dem Umschlag . . .

II.

Das ist es. Man sah Kanonen auf dem Umschlag. Bei Schnitzler Kanonen, die frei von Sarkasmus waren. Etwa Folgendes spielte sich innen ab.

Man denkt an den Leutnant Gustl (welchem von den Auflagen Schnitzlers die zweithöchste Zahl beschieden ist). Kanonen. Aus dem Untergrund bricht ein leicht atemschmälerndes „.....?!??“ Man liest im Bestande der auftretenden Menschen. „Sattlermeister“, „Drechslermeister“ — (ein zweiter Laut entringt sich). „Buchhändler“; das geht noch für den Arthur. Aber Sattl.....?

Immerhin setzt sich dieser Sattler ans Spinett und „schlägt beiläufig einige Tasten an“. Er ist vom Arthur. Wieviel Bewegung, welche Massen — ist es der wienerische Florian Geyer? (murmelt man). Jedenfalls: da schon im ersten Akt ein Prinz einen Selbstmord mit einer Bürgerstochter vorbereitet . . . denn sie haben es miteinander getan, wovon man in Berlin leise fragt: „Wollen wir das mal tun?“ Das haben sie miteinander getan, — sie dürfen sich aber nicht heiraten, sterben schon im ersten Akt . . . es ist vom Arthur.

Dieſer Sattler äußert, nicht unſymmetriſch: „Das Große zu haſſen iſt mir nun einmal nicht gegeben (auch wenn ich verſpüre, daß es mich vernichten kann). Und die Kleinen zu lieben, will mir nicht gelingen (auch wenn mein Geſchick mit dem ihren verbunden iſt)". So jener Sattler.

Dann ſpüllt ein Akt auf einem Friedhof, „darüber blaßblauer Himmel mit weißen Wolken". Es iſt vom Arthur.

Zuerſt blickt man immer befremdet auf den Umſchlag mit dem treuherzigen Geſchütz und denkt: er wird doch nicht zur Gegenpartei hinübergedichtet haben? Aber darauf ſagt man ſich, ſobald Eſchenbacher, der Onkel des Helden, angefangen hat: Ah, nein, Schnitzler ſorgt ſchon dafür, daß keine ſchlamperten Irrlehren aufkommen; er ſteht auf der linken Seite; er dichtet empfindungsvoll, aber radikal, — und es iſt ein Verlaß auf ihn.

Ein Student äußert, der Begeiſterungslärm im Krieg ſei „verſchlagene Angſt"; ehrlich wie der arme Mann im Tockenburg bei Roßbach; wie die Szene der homburgiſchen Todesfurcht, um deretwillen Kleiſt ſo angeſehen bei der iſraelitiſchen Bevölkerung daſteht — denkt man. Und alles dies nur ein Teilchen der Luftwitterung. Man ſieht ein Volksſtück ... doch mit Auffaſſigkeit in der Lehre. Die Lehr' iſt kurz — das Volksſtück lang. Bisweilen erinnert man ſich des Egmont; der Wirren in der Education sentimentale. Nun kann man im Präziſen, Schlagenden Ewigkeitswirkungen haben, doch ich finde ſie hier nicht. Vielleicht unmöglich ſie zu finden, wenn einer die wirkliche Bevölkerung der Stadt Wien darſtellt.

Aber an die Grenze dieſer Dinge kommt manches. Wenn über Medardus im Glück ein Schimmer weht von der Gleichgültigkeit gegen jegliches Schickſal anderer... Wenn durch alles Unglück ein Schimmer weht, wie wunderbar es iſt zu atmen ... Wenn etwas dämmert, als ob's bisweilen gar nicht auf gutes oder ſchlechtes Geſchick ankomme (links und rechts werden Menſchen gemäht, Freunde, Wackre, auch liebſtille Geſtalten, Unſchuldige) — ſondern darauf, daß dieſer ganze Betrieb da iſt. Daß man den Zauber mitmachen darf. Auch mit dem Entreebillett zur Qual, möcht' ich ſprechen ...

Dergleichen erahnte Züge ſcheinen mir wertvoller als anekdotiſche. Ein anekdotiſcher iſt in dem uralten Herrn, deſſen Mutter vor neunzig Jahren ſtarb, deſſen Vater vor ſiebzig, — ſo daß man der burgraves von Viktor Hugo gedenkt, wo gar ein Hundertzwanzigjähriger zu einem Neunzigjährigen ſagt: „Taisez-vous, jeune homme!" Darüber hinaus etliches farbgetönt; lecker in der Miſchung; Helene von Valois kaltheroiſch, zweckvoll, ... und doch mit der Sehnſucht, es, es, es zu tun. Hart hierbei Romaniſch-Literariſches im Verhältnis zu dem Wiener Bürgerſohn, den ſie etwas haßliebt, nachdem er (ſeinerſeits) am Grabe der Schweſter, nicht ohne gedruckten Anſtand, ſich gegen ſie feindſelig-feurig, doch nobel geäußert ...

Der Mensch in der Mitte, Medardus, wirkt in holder Jugend wie ein Herr von Hamlet'l. Er tut seine Tat nicht. Er will die Schwester am Hause Valois rächen: und wird der Sklav einer Valois. Er will Vater und Onkel an Bonaparte rächen: und schützt Bonapartes Haupt. Zur Buße besteht er auf seiner eignen Hinrichtung.

Für dies Weibsbild ist Liebe vorübergehender Zweck, für dies Mannsbild ist sie der Inhalt des Lebens. (Sonst meistens umgekehrt.) Eine Sprechweise manchmal aus dem achtzehnten Jahrhundert; aber nicht wie die Menschen sprachen, sondern wie die Menschen schrieben. (Die Sprechrede, scheint mir, war damals von der Schrift ferner als heut, im Zeitungsalter.) Alles umständlich. Ist es ein Jugendroman von Schnitzler, überarbeitet? Manchmal ist es eine jungitalienische Oper. Manchmal von Nieritz: ein Schandbube bekommt was mit der Hundspeitsche von den braven Leuten, der alte Gott lebt noch, das geschieht ihm ganz recht, dem gemeinen Kerl, dem. Ist es wirklich vom Arthur?

Sehr gut Getöntes. Doch zu reichliche Umstände. Die Lehr' ist kurz, das Volksstück lang.

III.

Ich gab den Medardus frei. Er war ausgesogen . . . Ich ließ ein andres sachte, sachte hervor, setzte mich drauf, es war das weite Land, ganz fest. Kein Punkt zum Packen. Alles vollzieht sich plan. Zivilisierung. (Am Anfang und am Ende Schießereien; man sieht sie bloß nicht.) Es scheint ein Gesellschaftsstück zu sein . . . und ist in mancher Hinsicht gleichwohl ein Menschenstück. So geweitet sind unsre Seelen. Soviel umfassen sie dicht nebeneinander von Dem, was nach alter Mathematik unvereinbar däucht.

In dieser Art. Die Hüllen fallen. Sind vier Jahrtausende sittlichen Turnens umsonst gewesen? Haben sie keinen Erfolg erzielt? Oder heißt der Erfolg: daß man nicht turnen soll? Daß man zur Zeit Shakespeares und Elisabeths zwar die Gabel nicht kannte: daß aber Spargel heut mit der Hand gegessen, etwas andres bedeutet, als es dazumal gewesen wäre . . . (denkt man). Oder daß es nicht mehr die Urwildnis gibt, jedoch nach allerhand staatlichen Ordnungen, Zäunungen, Bosketten wieder ein Stück Rousseau, . . . welches nicht dasselbe wie die Urwildheit ist (denkt man). Die Wiener, am Ende: die Menschen, bei Schnitzler, leben keinesfalls roh, sondern sie fangen an, gewisse Leckerbissen wieder ungekocht zu schlucken . . . (denkt man). Wölfe, die jahrtausendelang den Maulkorb getragen, die dürfen, Hunde geworden, schon ohne solchen . . . selbst einmal zuschnappen. Noch verhehlen sie, daß dieser Draht oder dies Leder nur so aussieht, als ob sie nicht zuschnappen könnten . . . denkt man.

Dieſe Menſchen begehn, wozu der Trieb ſie reizt, dieſer Fabrikherr, dieſe Bankiersfrau, dieſer Marinefant, dieſe Geſellſchaftstochter, dieſer Pianiſt, dies Edelweib — und jeder, wenn er es nicht rechtfertigt, könnte das rechtfertigen. Wo nicht bewußt, ſo ſicher unbewußt. Und weil dieſe Rechtfertigung unter der Oberfläche webt, darüber jedoch, jenſeits, der Schein und die Notwendigkeit von ernſten, tiefen Verordnungen weiter wankt: darum iſt es eine Komödie. Heut; in einer Zwiſchenzeit. Nicht mehr in maulkorbloſen Äonen . . . (denkt man). Ein kosmiſcher Heimatskünſtler iſt der Arthur. Eine Wienerin ſehr lieben, ſie einzig lieben, ihr doch untreu ſein; Freunde haben, ſie doch berauben; edel ſein, doch verbotenermaßen es, es tun; Alleinbeſitz verlangen, ihn doch in den Wind ſchlagen, ihn trotz dem Wind rächen; Verrat üben, doch ihm Geltung nicht zugeſtehn; mit heimlichſter Gefahr hingenommen werden und doch nicht lieben; erſchoſſen werden und doch nicht gehaßt ſein; ein Tatleben führen, doch nur ein Liebesleben ſpüren: das iſt eure Welt, das heißt unſre Welt. Ja, es heißt eine recht erträgliche Welt.

Schnitzler gibt häufig etwas Angewandtes und Lebensvolles, womit er ſchöpferiſch graue, hohe Lehren einer nordiſchen Ferne volkstümlich macht. Nicht nur das: auch weiterbildet; zerſtuft; inniger als galliſche Zwiſchentaſter und . . . im Gleichgültigen tragiſcher, deutſcher.

Mit alledem iſt es ein hingezogenes, nicht geſchicktes Drama, mit halbtoten Strecken — von einem Bodengewinner. Seiner Dramen jedes hat Punkte, wovor man in Gedanken den Hut zieht. Soviel über das weite Land. Ich ſtieg herunter, das graue Leuchten, die Manſardenlinie, der goldige Narr Eulenbergs ſchoß vor, ich nahm Platz darauf und ſah ihm ſteif in die Pupillen.

IV.

So der Arthur ein Heimatskünſtler mit europäiſchem Einſchlag: ſo iſt Herbert Eulenberg ein Heimatskünſtler für ſein Vaterland. Doch; vielleicht gibt es in Norwegen oder um Harlem (in England nicht mehr) Menſchen, die Werke ſolcher Art mitfühlen. In Italien . . . in Italien müßte von einem Hiſtrionen die ſchwärmende Torheit ſeines Helden in phantaſtiſchem Brio gewiſſermaßen halb logiſch gemacht werden, europäiſch, gemeinverſtändlich. In Slavenländern —. Dort begriffe man bloß das Gehnlaſſen. Das die-Flinteins-Korn-werfen. Aber das reale Aug etwa des Ruſſen forderte doch einen dichteren Zuſammenhang mit der wirklichen Wirklichkeit; es gewöhnte ſich ſchlecht an das ſchwankende Licht eines Halb-Märchentums. Ein Gallier lachte wohl gern über das Tarasconneſiſche bei Eulenberg, . . . doch nicht mit demſelben Unterton im Lachen wie wir: die wir von Jean Pauls Daſein wiſſen. Ecco.

Eulenberg ist ein Heimatskünstler für dies Land. Für seinen Westen und Süden.

Mitten in der Welt steht ein Welt-Fremder. Ein Geld-Fremder. Was liegt am Geld? Er ist ein Schöpfer des Zerrinnenden; ein schuldloser Träumerich. Besser dran ist (und Tieferes kennt) wer auch Münzen kapert, mag es nur für ein Jahrzehnt sein. Das Gestalten statt des Träumens, scheint mir, aber nur manchmal, ist Menschendienst und eine Verringerung, ein Herausschneiden, ein zerstückelndes, zweckhaftes Morden der Urgebilde. Vincenz ist nicht gestalterisch . . . Man sieht keine wunderbaren Wolken, sondern eine dünnere Nebelmenge.

Mit alledem webt Herrliches dort herum (aus dem sich ein Hinzukommender Gebilde bauen mag). Eulenberg baut nicht: er braut nur. Das goldig-unbeschränkte Kind erhält im beschränkten Getriebe nur dann einen Wert (einen Nutzen für die Andren), wenn seine Seifenblasen wirklich geblasener Seifenschaum und nicht bloß innerlich geblasen sind. Dort kann man sie auch nicht kontrollieren. Quod non est in actis, non est in mundo. Was nicht in den Akten ist, ist überhaupt nicht — so dumm und so klug fordern wir die Erscheinung der Dinge. Wenn schon träumen: dann Kunst träumen. Erschaffend im Träumen.

Auch diese Tragik bleibt ein Gegenstand für Dichter. Gewiß. Eulenberg sog Schönheiten daraus, doch er versprengt sie. (Als ob er, wie der Held, bald nur ein Für-sich-Empfinder wäre; bald einen Versuch wagte vor den andren in festgesetzter Stunde zu träumen.) Dies wurde sein Schicksal. Dies blieb sein Schicksal. Er will kein Vollender sein — oder hat es noch nicht werden können. Wenn von rings gepflanzten Türmen seiner guten Glocken manche scholl: Eulenbergs Stunde hat nicht geschlagen. Wann schlägt sie? Gesammelt sein ist alles — rief ich und nahm auf der Lustspieldichterin Fanny Platz, deren erstes Werk Bernard Shaw mitteilt. Ihre Wäsche schien zu knacken.

V.

Das Stück ist von ulkiger Symmetrie. In England bekreischt, in Deutschland berümpft. Neues Geschlecht auf der Insel, ein Sohn und eine Tochter, voller Gebrechen und Komik, doch mit einem Blick ins Freie. Wegen Trunksucht und Prügelns kommen beide zu sitzen. Umwälzungen im Spießigen. Eine Doppelmißheirat. Dem Sohn des Hauses eine Straßenläuferin. Der Tochter des Hauses ein Lakai, doch adligen Geblüts. Das Bürgertum Lloyd Georges hört auf, Shaw zu hassen — im selben Augenblick wo Deutschland fast aufhört, ihn zu hören. Es irren beide. Noch ist die Zeit nicht gekommen. Bloß der Unterschied zweier Länder wird klar. Dort verschmäht, hier gegessen. Dort gegessen, hier verdaut.

Er hat aber in sich Dinge, die zur Ernährung in dieser Gegenwart und mancher künftigen . . . fast unersetzbar sind. Sie werden es eine nicht kurze Frist bleiben. Denn Shaw ist: das Lachen von Karl Marx.

Gern hätt ich ihn von Angesicht gesehen. Ich schickte vom platten Land, Sommers, in Suffolk ein Telegramm nach London; doch er war in der Schweiz.

Ich sah nachher sein Haus. Die Fenster gehn auf die Themse. Drüben steht ein Schornstein mit „Liptons Tee". Drollig: gegenüber vom Fenster ist ein Schild mit dem Namen: Kerr. Darunter: limelight works. Ich wählte mir anspruchslos die vorletzte Silbe.

Hieran dacht ich, auf der Fanny sitzend, indem ich noch einmal zu allen vieren „imschi!!" murmelte.

Zugleich sah ich zurück, vor den zwei kämpfenden Familien der Insel glitt aus meinem Sommer etliches vorbei. Was? Es war Bobby. Von Aberdeen. Ein Menschenhund. Oder ein Mensch? Großer Kopf, schwarz, langes schwarzes Haar, großbeseelte schwermütig dunkle Augen unter Strähnen, kurze starke Beine. Aber ein ganz großer viereckiger Kopf. Wie ein tief nachdenksamer Rentier: nach Erkenntnis blickend, mit gefestigtem Takt und schwermütiger Zutraulichkeit. Beinah so menschenhaft wie ein Seehund; Seehunde sind neben den Rassen der Semiten und Indogermanen eine besondere. Ich gedenke meines Seehunds Naemi, den ich aus der Nordsee lebend zu mir in den Grunewald nahm: wo er auf meinem Balkon lebte, mir wie ein Kind nachlief; heulmauzte, man solle sich mit ihm beschäftigen; bis ihm ein Tierarzt in die rechte Flanke Strychnin sandte. Diesem Vieh, das seelisch bedeutender war, als die meisten Schriftsteller sind, kam Bobby von Aberdeen fast nahe. Nicht so gern hatt' ich Billy-Billy-Billy; weiß, kurzhaarig, alltäglich; nur am Strand auf den gehäuften Steinen, wenn das Grünweiße herandonnert, ist Billy-Billy-Billy wichtig, hervortretend, knabenhaft: er weint, man möge ihn doch etwas zu Werfendes holen lassen; er quält, bis man etwas hinflitzen läßt; er frißt hernach daran mit weitem Mund, wenn es auch ein Stein ist. Billy-Billy-Billy, gib ihn heraus. Nicht. So. Come here, good dog. Er liebt seine Kind-Herrin: mit ihrem weißblonden Haar, ihrem braungebrannten Gesicht. Doch ernster ist Bob. Dear, dear Bobby.

Jeden Mittag um Zwölf on the beach schwimmen und stoßgleiten an der Meerlänge dieser Dorfschaft ein Dutzend Menschen, zerstreut, Nadelgestalten tauchen wie Robben, Fischottern. Sommersonne blitzt auf hohe verlassene Wellen und über ein glückliches Land mit Efeu um graue, breittürmige Kirchen, mit Hecken, blühenden Wassern, Entenjägern, Kühen, alten Bäumen mit niedrig alten Häuselchen, Holzpuppen von einem früheren Schiffsrumpf davor, mit kurzem Rasen, mit Moorland, mit Ginster, mit Heidekraut, mit einem Fluß in der Tiefe, silbrig, an dicken Stämmen, mit Pachthöfen — mit dieser Küste

voll hochgerölltem Gesteins, mit Achat . . . und mit den tauchenden Robbenmädeln. Der Menschenhund, mit kurzen Beinen, schwarz, herrlich klotziger Kopf, sieht ernst, schwermutvoll die Rute wagrecht, die Lauscher hoch, in das Weltall —, gespannt. Good dog.

Oben über dem Meer Dunwich Abbey. Eine Ruine. Hoch sitzen wir. Vierzehn Kirchen, vierzehn Dörfer unten vom Wasser geholt.

Seitwärts tief abstürzend ist Sandboden, zerfallene Sargreste gucken seitwärts, ich greife Knochen, einen alten Backzahn mit drei festen Wurzeln. Aus manchen Orten der Nachbarschaft sind wir zusammengekommen. Nur Wesen dieser Insel außer mir. Die elfjährige Margaret und John und Arthur und Marjorie und Cecil und Lilian und Elsie. Margaret, elfjährig, die zu Haus auf Zeichenpapier ein buntes Engelchen auf einem Stein unweichlich malt und blood and tears schwitzt, wenn die Arbeit nicht fließt, sie bohrt dann mit dem Bleistift ein Loch in das Papier. John still-ritterlich, schlank, dunkel, mit buschigen Brauen. Herr und Frau Payne, jung, aus Irland, mit zwei ganz kleinen Kindern, die aus einem Bilderbuch geschnitten sind. Die alte Dame, ganz in Schwarz, ihre Tochter ganz in Schwarz, der Chauffeur bringt einen Pelz, es ist im August. Die Kinder spielen im Ruinenwirrsal. Das zwanzigjährige Mädel, blondweiß, Haar von der Wunderfarbe des Nordens, spielt selber wie ein Kind, sitzt bei den ganz kleinen Kindern (und den zwei Hunden) auf einem Grabstein, auf einer im See-Gemäuer auf den Boden gebetteten Steintafel mit steinern aufrechter Lehne. (Angelehnt sitzt sie platt auf der Erde zwischen den Kindern und den zwei Hunden.) Cecil sagt lachend: man dürfe nicht abergläubig sein, denn dieser Nachmittag beginne mit pain and care (Payne und Kerr). Vor Abend fahren alle zurück in ihre Nachbarschaften. Es ist ein Sommer. Etliche gleiten zu Rad heim, durch Suffolk. Durch Suffolk. Der Tag nimmt Abschied. Wir jagen durch überrötetes Gefild, rechts Brombeeren, links Moorland, Heidekraut, unten der Fluß mit Bäumen, schwellend bei Flut. Jemand erzählt im Abendhauch dem Nachbarn von einem verstorbenen Invaliden und einem Pächterhof. Von einem ehemaligen Bettler unten am Fluß. Es dämmert schon. Wir kommen über den Grafschaftsweg, immer Hecken, Wiesen, meadows (wunderbares Wort, man denkt an: Mahd), wieder Erika, Moorland, nein: weit umgatterte Besitzungen mit alten Bäumen im Korn; mit Luft auf den Wiesen am Abend; das Haus auf einem höheren Fleck, hinter dem grenzenlosen Zaun kutschiert ein governess cart, mit einem springenden Hund daneben.

Nachmittags, manchmal, in ein Kirchdorf, eine alte Frau zeigt die geschnitzten Bänke. Ein andres Kirchdorf. Der runde Turm steht allein, etwas weg von der Kirche. Alle klettern wir innen, nur auf Leitern, ganz empor. Von oben hinab auf den Kirchgarten und die Gräber ein ulkiger Blick. Oder

man raſtet am reifen Nachmittag (immer nach ſcharfem Sport) im alten Gaſthof einer behagens-gefriedeten Ortſchaft, einem Landſtädtlein, umbuſcht der Garten (worin die Bürger Zeit haben); mit, auf dem Raſen, bowl-Spiel; geſpielt von ruhig gefeſtigt friedvollen Einwohnern am Spätnachmittag. Neben dem Gaſthof mit alten Gegenſtänden, einem breiten und einem ſchlanken Mann und ſicher-ſtill geſchürzten Frauensbildern ſteht im viereckigen Garten auf dem kurzgeſtoppelten Gras ein Tiſch: wir nehmen Tee, auch des tartines von Weißbrot mit Butter, mit Honig, etwas Kuchen, die einzige gelagerte Flaſche Champagner; John hat nie Wein getrunken und trinkt nicht, weil er in einem beſtimmten Zeitpunkt vierhundert Mark von ſeinem Vater bekommt für nie geraucht und für niemals Alkohol geſchmeckt haben. Oder: man gleitet über Land nach einer Beſitzung, die abgeſchloſſen liegt, zum Tennis auf dem Raſen. And we had a tea. Die zwei Damen in Trauer ſind im Landhaus. Alle kommen aus der Nachbarſchaft. Auch das engliſch-weſtindiſche Geſchwiſterpaar.

Oder: am umdunkelten Abend Gänge, fern, an Steinen.

Oder man raſt mit den rings anſäſſigen engliſchen Freunden durch das Land, nach Beccles und Bungay und Halesworth.

Oder Gänge, wunderbar, über Wieſen mit Holzgattern und Vieh.

Jede alte Frau der Grafſchaft kennt die holden Begleiterinnen ſeit dem Wickelbett; dieſe ſprechen ehrfürchtig zu ihr.

. . . Die elfjährige Margaret radelt nackтbeinig durch Dorfſtraßen. Mary (neunzehn) trägt, wenn ſie bei der cook mit Äpfeln ſteht, eine Brille. Der junge rothaarige Edelmann und der Sohn eines müden Rats vom Schatzamt zeigen mir vormittags drüben im Städtle den Betrieb einer Brauerei: da ſieht man wie stout gemacht wird. Wir trinken welches . . . Oder abends iſt auf dem Lande Ball, in einem ſehr einfachen Leſeraum im Vikariatsgarten, um den eine kleine Steinmauer geht . . . Die Pauſen ſind das Schönſte . . . In der Steinmauer ein Hürdenausgang bei Büſchen, gelb der volle Mond hoch über dem Ausgang; unfern der Fluß mit der ſtill (um dieſe dunkle Zeit) in der Mitte liegenden Fähre, dem ferry. In der Flußflut, von der Mündung in die See kaum zwanzig Meter ab, iſt Waſſerleuchten. In einem Strom mit Ufern ſommerliches Meerwaſſerleuchten. Am Fluß ein Weg, bis wo ein bauchig-hohes Boot aufs Land gezogen bordgekippt liegt. Abgewandt von der Dorfſeite: abgewandt vom Ballraum mit ſeinem Holzdielenboden, der Klavierſpielerin. Abgewandt. Drüben das andere Ufer des Fluſſes und Buſchungen in der Nacht. Bobby. **Come along, good dog.**

Daran dacht ich . . . und ſtieg von Fanny herunter.

(Imschi . . . ! ! ! !)

I

Wieder hält das deutsche Volk Gerichtstag. Der große dumme Statist, der gläubig glotzende Eckensteher bewegt sich wieder und beweist durch Schreien seine Existenz. Bedeuten diese Anfälle von Existenzwut den Fortschritt? Ich weiß es nicht. Aber die Sturmflut braust heran, schwillt an, schwillt ab; und dann leuchtet wieder die Sonne der Zufriedenheit. Genau drei Jahre sind seit jenem 10. und 11. November verflogen, an dem das persönliche Regiment im Deutschen Reichstag auf der Anklagebank saß.

Jener erste Gerichtstag hatte tragische Größe und die persönliche Unzulänglichkeit der meisten von der deutschen Nation bestellten Ankläger wurde durch die Flut des Volksempfindens verdeckt, welche auch die Parlamentarier vom Liliputformat über ihr eigenes beschränktes Niveau weit emporhob. Die dumpfe Alltäglichkeit des deutschen Parlamentarismus hatte einer feierlich beklommenen Schwüle Platz gemacht, und als Fürst Bülow den Absolutismus ohne jede diplomatische Reserve preisgab, als selbst die Konservativen für einmal ihren Leibgardistenton aufgaben, da spürte man den Ruck: hier ist ein Neues in der deutschen Geschichte geschehen; hier schüttelt der sonst so friedlich schlummernde Kollektivwille die Löwenmähne und fordert sein souveränes Erstgeburtsrecht. Aber der Herrscher, an dem unsanft und oft mit rücksichtsloser Deutlichkeit vor aller Welt Kritik geübt wurde, durfte für seine absolutistischen Neigungen die edelsten Motive anführen, seine Seele war zum Überlaufen voll von Vorstellungen seiner messianischen Mission, und zudem hatte sein eifervoller Trieb trotz mittelalterlichen Allüren hinter dem mystischen Nebel des Gottesgnadentums ihn Dinge sehen lassen, die ohne Zweifel in der Richtung von Deutschlands Entwicklung lagen. Wenn eine starke deutsche Flotte zur Unterstützung unserer weltwirtschaftlichen Expansion eine Notwendigkeit ist, so war der Kaiser ihr Geburtshelfer. Dies und sein Eintreten für moderne Technik und Verkehrspolitik waren Aktiva von schöpferischem Anstrich, und es schien beinahe undankbar, daß man sich ihrer in der Stunde der Abrechnung mit den Gefahren seines unruhvollen Willens nicht mehr erinnerte. Die Ankläger waren ja keine wilden Republikaner sondern sehr zahme, sehr loyale Untertanen; und das preußisch-deutsche Königtum war keine Dekoration sondern eine ungeheure Realität unsres öffentlichen Lebens und stand noch jenseits aller Doktorfragen nach der besten natur-rechtlich begründeten Verfassung. Und endlich war der Charakter des deutschen Konstitutionalismus noch physiognomielos, der Zustand unsrer konstitutionellen Vorstellungen und Sitten rudimentär; dafür hatte der Druck von Bismarcks gepanzerter Faust gesorgt; und weil es patriotisches Gebot war, alle offenen Verselbständigkeitstriebe des deutschen Volkes als verbrecherisch zu stempeln, hatte der nervös gestimmte und heftig

um ſich greifende Herrſcher, der in ſtürmiſcher Vielgeſchäftigkeit ſich ausgab, ſubjektiv faſt ein Recht, ſich als deutſche Vorſehung zu fühlen und Einherrſchertum als Pflicht zu üben. Damals, nach Bismarcks Verdrängung, brach die Wunde des von ihm begründeten Syſtems zum erſtenmal auf, jenes Syſtems, das gigantiſche Einſeitigkeit und die Blindheit des großen Einäugigen zum Vater hatte. Eine Tradition, wie ſich das Recht und die Pflicht der monarchiſchen Initiative neben einem allmächtigen Miniſter zu behaupten vermöchte oder wie ſie ohne das Gängelband eines genialen Mannes ſich präſentieren würde, konnte Bismarck natürlich nicht ſchaffen. Als er Grund hatte, der verpaßten Aufgabe zu gedenken, tobte er draußen als Ziviliſt ſeinen koriolaniſchen Groll aus; aber es war zu ſpät. Zu ſpät, den großen und wärmenden Golfſtrom der gezügelten, ſittlich gebundenen Befreiung, in den die Stein und Fichte und Schleiermacher ihr Herzblut geſchüttet hatten, planvoll in das politiſche Becken ſeines Reichshauſes zu lenken. Für ihn zu ſpät. In ſeinem Bau klafften Riſſe. Sein Werk war ein Fragment. Und je plaſtiſcher aus dem Bauernvolke und der ſtädtiſchen Untertanenmaſſe der Induſtrieſtaat herauswuchs, je ſchärfer die deutſchen Menſchen ſich in ihm differenzierten, je gründlicher die neuen mächtigen Gruppenverbände die Dämme des Ständeſtaates erſchütterten: deſto befremdender blickte uns rings das Fragmentariſche unſres politiſchen Weſens an, und aus dem Wirrwarr ragten allein das organiſierte Proletariat und der bureaukratiſche Abſolutismus hervor: wie zwei Felſen aus Erz, zwiſchen denen ſelbſt — das zeigte jeder Blick hinter die Kuliſſen — das Königstum eingeklemmt ſaß; — und an denen des Titanen Kraft zuguterletzt zerſchellt war.

Das Perſönliche, über deſſen Gebaren man Unbehagen empfand, iſt inzwiſchen in den Hintergrund getreten. Aber was ſachlich war an der Wunde, ſchwärt weiter. Wunden laſſen ſich durch Erklärungen und Reſolutionen nicht heilen, über die Konſtatierung eines Loches iſt man an jenem Gerichtstag nicht hinausgekommen, und der weltgeſchichtliche Moment hat politiſch ein ſchöpfungsohnmächtiges Geſchlecht gefunden. Aber er iſt darum nicht verloren. Er hat in der Erinnerung ein poſitives Vorzeichen, er kann wenigſtens jeden Augenblick zeugend werden. Trotzdem die Sonne der Zufriedenheit inzwiſchen wieder hell geleuchtet hat.

II

Der zweite Gerichtstag hat wahlverwandte Urſachen: die nationale Erregung entzündete ſich an Vorgängen der auswärtigen Politik. Zielunſichere Leitung, bloßſtellende und erfolgverſcheuchende Methoden, enttäuſchende Reſultate. Dies iſt das Gemeinſame. Und nun iſt es äußerſt wichtig und charakteriſtiſch: Fragen der auswärtigen Politik, die zu drei Vierteln mit Diplomatie und der Kunſt des genialen Mannes zu löſen waren, führten zur Begründung von Bismarcks Abſolutismus (gemäßigt durch einen Pſeudo-Parlamentarismus). Alle Probleme der inneren Organiſation, der Machtverteilung zwiſchen abſter-

benden und aufblühenden Herrschaftsgruppen, der Bildungswesen und Justiz umfassenden Kulturpolitik blieben, solange Bismarck Steuermann war, Dinge zweiter Ordnung, so sehr sie auch auf die Nägel brannten und so tief sie die Volksseele aufwühlten. Bismarcks Genie und diese Dinge waren einander nicht kongenial, es bestand keine natürliche Affinität zwischen ihnen. Denn sie waren neu, neu, neu — wie alles, was mit Kapitalismus und Sozialismus zusammenhängt, die zueinander gehören und vorläufig einander am Leben erhalten; und Bismarcks innerpolitische Einstellung war, summarisch gesehen, vieux jeu. Das Innen und Außen liefen fast beziehungslos nebeneinander her, man suchte oft vergebens die Nabelschnur, die beides organisch verknüpfte. Das ist keine Verkleinerung, sondern Konstatierung, an der spaziergängerische Psychologie vorbeischielt. Aber heute — heute werden die Fragen der auswärtigen Politik durch innere Zustände erzwungen, man fühlt, wie in jedem innerpolitischen Konflikt Hauptlebensfragen der Nation mitschwingen, jeder spürt am eigenen Leibe und an der eigenen Tasche, wie Inneres und Äußeres miteinander verwachsen sind und daß ein Regierungssystem gezeichnet ist, das dem täppischen Zufall und einer geistverlassenen Überlieferung überläßt, den Spezialisten für diese Lebensfragen an die Spitze zu stellen. Unter Bismarck galt Schweigen um des Auswärtigen willen als Pflicht; es klang dogmatisch, wen man fragte: von wem und wie werden wir regiert. Unter seinen Nachfolgern, gleich von Caprivi an, gilt Reden um des Auswärtigen willen als retterische Tat, heute fragen die Realpolitiker und Patrioten: Von wem werden wir regiert? Das ist der Unterschied.

III

Und das ist die Hauptsache: es gibt, seit Bismarck eine große aber warnende Erinnerung geworden ist, kein Mittel mehr, die Ohnmacht des Systems zu bemänteln. Die Konservativen und die Nationalliberalen spielen Komödie, und nicht gar selten: absichtliche Komödie, wenn sie das System unangetastet und in der Glorie eines nationalen Heiligtums erstrahlen lassen, aber dessen Handlanger mit hohen Worten und drohender Gebärde in den Anklagezustand versetzen. Das machte den zweiten Gerichtstag im November 1911 zu einer unerträglichen Farce. Welcher traurige Mut, einen Bethmann abzuschlachten und Kiderlens Bluff-Methoden zu brandmarken, wenn die Ersatzmänner von morgen durch andre Tangers und Algeciras und Agadirs den Krieg unvermeidlich machen, oder neue Wallungen und neue Gerichtstage heraufbeschwören. Durch wen wurden unsre Regierenden in die Sonne gestellt, zu Steuerleuten erkoren? Waren, vor der Gnadenerhöhung, ihre Leistungen von den Sympathien wichtiger Volksteile getragen? durften sie sich berufen glauben, gärende Millionenwünsche zu entbinden und mit als genial bewährtem Instinkt den Weg des kleinsten Widerstandes zu finden? Hier liegen die wahren Strauchel-

ſteine, nur hier; ſolange die nicht aus dem Weg geſtoßen werden, gehören dieſe Gerichtstage unter die Rubrik billiger Theaterſenſationen. Und obwohl das Publikum da draußen über die Höhe der Zeche erſchrocken iſt, die es zu zahlen hat, aber in ſeinem dunklen Groll des rechten Weges ſich noch immer nicht bewußt ſcheint, drängte ſich auf den Tribünen des Reichstages mondänes Volk, das an der patriotiſchen Erregung im Hauſe und der Flut von Anwürfen und Vorwürfen unter den Auserwählten ſich letzte und wie zu einem Sportfeſt mit Überraſchungen gekommen ſchien. Und dann: die Reden in dieſem Reichstag, der in der Kunſt der Selbſtentmannung nicht erſt geſtern das Unbegreifliche leiſtet! Ich kann Baſſermann als Spezialiſt für Auswärtiges nicht ernſt nehmen, — aber auch in der inneren Politik iſt er durchſchnittlich, ſchwankend, zielunſicher, leicht ins Netz hoher geſellſchaftlicher Beziehungen gelockt; mehr Objekt als Subjekt der Verhältniſſe. Es iſt nicht lange her, daß er in den Grunewald zu Harden als Orakel pilgerte; und heute beweiſt er ſeine diplomatiſche Selbſtändigkeit durch den poſthumen Vorſchlag, in Südmarokko hätte Sultan Mulen Hafids Souveränität ausgerufen werden können. Die anderen Kritiker waren noch ſchwächer und matter und mündeten in den Froſchmäuſekrieg der zweiten und dritten Garnituren. Ein Skandal war ihre Sachunkunde; jeder beſſere Holzbock der Preſſe beſchämte die Auserwählten. Überhaupt: ich werde noch zum Lobredner der Preſſe. Dieſe Leidenſchaft, dieſe Wachheit, dieſe ins Kleinſte dringende Sachkenntnis . . Gegen ſolche Kritik der „Berufenen" blieb Bethmann Hollweg im Recht; hätte er ſo viel Witz wie Ernſt, ſo konnte er die Karikatur unſerer parlamentariſchen Diplomatie und diplomatiſchen Kritik leicht nachweiſen und zeigen, daß ſie bis tief in die Bülowzeit zurück von kindlicher Leichtgläubigkeit ſtrotzte. Es war eine lendenlahme Debatte, die Worte verſtimmten, nur das eiſige Schweigen nach dem Rechtfertigungsverſuch des Kanzlers war beredt. Wozu dieſes hinterherige Toben, wozu dieſe lärmvollen Wallungen, wenn man entſchloſſen iſt, an der großen ſtaatsrechtlichen Lüge feſtzuhalten: daß unſer Syſtem das Beſte aller denkbaren ſei. Wie heißen die Leute, die uns in den Sumpf getrieben? Sie ſtehen meiſt im Gothaer. Sie wurzeln in der Feudalität oder dem von dieſer ausſtrahlenden Dunſtkreis. Wo eine bis zur Genialität geſteigerte Gewiſſenhaftigkeit amtiert, wird ſie unbequem und als Fremdkörper ausgeſtoßen: Poſadowsky. Miquels ſchöpferiſches Talent ſog ſeine Nahrung aus dem jugendfriſchen Erdreich, das die Gegenwärtigen und Schaffenden bebauen. Aber ſolche Fälle bleiben Zufall, ihre Wiederholung würde den Sinn des Syſtems fälſchen . . . Auf der Gegenſeite ſind Cambon, Bertie, Barère, Caillaux — der, zur Rechtfertigung des Kongovertrages, unübertrefflich klar die Nötigungen zu kolonialer Expanſion nachwies — Asquith, Lloyd-George Männer der gemeinen roture, Männer, die für die Welt der Gothaer einfach nicht exiſtieren, aber mit ihren Inſtinkten den Elemen-

targeistern unserer Zeit naheſtehen . . Herr Frank, der would-be Laſſalle, rührte an die Wurzel des Übels: das Syſtem der Ausleſe der Regierungsmänner und die ſchöpferiſche Ohnmacht des auf Kritik beſchränkten Parlamentes. Aber er hat kein Verſtändnis für die Grundſchwierigkeit unſrer auswärtigen Politik, die der Kanzler ſehr richtig definierte: allzu ſpät und von einer mächtigen Gegenkoalition gehemmt und eingeengt iſt Deutſchland ins Kolonialpolitiſche und Weltwirtſchaftliche gedrängt worden; es kam nach der Verteilung der Erde, nach ihrer Okkupation durch England, Rußland und Frankreich. Es iſt übrigens ſeltſam, wie ſchnell man Laſſalles Nachfolge vergibt, der, man merke wohl, für die Annexion von Schleswig-Holſtein eintrat. Die paar guten Pointen und geiſtreich kecken Einfälle, die Frank zu bieten hat, ſind noch kein Erſatz für die geſchichtliche Intuition, mit der der jugendliche Stürmer das Syſtem der erworbenen Rechte ſchrieb, und das weltgeſchichtliche Pathos ſeiner Rede, jenes weite, ſchwingende, treibende Pathos, das, ähnlich dem des Mirabeau, neben den kleinen Lumpigkeiten und Narreteien ſeines privaten Charakters als ein Unbegreifliches und nicht zu Erwollendes ſtets beſtehen wird. Ach hätten wir ihn nur, dieſen Laſſalle, den die Stunde erſehnt. Die Eunuchen ſeiner Partei wären wie Spreu vor dem Winde und die große ſchöpferiſche Linke mit ihrer Syntheſe aller bejahenden Kräfte wäre keine bloße Wünſchbarkeit mehr . . So bleibt uns die ohnmächtige Frage der Bergpredigt:

Ihr ſeid das Salz der Erde!
Wo nun das Salz dumm wird,
Womit ſoll man ſalzen?

So bleibt als der dramatiſche Höhepunkt dieſer jüngſten Gerichtstage der Moment, wo der Kanzler Herrn von Heydebrand das patriotiſche Feigenblatt wegblies, das die Schamteile des konſervativen Egoismus am 12. Januar 1912 decken ſollte. Und bleibt, als pikante Würze der ganzen Aktion und Wegweiſer in beglückendere Zukünfte, der in einer Hofloge gegen die kaiſerliche Politik demonſtrierende Kronprinz des Deutſchen Reiches . .

IV

So ein Bericht macht den Leſer bitter, aber erſt recht den Schreiber; und ich fühle mich gedemütigt. So beherrſcht dazuſitzen und mit dem ſchwarz betupften Federkiel in der wehen Wunde eines edlen und wachstumsbedürftigen Körpers zu wühlen, — es lähmt die Glieder und Geiſter. Aber man verweiſt auf den 12. Januar und heißt uns hoffen. Da fällt mein Blick, von ungefähr auf die Wahlaufrufe der Freiheitsparteien. Ach dieſe Programme! Können gedruckte Sirenenklänge mit ihrer monumentalen Nüchternheit und ihrem ſchlecht verhüllten Brudergroll locken, können ſie die Nebelſchwaden vertreiben, die ſich ſchwarz über dem gelobten Lande der Freiheit lagern?

Für Liszt

Busoni, der nie bei Liszt lernte, aber sein geistvollster Interpret wurde, feiert den Lisztwinter mit sechs Klavierabenden, an denen er stolz, mutig und unübertrefflich seine Hauptwerke spielt und unser oberflächliches Urteil über diese oft blitzende, bisweilen tiefe, immer virtuose Kunstgattung ordnet und stärkt. Seine Leidenschaft ist mächtig, seine Empfindung musikalisch, sein Anschlag ganz persönlich und in unvergeßlichen Farben. Gleichzeitig stellt er seine musikalische Welt in der Komposition einer „Sonatine" dar, Sonatine mit einem Lächeln — ein klingendes Stückchen, von dem ich einmal etwas sagen muß. Dieses merkwürdige Stück ist ein Kind von Liszt, bei dem Chopin und Beethoven Pate standen. Die grenzenlose Weite des europäischen Esprits von Liszt ist seine Atmosphäre, aber darin ist ein erstes Thema, schluchzend wie aus einer Chopinschen Ballade, auf seufzenden Akkorden, von dunkler Schönheit, und ein zweites, ein Fugenthema, in seiner verlorenen Weltlichkeit und abstrakten Erdenlosigkeit durch Trillerketten und kanonische Stakete in der Luft hängend, das den letzten Stil Beethovens fortbildet und mit jener Sinnlichkeit des ersten Motivs konfrontiert, ein Drama, wie es wohl in Liszts Kopfe hätte entstehen können. Dies ist der Inhalt und die Einheit. Nachdem das erste Thema wachsend variiert ist, wobei Dreitakt und Zweitakt sowohl horizontal als vertikal vermischt werden, hat sich schon das zweite Thema angekündigt, das nunmehr seine Fugenlaufbahn beginnt. Eine sonderbar freie Figur, nur in Ganztönen, mit Terzen und Sexten sich erweiternd, fängt zu rauschen an, das Fugenthema beschattend, hinter dem Thema I wieder umgekehrt sein Gesicht gezeigt (im Spiegel), um durch eine wunderbare Pedalkombination fundiert sich neu einzurichten, Motive der ersten Variationen, Triller, luftige Läufe sich assimilierend, in Phantasie sich auslebend, das Fugenthema von fremden Tonarten kontrapunktiert, alles klingt an, alles sucht sich zu finden und erstaunt wie vor dem eignen Wunder. Der Schluß drängt nicht. Dies ist die bemerkenswerte Disposition eines nicht traditionslosen, und doch vorgerückten modernen Klavierstückes, dessen ungewohnte, geistig schwingende Klänge dem Studium sich klären und sehr vertiefen. Scheint diese Dreiwelt nicht wie ein inneres Pedal, durch das Unvereintes zu neuer Kunst und Wirkung, gegen die Gesetze, zusammenklingt? Das innere Pedal! Busoni ist der Prophet des äußeren Pedals, dieses Bildes des Himmels, Strahls des Mondlichts, wie er es nennt (Zitat in Galstons Studienbuch). „Die Wirkungen des Pedals sind noch unerschöpft, weil sie noch immer die Sklaven einer engherzigen und unvernünftigen harmonischen Theorie geblieben sind. Das Pedal ist verrufen. Sinnlose Ungesetzlichkeiten sind daran schuld. Man versuche es mit sinnreichen Ungesetzlichkeiten."

Schon ist dieses neue (und doch beethovensch alte) farbenmischende Pedal, das die Note wieder ihre Note entkleidet, in der Sonate des jungen Korngold, die soeben erschienen, überall gespielt, als ein unbegreifliches Wunder dieser Begabung vor uns liegt. Es sind vier Sätze der hergebrachten Form, der erste, pathetisch ausgreifend, der zweite ein verfeinerter Walzer, der dritte eine sinnende Melancholie, der vierte etwas spröde und stilgemischt eine versuchte Lustigkeit — gewiß hängt unsere Zeit mit Zentnern an dieser Musik, aber man empfindet, wie sie ein Knabe in seine doch noch sehr hingebenden Arme schließen will, so froh jeder Klangwirkung, so trotzig in den weit

gegriffenen Sekundenseptimen, so verspielt in den Kontrapunktiken, so aufhorchend in unaufgelösten Verhalten (den Begriff Auflösung kann man nun abschaffen), und vor allem so warm und atmend und liebevoll in der Breite und dem Aufsteigen und Sinkenlassen der wahrhaft melodischen Motive. Dieser unheimliche Knabe umarmt all unsere Vergangenheit und lauscht in die Zukunft. Es ist gut, daß er noch ungleich ist. Ihn zehrt keine Krankheit der Überreife und keine Neuerungssucht. Er ist gar nicht der Vorderste, aber er ist einer der Stärksten und Beseeltesten. Wenn er das Klavier in das Orchester übersetzen wird (es ist schon Orchester!), so wird nicht nur die Logik, auch die Echtheit seiner Musik in ihrem freien Lichte stehen.

Alles ist für Liszt in diesen Tagen, die Zukunft des impressionablen Klaviers, seine symphonische Gegenwart und auch seine historische Vergangenheit. Wanda Landowska hörte ich wieder spielen, die den Stil und die Technik und die Instrumente (und die Intimität auserlesener Gesellschaft) alter Epochen sich so zu eigen machte, daß sie sie ganz ausfüllt. Vielleicht war das bebende schwache Klavichord, auf dem sie Froberger und Friedemann Bach spielte, nicht eindringlich genug: es war ein Museumsinstrument. Aber auf dem eigenen Pleyelschen Cembalo ist ihr Spiel ein Genuß von seltener Art, so tänzerisch graziös, so primitiv farblich in den Registrierungen und so altmodisch rauschend in diesem seidigmetallenen Klang. Alte Virginalstücke hören wir von vergessenem Impressionismus: Nachtigall, und fallendes Laub, und Glocken. Und Bachsche Architektur gliedert sich in feinem, in freudigem Takt, ohne Hindernisse der Seele unserer Zeit. Ohne Hindernisse spielt sie dann Mozart auf dem Hammerklavier, so technisch unvirtuos, in die Finger verliebt, in den anmutig drehenden Daumen und die sauber geknüpften Phrasen, so pedallos und kinderrein — wir alle spielen ja Mozart durch Beethoven hindurch, und Beethoven durch Liszt; für ihr Stilgefühl ist Beethoven noch nicht geboren, ist kein Liszt geahnt und die naiven Lüfte umfächeln uns, deren Gewitter wir erst erleben sollten, deren unendlich fruchtbaren Segen wir noch kaum absehen können.

Oskar Bie

Die Seele des fernen Ostens

Ein Professor der Mathematik und Naturwissenschaft, der Ostasien bereist und nach seiner Denkweise, nach seiner Erkenntnis und Erfahrung von Lebensgesetzen betrachtet hat — wenn sich der nachher eines Tages gutgelaunt hinsetzt und uns seine Beobachtungen und Betrachtungen gutgelaunt wissen läßt — der kann uns schon etwas zu sagen haben. Von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ist ihm vor allem eins in Fleisch und Blut übergegangen: kurze exakte Ausdrucksweise. Und wirklich, das Wohlgefühl, das uns eindringliche Kürze verleihen kann, liegt auch in der klaren knappen Zusammenfassung, in die er eine vielfache, schwer zu bewältigende Masse von Erscheinungen bringt, liegt in der mathematischen Formel, die er für die ganze gelbe Rasse gefunden hat.

Er sagt also: „Was wir von unserem Standpunkt intuitiv in einer bestimmten Weise sehen, sehen sie (die Gelben) ebenso intuitiv in der diametral entgegengesetzten Weise. Verkehrt zu sprechen, verkehrt zu schreiben, verkehrt zu lesen ist nur das Abc ihrer Verkehrtheit. Diese Gegensätzlichkeit erstreckt sich viel tiefer als auf bloße Ausdrucksformen, bis hinab zum eigentlichen Denken ... Angefangen vom Niederstellen eines nassen Regenschirms auf den Griff anstatt auf die Spitze, bis zum Anreiben des Zündholzes von sich weg statt zu sich heran, scheint es in unserem Alltagsleben keine noch so geringfügige Handlung zu geben, die sich bei ihnen nicht in ihr Gegenteil verkehrte — parallel, aber immer entgegengesetzt."

Parallel — aber immer entgegengesetzt: wenn man das auf der zweiten Seite des Buchs gelesen hat, so wäre man geneigt, das Buch zuzuklappen und mit dieser mathematischen Aufstellung herumzugehen, um an ihr alles Wissen über den fernen Osten, alle Erfahrung, die man etwa selber mit gelben Leuten gemacht hat, zu erproben. Wenn man nicht doch weiterlesen würde, da man von diesem höchst interessanten Inhalt sogleich mehr genießen muß, gefangen genommen von der inneren Nettigkeit dieser Worte, gefangen genommen davon, daß es ein so tiefgründiges Thema ist, das mit der allerbesten Laune behandelt ist, mit jener, welche ansteckt; gefangen genommen von dem Sprechton eines Gelehrten, der Leichtigkeit und Glanz in die Begriffe und die Terminologie bringt, die er von Mathematik und Naturwissenschaft herübergenommen hat; dieses Gelehrten mit seinen klugen, sicherlich scharfen, sicherlich blauen Augen (oder er hat eine außerordentlich scharfe Brille aufgesetzt, so eine, die ein Gesicht sympathisch macht, weil sie so ganz zu dem Gesicht, der Stirne gehört). Denn mit dieser Schärfe, mit dieser forschenden Nachdenklichkeit hat er einmal die westliche und dann wieder die östliche Halbkugel angesehen, nicht anders als hielte er den Erdball in der Hand und studierte nicht ohne wissenschaftliches Wohlgefallen dieses so merkwürdige und so kleine Ding; — diesmal eben unter dem Gesichtspunkt, wie sich die beiden Hälften wohl von einander unterscheiden mögen, und wie sich der Unterschied auf eine treffende Formel bringen ließe, die Geist genug enthält, um als erschöpfend gelten zu können, und Tiefe genug, um die Einheit im Trennenden wissend zu betonen.

Percival Lowell heißt dieser Mathematiker und Naturforscher, und nicht zum erstenmal untersucht er einen Weltkörper auf diese Weise. Er hat schon von der klaren Bergluft Arizonas aus den Mars beobachtet, über seine Jahreszeiten und die periodische Verdoppelung seiner Kanäle hochinteressante Hypothesen aufgestellt. Dieses glänzende Buch nun „Die Seele des fernen Ostens" (deutsch bei Eugen Diederichs in Jena) zeigt ihn in ganz ähnlicher Haltung mit der Erde beschäftigt, und zeigt einen durch und durch neuzeitlichen Menschen, einen von den Männern, vor deren Wissen, Geist und Energie die Erde noch kleiner geworden ist als sie der Verkehr schon gemacht hat. Kleiner, aber noch unendlich wertvoller. Denn er scheint mir eine von diesen sehr westlichen Naturen zu sein, denen das Erbteil der germanischen Voreltern: die Wanderung, unaufhaltsam treibend im Blute sitzt. Dieser Drang, der sich für Jahrhunderte nach innen geworfen hat, das Leben um eines inneren Zieles willen bildete, erst die germanische Religion, dann die germanische Wissenschaft erzeugte, und sich beides nur dazu entwickelt zu haben scheint, um auf Grund ihrer Errungenschaften, die heute das Angesicht der alten Erde verwandelt haben, die uralten Instinkte des Jägers und des Nomaden wieder ausleben zu lassen, schon verschwistert mit einem ungeheuren Heimgefühl auf Erden, einer Diesseits-Gläubigkeit: denn dieser Geist, den rastlose körperliche Ausbildung zu stählerner Energie und Klarheit befähigt, scheint sich nun nichts anderem zugewendet zu haben als der Unterwerfung der Erde, eine ungeheure Erweiterung des Selbstbewußtseins zu kosmischem Machtgefühl. In dieser Lebensstimmung gehn die Leute ins innerste Afrika jagen, den Nordpol und den Südpol suchen — gehn überhaupt aus, irgendeinen Rekord zu schlagen: wie ein amerikanischer Gelehrter denn auch dahin gelangt ist (es klingt amerikanisch, ist aber ernst zu nehmen), das Weltall für meßbar zu erklären.

Und da werden wir auch schon inne, was für ein letztes Geistiges es sein kann, in dem der Amerikaner den grundlegenden Unterschied zwischen der weißen und der gelben Rasse ermittelt. Ist er doch ein

Bürger des Landes, in dem Emerson sang: Vertraue dir selbst! Jedes Herz vibriert mit dieser eisernen Saite! und in dem Walt Whitmans breitspurige Prärienprophetie sich verkündete: „Vergrößernd und anwendend komme ich, und schon beim ersten Schritt überbiete ich die alten vorsichtigen Höker". Lowell findet den Unterschied zwischen Ost und West in der Stellung, die der Einzelne einnimmt, in dem Akzent, der im öffentlichen Leben auf den Wert der Persönlichkeit fällt, mit allen den Folgerungen dieser Betonung bis in die Psyche des Individuums. Er konstatiert von West nach Ost schreitend eine Abnahme des Persönlichkeitsgefühls; der Angloamerikaner (gemeint ist aber eigentlich doch der Engländer) ist der vollendete Individualist — es ließe sich ergänzen, daß es besser auf den Grönländer stimmt, der, wie neulich hier zu lesen stand, für das Gemeinwohl überhaupt kein Gefühl hat, — der Gelbe ist da für die Familie, die Gemeinschaft, hat keinen andern als den allgemeinen Geburtstag zu feiern, hat nicht zu lieben, sondern zu heiraten wer ihm gegeben wird und führt ein persönliches Leben erst nach seinem Tod als Ahnherr. Aber es ist nun das Neue und Fesselnde an Lowells Arbeit, wie er über bekanntes Tatsächliche hinaus, über leicht zu gewinnende Ausblicke zur letzten seelischen Disposition der Rasse vordringt und sie begreiflich macht: den Umfang dessen bestimmt er, was an Welt in die einzelne Seele eingehn kann, damit sie es verarbeite und schöpferisch zurückgebe, als den neuen Lebensstoff, den Menschen einander reichen können. Und er vergißt auch nicht zu zeigen wie alles Lebendige unter sich verbunden ist. Es sind Grenzfragen von Ethnographie und Biologie, die da behandelt werden; aber man sagt vielleicht lieber: das Leben selbst ist tiefsinnig betrachtet. Wenn er ausführt, wo das Unpersönliche in der japanischen Sprache steckt, so rührt das jeden an, der eine Beziehung zu seiner Sprache hat, also jeden Gebildeten. Das Fehlen der Personifikation in Sprache, Naturbetrachtung und Religion aber hat geheime sittliche und sinnliche Zusammenhänge mit der Höflichkeit der Rasse, mit ihrem Geschmack in der Kunst (die den Menschen nicht idealisiert, nur allenfalls seine reale Öffentlichkeit darstellt, auf dem Niveau der japanischen Masse: dem Lachen), Zusammenhänge schließlich mit ihrem Mangel an Einbildungskraft, der sie etwa, höchst unoriginell, eine vorgeschrittene Zivilisation nachahmen läßt, heute die europäische wie einst die chinesische; — und hierin erblickt Lowell das Schicksalbildende im Wesen der Rasse. Sie ist nie gereist, die ungeheure Schulung der Phantasie ist ihr entgangen, welche die westlichen Völker, vom Aufbruch der arischen Stämme an bis zur Einwanderung nach Amerika, bildete; und so ist sie fertig. Sie ist fertig, so weit es eben geht; aber es geht nicht sehr weit. Die erwachsene Form eines niedrigeren geistigen Typus.

Eine alte Menschenrasse, und eine die fertig ist: — hier finden wir uns an Grenzen geführt, nein wir meinen in einen Abgrund zu starren. Oder vielleicht den Mond zu sehen und sein Mildes nicht mehr zu empfinden, sondern nur sein Schreckliches.

Max Mell

Albert Samain*

Nun sind schon einige der ausgereiftesten jungfranzösischen Lyriker tot: Charles Guérin, Emmanuel Signoret, Albert Samain und zuletzt Jean Moréas. Der erste Gestorbene war Albert Samain, für den jetzt in Deutschland ein kleines unaufdringliches Büchlein wirbt, ein Büchlein, wie ich es einem jeden verstorbenen und lebenden französischen Lyriker wünsche. Samain hat

* Albert Samain, Gedichte. Übertragen von Lucy Abels. Mit einer Charakteristik Samains von Helene Herrmann. Berlin, Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngraeber.

das Recht des Älteren, denn er ragte noch in die Zeit hinein, wo man als Dichter durch den Parnaſſe hindurch gehen mußte. Heute wollen noch einige in ihm einen verſpäteten und nicht extremen Parnaſſien ſehen, aber ſeine Seele iſt ſo ganz und gar die eines Symboliſten, ſeine Form ſo voll von den neuen überraſchenden Ausdrucksſicherheiten, die dem jungen Symbolismus eigen waren, daß man dieſen ſangreichen, durch und durch zitternden Lyriker unter die Neuerer verweiſen muß. Er war nicht hart, und keineswegs ſkulptural, er war eine in die Natur verlaufende Seele, deren ganze Gefühlsſprache ſymboliſtiſch iſt; er war auch nicht frei von den Schwächen der Schule und der Zeitgenoſſen: er war ſich ſelbſt zu intereſſant und in manchen Dingen ein verſpäteter Romantiker.

Ein Schwindſüchtiger, der zwei Jahrzehnte lang, beinahe bis zu ſeinem Tode in einer Pariſer Schreibſtube ſaß, dann einen kurzen Ruhm beſcheiden lächelnd auffing, und zu einem guten Freunde nach Magny-les-Hameaux ſterben ging, ein ruhiger, ſicherer, nur etwas ſcheuer Menſch: das war Samain in ſeinem Leben, wie ſein Freund Leon Bocquet es beſchrieb. Man hat ihn ſehr geliebt, und er ſelbſt war voll von Zärtlichkeit für alle Menſchen, zu denen er kam. Aber in ſeinem erſten Buch Au Jardin de l'Infante war mehr als Zärtlichkeit, Sicherheit und feine Ruhe, da war auch fieberhafte Erotik, viel verſchlungene Leidenſchaft und ein hiſpaniſcher Stolz. Das Buch war eine Offenbarung und gleichzeitig eine Enttäuſchung für die, welche Samain gut kannten; aber das Nebenſächliche ſchwand ſchnell und das Ewige blieb; und das Ewige war doch ganz aufrichtig, war doch ganz der gute, treue aber etwas komplizierte Samain, mit ein bißchen forcierter Poſe.

In dieſen Gedichten ſind die kleinen Legenden der Seele, Märchen, die an Brunnen verlaufen oder heimliche Abenteuer mit unerwarteten Abſchlüſſen; dabei ſtets eine ganz zarte Muſik, die oft nur ein Sprechen von abendlich zitternden Baumblättern iſt. Im Grunde iſt ſeine Sinnlichkeit doch von aller Barbarei, allem Stürmiſchen und Fordernden befreit. Es iſt keine Sinnlichkeit, aus der Kinder entſtehen, die auf die Verewigung der Gattung hinauswill; es iſt ein rein geiſtiges Spiel mit der bald trüben, bald hellen Unendlichkeit, in die alle feinen Frauenſeelen immer auch durch ihre Liebe hineinweiſen. Der Duft des Geſchlechtes bezaubert, intereſſiert ihn, aber hat ihn nicht bezwungen. Wenn er wie in Orgueil, wie in Cléopâtre die Tyranneien der Geſchlechtlichkeit beſingt, iſt er nur mit ſeiner ſtarken dichteriſchen Phantaſie, nicht mit ſeiner Seele dabei.

Daneben war in ſeinen erſten Gedichten die ganz bewegte, außerordentlich reiche und durchaus ſinnliche, über Verlaine weit emporragende Naturanſchauung auffällig. Manchmal ſind die Bilder, in denen ſeine Seele ſich ausläbt, von klaſſiſcher Magnifizenz; zumeiſt iſt in ihm — in ganz höherem Sinne genommen — nichts Republikaniſches, aber Empire, ſcheidendes Empire romain, erſterbendes second empire.

Dieſer Dichter, den man heute in Frankreich noch mehr liebt, als man ihn bewundert und der in einem halben Hundert ſeiner Gedichte nicht mit der Vergänglichkeit zu rechnen braucht, hat in ſeinem zweiten Buche Au flanc du Vase und in dem nachgelaſſenen Lyrikwerk Le Chariot d'or keine neuen Wandlungen gezeigt. Lucy Abels hat ein halbes Hundert ſeiner Gedichte übertragen, aber leider iſt es nicht das entſcheidende, unzerbrechliche halbe Hundert, von dem ich eben ſprach. Da fehlt die Elegie Quand la nuit verse sa tristesse au firmament, da fehlt das ſymphoniſch angelegte Klagegedicht Il est d'étranges soirs und Pannyre aux talons d'or und Incantation und dieſes und jenes. Ich habe nicht den Mut, ihr daraus ganz ernſthaft einen Vorwurf zu machen, aber ich kann ihr nicht ſo leicht verzeihen, daß ſie die Übertragung der

meisten Gedichte im Ton, d. h. hier tatsächlich in der sinnlichen akustischen Formgebung verfehlt hat. Sie hat auf das Singen, auf das Rhythmisieren, von dem Helene Herrmann in ihrem kritischen Nachwort so klug gesprochen, nicht geachtet. Und so bleibt trotz einiger gelungener, aber keineswegs vollkommener Verdeutschungen, jenes Nachwort das Beste des Büchleins. Zwar hat Helene Herrmann ihre Begriffe noch nicht fest genug in der Hand, aber es gelang ihr, wegen ihres Wissens und ihres Geschmackes doch, eine der besten Darstellungen vom Wesen des französischen Symbolismus zu geben. So hätte ich beinahe getadelt, anstatt uneingeschränkt zu loben. Denn ich wiederhole, daß ich jedem lebenden und verstorbenen französischen Lyriker in Deutschland ein solches Werbebüchlein wünsche.

Franz Clement

Das Rif

Herr Artbauer hat eine Tugend, die seinem stürmischen Temperament gerade am wenigsten liegt, in Nordafrika recht oft üben müssen, nämlich die Geduld, namentlich letzthin in Tripolis. Dorthin ist er vor beiläufig einem Jahre gekommen, um von da nach den Tschadgegenden, insbesondere nach Tebesti vorzudringen, einem der ganz wenigen Länder, die noch in der Gegenwart durch einen weißen Fleck auf unseren Karten dargestellt sind. Die Türken wollten den tatendurstigen Österreicher nicht durchlassen, und häuften Hindernis auf Hindernis. Glück kam zwar zum Unglück; wenigstens die italienische Besetzung von Tripolis konnte Artbauer als Augenzeuge mitmachen. Dagegen ist ihm jetzt die Aussicht auf Tebesti noch gründlicher verrannt, als je zuvor.

Vermutlich hätte unser Forscher besser getan, Tebesti von Sus aus zu „nehmen". Er konnte durch die Landschaft Adrar reisen, mit deren abenteuerlichem Scheich Ma-el-Ainim — „Wasser der Quellen" er gut bekannt war. Der Haken war dabei freilich der, daß er französische Linien hätte queren müssen. Andrerseits wäre dem Forscher zu Gute gekommen, daß er in Nordwestafrika schon gut bekannt ist. Zeugnis davon legte vor zwei Jahren ein Büchlein über Marokko, und jüngst eines über die Rifpiraten (Stuttgart, Schrecker und Schröder) ab.

Nun, eine „erste Kunde aus verschlossener Welt", wie der sympathische, aber mitunter allzu kühne Österreicher sagt, stellt sein Buch zwar nicht dar; denn Foucauld und Segonzac, die der Autor sonderbarerweise nicht kennt, haben vorgearbeitet; aber man mag füglich einräumen, daß eine große Fülle nicht nur reizvollen, sondern auch neuen Stoffes in dem Buche aufgespeichert ist. Was wiederum nicht hindert, daß man manchmal den Kopf schüttelt. Ein „atlassisches Arabisch" ist erstens ein barbarischer Ausdruck, und zweitens gibt es das nicht. Melila schneidet sich eher in den Hals, als daß es von der Muluja sich herleitete. Das Berberwort für Tag und Sohn zusammenzuwerfen, ist eine eben so lustige Verwirrung, wie die einseitige Lokalisierung der Schlöch (nicht schluh!) in Nordmarokko.

Wie gesagt, das Werkchen ist äußerst nützlich und außerdem ist es sehr flott geschrieben. Was aber der Verfasser uns billig hätte ersparen sollen, das ist das alte, leider niemals ausgesungene Lied von der Volkskraft der Vandalen, und der vandalischen Abstammung der Berber. Gewiß, man kann dutzende von Gesichtern in der Berberei herumlaufen sehen, die an Albrecht Dürer oder Ulrich von Hutten erinnern. Ich füge noch hinzu: Man kann dutzende von deutschen Ortsnamen am Nordwestsaum Afrikas wiederfinden. Aber muß das auf die Vandalen zurückgehen? Nein, auf die gemeinsame Unterschicht, nämlich die Basken in Deutschland, die mit den Berbern verwandt waren.

Zum Schluß noch eine aktuelle Statistik.

Artbauer schätzt die Einwohnzahl Melilas im Jahre 1880 auf nur 2500 Seelen, 1904 auf 11000, und 1910 auf 40000. Wohl bemerkt, ohne Soldaten. Es gibt das ein ganz hübsches site-light auf meine oft angezweifelte Beobachtung, daß in manchen Gegenden Marokkos der Bodenpreis in wenigen Jahren auf das zwanzig-, ja dreißigfache gestiegen ist.

Albrecht Wirth

Bonbon

Sie haben, gnädigste Freundin, sich bisher standhaft geweigert, Ihr Wien, auch ohne Ischl und Aussee, auf eine Woche zu verlassen um Berlins willen, der Stadt, an die ich leider gebannt bin, und die in Ihrer Phantasie als eine einzige Aktiengesellschaft sich darstellt. Hundertmal habe ich Ihnen alle die Gründe widerlegt, die ewig von den Kapuanern gegen die Dynamischen, von den Ringstraßenflaneuren gegen die Leipzigerstraßenrenner mit spöttisch erhobenen Brauen angeführt werden. Alle meine Widerlegungen sind fruchtlos geblieben.

Ich hatte Ihnen bewiesen, daß wir zwar keinen galanten alten, aber einen jungen energischen Kaiser haben, der zwar nicht täglich früh um sieben über die Mariahilferstraße in seiner habsburgischen Karosserie, dafür aber mittags zuweilen in einem weißlackierten Badeautomobil durchs Brandenburger Tor fährt. Mit der Beredsamkeit eines Lassalle habe ich den Tiergarten gegen den Volksgarten, die Hochbahn gegen die Fiaker ausgespielt, habe bewiesen, daß wir auch eine Burgmusik haben, auch ein Hofoperntheater, dessen Dirigenten sogar schneidige Titel wie die Generale tragen, während die Ihren (zum Vorstellen etwas umständlich!) „k. u. k. Hofoperndirektor des k. k. Hofoperntheaters" heißen, Kirschner habe ich über Lueger und Liebermann über Klimt getrumpft: es nutzte alles nichts. Denn am Ende lächelten Sie und sagten, indem Sie über ihr Jabot strichen, daß es mich durchschauerte: „Gehn's Herr Doktor, aber den Demel haben's doch net!"

Da mußte ich erblassen. Wir haben allerhand Konditoreien und Teestuben, aber was sind sie gegen Ihr Dorado dolce am Kohlmarkt. Nun, meine holde Kriegerin: ich triumphiere. Wir haben jetzt „auch an Demel!" Hören Sie, wie das Schicksal spielt.

Arglos trete ich gestern Nachmittag aus der Bibliothek (Sie würden sagen k. k. Hofbibliothek), wende nach den Linden um, sende einen melancholischen Seufzer nach den Fenstern des Hotel de Rome hinauf in Erinnerung an exquisite Soupers, deren Hallen jetzt abgebrochen werden: mit einem Male fällt mein Auge (zweiter Akt, bemerken Sie?) durch ein mittelgroßes Schaufenster, worüber in zierlich weißen Buchstaben steht: Schloßkonditorei.

Ein Königreich für einen Rhapsoden! Meine Feder, die Schlachten gemalt, Throne, Spelunken, die Wüste und das Meer, erlahmt vor der Aufgabe, diese fraisefarbene Phantasmagorie zu beschreiben.

Kommen Sie, gnädigste Freundin, ich will einen Wagen ohne Benzin bestellen, mit zwei wirklichen Pferdekräften davor, den Kutscher will ich ausstaffieren wie einen Fürsten, das heißt Fiaker, das Feuer zweier ungarischer Hengste wird uns durchs Siegestor, wird uns die Linden hinauftragen, via triumphalis, Sie werden lächeln, ich werde strahlen, und plötzlich werden wir vor dem fraisefarbenen kleinen Wunder halten. Dem Fürsten da oben werde ich die Wiener Goldrate in Mark einhändigen, und nun, gefolgt von einem Detektiv und einem Gerichtsirrenarzt, die der Berliner Kutscher infolge meiner Tare herbeigerufen haben wird, werden wir eintreten. Ha, Stunde des Sieges! Was ist dagegen Demel? In Gold und Erdbeer träumte hier ein Wohnkünstler. Wir sitzen in einem kleinen Salon des Louis Seize, kurz bevor sein teures Haupt in den Sand der Phrase rollte, entzückend gerafft weiße

Seidengardinen wellen sich an den Fenstern auf, mit heiter blumigen Stoffen sind die Wände bespannt, über die goldenen Tischchen, die dicht beieiander stehen, wie jene Herde in der Sonne von Segesta, von der ich Ihnen erzählte, sind Spitzentücher unter Glas gespannt, eine reizende hochblonde Wienerin versucht meine Bemühungen um Ihren silbernen Fehpelz zu ratifizieren, ja, als sie Ihnen entgegenruft: „Küß' die Hand, gnä' Frau" sind Sie im Begriffe, sie mit einer Wiener Träne zu umarmen, da . . . ein Blick, im Hintergrunde baut sich der Tisch der Kuchen auf! (Dritter Akt). Mit zagen Trippelschritten werden Sie auf dies Wunder zugehen, denn dort harren Ihrer alle Emanationen Ihrer Kohlmarkt-Phantasie, und eine wohlbekannte Stimme wird Ihnen zuflüstern: „Nehmen's ein Brioche, gnä' Frau oder ein' Guglhupf oder ein Nußkipferl, oder ein Stanitzel mit Obersschaum!"

Ich kann es nicht mehr erwarten. Auserlesen bin ich von der Vorsehung, die Hegemonie Berlins über Wien endgültig zu besiegeln. Nun erst ist Bismarcks prophetisches Wort erfüllt: Es würde leicht sein, Wien von Berlin aus zu regieren.

Wann darf ich Sie aus dem Schlafwagen heben? Ihr norddeutscher Bundesgenosse —.

L.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1911
Bd.2

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY